

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1894.

Zweiter Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1894.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 27—52.)

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1894.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 27. — 5. Juli 1894.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich.
Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Graf Alexander von Würtemberg.

Zum 7. Juli 1894.

Funfzig Jahre sind vergangen, seitdem Graf Alexander von Würtemberg seine edle Seele ausgehaucht hat. Selten ist ein Fürst, selten ein Mensch so allgemein und aufrichtig betrauert worden, wie dieser in der Blüte der Jahre hingeraffte Sprosse des würtembergischen Königshauses. Selten hat aber auch ein Mensch die Gabe, seiner Mitmenschen Wohlgefallen zu erregen, in so hohem Grade besessen, wie Graf Alexander. Wer mit ihm in Berührung kam, fühlte sich gewaltig von ihm angezogen. Nicht etwa blos Frauen, denen es ein tiefgefühltes Bedürfniß war, im Zustand der Ekstase zu leben, wie die seelengute, aber überspannte Emma von Niendorf, schwärmten für ihn: auch ernsthaften und ruhigen Männern ging das Herz auf, wenn sie auf den Grafen zu sprechen kamen. „Es haucht mich wie frischer Morgenwind an, wenn ich an ihn denke", sagt Theobald Kerner in seinem neuesten Buche „Das Kerner-Haus und seine Gäste" von ihm. Zunächst war es seine körperliche Schönheit, die für ihn einnahm. Er war, wie sich Emma von Niendorf ausdrückt, „auf seinem schlanken Araber die schönste ritterliche Gestalt, die man sich vorstellen oder vielmehr nicht vorstellen kann, wenn man sie nicht geschaut hat". Auch Justinus Kerner betrachtete ihn als „treuestes Bild eines ritterlichen schwäbischen Sängers aus alter Hohenstaufenzeit". Weit mehr noch als durch seine körperlichen Vorzüge gewann er die Gunst aller durch die sieghafte Liebenswürdigkeit seines Wesens. Ihm war die Kunst eigen, mit den Menschen der verschiedensten Art, mit Personen aus jedem Stande gleich gut umgehen zu können. Als Offizier machte er sich bei seinen Kameraden durch Anspruchslosigkeit und Zwanglosigkeit ebenso beliebt, wie bei seinen Untergebenen durch Leutseligkeit und Güte. In den aristokratischen Kreisen Wiens gehörte er bei seinen häufigen längern Besuchen in der österreichischen Residenz zu den beliebtesten und am meisten besprochenen Erscheinungen; nicht minder populär wußte er sich in der bürgerlichen Gesellschaft Eßlingens zu machen, wo er während des jedesmaligen Aufenthaltes in seinem nahegelegenen Schloß Serach zu verkehren nicht verschmähte. Seine Liebenswürdigkeit hatte durchaus nicht, wie man es sonst wol bei Fürsten zu treffen pflegt, etwas Angelerntes und Gemachtes an sich, sie war vielmehr der natürliche Ausfluß eines trefflichen Herzens. „Sein Herz war herzlich, wie kein Herz, und man konnte mit allem Rechte sagen: «Jeder Muskel an ihm ist ein Herz»" rühmt sein Freund Justinus Kerner von ihm.

Den großen Vorzügen des Gemüths standen bei Graf Alexander nicht minder entschiedene des Temperaments und des Geistes zur Seite. Er war eine Natur voll von Feuer und Kraft und glühte vor Verlangen, die ihm verliehenen Eigenschaften zu bethätigen. Sein Unglück wollte, daß er hierzu keine angemessene Gelegenheit fand. Für einen Fürsten gilt das Soldatenhandwerk als der natürliche Beruf, der Krieg als der natürliche Schauplatz, um, was er zu leisten vermag, zu erproben. Aller Wahrscheinlichkeit nach hätte Graf Alexander die stattliche Zahl der Mitglieder des würtembergischen Hauses, die sich als Generale hervorgethan haben, vermehrt, wenn dies nicht die Verhältnisse gewehrt hätten. Seine Jünglings- und Mannesjahre fielen in die Zeit nach dem Sturz der napoleonischen Herrschaft, da Europa eine längere Periode

ungestörten Friedens genoß. Der Graf war am 5. November 1801 zu Kopenhagen geboren, wo sein Vater, Herzog Wilhelm von Würtemberg, König Friedrich's Bruder, damals Gouverneur war. In zartem Alter war er dann in das schwäbische Heimatland zurückgekehrt, hatte theils dort, theils in der Schweiz eine gediegene Erziehung genossen und war nach Vollendung seines Bildungsganges in das würtembergische Heer eingetreten. Aber der Paradeplatz bot ihm keinen ausreichenden Ersatz für das Schlachtfeld, und die Nichtigkeiten des Garnisondienstes schienen ihm auf die Dauer nicht zu ertragen. Da er nirgends die Möglichkeit sah, seinen Ehrgeiz und sein kühnes Streben zu befriedigen, nahm er frühzeitig seinen Abschied aus dem activen Dienst. Als Ersatz für den Krieg, nach dem er sich vergebens sehnte, mußten ihm nun gefahrvolle Jagden, wilde Ritte, mühsame Gletscherwanderungen, kurz reizvolle Abenteuer aller Art dienen. Was Wunder, daß in jüngern Jahren überschäumendes Kraftgefühl ihn mitunter die Schranken der Sitte durchbrechen ließ? Den Adel seiner Seele hat er niemals verleugnet.

Wenn also das Geschick dem Grafen den freien Spielraum zur Entfaltung seiner natürlichen Kräfte misgönnt hat, so hat es ihm zum Ersatz und zum Trost dafür die Dichtkunst gegeben. Er ist ein echtes lyrisches Talent von großer Frische und Ursprünglichkeit. Obwol zu den Häuptern und Gliedern der schwäbischen Dichtergruppe in nahen Beziehungen stehend, ist er doch von ihrem Einfluß fast völlig unberührt geblieben; obwol mit dem ihm innerlich mannichfach verwandten Lenau aufs engste befreundet, ist doch auch durch diesen Größern seine Eigenart keineswegs vernichtet worden. Eifrig war Graf Alexander darauf bedacht, sich seine künstlerische Selbständigkeit zu wahren. Freiheit der geistigen Bewegung hieß seine Losung, von Dichterschulen wollte er nichts wissen, wie ihm auch die übertriebene Verherrlichung einzelner Dichtergrößen stets ein Greuel war. Des Grafen natürliche Begabung war sehr bedeutend. Hat sein Talent schon in Wirklichkeit schöne Früchte getragen, so wäre es bei sorgfältigerer Behandlung ohne Frage noch höherer Entwickelung fähig gewesen. Es war ihm indessen nicht das einzige Besitzthum, vielleicht nicht einmal das wichtigste: es war ihm nur ein Vorzug unter vielen. So betrieb er das Dichten mit einer gewissen Lässigkeit; er producirte ungewöhnlich rasch, die „Lieder eines Soldaten im Frieden" soll er an zwei Abenden dem Hofmeister seiner Söhne beim Punsch dictirt haben. Die Freude an den unmittelbar seinem Innern entströmenden Liederschätzen ließ den Dichter die Nothwendigkeit übersehen, strenge Selbstzucht zu üben, die Gaben seines Geistes eingehender Prüfung und Sichtung zu unterziehen. Das Feilen war ihm eine verdrießliche Sache. Darum ist in seinen Dichtungen manches Störende stehen geblieben: seltsame Bilder und unedle Vergleiche, Nachlässigkeiten und Undeutlichkeiten im Ausdruck, Härten im Versbau, naturwidrige Betonungen, erzwungene Wortstellungen, namentlich die fast zur Regel gewordene Anwendung der Inversion.

Solche Sorglosigkeiten sind wol damit in Zusammenhang zu bringen, daß Graf Alexander's Ehrgeiz, als Dichter zu glänzen, nicht übermäßig groß gewesen ist. Gewiß haben auch ihm die äußern Erfolge, die er in bedeutendem Umfang errang, Vergnügen bereitet; das wäre ein merkwürdiger Dichter, der darauf gar keinen Werth legte! Aber es war ihm nicht die Hauptsache: die Freude, die er während des Schaffens selbst empfand, war größer als die an seinen fertigen Schöpfungen. Und eben darum, weil ihm der Beifall der Menge ein untergeordnetes Moment war, hat er sich auch niemals um ihren Geschmack bekümmert. Stolz ist er seine eigenen Wege gegangen und hat sich nicht gescheut, wenn es sich so traf, kräftig „gegen den Strom" zu schwimmen, ohne übrigens in den entgegengesetzten Fehler zu verfallen und einer falschen Originalitätssucht zu huldigen.

Graf Alexander's Dichterlaufbahn umspannt nicht viel mehr als ein Decennium. Zu Anfang der dreißiger Jahre trat er theils pseudonym, theils unter seinem wahren Namen im „Morgenblatt" und im „Deutschen Musenalmanach" von Chamisso und Schwab als Dichter hervor, und durch die Vermittelung dieser beiden einflußreichen Organe für Poesie wurde er rasch in der literarischen Welt bekannt. Die günstige Beurtheilung, die seine Erzeugnisse fanden, veranlaßten ihn, sie zu sammeln, und 1837 erschien die erste Auflage seiner Gedichte. 1838 folgten die „Lieder des Sturms". Durch diesen Cyclus, sowie durch die bald darauf entstandenen „Lieder eines Soldaten im Frieden" wurden die gesammelten Gedichte vermehrt, als sie 1841 zur zweiten Ausgabe gelangten. Das letzte Werk Alexander's waren die Sonette „Gegen den Strom", die er 1843 anonym zu Gunsten des kölner Dombaues der Oeffentlichkeit übergab. Einen Neudruck sämmtlicher Schöpfungen des Grafen hat der Reclam'sche Verlag veranstaltet.

Das ganze Wesen Graf Alexander's setzt sich hauptsächlich aus zwei Elementen zusammen, die, wie sie in seinem Lebensgang hervortreten, auch den Charakter seiner Poesie bestimmen: aus einer — man möchte fast sagen — mittelalterlichen kraftvollen Frische und Keckheit und aus einem mehr modernen Pessimismus und Weltschmerz. Nicht ganz vermittelt, nicht zu vollkommener Einheit erhoben laufen diese beiden Seiten seines Wesens nebeneinander her. Die Neigung zur Schwermuth, „das tiefe Trauern und des Herzens wilde Glut", theilt er mit seinem Freund Lenau, und ohne Frage ist durch den Umgang mit ihm diese Neigung gefördert worden; es ist auch nicht Zufall, daß unter den schwäbischen Dichtern gerade Justinus Kerner, der melancholischen Stimmungen mit Vorliebe nachhängt, dem Grafen am nächsten gestanden hat. Indessen überwiegt zum Glück bei unserm Dichter die gesunde Natur. Er selber sucht, wenn auch nicht immer mit Erfolg, die schwermüthigen Anwandlungen zu bekämpfen, und das beste Mittel, das ihn gegen diese wie gegen übertriebene Empfindsamkeit immer wieder schützt, ist die ihm angeborene Lust am bunten Getriebe des Lebens. Ist doch sein Welt-

schmerz weniger ein unablösbarer Bestandtheil seiner Natur als vielmehr das Ergebniß böser Erfahrungen und trauriger Enttäuschungen, das Ergebniß vor allem der Unthätigkeit, zu der er, der Thatenlustige, gegen seinen Willen verdammt ist; könnte doch eine große Aufgabe, eine Schicksalsforderung dem ganzen Jammer mit einem Schlag ein Ende machen. Der kräftig frische Ton wiegt namentlich in den „Liedern eines Soldaten im Frieden", ferner in den „Bildern aus den Alpen" vor. Dem Krieg, nach dem sein Sehnen geht, hat ihm sein feindlicher Stern versagt: so gilt es denn das im Körper glühende Feuer auf andere Weise zu verbrauchen. Auf muthigem Renner über die Heide zu rasen, gefahrbringende Jagdabenteuer zu bestehen, der Schneeberge Gipfel zu erklettern — auch das sind Ziele, des Tapfern würdig. Diese Naturwüchsigkeit ist durchaus nicht erkünstelt oder künstlich gesteigert, sondern dem Wesen des Grafen durchaus angemessen; eben darum weht uns etwas wie frische, gesunde Gebirgsluft aus seinen Liedern entgegen.

Auch die Balladen und kleinern epischen Dichtungen tragen das gemeinsame Merkmal oft bis zur Wildheit anwachsender Kraft. Von Krieg, Kampf und Sturm singt er am liebsten. Mit seinem Freund Lenau trifft er wieder im Hang zum Abenteuerlichen, Schaurigen, Dämonischen, Gigantischen zusammen. Er ist der gespensterhaft-geheimnißvollen Seite der romantischen Richtung zugewandt, und seine üppige Phantasie, der Reichthum der ihm zu Gebote stehenden Bildersprache, die Kunst, poetische Stimmungen zu verbreiten, lassen ihn für solche Stoffe sehr geeignet erscheinen, wenn er auch der hier nahe liegenden Gefahr, des Guten zu viel zu thun, nicht immer ausgewichen ist. Auf diesem Gebiet sind in erster Linie die „Bilder vom Plattensee" namhaft zu machen, theils herrliche Naturschilderungen, theils farbenprächtige Episoden aus dem ungarischen Zigeuner- und Räuberleben. Seiner Neigung zum Düstern und Grausigen geht Graf Alexander auch in den beiden an Schönheiten reichen Gedichten „Atar Gull" (in den „Traumbildern") und „Der Gemsjäger" (in den „Bildern aus den Alpen") nach; ersteres hat die fürchterliche Rache eines Negers zum Inhalt, letzteres handelt von einem verbrecherischen Gemsjäger, der sich verstiegen hat und auf jähem Felsenhang der versammelten Gemeinde im Angesicht des Todes seine Missethaten bekennt. Kraft athmen ferner die „Lieder des Sturms", denen eine eigenthümliche Idee zu Grunde liegt: der personificirte Sturm berichtet von eigenen Heldenthaten, erzählt, wie er in edlem Zorn ein Sklavenschiff zerschmettert, wie er die Armada König Philipp's II. vernichtet habe, und dergleichen mehr. Der Einfall, Ahasver und Bonaparte in dem also betitelten Gedicht auf einem Schiff zusammenzuführen, ist freilich mehr barock als originell. Den breitesten Raum in den „Liedern des Sturms" nimmt das Epos „Kornik" ein, in dem die Thaten und widrigen Schicksale eines französischen Seehelden besungen werden. Das Talent des Dichters leuchtet aus dem bunten Wechsel stimmungsvoller Bilder und wirkungsreicher Schilderungen hervor, aber das Ganze läßt die ebenmäßige Ausgestaltung des Stoffes und die künstlerische Abrundung vermissen. Ueberhaupt ist das Urtheil, das, wie es zu gehen pflegt, ein Kritiker von dem andern übernommen hat, daß die „Lieder des Sturms" Graf Alexander's hervorragendste Schöpfung seien, in dieser Allgemeinheit nicht gerechtfertigt. Einzelne Stücke daraus gehören allerdings zu dem Besten, was er gedichtet hat, aber auf gleicher Höhe damit hält sich manches aus andern Gruppen, insbesondere aus den vermischten Gedichten. Trefflich ist in der volksthümlich gehaltenen und schneidig rhythmisirten Ballade „Des Kürassiers Gang zum Tode" der Ton dieser Dichtungsgattung getroffen; vorzüglich ist die Farbenmischung in dem schildernden Gedicht „Das Versatzhaus", worin machtvoll gegen Semitismus und Unglauben angekämpft wird; die zehn kurzen Romanzen, die Andreas Hofer gewidmet sind, gehören zu den allerbesten Gedichten über diesen Volkshelden.

Was indessen die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen besonders auf den Grafen gelenkt hat, sind nicht sowol seine warm empfundenen Lieder und phantasievollen Gedichte erzählender Art als seine Zeitgedichte. Es mußte auf die Massen Eindruck machen, den nahen Verwandten eines Königs für die Sache der Freiheit Partei ergreifen zu sehen. Verbot doch sogar die wiener Censur die Gedichte des würtembergischen Prinzen. Freilich ist er nur für eine durch Vernunft gezügelte Freiheit eingetreten: wilden demokratischen Leidenschaften hat der edle Mann niemals gefröhnt, und mit den ultraliberalen Tendenzdichtern ist er nicht zu verwechseln; er ist vielmehr ihr erbitterter Gegner gewesen. Warmes patriotisches Empfinden übt den entscheidenden Einfluß auf seine Ansichten von Politik und Geistesbildung. Es sieht in seinem deutschen Vaterland nicht so aus, wie es soll, und darum ist ihm unser ganzer Planet „morsch und verdreht". Aufs tiefste beklagt er die Zersplitterung seines Volkes: lieber noch will er den unerträglichen Frieden ertragen, als daß Deutsche wieder gegen Deutsche kämpfen. Der ärmste Mann ist der, der kein Vaterland sein eigen nennen kann. Graf Alexander ist Vollblutgermane, entschiedener Deutschthümler. Verhaßt sind ihm Kosmopolitismus, Weltbürgerthum. Verhaßt ist ihm an seinen Landsleuten der Hang zum Fremden, den er auf die römische Grundlage unserer Cultur zurückführt. Gegen diese eifert er darum: wie Hannibal hat er schon als Knabe den Römern ewigen Haß zugeschworen, während er der Griechen in Verehrung gedenkt. Und nicht minder als das alte Römerthum sind ihm dessen Erben zuwider: das moderne Franzosenthum und das anspruchsvolle päpstliche Rom. Seine Liebe gilt dem Mittelalter, „dem großen Geist der alten deutschen Zeit". Er schwärmt für größere Natürlichkeit, für gesündere Grundlagen in der Lebensführung. Er schilt auf die unsinnige Mode, die Lüderlichkeit der Frauen, die Ehebruchromane; die Romane sind ihm überhaupt „die Pest des Jahrhunderts". Wenig behagt ihm auch sonst die moderne Kunst: die sentimentale

kraftlose Tagespoesie, die Herrschaft von Jung Israel. Auch mit der Jugenderziehung ist er in keiner Weise einverstanden: es werde zu viel Latein gelernt, die übertriebene humanistische Bildung wirke erschlaffend. Kräftiger, mehr durch Leibesübungen soll die deutsche Jugend erzogen werden, und vor allem im Glauben. Dem Grafen selbst ist ein schlichter christlicher Glaube eigen, der sich um Dogmen wenig kümmert.

Gleich starken Eichen muß der Glaube ragen
Empor zum Himmel, ungebeugt und fest.

Er achtet jeden, der an der Religion festhält, in der er geboren und erzogen ist: den Zweiflern ist er gram, von der modernen Aufklärung will er nichts wissen. Auch hier zeigt sich wieder deutlich, wie stark das ganze Wesen Graf Alexander's in der Romantik wurzelt. Sein Glaube ist nicht der in schweren innern Anfechtungen erkämpfte, es ist der von den Vätern überkommene, den man nicht durch zweckloses Grübeln gefährden will, es ist ein christlicher Glaube, wie er den Soldaten und Fürsten gut kleidet. Dabei ist der Dichter von Pietismus und Kopfhängerei himmelweit entfernt. Er ist kein Kostverächter, liebt Weiber, Wein und Spiel; aber das Höchste im Leben dürfen solche Dinge nicht sein, es muß für brave Männer noch ein besseres Ziel geben: Liebe zum Vaterland und Gläubigkeit weisen den richtigen Weg. Gewiß schießt Graf Alexander mehr als einmal weit über das Ziel hinaus, zumal in seinem Haß gegen Romanenthum, Semitismus, das Fremdländische überhaupt; gewiß wendet sich sein Eifer mitunter gegen die falsche Seite: aber in vielen Punkten ist ihm doch beizupflichten, und auch da, wo er irrt, ist die Festigkeit und Unerschrockenheit seines Charakters, die Geradheit und Ehrlichkeit seiner Natur wahrhaft erquickend.

Solchen Gesinnungen gibt Graf Alexander sowol in andern Gedichtgruppen als besonders in den Sonetten „Gegen den Strom" Ausdruck. Insofern sich in diesen seine Denkart am entschiedensten und rücksichtslosesten ausspricht, sind sie als die eigenthümlichste Frucht seines Dichtergeistes zu betrachten, während sie an rein künstlerischem Werth hinter andern Schöpfungen zurückbleiben. Denn manches der Sonette ist allzu flüchtig hingeworfen, und die ununterbrochene Anwendung dieser Kunstform erzeugt Eintönigkeit. Was aber auch da und dort an den Dichtungen des Grafen misfallen mag, so sind sie doch, von dem culturgeschichtlichen Interesse, das sie erwecken, ganz abgesehen, bedeutend genug, um noch heute lebendig zu wirken und jedem Freund der Poesie Genuß zu bereiten.

Rudolf Krauß.

Friedrich Wilhelm Weber.

Am 5. April d. J. starb im einundachtzigsten Jahre seines Lebens Friedrich Wilhelm Weber, ein Dichter, der, was wol noch nie vorgekommen, erst im fünfundsechzigsten Jahre seine erste Dichtung, „Dreizehnlinden", veröffentlichte und dieser dann noch verschiedene andere mit nicht versiegender dichterischer Kraft folgen ließ. Und was noch merkwürdiger ist, dieser Dichter hat eine Berühmtheit erlangt, wie kaum ein anderer; ja er wird von gewisser Seite geradezu als der erste Dichter unserer Zeit gepriesen, und sein Hauptwerk „Dreizehnlinden" gilt als ein „literarisches Phänomen". Zu seinem achtzigsten Geburtstage hat ihm Karl Höber eine Festschrift*) gewidmet. Sie ist ein Lobgesang auf Weber's dichterische Größe, sie ersetzt den kritischen Nachweis dieser Größe durch Begeisterung und zeigt bereits Ansätze zu einem Alexandrinismus, der uns bei der Erforschung eines doch noch viel größern Dichters, Goethe's, so wenig angenehm berührt. Das Buch ist auch nicht ganz ohne Tendenz, obwol sie nicht aufdringlich hervortritt: der Verfasser wollte dem katholischen Dichter ein Denkmal setzen. Weber galt ja sofort nach Erscheinen seines Epos „Dreizehnlinden" — er war damals Centrumsabgeordneter — als der „erste katholische Dichter"; seitdem haben seine Verehrer das katholisch gestrichen und preisen ihn als den ersten deutschen Dichter.

Hier haben wir denn auch den Grund, warum Weber so berühmt geworden ist. Man muß die Anstrengungen verfolgt haben, die seit der Beilegung des Culturkampfes die deutsche katholische Welt machte, um eine katholische schöne Literatur heranzurufen, die der „akatholischen" ebenbürtig wäre, und man kann sich die Freude denken, welche die katholische Kritik erfüllte, als sie in Weber den Führer und Leitstern zu der erhofften Blüte katholischer Literatur fand. Weber ist in der That für das katholische Deutschland das geworden, was einer andern Weltanschauung Goethe ist; man citirt dort Weber's Verse wie Orakelsprüche, man braucht nur seinen Namen zu nennen, und stolz leuchten die Augen ganzer katholischer Versammlungen.

Daß Weber seinen Erfolg wesentlich dem Ultramontanismus verdankt, das gibt auch der Verfasser der Festschrift zu, wenn er in seiner Weise schreibt: „Eine Dichtung wie «Dreizehnlinden» wäre im vorigen Jahrhundert unmöglich gewesen. — — Erst als die Feinde der [katholischen] Kirche sie von allen Seiten bedrohten und knechteten und ihre Existenz in Frage zu stellen schienen, da erwachte das gläubige Volk und dem Erwachen folgte das gesteigerte Interesse für die Fragen, Probleme und Arbeiten des [katholischen] Christenthums. — — — Aehnlich muß auch «Dreizehnlinden» aufgefaßt werden als dichterische Formel, in welcher das religiöse Empfinden und die von wahrem, lebendigem

*) Friedrich Wilhelm Weber. Sein Leben und seine Dichtungen von Karl Höber. Paderborn, F. Schöningh. 1894. 8. 1 M.

Christenthum durchdrungene Gesinnung der Katholiken der Gegenwart seinen Ausdruck fand."

Nun darf man aber ja nicht glauben, Weber sei ein ultramontaner Dichter; ja es ist wol zu stark ausgedrückt, wenn Adolf Stern in seiner „Deutschen Nationalliteratur" (1886) sagt, er zeige „an gewissen Stellen seiner Gedichte und in dem Hereinziehen modernster Schlagwörter und Anschuldigungen in dieselben, daß er ein Gefolgsmann der ultramontanen Parteibestrebungen ward und seine poetischen Weisungen wenigstens nicht allein mehr vom eigenen Herzen empfing".

Weber ist ein religiöser Dichter, und er ist es auf dem Boden der katholischen Confession; aber das Christlich-Religiöse überwiegt das Confessionelle, das echt Deutsche in ihm läßt nichts undeutsch Ultramontanes aufkommen. So dürfen seine Dichtungen mit Ausnahme etwa seiner „Marienblumen" auf die Theilnahme sowol des evangelischen wie des katholischen Hauses rechnen; denn so engherzig ist man wenigstens auf protestantischem Boden nicht, daß man ein sonst tüchtiges Dichtwerk ausschlösse, weil der Verfasser seine Wurzeln in der katholischen Kirche hat und daraus keinen Hehl macht.

Man hat es allerdings von seiten der ultramontanen Kritik der unconfessionellen Kritik sehr schwer gemacht, Weber anzuerkennen. Aus zwei Gründen: Weber ist über das ihm gebührende Maß hinaus verherrlicht worden; das hat unwillkürlich auch die unbefangene Kritik veranlaßt, seine Schwächen, die Grenzen seines Talentes zu betonen. Jedes Wort der Anerkennung andererseits haben die Ultramontanen als „widerwilliges Geständniß" aufgefaßt, und es hat stets zur Verherrlichung der katholischen Literatur dienen müssen, wenn selbst solche „Alleinpächter der Weltliteratur" Weber's „Meisterwerke" anerkennen mußten. Als ob die nichtultramontane Kritik, wie die ultramontane thut, auch zuerst nach dem Taufschein fragen würde und sich erst die Bescheinigung tadelloser confessioneller Correctheit eines Dichters geben ließe, ehe sie seinen Werth anerkennt!

Und Weber ist ein Dichter, das leidet keinen Zweifel. Er hat sich an Tennyson und an Tegnér gebildet, mit deren Uebersetzung er seine literarische Laufbahn begann. Die schwierigen Uebersetzungen von Tennyson's „Maud", „Enoch Arden" u. s. w. sind ihm vorzüglich gelungen; schon aus diesen Proben seines Formtalentes erhellte, daß hier ein Dichter den andern übertragen hat; der Einfluß von Tegnér's „Frithjofssage" ist auch in „Dreizehnlinden" nicht zu verkennen. Ebenso aber hat sich Weber auch am mittelhochdeutschen Minnelied und Volkslied geschult, was seiner Lyrik das Einfache und Kindliche gibt. Daß er Talent zum Epos hatte, das zeigte er in seinem letzten, in Norwegen spielenden Epos „Goliath", in welchem, wie Höber richtig anmerkt, zwei echt germanische Eigenschaften, Treue und Trotz sich gegenüberstehen. Die Ascese, auf deren Verherrlichung das Gedicht hinausläuft, mag unserm Empfinden widersprechen; aber es sind Gestalten, leibhaftige Gestalten, die der Dichter geschaffen und folgerichtig durchgeführt hat. Gerade in Norwegen ist diese Geschichte möglich; denn vom Nordlandsbauern singt Weber:

Der Nordlandsbauer ist kein Sonnenkind,
Er schaut nicht heiter in die heit're Welt.
Sein Aug' ist still und klar, die Stirn umwölkt
Und trüb' sein Sinn wie seine Liederweisen,
Die selbst beim frohen Mahl wehmüthig lauten.
Schwer wie die Wolkenlast auf seinen Bergen,
Verdüsternd wie des Winters lange Nacht,
So liegt auf ihm des Lebens harte Bürde.

Ein freier Mann, ein Fürst auf eig'nem Grund,
Zu rauhem Werk gestählt von Jugend auf,
Herzhaft und wetterfest, gesund und stark,
Mit Worten karg, doch rüstig, rasch zur That,
Voll Kindereinfalt und voll Gottvertrau'n,
Brav, ohne Ahnung, daß er gut und brav:
So hebt er Haupt und Hand getrosten Muths,
Und kommt die Noth, sie findet ihren Mann.

Weniger wirklich episches Talent finden wir in „Dreizehnlinden", einem Epos, das zudem schwer mit Lyrik befrachtet ist. Und wenn Höber an dem Mönchskatalog im vierten Gesang mit seinen 130 Strophen die „grandiose Kunst" rühmt, die Mönche „mit wenigen scharfen Strichen" zu charakterisiren, so wird jeder Leser eher das Gegentheil davon empfinden. Höber will überhaupt keinerlei Tadel Weber's gelten lassen, und wenn H. Keiter noch den Trauerliedern Hildegard's im achtzehnten Gesange einzig und allein Chamisso's „Frauenliebe und Leben" als ebenbürtig zur Seite stellt, so ist das für Höber viel zu wenig; er meint, man müsse diesen Vergleich zu Ungunsten Chamisso's aufgeben. Die ganze übrige Literatur ist für Höber überhaupt höchstens dazu da, um als Parallele zu Weber's Gedichten herbeigezogen zu werden. Hat Weber einen Gedanken, der schon oft da war, lyrisch benutzt, so citirt Höber ein Volkslied, ein Lied von Heine oder von Lingg, in welchem „auch" etwas ähnliches stehe. Die sonstige Kritik pflegte dies umzukehren, da Volkslied, Heine und Lingg älter sind als Weber.

Weber war ein liebenswürdiger, charakterfester Mensch und hat als hochgeschätzter Arzt die Herzen der Menschen gewonnen. Er ist auch ein liebenswürdiger, gewinnender Dichter von großer Gewandtheit in Sprache, Vers und Ausdruck, allerdings ohne hinreißend zu sein. Was er sang, kam ihm aus voller Brust, und unter den Dichtern reinen Herzens wird er allezeit einen Ehrenplatz behaupten.

Richard Weitbrecht.

Aus der Erzählungsliteratur.

1. Die Klosterschülerin und andere Erzählungen von E. Juncker (Else Schmieden). Berlin, O. Janke. 1894. 8. 6 M.

E. Juncker ist eine beliebte Schriftstellerin; ihre Verleger und die Leihbibliothekare werden mit ihr daher sicher sehr zufrieden sein; nicht so die Kritik, wofern sie nicht auch unter dem Banne der Schablone steht. Von rechtswegen müßte sie feststellen, daß Juncker's Erzählungen voll Sentimentalität und Unnatur stecken, daß ihre ganze Kunst in der Routine besteht, mit der sie ihre verbrauchten Stoffe dem banalen Geschmacke des Publikums entsprechend zu drapiren versteht. Man wende nicht etwa ein, daß es ungerecht sei, einen Autor nach einem einzigen Buche so hart zu beurtheilen: erstens ist dieses Urtheil nicht allein durch das vorliegende Buch begründet, sondern auch durch ihr Buch „Der Verlobungstag und andere Novellen", das vor sechs Jahren in d. Bl. besprochen worden ist, und zweitens sind gerade Novellensammlungen vorzüglich geeignet, einen Autor zu charakterisiren, denn sie enthalten Erzählungen, die zu ganz verschiedenen Zeiten, unter verschiedenen Umständen geschrieben worden sind, somit nicht die Entschuldigung gestatten, die man bei einem Romane gelten lassen kann, daß das Werk nämlich eben ein unglücklicher Wurf sei, wie das ja jedermann geschehen könne. Man ist somit sehr wohl berechtigt, über E. Juncker nach ihren zwei Novellensammlungen so strenge zu urtheilen.

Bei dem vorliegenden Buche soll dieses Urtheil im folgenden des Nähern begründet werden. Die ersten zwei Geschichten „Die Klosterschülerin" und „Föhn" haben einen ähnlichen, ja denselben Grundgedanken: in jeder verliebt sich der Held schon bei der ersten Begegnung in die Heldin, wird aber durch die Ungunst der Verhältnisse von ihr getrennt, ohne zu wissen, wie sie heißt. Seine Bemühungen dies zu erfahren, sind vergeblich, und so geht er mit einer unstillbaren Sehnsucht nach der Unbekannten im Herzen durchs Leben, bis sie ihm der Zufall in den Weg führt, was in der „Klosterschülerin" sieben Jahre braucht, während es in „Föhn" kaum eins dauert. In dieser Novelle trifft er sie aber als die Frau eines andern; dort ist er so glücklich sie noch frei zu finden: sie hat die sieben Jahre auf ihn gewartet.

Vom echt romanhaften Zufalle der Wiederbegegnung sei ganz abgesehen, er mag hingehen: das andere genügt vollauf, das literarische Sündenmaß der Verfasserin zu füllen. Vor allem ist es einmal nicht wahrscheinlich, daß sich ein Mann auf das erste mal gleich so dauerhaft verliebt, aber in der „Klosterschülerin" kann man sich das noch gefallen lassen, es ist immerhin möglich, denn das Paar verbringt doch ein paar Stunden zusammen: in „Föhn" aber beschränkt sich die Begegnung darauf, daß der Held die Heldin, die dem Ertrinken nahe ist, aus den Wellen rettet. Wird er, ohne ein Wort mit der Ohnmächtigen gesprochen zu haben, ohne zu wissen, wer sie ist, wirklich eine so tiefe Leidenschaft fassen können? Es ist sehr unwahrscheinlich; aber auch das sei noch zugegeben: was aber durchaus unmöglich ist, das ist folgendes: der Held verliebt sich nicht nur im ersten Augenblick, er verlobt sich auch gleich! Man vergegenwärtige sich die Situation und man wird ihre gänzliche Unmöglichkeit erkennen; man denke nur: der junge Mann hält eine Ohnmächtige in den Armen, und als solche ist sie, mag sie sonst auch noch so elfenhaft leicht, und er noch so herkulisch kräftig sein, eine beträchtliche Last, zumal in den Wogen des Meeres, von denen (S. 80) gesagt ist, daß sie „toben". Das ist doch sicher eine gefährliche oder mindestens schwierige Lage, und nimmt jedenfalls die Aufmerksamkeit des Betreffenden vollauf in Anspruch. Was thut der Monsieur aber in dieser Situation? Er „murmelt" der Ohnmächtigen eine Liebeserklärung ins Ohr und zwar nicht etwa ein kurzes „ich liebe dich", sondern eine ganz ausgiebige, was eigens bemerkt wird (S. 82). Das ist doch gewiß eine staunenswerthe Probe von Kaltblütigkeit und Lungenkraft; er leistet aber noch weit mehr: „Er streift schnell entschlossen einen Smaragdring von seinem kleinen Finger und steckt denselben an den vierten Finger der zarten Linken." Das ist ein Kunststück, das ihm sicher niemand nachmachen wird! Interessant wäre nur, zu wissen, wie er während dieser Procedur seine Bürde gehalten hat! Es gehört wirklich viel dazu, einem zuzumuthen, solchem Unsinn Glauben zu schenken!

In der Novelle „Die Klosterschülerin" verdient noch ein Umstand besonders erwähnt zu werden, und das ist, daß der Held seine Unbekannte nach sieben Jahren an ihren Händen erkennt. Das ist recht unglaublich, zumal da zwischen der magern, ungepflegten Hand eines sechzehnjährigen Schulmädchens und der ausgebildeten, gepflegten einer dreiundzwanzigjährigen Weltdame in der Regel ein beträchtlicher Unterschied vorhanden ist. Wenn diese Hände noch irgendein auffallendes Merkmal hätten, aber das haben sie nicht. Der Mann, der diese merkwürdige Unterscheidungsgabe besitzt, sagt bei dieser Gelegenheit folgendes:

> Augen kann man vergessen, und der Wohllaut des Organs erweckt nur unklare, verschwommene Erinnerungen, aber reine, keusche, geist- und seelenvolle Hände vergißt man nie — an diesen Händen hätte ich Sie unter Tausenden erkannt.

Offenbar theilt die Verfasserin diese sonderbare Auffassung; das geht auch aus dem hervor, daß sie in der Novelle „Eine untergehende Sonne" schreibt:

> Die bleiche Frau legte eine durchsichtige, blaugeäderte Hand über die Augen, eine Hand, der man es ansah, daß sie nachts „auf einem kranken Herzen ruhte".

Von solchen Händen spricht bekanntlich Theodor Storm in einem seiner Gedichte.

Daß die Verfasserin sich auf einen echten Dichter wie Storm berufen kann, hilft ihr aber gar nichts, deswegen

bleibt das, was sie behauptet, doch leerer, mystischer Unsinn und ebenso Storm's Aeußerung, mag sie auch ein deutscher Literaturprofessor als besonders sinnig gerühmt haben.

Abgesehen von einigen höchst komischen Vergeßlichkeiten der Verfasserin ist die Erzählung „Föhn" entschieden die beste unter den fünfen, die das Buch enthält. Sie ist in der Idee recht nett und stellenweise nicht ohne Poesie. Die Kinder, die sie bevölkern, sprechen freilich zu gewählt, um natürlich zu sein. Die Natürlichkeit ist eben nicht Sache der Verfasserin. Ihre erwachsenen Personen sprechen noch unnatürlicher: phrasenreich, blumig „g'(e)schwollen", wie man in Oesterreich sagt, kurz so, wie im wirklichen Lebeud niemand spricht. Auch die Technik ist in der „Klosterschülerin" wieder voll Unnatur; wo ist der Mann, der eine Episode aus seinem Leben so druckreif und blumig erzählt wie dieser Botho und sich noch aller Gespräche so genau erinnert, daß er sie wörtlich wiedergeben kann? Man sollte einen Preis für einen solchen Wundermann ausschreiben!

Schließlich sei noch einer Farbenblindheit gedacht, die die Verfasserin mit manchen Autoren und den Leuten aus dem Volke gemeinsam hat: sie nennt den Flieder „blau"! Das geht noch über die traditionelle Fabel vom „blauen" Veilchen! Es ist geradezu unbegreiflich, daß man eben diese zwei Blumen so oft blau nennt, obwol gerade sie zweien Farben den Namen gegeben haben: dem Violett und dem Lila!

Daß dieses Buch hier so ausführlich besprochen worden, obwol es das an sich nicht verdiente, ist deshalb geschehen, weil seine Fehler gerade typisch sind für die deutsche Schablonenliteratur, deren üppiges Unkraut jedes Talent überwuchert.

2. Hedwig. Roman von E. Karl. Berlin, O. Janke. 1894. 8. 4 M.

Dieser Roman entwickelt sich im Laufe der Handlung viel besser als es sein sehr schablonenhafter Anfang erwarten läßt. Vieles darin ist allerdings dilettantenhaft, so z. B. die Beschreibungen der römischen Denkmäler und die Betrachtungen darüber; solche Schilderungen müssen erstens von ganz besonderer Anschaulichkeit sein, wenn sie wirken sollen — ist doch Italien schon so zum Ueberdrusse literarisch ausgebeutet! — und zweitens gehören sie überhaupt nicht in eine Erzählung, in der Weise nicht; nur wenn sie im engsten Zusammenhange mit den Personen der Erzählung stehen, sind sie auf dem Platze; hier aber stehen sie fast ganz selbständig da, als ob es sich lediglich um eine Reiseschilderung handelte.

Auch sonst ist der Verfasser — oder wahrscheinlich die Verfasserin? — manchmal recht unbeholfen in der Darstellung. Aber trotz dieser Mängel verdient er oder sie eine gewisse Anerkennung für die vernünftige, schlichte und trotz der oft schablonenhaften Ausdrucksweise der Personen, wahre Erzählung; man wird ja genügsam, wenn man gezwungen ist, jahrein, jahraus so viel affectirtes albernes Zeug zu lesen, und erkennt darum auch jede Spur von Natürlichkeit und Verstand gern an. Wer sich eine bessere, nicht aufregende Unterhaltungslektüre verschaffen will, dem kann das Buch mit gutem Gewissen empfohlen werden; ein literarischer Gourmand darf er freilich nicht sein!

3. Erinnerungen einer Schwiegermutter. Von George R. Sims. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von F. Mangold. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 10. Jahrgang. Band 17, 18.) Stuttgart, Engelhorn. 1894. 8. 1 M.

Schwiegermütter sind immer misverstanden worden und werden es wol auch stets werden. Niemand hat die Sache bisjetzt von ihrem Standpunkt aus beleuchtet. Das ist der Zweck meines Buches, und deshalb habe ich mich jetzt, wo alle meine Kinder bis auf zwei verheirathet sind und mir viel Zeit zur Verfügung steht, entschlossen, die Sache der am schwersten verleumdeten Menschenklasse auf der ganzen Welt zu vertreten. Ich bin fest überzeugt, daß sie in einem ganz andern Lichte erscheinen wird, wenn ich meine Erfahrungen erzählt habe. . . . Es ist die höchste Zeit, daß jemand ein Wort für die Schwiegermutter einlegt. In den meisten Büchern, die ich gelesen habe, sind sie ganz falsch dargestellt, und auf der Bühne werden sie immer lächerlich gemacht, wenn nicht noch was Schlimmeres.

So schreibt die wackere Frau Jane Tressider, Gattin des ehrenwerthen Mr. John Tressider, eines wohlhabenden Kaufmanns der City, und glückliche Mutter von elf Kindern, von denen sieben schon unter die Haube oder den Pantoffel gebracht sind. Diese treffliche Dame führt ihre Aufgabe mit so köstlichem Humor, mit so feiner Selbstironie durch, daß man sie selbst dann als gelungen bezeichnen muß, wenn es ihr nicht völlig geglückt sein sollte, ihren eigentlichen Zweck zu erreichen und die Schwiegermütter ganz rein zu waschen. Jedermann wird übrigens gerne zugeben, daß eine Schwiegermutter, zumal eine so vielfache wie Mrs. Tressider ein arg geplagtes Wesen ist, dem man es schon nachsehen muß, wenn es einmal übler Laune ist.

Das Buch erinnert in seinen Grundzügen lebhaft an die Expectorationen der Frau Buchholz, ist aber viel flotter und unterhaltender geschrieben und nicht so spießbürgerlich in seinem Milieu. Der Verlag verdient große Anerkennung dafür, das deutsche Lesepublikum mit diesem ausgezeichneten Unterhaltungsbuche bekannt gemacht zu haben, zumal in so vorzüglicher Uebersetzung und auch in bequemerm größerm Drucke als sonst. Der verdiente Erfolg wird wol nicht ausbleiben!

4. Feuer! Eine Klostergeschichte von Marie Conrad-Ramlo. München, Dr. E. Albert. 1894. 8. 1 M.

Beim Brande eines Nonnenklosters fliehen dessen Bewohnerinnen begreiflicherweise, zwei von ihnen, eine alte und eine junge, werden in einem nahen Schlosse gastlich aufgenommen, und die jüngere wird die Gattin des jungen Grafen. Das ist die Geschichte, mit wenigen Worten erzählt. Sie ist in keiner Hinsicht bemerkenswerth, weder erheiternd, noch erschütternd, weder geist- noch gemüthvoll. Offenbar spielt sie in Böhmen, wenigstens wird die gräf-

liche Familie als böhmisch bezeichnet, und deren Prädicat Wrumbi soll vermuthlich böhmisch klingen, was aber nicht eben besonders der Fall ist. Auch der Name Josza soll wol slawisch oder ungarisch sein, ist aber weder das eine noch das andere; vielleicht hat Frau Conrad-Ramlo einmal gehört, daß Józsi (sprich Jóschi, mit weichem sch) ein ungarischer Name sei, und hat nun einen Josza daraus gemacht, der ungarisch Jossa ausgesprochen würde, was ganz und gar nicht ungarisch klingt.

Daß die Verfasserin alle Personen, wenn sie von der Vergangenheit reden, sich des Imperfects bedienen läßt, ist grundfalsch, denn in Oesterreich ist diese Zeitform mit Ausnahme weniger Hülfszeitwörter ganz ungebräuchlich, auch in den höchsten Kreisen; übrigens ist sie, was leider die wenigsten Autoren wissen, auch grammatisch nur unter ganz bestimmten Bedingungen auf dem Platze, nicht aber in den Wechselreden des täglichen Lebens.

Theodor von Sosnosky.

Lyrik, Ballade und Lesepoesie.

1. Lieder und Bilder. Von Franz Weber. Altenburg, Stephan Geibel. 8. 3 M.
2. Balladen. Von Edward Wechßler. Stuttgart, A. Bonz u. Comp. 1893. 12. 2 M.
3. Tropfen und Funken. Von Otto Engelhardt. Braunschweig, A. Limbach. 1893. 8. 2 M.
4. Gastgaben. Sprüche eines Wanderers von Fritz Koegel. Leipzig, C. G. Naumann. 1893. 12. 2 M.
5. Wildlinge. Von Max Wundtke. Straßburg, H. Friedemann Nachf. 1893. 8. 3 M. 50 Pf.
6. Wahrheitspfad (Dhammapadam). Von Karl Eugen Neumann. Leipzig, Veit u. Comp. 1893. 8. 3 M. 50 Pf.

Ein kleiner Strauß Wiesenblumen ist eine anmuthige Gabe, aber als Wagenladung sind Wiesenblumen Heu. Das kam mir in den Sinn, als ich 144 Seiten Lieder in Franz Weber's „Liedern und Bildern" (Nr. 1) durchlesen mußte. Das letzte Gedicht beginnt:

> Genug der Distichen und Anapäste,
> Genug im eigenen Haus der fremden Gäste

(der Verfasser spricht also wol Anapest, wie der Heine'sche Hyacinth Hirsch),

> Genug der Ritornelle und Sonette,
> Nun singt in deutschen Weisen um die Wette!

Ja, wenn die Herren nur die deutsche Weise, die echte deutsche Dichtersprache lernen wollten! Was würde Walther von der Vogelweide sagen, wenn er „Reime" läse wie „Welt: quält", „Werke: Berge", „welken: schwelgen"! Und die barbarischen Vocalabwerfungen wie: „Da deckt' sie Nebel" für „deckte", „da hält die Treu' sie, die sie eint'" (einte!)! Man zeige mir den französischen, den italienischen, den englischen Dichter, der seine Muttersprache in solcher Weise schändet! Im schlechtesten deutschen Volksliede, das Bleicherinnen oder Landsknechte gesungen haben, finden sich solche Scheußlichkeiten nicht. Manchmal entsteht durch die falsche Vocalabwerfung ein reiner Unsinn. Wenn man eine Mutter klagen hört: „O daß dein rosiger Wangenschein nimmer im Leid erblich!", so beklagt sie es ja, daß die Wangen ihres Kindes nimmer im Leid erblichen sind. Was nützt es, daß der Verfasser schreibt: „erblich'", da doch kein Mensch diesen Apostroph hören kann! Was für ein Gefühl übrigens Franz Weber — und hundert andere junge deutsche Dichter, denn er ist noch lange nicht der schlechteste — für Vers und Reim hat, mag auch folgende Probe zeigen: „Warum gabst du die Hand mir und sprachst so holden Dank, so warm sie drückend, ahnt dir nicht, daß solch (natürlich ist sprachwidrig solch' gedruckt) Druck macht krank?" Und dabei hat der Mann wirklich einige Begabung für die Lyrik, wie: „Waldeszauber", „Waldeinsamkeit", „Erkenntniß", wo er freilich „an sich: Wahn sich" reimt, und noch einige andere Gedichte zeigen.

Besser ist der zweite Theil. Für das „Bild", wie er es nennt, hat Weber einen Beruf, wenn man auch die Einwirkung von Wolff, Scheffel und andern hier und da allzu deutlich erkennt. So sind „Jüngere Steinzeit", „Hügelgräber", „Einwanderung", „Hunneneinfall" gut gezeichnete Bilder aus älterer Zeit, und „Fastnacht" ein düsteres, durch Anschaulichkeit, Wahrheit und Leben wirkendes Nachtgemälde aus der Gegenwart. Unverständlich ist es mir, warum eine ins Mittelalterliche übersetzte Geschichte nach Art der „Tochter des Pfarrers von Taubenhain", die beginnt „Im Maien wehen die Lüfte so lind", überschrieben ist „Der erste April". Hier begegnet uns übrigens, dicht neben einer Bürger'schen Reminiscenz, das abscheuliche „Jungfräuwelein"!

Ein Dichter von plastisch bestimmter Eigenart und auf einem Gebiete geradezu vorzüglich ist Edward Wechßler. Seine „Balladen" (Nr. 2), seine „Nordlandsgesänge, -Sagen, -Schwänke" bilden eins der erfreulichsten Bücher, die mir seit Jahren begegnet sind. Wechßler hat sich in das altgermanische, vor allem in das altnordische Wesen auf das Tiefste hineinempfunden und eingelebt, ohne dabei doch an der dem Menschen von heute natürlichen Empfindung eingebüßt zu haben, und gestaltet und formt seine Stoffe mit einer Kunst, die ihre Gesetze aus sich selbst nimmt, vielfach im echten Balladenton, wie ihn außer Uhland nur wenige zu treffen gewußt haben. Seine Gestalten leben und wandeln vor uns auf dem Boden ihrer Heimat, in den Scenerien, die der Schauplatz ihrer Thaten sind, in einer Beleuchtung von schlichter ungewollter Symbolik:

> Wem jagen dort die Winde das weiße Haar, den Bart? —
> Held Haward ists, der alte, dem nirgends Ruhe ward.
> Aufs weite Meer nun starrt er — dann über Schnee und Eis,
> Als sollte Trost ihm kommen, dem jammervollen Greis.

Er kann den Mörder seines Sohnes nicht finden, und, wenn er ihn finden, kann er ihn rächen, er, der schwache Greis? Da kommt ein Schiff, der Mörder springt heraus. Haward, plötzlich wie verwandelt zu alter Kraft und Glut, zwingt ihn Stand zu halten.

Der deckt sich mit dem Schilde; schon rennt ihn Haward an;
Da konnt' ihm nichts mehr helfen; es war um ihn gethan.

Herrlich stimmt hier der leise Anklang an die Nibelungensprache zum Ton des Ganzen. Der Sieger, nun selbst dem Tod verfallen, spricht:

Gern leg' ich nun zur Ruhe das Haupt, das graue, hin,
Da ich den Eid gelöset, der Ahnen würdig bin;
Ich seh den Sohn mir winken, ich seh die Helden all —
In Ehren bin gestorben: hinauf denn nach Walhall!

Die ganze herbe Größe nordischen Fühlens athmet „Sigmund und Signy". Die Schwester läßt den Bruder ins Gehöft, damit er den Tod ihres Vaters an dessen Mörder, ihrem Gatten räche, aber sie stirbt mit ihrem Gatten in den Flammen. In dem Balladenkranze „Herwor die Maid von Munarwag" ist, wie auch sonst, neben dem Reimvers der Alliterationsvers prächtig verwendet. Angantyr wird mit seinem eigenen Schwerte Tyrfing, dem Unheilbringer, von dem besiegten Hialmar verrätherisch erschlagen. Tyrfing zur That der Rache zu fordern, erscheint Herwor am Grabe des Ermordeten:

Angantyr!
Stehe auf!
Vater, erhebe dich!
Es ruft dich Herwor;
Die Stimme der Tochter
Tönt in die Tiefe;
Es erschien dir am Grabe
Dein gramvolles Kind!

Und als sie die Beschwörung geendet hat:

Drängen aus des Grabes Tiefen
Dumpfe Töne ihr ans Ohr
Und es birst mit Donnern jetzt der Hügel
Und der Vater steigt hervor.
Von Heervaters Halle
Fuhr ich zum Hügel;
Wer wagt zu durchbrechen
Den wogenden Brand?
Wer wagt zu beschwören
Mit wuchtigen Worten
Aus der kühlen Kammer
Den todten König?

Die Heldentochter erhält das Schwert, denn „Hialmar lebt". Sie tödtet den Verräther und wird Gunnar's Gattin, aber das Unheilschwert bringt Gunnar den Tod. Und nun erscheint Herwor wieder auf Samsi, weckt noch einmal den Todten und indem sie sich mit dem Tyrfing ersticht, kehrt sie mit ihm zum Vater, dem Gruftbewohner, zurück.

Um das Haupt, das leichenblaß,
Schlägt der Tod die schweren Flügel;
Sorglich bettet sie der Vater:
Ueber beiden schließt der Hügel.

Nicht weniger großartig sind die deutschen Heldensagen behandelt. Höchst humorvoll endlich sind die Schwänke, wie der sagenhafte Schwank „Bruder Benno's Himmelfahrt"; ferner der Scherz „Max der Schneemann" und die Travestien „Hero und Leander" und „Der Tannhäuser", letztere in bairischer Mundart.

Den „König in Thule" hätten die meisten ernsthaften Leser wol gerne dem Verfasser geschenkt. Er hat das auch geahnt, denn er schließt:

Das ist vom König von Thule
Die traurige Geschicht —
Wenn sie dir nicht behaget,
So lese (!) sie halt nicht.

Daß ihm dies abscheuliche „lese" für „lies" passirt ist, ist die Strafe dafür, daß er das Gedicht nicht unterdrückt hat. Ein Vorzug, den Wechßler's Orthographie hat, ist, daß er den Gebrauch des Apostrophs, dieses massenhaft wimmelnden widrigen Kommabacillus, sehr einschränkt, leider freilich ohne Consequenz. Gäb es dieses unter neunundneunzig vor hundert Fällen ganz überflüssige Zeichen nicht, wie viele Härten fielen dann fort! Dann schriebe auch Otto Engelhardt nicht in seinen „Tropfen und Funken" (Nr. 3) „dem Alter aber hat das Leben Mild gelehrt («Mild'»)", oder „Lieb («Lieb'») nimmt den Weg auch über den Magen". Auch sonst ist die Form dieser Spruchpoesie oft recht mangelhaft; aber grobe Sprachfehler wie „jenem Thor" (illi portae) statt: „jenem Thoren" hätte der Verfasser doch vermeiden sollen. Manche Sprüche sind recht trivial („Lieb' nimmt den Weg auch über den Magen", „dem Zeitgeist wird immer gehuldigt. Warum? Weil er alles entschuldigt"). Oft fragt man: warum Verse? Und dabei fordern Vers und Reim nicht selten ihr Opfer.

Der Verfasser bietet eine Fülle von Aussprüchen über Natur, Kunst und Religion, über Jugend und Alter, über Liebe, Freundschaft und Ehre u. s. w. Seine Anschauungen sind verständig, seine Gesinnungen achtungswerth, er sagt viel Gescheidtes und Beachtenswerthes, aber nichts so bedeutendes, scheint mir, und nichts in so wirksamer Weise, daß man es dem Gedächtniß einprägen möchte. Er sagt ja:

Zeigt erst die Fassung recht im Licht den Diamant,
Bringt sie zum Schillern wol auch hier ein Körnchen Sand.

Aber dann muß doch die Fassung auch danach sein.

Ein Buch von ganz anderer Art ist Fritz Koegel's „Gastgaben" (Nr. 4). Koegel hat sich in dem Prosabuche „Vox humana" als einen Schriftsteller von festen und geklärten Anschauungen, von Geist, von großem, vielseitigem und harmonisch zusammengeschlossenen Wissen, sowie als einen ausgezeichneten Stilisten gezeigt. Die Sprüche eines Wanderers nun lassen alle jene Vorzüge nicht weniger erkennen. Vor allem ist er auch ein poetischer Stilist hohen Ranges. Die Sprache seiner fast durchaus formvollendeten Sprüche erinnert vielfach an Goethe, ohne daß ein zurechnungsfähiger Beurtheiler von Nachahmung sprechen könnte.

Der Wanderer, den es nirgends festhält, den es „mit innern Gewalten" stets zu weitern Welten forttreibt, macht

sich mit „kleinen zierlichen Geschenken frei zur Weiterfahrt". Er möchte ja am liebsten fliegen, aber da das nicht angeht, steigt er auf die Höhen und nun fliegt sein Blick doch durch die Welt. Aber sich selbst findet er nicht auf seiner Wanderung; auch weniger findet man sich durch die berüchtigte Selbstbeobachtung der Jüngsten.

Man macht das, wie mans im Märchen macht,
Verschläft die Tage und Stunden,
Ist eines morgens vom Schlaf erwacht
Und hat sich gefunden.

Der Mensch sucht auch Abenteuer. Sie sind allgegenwärtig, aber der Philister kann sie nicht erfassen, denn

Sie haben Flügel zum Schweifen an
Ganz wie das Glück und die Poesie;
Wer nicht behende greifen kann,
Der fängt sie nie.

Auch das Glück soll erjagt werden, aber erjagen läßt es sich nicht:

Still sein und schweigend tragen,
Das ist eine feine Kunst!

Höchst sinnig und treffend sind auch die Aussprüche:

Malerei.
Sie hat den dunkeln Käfig vertauscht,
Von glühenden Farben trunken,
Und ist von Licht und Luft berauscht
Im Freien umgesunken.

Von der Plastik heißt es:

Sie findet's heute an der Zeit,
Die kühle Strenge zu mildern;
Es sticht sie im Herzen ein leiser Neid:
Sie schielt nach den bunten Bildern.

Die Liebe findet nur einen bescheidenen Platz in diesem Buch und sie theilt ihn mit dem Leid. „Leid und Liebe." Es entspricht das durchaus der Weltanschauung und Empfindungsweise des Verfassers, deren letzte Consequenz wäre, die Liebe ganz zu meiden. Aber der Dichter ist zu sehr Dichter, um ein buddhistischer Mönch zu werden.

Wirst dich nun Haß oder Liebe umher,
Es hilft dir nichts, du wirst dran leiden;
Drum, steht nach Ruhe dein Begehr,
Mußt du beides meiden.
Doch prüfe dich bei guter Zeit:
Willst wirklich Frieden?
Gar mancher hat's hinterdrein bereut,
Daß er sie gemieden.

Hier fällt übrigens, bei der sonstigen Feinhörigkeit des Dichters, das häßliche Hiatus „Liebe umher" um so unangenehmer auf. Goethe hätte ihn vermieden, wenigstens in seiner besten Zeit. Charakteristisch für den einsamen Wanderer ist vielleicht am meisten der Spruch:

Willst du den Liebes-Ueberdruß
Vermeiden,
So lerne ja, vorm letzten Kuß
Zu scheiden.

Die Kapitel „Zarathustra" und „Noch einmal Zarathustra" nehmen die Mitte und das Ende des Buches ein. Es ist hier nicht der Ort über eine Weltanschauung zu streiten, die, gerade wie der Stoicismus, nach jenem Worte des Paulus „der Liebe nicht hat", aber wenn man sieht, wie oft die Menschenliebe Lug und leeres Wort ist, so versöhnt man sich bis zu einem gewissen Grade mit der stolzen Selbstgenügsamkeit, die, wenigstens unmittelbar, der Welt nichts gewährt, aber auch nichts von ihr begehrt. Ich schränkte das „nichts gewähren" soeben ein, ich dachte vor allem an die Verse:

Soll alles, was du hast und bist, verderben
Bleibt nichts von deinem Sein und Sieg zurück?
Bau über dich hinaus und laß dem Erben
Gesundheit, Stärke, Selbstbeherrschung, Glück.

Mit diesem Buch auf der einen Seite verwandt dem Geiste nach und auf der andern ihm entgegengesetzt sind die „neuen lyrischen und satirischen Dichtungen" von Max Wundtke, die er „Wildlinge" (Nr. 5) betitelt. Der Dichter hat ein Wort Zarathustra's als Motto gewählt: „Nur wer sich wandelt, bleibt mit mir verwandt" und man braucht kein Anhänger Nietzsche's zu sein, um anzuerkennen, daß ohne Entwickelung, also ohne Wandlung niemand ein rechter Mensch, also auch niemand ein Dichter sein kann. Wundtke gehört nicht zum Gefolge Nietzsche's, aber zu denen, die ihn von fern achtungsvoll grüßen.

Er wundert sich, mit gutem Grund, was für Leute sich in dies Gefolge drängen:

Seht, auf den vornehmsten Geist — mein armer Nietzsche, es ging' dir
„Wider den guten Geschmack" — schwört die plebejischste Kunst.

„Es ging' dir" und, „plebejischste!" — Wenn ich andere Ohren hätte. Doch das beiläufig.

Es würde aber unrecht sein, Wundtke nach diesem Gedichte zu beurtheilen. Es gibt bei ihm genug Gedichte von unzweifelhafter Eigenart, und diese zeigen Geist und Kraft und oft auch reine Form. Es ist in ihnen viel Herzenswärme, auch da, wo der Dichter bitter wird, und auch die Sinnenwärme fehlt nicht, ohne die es keine wahre Poesie gibt. Vortrefflich ist „Menschensehnsucht" mit dem variirten Kehrreim: „Ein Mensch, ein Mensch ists, was mir fehlt." Das ist durchaus kein Nietzscheanismus. Und auch die Furcht, zu Grunde zu gehen „an einem fehlenden Weibe!" hat mit jener eisigen Selbstgenügsamkeit nichts zu thun. Der Dichter kennt mehr als eine Art Liebe. Jene, bei der es heißt „Auch viel Feuer (bei Bedarf!)" wird ihm zum Ekel. Reinere Töne entlockt „Verbotene Liebe" dem Gemüthe. „Nacht" ist ein Gedicht voll echter Seelenqual, und doch ohne Dissonanz ausklingend, und wenn der Dichter klagt: „Ein neuer Adam, der durch Eva fiel" — so spürt man in diesen Liedern gerade besonders hohen Geistesschwung. Der Cyclus endet mit dem schönen Ausdruck sichern Liebesglückes:

Nun mögen die Wolken kommen,
Die dunkeln Wolken der Nacht —
Ein Stern ist mir entglommen,
Ein Stern voll hehrer Pracht.
Zieht nur heran — ich zage
Vor euch nicht mehr zurück,
Weil ich im Herzen trage
Ein unvergänglich Glück.

Fest will ich stehn und ringen
Mit ungebrochnem Muth;
Nichts wird mich niederzwingen:
Ich weiß, du bist mir gut.

Wie schön und treffend ist hier folgendes Bild in dem Epigramm „Dichterruhm“:

Unsere Zeit schleppt freilich die Großen und Kleinen geduldig,
Sanft in die Schürze gepackt, alle zum Tempel des Ruhms.
Aber — ei seht, wie sehr ihre Schürze durchlöchertem Sieb gleicht!
— Halt doch, sorglose Dirn'! — Aber sie lächelt und spricht:
Laß nur liegen, was fällt! Es sollen die wirklichen Größen
Nimmer hindurch; was da fällt, das ist nur Sand und Geröll.

Hübsch ist der Cyclus „Moderne Liebe“, parodistisch an Chamisso's „Frauenliebe und Leben“ anlehnend. Die Allegorien in Prosa gefallen mir nicht, was natürlich kein Urtheil sein soll. Wahr und schön ist die Novellette in metrischer Form „Der Traum“.

Orient und Occident
Sind nicht mehr zu trennen.

Dies Goethe'sche Wort ist nie in einem solchen Umfange wahr gewesen, wie es das jetzt ist. Vor allem hat die deutsche Philosophie aus dem Osten, aus Indien mächtige Anregungen erhalten; Schopenhauer ist es vor allem gewesen, der, auf eigenen Wegen wandelnd, dem Grundgedanken des Buddhismus begegnete, ihn sofort in seiner ganzen Tiefe erfaßte und in seinem System für den Occident lebendig werden ließ. So wird Karl Eugen Neumann Dank ernten, der den „Wahrheitspfad“ (Dhammapadam) (Nr. 6), „ein buddhistisches Denkmal“ uns in den Versmaßen des Originals aus dem Pali übersetzt hat. An poetischem Werth ungleich, geben die 26 Kapitel des Buches zusammen ein schönes und reines Bild der buddhistischen Weisheit, einer Weisheit, die der modernen Empfindung noch näher stehen würde, wenn sie nicht leider im Mönch den Gipfel des Menschenthums sähe und — sehen müßte. Ich kann die Leistung des Uebersetzers nicht auf ihre Treue prüfen, glaube es ihm aber gern, daß er durchaus treu übersetzt hat. Die Sprache ist gut. Im Metrischen hätte er dem rhythmischen Gefühl des Deutschen mehr entgegenkommen sollen. Hier und da scheint der Vers zu Grunde zu gehen.

Adolf Brieger.

Zur russischen Literatur.

1. Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von Theodor Schiemann. Zweiter Band: Erinnerungen von Alexander Lwowitsch Seeland aus der polnischen Revolution von 1830/31. Aus dem Russischen übersetzt von Georg Freiherrn von Saß. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 1894. Gr. 8. 3 M.

Schlicht und in seiner Schmucklosigkeit anmuthend ist der zweite Band der „Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten“, in welchem Alexander Lwowitsch Seeland, nachdem er wegen seines vorgerückten Alters und seiner infolge sechsundvierzigjährigen Dienstes zerrütteten Gesundheit den militärischen Dienst verlassen hat, die Eindrücke und Beobachtungen schildert, die er in der bewegten Zeit von dem Tage des Ausbruchs der Revolution zu Warschau im Jahre 1830 bis zu seiner Abreise aus Polen im August 1833 gesammelt und wegen Mangels an Muße in kurzgefaßten Notizen niedergelegt hat. Seine Erinnerungen sind kein Memoirenwerk in groß angelegtem Stile, sondern einfache, nicht aufdringliche Darstellungen der Ereignisse, die er als Theilnehmer an der Unterdrückung des Aufstandes, bei der er die Feuertaufe empfangen, erlebt hat. Nur ein kleiner Theil seiner Erzählungen beruht nicht auf eigener Wahrnehmung. Wo er zur Charakterisirung der polnischen Nation im allgemeinen und der warschauer Demokratie insbesondere über die Vorgänge berichtet, welche sich nach der Vertreibung der russischen Truppen in Warschau abspielten, schöpft er aus zweiter oder dritter Quelle.

Seeland befleißigt sich, ob er auch den Polen nicht gerade hold ist, einer gerechten und unbefangenen Beurtheilung der Ereignisse, die an ihm vorübergezogen sind. Er kennt die Hauptwerke über den polnischen Aufstand und tritt an sie, wo es nothhut, mit dem Senkblei der Kritik heran. Er übt auch, wo es am Platze ist, scharfe, schneidige Kritik an den Thaten der russischen Heerführer. Der Obercommandirende Graf Diebitsch hat es ihm förmlich angethan. Er erhebt gegen ihn den schweren Vorwurf, daß er den Erfolg der Schlacht bei Grochow vereitelt habe, indem er dem Grafen Toll, welcher sich bereits unter Praga befand und ihn um eine Infanteriedivision bitten ließ, um es zu erobern, die Antwort ertheilte, er wünsche keine Wiederholung des Ssuworow'schen Sturmes auf Praga. Dieser ablehnende Bescheid des Feldmarschalls entlockt dem tief entrüsteten Verfasser die herbe Bemerkung: „Weshalb hatte man denn den ganzen Tag gefochten? Wie war es möglich, die endgültige Niederwerfung einer feindlichen Armee zu vertagen? Dieser Fehler ist uns theuer zu stehen gekommen. . . . Diebitsch fürchtete die Schrecken des Ssuworow'schen Sturmes. Ssuworow wußte, was er damals that, er erreichte seinen Zweck — die Erstürmung Pragas brach den Aufstand. Als man Ssuworow später auf die Greuel bei der Erstürmung Pragas aufmerksam machte, sagte er: «Ein derartiger Sturm schützt vor dreijährigem Blutvergießen.» Hatte er nicht recht? Wie viel Blut ist nach der Schlacht bei Grochow noch vergossen worden, und das alles wäre vermieden worden, wenn man den Plan Toll's zur Ausführung gebracht hätte. Dann hätte man auch in Erwägung ziehen müssen, daß im Jahre 1831 die Schrecken des Sturmes aus dem Jahre 1794 unmöglich sich wiederholen konnten. Allerdings hätten wir sämmtliche vorstädtische Befestigungen des aufrührerischen Warschau mit stürmender Hand genommen, aber alles

wäre geregelt vor sich gegangen und wir hätten die Stadt in musterhafter Ordnung empfangen.“ Nicht ohne Bosheit fügt er noch hinzu: „Verschiedenes wurde zu der Zeit combinirt, doch niemand errieth die Wahrheit; der Zeit bleibt es überlassen, sie aufzudecken. Im übrigen gerieth das Vertrauen zu Diebitsch stark ins Wanken; alles murrte und viele schrieben den Miserfolg der Neigung des Feldherrn zu — abends dem Bacchus zu frönen.“ Er hat weiter an ihm auszusetzen, daß er den Sieg bei Ostrolenka nicht dazu ausgenutzt habe, die flüchtige Armee gefangen zu nehmen, und daß er der einzige gewesen sei, der sich von Skrzyneeki, dem Obercommandirenden der Aufständischen, täuschen ließ; waren doch sämmtliche Generäle und Offiziere davon überzeugt, daß der Feind nur die Nacht erwarte, um unter dem Schutze derselben das Feld zu räumen. Vergebens machte Graf Toll Diebitsch Vorstellungen; nach dessen Meinung mußte die Armee zunächst verproviantirt und dann je nach den Umständen gehandelt werden. Seeland's kritisches Gewissen verschweigt auch nicht, daß die Kameraden, allerdings auf dem Parket hin- und herzuscharren verstanden, ausdauernde Arbeit jedoch scheuten und es entschieden ablehnten, ihm nach der Einnahme Warschaus in seinen administrativen Geschäften zu helfen, wobei sie sich nicht entblödeten, zu bemerken, daß sie nicht gewohnt seien, „sich mit Tinte zu besudeln“. Er konnte sich ihrer nur als Sendboten zu den Schlagbäumen bedienen, von denen sie ihm Nachrichten über Zu- und Abfahrende überbrachten. Bei dieser Gelegenheit sei der überraschenden Mittheilung Erwähnung gethan, daß Diebitsch' Nachfolger, Graf Paskewitsch, keinen Brief schreiben konnte. Seine Correspondenz wurde von seinen Vertrauten besorgt; er fügte nur Erklärungen hinzu und entschloß sich nur im äußersten Falle, selbst zu schreiben. Der Verfasser steht auch nicht an, zu constatiren, daß die unglückliche Revolution durch die furchtbare Bedrückung des Volkes durch die gewissenlosen und despotischen Präsidenten der Wojwodschaften, wie nicht minder durch den unseligen Druck der Geheimpolizei unter dem Oberbefehl des verhaßten Generals Roshinßki hervorgerufen worden sei.

In den Schlußworten nimmt der Verfasser für seine Arbeit mit Recht das Verdienst in Anspruch, „daß, wenn auch die historische Bedeutung derselben nicht groß ist und sie keinen Werth für die Literatur beanspruchen kann, gleichwol hier Thatsachen geschildert sind, welche der Geschichte angehören und welche für die Charakteristik einiger Personen dieser Epoche nicht ohne Bedeutung sind“.

2. Die geistigen Bewegungen in Rußland in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Erster Band: Die russische Gesellschaft unter Alexander I. Von A. N. Pypin. Aus dem Russischen übertragen von Boris Minzes. Autorisirte Ausgabe der zweiten vermehrten Auflage. Berlin, S. Cronbach. 1894. Gr. 8. 12 M.

Ein auf gründlichen Quellenstudien beruhendes Werk eines von der Idee der Weltliteratur erfüllten Forschers — das ist die Signatur des vorliegenden Bandes, in welchem die zwei Seelen, die in der Brust Alexander's I. wohnten und so ganz verschiedene, einander diametral entgegengesetzte Urtheile über ihn hervorgerufen haben, charakterisirt, auf ihren Ursprung zurückgeführt und in ihrer Rückwirkung auf eben dieselbe Gesellschaft, deren beiden einander bekämpfenden Strömungen sie entsprossen sind, lebensvoll geschildert werden. Die Lektüre des Buches gewährt dem Leser eine innere Befriedigung, denn es ist von jenem Geiste der Wahrheit durchweht, in dem der Verfasser bis an sein Ende gelebt, gelehrt und gewirkt hat. Mit dem ihm eigenen Muthe der Wahrheit zieht er gegen den nationalen Chauvinismus zu Felde und räth seinen Landsleuten, in erster Linie Menschen und dann erst Slawen zu sein. Das „Humane“ ist ihm nur der Vorrath an sittlichen und socialpolitischen Idealen und der Vorrath des gelehrten Wissens, welcher durch die Arbeit der gesammten Menschheit aufgehäuft ist, daher es beileibe nicht etwas mit dem Wesen irgendeines einzelnen Volksnaturells Unvereinbares sein kann; das „Nationale“ stellt ihm, sofern es alle individuellen Besonderheiten einer Nation, ihre Vorzüge wie ihre Mängel, in sich zusammenfaßt, denselben Vorrath an Idealen und an Wissen dar, nur in einer engern Grenze, weil er sich nur auf die Mittel einer Nation beschränkt. Von diesem Gesichtspunkte aus ist das „Humane“ eine Ergänzung des „Nationalen“, eine Steigerung desselben. Wenn eine individuelle nationale Angelegenheit oder Idee zu einer allgemein menschlichen wird, so ist dies ein höheres geschichtliches Verdienst und ein Ruhm der betreffenden Nation; um dies aber zu erreichen, muß die Nation das allgemein menschliche Interesse in sich aufnehmen und es verarbeiten. Dieses ist ein nothwendiges Element im Leben eines Volkes, welches nach einer historischen Bedeutung strebt. Auf Grund dieser Auseinandersetzung gibt Pypin seinen Lesern zu bedenken: „Man kann über die praktischen Mittel und Wege streiten, durch die sich ein zurückgebliebenes Volk den vorhandenen Vorrath an allgemein menschlichem Inhalt aneignen kann; man muß einen Unterschied der historischen Formen der äußern Existenz zugeben, aber es kann keine Rede sein von einem Gegensatz des «Nationalen» und «Humanen» im Wissen und im sittlichen Ideal. Sonach verfallen die exclusiven Vertheidiger des «Nationalen», wenn es in einem rohen, specifischen Sinne, als Gegensatz des «Humanen» und «Kosmopolitischen» aufgefaßt wird, schließlich immer in einen beschränkten Conservatismus, der für die Interessen des Staates und Volkes sehr schädlich ist, wenn solche Leute, zu einer socialen und politischen Partei geworden, zu Bedeutung und Macht gelangen. Dieser Schaden stellt sich nothwendigerweise ein, weil man bei Vertheidigung des Nationalen gewöhnlich zugleich die Mängel und die «Zurückgebliebenheit» desselben vertheidigt.“

Bernhard Münz.

Hoffmann's von Fallersleben Werke.

Hoffmann's von Fallersleben Gesammelte Werke. Herausgegeben von Heinrich Gerstenberg. Band 5—8. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1893. 8. Bd. 5—7 à 3 M. Bd. 8 3 M. 50 Pf.

Mit dem Erscheinen des achten Bandes ist die Gesammtausgabe der Werke Hoffmann's, deren erste Bände an dieser Stelle seinerzeit zur Anzeige und Besprechung gelangt sind, vor kurzem abgeschlossen worden. Der Herausgeber hat keine Mühe gescheut, um die Texte der Lieder des gewaltigen Sängers aus den oft schwer zugänglichen ersten Drucken und aus handschriftlichen Quellen zu erreichen und vieles bisher auch nicht Gedruckte oder schon ganz Verschollene der Ausgabe dadurch einverleibt. Auch im fünften und sechsten Bande, der noch Gedichte enthält, bietet sich deshalb dem Freunde des Dichters der „Unpolitischen Lieder" so manche Ueberraschung. Während in dem vierten Bande die genannten Lieder, welche ihren Verfasser um seine breslauer Professur gebracht haben, nebst andern scharfen und kräftigen Strophen und Gesängen gesammelt abgedruckt worden sind, enthält nun Band 5 die spätern Zeitgedichte bis 1849, jene aus den Jahren 1850, sowie eine Zahl patriotischer Lieder und Stücke aus dem Nachlasse bis 1874. Der sechste Band umfaßt die Gelegenheitsgedichte und Trinksprüche, welche für die Lebensgeschichte Hoffmann's von ebenso großer Bedeutung erscheinen als sie nicht selten die ganze Schärfe seiner Satire zeigen. Auch in diesem Bande ist sehr viel bisher Ungedrucktes enthalten. Es war ein guter Gedanke des Herausgebers, die werthvolle Selbstbiographie des an wechselvollen Schicksalen so reichen Dichters in den Schlußbänden 7 und 8 zum Abdrucke zu bringen und zwar hat Dr. Gerstenberg diese Biographie möglichst gekürzt; nicht weniger als sechs Bände umfaßte ursprünglich Hoffmann's Lebensbeschreibung, welche nun in zwei allerdings starken und compreß gedruckten Theilen untergebracht ist. Um dies zu ermöglichen, wurden Actenstücke, Briefe, Besprechungen von Werken anderer Personen, Schilderungen rein geschichtlichen Inhaltes und Gedichte, welche ohnehin in den vorhergehenden poetischen Bänden enthalten sind, ausgelassen. Dafür aber hat Gerstenberg die Autobiographie, welche nur bis 1860 reicht, durch eine selbstverfaßte genaue und vortrefflich ausgeführte Beschreibung der Lebensjahre Hoffmann's von 1860 bis zu dessen Tode (1874) in der zweiten Hälfte des 8. Bandes ergänzt und sich damit den besondern Dank der literarischen Kreise und der Verehrer des Dichters verdient, zumal noch in Nachträgen Briefe, Tagebuchblätter, eine Stammtafel und endlich ein sehr wichtiges Personenverzeichniß dieser Ergänzung beigefügt erscheinen. Man ersieht aus der biographischen Arbeit des Herausgebers die volle Liebe, welche er dem Sänger und der Geschichte seines Lebens und Strebens gewidmet hat, eine Liebe, die sich ja schon in jedem Bande dieser nun vollständig vorliegenden Ausgabe der bedeutendsten allgemeines literarisches Interesse beanspruchenden Werke Hoffmann's bethätigte.

Was die schon erwähnten Bände 5 und 6, die ausschließlich Gedichte enthalten, betrifft, so ist noch des Weitern darüber einiges anzudeuten. Der fünfte Band enthält die heute schon längst vergessenen, aber eine eigenartige Seite des Dichters beleuchtenden „Texanischen Lieder", welche 1846 erschienen sind und zu deren Abfassung ihm nach Texas übersiedelnde Auswanderer die Anregung gegeben. Außerdem finden sich hier: die ohne Censurbewilligung 1847 gedruckte Liedersammlung: „Schwefeläther", die „Diavolini", welche eine Frucht von Hoffmann's italienischer Reise allerdings das schöne Italien von seinen Schattenseiten zeigen und welche auch das berühmte Lied: „Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald" enthielten, das aber in dieser Ausgabe an anderer Stelle im dritten Band eingefügt worden ist. Auch die patriotischen „Zeitlieder" (1848—49), die Gedichte „Deutschland über Alles" (1859), die „Lieder für Schleswig-Holstein" (1863—64), die „Vaterlandslieder" (1870) und die „Streiflichter" (1872) sind diesem Bande einverleibt. Am bemerkenswerthesten erscheinen aber die zahlreichen Nachlaßgedichte, welche hier zum ersten mal zum Drucke gelangt sind und zeigen, wie der für Vaterland und Freiheit begeisterte Dichter bis zu den letzten Lebenstagen seinen Idealen treu geblieben ist, seine Anschauungen nicht geändert, auch an Schärfe der ihm stets zu Gebote gestandenen Satire nichts verloren hat. Der sechste Band, welcher Gelegenheitsgedichte und Trinksprüche enthält, wie sie der Poet gerne zu geselligen Zwecken abzufassen liebte, bietet eine Sammlung dar, welche in dieser Vollständigkeit und Eigenthümlichkeit den Freunden Hoffmann's bisher unbekannt gewesen, der Herausgeber bemerkt im Vorworte selbst, daß „diese Sammlung auf dem Gebiete unserer Literatur nichts ihresgleichen findet", und in der That muß man erstaunt sein über die Fülle des hier Gebotenen. Sowol für die Zeitgeschichte als auch für die Lebens- und Entwickelungsgeschichte Hoffmann's sind diese merkwürdigen Dichtungen von hohem Belang. Ihre Quelle bildet ein Album, in welches der Dichter selbst diese Gelegenheitsstücke eintrug, das für Franz Liszt bestimmt war, und heute sich im Liszt-Museum zu Weimar befindet.

Wir können nur mit dem Wunsche schließen, daß diese schöne und sorgfältige Ausgabe der Werke Hoffmann's von Fallersleben, dessen Name leider schon in den Hintergrund gedrängt ist, dem mannesmuthigen edeln Sänger auch nachträglich noch recht viel neue Freunde zuführen möge, welche die echt deutsche Gesinnung des Dichters zu würdigen wissen.

Anton Schlossar.

Feuilleton.

Aus den neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der englischen Literatur verdienen die folgenden Werke besonders hervorgehoben zu werden.

Zuerst zu erwähnen sind „Letters of James Russell Lowell", herausgegeben von Charles Eliot Norton und bei Gebrüdern Harper zu Newyork in zwei schön ausgestatteten Bänden erschienen. Heutzutage spielen die nachgelassenen Briefe hervorragender Männer keine so bedeutende Rolle in der Literatur wie im vorigen Jahrhundert, bieten jedoch immerhin eine sehr unterhaltende Lektüre und geben oft desto werthvollere Kunde von dem innern Leben des betreffenden Individuums, da sie in der Regel über intime, dem Publikum unbekannte Verhältnisse Mittheilungen machen und für die Oeffentlichkeit gar nicht bestimmt wurden. Von dieser Art sind die Briefe des am 11. August 1891 zu Cambridge, Massachusetts, gestorbenen amerikanischen Dichters Lowell, der vornehmlich als Verfasser der in der Yankee-Mundart geschriebenen politisch-satirischen und höchst humoristischen „Biglow Papers" berühmt geworden ist, aber sich auch als scharfsinniger und geistreicher Kritiker, ehrenhafter und einsichtsvoller Politiker, der an der Reformbewegung in den Vereinigten Staaten regen Antheil nahm, und tüchtiger Diplomat ausgezeichnet hat. Auf den Inhalt dieser zwei Bände, die Lowell's literarische Bestrebungen geistige Entwickelung und edle Gesinnung in ein klares und gefälliges Licht stellen, können wir hier nicht näher eingehen, und beschränken uns darauf, einiges mitzutheilen, was für Deutsche ein specielles Interesse haben mag. Im Jahre 1855 kam er nach Dresden, wo er sich längere Zeit aufhielt, um die deutsche Sprache und Literatur zu studiren, und in der Familie des Professor Reichenbach wohnte. Er nahm den Kampf mit der deutschen Grammatik herzhaft auf und schildert mit komischer Uebertreibung die Schwierigkeiten, die er dabei zu überwinden hatte. „Potztausend Donnerwetter!" schrieb er in seinem Briefe vom 3. October 1855, „welch eine Sprache! Mit Nominativen, die ebenso viele Wurzeln ausstrecken, wie das Hexengras, und Sätzen, in die man wie ein Admiral mit versiegelten Befehlen hineinsegelt, der nicht eher sein Ziel kennt, bevor er sich mitten auf dem Weltmeer befindet. Nach dem Thee sitzen wir beisammen und unterhalten uns in deutscher Sprache, die ich schon so gut verstehe, wie ein Eingeborener — irgendeines andern Landes. Aber Frau Reichenbach ist sehr freundlich und führt mich immer auf den rechten Weg. Die verd...... Geschlechter! Wenn ich sterbe, so soll man mir auf meinen Grabstein schreiben, daß ich an «der, die, das» gestorben bin, weil ich diese Geschlechtswörter nicht begreifen konnte." Zwanzig Jahre später gab er einer jungen Amerikanerin, die sich dieselbe harte Aufgabe gestellt hatte, den guten Rath, „jeden Tag ein wenig deutsch zu lesen, und Sie werden erstaunt sein, wie leicht es Ihnen dann wird, diese Sprache zu erlernen. Bemühen Sie sich, die genaue Bedeutung jedes Satzes zu verstehen, indem Sie zu diesem Zweck allein Ihre Grammatik zu Rathe ziehen. Auf diese Weise werden Sie gleichsam unbewußt mit der grammatischen Bildung vertraut werden. Nach meiner Meinung wird gar zu viel Zeit mit vorangehenden grammatischen Studien vergeudet. Springen Sie sofort in tiefes Wasser, wenn Sie schwimmen lernen wollen. Die deutsche Sprache öffnet dem Blick eine Cultur mit weitem Horizont, denn vor allen andern eignet sie sich zur Uebertragung fremder Sprachen, deshalb ist sie auch so außerordentlich reich an Uebersetzungen". Als der Deutsch-Französische Krieg zum Ausbruch kam, nahm Lowell für Deutschland Partei und wünschte dessen Waffen den besten Erfolg. Darüber sind seine Aeußerungen so begeistert und seine Anschauungen so wohlbegründet, daß wir nicht umhin können, seine eigenen Worte in aller Kürze anzuführen. Vier Tage vor der Schlacht bei Sedan schrieb er: „Der Krieg in Europa nimmt mein ganzes Interesse in Anspruch. Wenn die Preußen nicht siegen, so würden die ewigen Gesetze des Krieges umgestoßen sein, denn moralische Begeisterung hat Bataillonen noch immer größere Wucht verliehen als ein Muth, der aus erhitztem Blut entspringt. Da ich gegen den Gallier bin, so habe ich Vertrauen zu dem Deutschen, und gerade jetzt will ich ihm mehr als je vertrauen, weil er die wahre Civilisation verkörpert. Es kann der Welt nur zum Segen gereichen, wenn den französischen Maulhelden der Unsinn aus ihren Köpfen herausgeschlagen wird. Wieviel edler zeigt sich der König von Preußen in seinen Berichten, als jener großsprecherische Napoleon! Es bereitet mir auch eine große Genugthuung, daß die Franzosen nicht die ruhige Stirn im Unglück zeigen wie wir, obgleich unsere Prüfungen Jahre hindurch dauerten." Kurz vor der Capitulation von Paris äußerte er sich folgendermaßen: „Was den Krieg in Europa anbelangt, so stehe ich ganz auf preußischer Seite und bin der Ansicht, daß es im Interesse der Civilisation liegt, wenn ein öffentlicher Störenfried (denn ein solcher ist Frankreich geworden) tüchtige Prügel bekommt. Die Franzosen werden nicht eher zuverlässige Nachbarn sein, als bis ihr Blut von dem Makel Ludwig's XIV. gereinigt wird, und wenn das preußische Laßeisen das zu Stande bringt, so werde ich mich darüber freuen. Den Kriegsjammer drüben empfinde ich so lebhaft wie irgendjemand, aber wenn nicht deutsche Thatkraft und Tapferkeit den Sieg davongetragen hätten, würde es in diesem Augenblick auf der andern Seite des Rheins noch schlimmer aussehen. Der Gallier ist niemals ein liebenswürdiger Eroberer gewesen, und der Teutone hat unter allen Völkern das beste historische Gedächtniß." Es sind wohlbedachte und beherzigenswerthe Worte, die dieser hellsichtige Dichter und Denker ausspricht; und heutzutage sind sie ebenso wahr und gelten ebenso viel wie vor dreiundzwanzig Jahren.

Aeußerst anregend und belehrend sind die in zwei Bänden veröffentlichten „Letters of Asa Gray" (Boston, Houghton, Mifflin u. Comp.). Als Botaniker hat Dr. Gray sich um die wissenschaftliche Vervollkommnung und Verbreitung der Pflanzenkunde in den Vereinigten Staaten außerordentlich verdient gemacht, und sich diesem Zwecke während mehr als eines halben Jahrhunderts bis zu seinem 1892 erfolgten Tode mit unermüdlichem Eifer und unnachlässiger Aufmerksamkeit gewidmet; als Mensch war er sehr liebenswürdig und treuherzig und nahm an allen öffentlichen Angelegenheiten und auch dem Kreise seiner Fachstudien fernliegenden Culturströmungen lebhaften Antheil. Er stand in persönlichem und und brieflichem Verkehr mit Torrey, Hooker (Vater und Sohn), Bentham, de Candolle, Engelmann, Darwin und andern bedeutenden Zeitgenossen. Der erste Band fängt mit einer kurzen bis zum Jahre 1843 reichenden Selbstbiographie an; für die spätere Lebenszeit füllen Auszüge aus seinem leider nicht regelmäßig geführten Tagebuche die Lücken des Briefwechsels zum Theile aus. Seine Beziehungen zu Darwin waren ungemein freundlich und sogar innig; er erkannte die epochemachende Bedeutung der in „The Origin of Species" niedergelegten Forschungen und nahm die Ergebnisse derselben mit Begeisterung an, und scheint sie auch mit seinen gläubigen religiösen Vorstellungen einigermaßen versöhnt zu haben. Das Werk ist mit drei Porträts und andern Illustrationen versehen.

In „Autobiography and Letters of George Henry Pertz", herausgegeben von seiner Frau und „Privately printed" in London, wird der Leser, dem Ursprung und Wesen des Buches gemäß, eine Darstellung des Privatlebens des ausgezeichneten Gelehrten und nur nebenbei die Schilderung seiner Thätigkeit als Geschichtsforscher und Geschichtschreiber finden. Im Jahre 1842 wurde er als Oberbibliothekar der königlichen Bibliothek nach Berlin berufen,

wo er mit Alexander von Humboldt, Karl Ritter, den Gebrüdern Grimm, Lepsius, Ehrenberg, Ranke, Boeckh und andern wissenschaftlichen Größen der preußischen Hauptstadt verkehrte, von denen sowie von den engern Hofkreisen er Charakteristisches zu erzählen weiß, 1862 bezeichnet er Bismarck als einen früher entschieden ultra-aristokratischen Mann, der aber seit seinen Erfahrungen in Frankfurt a. M. liberaler geworden sein soll. „Die Zeit wird zeigen, was das Vaterland in ihm besitzt. Man hält ihn für sehr kühn und entschlossen, aber dies ist eine Eigenschaft von zweifelhaftem Werth.“ Bekanntlich war Pertz's Gattin, die er 1854 heirathete, eine Engländerin, geborene Horner; ihren Bemühungen verdanken wir dieses interessante Buch. Sein schönstes Denkmal, an dem man immer weiter baut, ist das von ihm begonnene und lange fortgeführte archivalische Sammelwerk, die „Monumenta Germaniae Historica“.

Ein auf autobiographischen Mittheilungen beruhendes Werk von ganz anderer Art ist Frau H. M. Plunkett's „Memoir of Josiah Gilbert Holland“ (Neuyork, Scribner's Sons). Holland ist als Schriftsteller jetzt so ziemlich in Vergessenheit gerathen, der seine lebenslängliche und vertraute Freundin, die Verfasserin, ihn schwerlich entziehen wird; doch in den sechziger und siebziger Jahren erfreuten sich seine unter dem Pseudonym „Timothy Titcomb“ veröffentlichten Gedichte, Prosadichtungen und sonstigen Schriften einer großen Beliebtheit und trugen ihm ein ansehnliches Vermögen ein. Die Popularität rührte hauptsächlich davon her, daß er sich zum Sprachrohr der Anschauungen und Empfindungen der in jedem Lande in überwiegender Mehrzahl vorhandenen Spießbürger machte und die Gemeinplätze ihrer beschränkten Gedankenwelt in einer mehr gewählten Sprache zum Ausdruck brachte. Uebrigens war alles was er schrieb höchst anständig, wenn auch ebenso fade und langweilig, und der Einfluß, den er auf ein großes, aber beschränktes Lesepublikum ausübte, war vom moralischen Standpunkt ohne Zweifel heilsam. Sein bestes Gedicht ist vielleicht „Bitter-Sweet“, nach dem Solanum Dulcamara so genannt, einer Pflanze, die zuerst bitter schmeckt, aber beim fortgesetzten Kauen süß wird. Beim Gedicht fällt es ganz anders aus als beim Gewächs, denn je länger man es liest, je unangenehmer tritt das den feinen ästhetischen Geschmackssinn verletzende bittere Element hervor. Mit dem Kraut hat es überhaupt nur die eine Eigenschaft gemein, daß es stark narkotisch wirkt und zum Gähnen reizt. „Sag' etwas, was sich von selbst versteht, zum ersten male und du bist unsterblich.“ Wiederhole das schon hundert mal Gesagte und laß es drucken, und du machst dein Glück bei dem Philisterium und verdienst viel Geld.

„Travel, Reminiscences and Experiences“ von Emil Klopfer ist ein zu Alameda (Californien) im Selbstverlag erschienenes Buch, das wir mit großem Interesse und Vergnügen gelesen haben. Der aus Hamburg gebürtige Verfasser hatte schon in den ersten Jugendjahren eine unüberwindliche Sehnsucht auf Reisen zu gehen und pflegte seine Mußezeit am Ufer der Elbe zuzubringen, um die absegelnden und einlaufenden Schiffe zu beobachten und die Zügel seiner kindischen Phantasie über die von diesen Fahrzeugen besuchten fremden Länder und deren Bewohner schießen zu lassen. Im Jahre 1861 fand er Gelegenheit diesen Drang zu befriedigen und fuhr mit dem spanischen Schiffe Bella Gallega nach Manila, der Hauptstadt der unter spanischer Herrschaft stehenden Inselgruppe der Philippinen. Die beinahe sechs Monate dauernde Fahrt wird, wie alle seine Erlebnisse, in schlichter Sprache, aber anschaulicher Darstellung geschildert. Klopfer ist ein scharfer Beobachter und mit einem regen Sinn für Naturschönheiten und eigenthümliche Naturerscheinungen begabt. Nach einem sechsmonatlichen Aufenthalt auf dem ostasiatischen Archipel, den er nach allen möglichen Richtungen durchstreifte, trieb ihn die angeborene Wanderlust die Reise mit einer amerikanischen Barke nach Hongkong fortzusetzen. Von dort aus wollte er auf die Einladung eines englischen Schiffers einen Abstecher nach Saigon in Annam machen, erlitt nach einigen Tagen Schiffbruch, wobei er alle seine Habe verlor; er war froh mit dem nackten Leben davon zu kommen, da ein vorbeifahrender Dampfer ihn aufnahm und nach Hongkong zurückbrachte. Obgleich er nicht mehr bei Gelde war, auch nichts hatte, worauf er es erheben konnte, lehnte er durch die ihm von einem befreundeten Schotten angebotene Anleihe dankend ab; er verdingte sich als Matrose am Bord eines nach Californien absegelnden Schiffes, wo er in zweiundsechzig Tagen glücklich ankam. Mitten auf dem Ocean brach ein Aufstand der 800 chinesischen Zwischendeckpassagiere aus, die die Offiziere und Mannschaften zu ermorden versuchten; er wurde erst überwältigt, nachdem sehr viele getödtet und ins Meer geworfen worden waren. Selbst die Frau des Kapitäns und die Erzieherin ihrer drei Kinder nahmen mit Revolvern theil am Kampfe; nur der einzige Kajütenpassagier, ein hochmüthiger britischer Lord, zeigte sich feige und versteckte sich hinter die Thüre seines Zimmers, bis die Gefahr vorüber war. Wir überlassen es dem geneigten Leser, Klopfer auf seinen weitern Reisen nach verschiedenen Theilen Nord-, Mittel- und Südamerikas, Cuba, Westindien und Mexico zu begleiten. Er hat allerlei Geschäfte getrieben und Abenteuer und Widerwärtigkeiten bestanden, aber war stets guten Muthes. Er diente als Soldat unter Maximilian, stellt freilich die kurze kaiserliche Herrschaft in ein nichts weniger als günstiges Licht. Die von ihm angestellten Betrachtungen über Länder und Völker sind meistens wohlerwogen und zutreffend; nur seine auf S. 67 ausgesprochenen Ansichten über China als „die Nation der Zukunft, der alle andern sich mit der Zeit unterwerfen werden müssen“, können wir nicht gelten lassen. In einem zweiten Bande wird er seine spätern Erlebnisse auf den Philippinen, sowie in Europa, Asien, Afrika, Amerika und Australien erzählen.

Des zweibändigen Romans „A Passage through Bohemia by Florence Warden“ (Leipzig, Heinemann u. Balestier) werden die Leser und namentlich die Leserinnen, die an „Pretty Miss Smith“, „A Shock to Society“ und andern schon in „The English Library“ erschienenen Prosadichtungen der Verfasserin Gefallen gefunden, sich jedenfalls auch erfreuen. Diesem möglichen Genuß wollen wir durch die Erzählung der etwas sensationellen und zum Theile unwahrscheinlichen, sich in Irland abspielenden Geschichte nicht zuvorkommen und ihn verderben. Die Charaktere sind im ganzen kräftig gezeichnet, obschon gar oft mit Eigenschaften behaftet, die nebeneinander nicht wohl bestehen können, was den Beweis liefert, daß sie nicht aus dem Leben gegriffen, sondern Schöpfungen der Phantasie sind. Auch vermögen wir für die Hauptpersonen, ob adelich oder „böhmisch“, kein lebhaftes Interesse abzugewinnen und ihr Schicksal läßt uns ziemlich kalt. Kurz und gut, die Lektüre hat in uns vor allem den Wunsch erweckt, etwas über Land und Leute in der Smaragdinsel aus der Feder der Dichterin der „Irish Idylls“ nochmals zu lesen.

Aus Ithaca im Staate Neuyork erhalten wir einen „Catalogue of the Rhaeto-Romanic Collection“, welche Professor Willard Fiske vor drei Jahren der Bibliothek der Cornell Universität geschenkt hat. Es ist eine sehr schöne Sammlung und enthält viele Bücher und Broschüren, die in Bohmer's „Verzeichniß rätoromanischer Literatur“ nicht erwähnt sind. Der Katalog ist mit großer Sorgfalt ausgearbeitet und bildet einen werthvollen Beitrag zur Bibliographie.

Bibliographie.

Gehjo, v., Feldhauptmann Seyfried Schweppermann. Eine biographische Studie. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 50 Pf.

Niemann, A., Maskenspiel des Lebens. Roman. 2 Bde. Dresden, E. Pierson. 8. 8 M.

Pirogow, N. J., Lebensfragen. Tagebuch eines alten Arztes. Aus dem Russischen übertragen von A. Fischer. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 6 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 28. — 12. Juli 1894.

Heinrich Seidel.

Heinrich Seidel gehört zu den wenigen Dichtern, die man um so höher schätzt, je älter man wird und je öfter man ihre Schriften wieder liest. Das habe ich selbst an ihm erlebt, und er hat damit, bei mir wenigstens, die Goldprobe bestanden, der ein Schriftsteller unterzogen werden kann. Ich glaube aber, daß es nicht blos mir, sondern auch manchem andern Leser so mit ihm ergangen ist, denn dieses mein Erlebniß an ihm ist nicht zufällig, sondern liegt im Wesen seiner Poesie.

Wir Kinder der großen Städte mit ihrem ungeheuern Gebiete, mit ihren endlosen Straßen und Gassen, ihrem steinernen Meere von Häusern, ihrem nervenergreifenden Lärm, ihrem hastigen Leben und alle Leidenschaften erregenden täglichen Ereignissen: wir Großstädter sind alle von einer großen Sehnsucht nach Ruhe in uns und um uns, nach dem Leben in der stillen und reinen Natur, auf dem Lande, in den Bergen, in den Wäldern erfüllt, um dort zu uns selber zu kommen. Uns überfällt beim ersten warmen Sonnenstrahl, der durch den ewig bleigrauen Himmel unserer großen Städte dringt, das leidenschaftlichste Bedürfniß, auf- und davonzugehen und uns irgendwo auf einem stillen Plätzchen niederzulassen. In der Stadt sind wir alles mögliche: Professoren, Journalisten, Beamte, Salontapeten, Kaffeehaushocker — aber Menschen sind wir nicht, denn das können wir nur im Umgang mit der Natur selbst werden. In der Stadt bewegen wir uns in Einem fort zwischen künstlichen Erzeugnissen und künstlichen Lebensbedingungen; in der Stadt wird sehr viel an der Civilisation, an der Politik, an der Wissenschaft, an der Kunst, an allem Großen und Wichtigen gearbeitet, daß der Schweiß nur so von den Gesichtern rinnt — aber die volle innere Befriedigung gewinnen wir dabei nicht, und der Aufschwung der Seele, der uns zutheil wird, wenn wir auf dem Lande einmal ein meilenweites Stück Himmel überschauen, bleibt uns zwischen den himmelhohen Häuserwänden fremd. Das Glück der Idylle als Gegengewicht gegen die Sensationsdramen und Tragödien, die alltäglich vor unsern Augen sich abspielen, vermissen wir in der Stadt, und daher überkommt uns mit jedem neuen Frühjahr die Sehnsucht ihr zu entfliehen und in einem stillen grünen Winkel der weiten schönen Welt einmal ruhig Athem zu schöpfen. Diese Sehnsucht ist heutzutage schon so weit gediehen, daß jeder Sommer wahre Völkerwanderungen erzeugt, und daß viele, die nicht durch die Nothwendigkeit, in der großen Stadt zu leben, an sie gebunden sind, sich in kleinern Städten niederlassen, wo der Verkehr mit der Natur nicht besondere Expeditionen und Landpartien erfordert.

Was hat dies alles mit Heinrich Seidel zu thun? wird man mich fragen. Sehr viel! Denn Heinrich Seidel's Dichterseele ist von diesem so recht modernen Gefühl ganz erfüllt, sie wurzelt in der Sehnsucht des Städters nach dem Glück der Idylle, nach Naturgenuß; man dürfte vielleicht behaupten, daß diese Sehnsucht nach dem Frieden in der Natur die lang zurückgehaltene dichterische Schaffenslust Heinrich Seidel's überhaupt erst zum Durchbruch gebracht hat. Mir ist seine ganze Production beinahe nichts anderes als der Ausdruck dieser Sehnsucht nach idyllischem Naturgenuß, und je älter ich selber wurde, mit um so mehr Verständniß und Liebe habe ich seine, scheinbar so anspruchslosen Skizzen und Märchen und Novellen gelesen. Die Idylle kann man ja überhaupt nur dann würdigen, wenn man schon selbst über die ersten Sturm- und Drangjahre hinausgekommen ist; der Jüngling zieht das Heroische, das Tragische, das Gewaltige vor; der reife Mann kennt erst die Freuden der keuschen und bescheidenen Idylle.

Daß dies der eigenthümliche Charakter der Seidel'schen Muse ist, lehrt ein Blick auf seine schnell volksthümlich gewordene Gestalt des Leberecht Hühnchen, die ohne Zweifel zu den wenigen unvergänglichen Bildern gehört, mit welchen deutsche Dichter die Phantasie unseres Volkes bereichert haben; sie ist ebenso unsterblich und allgegenwärtig und, wenn

sie es noch nicht ist, so wird sie es doch gewiß werden, wie z. B. der Onkel Bräsig. Hühnchen ist ein vom Schicksal an die Großstadt, die er nicht mag, geschmiedeter Mann, und Hühnchen athmet auch nur dann erst freudig auf, wenn er draußen in seinem Landhause in Steglitz ist, sein Gärtchen pflegt und den weiten großen Himmel über sich gespannt sieht. Dem Leberecht Hühnchen hat aber Heinrich Seidel seine ganze Seele eingehaucht, nur humoristisch und selbstironisch objectivirt: das macht ihn eben zu einer so plastischen und glaubwürdigen Gestalt. Der Dichter hält ihn nicht als eine hohle Maske vor Gesicht, sondern fühlt ihn als einen Bruder etwa, der tief verwandt mit ihm ist, ohne dabei seine eigene Persönlichkeit aufzugeben. Seidel ruft oft die Täuschung hervor, daß er mit nicht blos dichterischer Freiheit an seinen Hühnchen glaube; er fühlt ihn zuweilen so gegenwärtig, wie einen wirklichen Menschen von Fleisch und Blut. In der trefflichen Skizze seines neuesten Bändchens *), in der „Linaria cymbalaria" erzählt Seidel in eigener Person von seiner besondern Vorliebe für diese bescheidene Pflanze, die er allen Botanikern und allen Pflanzenfeinden zum Trotz, wo er nur konnte, anpflanzte. Und im selben Bändchen findet sich die Bemerkung: „Daß diese genügsame Felsenpflanze Hühnchen's Liebling war, konnte man sich wol erklären, sie, die aus der kümmerlichsten Mauerritze mit einer Fülle von zierlichen Ranken und niedlichen Blüten hervorquillt, war ein Bild seines eigensten Wesens." Glücklicher und mit weniger Worten konnte diese liebenswürdige Gestalt nicht bezeichnet werden. Eine Selbstgenügsamkeit, die wahrhaft beneidenswerth ist, zeichnet den Dichter und seinen Doppelgänger aus. Hühnchen hat das große Talent, sich nach jeder Decke strecken zu können, allen Dingen nicht blos die heitere, sondern auch die gute, die erfreuliche Seite abzugewinnen; er hat soviel Phantasie, daß er nicht verlegen um Hülfe in der Noth ist, und soviel Herz vereint sich mit dieser Phantasie, daß sie ihm die ärmlichsten Verhältnisse, den bescheidensten Besitz verklärt und erhöht. Er bedarf nicht viel äußerer Anlässe, um glücklich und heiter zu sein, denn eine unerschöpfliche sonnige Heiterkeit trägt er in seiner Seele. Und er macht mit ihr nicht blos sich selbst glücklich, sondern auch alle, die mit ihm leben, Weib und Kinder und Freunde. Wo Hülfe und Takt von nöthen sind, da ist Leberecht Hühnchen immer der Nothhelfer, und er trifft es am besten. Wundersam ist der gütige Humor, mit dem er seine Freunde in ihren Schwächen schont; denn er sieht sehr wohl alle Schwächen, einfältig ist er gewiß nicht, doch hat er soviel Ueberschuß an Herzensgüte, daß er niemand bloßstellen mag; ja zuweilen kommt er sogar den Schwächen entgegen, wie seinem Major ohne Pointe oder dem alten adelichen Fräulein. Mit dieser Gemüthsfülle, mit diesem Humor, mit seiner unverdorbenen, ursprünglichen und urwüchsig sich äußernden Natürlichkeit steht dieser idyllische Mensch hoch über allen Figuren moderner Dekadentenpoesie, die sämmtlich Producte grüblerischer, tüftelnder Psychologie analytischer Geister, aber keine lebensfähigen Geschöpfe wahrhaft dichterischer Phantasie sind. Und es ist auch werth zu beachten, wie sparsam und zugleich wie effectvoll in dieser Sparsamkeit Heinrich Seidel mit seinem Liebling umgeht. Er spricht nicht oft von ihm, wenn er es aber thut, wie z. B. in der prächtigen Geschichte von der „silbernen Verlobung", dann verbreitet Hühnchen's Auftreten sonnige Heiterkeit. Mit wahrem Jubel begrüßt man ihn nach längerer Abwesenheit. Darin liegt große künstlerische Weisheit.

Indeß wollen wir in der Freude über diese einzige Gestalt nicht ungerecht gegen die andern Schöpfungen Heinrich Seidel's werden. Sein Leberecht ist der Mittelpunkt einer größern Anzahl von „Sonderlingen", humoristischer Art zumeist, welche entweder die einzelnen „Ranken" des Hühnchen'schen Wesens zu besondern Stämmen ausgebildet haben, wie die Naturfreunde Seidel's (z. B. der Pastor im „Schatz") oder eine besondere Specialität von menschlicher Thorheit vertreten. Sie hier der Reihe nach zu schildern würde uns zu weit führen. Im allgemeinen sei nur bemerkt, daß sie stets den Stempel ihres Schöpfers merklich aufgeprägt tragen. Sie sind Schöpfungen eines lyrischen Humoristen, der sich selbst im ganzen oder in Einzelzügen objectivirt, und muthen immer als wahrhaft dichterische Producte an. Dem Idyllendichter Seidel lag es ferner nahe, sich auch für das kleine Leben in der großen Stadt zu interessiren. Er ist ein warmer Freund der Armen und findet in seinen Gedichten oft herzliche Worte für sie; nur bleibt er, ungleich den ihm unsympathischen Modernen, auch hier rein dichterisch und in den Grenzen der Schönheit. Seine Theilnahme hat keinerlei socialpolitische Tendenz und verschmäht die Darstellung des Häßlichen als Mittel zum Zweck. Wo er bescheidene Existenzen in humoristischer Beleuchtung darstellt, ist er von großer Meisterschaft, und seine Tonscala in der Stimmung von Natur- und Menschenbildern ist von größerm Reichthum, als man so auf den ersten Blick zugestehen möchte. Man lese nur das erste Stück des neuen Bandes: „Die alte Gouvernante", und man wird den zarten Duft dieses elegischen Humors nicht genug bewundern können. In demselben Bändchen stehen aber auch Schnurren, wie die „Versetzung" oder „Die Seeschlange". Die kleinste Geschichte adelt Heinrich Seidel durch die Kunst seiner Darstellung; sie scheint so schlicht und einfältig zu sein, weil sie sich so mühelos dem Leser einschmeichelt. Kein Schriftsteller dürfte so wenig geistreich erscheinen wollen, wie Heinrich Seidel, und gerade dieses nicht scheinen wollen, diese absolute Redlichkeit als Erzähler und Dichter, die nur das wahrhaft innerlich Erlebte und Empfundene mittheilt, gleichviel ob es originell und geistreich erscheinen mag oder nicht, diese Treue zur eigenen Muse: gerade diese Eigenschaften adeln den Dichter, der im kleinen so

*) Berliner Skizzen. Neue Vorstadtgeschichten von Heinrich Seidel. A. u. d. T.: Gesammelte Schriften von Heinrich Seidel. Zwölfter Band. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1894. 3 M.

groß ist. Die Selbstgenügsamkeit Hühnchen's zeichnet Seidel als Künstler aus. Er ist ein Mann, der fest auf seinen eigenen zwei Beinen steht und mit seltenem Takt klar über sich selbst geblieben ist. Niemals verletzt er durch ein Zuviel von Selbstgefühl, niemals ist er allzu bescheiden. Man könnte ihn wahrhaft naiv nennen, wenn er nicht oft verrathen hätte, daß er mit klarer literarischer Einsicht schafft, am liebenswürdigsten in der anmuthigen Erzählung „Was sich am Morgen meines funfzigsten Geburtstages ereignete", die vor zwei Jahren im zehnten Bändchen seiner gesammelten Werke erschien. Da stellt sich Seidel selbst mit bescheidener Würde in die Reihe seiner größern und doch nicht fernstehenden Vorgänger im Reiche des deutschen Humors: Jean Paul's, Reuter's, er stellt sich als Novellist zu Storm und als Lyriker zu Mörike. Wahre Dichter können nicht mit andern verglichen werden, keiner ist „größer" oder „kleiner" als der andere, jeder ist ein Wesen für sich; nur principiell, als echte Dichter, gehören sie zur selben Familie. Und so wie Seidel sich betrachtet wissen will, müssen wir ihn auch betrachten: er ist kein Storm, kein Reuter, das thut nichts; aber er ist — Heinrich Seidel, sein eigenes Original.

Moritz Necker.

Zur Philosophie.

1. System der Ethik, mit einem Umriß der Staats- und Gesellschaftslehre. Von F. Paulsen. Zwei Bände. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, W. Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1894. Gr. 8. 11 M.
2. Die Philosophie der Freiheit. Grundzüge einer modernen Weltanschauung. Von R. Steiner. Berlin, E. Felber. 1894. Gr. 8. 4 M.
3. Philosophie der Befreiung durch das reine Mittel. Beiträge zur Pädagogik des Menschengeschlechts von B. Wille. Berlin, S. Fischer. 1894. Gr. 8. 5 M.

Die „Ethik" von Friedrich Paulsen (Nr. 1) hat, zumal in weitern, nicht speciell fachwissenschaftlichen Kreisen einen erfreulichen Erfolg gehabt, den sie wegen der großen Gesichtspunkte, unter die sie die Fülle der Ideen ordnet, und wegen ihrer steten Berührung mit dem concreten historischen und gegenwärtigen Leben in reichem Maße verdient. Sie ist das concreteste Lehrbuch der Ethik, das überhaupt existirt. In der neuen Auflage ist manches im einzelnen hinzugefügt worden, was die Brauchbarkeit des Werkes noch erhöht. Größere Zusätze finden sich besonders im zweiten Buche, in dem das vierte Kapitel: „Das Uebel, das Böse und die Theodicee" ganz neu ist, und im vierten Buche, dessen drittes Kapitel: „Socialismus und sociale Reform", eine bedeutende Erweiterung erfahren hat. Im ganzen enthält die dritte Auflage 137 Seiten mehr als die erste.

Die Theodicee, die Paulsen in dem obengenannten Kapitel versucht, hat ihren Grundgedanken in folgenden Sätzen: „Die leichte Taube, welche die Luft theilt, deren Widerstand sie fühlt, könnte die Vorstellung fassen, daß es ihr im luftleeren Raume noch viel besser gelingen werde. So erläutert Kant die Nothwendigkeit der Erfahrungsthatsachen für die Thätigkeit unseres Verstandes. Dieselbe Nothwendigkeit hat für den Willen der Widerstand des Objects, das Uebel: es gibt für uns keine Thätigkeit ohne Widerstand, kein Glück ohne Hindernisse. Das «reine» Glück ist wie die reine Wahrheit für Gott allein. Wir bedürfen des Zusatzes wie von Unkunde und Irrthum, so von Hemmung und Uebel." Den Beweis sieht Paulsen besonders in der erziehenden Macht des Uebels. Es wird dadurch ein Segen für die, die es ehrlich und richtig bekämpfen, ein absolutes, vernichtendes Böse wird es nur für die Schwächlinge, die in einer vollkommenern Welt ebenso wenig ausrichten würden, oder für Pessimisten wie Hamlet, die das Uebel zur Betrachtung und Zergliederung aufheben, um Witz und Scharfsinn daran zu üben und dabei zu Grunde zu gehen. Wie sehr viel dabei dem Ausharrenden die Anpassungsfähigkeit unserer Seele hilft, der das zuerst als unbequem, lästig Empfundene durch die Wiederholung oft gleichgültig wird, wird mehr angedeutet als ausgeführt. Solche Trostgründe, die in der Widerstandsfähigkeit der menschlichen Natur liegen, gelten wesentlich gegen das physische Uebel. Gegen das moralische Uebel, das Böse, gibt eine gewichtige Hülfe eine Eigenschaft, die das Böse selbst an sich trägt. Es ist, wie schon der heilige Augustinus und die Scholastiker erkannten, nur ein Negatives, an sich Nichtiges, ohne aufbauende Kraft, oder, wie Kant sagt, sich selbst zuwider und zerstörend. Es gibt auch keine positive Antimoral. Das Unsittliche ist, wie der Irrthum, gesetzlos. Alle Wahrheiten fügen sich zur Einheit des Systems, es gibt aber kein System der Irrthümer. „Für das Vorbeischießen", sagt Epiktet, „ist kein Ziel gesetzt." Eine Verkörperung des Bösen und seiner Selbstzerstörung ist der Goethe'sche Mephistopheles, der stets verneint, der stets das Böse will, aber immer das Gute schafft.

Diese Behandlung des Problems des Uebels und des Bösen sei eine Probe der Art, wie Paulsen die abstractern Fragen darstellt. Für die Art der Auffassung concreter Probleme ist bezeichnend seine allseitige Beleuchtung des socialen Problems in dem oben angeführten erweiterten Kapitel. Die dilettantische Oberflächlichkeit der socialdemokratischen Literatur, die sehr arg wird, sobald die Herrn Broschürenschreiber über die ökonomischen Thatsachen hinausgehen, ihre Unfähigkeit aus der Vergangenheit etwas zu lernen, das beständige Vorherrschen der vom Wunsche geleiteten Illusion, die fortwährende Mishandlung der

nüchternen Vernunft, alle diese dem Kenner so auffallenden Züge der Parteischriften treten in scharfer Beleuchtung hervor und werden einer erschöpfenden Kritik unterworfen. Insbesondere geschieht dies mit dem Lesebuch der Partei: „Die Frau und der Socialismus" von A. Bebel. Bebel faßt sein Zukunftsbild folgendermaßen zusammen: „Die Frau ist also vollkommen frei und ihre Häuslichkeit (die von der Gesellschaft besorgt wird) und ihre Kinder, wenn sie solche hat (die von der Gesellschaft erzogen werden), können ihr die Freiheit nicht verkürzen, sie können nur ihr Vergnügen vermehren." Dies Bild wird in seiner ganzen Schönheit und in seinem ganzen Tiefsinn gewürdigt, auch die von Bebel blos vergessene Forderung hinzugefügt, man müsse beschließen, daß auch das Kindergebären nur das Vergnügen vermehren könne. So wie hier wird überhaupt die Trüglichkeit aller der Voraussetzungen nachgewiesen, unter denen das Zukunftsideal allein möglich ist, besonders der Kleinigkeit, die stillschweigend immer wieder angenommen wird: die Einzelheiten werden sich ganz von selbst machen; eine Regierung über Menschen soll ja künftig nicht mehr stattfinden, wie in den Volksversammlungen immer wiederholt wird, sondern nur eine Verwaltung von Sachen. Jetzt werden die Menschen durch die Gesellschaft schlecht erzogen und verderbt, dort dagegen wird ihre gute Natur zum Durchbruch kommen; jeder wird thun, was ihm und den andern gut ist. Zu dieser Hochschätzung der Zukunft, der Verhöhnung der Gegenwart, der Pietätlosigkeit gegen die Vergangenheit kommt dann noch die Bewunderung des Urzustandes, von dem jetzt den Parteigenossen nichts mehr unbekannt ist, seitdem Fr. Engels, der „große Gelehrte der internationalen Socialdemokratie", wie ihn Rudolf Meyer nennt, darüber eine Broschüre veröffentlicht hat, nicht eigene Forschungen, sondern nur einen sehr summarischen Auszug aus der „Ancient Society" des Amerikaners L. H. Morgan. Im Urzustande war Mutterrecht, hohes Ansehen der Frau und Gütergemeinschaft, in der Mitte Privateigenthum und das Heer der Uebel, am Ende wird der Anfang wiederkehren, Gütergemeinschaft, überhaupt Wiederherstellung des Urzustandes, nur auf unendlich höherer Culturstufe. „So knüpft an das traurige Ende der fröhliche Anfang sich an", so könnte man mit einer leichten Variation Goethe's von diesem Cyklus sagen.

Nachdem so die marxistische Beleuchtung des socialen Problems als ungenügend erkannt ist, gibt Paulsen seine eigene, und zwar nicht von der Seite des Rechts, da die ganze Frage nicht eine Rechtsfrage, sondern eine Frage der Zweckmäßigkeit oder der teleologischen Nothwendigkeit ist. Er weist nach, daß es schon jetzt kein absolutes Eigenthumsrecht gibt, daß die Regelung desselben nicht eine Sache des Naturrechtes, sondern des socialen Bedürfnisses ist. So lange der Kapitalist mitarbeitet, oder mindestens leitet oder verfügt, so lange ist er social nothwendig und hat Anspruch auf einen Theil des Ertrages der Arbeit; erst der bloße Actionär, der von dem Betriebe, an dem er Mitbesitz hat, nichts versteht, ihn nie gesehen hat, erst dieser hat ein völlig arbeitsloses Einkommen. Dieses Einkommen ist aber in der heutigen Gesellschaft nach Paulsen noch nicht so groß, daß es eine Gefahr für sie bilden könnte. Die Mehrzahl der gewerblichen Betriebe sind heutzutage noch Kleinbetriebe. Im Jahre 1882 gab es $3\frac{3}{5}$ Millionen gewerbliche Betriebe überhaupt. Davon waren $2\frac{2}{5}$ Millionen Alleinbetriebe, d. h. ohne Gehülfen, etwas mehr als eine Million mit ein bis fünf Gehülfen, 100000 etwa mit mehr als fünf Gehülfen. Allerdings wird der Großbetrieb in den nächsten Jahren noch sich steigern, aber er wird niemals die alleinige Form aller gewerblichen Arbeit werden. Vor allem ist der bäuerliche Kleinbetrieb gegenwärtig in günstigerer Lage als der große Grundbesitz, es ist wahrscheinlich, daß er, durch die Regierungen gefördert, in den nächsten Jahren zunehmen und sehr bald lernen wird, durch Ausbildung von Genossenschaften sich alle technischen Vortheile zu Nutze zu machen. Eine Annäherung an eine socialistische Wirthschaft wird allerdings stattfinden, aber nur durch den den Socialdemokraten so verhaßten Staat, der jetzt schon Hunderttausende als Unternehmer beschäftigt, und nicht minder durch die Unternehmungen, welche die Gemeinden im Interesse der Bürgerschaften ausführen. Die Socialdemokratie wird immerhin wichtig bleiben, aber nicht als Geburtshelferin einer neuen Gesellschaft, sondern als Vertreterin des Arbeiterstandes, der einen großen, wichtigen Theil der Nation, aber nicht die ganze Nation bildet. Im ganzen also findet Paulsen die Kritik dieser Partei an den bestehenden Verhältnissen theilweise treffend und verdienstlich, ihre positiven Ansichten aber durchaus unzulänglich.

Während das Werk von Paulsen die Ergebnisse der Arbeit eines gereiften Denkers enthält, ist das Buch „Die Philosophie der Freiheit" von R. Steiner (Nr. 2) die Arbeit eines Anfängers. Es beginnt sehr bedenklich:

> Wir lassen uns keine Ideale aufdrängen . . .; wir glauben nicht mehr daran, daß es einen Normalmenschen gibt, zu dem alle hinstreben sollen. — Man muß sich der Idee als Herr gegenüberstellen, sonst geräth man unter ihre Knechtschaft.

Dies klingt, als ob R. Steiner ein Jungdeutscher wäre aus dem Gefolge der „Gesellschaft", indessen er zeigt doch Spuren ernstern Denkens. Er wirft die Frage auf, ob der Mensch Freiheit des Handelns besitze, und findet das wesentlich Eigenthümliche seines Thuns darin, daß er nicht blind handelt, sondern nach Gründen, über die er nachdenkt. So wird es dem Verfasser nothwendig, erst das menschliche Denken zu untersuchen, das thätige, d. h. das begriffliche Denken. Ueber das Wesen desselben ist er aber nicht klar geworden; Wahrheit und Irrthum gehen ihm durcheinander. Mit Recht sagt er: „In dem Denken halten wir das Weltgeschehen an einem Zipfel, wo wir dabei sein müssen, wenn etwas zu Stande kommt." — „Durch das Denken entstehen Begriffe und Ideen." Von dem Begriffe als solchem aber weiß er weiter nichts, als daß er das ideelle Gegenstück eines Gegenstandes, z. B. eines Baumes ist, welches zurückbleibt, wenn der Gegenstand

selbst aus dem Beobachtungsfelde schwindet. Aber die Vorstellung eines bestimmten Baumes und der allgemeine Begriff des Baumes sind sehr verschiedene Dinge. Die erstere enthält viel mehr, nämlich auch alle zufälligen Merkmale, z. B. vielleicht die Blüten, die der gesehene Baum trägt, seine Größe, sogar seine Umgebung, da ich ihn nicht isolirt gesehen habe; der Begriff aber enthält nur die durchaus nothwendigen Merkmale, die sich immer finden müssen, um überhaupt von einem Baume sprechen zu können; sie sind aus mehrern einzelnen Vorstellungen abstrahirt, durch einen analysirenden Vorgang, über dessen Wesen R. Steiner völlig im Unklaren ist. Ebenso unklar scheint ihm das Gefühl zu sein, ein subjectives Erleiden, während er es zu einem „rein individuellen Act" macht.

Die Freiheit, die ihm das Denken gibt, will R. Steiner nun besonders angewendet wissen auf die Moral. Autorität und Gewissen, auch Kant's Pflichtbegriff sind ihm des freien Menschen unwürdig.

„Leben und leben lassen" ist die Grundmaxime der freien Menschen, sie kennen kein Sollen; wie sie in einem besondern Falle wollen werden, das wird ihnen ihr Ideenvermögen sagen.

Ungeheuer einfach! Glücklicherweise ist aber das Sollen auch eine Idee. Dies hätte R. Steiner gemerkt, wenn er tiefere psychologische, logische und erkenntnißtheoretische Studien gemacht hätte, ehe er an das Bücherschreiben ging. Bevor er darin fortfährt, möchte Referent ihm rathen, einiges nachzuholen, etwa bei Mill, Sigwart, Wundt, Riehl, Paulsen, B. Erdmann. Bei allen diesen kann er scharf denken lernen, weniger bei Eduard von Hartmann, den er am häufigsten citirt, dessen willkürliches, unmethodisches Verfahren keine erziehende Kraft hat. Nur dann, glaubt Referent, werden des Verfassers Fähigkeiten bessere Früchte tragen, als die Frucht, die hier abgefallen ist.

B. Wille's Buch: „Philosophie der Befreiung durch das reine Mittel" (Nr. 3) ist ebenfalls der Freiheit gewidmet. Aber während R. Steiner sich noch bemüht, seinen Cultus der Freiheit in logischem Gedankenfortschritt zu vertheidigen, ist er bei Wille bereits fixe Idee geworden. B. Wille ist „unabhängiger" Socialist oder Anarchist, und auch in seinem Denken finden sich Spuren der Anarchie. So stellte er vor einem Jahre etwa in einem Artikel der „Zukunft" Sand, den Mörder Kotzebue's, auf eine Stufe mit Ravachol und meinte, die Nachwelt werde ihn ebenso für einen Märtyrer erklären wie jenen, d. h. einen verkommenen Mordbuben, der ohne Grund alles, was ihm gerade gelegen war, mordete, jenem jungen Studenten zugesellen, der an einem offenkundigen Feinde und Unterdrücker vernünftiger Freiheit Rache nahm. Sehr verheißungsvoll beginnt auch das vorliegende Buch mit einem Citate von Walt Whitman:

Ich feiere mich selbst und singe mich selbst
Und alles was ich mir herausnehme,
Das magst du dir herausnehmen,
Denn jedes Atom gehört sowol dir wie mir.

Die Theorie, die hier gepredigt wird, ist der berühmte individualistische Anarchismus, derselbe, den, ein anderer Dichter des Verlags von S. Fischer, J. H. Mackay, in Versen und Prosa besungen hat. Alle Zwingburgen des freien Menschengeistes werden niedergerissen, die staatliche Autorität oder das Schwert, die pädagogische Autorität oder die Ruthe, Moralknechtschaft und Parteiherrschaft, alles wird zum alten Plunder geworfen. Nur das „reine Mittel" der Ueberzeugung bleibt für diese „Pädagogik des Menschengeschlechts" übrig. Die Strafe ist abzuschaffen, sowol in der Schule wie in der Gesellschaft. Um den Menschen nach einer schlechten Handlung zu bessern, dazu genügt es, wenn auf diese Handlung „die empirische Charakteristik" oder „die empirische Correctur", d. h. das natürliche Ergebniß folgt. Wenn jemand einen Menschen todtschlägt, so fürchten sich die andern vor ihm, damit scheint für B. Wille die Sache abgethan. In der Zukunft wird nicht der Communismus herrschen, sondern die freie Genossenschaft mit Producten- und Arbeitsmarkt und freier Concurrenz, ein Phantom, das B. Wille sich bemüht, sorgfältig zu unterscheiden von einem andern Zukunftsbilde, von dem Staate der Socialdemokraten, der nach Wille die verruchte „Herrschaft" nur fortpflanzen will (die Partei lehrt das Gegentheil), an die Stelle der heutigen Plutokratie nur die Herrschaft des Volkes, der Masse setzen würde. In den Einzelheiten geht Verständiges und heillos Verdrehtes ziemlich unvermittelt durcheinander. Was B. Wille gegen die Prügelstrafe sagt, ist vernünftig, das, was er gegen die Autorität der Moral und des Gewissens sagt oder citirt, ganz unverständlich, so S. 246:

Darum ist, die Weltgeschichte lehrt es uns, ein moralisches Volk immer ein geistloses Volk, es schafft nichts Neues, schreitet nicht fort. Die Gelüste, das Verlangen nach Genuß und die intensive Empfindung desselben ohne moralische Bedenken, das ist es, was den Humusboden bildet, aus dem die herrlichsten Blüten des Geistes emporwachsen.

In der That, das Ende des 19. Jahrhunderts ist der Humusboden für seltsame Pflanzen. Eine künftige Zeit wird einst mit Staunen diese Blätter und Blüten betrachten.

Paul Barth.

Sagen, Märchen und Räthsel.

Die jüngste Zeit hat wieder eine Zahl bemerkenswerther Sammlungen auf dem Gebiete der deutschen Volkssage geboten, die erfreuliches Zeugniß davon ablegen, wie in den verschiedenen deutschen Gebieten auf jenem Wege immer weiter vorwärts geschritten wird, den seinerzeit die Gebrüder Grimm angebahnt haben. Mehr oder weniger verfolgen diese Sammlungen allerdings pädagogische Zwecke, d. h. sie sind als Lesestoff für die (reifere) Jugend bestimmt oder für die weitern Kreise des Volkes selbst, dem leider die Kenntniß seiner alten Sagen und Märchen

immer mehr abhanden kommt, je weiter die Cultur des modernen Lebens in die stillen Thäler und Gebiete dringt, woselbst die von den Vätern überkommene Sage eine sichere Heimstätte und damit wichtige Bewahrer fand. Eben deshalb aber muß man Sammlungen von Volkssagen territorial abgegrenzter Gebiete freudig begrüßen, wenn sie auch aus theilweise pädagogischen Gründen unternommen worden sind, sie nützen deshalb doch der Allgemeinheit und sie nützen zumal in zweckmäßiger Aufzeichnung mit Angabe der Quelle und genauer Feststellung des Geltungsgebietes auch wissenschaftlichen Anforderungen. Sind doch die Sammler selbst großentheils dem Lehrerstande angehörig und wer wäre geeigneter für die Sammlung und Sichtung des Sagenstoffes als der Lehrer, welcher durch die seiner Leitung anvertraute Jugend ein treffliches Verbindungsmittel besitzt, das ihm selbst scheinbar Vergessenes und Verschollenes aus manchem Hause zuführt, wo es vielleicht noch vom Großmütterchen oder im Kreise gläubiger Hausgenossen gehegt und gepflegt wird. Doch nach diesen Bemerkungen zu dem Einzelnen:

1. Aus dem Sagenschatz der Harzlande von Friedrich Günther. Mit vielen Textbildern von H. Mittag. Hannover-Linden, Manz u. Lange. 1893. Gr. 8. 5 M.

Das Gebiet des Harzes, dessen schöner Sagengestalt der Prinzessin Ilse schon H. Heine ein liebliches Gedicht gewidmet hat, ist es, dem ein tüchtiger Kenner von Land und Leuten des Harzes seine Aufmerksamkeit in einem hübsch ausgestatteten Bande zuwendet. F. Günther in Klausthal hat keine Mühe gescheut und alle vorhandenen Werke und Schriften, welche etwas über die Sagenwelt im Harzlande enthalten, mit kritischem Blicke durchgearbeitet, einzelnes verglichen, manches berichtigt und in lesbarer freundlicher Darstellung, doch ohne viel Bei- und Zierwerk seine Aufzeichnungen über die Sagen verfaßt. Gerade die Harzsagen haben sich, wie wir dem trefflichen Vorworte des Herausgebers entnehmen, schon seit Anfang unseres Jahrhunderts der Aufzeichnung durch verschiedene Sammler erfreut, ja der erste dieser Sammler, Otmar-Nachtigall, hat schon im Jahre 1800, also lange vor dem Erscheinen der „Deutschen Sagen" von den Gebrüdern Grimm, eine Zusammenstellung echter Harzsagen herausgegeben. Es ist dies, nebenbei bemerkt, die erste auf ein engeres Gebiet beschränkte Sagensammlung, welche Deutschland überhaupt aufweisen kann. F. Günther untersucht den Werth und die Bedeutung aller auch später erschienenen Harzsagen, die in verschiedenen neuern Werken enthalten sind und die ihm den Stoff zu der vorliegenden werthvollen Zusammenstellung geboten haben. Uebrigens ist ihm, dem genauen Kenner des Landes, vieles selbst mündlich bekannt geworden und er hat sowol deshalb als auch infolge der ihm zugekommenen handschriftlichen Aufzeichnungen Gelegenheit gehabt, den Stoff aufs beste zu sichten. Diese Sammlung, welche somit aus einem reichen Sagenschatze ausgewählt worden ist, soll in erster Linie der Schule, dann aber auch als Hausbuch dienen, wie der eifrige Sammler erwähnt, sie bietet aber dem Sagenforscher überhaupt außerordentlich reiches, und was die Hauptsache ist, geprüftes und beglaubigtes Material. Es ist bezeichnend, daß der Herausgeber bemerkt: es handle sich für die Harzlande nicht mehr um Sammlung aus dem Volksmunde, sondern um Wiedereinführung der werthvollen Sagen in das Volk; leider bestätigt diese Bemerkung meine im Eingange erwähnte Angabe über das Verschwinden volksthümlicher Ueberlieferungen. In richtiger Erkenntniß des Werthes der Volkssagen hat der Sammler die bloßen Gespenstergeschichten ausgeschlossen, seinem pädagogischen Zwecke entsprach es, Unlauteres und „für Volk und Jugend minderwerthige Erzählungen" ebenfalls nicht aufzunehmen, es wird wol hierdurch auch der Werth des Ganzen für allgemeine Zwecke kaum beeinträchtigt werden.

Die Anordnung der Sagen ist innerhalb des Harzgebietes landschaftlich fortschreitend, sie beginnt mit der Stadt Goslar und setzt sich über die Vorlande des Oberharzes, durch diesen selbst zum Südharz fort, berührt sodann die östlichen Gegenden und schließt mit dem Brocken und dessen Gebiete. Ein außerordentlicher Reichthum an Sagen tritt uns hierbei entgegen, besonders die bemerkenswerthen Erzählungen von König Hübich, vom Bergmönch, die Venedigersagen, die Schatz-, Nixen- und Zwergsagen, dann aber auch die historischen Sagen, die Sagen von bestimmten Bergen, Quellen, Seen, Höhlen, Kirchen und andern Oertlichkeiten verdienen ganz aufmerksame Beachtung auch der weitern Kreise. Zur Erklärung der bergmännischen Sagen, welche ja im Harz eine große und wichtige Rolle spielen, ist am Schlusse des Buches eine „Erklärung bergmännischer Ausdrücke" beigegeben. Werthvoll erscheint daneben auch das Verzeichniß der Quellen, welches ebenfalls beigefügt wurde, und die Untersuchung jeder einzelnen Sage, sowie das ebenfalls schätzbare Ortsregister. Die zierlichen fein künstlerisch ausgeführten Illustrationen sind zwar nicht gerade nothwendig, doch dienen sie dem Buche wirklich zum Schmucke, was man leider nicht immer von Bildern, welche ähnlichen Werken etwa einverleibt werden, behaupten kann.

2. Sagenbuch der sächsischen Schweiz. Herausgegeben von Alfred Meiche. Leipzig, Franke. 1894. 8. 2 M.

Mit Fleiß und Aufmerksamkeit ist auch dieses Sagenbuch zusammengestellt. Der Herausgeber bietet darin manchen neuen Beitrag für die Volkskunde. Zum großen Theile finden sich hier auch Sagen nach mündlicher Ueberlieferung zum ersten male abgedruckt; sie legen von der Rührigkeit des Sammlers, die er unter dem Volke persönlich entwickelte, schönes Zeugniß ab. Die übrigen Quellen, welche er benutzt hat, sind seltene chronistische Werke, Zeitschriften und Journale des heimischen Landes, die ja gewöhnlich nicht weit über die Grenze desselben bekannt werden, Mittheilungen touristischer Vereine und einige schon vorhandene Sammlungen von Sagen des sächsischen Ge-

bietes, insbesondere der reichhaltige Sagenschatz Gräße's; allerdings wurden diese schon vorhandenen Sammlungen eigentlich nur in der Hauptsache zu Vergleichungen herangezogen. Um das Gebiet zu bezeichnen, welches A. Meiche unter dem Begriffe der „sächsischen Schweiz" zusammenfaßt, so ist damit jener Complex gemeint, „der einerseits von der Landesgrenze, andererseits von den Flüssen Gottleuba und Wesenitz beraint wird", also „in der Hauptsache die drei alten Aemter Pirna, Hohnstein und Lohmen, sowie ein Theil des Amtes Stolpen, etwa das, was man früher das Meißner Hochland nannte. Nur weil diese Bezeichnung außerhalb Sachsens weniger bekannt ist, wurde der Titel «Sagenbuch der sächsischen Schweiz» vorgezogen". Diese eigene Angabe des Sammlers anzuführen, erscheint wichtig, um Misverständnissen vorzubeugen. Auch hier findet sich eine kurze aber beachtenswerthe Einleitung mit historischen und bibliographischen Angaben, die in vielen Richtungen Orientirung bietet. In der Eintheilung der Sagengruppen folgt A. Meiche Haupt's „Sagenbuche der Lausitz", es sind demnach zunächst einige Geschlechtssagen, sodann Dämonen-, Teufels-, Spuk- und Gespenstersagen, darauf Zauber-, Schatz- und Wundersagen aufgenommen, denen die geschichtlichen und etymologischen Sagen folgen. Ueberaus schätzenswerth erscheint auch der Anhang dieses Buches, welcher verschiedene volksthümliche Ueberlieferungen von anderm als dem Sagengebiete enthält, so Sprichwörter und Volksscherze, Kinderverse, Neckreime und dergleichen, endlich auch verschiedenes über Brauch und Aberglauben des Volkes. Es wäre zu wünschen, daß sich diese Abtheilung zu einer selbständigen Arbeit entwickelt, wie sie nach dem Vorworte der Herausgeber im Sinne zu haben scheint. In den Anmerkungen ist ebenfalls viel des Beachtenswerthen niedergelegt. Beide der bisher besprochenen Sammlungen bilden schätzenswerthe Bereicherungen unserer deutschen Volkskunde.

3. Perlen aus dem Sagenschatze des Rheinlandes. Nach den ältesten Quellen erzählt von M. Pauly. Köln a. Rh., Bachem. 1894. Gr. 8. Cart. 3 M.

Die Sagen des Rheinlandes haben früher schon manche Sammler gefunden und liegen vollständigere Zusammenstellungen vor als sie in diesem Bande geboten werden. Es war jedoch auch gar nicht die Absicht des Herausgebers, den ganzen Reichthum an Rheinsagen hier zur Kenntniß zu bringen, sondern nur die wichtigsten und bedeutendsten Stücke in volksthümlicher und auch für jugendliche Gemüther berechneten Form zu erzählen. Der schön ausgestattete und mit mehrern guten Bildern gezierte Band enthält demnach nur sechsundsechzig der bemerkenswerthesten Ueberlieferungen des rheinländischen Sagengebietes, darunter natürlich die wichtigsten von der Lorelei, von Genoveva, vom Riesenspielzeug, vom Ritter Roland, vom Mönch zu Heisterbach, von den Heinzelmännchen, vom hörnernen Siegfried, vom Schwanenritter u. a. m. Die Darstellung ist knapp und gut, die Bemerkung auf dem Titelblatte: „Nach den ältesten Quellen erzählt", darf allerdings nicht irreführen, da nicht der Wortlaut alter Quellenstellen wiedergegeben ist, sondern der Herausgeber mit eigenen Worten den Inhalt der Sage nach der ältern Quelle oder auch wol nach einem Gedichte, das die betreffende Sage behandelt, in Prosa vorführt. Letzteres in einigen Fällen zu vermeiden und das Gedicht selbst zu bringen, hätte sich vielleicht empfohlen, zumal ja in der That manche Sage in den Strophen der Dichter (Pfarrius, Kopisch, Uhland, Simrock, Smets u. a.), welche sie bearbeitet haben, einverleibt worden ist. Als Quelle führt in den beachtenswerthen Bemerkungen des Inhaltsverzeichnisses und auch wol bei jedem einzelnen Stücke der Herausgeber frühere Sammlungen, die Arbeiten der Gebrüder Grimm, ältere Chroniken, den rheinischen Antiquarius, Cäsar von Heisterbach und so manches seltene verschollene Werk vor. Aufgefallen ist mir, daß bei der Darstellung der Loreleisage Heine's berühmtes Gedicht nicht erwähnt wurde, es hätte gut in den Rahmen des Ganzen gepaßt. Klostersagen und Heiligenlegenden, die hier in größerer Zahl als in andern ähnlichen Werken aufgenommen wurden, machen das Buch auch für weitere Kreise werthvoll; für den Fremden, welcher eine hübsche literarische Erinnerung von seiner Rheinreise nach Hause bringen will, ist der elegante Band besonders empfehlenswerth, doch wird er auch im heimischen Gebiete gute Aufnahme finden.

4. Lieder und Geschichten der Suaheli. Uebersetzt und eingeleitet von Dr. C. G. Büttner. (Beiträge zur Volks- und Völkerkunde. Dritter Band.) Berlin, E. Felber. 1894. Gr. 8. 4 M.

In ein fernes fremdes Gebiet führt uns diese Sammlung von Dichtungen und volksthümlichen Erzählungen nach der getreuen Uebersetzung eines Gelehrten. Es hat den Anschein, als ob die Geschichten, die man sich unter den Suahelis in Ostafrika erzählt, mit unsern vaterländischen Stoffen in keinem Zusammenhange stehen könnten und siehe da, in den „Geschichten von Abunawas" finden wir Stückchen des orientalischen Spaßmachers, die wir aus unserm „Eulenspiegel" und aus ältern Schwankbüchern, sogar aus den Gedichten des spätern deutschen Mittelalters kennen, der Schluß der Erzählung: „Drei Worte" erinnert uns an die Handlung in Schiller's „Gang nach dem Eisenhammer", manche Fabeln zeigen auffallende Aehnlichkeit mit den in Deutschland verbreiteten, selbst so mancher Scherz und manche Räthselfrage erinnert an Aehnliches, was wir schon in unserer Kinderzeit gehört haben. So erweist sich auch in den Ueberlieferungen der Suahelis ein geheimnißvoller Zusammenhang mit jenen des europäischen Festlandes. Drei größere Gedichte (von der Barmherzigkeit, von der Himmelfahrt und vom Tode Mohammed's) sind aus der arabischen Aufzeichnung, in der sie dem Herausgeber und Uebersetzer zugekommen sind, von diesem in Prosa übertragen worden, sie stehen unter dem Einflusse moslemischer Cultur und Denkweise, welche sich, wie Büttner bemerkt, „durchaus dem Volksgeiste der Ostafrikaner

assimilirt" hat. Alle drei Dichtungen sind religiös erzählender Natur und haben einen erheblichen ethischen Werth. Für das Gebiet der Volks- und Sagenkunde von besonderer Bedeutung erscheinen die darauffolgenden „Märchen und Geschichten", sowie die Schilderung der „Sitten der Sansibarleute", welche zwei Ostafrikaner selbst, die heute als Lectoren am Seminar für orientalische Sprachen in Berlin wirken, getreu nach dem Leben und den Berichten ihrer Volksgenossen selbst aufgezeichnet haben. Kleinere Gedichte und Lieder (in Prosa übersetzt), Scherze, Räthsel, Spottliedchen und dergleichen, schließen den Band ab. Diese hat Professor Büttner derselben Quelle zu verdanken. Eine ganz eigenthümliche Wirkung machen die Aufzeichnungen des Herrn Amur bin Nasur, eines jener Lectoren, welcher von Afrika, ohne noch eine europäische Sprache zu kennen, nach Berlin kam und unter Büttner's Leitung sich die deutsche Sprache so zu eigen machte, daß er eben jene Stellung am Seminar bekleiden konnte. Amur erzählt die Geschichte seines Lebens, seine Schul- und Jugendzeit, seine Reise nach Berlin, die ersten Eindrücke, welche auf ihn, den Afrikaner, die Sehenswürdigkeiten und Zustände der deutschen Reichshauptstadt machten und vieles andere in eigenartiger naiver Weise, welche die Auffassung der neuen Verhältnisse nach seinen Anschauungen eigenartig wiedergibt. Man muß dem gelehrten Uebersetzer für diese werthvolle literarische Gabe, die einen tiefen Einblick in das Leben des bisher so wenig bekannten Volksstammes gewährt, ganz besondern Dank zollen. Auch wer sich nicht gerade mit ethnographischen Forschungen und Untersuchungen beschäftigt, wird diesem Buche, das ein erläuterndes Vorwort eröffnet, großes Interesse abgewinnen.

5. Am Märchenbrunnen. Neue Märchen und Skizzen von Kurt von Rohrscheidt. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. 1893. 12. 2 M. 10 Pf.

Schon von früher her ist uns der Verfasser als sinniger Märchendichter bekannt. Er bietet nun eine neue Sammlung seiner lieblichen Phantasiegebilde und es ziemt sich wol, sie der Gruppe von volksthümlichen Dichtungen und Ueberlieferungen anzureihen, obgleich wir es hier mit Erfindungen der Kunstpoesie zu thun haben. Aber Kurt von Rohrscheidt kennt die Märchengestalten unserer Volksdichtung, die Gestalten der Sage und Legende genau und weiß sie in den von ihm verfaßten Geschichten in passender Weise und überaus liebenswürdig vorzuführen. Die Erzählungen „Das Gespinst des Teufels", „Der Schneekönig", „Im Elfengrund" legen hiervon das beste Zeugniß ab. Und wieder glaubt man in dem „Engel auf der Wanderschaft" ein echtes rechtes Märchen aus dem Volksmunde zu vernehmen, das der Verfasser seiner eigenen Darstellungsweise zu Grunde gelegt hat. Die niedliche Legende vom „vierblättrigen Kleeblatt" und die hübsche Deutung seiner Entstehung könnte ebenfalls ganz gut der Volkslegende entnommen sein. In andern dieser Märchen, z. B. im „Schulkobold", in den Stücken: „Was sich die alte Uhr erzählt" und insbesondere in der „Börsengeschichte" wandelt Rohrscheidt auf den Spuren des trefflichen Märchendichters Andersen mit großem Glück. Manche dieser Märchendichtungen sprechen tief zum Herzen, ihr Verfasser weiß innige warme Töne anzuschlagen und die Geschichten mit reicher ihm zu Gebote stehenden Poesie auszuschmücken. Einen gewissermaßen culturgeschichtlichen Charakter tragen die Darstellungen über das „Osternfest", das „Sonnwendfest" und das „Julfest", in welchen die Festbräuche unserer Vorfahren nicht ohne erzählende Beigabe geschildert werden. Das ganze Buch trägt auch einen schönen nationalen echt deutschen Charakter an sich, der in den erwähnten drei letztgenannten Darstellungen sich besonders geltend macht. Jedem Freunde zarter Märchenpoesie sei es aufs beste empfohlen, selbstverständlich kann es auch der Jugend in die Hand gegeben werden, es wird auf deren Geist und Herz nur fördernd und veredelnd wirken.

6. Schattenbilder. Märchen von Gustav Pasig. Leipzig, Ungleich. 1893. 12. 2 M.

Auch dieser Band enthält eine Zahl anmuthiger Märchen, die von der dichterischen Gestaltungsgabe des Verfassers gutes Zeugniß ablegen; Pasig ist auf andern poetischen Gebieten schon mit Erfolg hervorgetreten und hat stets seine besondere Vorliebe für Märchen- und Sagenstoffe darin bekundet. Ein duftiges Bild entwirft gleich das Einleitungsgedicht der Sammlung, welches stimmungsvoll in die Lektüre einführt. Und nun folgen die Erzählungen von dem Sonnenstrahl, der sich verirrt hat und das kleine Mädchen, dem die Mutter entrissen wurde, mit zurücknimmt in seine lichte ewige Heimat, vom Engel der Zufriedenheit, der alle Menschen glücklich und zufrieden macht mit dem Kräutlein „Genügsamkeit", von den beiden Gelehrten, welche im Streite darüber sind, ob Gott die Welt gemacht habe, damit alles ihn lobe oder liebe und von der Blume des Glücks, die hübschen Weihnachtsmärchen vom wunderbaren Tannenbäumchen und von der Christblume, die Märlein vom Sonnenschnee, vom Schändebold und manche andere Stücke, unter denen die Abenteuer des „kleinen Nordpolfahrers" gewiß abenteuerfreudige Knaben überaus ergötzen werden. Ueberhaupt sind diese Märchen vorwiegend für die Jugend bestimmt. Eine wohlthuende fromme Gesinnung spricht aus allen; heller poetischer Schimmer ist über diese Dichtungen ausgebreitet, welche das dichterische Gemüth und die Phantasie des Verfassers in der Stoffwahl und Ausführung aufs beste hervortreten lassen.

7. Allgemeine Sammlung niederdeutscher Räthsel. Herausgegeben von Rudolf Eckart. Leipzig, A. Weigel. 1894. 12. 1 M. 50 Pf.

Unter den Volksüberlieferungen spielen auch die überall verbreiteten Räthselfragen eine nicht unbedeutende Rolle. Wie weit ihr Geltungsgebiet reicht, haben schon die Bemerkungen anläßlich der früher besprochenen Ueberlieferungen der Suahelis angedeutet. Eine Sammlung

solcher Räthsel, soweit sie auf niederdeutschem Sprachgebiete vorkommen, hat nun R. Eckart in dem vorliegenden Büchlein zusammengestellt, und seinem Sammelfleiße ist es zu verdanken, daß in der That über tausend dieser Fragen hier geboten werden, denen selbstverständlich auch die Antwort beigegeben wird. Das Ganze hat nicht nur für die Erheiterung durch schnurrige Räthselspiele, sondern auch für die Zwecke volkskundlicher Forschung einen erheblichen Werth, man wird bei genauerer Durchsicht so manches finden, was nicht nur in ganz Deutschland, sondern auch in fremden Ländern nahezu in derselben Fassung verbreitet erscheint; es sind hier die Texte zu weiterer Untersuchung zweckmäßig wiedergegeben. Daß die plattdeutschen Fragen auch in sprachlicher Richtung für die Kenntniß der Mundart sich wichtig zeigen, braucht wol nicht besonders erwähnt zu werden. Möge der Herausgeber bald die versprochene neue Folge seines Räthselschatzes erscheinen lassen.

Anton Schlossar.

Romane und Novellen.

1. Dämonische Mächte. Roman mit Benutzung einer englischen Idee von Hermine Frankenstein. Zwei Bände. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt. 1893. 8. 10 M.
2. Sturm. Novellen von Ida Boy-Ed. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt. 1894. 8. 4 M.
3. Plein air. Neue Prosa von Sophie von Khuenberg. Hamburg, C. Kloß. 1893. 8. 2 M. 50 Pf.
4. Auf Befehl des Königs. Roman aus der Zeit Friedrich's des Großen von Clarissa Lohde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1894. 8. 3 M.
5. In engen Schranken. Roman von Marie Gerbrandt. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1894. 8. 3 M.

Das „Neue Wiener Tageblatt", eine sehr verbreitete und unleugbar tüchtig redigirte Zeitung, scheint stets einen oder zwei Schriftsteller in Sold genommen zu haben, denen die Spalten des Blattes von Nummer zu Nummer offen stehen. Bis zu seinem im Jahre 1881 erfolgten Tode beherrschte Theodor Scheibe den Romantheil des Blattes. Den Bedürfnissen seines Publikums entsprechend fabricirte er denn auch eine Sensationsgeschichte nach der andern, deren Titel schon das literarische Bedürfniß seiner dankbaren Leser befriedigten. Die Literatur hat er mit Romanen wie „Die schöne Bäckerstochter vom Himmelpfortgrund", „Die Grenadiere der Kaiserin", „Die schwarzen Brüder" u. s. w. in künstlerischer Beziehung nicht bereichert, sondern mehr den österreichischen oder speciell den wiener Localinteressen Rechnung getragen. Sein Erbe hat nun Hermine Frankenstein übernommen. Seit einer Reihe von Jahren lesen wir ihren Namen Tag für Tag im Feuilleton des „Tageblattes". Sie ist weniger selbstschöpferisch, sondern macht einen Ritt ins romantische Land der englischen Sensationsliteratur, und die Ideen, die Anregungen, die sie dort gesammelt, verwerthet sie für ihren deutschen Leserkreis. Wir Kritiker fragen ja nicht, woher der Vogel kommt, sondern wie er singt — und das ist im vorliegenden Falle, bei dem Roman „Dämonische Mächte" (Nr. 1) keine künstlerische Leistung. Der stoffhungerige Leser kommt auf seine Kosten, denn schon das erste Kapitel, „Ein teuflischer Plan", mag das erwünschte „Gruseln" verursachen. Die Verfasserin weiß den Leser auch gleich zu fesseln und wenn er auf der dritten Seite den Satz liest: „Ein einziger Blick in das Gesicht seines Herren, auf das Pistolenetui und die leere Börse auf dem Tische genügte Gänwer, Fernwald's verzweifelte Lage und schrecklichen Vorsatz sofort zu erkennen" — wird er die ersten Grade der Spannung bereits durchkosten. Daß die Verfasserin es versteht, ihn darin zu erhalten, soll gerne zugestanden werden. In Leihbibliotheken wird der Roman gut am Platze sein.

Von Hermine Frankenstein zu Ida Boy-Ed ist ein gewaltiger Sprung. Während die erstere nach einem alten, ich will nicht sagen veralteten Recepte ein Gebilde aus Stoffen formt, läßt uns Boy-Ed auch in der Seele jener lesen, die in ihren Erzählungen als handelnd auftreten. Aber eines gewissen Bangens kann man sich nicht erwehren, wenn man die schriftstellerische Fruchtbarkeit der Frau Ida Boy-Ed in Betracht zieht. Kaum habe ich den vorliegenden Band zur Hand genommen, lese ich schon die Nachricht von dem in einigen Wochen erfolgenden Erscheinen ihres Romans „Die Schwestern". Das ist eine fieberhafte Thätigkeit, welche mit der Zeit vom Uebel sein muß. In dem Novellenbuche „Sturm" (Nr. 2) finden wir noch alle Vorzüge Boy-Ed'scher Schreibweise: ungeschwächte Kraft der Darstellung, Lebendigkeit des Erzählungstones, Ernst und Vertiefung, wo es gilt seelische Vorgänge zu schildern — und all das nicht aus den Wolken geholt, nicht in der Studierstube ausgeklügelt, sondern aus dem regen realen Leben genommen und im Lichte einer gesunden, gefestigten und fertigen Lebensanschauung wiedergegeben. Die drei in dem Bande vereinigten Novellen: „Sturm", „Welcher" und „Eine Tragödie", sind, ohne in stofflicher Beziehung etwas Eigenartiges zu bieten, werthvolle novellistische Gaben. Die Verfasserin gibt dem Buche den Titel „Sturm" wol nicht, weil die größte der Novellen diesen Titel trägt, sondern weil sie damit auf die bedeutenden seelischen Bewegungen hindeuten will, denen die Helden ihrer Geschichten ausgesetzt sind.

Frau Sophie von Khuenberg bietet uns mit ihrem Buch „Plein air" (Nr. 3) ein Mosaik von funfzehn Skizzen, das sich würdig an ihr 1889 erschienenes Werk „Nach der Natur" anreiht. Auch sie zeichnet, wie Frau Boy-Ed, realistisch, aber auch sie geht den Geschmacklosigkeiten

der neuesten Schule aus dem Wege. Das oft citirte „Greif nur hinein ins volle Menschenleben" hat sich die Verfasserin gewiß in ihr literarisches Tagebuch geschrieben, denn man fühlt es diesen kurzgeschürzten, flott und frisch erzählten Geschichtchen an, daß sie der Feder einer Dichterin entstammen, die mit offenem Auge und mit offenem Herzen einherwandelt und auf den abgelegensten Wegen Blumen findet, an denen andere Menschenkinder achtlos vorüberschreiten. Und sie windet einen Strauß — und der Duft ist Poesie. Und wie sie es schon in ihren Gedichten „Frost und Flammen" gezeigt, schlägt ihr ein warmfühlendes Herz in der Brust. Frau Sophie von Khuenberg, die ja auch auf dem Gebiete der Kritik thätig ist, wird ihren Weg machen.

Frau Clarissa Lohde ist kein Neuling mehr. Sie ist bereits im Vollbesitze jener Routine, die sich der Schriftsteller mit der Zeit aneignen muß, mag er auch im Beginne seiner literarischen Thätigkeit oft über die eigenen Füße gestolpert sein. Ihr Roman „Auf Befehl des Königs" (Nr. 4) zeigt uns dies deutlich genug. Vorerst ist die Wahl des Stoffs glücklich, denn im Vordergrunde stehen der große Friedrich und der General Ziethen, die den Leser selbst dann sympathisch anmuthen, oder vielleicht gerade dann, wenn sie recht bärbeißig mit dem gewohnten Donnerwetter dreinfahren. Unsere verweichlichte Zeit labt sich gern an den Reckengestalten vergangener Tage und wir im constitutionellen Fahrwasser schwimmenden Menschenkinder schauen, ob Männlein oder Weiblein, ob jung oder alt, gern nach jenen absolutistisch abgehärteten Erscheinungen einer längst verschwundenen Zeit. Vom Inhalte will ich meiner Gewohnheit nach nichts verrathen, nur so viel sei gesagt, daß der Angelpunkt der Erzählung jener Befehl des Königs ist, demzufolge ein Offizier nach der freien Reichsstadt Ulm ziehen muß, um dort einen von dem stolzen Bürgerrathe zum Tode verurtheilten preußischen Kriegsgefährten zu befreien. Schade, daß der eine so gefährliche Aufgabe unternehmende Offizier nicht durch schönere Motive geleitet wird. Das hätte die Verfasserin nicht außer Acht lassen sollen — sie konnte hier idealisiren, und der Held wäre uns nicht nur als blindes Werkzeug erschienen; so aber stehen wir ihm, trotz seines Muthes, trotz seiner Energie etwas kühl gegenüber. Der Roman ist nicht von künstlerischem Werth; aber er ist durchwegs — einige allzu behaglich breit ausgeführte Stellen ausgenommen — frisch erzählt, die einzelnen Personen sind gut charakterisirt, Situationen gut, manche mit dramatischer Kraft geschildert. Den Haupttheil nimmt natürlich der Befreiungsversuch in Anspruch; dabei hat die Verfasserin den in solchen Geschichten bewährten Apparat spielen lassen: felsenfeste Mauern, Strickleitern, eine längstvergessene Thüre in der Stadtmauer, wie wir es eben schon oft, sehr oft gelesen haben; aber gern soll zugestanden werden, daß sie sich mit Geschick ihrer Aufgabe entledigt. Daß hier und da eine Unwahrscheinlichkeit mit unterläuft, ja zum Schlusse in den Gemächern der Schwester Friedrich's des Großen ein Tableau veranstaltet wird, welches an einen Lustspieleffect gemahnt, ist zu bedauern. Es schmälert dies den Werth des bis zu seinem befriedigenden Abschlusse spannenden Romans.

Mit einem literarischen Erstling beschenkt uns Fräulein Marie Gerbrandt, Lehrerin in Marienau in Westpreußen. Auch sie gehört der realistischen Schule an, was namentlich die Schilderung des Kleinlebens anbelangt; aber ich möchte fast behaupten, daß die Verfasserin von „In engen Schranken" (Nr. 5) sich wenig um die Bestrebungen der Modernen, wenig um deren ästhetisches Reglement kümmert. Sie hat eben, wie es ihr vom Herzen kam, jene Verhältnisse geschildert, in denen sie wahrscheinlich selbst lebt, und das ist ihr gut gelungen. Die Welt, in die sie uns führt, ist eine abgeschiedene, ein Dasein, fern von dem Geräusche der großen Städte. Am besten schildert sie diese Gegend und ihre Bewohner durch den Mund einer der Hauptpersonen:

> Ach, es ist der Fluch, der auf unserer Gegend haftet trotz unserer berühmten Gemüthlichkeit! Hier erhebt kein Herr die Peitsche gegen seinen Knecht oder betrachtet seinen Untergebenen wie einen Hund; über unsere Felder ist nie der Jagdtroß eines Adeligen gezogen, den Fleiß des armen Landmannes zerstampfend; hier hat nie in harter Frone der geknechtete Mensch den Pflug seines willkürlichen Gebieters gezogen. Aber dieser erbärmliche Kastengeist, diese behäbige Selbstzufriedenheit hat durch die Jahrhunderte mehr Menschenwürde gemordet, als es die rücksichtsloseste Aristokratenwillkür vermocht hätte. Haben Sie je von einem Genie der Kunst, der Wissenschaft, je nur von einer voll entfalteten menschlichen Individualität gehört, die diesem Fleck Erde entsprossen wäre? Im Keim, in der Blüte sind sie gestorben, wenn sie überhaupt geboren werden konnten unter einer Bevölkerung, welche ihre veralteten Weisheiten und Vorurtheile von Generation zu Generation bewahrt.

Dies also das Milieu. Die Verfasserin hält sich daran vom Anfang bis zum Schlusse und dies gibt dem Werke seinen eigenartigen Reiz. „In engen Schranken" ist die poetische Aeußerung eines schönen Talentes, eines consequenten Autors; vielleicht ist der letztere Umstand einer Dame doppelt hoch anzurechnen. Ich glaube Fräulein Gerbrandt ein freundliches literarisches Schicksal vorhersagen zu dürfen. Anerkennenswerth ist ihr Geschick, seelische Zustände oft mit kurzen, aber kräftigen Strichen zu zeichnen. Personen und Begebenheiten tüchtig zu charakterisiren ist ihr schon jetzt gelungen. Sie weiß unser Interesse bis zur letzten Zeile zu fesseln, trotzdem wir aus den engen Schranken nicht herauskommen. Dabei ist ihre Darstellung frisch und bewegt, ja stellenweise poetisch. Sie weiß immer an der richtigen Stelle den nothwendigen schwungvollen Ausdruck anzubringen und den Zauber der dichterischen Stimmung über das Gemälde auszubreiten. Mit einem Worte, sie ist auch den künstlerischen Anforderungen gerecht geworden und wir würden uns freuen, die noch junge Verfasserin auf der so glücklich eingeschlagenen Bahn rüstig fortschreiten zu sehen.

Und nun sei zum Schlusse noch eines Büchleins Erwähnung gethan:

6. Meine Bekehrung. Von Baronin Elisabeth von Grotthuß. Augsburg, B. Schmid. 1893. 40 Pf.

welches möglicherweise in jenem Leserkreise freudig empfangen werden wird, den sich die Verfasserin — sie ist seit 1867 schriftstellerisch thätig — im Laufe der Jahre erworben hat. Ueber diese Grenze hinaus dürfte es kaum Interesse erregen. Diese Bekehrungsgeschichte der unglücklichen, weil blinden Verfasserin entstammt einem hingebenden gläubigen Herzen, sie ist ein beredter Beweis für den Ausspruch, daß der Glaube die Seligkeit in sich birgt! aber der Umstand, daß die zum Katholicismus Bekehrte nirgends in des Wesens Tiefe dringt, läßt uns unbefriedigt. Das Werkchen als literarische Gabe zu betrachten, dürfte kaum angehen, es genügt nicht einmal den bescheidensten Anforderungen.

Karl Schrattenthal.

Militärschriften.

1. Feldbriefe von 1870/71. Von Karl von Wilmowski. Nebst biographischen Mittheilungen von Dr. Gustav von Wilmowski. Breslau, Trewendt. 1894. 8. 2 M.

Die Briefe, die Kaiser Wilhelm's Cabinetsrath von Wilmowski während des Feldzugs 1870/71 nach Hause schrieb, liegen, nachdem ein Theil von ihnen in der „Deutschen Revue" schon der Oeffentlichkeit übergeben war, nunmehr vollständig in Buchform vor.

Der bekannte Geheimrath Louis Schneider theilt in seinem Buch: „Aus dem Leben Kaiser Wilhelm's" folgendes mit. Als Schneider aus den Berichten des französischen Militärattachés Stoffel eine von Moltke an diesen gerichtete Aeußerung vorlas, „es sei schade, daß König Wilhelm sich mehr mit Militär- als Civil- und Verwaltungsangelegenheiten beschäftige", habe Kaiser Wilhelm gesagt: „Das ist wahr." Schneider aber habe die in jeder Beziehung charakteristische Antwort gegeben:

Nein, Euere Majestät, das ist nicht wahr! Wenn irgendjemand, außer den damit betrauten Räthen und Beamten, wissen kann, daß die Civil- und Verwaltungsgeschäfte mit Gewissenhaftigkeit erledigt werden, so bin ich es. Die Neigung und Kenntniß mag nicht in gleichem Grade vorhanden sein, aber die Erledigung ist dieselbe (1870 brachte König Wilhelm über fünf Monate im Felde zu und erledigte dennoch 37554 Sachen des Civilvortrages). Wenn Herr General Graf Moltke das wirklich zu dem Baron Stoffel gesagt, so hat er eben die stille Thätigkeit Euer Majestät nicht gekannt. Ich kenne sie aber und habe mir den Civilvortrag am 3. September . . . wohl gemerkt.

Der am 3. September 1870, unmittelbar nach den Ereignissen der Sedantage, jenen „Civilvortrag" hielt, war der Cabinetsrath König und Kaiser Wilhelm's, Karl von Wilmowski. Von Haus aus Jurist, hatte Wilmowski diese Vertrauensstellung erst neun Monate inne, als er den König in den Feldzug begleitete. Da während eines solchen außer den Vorträgen des auswärtigen und des Kriegsministers keine Ministerialvorträge stattfanden, wird die Bedeutung der von Wilmowski zum Vortrag gebrachten Sachen eher größer als kleiner gewesen sein wie in Friedenszeiten. Doch sprechen sich die Feldbriefe über die amtliche Thätigkeit ihres Verfassers fast nirgends aus, sie schildern vielmehr in der Hauptsache nur die persönlichen Eindrücke, die Wilmowski, dessen Stellung den fragenden Offizieren halb scherzhaft als die des „Civil-Trescow" bezeichnet zu werden pflegte, im Hauptquartier empfing; aber selbst bei Wiedergabe dieser rein persönlichen Eindrücke wurde ängstlich jede Mittheilung vermieden, die bei Bekanntwerden dem Feinde irgendwie hätte nützlich werden können, oder die aus andern Gründen besser verschwiegen blieb.

Dennoch kann es nicht fehlen, daß die Briefe viel Interessantes enthalten, zunächst über König Wilhelm selbst. Am 26. Juli 1870 schreibt Wilmowski von diesem:

Er sieht die Sache für weitaussehend an. Gestern hatte ich eine Sache, welche bei den jetzigen Umständen sich nicht erledigen ließ. Ich schlug vor, sie auf vier Monate zu vertagen. „Warum gerade auf vier Monate?" In der Hoffnung, daß alsdann wieder Friede sein wird. „O, ich wünsche dem Lande, daß Sie sich nicht irren mögen; diesmal ist die Sache viel schwieriger."

Vom Schlachttage von Gravelotte heißt es:

Dem König wurde vorgestellt, daß er zurückgehen müsse. Das hat er zwar gethan, vorher aber noch ein Infanteriebataillon, welches durch die Kugeln in Unordnung gerathen war, in Ruhe wieder rangirt. Die bairischen Offiziere waren voll staunender Bewunderung über die Kaltblütigkeit des Königs. — Ueber die Verluste ist der König ganz trostlos.

Ebenso war bei der Antwort an die Reichstagsdeputation „der König so bewegt, daß die Thränen die Stimme stocken machten; er überwand sich und las zu Ende". Ueber die Bevorzugung französischer Gefangener durch deutsche Frauen äußerte sich der König sehr ungehalten.

Dem seien einzelne Aeußerungen über die in den Hauptquartieren anwesenden bairischen Prinzen angeschlossen:

Mit den Baiern wurde über das Jahr 1866 ungenirt gesprochen. Sehr verständig im deutsch-preußischen Sinne sprach selbst Prinz Luitpold über die österreichische Politik. Der Prinz ist ein behaglicher und unterrichteter Herr und hat lange in Italien gelebt. Prinz Luitpold beklagte (wegen der vor Sedan ihnen zugemutheten, besonders großen Märsche) seine Baiern, sprach aber dabei mit der größten Achtung von Moltke's strategischem Talente und „dabei ist er so still, man erfährt von ihm nichts". — Der König hatte gestern zwei eiserne Kreuze nebst eigenhändigen Schreiben . . . uns mitgegeben. Wir kamen damit gerade an, als die Uebrigen beim Diner saßen. Prinz Luitpold, ohne Ahnung des Inhalts, nahm das Ueberreichte und ging damit hinaus. Ich hatte einen Moment nicht auf ihn acht gegeben, glaubte, er habe es schon gelesen, und gratulirte, worauf er sagte: „ja, wozu?", und, indem er mich mit hinausnahm: „Ich kann dergleichen nicht angesichts Aller lesen." Er war sehr überrascht und wollte in seiner Bescheidenheit alles in die Tasche stecken.

Die mitgetheilten Proben werden besser, als eine eigentliche Inhaltsangabe es vermocht hätte, die dankenswerthe Gabe der Erben des Herrn von Wilmowski charakterisiren.

2. Der Krieg der Vendée gegen die französische Republik 1793—1796. Von A. von Boguslawski. Mit Karten und Plänen. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1894. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Fügt das Buch Wilmowski's nur interessante Einzelzüge zu der mehrfach und von berufensten Federn dargestellten Geschichte des Krieges von 1870/71, so liefert das Werk Boguslawski's die zusammenhängende Schilderung einer Reihe von kriegerischen Unternehmungen, die im deutschen Publikum, das militärische nicht ausgeschlossen, so gut wie ungekannt sind. Man wußte im allgemeinen, daß in der religiös und royalistisch gesinnten Vendée hartnäckig gegen die Truppen der Republik gekämpft worden ist und daß deren schließlichem Siege eine Reihe von blutigen Greuelthaten vorausgegangen sind; daneben schlugen noch die Namen Larochejaquelin, Cathelineau und Charette bekannt an das Ohr, oder man erinnerte sich auch wol der Aeußerung eines unzufriedenen napoleonischen Marschalls über Preußen: „Das ist ja eine zweite Vendée." Auf die militärische Seite des Vendéekrieges, namentlich aber auf die strategische, gingen die deutschen, rein geschichtlichen Werke nur wenig ein, und militärgeschichtliche sind auf deutscher Seite wol gar nicht vorhanden gewesen. Was aber von französischer Seite geschrieben worden ist, mußte bei der furchtbaren Erbitterung der kämpfenden Parteien und ihrer Anhänger mit alleräußerster Vorsicht aufgenommen werden.

So ist denn das vorliegende Werk für die Kenntniß des deutschen Publikums von geradezu grundlegender Bedeutung.

Was vor allem der großen Mehrzahl der Leser überraschend sein wird, ist, daß die Aufstände der Vendéer, kaum jemals ganz zum Schweigen gebracht, nach nahezu vierjähriger Dauer — von den noch folgenden Nachspielen und Aufständen in andern Landestheilen *) abgesehen — mit einer „Pacification" endigten, der Friedensverträge, wie sie sonst nur zwischen kriegführenden Staaten üblich sind, vorausgingen. Auch daß der Kriegsschauplatz durchaus nicht einheitlich gestaltet war, sondern daß der landläufige Begriff des Heckenlandes Vendée eben nur auf das „Bocage" zwischen Nantes, Angers, Chantonnay paßt, während das Marais südlich der Loiremündung an das von Gräben durchzogene Ostfriesland erinnern mag, wird den meisten Lesern neu sein. Ebenso machen die Aufschlüsse, die Boguslawski über die eigentlichen Ursachen des Vendéekrieges gibt, dem Glauben ein Ende, daß der Aufstand der Vendée vom Adel und von der Geistlichkeit angezettelt, und daß er von vornherein zur Wiederaufrichtung von Thron und Altar bestimmt war. Es ist vielmehr der Adel von den Bauern um die Uebernahme der Führerschaft angegangen worden, die Geistlichkeit war zu Beginn des Aufstandes nur der — unter den Maßnahmen der Republik — leidende Theil. Daß sie das war, fachte den Aufstand, dessen innerer Grund das Widerstreben einer tief religiösen, in ihren bisherigen Zuständen sich wohl fühlenden Bevölkerung gegen die pariser Unificirungsmaßregeln war, nur an. Genährt und immer wieder von neuem entflammt wurde er durch eben die Mittel, durch die er bekämpft werden sollte: Feuer, Galgen und Mord.

Die Ursachen dafür, daß sich die Aufständischen jahrelang gegen die republikanischen Heere halten konnten, waren folgende. Die Vendéer hatten die bessere moralische Qualification, vertheidigten Haus und Hof in einem ihnen völlig bekannten Lande, und schlugen sich für Weib und Kind, denen grausamer Tod drohte. Sie fochten in Landstrichen, welche die Bewegung und das Fechten größerer Truppenmassen erschweren, und Führung wie Gefechtswerth dieser Truppenmassen war im ganzen ziemlich elend. Endlich waren die Vendéer voll Vertrauen, nächst dem zu Gott, auch zu ihren Führern, wenn schon diese untereinander keineswegs einig waren. Den Republikanern wurden dauernd erst dann bessere Erfolge, als es ihnen gelang, wirkliche disciplinirte Truppen, nicht nur geworbene wilde Horden, gegen die Vendée zu schicken, und als sie das entsetzliche „Vernichten mit Feuer und Galgen", das der Convent betrieben hatte, mit einer menschlichern Kriegführung vertauschten, wie sich deren die Vendéer, von manchen Ausnahmen abgesehen, noch bis in die letzte Zeit des Aufstandes hinein bedient hatten. Wie unmenschlich die republikanischen Machthaber und ihre Scharen gegen ihre Landsleute verfahren waren, dafür nur wenige Beispiele. Abgeschnittene Ohren wurden als Cocarden getragen, in achtundzwanzig Tagen wurden in Nantes 1669 Menschen beiderlei Geschlechts verurtheilt und erschossen, im ganzen in Nantes und Umgegend etwa 12000. Advocat Carrier ließ allein 90 Priester aus Nantes und 51 aus dem Anjou ersäufen. Auch Kinder wurden „verurtheilt" und getödtet, zweiundachtzigjährige Frauen füsilirt.

Erfreuliche Züge des sonst so schrecklichen Gemäldes sind auf republikanischer Seite die einsichtige Milde des letzten republikanischen Generals Hoche und der kecke Wagemuth einiger republikanischer Führer, auf Seite der Vendéer die persönliche Bravour der Befehlshaber und der Geführten, die mehrmals geradezu genial zu nennende Strategie einzelner Führer und ihre heldenmüthige, durch nichts zu brechende Energie. Letzteres gilt namentlich von Charette.

Im höchsten Grade unerfreulich wirkt das elende Verhalten der Bourbons.

Zum Schluß noch einige Worte über Stil, Ton und Ausstattung des Buches. Der Stil ist, bis auf einige falsche Appositionsconstructionen und kleine Unebenheiten glatt und gewandt. Der Ton könnte vielleicht hier und da wärmer sein. Doch mag der Verfasser absichtlich jeden Schein der Parteinahme haben meiden wollen. Die Ausstattung des Buches ist in Bezug auf Papier und Druck würdig, die eine der beigegebenen Karten, und zwar gerade die Uebersichtskarte, läßt die Ortsnamen zu wenig hervortreten.

Victor Kurs.

*) Der Verfasser hebt mehrmals hervor, daß er nur den Krieg in der Vendée, nicht aber die Aufstände der Chouans, in der Bretagne, u. s. w., habe schildern wollen.

Zur Erinnerung an Franz Nissel.

Es ist eine ebenso bekannte als traurige Thatsache, daß die weitaus meisten Lebensgeschichten unserer deutschen Dichter ein lange Reihe trübseliger Schicksale und eine Kette schwerster Erfahrungen und Entbehrungen enthüllen; kann doch nur wenigen berichtet werden, daß ihr Dasein wenigstens vor den schlimmsten Sorgen um den täglichsten Lebensbedarf verschont geblieben ist. Wir haben uns leider so sehr an eine solche Voraussetzung gewöhnt, daß wir kaum noch etwas Tragisches an einem solchen Dichterleben finden, sondern vielmehr erstaunt wären, wenn uns das Gegentheil versichert würde. Aus diesem Grunde wird auch der autobiographische Bericht über das Leben Franz Nissel's, der soeben von seiner Schwester Karoline aus seinem Nachlaß veröffentlicht worden ist *), kaum irgendwelches Aufsehen erregen, obwol auch in ihm wieder das alte Lied von dem materiellen Elend und der bittersten äußern Noth in ergreifender Weise vorgetragen wird. Er wird dies um so weniger thun, je unbekannter Nissel's Dichtungen noch heute nicht nur im größern Publikum, sondern auch im Kreise derer sind, die die Beschäftigung mit der Geschichte der deutschen Literatur zu ihrer Lebensaufgabe gemacht haben, die aber bei der Unbeweglichkeit ihres Geistes selten über die Zeit Goethe's und Schiller's hinauskommen, wenn sie nicht gar im Mittelalter stecken bleiben. Und doch hat einer der wenigen, die ihren Sinn auch für die literarischen Ereignisse ihrer eigenen Zeit nicht verschlossen haben, der von der Zunft zwar wenig geachtete, in seiner schönen Unbefangenheit aber ziemlich einzig dastehende Heinrich Kurz, schon vor langen Jahren im vierten Bande seiner „Literaturgeschichte" auf Nissel hingewiesen und sein Talent und seine Gestaltungsgabe als ungewöhnlich anerkannt. Das Nissel von Kurz gespendete Lob ist aber bald wieder verhallt, und so konnte es geschehen, daß, als im Jahre 1878 Nissel namentlich auf Betreiben Julian Schmidt's hin, gleichzeitig mit Wilbrandt und Anzengruber durch die Verleihung des Schiller-Preises ausgezeichnet wurde, die wenigen Leute, die sich bei uns in Deutschland um dergleichen Dinge überhaupt kümmern, verwundert die Köpfe zusammensteckten und sich gegenseitig die Frage vorlegten, wer wol der also Geehrte sein möchte.

Genutzt hat Franz Nissel übrigens die Verleihung des Schiller-Preises sehr wenig. Obwol in der Commission mehrere Intendanten von Hoftheatern saßen, hatten sie selbst so wenig Respect vor ihrem eigenen Urtheil, daß sie gar nicht erst an die Aufführung des von ihnen preisgekrönten Stückes, des Trauerspiels „Agnes von Meran", dachten. Nissel mußte sich in Berlin mit einer höchst ungenügenden Aufführung im Nationaltheater begnügen, und in seiner Vaterstadt Wien kam „Agnes von Meran" nicht an der Burg, sondern nur an dem damals unter Laube's Leitung stehenden Stadttheater auf die Bühne.

Noch unangenehmer aber wie diese Nichtachtung berührte den Dichter die Polemik, die sich bald nach dem Bekanntwerden seiner Prämiirung über ihre Berechtigung entspann. Namentlich erging sich Albert Lindner, der für seinen „Brutus und Colatinus" einst auch den Schiller-Preis erhalten hatte, in heftigen Angriffen gegen Nissel's Tragödie, während Paul Lindau in einem Artikel der „Gegenwart" Julian Schmidt den Vorwurf machte, daß er in seinem Gutachten über „Agnes von Meran" übersehen habe, daß bereits Ponsard vor Nissel denselben Stoff bearbeitet habe, und daß Nissel, dessen Selbständigkeit Lindau übrigens nicht bezweifelte, das Stück Ponsard's gekannt haben müsse. Nissel sah sich dadurch genöthigt, in einem Aufsatz „Zur Genesis meiner «Agnes von Meran»" den Sachverhalt darzulegen und festzustellen, daß er weder Ponsard, noch einem andern Dichter die Anregung zu seiner „Agnes" verdanke, sondern daß er bereits in jungen Jahren, in denen seine Kenntniß der französischen Literatur nur gering war, durch die Lektüre von Capefigue's „Histoire de Philippe Auguste" auf den Stoff verfallen sei.

Als dieser literarische Streit ausgefochten war, trat, wie Nissel sich ausdrückt, „Schweigen des Todes" ein, und wenn auch seine frühere Tragödie, „Die Zauberin am Stein", noch einmal durch die Aufführung an dem wiener Hofburgtheater eine glänzende Auferstehung erfuhr, so blieb er doch in Deutschland und außerhalb Wiens auch in Oesterreich ein vergessener Mann, bis er im Herbste 1892 bei Cotta einen Band seiner ausgewählten dramatischen Werke erscheinen ließ. Diesmal nahm die Presse wenigstens Notiz von seinen Schöpfungen, und Nissel war für jedes lobende Wort, das er vernahm, dankbar, mochte es auch noch so kühl und vorsichtig ausgesprochen sein, wie z. B. das Lob, das ihm Rudolf von Gottschall damals in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" ertheilte. So bestand das ganze Dasein des Dichters nur aus einer Folge von getäuschten Erwartungen, die selbstverständlich zu einer Erhöhung seiner Schaffenslust nicht beitragen konnte. Indessen wurde diese vor allem noch durch die bis in die letzten Zeiten seines Lebens nicht aufhörenden Sorgen um das tägliche Brot gehemmt. Nissel war der Sohn eines Schauspielers, der an dem wiener Hofburgtheater nur eine kleinere Stelle innehatte, besaß also kein väterliches Vermögen, sondern sah sich ganz auf den Ertrag seiner Feder angewiesen, die er aber für journalistische Zwecke oder sonst in irgendwie ergiebigerer Weise nicht auszunutzen verstand, zum Theil aus Künstlerstolz, zum Theil aus Mangel an praktischer Begabung. Ebenso wenig wie er, besaß seine Frau, eine Sängerin, Vermögen,

*) Mein Leben. Selbstbiographie, Tagebuchblätter und Briefe von Franz Nissel. Aus dem Nachlaß herausgegeben von seiner Schwester Caroline Nissel. Mit dem Bildniß des Dichters. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 1894. 8. 5 M.

und ihr früher Tod überließ ihm obendrein allein die Sorge für das Fortkommen ihrer Kinder, wobei er allerdings von seiner Schwester aufopferungsvoll unterstützt wurde. Zur Annahme einer Stelle, überhaupt zur Ausführung einer regelmäßigen Brotarbeit war Nissel aber schon deshalb nicht fähig, weil sein Gesundheitszustand bereits von den Jünglingsjahren an viel zu wünschen übrig ließ und er sich keine anhaltenden Anstrengungen zumuthen durfte. So lebte er fast ohne Verkehr mit Freunden und Bekannten, abgeschlossen von der Welt, und überließ sich seinen Grübeleien, namentlich aber religiösen Betrachtungen, die ihn zu einem entschiedenen Gegner des Katholicismus machten und ihn einmal, beim Tode seiner Frau, bei dem er mit ihrem Einverständnisse jeden geistlichen Beistand zurückwies, in ernstliche Kämpfe mit der katholischen Geistlichkeit verwickelten. Es war also ein innerlich und äußerlich gebrochener Mann, als er an die Ausarbeitung seiner Selbstbiographie ging, um der Welt Rechenschaft von seinem Leben, von seinem Fühlen und Wollen zu geben. Es ist ergreifend, zu sehen, wie der trübe Grundton, der schon in der Vorrede und auf den ersten Seiten angeschlagen wird, das ganze Werk durchdringt, in dem von Glück und frohen Stunden nur an wenigen, knappen Stellen, desto mehr aber von seelischem und körperlichem Elend die Rede ist. Nissel spricht in dem Buche im Grunde nur von sich und von den Gedanken und Gefühlen, die ihn bewegt haben. Wir lernen daher nur ihn daraus kennen, bekommen aber kein eigentliches Bild von der Welt, die ihn umgab, ja nicht einmal einen tiefern Einblick in die geistigen und literarischen Einflüsse, die seine Entwickelung bestimmten. Am eingehendsten berichtet er über seine religiösen Kämpfe und von seinen Bestrebungen, eine Reform der christlichen Lebensanschauungen herbeizuführen, aber wir haben aus diesen seinen Ausführungen nicht die Ueberzeugung gewonnen, daß er sich zu wirklicher Klarheit auf diesem dunkeln Gebiete durchgerungen habe, ein Eindruck, den auch seine im Anhang mitgetheilten „Religiösen Betrachtungen aus der Jugendzeit (1847—1849)" hinterlassen.

In politischer Beziehung scheint Nissel gleichfalls auf einem liberalen Standpunkt gestanden zu haben. Er hatte mit warmem Herzen die Volkserhebung in den Revolutionsjahren 1848 und 1849 begleitet, sich auch persönlich bis zu einem gewissen Grade an den Ereignissen betheiligt und beklagte daher die Vernichtung seiner Hoffnungen in den „traurigen, eisernen und bleiernen Tagen der blutigen Reaction". Dagegen gaben ihm die neuern Staatsreformen und die im Jahre 1867 publicirten neuen Staatsgrundgesetze eine freudige Zuversicht auf eine bessere Zukunft seines Vaterlandes, und er sprach sich über die „edle Energie der Ungarn und über die geniale innere Politik Beust's" begeistert aus. Ob er auch angesichts der neuesten Wendung der Dinge noch als Lobredner einer Staatskunst, deren Erfolge mit Rücksicht auf den immer noch wachsenden Nationalitätenstreit in Oesterreich-Ungarn doch mindestens als höchst zweifelhaft erscheinen, aufgetreten ist, wissen wir nicht, da sich in seinen Aufzeichnungen über diesen Punkt keine Bemerkung erhalten hat.

Nissel hat die zusammenhängende Erzählung seines Lebens nur bis zu den Maitagen des Jahres 1849 fortgeführt. Dann ist seiner müden Hand die Feder entsunken, da ihm noch vor Vollendung der Selbstbiographie der Tod von seinen langen Leiden am 20. Juli 1893 erlöste. Dennoch war es möglich, das Werk zu einer Art von Abschluß zu bringen, da sich in seinem Nachlaß eine Menge von Tagebuchblättern und Briefen fanden, die bis zum Mai 1893 reichen, und deren Abdruck die zweite, weitaus umfangreiche Hälfte des vorliegenden Bandes füllt. Die Herausgeberin hat dabei die größte Offenheit an den Tag gelegt, indem sie das düstere Gemälde von Nissel's Leben in rückhaltloser Entschleierung vor den Augen des Lesers aufrollte. Wir meinen, sie hat recht daran gethan, weil ein so eigenthümlicher Charakter, wie der ihres Bruders war, nur richtig verstanden und beurtheilt werden kann, wenn uns ein voller Einblick in seine innerste Welt gewährt wird. Die Freunde von Nissel's Dichtungen werden ihr daher dankbar für ihre Bemühungen sein, das deutsche Volk aber, das so wenig für seine Dichter und Denker zu sorgen versteht, mag aus diesem Buche aufs neue die Warnung ziehen, mit dem ihm anvertrauten Pfunde weniger achtlos umzugehen, damit die große Schuld, die es schon auf sich geladen hat, nicht schließlich unabsehbar werde.

H. A. Lier.

Feuilleton.

Die Seuffert-Sauer'sche Sammlung der „Deutschen Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts" (Stuttgart, Göschen) bringt uns in den „Ausgewählten kleinen Schriften von Georg Forster" (Lieferung 46/47) wieder eine sehr erfreuliche Gabe. Die von A. Leitzmann, dem besten Kenner Forster's besorgte Auswahl bietet einen vortrefflichen Beleg zu dem Urtheil, das die Nummer 41 des vorigen Jahrgangs dieser Zeitschrift über diesen edeln Menschen und ausgezeichneten Schriftsteller abgibt. Acht Aufsätze aus den Jahren 1781—91 führen uns seine naturwissenschaftlichen, natur- und geschichtsphilosophischen, ästhetisch-literarischen und religiösen Ideen, vor allem aber auch seine außerordentliche Fähigkeit von jedem Gegenstand aus umfassende Perspectiven zu eröffnen, trefflich vor Augen und geben uns zugleich die Gewißheit, daß wir es bei ihm mit einer edeln Persönlichkeit zu thun haben. Sie gehören zu denjenigen seiner Schriften, die neben den „Ansichten" und den „Briefen" weiter zu leben verdienen. In erster Linie der Naturforscher redet in Nr. 1: „Ein Blick ins Ganze der Natur" — noch aus seiner fromm-gläubigen Periode — und in Nr. 2: „Noch etwas über die Menschenrassen"; er macht sich auch bedeutsam geltend in Nr. 3: „Ueber Leckereien" und Nr. 5: „Leitfaden zu einer künftigen Geschichte der Menschheit"; wiederholt finden wir deutliche, zum Theil überraschende

Anklänge an die Darwinistische Entwickelungslehre, namentlich in Nr. 2 und 5. Charakteristisch für seine ästhetisch-literarischen Ansichten sind namentlich Nr. 4: „Ueber Schiller's Götter Griechenlands" und Nr. 7: „Die Kunst und das Zeitalter". Dieser Aufsatz berührt sich deutlich mit Schiller's „Künstlern", wie überhaupt dessen ästhetische Grundgedanken bei Forster vielfach, sei es schon ausgeprägt, sei es im Keime sich finden. — Für seinen religiös aufgeklärten und zugleich echt humanen Standpunkt ist neben Nr. 4 besonders Nr. 6: „Ueber Proselytenmacherei", bezeichnend. Der Gedankengang hat vielleicht für manchen zunächst etwas Ueberraschendes, aber bei unbefangener Erwägung wird man das völlig Berechtigte einer loyalen Proselytenmacherei zugeben müssen. — Die Gabe von einem beschränkten Gebiete aus umfassende Gesichtspunkte zu eröffnen zeigt sich vielleicht am glänzendsten in der Plauderei „Ueber Leckereien". — So nahe Forster als Naturforscher den heutigen Anschauungen auf diesem Gebiete steht, so sehr ist er ein echter Vertreter jener ästhetischen Periode des deutschen Geisteslebens in seiner schönen — vielleicht sogar etwas einseitigen — Begeisterung für die griechische Kunst, wie sie vor allem in Nr. 7 zum herrlichen Ausdruck kommt. Eine kurze Stelle daraus möge hier noch Platz finden: „So stellte Zeuxis die Töchter von Agrigentum in blendender Schönheit vor sich hin, um aus ihren verschmelzten Reizen für den Tempel der Juno Lucinia sein bewundertes Gemälde zu entwerfen. Denn ohne leisen Mißton ist keine, selbst nicht die lieblichste Form, in der Natur; vielleicht, weil auch das vollendetste irdische Wesen nur ein Accord ist jenes großen Zusammenklangs, in dessen Rauschen unser Geist versinkt!" Die einleitenden Bemerkungen und die wenigen Erläuterungen, die der Herausgeber vorausschickt, sind eine dankenswerthe Zugabe.

— Eine auf 112 Seiten zusammengedrängte Geschichte der Philosophie kann, selbst bei verhältnißmäßig kleinem und engem Druck, keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen. Dieses will auch vorliegende Schrift „Breitenstein's Repetitorium Nr. 60. Kurzes Repetitorium der Geschichte der Philosophie. Mit Zugrundelegung der Werke von Brandes, K. Fischer, Gomperz, Harnack, Hegel, F. A. Lange, Lewes, Mulbach, Stöckl, Ueberweg, Zeller, Zimmermann u. a. Gearbeitet von J. Fränkel" (Wien, M. Breitenstein) nicht; sie will ein Wiederholungsbuch sein. Sie setzt daher entweder die Kenntniß der Philosophen und ihrer Systeme voraus und will nur durch kürzeste Angabe des wesentlichsten Kerns der Lehre das Gewußte lebendiger im Gedächtniß festhalten oder zurückrufen lassen, oder sie setzt einen mündlichen Erklärer, sozusagen, einen Einpauker voraus. Der Verfasser schickt den einzelnen Perioden kurze Ueberschriften voraus. Bei den einzelnen Philosophen bringt er zuerst Biographisches und die Angabe ihrer wichtigsten Schriften. Wir können zugeben, daß der Verfasser im großen und ganzen überall das Wesentlichste in Kürze zusammenstellte; aber wir leugnen nicht, daß uns ein Leitfaden zur Uebersicht, wie z. B. die frühere Ausgabe von Schwopfer's „Geschichte der Philosophie im Umriß", da hierbei mehr auf die Entwickelung und den Zusammenhang der einzelnen Systeme Rücksicht genommen wird, zu Repetitorien geeigneter erscheint, als gedrängte Auszüge und Zusammenfassungen wie vorliegende Arbeit.

— Vor einem Jahre haben wir zuletzt in Nr. 13 d. Bl. f. 1893 auf das immer mehr aufblühende und mit Recht in die weitesten Kreise dringende Organ der deutschen Folklore-Wissenschaft „Am Ur-Quell. Monatsschrift für Volkskunde" (Hamburg, G. Kramer) hingewiesen, das der Herausgeber, der rühmlichst bekannte Fachmann und Slawist Dr. Friedrich S. Krauß im Verein mit dem noch mitthätigen Begründer Heinrich Carstens mit schönem Eifer leitet. Der abgeschlossene vierte Band brachte wiederum eine erkleckliche Fülle von Abhandlungen und kleinen Mittheilungen über Sagen, Märchen, Lieder, Zauber- und Wunschformeln, volksthümliche Redeweise, Sitten, Gebräuche, alte Anschauungen, Glauben aller Art und viele verwandte Gegenstände, sammt und sonders sicher belegt und gelehrten Zwecken sehr wohl dienstbar, aber doch nach Auffassung und Form sich mehr an weitere Schichten der Bevölkerung wendend, wo der Sinn für diese leider mehr und mehr verschwindenden Dinge noch nicht erstorben ist. Der neue fünfte Band setzt nun nachdrücklichst bei der Erledigung der umfänglichen Aufgaben, die die Zeitschrift sich gesetzt hat, ein. Aus dem außerordentlichen Reichthum des ungemein vielseitigen Inhalts, den er darbietet, sei einiges genannt: „Die Bedeutung der Zahl Neun", „Aegyptische Todtenopfer und ihr Zweck", „Die neu entdeckten deutschen Göttergestalten und Götternamen", „Maisitten am Rhein", „Biblische Räthsel der Magyaren", „Bienenzauber und Bienenzucht", „Bezeichnungen der Trunkenheit in der Sprache des Volkes", „Zur Sage vom Trinkhorn des Grafen von Oldenburg", „Mittheilungen aus dem bremischen Volksleben", „Ueber das wissenschaftliche Studium der Naturvölker", „Die Baumseele bei den Nordgermanen", „Ueber den Zauber mit menschlichem Blut und dessen Ceremonial-Gebrauch bei den Indianern", „Einige Bemerkungen über die Eidechse im Volksglauben". Ergebnißvolle „Umfragen", eine Besonderheit des Unternehmens, schließen sich folgende Stoffe an: „Sondersprachen", „Geheime Sprachweisen", „Das Zauberei", „Kopflose Spukgeister", „Vergrabene Schätze", „Woher kommen die Kinder?" Die auch in ein einnehmendes Gewand gekleidete Zeitschrift, die in einem möglichst reinen und edeln Deutsch geschrieben wird, verdient bei dem billigen Preise (4 Mark jährlich) vollste Beachtung.

— Wie der „Ostasiatische Lloyd" mittheilt, sind Goethe's „Werther's Leiden" unlängst in der japanischen belletristischen Wochenschrift „Shigarami Zoshi" in classischer Uebersetzung aus der Feder des Professors Mori erschienen. Das Werk hat in den literarischen Kreisen Japans ungeheueres Aufsehen erregt, und der Verkauf der betreffenden Nummer überstieg den Durchschnitt bei weitem. Der japanische Titel heißt: „Werther no Kanashimi". Wenn die Japaner wirklich erst jetzt das Goethe'sche Werk kennen lernen sollten, sind sie hinter den Chinesen weit zurück. Das Reich der Mitte kannte und würdigte schon zu Lebzeiten des Dichters seinen sentimentalen Jugendroman. In einem der „Römischen Epigramme", das Karl August's Mäcenatenthum preist, sich aber über die Gleichgültigkeit aller andern Fürsten und Staaten unseres Erdtheils bitter beklagt („Hat mich Europa gelobt, was hat mir Europa gegeben? u. s. w."), heißt es dann weiter:

. . . was fördert es mich, daß auch sogar der Chinese
Malet mit ängstlicher Hand Werthern und Lotte aufs Glas?

— Im Anschluß an die Besprechung des Buches: „Wagner as I knew him. By Ferdinand Praeger" in Nr. 23 d. Bl. f. 1894 möchten wir unsere Leser auf eine Kritik dieses Buches in den „Bayreuther Blättern" aufmerksam machen, die unserm Herrn Berichterstatter entgangen ist. In dem siebenten Stück der genannten Zeitschrift von 1893 und in den ersten für 1894 hat Houston Steward Chamberlain den Beweis geführt, daß in dem Praeger'schen Buche eine Anzahl unechter Briefstellen abgedruckt sind und daß das Buch eine große Zahl unrichtiger Angaben enthält, sodaß es nicht als geschichtliche Quelle angesehen werden darf.

Bibliographie.

Aus dem Leben Theodor von Bernhardi's. III. Die Anfänge der neuen Aera. Tagebuchblätter aus der Zeit der Stellvertretung und Regentschaft des Prinzen von Preußen. Leipzig, S. Hirzel. 7 M.

Bahr, H., Caph. Novellen. Berlin, S. Fischer. 8. 2 M.

Herczeg, F., Frau Lieutenant und andere Humoresken. Berlin, O. Janke. 8. 1 M.

Illustrierte Europäische Wanderbilder. 225. 226. Arosa. Zürich, Artistisches Institut Orell Füßli, Verlagsbuchhandlung. 8. 1 M.

Lothar, R., Rausch. Ein Drama in drei Aufzügen. Dresden, E. Pierson. 8. 2 M.

Riehm, Handwörterbuch des Biblischen Altertums für gebildete Bibelleser. Zweite Auflage. 13./18. Lieferung, umfassend die Artikel Malter bis Schlange. Mit 2 Beilagen und 1 Karte. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. Preis jeder Lieferung 1 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 29. — 19. Juli 1894.

Friedrich Ludwig Jahn.

Am 10. Juni d. J. ist in Freiburg a. d. Unstrut eine Gedächtnißhalle zu Ehren des Turnvaters Jahn eingeweiht und dadurch die Aufmerksamkeit auch nicht-turnerischer Kreise auf „den Alten im Barte“ gelenkt worden. Aus Treitschke's „Deutscher Geschichte im 19. Jahrhundert“ (I[2], 306 und II, 384 fg.) wird sich mancher, der sonst nicht Gelegenheit hatte, sich weiter umzusehen, ein eigenthümliches Bild von diesem Manne gemacht haben: das eines beschränkten Menschen, der in wunderlichen Schrullen seine Größe suchte und durch seine unklare Selbstüberhebung der ihm anhangenden Jugend mehr schadete als nützte. Zweifellos geschieht aber mit einer solchen einseitigen Auffassung Jahn großes Unrecht. Von seinem Turnplatze allein ging sicher nicht die Ueberhebung und unzufriedene Stimmung der Jugend aus; sie war ja auch anderweit in Preußen und im deutschen Vaterlande bemerklich, nachdem die große Zeit der Befreiungskriege nichts anderes hervorgebracht hatte als den ohnmächtigen deutschen Bund und eine neue Auflage des Polizeistaates. Das Bedürfniß, Jahn von einer bessern Seite dem deutschen Volke bekannt zu machen, ihm den geschichtlichen Jahn zu schildern, hatte 1881 das Buch von Euler hervorgerufen („Friedrich Ludwig Jahn. Sein Leben und Wirken von Dr. Karl Euler“. Stuttgart, C. Krabbe, 1881). Wer irgend sich genau über die einzelnen Lebensumstände des Turnvaters unterrichten will, wird die gewünschte Belehrung nirgends besser finden als da. Aber gerade das sorgsame Eingehen auf Einzelheiten entrückte es dem weitern Gebrauche. Ueberdies reicht es nur bis zum Jahre 1819 und gibt über seine weitern Lebensschicksale nur eine ganz kurze Uebersicht. Man darf deshalb ein jüngst erschienenes Büchlein willkommen heißen, das in gedrängterer Form dem deutschen Volk ein vollständiges Lebensbild von seinem Turnvater geben will *).

Man kann der Arbeit von Schultheiß zunächst nachrühmen, daß sie sich fern zu halten bestrebt ist von einer überschätzenden Würdigung ihres Helden. Darauf deutet schon das vorangestellte Schiller'sche Wort hin: „Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes Werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an!“ Dem entspricht sodann die Kürze in der Behandlung von Jahn's Kinder-, Universitäts- und Wanderjahren.

Der alte Pastor Jahn in dem Dorfe Lanz bei Lenzen in der Priegnitz, dem Johann Friedrich Ludwig Christoph Jahn am 11. August 1778 geboren wurde, scheint nicht von der Nothwendigkeit großer Gelehrsamkeit für einen heranwachsenden Jüngling überzeugt gewesen zu sein, denn nachdem der Sohn unter der trefflichen Mutter Leitung an der Bibel das Lesen gelernt und dadurch zu seiner später oft hervortretenden Vertrautheit mit Altem wie Neuem Testament den Grund gelegt hatte, erlernte er das Latein beim Vater an Pufendorf's Thatengeschichte des großen Kurfürsten. Mit Recht betont Schultheiß, daß diese Unterweisung und eine Erziehung, die für körperliche Entwickelung und den Verkehr mit allerhand Leuten, Schmugglern, alten Soldaten u. s. w. freien Spielraum ließ, die Abhobelung von Ecken und Kanten im Charakter sich jedenfalls nicht als Endziel vorgesetzt hatte. Eine gewisse Altklugheit, Unterschätzung fremden Wissens, Eigensinn, alles Eigenschaften, die man später an Jahn bemerken kann, sind die entsprechenden Schattenseiten, die jedoch in der Entwickelung eines gesunden Menschenverstandes, eines guten Gedächtnisses, furchtloser Thatkraft und großer Körperstärke und Gewandtheit reichliche Ueberstrahlung finden. Wir verstehen, warum ein so gearteter Knabe weder in Salzwedel, wo er im Herbst 1791 auf dem Gymnasium Unterkunft fand, noch auch (seit 1794) auf dem Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin besondere Geschäfte machte.

*) Friedrich Ludwig Jahn. Sein Leben und seine Bedeutung von Fr. Guntram Schultheiß. Siebenter Band von „Geisteshelden“ (Führende Geister), herausgegeben von Dr. A. Bettelheim. Berlin, E. Hofmann u. Comp. 1894. 8. 2 M. 40 Pf.

Nach einem halben Jahre verschwand er von da und zwar unter Umständen, die es dem Director nahelegen sollten, daß er ertrunken sei. Eine besondere Anlage zum Taugenichts, die wir unter solchen Umständen wol voraussetzen möchten, scheint der Vater in diesem eigenmächtigen Schritte nicht gesehen zu haben. Er hat den Jungen noch ein Jahr zu Hause unterrichtet und dann Ostern 1796 als angehenden Studiosus der Theologie nach Halle geschickt.

In Anbetracht der verwendeten Zeit — Jahn hat sich sieben Jahre lang auf zehn verschiedenen deutschen Universitäten Studirens halber aufgehalten, vorzüglich jedoch in Halle und Greifswald — müßte man ein Wunder von Gelehrsamkeit als Endergebniß erwarten. Aber gerade von dieser Studentenzeit Jahn's ist wenig Rühmliches zu vermelden. Leidenschaftliche Bekämpfung der Landsmannschaften mit obligaten Raufereien erscheint als Hauptbestrebung dieser Universitätsjahre, ohne daß man dabei einen höhern Zweck erkennen könnte. Denn was Jahn nachher über einen solchen geäußert hat, das ist wol, wie Schultheiß mit Recht meint, spätere Beschönigung eines auch Jahn als übertoll vorkommenden Treibens. Was Jahn in fünfjährigem Studium zu Halle, wo er wahrscheinlich relegirt wurde, und dann unter falschem Namen als Studiosus Fritz in Greifswald, wo er das consilium abeundi am 7. Februar 1803 erhielt, an Kenntnissen aufgespeichert haben mag, entzieht sich der Forschung. Jedenfalls hat er die Theologie bald an den Nagel gehängt, um sich philosophischen, geschichtlichen und sprachwissenschaftlichen Studien zuzuwenden. In Greifswald hatte hierin namentlich Arndt auf ihn Einfluß. Einen formellen Abschluß durch ein Examen gab er seinen Studien nicht. Eines jedoch trat auch in dieser Zeit schon deutlich zu Tage, ein auffallendes Organisationstalent und die Gabe, andere junge Leute als leitende Persönlichkeit an sich zu fesseln.

Die konnte man auch in den beiden Stellungen bemerken, die er 1804 und 1805 als Hauslehrer zunächst in Neubrandenburg bei einem Baron Lefort und dann auf einer Glashütte bei Waren im Hause eines gewissen Strecker einnahm. Nicht nur die ihm anvertrauten Kinder, sondern auch die benachbarte Jugend schloß sich ihm gern an und ließ sich von ihm in allerlei Leibesgewandtheit unterrichten. Hier begann nun auch der Most, der sich bisher so sonderbar geberdet hatte, allgemach zu vergären, und als Jahn am 1. October 1803 Mecklenburg verließ, hatte er eine gelehrte Erstlingsarbeit in der Tasche, die er dann in Göttingen und Jena auf den Bibliotheken noch genauer nachprüfte. Sie erschien 1806 bei Adam Friedrich Böhme in Leipzig unter dem Titel: „Bereicherung des Hochdeutschen Sprachschatzes versucht im Gebiethe der Sinnverwandtschaft, ein Nachtrag zu Adelungs und eine Nachlese zu Eberhard's Wörterbuch von F. L. L. Ch. Jahn." Man darf getrost das Urtheil, das Schultheiß über diese Schrift fällt, unterschreiben, daß das meiste darin heute als überholt oder selbstverständlich anderes als übertrieben oder irrthümlich erscheine. Aber abgesehen von dem niedern Stande der damaligen deutschen Sprachforschung überhaupt darf nicht verkannt werden, daß nicht blos das wissenschaftliche Interesse des Philologen, sondern vornehmlich der patriotische Eifer für die deutsche Sprache Jahn die Feder geführt hat. In dem bewußten Vermeiden von Fremdwörtern macht sich derselbe Eifer geltend.

Diese Schrift gibt uns durch ihr Dasein den Beweis, daß Jahn den Lebenszweck gefunden hatte, der ihn fortan ganz erfüllte und ihn zu „unserm" Jahn und zu einem unserer „führenden Geister" machen sollte; die Erweckung eines deutschen Nationalbewußtseins durch Anregung zum Studium der vaterländischen Sprache und Geschichte schwebte ihm damals als sein Hauptzweck vor. Daß er dabei an das ganze deutsche Vaterland dachte, war ein Fortschritt gegenüber einer Schrift, die noch aus seiner Studentenzeit herrührt und recht bezeichnend für seine damalige Denkweise ist. In J. C. Hendel's Verlag zu Halle erschien 1800 (nicht 1806, wie irrthümlich S. 23 bei Schultheiß gedruckt ist) ein Schriftchen: „Ueber die Beförderung des Patriotismus im Preußischen Reiche. Allen Preußen gewidmet von O. C. C. Höpffner." Der Verfasser ist aber in Wirklichkeit Jahn. Er erweist sich darin als einen für sein engeres Vaterland und dessen hohenzollernsche Fürsten aufs wärmste erglühenden Patrioten. Schultheiß bemerkt zu dieser Schrift ganz richtig, daß ihr Grundton in dem Liede „Ich bin eine Preuße, kennt ihr meine Farben" wiederkehre und daß Jahn mit seiner Forderung des vaterländischen Geschichtsunterrichtes zum Zwecke der Beförderung des Patriotismus ein Programm aufgestellt habe, das in unsern Tagen zum Princip erhoben worden sei.

Das Jahr 1806 wurde von einschneidender Bedeutung für das Leben Jahn's. Auf die Nachricht vom Ausbruch des Krieges machte er sich auf, um in das Corps des Prinzen Louis Ferdinand einzutreten. Er kam aber gerade nur zur rechten Zeit, um die Katastrophe des 14. October, dann die nächtliche Flucht mitzuerleben. In dieser Nacht bekam er, erst kürzlich in sein neunundzwanzigstes Lebensjahr eingetreten, unter der Einwirkung der erschütternden Ereignisse graue Haare. Als „freiwilliger Flüchtling" machte er den Rückzug des preußischen Heeres mit nach der Ostseeküste. Zwei Schriften, die er in Jena zurückgelassen, waren in dem Kriegsgetümmel verloren gegangen, das „Denkbuch" und das „Deutsche Volksthum". Nachdem er eine Zeit lang, seinen Neigungen wol entsprechend, als politischer Agent thätig gewesen, fand er in dem gastlichen Hause des Landrathes von Laffert auf Dammeretz bei Boizenburg bis zum Jahre 1809 Aufnahme und die Muße, wenigstens das „Deutsche Volksthum" aus dem Gedächtnisse in seinen Grundzügen wieder aufzuzeichnen. Mit diesem Manuscript wandte er sich nach Berlin. Es erschien aber in Lübeck bei Niemann u. Comp. im Jahre 1810 unter dem Titel: „Deutsches Volksthum von Friedrich Ludwig Jahn."

„Das Buch über das deutsche Volksthum ist der Schlüssel

zu Jahn's Wesen und geschichtlicher Bedeutung. Es umschreibt Jahn's Gedankenwelt nach allen Seiten, in ihrem ganzen Umfang; seine übrigen spätern Schriften bieten nur weitere Ausführungen. Auch seine Bemühungen um das Turnen sind nur die praktische Kehrseite seiner theoretischen Forderungen, sie müssen historisch vom Standpunkte seines Volksthums gewürdigt werden." So urtheilt Schultheiß völlig richtig über ein Buch, das seinerzeit schon vielen und sogar leidenschaftlichen Widerspruch hervorrief und heute von Treitschke die Beurtheilung erfährt, es brächte mitten in einem krausen Durcheinander schrullenhafter Einfälle manche lebendige Schilderung von der Kraft und Gesundheit germanischer Sitten. Jene Widersprüche kamen aus französischem Lager und sprechen also für das Werk. Treitschke's Urtheil bringt den mit dem Buche nicht bekannten Leser auf eine ganz falsche Fährte, als fände man darin wesentlich Schilderungen germanischer Sitten und ihrer Gesundheit, wovon der Kenner des Buches nicht gerade viele Beispiele in der Erinnerung hat. Man darf vielmehr sagen, daß nicht Gegenwart noch Vergangenheit des deutschen Volkes den Gegenstand bilden, sondern dessen Zukunft. Das Wort Volksthum ist von Jahn selbst gemünzt und soll an Stelle des Fremdwortes Nation oder besser noch Nationalität treten. Wie glücklich die Bildung ist, zeigt sich daran, daß das Wort und seine Ableitungen durchaus „volksthümlich" geworden sind. Es ist hier nicht der Platz, eine Besprechung des merkwürdigen Buches zu liefern. Nur, um von fern eine Idee zu geben, mögen die Ueberschriften der Haupttheile folgen: „Natürliche Eintheilung des Grundgebietes"; „Gleichmäßige innere Staatsverwaltung"; „Einheit des Staates und Volkes", ein Kapitel, in dem von allerhand staatlichen Versicherungen als zukünftiger Nothwendigkeit die Rede ist, von dem Unterrichte der Jugend in der Staatskunde; „Kirche", „Volkserziehung"; „Volksverfassung", wiederum ein Kapitel, das einen klaren durch die Nachzeit gerechtfertigten Scharfblick zeigt; „Volksgefühl"; „Volksthümliches Bücherwesen"; „Häusliches Leben", auch ein Kapitel voll prächtigster, kerndeutscher Ansichten; endlich: „Vaterländische Wanderungen". Die Fülle des Stoffes ist bei der nach Kürze strebenden Fassung seiner Arbeit Schultheiß wol etwas über den Kopf gewachsen. Ich meine damit, daß man nach Lesung seiner Inhaltsangabe nicht so recht den klaren Ueberblick erhält, den man des Werkes selbst wegen haben möchte; auch hätte er besser den Alten selbst reden lassen können. (Vgl „Friedrich Ludwig Jahn's Werke. Neu herausgegeben von Dr. Karl Euler." 1884.) Mögen wir heute über manches lächelnd den Kopf schütteln, einiges vielleicht unverständlich finden — als Ganzes genommen fesselt diese Schrift noch heute und es gilt von ihr durchaus, was Schultheiß sagt, daß sie eine nationale That gewesen sei.

In durchaus angemessener Weise erzählt uns Schultheiß, ohne irgend zu vergrößern oder Wichtigkeit zu suchen, wo keine zu finden ist, Jahn's Thätigkeit für das Turnen in Berlin in den Jahren vor den Befreiungskriegen. Deutlich tritt der Zweck hervor, ein Geschlecht heranzubilden, das sich stark, gewandt, ausdauernd in dem einmal doch unvermeidlichen Kampfe mit „Ihm" — denn den Namen Napoleon nahm Jahn nie in den Mund — beweisen werde. Man fand darum auch in Jahn den geeignetsten Mann des Vertrauens, wenn es galt Vorbereitungen zu treffen zu der künftigen Erhebung. Auch jetzt wurde er, wie schon in den Jahren 1807—1809, in politischen Geheimsendungen verwendet; das Wohlwollen Hardenberg's, das Jahn später noch in höherm Grade genießen sollte, erklärt sich durch diese Thätigkeit.

Als dann die Stunde der Befreiung schlug, war Jahn unter den ersten, die in das Lützow'sche Freicorps eintraten; ja, er durfte sich später in einer Eingabe an den König als einen „Mitstifter und Werber der Lützower" bezeichnen. Es ist bekannt, daß diese Truppe nicht die Rolle gespielt hat, die das Publikum und sie selbst erwartete. Schultheiß gibt eine verständige Auseinandersetzung der Gründe hierfür und sodann einen ebensolchen Bericht über Jahn's Thätigkeit in dieser Zeit. Aus dem Lützow'schen Jäger wurde dann wieder ein politischer Agent, als welcher er dann auch der von Stein geleiteten frankfurter Centralkommission seit 1814 angehörte. Auch am Wiener Congresse nahm er theil im Auftrage Hardenberg's, und war dann wieder als Courier, oder wie er selbst sich bezeichnet, als „Sendner" thätig, nachdem der Krieg aufs neue begonnen hatte. Ueber manche in dieser Zeit sich zeigende Wunderlichkeit des Mannes geht Schultheiß hinweg. Man kann, namentlich wenn man die „Denknisse" Jahn's dazu heranzieht, nicht leugnen, daß Jahn solche „Urselbstigkeiten" mit selbstgefälliger Behaglichkeit in Scene setzte.

Im Frühjahr 1816 erschien Jahn's „Deutsche Turnkunst"; darin sprach er sich über den Zweck des Turnens aus, nachdem mit der Beendigung des Krieges der anfängliche Zweck hinweggefallen war. Ganz richtig stellte er die Nothwendigkeit der Leibesübung auf als eines Gegengewichtes wider die Ueberfeinerung der Sitten und die Uebergeistigung unseres ganzen Lebens. Aber auch der höhere Zweck blieb: Weckung des Gemeinsinnes und nationaldeutscher Denkart bei der Jugend und unter den Männern. Darum lautete der Titel des Buches auch „Deutsche Turnkunst". In der weitern Ausführung bei Schultheiß kann man Material genug finden, um eine gerechte Würdigung von Jahn's Thätigkeit in dieser Zeit zu gewinnen. Hierher gehört auch seine Theilnahme an der berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache, einer Vorläuferin des heutigen Deutschen Sprachvereins. Jahn's Bemühung, jedes Fremdwort zu vermeiden und dafür Ersatz aus dem ältern oder dem provinziellen Deutsch zu nehmen oder wol gar ein eigenes neues Wort zu münzen, hat oft recht wunderliche Ergebnisse zu Tage gefördert. „Nicht an richtiger Einsicht hat es ihm gefehlt, aber an dem feinen Geschmack, der den Anschein von Willkür vermeidet", bemerkt Schultheiß hierzu; vielleicht aber wird man Jahn

trotz aller Anerkennung der findigen Art die richtige Einsicht bestreiten können, denn es fehlten dem Alten doch die in solchem Falle unentbehrlichen positiven Kenntnisse. Ich erinnere aus seiner Worterklärung (Werke, Ausgabe von Euler, I, 522 fg.) an die abenteuerliche Ableitung von Ewenteuer (Jahnisch für Abenteuer), fremdliebig, Högsel oder Hägsel, Klemmfrage (= Dilemma!) und anderes mehr.

Es ist allgemein bekannt, daß die turnerischen Bestrebungen nach 1817, nach dem Wartburgfeste, begannen angefeindet zu werden. Die intellectuelle Urheberschaft des von Maßmann, dem Schüler Jahn's, gelegentlich des Wartburgfestes in Scene gesetzten kindischen Autos da Fé versucht mit Recht Schultheiß nicht, von Jahn abzuwälzen. Auch nicht die sonstigen Verschrobenheiten, wie seine sich bis zur Unflätigkeit steigernden Ausfälle gegen die Erlernung der französischen Sprache von deutschen Mädchen und die kostbare Idee der „Hamme", d. h. eines funfzehn Meilen breiten Urwaldsumpfes als Grenze gegen Frankreich. Was Jahn's Beziehungen zur Burschenschaft anlangt, würde Schultheiß sie wol, wenn ihm schon die darauf sich beziehenden Mittheilungen in den „Burschenschaftlichen Blättern" zu Gebote gestanden hätten, klarer dargelegt haben.

Die Gegnerschaft, die dem Turnen erwuchs und die sich auch in der Abnahme der Besucher des Turnplatzes kundgibt: 1817 1074, 1818 815 Turner, ist nicht allein in der Zeitströmung zu suchen. Noch immer hielt ja das Ministerium am Turnen fest und erhielt Jahn sein Jahrgehalt. Aber das zu selbstgefällige, mitunter — der Vorwurf läßt sich bei der Lesung namentlich der „Denknisse" nicht unterdrücken — schauspielerische Wesen Jahn's und sicher auch manche Uebertreibung der „Tüchtigkeit" rief ganz naturgemäß Widerspruch hervor. Schließlich aber konnten in einer Zeit, da die preußische Regierung jenen lächerlichen Feldzug gegen schwarzrothgoldene Pfeifenquasten und Mützen unternahm und immer mehr in das Fahrwasser Metternich'scher Politik gerieth, die Turnanstalten nur noch als Ausgangspunkt der Zügellosigkeit gelten.

Die Katastrophe, die Jahn im Jahre 1819 traf, ist bekannt; vom Krankenbette eines Kindes ward er in der Nacht vom 13. zum 14. Juli 1819 hinweggeholt und zunächst nach Spandau gebracht. Die ganze niederträchtige Art des damaligen Polizeistaates mit einem so würdigen Vertreter an der Spitze, wie der im chronischen Rothweindusel befindliche Herr von Kamptz, trat auch hierbei zu Tage. Doch gelang es nicht, Jahn irgendetwas Hochverrätherisches nachzuweisen. Das Schicksal, mit einer ausgesprochenen Individualität nicht in diesen Polizeistaat zu passen, theilte er mit vielen andern, bedeutendern Geistern. Diese Periode seines Lebens findet bei Schultheiß eine durchaus entsprechende Behandlung; auch hier allerdings hätte man Jahn gern in Person nach seiner Selbstvertheidigung sich äußern hören.

Die folgenden Jahre, bis zum Tode Jahn's, der am 15. October 1852 einen lebensmüden Greis zur ersehnten Ruhe brachte, bieten des Interessanten nicht mehr viel. War er ja, nachdem am 15. März 1825 seine Freisprechung endlich erfolgte, bis zum Jahre 1840, dem Todesjahre Friedrich Wilhelm's III., jeder öffentlichen Thätigkeit entrückt; ein Glück, daß man ihm wenigstens ein Jahrgeld ließ, das ihn vor Noth schützte. Und doch beweisen diese letzten Jahrzehnte seines Lebens, daß ihm auch die trübsten Schicksale den Leitstern seines Lebens nicht zu verdunkeln vermochten: die nationale und turnerische Ausbildung der deutschen Jugend mit dem Endziele der nationalen Einigung des gesammten deutschen Volkes. Es trat in dieser Periode auch wieder die alte königstreue Bauernnatur bei ihm zu Tage, die schon in seiner Erstlingsschrift bemerkbar gewesen war. Ebenso zeigte er sich im Jahre 1848, das auch ihn als Abgeordneten nach Frankfurt brachte, als durchaus königstreu und conservativ. Die psychologische Begründung von Jahn's Stellungnahme in diesem letzten Abschnitte seines Lebens scheint mir in dem vorliegenden Buche gut gelungen zu sein. Die Grundsaite des Jahn'schen Wesens, die überall durchklingt, liegt in seinem Worte, das Schultheiß mit Recht an das Ende der Lebensbeschreibung gesetzt hat: „Deutschlands Einheit war der Traum meines erwachenden Lebens, das Morgenroth meiner Jugend, der Sonnenschein meiner Manneskraft und ist jetzt der Abendstern, der mir zur ewigen Ruhe winkt."

Ich mag zum Schluß bei allem günstigen Urtheile über die Arbeit von Schultheiß eine Ausstellung nicht unterdrücken: das Buch ist mir etwas zu akademisch gehalten. Das Volksthümliche, das Jahn ja in allererster Linie zum Helden seines Volkes macht, kommt dabei nicht zu seinem Rechte. Man möchte ihn selbst öfter hervortreten sehen, plastischer, greifbarer, in eigener Rede. Gerade das Knorrige, Urwüchsige ist vom Verfasser zu sehr abgemildert oder überhaupt verschwiegen worden. Es würde dem Bilde die zum körperlichen Hervortreten des Ganzen nothwendigen tiefen Schatten gegeben haben. Immerhin ist das Buch eine dankenswerthe Arbeit, die die Kenntniß von Jahn sicher weitern Kreisen erschließen wird.

Konrad Sturmhoefel.

Das Goethe-Jahrbuch für 1894.

Dem im April dieses Jahres erschienenen funfzehnten Bande des Goethe-Jahrbuches *) wird man Vielseitigkeit und Mannichfaltigkeit nicht absprechen können. Er verdankt das hauptsächlich der Erweiterung des Theiles der Abhandlungen. So wohlklingende Namen wie Hehn, Hildebrand und Harnack führen diesmal den Reigen der Mitarbeiter an. Mit dem köstlichen Buch „Gedanken über

*) Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von Ludwig Geiger. Funfzehnter Band. Mit dem neunten Jahresbericht der Goethe-Gesellschaft. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten u. Loening. 1894. Gr. 8. Geb. 10 M.

Goethe", das der Verfasser leider nicht mehr hat vollenden können, stellte sich der bis dahin nur als Culturhistoriker und Sprachforscher bekannte und berühmte Gelehrte Victor Hehn 1887 in die Reihe der bedeutendsten Goethe-Forscher. Das vor einem halben Jahr erschienene, aus Hehn's Nachlaß herausgegebene Büchlein: „Ueber Goethe's Hermann und Dorothea" hat den erworbenen Ruhm nur vermehrt. Nun erhalten wir einen wohlausgewählten Abschnitt aus einer im Jahre 1848 in Dorpat von Hehn gehaltenen Vorlesung über Goethe und Schiller als lyrische Dichter, das Hehn fertig ausgearbeitet hatte, als ihn die russische Geheimpolizei aus Dorpat nach Petersburg entführte. Voran gehen Erläuterungen zu „Harzreise", „Seefahrt", „Ganymed", „Grenzen der Menschheit" und andern Gedichten; es folgt eine Probe aus dem Colleg über Faust, das zu halten Hehn durch seine Verbannung gehindert wurde. Es sind, wie nicht anders zu erwarten, feine, geistreiche, auch trotz der langen zwischen ihrer Entstehung und ihrer Veröffentlichung verflossenen Zeit durchaus nicht veraltete Gedanken und Ideen, die der Meister genialer Interpretation an den Goethe'schen Gedichten zu entwickeln weiß. Der Vorzug der Hehn'schen Darstellung, ebenso dem Kenner wie dem Laien immer wieder etwas Neues zu sagen, bewährt sich auch an diesen Erläuterungen.

Rudolf Hildebrand, der jüngst mit Recht Gefeierte, hat auf Bitten des Herausgebers den diesjährigen Band mit einem Beitrag geziert; klein ist er an äußerm Umfang, aber bedeutend an innerm Gehalt, wie alles was Hildebrand schreibt. Er behandelt ein Gedicht, über das gerade jetzt ein lebhafter Meinungsaustausch stattfindet, Goethe's „Ilmenau", und insbesondere die beiden Verse:

Ihr seid mir hold, ihr gönnt mir diese Träume,
Sie schmeicheln mir und locken alte Reime.

Hildebrand versteht unter den „alten Reimen" einen nach seiner Auffassung früher geschriebenen Theil des Gedichtes und zwar die Jagdscene, die Karl August als den noch nicht gereiften, den auf seine Gesundheit stürmenden Jüngling schildert. Dieser geistreiche Einfall, den Hildebrand durch innere Gründe mit seiner schönen Beredsamkeit zu stützen versucht, wird aber wol Vermuthung bleiben. Uns scheinen die auf jene Worte folgenden Verse nothwendig zu verlangen, die Worte „locken alte Reime" aufzufassen als Neubeleben der früher so reich fließenden Quelle der dichterischen Begabung. Es wäre doch höchst verwunderlich, wenn die herrliche Umgebung den Dichter dazu begeistert hätte, alte Reime in sein Gedicht einzufügen; aber die alte Schöpfungskraft jener Zeit, „da sich ein Quell gedrängter Lieder ununterbrochen neu gebar", die locken „das anmuthige Thal, der immergrüne Hain", „der melodisch eilende Wasserfall" und „die melodisch rauschende Tanne" von neuem aus der lang verschlossenen Brust hervor.

Wilhelm Büchner bringt einen wohlüberlegten und durchdachten Aufsatz zum Verständniß Tasso's unter dem Titel: „Selbsterlebtes in Goethe's Tasso". Kuno Fischer vertritt bekanntlich in seinem Buche über Goethe's „Tasso" die Annahme eines nichttragischen Schlusses des Dramas. „Die Mahnung Tasso's", so meint er, „führt ihn zu sich selbst zurück; sie bringt ihn dazu, daß er seine Dichtergröße fühlt und sich als Künstler wiederfindet." . . . „Es gilt jetzt die Vollendung des Gedichtes" u. s. w. Dem gegenüber behauptet Büchner, daß die Anlage des Dramas nothwendig auf einen tragischen Ausgang hinziele und ihn auch vorbereite. Und gewiß hat Büchner hier recht. Was Tasso im Drama erlebt, das, meinen wir, kann er nicht als eine Episode seines Lebens auffassen, über die er kühnlich zur Vollendung seiner Gedichte hinwegschreitet. Das schöne Bild am Schluß des Dramas bleibt trotzdem in seiner Wahrheit bestehen; wol klammert sich Tasso an dem Felsen fest, an dem er scheitern sollte, aber mehr kann und wird ihm Antonio niemals sein noch werden. Tasso's Leben und Dichten ist vernichtet. Der Leser fragt vielleicht, was das mit dem im Titel gegebenen Thema zu thun habe. Aber ist der Schluß tragisch, so ist seine Deutung aus Goethe's Leben nicht schwer. Auch hier spiegeln sich wieder in Tasso und der Prinzessin Goethe und Frau von Stein. Das Hervorbrechen der lang unterdrückten sinnlichen Leidenschaft ist bei beiden Verhältnissen die Ursache des Bruches. Dieser Bruch des Seelenbandes, der zur Zeit der Vollendung des „Tasso" an Goethe's Innerm riß, hat an dem Schluß des Dramas einen ebenso großen Antheil als das Liebesglück an dem ersten verloren gegangenen zweiactigen Entwurf gehabt hatte.

O. Harnack's schöner Aufsatz „Goethe's Kunstanschauung in ihrer Bedeutung für die Gegenwart" führt Gedanken aus des Verfassers „Classischer Aesthetik" weiter aus. Die Goethe'sche Forderung, „das Kunstwerk sei wahr aber nicht wirklich", enthält die Quintessenz seiner Lehre; oder, wie der Verfasser meint: die Vereinigung des Wahren und Schönen, des Individuellen und Typischen, des Persönlich-Freien und des Sittlichen. Wie Harnack die Bedeutung der Goethe'schen Kunstanschauung — er meint stets die Dichtkunst — für die Gegenwart auffaßt, mag er uns selber sagen:

> Hier hat sich die tiefste Erfassung der Natur, des Seelenlebens und der Bedingungen künstlerischen Schaffens zu einem Gesammtergebniß vereinigt, das einen unerschöpflichen Reichthum künstlerischer Weisheit in sich birgt. Und vor allem wird eine Zeit, deren Ringen und Streben auf realistisches Schaffen hineifert, aus diesem Schatze lernen können und lernen müssen, wie sie in ihrer realistischen Arbeit dennoch die Größe, die Freiheit, die Unvergänglichkeit eines imponirenden Kunststils sich erobern kann.

R. Seuffert versteht es trefflich, in seiner Abhandlung „Goethe's Erzählung: die guten Weiber", eine textkritische Frage, die vor einiger Zeit den Kreis der Wissenden aufregte, in einer auch für den Laien sehr verständlichen Form zu behandeln, G. Witkowski schildert in einer sehr anregend geschriebenen Abhandlung den leipziger Studentenkrawall von 1768, jene von Goethe im achten Buch von „Dichtung und Wahrheit" erzählte „akademische Großthat", nach bisher unbenutzten Quellen. B. Suphan, der die Reihe der Abhandlungen beginnt und E. Scherer,

der sie schließt, erzählen von Männern, die heute ziemlich vergessen sind, dem König von Holland und Bruder Napoleon's und dem durch seine Beziehungen zu Frau von Branconi mit Goethe in Berührung gekommenen Theologen und Erzieher Matthei.

Unter den „neuen Mittheilungen" stehe obenan, was das Archiv von Goethe selbst uns Neues erschlossen hat. Einmal sind das Skizzen zur dritten Epistel, also einer Fortsetzung der bekannten beiden, von der uns schon Loeper früher etwas verrathen hatte, und Gedankenspäne, die Goethe bei seiner „haushältrischen" Art mit Papier umzugehen, auf die Rückseite der Visitenkarten seiner Besucher geschrieben hatte. Wir bringen einige Proben, um unsere Leser zu locken, das Ganze zu lesen.

Vom Verdienste fordert man Bescheidenheit; aber diejenigen die unbescheiden das Verdienst schmälern, werden mit Behagen angehört.

War die Henne zu erst? oder war das Ey vor der Henne? Wer dies Räthsel erlöst schlichtet den Streit um den Gott.

Die Gewalt einer Sprache, ist nicht daß sie das Fremde abweist, sondern daß sie es verschlingt.

Der pedantische Purismus ist ein absurdes Ablehnen weiterer Ausbreitung des Sinnes und Geistes.

Ich verfluche allen negativen Purismus daß man ein Wort nicht brauchen soll in welchem eine andre Sprache viel oder zarteres gefaßt hat.

Meine Sache ist der affirmative Purismus der productiv ist und nur davon ausgeht: Wo müssen wir umschreiben und der Nachbar hat ein entscheidendes Wort.

Die Modernen sollen nur Lateinisch schreiben wenn sie aus Nichts Etwas zu machen haben. Umgekehrt machen sie ihr weniges Etwas immer zu Nichts.

Das Christenthum steht mit dem Judenthum in einem weit stärkeren Gegensatz als mit dem Heidenthum.

Es folgt des Kanzlers von Müller Memoire über Napoleon's Unterhaltung mit Goethe und Wieland, das bald nach der Unterredung für Talleyrand entworfen wurde. Er ist wichtig als zeitlich erste Aufzeichnung und verstärkt den schon von Ottokar Lorenz mit Recht geltend gemachten Zweifel an der Glaubwürdigkeit des Berichtes in Talleyrand's Memoiren. Unter den Correspondenten Goethe's treten diesmal mit einer größern Zahl Briefe der Philosoph Fichte, der Philolog Fr. A. Wolf und der Kunsttheoretiker Hirt auf, deren Beziehung zu Goethe in ausführlichen Erläuterungen eingehend erörtert werden. Aus dem reichen Inhalt der Briefe können wir hier nur einiges hervorheben. Die ersten Briefe Fichte's handeln von den Kabalen seiner Collegen in Jena, gegen die Goethe's und des Herzogs Schutz angerufen wird. Aus Fichte's berliner Briefen (an Schiller) ist sein Urtheil über die in Berlin 1803 aufgeführte „Natürliche Tochter" sehr interessant:

So sehr ich, schreibt er, Goethe's Iphigenie, Tasso und aus einem andern Fache Herrmann und D. verehrt und geliebt, und kaum etwas höheres für möglich gehalten habe, so ziehe ich doch dieses Werk allen seinen übrigen vor, und halte es für das dermalig höchste Meisterstück des Meisters. Klar wie das Licht, und eben so unergründlich, in jedem seiner Theile lebendig sich zusammenziehend zur absoluten Einheit, zugleich zerfließend in die Unendlichkeit, wie jenes. Dieser streng organische Zusammenhang macht es mir nun ganz unmöglich, irgendeinen Theil davon wegzudenken, oder missen zu wollen. Was in dem ersten Theile sich noch nicht ganz erklärt, als die geheimnißvollen Andeutungen eines verborgenen Verhältnisses zwischen dem Herzoge, und seinem Sohne, beider, und noch anderer, geheime Machinationen, bereiten ohne Zweifel das künftige vor, und erfüllen schon jetzt das Gemüth mit einem wunderbaren Schauer.

Wie sehr auch dieses Urtheil im Gegensatz steht zu der Meinung, die neuerliche Versuche der Aufführung bei unserm modernen Publikum erweckt haben, es ist Fichte's volle Ueberzeugung. Der Philosoph war sehr einverstanden mit einer Aesthetik, die über die Köpfe der Leser oder Zuschauer hinweg construirt, den reinen d. h. den vom Stoff ganz absehenden künstlerischen Genuß als den wahren pries und allegorisch-symbolische Gestalten statt Menschen auf die Bühne brachte. Ein Gegner von Goethe's künstlerischer Anschauung — hier ist die bildende Kunst gemeint — war der zweite Correspondent, Hirt. Er ist der Charakteristiker in Goethe's Kunstnovelle: „Der Sammler und die Seinigen." Trotz der Meinungsverschiedenheit hat von der Zeit da Goethe in Rom war und Hirt ihn, wie Maler Müller sagt, „wie einen Staatsgefangenen mit sich herumschleppte", fünfundvierzig Jahre hindurch ein nur selten gestörtes freundschaftliches Verhältniß zwischen beiden Männern bestanden. Hirt, der in Berlin eine Professur bekleidete, schrieb sich die am 3. August 1806 vollzogene Ernennung Goethe's zum Ehrenmitglied der berliner Akademie der Wissenschaft als sein Verdienst zu. Die Briefe F. A. Wolf's, des großen Philologen, geben eine treffliche Ergänzung zu dem schönen Buch, das Bernays über Goethe's und Wolf's nicht immer ungetrübt gebliebene aber in ihren Folgen bedeutende Freundschaft geschrieben hat. Der Herausgeber bringt aus einer dresdener Briefsammlung Böttiger's Aufzeichnungen ein Gespräch zwischen Goethe, Wolf, Wieland und Böttiger am 28. Mai 1795, dessen Inhalt philologische Fragen und Erzählungen Goethe's aus seiner italienischen Reise bilden — bei den Erläuterungen des Herausgebers muß es S. 95 unten Molimenti 30. April anstatt Girgenti 26. April heißen —. Goethe's damalige Meinung über die Homer-Frage war der Wolf'schen Lehre noch durchaus ungünstig. Er nennt die That Wolf's, die er später in der Einleitung zu „Hermann und Dorothea" hoch als Befreiung pries, „das heillose Beginnen des Kritikers".

Auch aus den Miscellen, die unendlich viel Bausteine und einzelnes zu Goethe's Leben oder seinen Werken herbeibringen, sei einiges angeführt. Heidenheimer stellt den Namen des frankfurter Dechanten, mit dem der junge Goethe viel verkehrte, als Du Meiz fest. A. Bielschowsky hat eine neue Freundin Goethe's, Magdalena Pfenninger, in Stäfa entdeckt, deren Beziehungen zu Goethe (nebst verlorengegangenem Briefwechsel) vorläufig der Aussage eines Mannes, des Arztes Dr. Treichler aus Stäfa, ihr Dasein verdanken. Fresenius bringt eine hübsche Erklärung der Worte Goethe's an Humboldt über die Entstehung des „Faust": „Es sind über sechzig Jahre,

daß die Conception des «Faust» bei mir jugendlich von vornherein klar, die ganze Reihenfolge hin weniger ausführlich vorlag"; er faßt „von vornherein" räumlich im Sinne von: in den ersten Partien auf. Ein begeistert geschriebener Brief Grillparzer's, dem Inhalt nach ähnlich seinem Ausspruch: „Wer kein Verehrer Goethe's ist, für den sollte kein Raum sein auf der deutschen Erde", an Goethe wird aus dem „Grillparzer-Jahrbuch", und ebenso eine Aeußerung von Johanna Schopenhauer über Christianens Tod aus dem „Hamburger Correspondenten" abgedruckt:

Der Tod der armen Goethe ist der furchtbarste den ich je nennen hörte. . . . Reden konnte sie nicht, sie hatte sich die Zunge durchgebissen. . . . Ihre Unmäßigkeit in allen Genüssen zu einer sehr bösen Periode für unser Geschlecht, hatte ihr das fürchterlichste aller Uebel, die fallende Sucht zugezogen. . . . Auf allen Fall hat sie die kurze Freude furchtbar gebüßt, und es kränkt mich, daß niemand mit Mitleid ihres Todes gedenkt, daß alles das viele gute, welches doch in ihr lag, vergessen ist, und nur ihre Fehler erwähnt werden, selbst von denen, welchen sie wohl that und die ihr im Leben auf alle Weise schmeichelten.

Doch wir wollen und brauchen auch nicht mit einem so düstern Bild zu schließen. Christianens Bild aus der Zeit, da sie des Dichters Herz bezwang, von Goethe selbst gezeichnet, ist die Zierde des funfzehnten Bandes, eine Illustration zu den Versen:

Find ich sie gar zierlich eingeschlafen
Angekleidet auf dem Sofa liegen.

Ruland erzählt darüber folgendes:

Das Bild fand sich in einer von Goethe selbst bezeichneten Mappe „Zur menschlichen Gestalt", in einem besondern Umschlage, zusammengelegt mit einer Profilzeichnung der Schwester Cornelia und einer ganzen Anzahl verschiedener Versuche aus den Jahren 1789 bis 91 oder 92, den Lockenkopf Christianens darzustellen; einmal ist sie das Hausmütterchen, das sich wie fröstelnd in einen bunten Shawl wickelt, ein anderes mal vergrößern sich die Züge zu einem Profilbild, das an eine antike Camee anklingt. Das anmuthigste Bild von allen ist das hier mitgetheilte. In einem glücklichen Augenblicke der Natur abgelauscht, hat die Hand des Dichters die Gestalt des geliebten Mädchens mit derselben Zartheit auf dem Papier festgehalten, mit der die Feder die ihn bewegenden Gefühle gleichzeitig dichterisch ausgesprochen hat.

Im Anschluß an die Aufsätze des „Goethe-Jahrbuches" mögen ein paar in letzter Zeit erschienene, an anderer Stelle gedruckte Aufsätze über Goethe erwähnt werden.

In der Festgabe für Rudolf Hildebrand *) bringt Ernst Elster den Aufsatz: „Ueber eine ungedruckte Operndichtung Goethe's."

Aus einem Briefe Goethe's an Kayser vom 14. August 1787 aus Rom wissen wir, daß Goethe in jenen Tagen „die famose Halsbands-Geschichte des Cardinals Rohan zur Operabuffa machen" wollte (siehe den Brief an Bertuch vom 27. October 1787). Der Brief an Kayser enthält die Personen und Bericht über den Inhalt und die wichtigsten Scenen über den Inhalt. Auch wird eine Skizze des Plans versprochen. Wie so vieles andere, was Goethe und Kayser geplant hatten, kam auch diese Operndichtung nicht zu Stande. Auch Reichardt kam mit der Composition nicht weiter, als daß er die beiden kophtischen Lieder componirte. Goethe schrieb nun, „um nicht alle Mühe zu verlieren, ein prosaisches Stück", das Lustspiel „Großkophta", das die Ausgabe von Goethe's „Neuen Schriften" 1792 eröffnete. Die erste Bearbeitung hielt man verloren, bis das Goethe-Archiv seine Schätze öffnete. Elster ist nun in der Lage, über die erhaltenen Fragmente ausführlicher zu berichten und versteht es wohl, die Fragmente zu gruppiren und für unsere Phantasie zu beleben. Der Entwurf besteht aus zwei Partien, aus sechs Blättern mit zwei verschiedenen Plänen und einer Reinschrift der wichtigsten abgeschlossenen Theile. Der Name der Operette sollte „Die Mystificirten" sein. Der Inhalt ist derselbe wie der der Lustspiele, manchmal auch die Aehnlichkeit des Textes so groß, daß man die Darstellung als bloße Auflösung der Verse in Prosa bezeichnen kann. Für Goethe's Art zu dichten ist charakterisch, daß „schon beim ersten Entwurf des Werkes dem Dichter alle Höhepunkte deutlich vor Augen standen und im wesentlichen ebenso wie später".

In der ebengenannten Festschrift für Hildebrand findet sich auch ein sehr lesenswerther Aufsatz von Rudolf Kögel über Goethe und Beethoven.

Kögel bringt den einzigen Brief Goethe's an Beethoven vom 25. Juni 1811 und einen für den Charakter und das Leben Beethoven's sehr interessanten Brief Beethoven's vom Februar 1823. Dazu gibt er einen kurzen Ueberblick über die Beziehungen der beiden großen Männer zueinander. Es hat etwas Rührendes zu sehen, wie der erste Musiker Deutschlands bemüht ist, die Achtung und Gunst des ersten Dichters zu erringen und wie er trotz Ablehnung und kühler Behandlung in seiner Verehrung beharrt. Die „ungebändigte Persönlichkeit" Beethoven's und Goethe's vornehm zurückhaltendes Wesen waren nicht füreinander geschaffen. Die durch Bettinens Feuereifer herbeigeführte Zusammenkunft beider mußte eher entfremden als vereinigen. Bezeichnend sind die Worte, die Varnhagen Goethe gegenüber von ihm gebrauchte: „Seine unglückliche Taubheit ist seiner angeborenen Wildheit nur zu günstig und macht ihn für solche, deren Liebe er nicht schon vertraut, fast ungesellig." Mag die Abneigung gegen die Person Beethoven's die Schuld tragen oder Goethe's mangelnde musikalische Begabung, jedenfalls hat sich Goethe nie für Beethoven's Musik und auch für dessen Composition seiner Gedichte erwärmt. Er ging sogar in der Abneigung so weit, daß er nicht blos die Zusendung der Compositionen „Der Meeresstille" und der „Glücklichen Fahrt", sondern auch Beethoven's in rührenden Worten ausgesprochene, von der Noth erzwungene Bitte ohne Antwort ließ. Bettinens bekannte Erzählung von Beethoven's ungezogener Opposition gegen Goethe's hofmännischer Haltung der kaiserlichen Familie gegenüber wird eine ihrer Anekdoten sein. Aber etwas Aehnliches wird wol sich ereignet haben, weil Goethe's Benehmen sonst unverständlich wäre.

Karl Heinemann.

*) Forschungen zur deutschen Philologie. Festgabe für Rudolf Hildebrand zum 13. März 1894. Leipzig, Veit u. Comp. 1894. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Bilder aus der Umgebung Wiens.

Aus den Umgebungen Wiens. Schilderungen und Bilder von Eduard Zetsche. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1894. Gr. 8. Geb. 5 M.

Man kann wol sagen, daß selten ein Buch von jedem gebildeten Manne, der seine Vaterstadt liebt, mit so viel Sympathie begrüßt worden ist, wie dieses äußerst liebenswürdig ausgestattete Werk des Malers und Schriftstellers Eduard Zetsche. Und das hat seine persönlichen und seine sachlichen Gründe. Die Literatur über die schöne Kaiserstadt an der Donau ist ja gewiß nicht gering, allein populär ist kein einziges Werk geworden, welches sich historisch oder culturgeschichtlich mit Wien beschäftigte. Es schwebt ein eigener Unstern über dieser Art von wiener Literatur im allerengsten Sinne des Wortes. Wiener Musik und wiener Erzählungen (wenigstens in ihren Meisterwerken) erfreuen sich ja eines außerordentlichen Beifalls in der ganzen deutschen Welt. Allein während Paris und Berlin Schriften besitzen, welche die Stadt an sich selbst in vortrefflicher Weise darstellen und zwar so, daß diese Darstellungen von Einheimischen und Fremden in gleicher Weise geliebt werden, so daß Paris und Berlin nachgerade der ganzen gebildeten Welt vertraut geworden sind, so steht das schöne und vielbesungene Wien darin erheblich zurück. Die Localschriftsteller sind zu local, die nichtlocalen Dichter, wie z. B. Ferdinand von Saar, sind noch immer nicht recht populär, so sehr sie es verdienten. Die wiener Geschichte speciell hat auch nicht viel Glück; entweder ist sie von trockenen Gelehrten geschrieben worden, die eben darum nicht weitere Kreise fesseln konnten, oder von Parteischriftstellern, welche sich ihre sonst löblichen Bestrebungen durch allerlei politische Tendenzen verdarben, und deshalb dem allgemeinen Bedürfniß nicht entsprachen, wie z. B. Eugen Guglia in seiner „Geschichte der Stadt Wien". Dann gibt es eine Reihe von Prachtwerken, von allerhöchst patronisirten Schriften über Wien: die können nun schon gar nicht ins Volk oder auch nur in die mittlern Bürgerkreise dringen, einmal weil sie zu theuer sind, sodann weil sie officiell sind. Vor allem was officiell ist oder auch nur so anmuthet, hat der Wiener eine eigenthümliche Scheu. Trotz aller reactionären Strömungen ist der Geist des Jahres 1848, das mehr oder weniger klare Bewußtsein eines Gegensatzes von Volk und Regierenden noch immer lebendig im Wiener. Eine im Geruche der Officiosität stehende Zeitung hat eo ipso keine Abonnenten. Das Kronprinzenwerk, so herrlich und gediegen es sein mag, findet sich nur in Bibliotheken, sehr selten in Privathäusern. Wer die politischen Zustände in Oesterreich mit Aufmerksamkeit betrachtet, der wird sich auch nicht wundern, daß die Entfernung zwischen Volk und Hof sich trotz aller volksthümlichen Bestrebungen des Hofes nicht verringert hat. Es weht ja von hier aus noch immer ein klerikaler Strom, und er ist im Anwachsen begriffen.

An all das muß erinnert werden, um zu erklären, warum ein scheinbar so harmloses Buch wie das von Eduard Zetsche viele gebildete Wiener aufs lebhafteste für sich eingenommen hat. Zetsche ist nämlich] eine eigene „wiener Specialität", wie das Wort bei uns in Wien für solche Erscheinungen lautet. Er ist ja keineswegs ein Maler ersten Ranges, er ist auch kein Landschafter großen Stils wie Schindler, auch kein Ruß und kein Alt. Aber er ist — eben Zetsche: eine Individualität für sich, die gar nicht mit andern verglichen werden soll. Seine Eigenthümlichkeit besteht in der Kunst poesievoller Darstellung heimischer Landschaft, ohne Prunksucht, ohne Koketterie, ohne die Sucht nach Originalität um jeden Preis, aber auch niemals auf Kosten der Anmuth und auf Kosten gesunder, schlichter Naturwahrheit und Natürlichkeit. Er ist in seiner Darstellung einfacher Farben von ausgezeichneter Schönheit, von fesselnder Wärme. Nicht leicht haben wir einen zweiten Landschafter gefunden, dessen Bilder uns mit solcher Innigkeit zum beschaulichen Verweilen eingeladen hätten, sodaß man Lust bekommt, an Ort und Stelle zu sein und süß zu träumen in jenem sanften nachdenklichen Zustand, in den uns ein schöner Sommertag versetzt. Seine Landschaften sind aber auch nicht blos anmuthig, sondern auch klar: wir sehen genau den Zusammenhang der Dinge, wir erkennen klar den Weg oder Steig, der sich da durchwindet, oder die Situation des Kirchleins, das er vor uns postirt. Um kurz zu sein: Zetsche ist ein malender Lyriker. Die Romantik steckt ihm noch in allen Gliedern, aber sie ist von der nüchternen Betrachtung beherrscht; er schaut in die Welt als ein Mann von Geschmack und Gemüth, aber er hat Respect vor der harten Wahrheit der Thatsachen. Nicht diese harte Wahrheit aber stellt er dar, sondern die Schönheit in all dieser Wahrheit. Mit diesem verständig-contemplativen Wesen stimmt nun die landschaftliche Natur Niederösterreichs in reiner Harmonie zusammen. Denn Niederösterreich muthet zum Theil wie ein großer schöner wohlgepflegter Garten an, zum Theil aber läßt es auch schon die romantische Größe, Schroffheit und Erhabenheit der Hochgebirgswelt der Alpen ahnen. In Niederösterreich gibt es Stätten uralter römischer Cultur, da gibt es Trümmer oder mehr erhaltene Stücke von Kirchen, deren Bau ins früheste Alter zurückführt, Burgen, die an romantischer Wirkung durch ihre Lage auf gewaltigen Felsen am Ufer der Donau, sehr wohl mit sämmtlichen Burgen am Rhein wetteifern können. Es gibt Auen und Wälder in den Niederungen der Donau, wohin die jungen Maler alljährlich in Rudeln hinauswandern, die sich mit den Landschaften der bairischen Seen wohl vergleichen können. Dazu kommen noch die gewaltigen Bauten moderner Eisenbahntechniker, die berühmte Semmeringbahn, dazu ferner Partien wie bei Gutenstein oder in der Brühl, die sich mit Recht als die „niederösterreichische Schweiz" bezeichnen lassen, und überall die

Spuren einer über ein Jahrtausend alten Geschichte, oder Erinnerungen an berühmte Männer, Dichter und Musiker aus unserer Zeit, an Grillparzer in Baden, an Beethoven in Heiligenstadt, an Ferdinand Raimund in Gutenstein — Männer, deren Geist noch lebendig unter uns weilt, deren Werke Tag für Tag in den Theatern gespielt, in den Schulen gelehrt werden — und man wird begreifen, was alles ein Landschafter, dem zu gleicher Zeit Pinsel und Feder zu Gebote stehen, in dieser Gegend finden und aus ihr holen kann. Zetsche hat nun diesen glücklichen Griff gethan. Um seine literarische Individualität zu kennzeichnen, wird es genügen darauf hinzuweisen, daß er einer der begeistertsten Freunde von Theodor Storm ist, über den er auch öfters verständnißvoll geschrieben, an dem er sich auch ohne Zweifel selbst literarisch herangebildet hat. Zetsche's literarischer Stil ist ebenso schlicht und natürlich und wahrhaft, wie sein malerischer Ausdruck. Er spricht sachlich und anschaulich, und wenn er öfters als just nöthig ist, seine Belesenheit hervorkehrt, so wird man das dem schreibenden Maler, der am meisten auf das stolz ist, was man am wenigsten bei ihm sucht, nicht verübeln; diese harmlose Koketterie ist die Eigenschaft aller Autodidakten.

Das Verdienst des Zetsche'schen Buches ist, daß es in der sympathischsten Form nicht blos dem Wiener, sondern auch jedem Fremden, der sich für Wien interessirt, die Schönheit seiner Heimat in Wort und Bild zur Anschauung bringt, ohne irgendwelche andere Tendenz als eben dieses Bild selbst. Dabei hat Zetsche auch manchen weniger bekannten Winkel, manches bisher von der großen Menge der Ausflügler seitwärts gelassene Thal zum ersten male in die große literarische Oeffentlichkeit gezogen, wie z. B. durch das schöne Kapitel „Im Piestingthal“, also wird er sogar dem Kenner der Umgebungen Wiens was Neues bieten. In den Bildern bekundet sich sein Talent in der mannichfaltigsten Weise: er hat ebenso viel Verständniß für die Intimität eines einsamen Waldweges, wie für das große Panorama des Ausblicks vom Kahlenberg auf das weite Häusermeer der wiener Stadt; er gibt prächtige Abbildungen mächtiger kirchlicher Bauwerke, wie z. B. des Stiftes Klosterneuburg, dann wiederum Zeichnungen des wildromantischen Felsengeschiebes und der himmelhohen Cyklopenwände in den zahlreichen „Klamms“, die sich in den Voralpen finden, und die in sommerlichen Tagen dem Touristen eine wahre Lust sind. Denn der gurgelnde Bach, der in ihnen von Steinplatte zu Steinplatte abwärts stürzt, ist dann nicht so wasserreich, daß er uns nicht erlaubte, über ihn von Stein zu Stein zu hüpfen und mit seinem Gewässer im feuchten kühlen Schatten abwärts zu eilen.

Wir wünschen dem Zetsche'schen Buche den besten Erfolg und baldmöglichst eine neue, zweite — und reichlich vermehrte Auflage.

Moritz Necker.

Neue Romane.

1. Neuland. Ein Sammelbuch moderner Prosadichtung. Herausgegeben von Cäsar Flaischlen. Berlin, Verein der Bücherfreunde. 1894. 8. 5 M.

Unter dem nunmehr bereits recht veralteten Lärmruf: „Neuland“ übergibt Cäsar Flaischlen eine Auswahl unserer modernsten Prosaliteratur dem Publikum mit der ausgesprochenen Absicht, durch seine Liebesgabe wenn nicht Proselyten zu gewinnen, so doch aufzuklären und versöhnlich zu wirken. Cäsar Flaischlen ist bekannt als tüchtiger, wohlgeschulter literarhistorischer Arbeiter und seine Einleitung hat so gar nichts von den „Modernen“; sie ist bedächtig, maß- und taktvoll. Seine wissenschaftliche Art steht eben in einem sonderbaren Widerspruch zu seiner künstlerischen, die ihn in „Toni Stürmer“ so weit im Banne der Modernen befangen zeigt, daß mehr als die elastische Kraft Maurice von Stern's erforderlich scheint, will er sich dem Sumpfgestrüpp und der Stickluft der Modernen entwinden.

Die Sammlung an sich enthält, abgesehen von lediglich fragmentarischem, mehr Novelletten oder novellistische Schattenrisse, als Darbringungen von weiterer Ausführung; sie hält also die etwaige Absicht der Beitragenden, sich in schönerm Umfang zu porträtiren, von Haus aus unterbunden, da in der kleinen Hütte, die der „Verein der Bücherfreunde“ zur Verfügung gestellt hat, möglichst viele der modernen Sangesbrüder Raum finden mußten. Wir erhalten also zunächst mehr Silhouetten als Bilder von wirklicher Anschaulichkeit. Aber weiter. Flaischlen zeigt uns seine Matadoren — in Toilette. Und gerade die Toilettelosigkeit, die unverfrorene, unmotivirte Nacktheit ihres literarischen Auftretens, machen wir den Modernen zum Vorwurf. Wir finden das Moderne „zu lebendig“; zu lebendig und zu sehr verwittert durch einen undefinirbaren literarischen Neger- oder Zigeunergeruch. Insofern Cäsar Flaischlen in seinem Buche einmal lediglich Viertel- oder Halbbilder statt charakteristischer Vollbilder vorführt und sofern er zum andern den modernen Sansculottismus frisch gebadet und wohl frisirt zur Ausstellung führt, bleibt er hinter seiner Aufgabe weit zurück und der literarische Werth des Ausgestellten bestimmt sich viel mehr durch die Beiträge an sich, als durch ihren Zusammenhang mit der „neuen“ Schule. Und da muß ich offen gestehen, daß die Sammlung, wo sie ihre Höhen erreicht, d. h. in dem M. G. Conrad'schen dorfgeschichtlichen Fragment: „Annamia“ und den Hart'schen novellistischen Skizzen Meister der „alten“ Schule, dort Anzengruber, hier

P. Heyse, stellenweise eben nur erreicht. Voilà tout! Daß in keiner Zeile der „Werther“ und „Wilhelm Meister“, die schönsten Sterne unserer nationalen Prosa, aufdämmern, ja auf keiner Seite Gustav Freytag's so fein gestimmter wie kraftvoller Realismus wiederklingt, ist selbstverständlich: das Moderne lebt ja nur im Widerspruch gegen das Gewesene. Hieraus erklärt sich seine ungeheuere Formlosigkeit und die Steuerlosigkeit seines Wollens, das allein in einem Sichselbstüberschreien des Ausdruckes und Sichselbstübertrumpfen in obscöner Situationsmalerei culminirt. Und gerade hierin, in der Craßheit ihrer Auswüchse, sind die Modernen am wenigsten originell. Zola war ihr Idol und ist es geblieben, ohne daß in dem düstern Pechflammenglanz, mit dem er dem Zweiten Empire die literarische Leichenfeier celebrirte, in Deutschland, trotz der Legion der Nachahmer, bei dem Mangel eines gleich großartigen tragischen Vorwurfes und der weitern Verschiedenheit der so durchaus heterogenen sprachlichen Mittel, eine an blendender Pracht und herzbrechendem Jammer, vor allem an nationaler Bedeutung nur entfernt ähnliche Erscheinung Leben gewonnen hätte. Es war die alte Geschichte von den Wallenstein'schen Soldaten. Auch ich gebe ja unsern Modernen recht, wenn sie in dem gärenden Ideenchaos unserer Zeit ihre Muse mit Vorliebe befruchten; wenn sie ihren Genius sättigen mit allerhand Fin de siècle-Stoff und mit dem Katzengold der Modephilosophen Wucher treiben. Denn sie sollen ihre Zeit spiegeln. Ich vergönne ihnen zur Ausgestaltung ihrer Figuren allerhand Nietzsche'sche Anleihen. Daß sie nur beileibe nicht die Pose annehmen, für Nietzsche werben zu wollen! Wir wünschen durchaus, daß sie in die Winkel unserer Königs- und Fürstenhöfe mit ihrer Diogenes-Fackel leuchten, aber sie müssen uns nun freilich zuvörderst die Gewähr geben, daß sie über das Schilderhaus vor den Höfen, die zu Hofe führen, hinausgekommen sind und nicht etwa in den Dachkammern des berliner Ostens Kammerherren bei intimen Cercles des preußischen Königs unmögliches Gewäsch machen lassen! Daß sie es in Seelenanalyse und Naturgefühl den Würdenträgern unserer „vormodernen“ Literatur irgendwie zuvor gethan hätten, bestreiten wir unbedingt; daß sie hingegen ungleich nähern Anschluß an die Naturwissenschaft gewonnen haben, gestehen wir ebenso unbedingt zu. Wol aber bezweifeln wir, daß hieraus wahrhaftige Förderung geflossen sei. In dem Auf- und Niederwogen der neuesten und neuern naturwissenschaftlichen Theorien Anker zu finden, fällt selbst dem Fachmanne schwer. Das Heute fällt, was das Gestern erbaute. Angesichts eines solchen Wirrwarrs an einen besondern Seherblick des Dichters zu glauben, dazu sind auch wir zu modern-skeptisch gesinnt. Die Inscenirung der erblichen Belastung durch Zola und Ibsen und ihre deutsche Gefolgschaft hat Poesie und Volksleben nicht gefördert. Lassen wir die dramatische Mache an sich als Illustration einer landläufigen Wahrheit oder eines durch Jahrtausende approbirten Dogmas gelten, so ist andererseits das moralische Correctiv all dieser Anstrengungen zu machtlos, als daß um seiner Leere willen die Gesetze der Kunst, welche die der Schönheit sind, verrückt werden dürften. Und das hat der Realismus gethan. Er hat sich zum Nachbildner, besser zum sklavischen Abschreiber der Wirklichkeit gemacht und nur die alleräußerste Verkettung der Umstände der Phantasie überlassen. Er hat „aus der Hand der Wahrheit“ den Zeichenstift dahingenommen, aber Verzicht gegeben auf der „Dichtung Schleier“, um das Grauen seiner Nachtstücke wohlthätig zu mildern, und statt daß er das Individuum zum Schmiede seines Schicksals erziehe, erstickt er seine Männlein und Weiblein gewaltthätig im Brodem einer gemeinen Durchschnittlichkeit, um sie sodann, die der zähen Umklammerung der Verhältnisse nicht Herr werden, als schuldlose Opfer des „Milieus“ zu glorificiren: eine der jammervollsten Verirrungen des literarischen Geschmackes und des ethischen Urtheils, welche die Literaturwelt erlebt hat!

Insofern diese beiden Haupttendenzen der realistischen Novellistik, auf erbliche Belastung und die Allmacht des Milieus den Mechanismus der Hoch- und Seitensprünge ihrer Marionetten zurückzuführen und deren tragische Purzelbäume als natürliche Consequenzen der vernunftlos hinter und unter den Coulissen der Zeitlichkeit ihre Puppen bewegenden Maschinerien, Zuchtwahl und Atavismus, zu demonstriren — insofern diese Haupttendenzen in dem vorliegenden von C. Flaischlen mit ausgesprochener besonderer Bedachtnahme zusammengesetzten Mosaik nicht ohne gewisse Lichtschen zurücktreten, ist die Sammlung nicht geeignet, den modernen Realismus unserer Dichtung zu veranschaulichen; sie thut dies ausschließlich in formaler, d. h. stilistischer Beziehung. Unserer jüngstdeutschen Prosadichtung eignet indessen ein besonderer Charakter nur insofern, als ihre Begriffe von sprachlichem Anstand sich von der Darstellungsart verschieden erweisen, die wir vor dem Lautwerden der modernen Abart gewöhnt waren, nur daß der neue Ton auch coloristisch weder Scheffel, Freytag und Spielhagen, noch viel weniger aber das junge Deutschland oder gar die Romantiker in irgendeiner seiner bessern Anwandlungen und edlern Regungen entfernt erreicht.

2. Todsünden. Roman von Hermann Heiberg. Berlin, Verein der Bücherfreunde. 1894. 5 M.

Der Verein sendet eine Charakteristik des Verfassers, den er neben Theodor Fontane als einen Vollbringer realistischer Großthaten feiert, voraus. Ich erwidere, daß sich Heiberg nach keiner Seite mit Theodor Fontane messen kann. Sie gleichen sich etwa, um kurz zu sein, wie Birke und Eiche. Sie sind beide aus total verschiedenem Holz. Kaum in einer Beziehung lassen sie sich vergleichen. Die Dichtungen Fontane's werden geschichtlich dauern, die Heiberg's sind vergangen, sobald sie der moderne Leser aus den Händen legt. Damit will ich nicht sagen, daß Heiberg nicht ein trefflicher Unterhalter seiner Zeitgenossen sei; wenigstens war er ein solcher, bis er vorliegendes Buch schrieb. Was dieses an Festigkeit des Gerüstes etwa

innerhalb der langen Gasse seiner Luftschlösser voraus hat, ist ihm verloren gegangen an romantischem Glanz seines Innern und an humoristischer Kurzweiligkeit und poetischer Grundstimmung seiner Bewohner.

Diese schale Verbrechergeschichte verläuft grau in grau. Und dabei geht gerade die schöne „Wirklichkeitskunst", als deren Kapitalkünstler Heiberg in diesem Werk erscheinen soll, gröblich in die Brüche. Ein allseitig so schön durchschauter Schurke, als es der widerwärtige Halunke ist, dem Heiberg sein dickleibiges Buch auf den Leib schreibt, vermag unmöglich unter den gegebenen Verhältnissen derartig ins Kraut zu schießen, ohne daß man diese Wucherpflanze rechtzeitig abgrübe. Es ist dies einer der Fälle, wo die klügelnde Realistik neunmal klug sich selbst überklügelt. Andererseits tritt der Mord, den dieser Heibergische Culturbandit zuguterletzt begeht, so sehr in Widerspruch zu seiner rechnenden Schlauheit, ist überhaupt so völlig unvereinbar mit seiner Speculationskunst, daß man selbst an Heiberg's Praxis irre wird, die oft genug wol den Athem, aber nicht eigentlich das Richtscheit der gemeinen Wahrscheinlichkeit verlor. Gerade in vorliegendem Buche sehen wir den realistischen Roman unserer Zeit in der Oede der flachesten Prosa trotz des „scharfen Eigelbes", in welchem die herbstlichen Blätter des Eingangs prangen und trotz des „Phosphorgeruchs", den die frischgekochten Eier an irgendeiner andern Stelle ausströmen, kläglich versanden, und wo der jüngste Naturalismus wenigstens eine fesche, sehnenstarke Jugend nicht verleugnet, weit jenseits der äußersten poetischen Grenzmarke sich kümmerlich von den Disteln des Alltags fristen.

3. Novellenbuch. I. Wien, Literarische Gesellschaft. 1894. Gr. 8. 4 M. 20 Pf.

In eine ungleich interessantere Gesellschaft als Flaischlen und Heiberg, der uns dieses mal leider ein so einladendes Diner, wie er es in seiner vortrefflichen Erzählung „Die Spinne" mit so schöner Grazie servirte, vorenthielt, führt uns dieses von der Literarischen Gesellschaft in Wien herausgegebene „Novellenbuch", eine Sammlung ausgewählter Erzählungen älterer und jüngerer österreichischer Dichter von verschiedenartigstem, aber immer fesselndem Inhalt. Ueberhaupt ist die jüngstösterreichische Dichtergruppe auf bestem Wege, die Jüngstdeutschen des Nordens zu schlagen, wie die ersten österreichischen Dichterinnen sich den beliebtesten deutschen Erzählerinnen weit überlegen zeigen. Das Auge des Südens umfaßt die Zeit mit ihren Wirren und gärenden Problemen einmal wieder mit liebevollerm, versöhnlicherm Blicke und weiß selbst im Allzumenschlichen den göttlichen Funken zu erkennen. So meidet diese Kunst alle die reißenden Schärfen und grobkantigen Härten des nordischen Feld- und Wiesenrealismus und den muffigen Cigarrettendunst der berliner Kümmel- und Mädchenschenken. Diese anmuthigen Geschichten haben so wenig des Aesthetisch-Flegelhaften und Ethisch-Epileptischen, wie die Donau bei Wien sauberer als die Spree unter der Lessing-Brücke ist.

4. Hof Gilje. Eine Familiengeschichte von Jonas Lie. Aus dem Norwegischen übersetzt von F. Mangold. Stuttgart, J. Engelhorn. 1894. 8. 50 Pf.

Dadurch daß unsere Uebersetzer die norwegische zeitgenössische Literatur uns immer emsiger erschließen, werden wir immer vertrauter mit dem norwegischen Geiste der Gegenwart. Daß dieser, soweit er sich in Principien der Dichtkunst geltend macht, unter dem Einfluß eines spröden Naturalismus verharrt, ist bekannt: schon aber beginnt sich die harte Kruste, deren Eisdecke die norwegische Poesie in glitzerndem Bann hielt, zu lockern, und holde Blumen einer lichtern und reinern Kunst schlagen lebensfroh die Augen auf in Triften, wo die Ibsen'schen Nebel zu zerfließen beginnen. Vorliegende Hofgeschichte zählt zu diesen neuen verheißungsvollen Lebensäußerungen einer geklärten Richtung. Die Erzählung ist ernst genug, aber sie peinigt uns nicht mit moralischen Daumschrauben. Sie macht uns trauern mit den Traurigen und lachen mit den Fröhlichen, ohne uns mit dem Arzneigeruch der Ibsen'schen Krankenstuben Kopfweh zu breiten.

5. Unmoderne Geschichten von Benno Rüttenauer. Heidelberg, Georg Weiß. 1894. 8. 3 M. 20 Pf.

Benno Rüttenauer betitelt seine Novellensammlung: „Unmoderne Geschichten" nicht sowol deshalb, weil seine Stoffe in entlegene Zeiten entrücken, als auch in der Absicht, jegliche Beziehung zu der Richtung, die sich so marktschreierisch die „moderne" nennt, von der Hand zu weisen. Seine Muster sind nicht die Ibsen und Zola. Er blieb der Fahne des classischen Ideals treu, noch bevor gerade dorther, wo die Modernen ihr rasselndes Hauptrüstwerk holten, aus der Populärwissenschaft der Pathologen, der Vernichtungskampf ausging, der sie mit ein paar Feuilletons zu Boden streckte. Die Mediciner haben uns die Oswald Alving und Consorten als realistische Unreellitäten verlachen gelehrt und gerade den Hauptnerv jüngster Schriftstellerei, auf den sie sich zumeist zugute that, als grundfaul bloßgelegt, selbst dort, wo die ganze zusammenphantasirte Ungeheuerlichkeit minder offen lag, als in der Andromanie der Flaischlen'schen Toni Stürmer. Rüttenauer beharrt im Gleise der Novelle, wie sie vor den Jüngsten als ehrbar und gesellschaftsfähig galt und blieb. Denn zu allen Zeiten hat echte Kunst die Wahrheit gesucht; wenn schwächliches Classiciren, wie es z. B. die Schreyer'sche „Nausikaa" übte, im Stofflichen befangen blieb, so hat die Richtung der Modernen einen Weg eingeschlagen, der in der Sackgasse des grauen Elends verschlammen mußte, während man zu Ehren unserer bessern Epigonen einräumen muß, daß sie wenigstens die Sterne im Auge behielten, wo ihr Fuß die mütterliche Erde verlor. Daß wir uns nun fester an die Scholle klammern, auch wenn unsere Träume „um Bergeshöhle mit Geistern schweben", oder wenn wir die irdische Brust im Morgenroth baden: dies Plus wollen wir gerne ins Schuldbuch der Naturalisten schreiben: aber nicht mehr. Das wird mit Freuden auch

Benno Rüttenauer thun. Auch er hat ersichtlich aus frischen Erdenquellen frische Kraft geschöpft. Der Morgenthau und „siebenschöner" Märchenduft thun es nicht allein. Als Stilist läßt Rüttenauer am ersichtlichsten C. F. Meyer auf sich wirken. Ich halte das nicht für ungefährlich, vorläufig indessen ist noch kein Grund zur Bemängelung gegeben, und nur die Glanzzüge des Vorbildes, welches unsere historische Novelle zur reichsten Entfaltung führte, gelangen zu erfreuendem Widerschein. Diese Glanzzüge sind: Knappheit der Rahmenstellung, geschichtliche Treue der Redeweise und ihres Inhalts, scharfe Gestaltlichkeit des Hintergrundes und satte Ausstattung der Figuren: alles verklärt durch ein Colorit von seltener Leuchtkraft. Man sieht, das alles sind zunächst Ergebnisse mehr der äußern Handhabung des Stils als des Talentes an sich; mehr Factoren, welche sich durch scharfe Selbstbeobachtung und strenge Selbsterziehung bezwingen lassen, als daß es glänzende Geschenke eines höhern dichterischen Impulses und einer verschwenderischen Eingebung wären. Ueberall nun, wo die bewußte oder unbewußte Methode zu fürwitzig „durchbricht", zerreißt die Einheitlichkeit des Ganzen und an den harten Kanten dieser Brüche verwundet sich das Gefühl des Genießenden. Rüttenauer umschifft die Skizze meist glücklich. So in „Der Teufel in der Christnacht" und in dem minderwerthigen: „Anna von Ophem", das skizzenhafte bleibt. Um so höher erhebt sich und kommt stilistisch und inhaltlich Meister C. F. Meyer gedeihlich näher: „Der Kampf mit den Madonnenbild." Die schwüle Atmosphäre, in welcher die Geliebten genießen und leiden, lebt mit ihrem Gluthauch wieder auf in den Worten des späten Erzählers.

6. Die Welfin von Elmsrode. Roman von Gustav Schollwöck. Berlin, O. Janke. 1894. 8. 5 M.

Hier wird ein Stück vornehmen weiblichen Welfenthums mit den besten Mitteln der deutschen Romantechnik zum Angelpunkte einer reich ausgestatteten Dichtung gemacht, deren bunte Farben herzerfreuend in dem Grade gewinnen, wie ihr Inhalt patriotisch erhebt. Natürlich ist die Zeit, in welcher unversöhnliches Welfenthum in Deutschland eine Fundgrube poetischer Motive war, längst vorüber; denn die Unversöhnlichkeit erschien immer klarer als Einsichtslosigkeit. So löst der Dichter die Contraste und grellen Differenzen im Lichte einer höhern Vaterlandsliebe. Im übrigen hat er Länder und Ströme gesehen und weiß Bescheid in Schlössern und Hütten und sein Erzählen hat dramatischen Pulsschlag.

7. Schwestern. Roman von Karl Berkow. Zwei Theile in einem Band. Berlin, O. Janke. 1894. 8. 7 M.

Der Roman ist im allgemeinen sauber geschrieben und hier und dorten glüht poetisches Empfinden. Doch fehlt die fester zügelnde Hand; die Darstellung zerfließt des öftern ins Leere und die Geschichte an sich verflacht. Das Beste, was das Buch bietet, ist der Abdruck des hübschen Gedichtes von Ernst Eckstein: „Das Märchen vom Glück". Wenn man sich mit dem Lesen dieser lieblichen, inhaltsvollen Strophen begnügen will, so hat man dem Roman Ehre genug erwiesen.

8. Abseits vom Glück. Roman von H. Abt. Zwei Bände. Leipzig, C. Reißner. 1894. 8. 5 M.

Auch diese Geschichte verharrt noch außerhalb der höhern Kunstsphäre, doch sie hat ungleich mehr innere Wahrheit als die vorstehend angezeigte: ihre Menschen sind von Fleisch und Blut und der Wirklichkeitssinn der Verfasserin ist sehr ausgebildet. So haben ihre Scenen Naturtreue, ob sie uns das schöne leidende Weib, das in ihrem Centrum steht, als brutalisirte Gattin eines Halbbarbaren oder als angebetete Geliebte des modernen Cavaliers oder in den Armen des so unglücklich verliebten Priesters schildern: die Charaktere bleiben sich überall selber treu, und die Erzählung behält sich selbst stätig im Zaume. Die schließliche Lösung heilt freundlich brennende Wunden und über dem Grabe des Glückes erheben sich Lilien der Freundschaft und reiner Kindeslust. Nicht immer, ja in den seltensten Fällen verfährt das Leben mit der Schuld eines Weibes, welches selbst die Kraft besaß, die Kette einer unwürdigen Ehesklaverei zu zerreißen, so barmherzig. Aber das gerade lobe ich an der Verfasserin, daß sie nicht nach der Schablone des Alltäglichen ihre Figuren lenkt, sondern nach der sichern Richtschnur ihres poetischen und sittlichen Gewissens. Die Dichtung, dünkt mich, hat in höherm Grade zu zeigen: was da sollte sein als was da ist.

9. Das Glückskind. Roman von Georg Hartwig. Drei Bände. Berlin, O. Janke. 1894. 8. 10 M.

Der dreibändige Roman variirt in seiner Weise wiederum das Thema vom Glück. Die Bilder haben Farbe; der Dialog hat selten zwar feinern Stil und bessern Inhalt, aber Fluß und Leben, ganz wie in unserer gesellschaftlichen Durchschnittswelt er von jungen und alten, hohen und niedern Männlein und Weiblein gepflogen wird. Ueberall Licht und Luft und Geschwätz des Alltags, überall der Papierton unserer Allerweltsromanschreiberei, und nirgends ein Fünkchen oder Goldstäubchen — nicht mal allerjüngstdeutscher — Poesie! Aber immerhin: die Handlung ist spannend und die Leute lästern excellent und haben sogar mitunter poetisch angehauchte Träume und Anwandlungen. Aber im allgemeinen ist das Thema zu abgespielt: plebejer Commerzienrath, schließlicher Bankrotteur; Töchter, umschwärmt und geheirathet von verschuldeten Offizieren und armen Künstlern; Rennscenen; Selbstmorde verschiedenster Gattung u. s. w.; Coulissen: Berlin und Allerweltsbäder. Das ist der Inhalt. Ich gebe zu, die alte Geschichte wird im Leben ewig neu, so lange es Commerzienräthe und Offiziere gibt; aber nichtsdestoweniger ist sie für die Poesie veraltet, selbst wenn sie mit so warmer sittlicher Emphase vorgetragen wird, wie es hier geschieht.

10. Faschings Ende und andere Novellen von A. Schoebel. Dresden, C. Reißner. 1894. 8. 3 M.

Die Verfasserin unterbreitet uns eine Reihe von Novellen, welche aufs neue ein Talent bekunden, das sich geübt hat, in engem Rahmen ergreifende Bilder voll blühenden Lebens zu entwerfen, denen auch der kritische Banause und grammatische Topfgucker eine wenn auch störrische Anerkennung nicht versagen wird. Einzelne der tiefer angelegten Charaktere, wie die Frauen in „Ein Sieg", sind vortrefflich gelungene poetische Figuren, zwar poetische Blüten, die doppelt erfreuen, weil sie den frischen Erdhauch der Wirklichkeit ausströmen. Leider ist der Sieg ein solcher, der ein unschuldiges Leben kostet und zum mindesten den einen der Schuldigen nicht wieder froh werden läßt: so daß die Frage aufsteigt, ob der Einsatz des „Sieges" werth war. Der Titel ist schief, weil sich drei Figuren in die Antheilnahme des Stückes theilen, von denen der leidenden Heldin nicht jedermann das Hauptinteresse zollen wird, das nun einmal eine verdunkelte Gattin (die „Siegerin" der Novelle) selten zu fesseln weiß. Für alle Fälle: die Dichterin hat uns einen Novellenstrauß gereicht, dessen Farben glühen und duften. Was kommt es dann viel auf die Namen der einzelnen Blumen an?

Adalbert Schroeter.

Sprichwörtliche Redensarten.

Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmunde erläutert von Wilhelm Borchardt. Zweite völlig umgearbeitete Auflage, herausgegeben von Gustav Wustmann. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1894. 8. 6 M.

Fand schon die erste Auflage dieser Sammlung sprichwörtlicher Redensarten eine freundliche Aufnahme, so hat die Umarbeitung, die G. Wustmann nach des Verfassers Tode vorgenommen hat, einen glänzenden Erfolg gehabt, denn seit April, wo die neue Ausgabe erschienen ist, sind bis Mitte Juni noch zwei weitere Auflagen nöthig geworden. Jeder, dem seine Muttersprache lieb ist, wird sich mit uns dieses Erfolges freuen, und das Werk selbst verdient auch die weiteste Verbreitung. Indem die Verlagshandlung den Director des leipziger Archivs Dr. G. Wustmann mit der Umarbeitung betraute, hat sie eine glückliche Wahl getroffen. Wenn man die neue Ausgabe mit der ersten Auflage vergleicht, findet man, abgesehen von einer großen Anzahl neuer Artikel, fast auf jeder Seite die sorgfältig bessernde Hand des Herausgebers. Ueberall spürt man gewissenhafte Arbeit, umfassende Belesenheit, gründliche Forschung. Bald ist ein Artikel kürzer gefaßt, bald durch kleine, aber bedeutsame Zusätze erweitert, bald wird der bisherigen Erklärung eine neue hinzugefügt, besonders häufig aber werden die Artikel durch Nachweise aus der ältern Literatur bereichert. Ein Beispiel, das ganz willkürlich ausgewählt ist, mag die Arbeit des Herausgebers zeigen. In der ersten Auflage war der Ausdruck „Durch die Bank" kurz erklärt: „d. i. ganz und gar, ohne Ausnahme. Aus der bergmännischen Sprache, wo Bank eine rauhe und feste Gesteinschicht bezeichnet." In der zweiten Auflage heißt es:

107. Durch die Bank,

S. v. w. ohne Ausnahme. Die Wendung wird gewöhnlich aus der Bergmannssprache erklärt, wo Bank eine rauhe und feste Gesteinsschicht bezeichnet. Aber die älteste Stelle, wo sie begegnet, weist auf die Sitzbank hin. In der livländischen Reimchronik (um 1296) wird Vers 938 fg. eine reiche Mahlzeit geschildert und der Wirth wegen seiner guten Verpflegung gerühmt:

die wirtschaft was also getan
daz sie im alle sageten danc.
riche und arme durch die banc
der pflac man vollenclich also,
daz sie alle in gote waren vro.

Die nächste Vorstellung ist also die (wenn anders eine sinnliche Vorstellung noch angenommen werden darf): es wurde gut bewirthet alles, was am Tisch oder an den Tischen entlang saß, von dem vornehmen obern Ende der Bank bis hinab zum untern.

Vielleicht kann für künftige Auflagen noch mehr aus der ältern deutschen Literatur gewonnen werden. Zu Nr. 119. „Bei meinem Barte" möchte ich z. B. das Gedicht Konrad's von Würzburg „Otto mit dem Barte" anführen; ganz im Anfang heißt es:

unt swaz er bî dem barte
geswuor, daz liez er allez wâr.

und später:

über swen der eit gesworn
von des Keisers munde wart:
„dû garnest ez, sam mir mîn bart!"
der muoste ligen tôt zehant.

In unserer Tagespresse, in öffentlichen Vorträgen macht sich neuerdings eine dilettantische Sucht breit, alle möglichen Sprichwörter auf Anekdoten zurückzuführen. Wustmann steht solchen Erklärungsversuchen mit Recht mistrauisch gegenüber. Wol verschmäht er es nicht durchaus, solch kleine hübsch erfundene Geschichtchen gelegentlich mit anzuführen, aber er betrachtet sie nicht als historische Zeugnisse.

So liegt nun ein stattlicher, schön gedruckter Band von über 500 Seiten vor, der in beinahe 1300 Nummern alphabetisch geordnet den reichen Schatz sprichwörtlicher Redensarten wol nahezu vollständig darbietet. Daß der Herausgeber die alphabetische Anordnung beibehalten hat, ist aus rein praktischen Gründen wol zu billigen — es soll in erster Linie ein Nachschlagebuch sein —, doch wäre man für eine sachliche Zusammenstellung, etwa in Form eines Anhangs, sehr dankbar. Vielleicht erfüllt sich dieser Wunsch bei einer neuen Auflage. Durch zahlreiche Verweise hat ja der Herausgeber einigermaßen diesem Wunsche Rechnung getragen; auch sonst hat er öfter unter einer Nummer eine Reihe sinnverwandter Redensarten

zusammengestellt. So ist besonders dankenswerth die reiche Sammlung sogenannter Zwillingsformeln, die unter Nr. 18 „Mit Ach und Krach" angeführt ist. Welch ein Reichthum bildlicher, poetischer Ausdrucksweise zeigt sich hier dem Freunde unserer Muttersprache.

Dabei verfällt der Herausgeber durchaus nicht dem so häufig beobachteten Fehler, alles erklären zu wollen. Er begnügt sich zuweilen damit, eine Redensart zu umschreiben, und gibt zu, daß ihr Ursprung dunkel ist, oder er führt mehrere Erklärungen an und überläßt dem Leser das Urtheil. Alles in allem ist das Buch ein zuverlässiger Rathgeber für jeden, der sich über Alter und Entstehung volksthümlicher Redensarten unterrichten will; es ist ein unentbehrliches Hülfsmittel für den Lehrer, der hier eine reiche Beute zur Belebung des deutschen Unterrichts findet, und ein kostbares Schatzkästlein für jeden, der Liebe und Verständniß für den unendlichen Reichthum und die poetische Tiefe der deutschen Sprache besitzt. Es ist schwer aus der großen Menge einige Beispiele hier anzuführen; wir können nur dringend rathen, in dem Buche nicht blos nachzuschlagen, sondern zu lesen. Es gewährt einen großen Reiz, den zahlreichen culturgeschichtlichen Streiflichtern zu folgen, die zuweilen von einer einzigen Redensart ausgehen. Man vergleiche beispielsweise die Nummern 98 fg.:

98. Einem ein schlimmes Bad anrichten.

S. v. w. ihn mit Absicht in eine unangenehme oder gefährliche Lage bringen. — Das Baden hatte in dem Leben der alten Zeit eine ganz andere Bedeutung als heutzutage, es gehörte zu den täglichen Verrichtungen unserer Vorfahren. In kalten und warmen, in Schwitz- und Dampf-, in Voll- und Halbbädern, in öffentlichen Badestuben und zu Hause badete Arm und Reich. Es war die erste Pflicht des Wirthes, dem Gaste, der freilich oft schmuzig genug ankommen mochte, ein Bad bereiten zu lassen (vgl. Parzival 160, 20 u. ö.). Für die öffentlichen Bäder sorgte eine ehrsame Baderinnung; aber was früher nur ihre Nebenaufgabe war, den Bart zu kratzen, ist heute ihr Hauptgeschäft geworden: wer denkt noch bei dem Worte Bader an das Baden? Baderjungen munterten jeden Sonnabend unter Beckenklang das Volk zum Baden auf, wöchentlich zu baden war Polizeigesetz für Handwerksburschen, bei vielen Handwerken erhielten die Gesellen, auf manchem Bau die Arbeiter Sonnabend zeitig Feierabend und dazu ein Badegeld, Schulordnungen setzten fest, wenn armen Schülern das Bad geöffnet sein sollte. Als man später in seiner Kleidung sauberer wurde, als man sich gewöhnte, Schuhe und Strümpfe, vorzüglich aber Hemden aus Leinwand zu tragen, nahm die Nothwendigkeit zu baden mehr und mehr ab. Dazu kam, daß die Geistlichen wegen der Sittenlosigkeit, die damit zusammenhing, dagegen eiferten, daß um das Jahr 1494 die neapolitanische Seuche — „die Franzosen" nannte man sie im Volksmund — sich zu verbreiten anfing und schließlich auch die Obrigkeiten das Baden gesetzlich einschränkten.

Es kann nicht überraschen, daß von einer so verbreiteten Sitte eine Reihe von sprichwörtlichen Redensarten und Formeln entlehnt ist. Der schlimme Sinn, der mit der Redensart **jemand ein Bad anrichten** verbunden ist, muß aus dem ein herausgeholt werden: was denn für ein Bad? Zunächst wol ein recht heißes, worin man sich verbrennt, oder eins mit zu scharfer Lauge, daß das Jucken und Beißen zur Qual wird. Im 16. Jahrhundert erscheint die Redensart schon verblaßt, wie heute, z. B. in der Komödie des Martin Haineccius „Hans Pfriem", V. 415:

> Ich sehe, sie werden ruhen nicht,
> Bis sie mir ein Bad han zugericht.

und in Murner's „Narrenbeschwörung":

> Guck für dich, an wem du bist,
> Sunst wirt dir ein badt zu gerist.

Das schrecklichste Bad aber, glaubte man, erwartet die Sünder in der Hölle; vgl. Brant's „Narrenschiff" 86, 140:

> Die tüfel sint gewiß der sel
> Vnd dunt mit wüst triumphiren
> Von eim bad in das ander füren,
> Von itel kelt inn itel hitz.

99. Jemand das Bad gesegnen.

Das that eigentlich der Bader, indem er dem in die Wanne steigenden zurief: „Gesegne 's Bad!" verkürzt aus: Gott gesegne das Bad! Die Worte sind aber dann ironisch gewendet worden, und so gebraucht sie Schiller (Tell I, 1): „Und mit der Axt hab' ich ihm's Bad gesegnet". Genau so schon bei Fischart, Gargantua, S. 89: „man gesegnets jm nit wie dem Salust mit Peitschen oder dem Schweitzerischen Hauptmann mit der Achßt im Bad, vnd dem Domherren mit dem Striegel". Ganz losgelöst vom Baden heißt heute **einem das Bad gesegnen** soviel wie: ihn tüchtig durchprügeln.

Ferner lese man noch die Redensarten, die aus dem Rechtswesen hervorgegangen sind, wie Nr. 108: Etwas auf die lange Bank schieben; Nr. 4: Das Abendmahl auf etwas nehmen u. a., die Redensarten vom Sterben, die kriegerischen Ursprungs, um einen Begriff von der Fülle von Belehrung und Anregung zu bekommen, die dieses Buch zu bieten vermag.

Wir wünschen der neuen Bearbeitung der Borchardt'schen Sammlung die weiteste Verbreitung und danken dem hochgeschätzten Herausgeber und seinem Mitarbeiter — Wustmann's ältestem Sohne, dessen Name uns schon in germanistischen Zeitschriften begegnet ist — für ihre sorgfältige und gewissenhafte Arbeit.

Robert Lange.

Feuilleton.

Von Max Kretzer's „socialem Romane" „Die beiden Genossen" ist kürzlich eine dritte verbesserte Auflage erschienen (Dresden, E. Pierson). Er ist eine Volkserzählung bessern Schlages, klar vor allem in ihrer Tendenz, über die Lehren der Socialdemokratie und über die unausbleiblichen Früchte dieser Lehren aufzuklären. Zum Theil wendet sich der Verfasser unmittelbar an den Leser, wie im neunten Kapitel, wo er die socialistischen Anschauungen von der „freien Liebe" einer Prüfung unterzieht. Wie es der Volkserzählung wohl ansteht, ist dieser Roman einfach in der Handlung und in der Charakterzeichnung. Ja mancher wird ihn in beiden Beziehungen für etwas zu einfach halten. Wenn z. B. die Katastrophe dadurch herbeigeführt wird, daß der „Genosse" das gestohlene Geld dem Freunde in die Tasche schiebt, um den Verdacht auf diesen zu lenken, so wird dies niemand ein besonders originelles Motiv nennen. Dieser Genosse hat übrigens manches von dem traditionellen Bösewicht. Daß andererseits an

dem biedern Handwerksmeister und überzeugten Socialdemokraten manches dem Leben abgelauscht ist, so die Hingebung für den geistig über ihm stehenden Freund und die Schwärmerei für die neuen Ideen, muß anerkannt werden, aber man verliert auch manchmal die Geduld, wenn man ihn immer wieder geflissentlich als ahnungslosen dummen Tölpel hingestellt sieht. Auch darf er, nachdem er — wenn auch aus edeln Gründen — sich selbst als schuldig des ihm zur Last gelegten Verbrechens bekannt hat, sich nicht darüber wundern, daß er ins Zuchthaus kommt, und die tägliche Hoffnung, daß sich der wirklich Schuldige melden werde, klingt etwas sonderbar. Bei einer etwaigen vierten Auflage können noch einige Kleinigkeiten, wie S. 152: „o was für einen (!) Verdienst erwarb er sich dadurch"!; S. 137: das geöffnete Fühlhorn (!) des Glückes, und die wiederholt vorkommende Xantippe beseitigt werden.

— Aus der Collection Otto Janke in Berlin liegen uns heute zwei neue Bände vor. Zunächst „Sewastopol" von Graf Leo N. Tolstoi, mit Genehmigung des Verfassers aus dem Russischen übersetzt von L. A. Hauff. Diese realistischen Kriegsbilder sind überaus lebenswahr. Wie ein Sonnenstrahl bricht aber durch die fürchterlichen Scenen die Humanität des Verfassers. „Auf der Bastion und am Laufgraben waren weiße Flaggen aufgesteckt, das blumenreiche Thal war voll Leichen, die prachtvolle Sonne blickt auf das schwankende blaue Meer herab, das die goldenen Sonnenstrahlen widerspiegelt. Tausende von Menschen drängen sich, blicken einander an, sprechen und lachen einander zu. Und diese Christenmenschen, welche sich zu demselben großen Gesetz der Liebe und Selbstverleugnung bekennen, fallen beim Anblick dessen, was sie gethan haben, nicht reuevoll auf die Knie nieder, vor dem, der ihnen das Leben gegeben und in die Seele eines jeden zugleich mit der Furcht vor dem Tode auch die Liebe zum Guten und Schönen gelegt hat. Und sie umarmen sich nicht mit Thränen der Freude und des Glückes als Brüder?" Tolstoi tröstet sich mit dem Gedanken, daß es ein aufgezwungener Krieg ist und daß die Wohlfahrt des Vaterlandes auf dem Spiele steht. Er gibt sich auch Rechenschaft über die Berechtigung seiner Darstellung und fragt: „Wo ist der Ausdruck des Bösen, das man vermeiden soll, wo ist der Ausdruck des Guten, das man annehmen soll, in dieser Erzählung? Wer ist der Bösewicht und wer ihr Held? Alle sind gut, und alle sind schlecht." Aber Tolstoi kann von sich rühmen: „Der Held meiner Geschichte, den ich mit allen Geisteskräften liebe, den ich in seiner ganzen Schönheit darzustellen suchte, und welcher immer schön war, ist und sein wird — das ist die Wahrheit." Die Darstellung russischen Kriegslebens darf heute wieder auf mehr Interesse rechnen denn je. Vor allem aber fordern diese Skizzen auf zu einer Vergleichung mit Zola, der in „Débacle" in einzelnen Punkten, vor allem in der Schilderung des Verbandsaales, sich mit seinem großen Vorgänger eng berührt.

Wenn Tolstoi hier die Ueberzeugung ausspricht, daß die Kraft des russischen Volkes niemals wanken könne, so hat bekanntlich Turgenjew pessimistischer über sein Vaterland gedacht. Auch ihn zeichnet eine wunderbare Realität und Plastik aus, aber die feinen Linien sind umwoben von dem Hauche der Schwermuth und Resignation. Führt uns die erste Geschichte: „Mumu, das Hündchen des Taubstummen", aus dem Russischen übersetzt von L. A. Hauff (Berlin, O. Janke) Menschen aus dem niedern Volke vor Augen, so enthüllt uns die zweite, „Faust, eine Erzählung in neun Briefen", ein interessantes Seelenleben, in das auch die traumhaften Mächte des Uebersinnlichen hineinspielen. Das Ergebniß dieser Geschichte ist die Erkenntniß: „Das Leben ist kein Scherz und kein Possenspiel, das Leben ist sogar auch kein Vergnügen.... Das Leben ist eine schwere Arbeit. Entbehrung, beständige Entsagung, — das ist ihr geheimer Sinn, die Lösung des Räthsels: Nicht die Erfüllung der Lieblingsgedanken und Träume, so erhaben sie auch sein mögen — sondern die Pflichterfüllung, das ist's, nach was (!) der Mensch zu streben hat. Nur, wenn er nicht die Ketten, die eisernen Ketten der Schuld sich auferlegt, kann er, ohne zu fallen, das Ende seiner Laufbahn erreichen. In der Jugend aber denken wir: «Je freier, desto besser, desto weiter wirst du kommen.» Der Jugend ist es erlaubt, so zu denken. Aber es ist eine Schande, sich am Selbstbetrug zu ergötzen, wenn man dem finstern Gesicht der Wahrheit endlich ins Auge geschaut hat."

— Im Verlage von J. J. Weber in Leipzig, wo bekanntlich schon Benedixens Lehrbuch „Der Mündliche Vortrag" und „Katechismus der Redekunst", Guttmann's „Gymnastik der Stimme", Merkel's „Kehlkopf" erschienen ist, wird soeben ein in dasselbe Gebiet einschlagendes Buch von Karl Skraup veröffentlicht: „Die Kunst der Rede und des Vortrags". Ueber diesen Gegenstand Vorschriften und Regeln zu geben, ist leicht; diese Regeln aber zur Wirksamkeit zu bringen, kann eigentlich nur dem Vorbilde und der viva vox eines geschickten Lehrers gelingen. Was ein gutes Buch dem Autodidakten bieten kann, das wird hier geboten. Der Verfasser ergreift seine Aufgabe an dem richtigen Ende: er gründet was er sagt auf die Physiologie der Apparate, mit denen die Sprache gebildet wird; Abbildungen unterstützen die hier durchaus nothwendige Anschauung. Eine genaue Beschreibung der Entstehung der einzelnen Laute und Lautgruppen leitet zu der „Methodik" über, mit der die eigentliche Aufgabe des Buches beginnt. Tonstärke, Tonhöhe, Wortton, Satzton, Klangfarbe, Satzeintheilung — alles wird an recht geschickt gewählten Beispielen klar gemacht. Ganz besondere Sorgfalt verwendet Skraup auf die Tonmalerei, indem er die besondern Töne jedes Seelenzustandes anführt; leider ist hier auch die Grenze des gedruckten Wortes; es vermag nichts mehr. Oder was sollen wir sagen zu einer Anweisung wie zu Miller's Monolog in „Kabale und Liebe": „bestimmter Satzfall der Trostlosigkeit". Solche Dinge kann eben nur der lebendige Meister von Angesicht zu Angesicht lehren. Das soll aber keine Verurtheilung des Buches sein; es enthält so viel Tüchtiges und auch durch das Mittel schriftlicher Anweisung sehr wohl Verständliches, daß wir das Buch allen denen, die ihre Aussprache und ihren Vortrag bessern möchten, angelegentlich empfehlen können.

Bibliographie.

Brody, S., Menschen. Humoresken. Berlin, O. Janke. 8. 1 M.

Cremer, H., Duell und Ehre. Gütersloh, C. Bertelsmann. 8. 30 Pf.

Eckberg, C., Heitere Grüße. Humoresken. Berlin, O. Janke. 8. 1 M.

Eichberg, F., Mark Brandenburg in Sage und Lied. Ein Kranz heimatlicher Gedichte. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 2 M.

Geisteshelden (Führende Geister). Eine Biographieen-Sammlung. 9. Band: Spinoza. Von Professor Dr. W. Bolin. Berlin, E. Hofmann u. Comp. 8. Im Abonnement 2 M.; im Einzelbezug 2 M. 40 Pf.

Giese, Dr. A., Deutsche Bürgerkunde. Leipzig, R. Voigtländer. 8. 1 M. 25 Pf.

Heiberg, Mädchenstolz. — Seine Mutter. — Hochhinaus. Leipzig, W. Friedrich. 5 M.

Köhler, R., Aufsätze über Märchen und Volkslieder. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 3 M.

Maier, Dr. phil. G., Pädagogische Psychologie für Schule und Haus. Gotha, F. A. Perthes. 8. 5 M.

Menkes, H., Novellen. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M.

Nansen, P., Eine glückliche Ehe. Berlin, S. Fischer. 8. 2 M.

Pfitzer, G., Willibald Ilg. Ein Nachtstück aus der modernen deutschen Strafrechtspflege. Leipzig, O. Wigand. 8. 75 Pf.

Goeler von Ravensburg, Dr. F. Freih., Grundriß der Kunstgeschichte. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 6 M. 75 Pf.

Reuling, Vom armen und vom reichen Staat. Finanz- und socialpolitische Rückblicke und Ausblicke. Berlin, Wilhelmi. 80 Pf.

Roderich, A., Humoresken. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 3 M.

Somoghi, E., Ludwig Kossuth. Leipzig, O. Wigand. 8. 3 M.

Theiß, Anna, Saitenklänge. Dichtungen. Dresden, E. Pierson. 8. 1 M. 50 Pf.

Vrchlický, J., Episches und Lyrisches. Gedichte. Autorisirte Uebersetzung von E. Grün. Mit dem Porträt des Dichters. Prag, H. Dominicus (Th. Gruß). 8. 3 M.

Witkowski, G., Die Walpurgisnacht im ersten Theile von Goethes Faust. Leipzig, F. W. v. Biedermann. 8. 2 M.

Zobeltitz, H. v. (H. v. Spielberg), Die ewige Braut. Roman. Jena, H. Costenoble. 8. 5 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. —— Nr. 30. —— 26. Juli 1894.

Shakespeare-Bacon.

Wenn höchste Kraft der Anschauung und die Fähigkeit leichter Combination der innerlich angeschauten Gestaltungen den wesentlichsten Theil in der Begabung des Dichters ausmachen, so wird es nicht auffallend erscheinen können, daß ein Dichter sich der Betrachtung bedeutsamer Naturerscheinungen hingibt und dem tiefern Grunde dieser Erscheinungen in der Art der systematischen Wissenschaft nachgeht. So hat Goethe, der unter den deutschen Dichtern die reichste Anschauungs- und Gestaltungskraft besaß, naturwissenschaftliche Beobachtungen mit großem Eifer gepflegt und weitreichende Folgerungen gesetzmäßiger Art aus seinen Beobachtungen gezogen. Sollte nicht der große britische Dramatiker, dessen außerordentlich feine und zuverlässige Naturbeobachtung wir kennen, sich ebenfalls der Naturbetrachtung im wissenschaftlichen Sinne hingegeben haben, abgesehen von der Möglichkeit der dichterischen Verwendung des Betrachteten? So einfach die Frage lautet, befremdet sie dennoch. Goethe begab sich mit seinen Studien auf ein sorgfältig angebautes wissenschaftliches Gebiet, auf dem er unendlichen Stoff verarbeitet vorfand, sodaß selbst der fleißige Dilettant eine mühelose Ernte einheimsen konnte. Shakespeare befand sich in dieser günstigen Lage nicht. Der Schulunterricht seiner Zeit, auch wenn er weniger dürftig war als der der Lateinschule zu Stratford, wußte von Naturbetrachtung nichts; die gebildeten Stände überließen die Behandlung dieser Dinge den Philosophen, die ihre Kenntnisse aus den Schriften der Griechen und Römer schöpften. Freilich lebte Bacon zu Shakespeare's Zeit. Aber man irrt sich, wenn man diesem „Begründer der modernen Naturwissenschaft" ein bedeutendes Wissen von natürlichen Dingen neben dem, das die Schultradition ihm an die Hand gab, zuschreibt. Wer Bacon kennt und Shakespeare aufmerksam gelesen hat, wird die Behauptung, daß der letztere von der Welt der Naturerscheinungen mehr gewußt habe als der Verfasser des „Novum Organum", nicht für übertrieben halten. Für Bacon war ja die Erkenntniß der Natur nur das Mittel der praktischen Verwerthung ihrer Kräfte; von einem Versenken in die reiche und wunderbare Welt der natürlichen Erscheinungen aus reinem ästhetischem oder sittlichem Interesse, das den Dichter zur Natur hinzieht, ist bei Bacon keine Rede. Außerdem ist sein ganzes Werk unvollendet geblieben, und da seine bedeutsamste Leistung nur die Zusammenstellung des überlieferten Wissens von den natürlichen Dingen und die Auffindung formaler Principien des natürlichen Erkennens war, so ist von ihm eine tiefere Wirkung auf andere als die rein wissenschaftlichen Kreise nicht ausgegangen. Dichter und Philosoph konnten auf dem Gebiete der Naturbeobachtung zu Shakespeare's Zeiten nicht zusammentreffen. Man kann, so müssig diese Frage auch scheinen mag, sich recht wohl denken, wo Shakespeare seine vertraute Kenntniß der Natur geschöpft habe: von den Philosophen kam sie nicht.

Von Lord Bacon hat uns die Geschichte ausführliche Nachricht hinterlassen; von Shakespeare wissen wir so wenig, daß er uns ein Unbekannter wäre, wenn nicht seine Werke uns ein deutlicheres Bild wenigstens von seinem unsterblichen Theile gäben, als alle biographischen Notizen es thun könnten. Doch ist es nicht richtig, daß „die Mehrzahl der Gebildeten allezeit einen Widerspruch empfunden habe zwischen der Gedankentiefe, Gedankenfülle und Gedankenmannichfaltigkeit der Shakespeare'schen Dichtungen und der Person dessen, der sie geschaffen haben soll" (Bormann S. 11). Es ist freilich ein natürliches Interesse, das uns zwingt, den Dichter uns leibhaft zu vergegenwärtigen; aber die wesentlichsten Züge dieses Bildes werden wir doch keiner Biographie entlehnen. Was wissen wir von Homer? Nicht einmal so viel, daß wir behaupten könnten, es habe einmal ein Mann dieses Namens gelebt, und doch lebt das Bild des Dichters der „Ilias" in der Einbildung aller derjenigen, die das Gedicht kennen. Die Shakespeare kennen, bedürfen, um ihn sich vorzustellen,

auch kein anderes Denkmal als das, das er in seinen Werken sich aufgebaut hat, und diesen Gedanken hat wenige Jahre nach seinem Tode der nächste Genosse seines Ruhmes, John Milton, schon ausgesprochen. Aber es ist ein natürlicher Ausfluß unserer Sympathie, daß wir dieses Bild mit möglichst vielen sinnlichen Zügen ausstatten und dieses Gefühl möge nun auch der dilettantischen Sucht zur Entschuldigung dienen, die seit über dreißig Jahren aus ungeschickt erborgten Zügen ein Bildniß des lebendigen Shakespeare zu gewinnen sucht.

Das neueste und in gewissem Sinne bedeutendste Buch, das sich diese Aufgabe gestellt hat, ist Edwin Bormann's „Shakespeare-Geheimniß“ *). Wer griffe nicht begierig nach diesem Werk mit dem verlockenden Titel, seiner vornehmen Ausstattung und dem reichen und interessanten Anhang von Bildnissen, Ansichten und facsimilirten Buchtiteln? Es gehört das ganze Ansehen Shakespeare's dazu, um ein so großes und kostspieliges Buch in Deutschland verkäuflich zu machen. Und dieser Shakespeare sollte gar nicht existiren; seine Werke sollten in künstlicher Geheimschrift ein philosophisches System enthalten, und was wir bisher auf der Bühne von Shakespeare's Worten gehört, was uns zu Thränen gerührt, unsere Gefühle zu wildem Aufruhr erregt hatte, sollte alles nur ein Schein gewesen sein, Worte, die eigentlich einen ganz andern Sinn haben als den, den drei Jahrhunderte „in Wunder und Erstaunen“, wie Milton sagt, darin gefunden haben? Wenn das möglich ist, so hat Shakespeare oder wer es auch gewesen, der diese Verse geschrieben hat, es nicht verdient, daß ganze Bibliotheken über ihn handeln, auch nicht, daß der Fleiß eines deutschen Schriftstellers alle diese künstlichen Combinationen angestellt, all diese interessanten Documente zusammengebracht hat, welche Bormann's Buch enthält. Was ist uns Shakespeare, wenn er nur die Maske des ganz und gar unpoetischen, uns sehr wenig sympathischen Lord Francis Bacon sein soll? Doch auch dieser Fall hat seine Geschichte, die ihn erklären mag.

Den ersten Versuch, dem Dichter und Schauspieler William Shakespeare die Verfasserschaft seiner Werke zu rauben, hat wol W. Henry Smith gemacht, der 1857 ein Buch herausgab, das unter dem Titel „Bacon und Shakespeare“ den Verfasser des „Novum Organum“ zum Dichter des „Hamlet“ zu erheben sucht. Ein Jahr darauf ließ die schwärmerische Miß Delia Bacon ihr Buch über „Die Philosophie der Shakespeare'schen Dramen“ erscheinen, in dem sie mit Smith zusammentraf. Beide hatten schon früher in ähnlichem Sinne sich geäußert, Miß Bacon, die Amerikanerin, in einer amerikanischen Zeitschrift, Smith in einem als Manuscript gedruckten Brief an Lord Ellesmere, sodaß nun ein Streit über die Priorität des Gedankens zwischen beiden entstand. Miß Bacon hat später Schritte gethan, um neben Shakespeare beerdigt werden zu können; damit hat sie sich schließlich alles Rechtes begeben, in der von ihr aufgeworfenen Frage gehört zu werden. In der That haben die beiden Bücher bei den Sachkennern nur ein mäßiges Interesse hervorgerufen. Nathanael Holmes hat zwar 1867 in einem Buche über „Shakespeare's Verfasserschaft“ sich zu Bacon bekannt; aber Appleton Morgan, „Der Shakespeare-Mythus“ (1885; deutsch von Müller-Mylius), hob wieder die Unsicherheit hervor, die hinsichtlich aller Lebensumstände des Dichters herrsche, und er kommt zu dem Schlusse, daß die unter Shakespeare's Namen gehenden Dramen vielleicht auf mehrere Autoren zu vertheilen seien. War so Bacon wieder aus dem Vordergrunde der ziemlich ungründlich geführten Untersuchung verdrängt, so diente die „kritische Studie“ von E. Reichel: „Wer schrieb das «Novum Organon» von Francis Bacon“ (Stuttgart 1886) nicht dazu, ihm den Dichterlorber zu sichern. Reichel glaubt, Bacon habe sich das Werk eines ältern Autors widerrechtlich angeeignet. Nun erschien das zweibändige Buch von Ignatius Donnelly: „Das große Kryptogramm“ (London 1888), das die Shakespeare-Bacon-Theorie auf die Pfade gewiesen hat, welche sie seitdem begeht. Mit ganz und gar hinfälligen Gründen sucht Donnelly zu zeigen, daß in Shakespeare's Versen geheime Aufzeichnungen Bacon's verborgen seien, die mit Hülfe eines Chiffreschlüssels, den Donnelly gefunden haben will, ans Tageslicht gezogen werden können. Er theilt uns auch Fragmente dieses geheimen Tagebuchs Bacon's mit; aber den Schlüssel hat er bis heute selbst verborgen gehalten. Man sieht, wie weit die Shakespeare-Bacon-Forschung bis Donnelly entfernt ist von der wissenschaftlichen Ehrlichkeit, die allein ihr das Recht geben könnte, unsere Aufmerksamkeit ernstlich in Anspruch zu nehmen. Eine solidere Betrachtung von C. Stopes, „Beantwortung der Bacon-Shakespeare-Frage“ (London 1889, 2. Auflage), charakterisirt die beiden Männer derart, daß es unmöglich erscheint, sie in die eine und einzigartige Person zusammenfließen zu lassen, welche die Shakespeare'schen Dramen und die „Instauratio magna“ verfaßt haben soll, Werke, die zwei ganze Menschenleben ausfüllen konnten, und von denen eines, wie wir wissen, beim Tode des Verfassers nur zu einem Drittel vollständig ausgearbeitet war.

Um so auffälliger war das Erscheinen des Buches des Grafen Vitzthum von Eckstädt, „Shakespeare und Shakspere“ (Stuttgart 1888). Der Verfasser ist ein Neffe des Freiherrn von Friesen, dem wir drei Bände schwerfällig geschriebener, aber nicht unverdienstlicher Shakespeare-Studien verdanken, und hat als Knabe schon Tieck persönlich kennen gelernt. Sollte er nicht in dieser Umgebung ein Bild des englischen Dramatikers sich eingeprägt haben, das jeder Vermischung mit Bacon's fremdartigen Zügen hätte widerstehen müssen? Nun findet sich auch in dem ganzen Buche kein einziger stichhaltiger Beweis für Bacon als Verfasser der Shakespeare'schen Dramen, dagegen mehrere schnell gewagte Behauptungen, die in einem ganz auf Vermuthungen beruhenden System unvermeidlich sein mögen,

*) Das Shakespeare-Geheimniß von Edwin Bormann. Leipzig, E. Bormann's Selbstverlag. 1894. Gr. 8. 20 M.

vor wissenschaftlicher Betrachtung aber nicht Stand halten können. Da ein Schauspieler des Namens Shakespeare nicht wegzuleugnen ist, so läßt man diesem den Namen Shakspere, der normännischen Ursprungs sein und „Peter Jakob's Sohn" heißen soll, um Shakespeare zu Bacon's Pseudonym machen zu können. Wie es sich mit der vielfach wechselnden Schreibart und Aussprache des Namens unseres Dichters verhält, möge man bei Elze („William Shakespeare", S. 617 fg.) nachlesen. Das Grabmal des Schauspielers trägt dessen Wappen mit dem Speer; die Familie jedenfalls wußte von dem „Peter Jakobsohn" Vitzthum's und Bormann's nichts. Die aber, welche noch an den alten Shakespeare glauben, thäten wohl besser, bei der Schreibung der Gesammtausgabe der Werke des Dichters von 1623 zu bleiben und nicht Shakspere zu schreiben, wie es bei den neuen Anglisten Mode geworden ist. Eine recht bedenkliche Seite der neuesten Bacon-Schwärmer ist ferner die Dehnbarkeit ihrer Argumente. Wer zu viel beweist, beweist gar nichts, sagten die alten Logiker. Vitzthum beweist aber so viel, daß er nicht blos Shakespeare, sondern noch andere gut bezeugte Dichter seiner Zeit in Bacon verschwinden läßt. Auf Donnelly's schwindelhaften „Schlüssel" geht er allzu bereitwillig ein, und so ist ihm auch die ungeregelte Orthographie der oben genannten Gesammtausgabe der Shakespeare'schen Dramen ein Argument für alle möglichen Dinge, während jedermann, nachdem die Facsimileausgabe der Folio erschienen ist, sich davon überzeugen kann, daß das Buch so planlos redigirt ist, wie Bacon kein Erzeugniß seines Geistes in die Welt hätte hinausgehen lassen.

Die Kritik hat das Buch des Grafen von Eckstädt sehr unfreundlich aufgenommen. Man hat sich darüber gewundert, daß Professor Kuno Fischer dem Verfasser gestattet hat, eine Widmung an ihn dem Buche vorauszuschicken. Indessen hat der nämliche heidelberger Professor auch Hermann Türck's erste Hamlet-Schriften beifällig aufgenommen, um ihm jetzt vor aller Welt zu sagen, daß er ihnen nicht den geringsten Werth beilege. Wir sind überzeugt, daß Fischer auch jetzt noch, wenn er über Shakespeare schreibt, nur an den stratforder Schauspieler denkt, und, wenn er sich über Bacon äußert, den Sohn des Lord Siegelbewahrers Nikolaus Bacon meint.

Eine Ueberraschung in mehrfacher Hinsicht ist uns nun endlich das stattliche und prächtige Buch Edwin Bormann's: „Das Shakespeare-Geheimniß" gewesen. Was führt den leipziger Dialektdichter in die Irrlichtgegend der Shakespeare-Bacon-Frage? Wir nehmen an, daß es der wissenschaftliche Reiz war, einer interessanten, aber schlecht gestützten Hypothese eine tragfähigere Grundlage zu geben; denn wir räumen zum voraus ein, daß Bormann ernster und wissenschaftlicher zu Werke geht als seine Vorgänger. Er hat Bacon studirt und baut nicht blos auf den leeren Stellen, welche die Shakespeare-Biographien gelassen haben, haltlose Luftgebilde auf. Das Ergebniß seines Studiums ist, daß Bacon manche Punkte, die seine philosophischen Schriften zu behandeln gehabt hätten, vorläufig in dichterischen Productionen, nämlich in den unter dem Pseudonym Shakespeare gehenden Dramen, in der von ihm besonders hochgeschätzten parabolischen Darstellung behandle, während an andern Stellen wieder Shakespeare und Bacon die nämliche Ansicht mit den nämlichen Worten ausdrücken. So vermißt Bacon einmal in der ihm vorliegenden Literatur die Behandlung der monströsen Geschöpfe, der praetergenerationes oder monstra. Nun wohl; sie sind im „Sturm" als Caliban und als Ariel aufs beste gezeichnet. Der „Sturm" ist zum ersten male gedruckt worden im Jahre 1623. Es ist zwar vollständig sicher, daß er weit früher schon aufgeführt worden sei; aber zum Datum 1623 paßt es gut, daß Bacon's „Geschichte der Winde" kurz vorher erschienen ist. Im übrigen ist der „Sturm", mit dem die nach Shakespeare's Tode (natürlich von Bacon) veranstaltete Gesammtausgabe von 1623 beginnt, nichts anderes als eine Bearbeitung der Pansparabel, die Bacon als Muster parabolischer Poesie anführt. Pan ist das Universum, das „All der Dinge", ebenso ist Prospero im „Sturm" — „wohlerfahren in allen Dingen, die die Natur betreffen"; Pan ist behaart und mit langem Barte geschmückt, ebenso erscheint Prospero „noch heute auf der Bühne mit langwallendem Haupt- und Barthaare"; Pan hat nur ein einziges Kind (quod mirum est fügt Bacon hinzu), Prospero ebenfalls, und dieses heißt „Miranda" u. s. w. Natürlich ist es wunderbar, daß die Allnatur nur ein Kind hat; deshalb hätte eben Bacon in der Dichtung, die ihm alle Freiheit ließ, seinem Pan-Prospero zahllose Kinder geben müssen. Aber viel unnatürlicher ist eben diese verkleidete Philosophie, aus der auch höher gebildete Menschen als die „Gründlinge" im Globe-Theater nicht hätten klug werden können, und am allerunnatürlichsten erscheint es uns, wenn dem Verfasser der Shakespeare'schen Dramen, diesem natürlichsten und unreflectirtesten aller Dichter, die Ansicht unterschoben wird, daß die „dramatisch-parabolische Poesie, die in verhüllter Form die Geheimnisse der Wissenschaft dem Zuschauer als gegenwärtig vor die Augen führt", die höchste Gattung aller Poesie sei (S. 6). Hamlet steht in Beziehung zu Bacon's „Geschichte des Lebens und des Todes"; König Lear illustrirt die „Lehre von den Geschäften"; „Verlorene Liebesmüh" enthält Bacon's Lehre vom Lichte. Die Lustspiele sind überhaupt naturwissenschaftliche Parabeln; die Tragödien behandeln die Anthropologie; die Historien enthalten Astronomisches. Bormann läßt es nicht an ausführlichen und übersichtlichen Zusammenstellungen dieser Beziehungspunkte fehlen; aber er ermüdet damit die Geduld des Lesers, der endlich auch einmal eine wirklich schlagende Parallele finden möchte, außerordentlich. Wenn z. B. in „Verlorener Liebesmüh" zahlreiche Wörter vorkommen, welche Lichterscheinungen bezeichnen, worunter auch „Witz", weil das Wort „Licht" bezeichne, „Scham", weil sie das Gesicht roth färbe, „Furcht", weil sie bleich mache, aber kein einziger wissenschaftlicher Satz über das Licht, so setzt sich der Verfasser in Gefahr, daß er zu viel

und darum eben nichts zu beweisen scheine. Wenn er endlich auch noch den Titel des Stückes umdeutet in „Verlorene Mühe des Lichtes", nur um darin die nicht eben tiefsinnige Aeußerung Bacon's wiederzufinden, daß die Dauer des Lichtes eine augenblickliche sei, so ärgert man sich über die Künsteleien, in denen Bormann seinen Leser herumzerrt. Daß ein Dichter vielfach von Naturerscheinungen redet, fordert seine Kunst. Aber würde der parabolisirende Dichter, dem nicht der verglichene Gegenstand, sondern die zur Vergleichung herangezogene Naturerscheinung die Hauptsache ist, über derartige parabolische Weisheit so spotten können, wie er es im ersten Theil von König Heinrich IV. in der vierten Scene des zweiten Actes mit der Kamille thut, die, je mehr sie getreten wird, um so üppiger emporwächst? Bacon würde auch sonst als Shakespeare oft genug aus der Rolle fallen. Das Gespräch des Laertes mit dem Priester im fünften Acte des „Hamlet" läßt z. B. nicht schließen, daß es von einem Manne gedichtet sei, der Kirchliches und Religiöses absichtlich unerörtert läßt. Bormann meint auch (S. 224), König Heinrich IV. sage im zweiten Theile des gleichnamigen Dramas, wo er vom Buche des Schicksals redet, das nämliche, was Bacon vom Buche der Werke Gottes sage, das uns die Natur erkennen lasse, und es sei König Heinrich an der bezeichneten Stelle (III, 1) nur darum zu thun, uns „die Hauptzüge der geologischen Veränderungen der Erdoberfläche" darzustellen, während wir in jenen ergreifenden Versen bisher ganz andere Dinge als Naturwissenschaft zu vernehmen glaubten: — unser Irrthum ist aber entschuldbar; denn König Heinrich hat diesmal recht schlecht parabolisirt.

Wir haben es zu Bormann's Lobe gesagt, daß er Bacon wirklich studirt habe. Aber er hat ihn zu seinen Zwecken vielfältig umgedeutet. Schon im Biographischen zeigt er sich befangen. Ueber die schwarzen Seiten im Leben des Lord Kanzlers geht er (S. 255) sehr leicht hinweg: wir hätten bei gründlicherer Behandlung die Lust verlieren können, in Bacon den Verfasser der Shakespeare'schen Tragödien zu sehen. Ebenso leicht behandelt er die directen Zeugnisse für die Existenz eines mit dem Schauspieler identischen Dichters Shakespeare. Daß diesem ein Adelswappen ausgestellt wird zur nämlichen Zeit, wo er als Bacon's Strohmann eintreten soll, ist doch recht befremdlich. Dabei werden Gründe aus dem Stillschweigen Bacon's mit dem nämlichen Nachdruck vorgebracht wie diejenigen, die in seinen Worten liegen sollen. In dem Essay über Maskenspiele und Festaufzüge wird weder von Komödien noch von Tragödien gesprochen. Natürlich! Bacon hätte sich verrathen können, und er hatte doch Gründe, seine poetische Thätigkeit zu verheimlichen. Man sucht in den Werken des verborgenen Dichters vergeblich nach dem Namen William Shakespeare. Das beweist für Bormann nur, daß hier etwas Wichtiges zu verbergen war, und dieses Wichtige ist eben die Thatsache, daß Bacon die Shakespeare'schen Dramen verfaßt hat. Wer mag aber glauben, daß in der bewegten, schwatzhaften Residenz der Königin Elisabeth es lang hätte verborgen bleiben können, daß der große Staatsmann und Jurist Bacon Tragödien und Komödien fürs Volk schreibe? Blieb es aber verborgen auch nach dem Tode dieses Mannes, so sind freilich die Aussichten gering, daß wir heute wirklich hinter das Geheimniß kommen.

Aber auch mit den Worten des muthmaßlichen Verfassers der Shakespeare'schen Dramen geht Bormann etwas leicht um. Bacon spricht zwar nicht von Shakespeare, aber er braucht das Wort Theater sehr häufig. Die meisten Stellen indessen, in welchen das Wort sich findet, sprechen nicht von dem Theater, von dem es sich für uns handelt, sondern von den Schulkomödien (wie in dem von Bormann S. 291 angeführten Satze) oder von der wahnhaften Darstellung der Dinge, die zum idolum theatri, dem „Schulwahn" führt. An anderer Stelle betont unser Verfasser, daß der Geist des alten Hamlet ghost, im Munde der Handelnden aber meistens spirit heiße; das hänge zusammen mit Bacon's Lehre von den Lebensgeistern, den spirits. Aber diese Lehre stammt ja aus viel älterer Zeit, sodaß, wenn der Verfasser des „Hamlet" wirklich eine derartige Anspielung machen wollte, er nicht an Bacon zu denken brauchte. Ferner heißt der Geist im Evangelium Luc. 24, 37 auch spirit. Anderswo wieder spricht Shakespeare vom Glühwurm als einem Zeichen des nahenden Morgens. Das ist eine harmlose Bemerkung; aber Bormann findet hier eine Beziehung zu den „Formen" des Lichtes bei Bacon. Nun versteht aber Bacon unter der Form der Naturerscheinungen gerade nicht die concrete Erscheinung, sondern das Gesetz derselben, also etwas Abstractes (vgl. Nov. Org. II, 2).

Deutlichere Beziehungen zwischen Bacon und Shakespeare scheint Bormann in den im Britischen Museum zu London befindlichen Notizblättern Bacon's zu finden. Bei näherer Betrachtung lassen auch diese oft nicht einmal von Bacon's Hand hingeworfenen Wörter und Phrasen sich nicht zu Gunsten der Shakespeare-Bacon-Theorie verwerthen. Bormann entdeckt darin z. B. eine Vorarbeit für „Romeo und Julie"; denn diese Aufzeichnungen stammen aus der Zeit um 1594, die erste Ausgabe des Shakespeare'schen Stückes von 1597. So findet sich aufgezeichnet der lateinische Vers „Falsa quid est somnus gelidae nisi mortis imago". Diesen Vers sieht Bormann verwerthet in den Worten des Trauerspiels, in welchen der Mönch die Wirkung des Schlaftrunkes beschreibt (IV, 1). Was wäre das aber für ein ärmlicher Dichter, der, um im Schlafe ein „falsches Bild des kalten Todes" zu finden, sich einen lateinischen Hexameter aufnotiren muß! Aber es steht dort einmal, mitten unter französischen, lateinischen und englischen Sätzen und Wörtern, die irgendwoher zusammengeschrieben, gewiß aber keine Studie für eine Tragödie sind, das Wort romē. Das ist für Bormann der Name des Helden der Tragödie: Romeo. Die Abkürzung wäre merkwürdig; aber wozu braucht sich der Dichter den Namen seines Titelhelden auf-

zuschreiben? Eher zu denken gäbe das Wort honorificabilitudino, das der Schreiber Bacon's auf eines dieser Blätter hingekritzelt hat. Dieses Wort in der Form honorificabilitudinitatibus steht im fünften Act des Lustspieles „Verlorene Liebesmüh". Wüßten wir nur, wann dieses Stück entstanden ist. Friesen setzt es ins Jahr 1590, wenn nicht 1589, Drake spricht von 1591, Malone nimmt 1594 an: gedruckt wurde es, nachdem es bei einer spätern Aufführung am Hofe gefallen hatte, 1598. Es frägt sich nun, wo das Wort zuerst gestanden, im Lustspiel oder in Bacon's Notizblättern. Uns will es scheinen, daß die erste Scene im fünften Acte des Shakespeare'schen Lustspieles ein Niederschlag von Schulspäßen ist, welche damals weit verbreitet waren und auch dem Schreiber der Bacon'schen Notizblätter leicht bekannt werden konnten. Ueberhaupt darf man annehmen, daß Shakespeare, der viel gelesen hat, manches Buch kannte, das auch Bacon bei seinen Studien diente; aber Shakespeare ist älter als Bacon. Bormann stützt sich zu sehr auf die Chronologie der Drucke Shakespeare'scher Dramen. Sicherheit in den Untersuchungen, welche er anstellt, wäre nur dann zu erwarten, wenn wir genau wüßten, wann jedes Shakespeare'sche Stück zum ersten male aufgeführt worden und aus welchen Quellen der Dichter geschöpft hat. Nun ist aber nach beiden Richtungen hin unsere Kenntniß noch sehr dürftig.

Zu den wildesten Conjecturen läßt Bormann sich hinreißen in der Deutung der bei Shakespeare vorkommenden Namen. Daß Hamlet auch bei dieser Gelegenheit sich zu reichster Ausbeute hergeben muß, konnte zum voraus angenommen werden. Francis Bacon spielt selbst unter der Maske des Francisco in dem Stücke mit. Bacon's Mutter hatte ihm einmal geschrieben, daß er magenschwach sei, komme daher, daß er nicht zeitig zu Bett gehe. Nun sagt ja Francisco selbst im Trauerspiel: mir ist gar nicht wohl — und Bernardo versetzt: geh zu Bett, Francisco. Ist es nun zu viel vermuthet, wenn wir im Namen des angeblich magenkranken Soldaten den Namen des Francis (Ba)co(n) finden? Das ganze Stück enthält ja Bacon's Philosophie und ihren ganzen Stammbaum, den Theophrastus Paracelsus (als Marcellus), Bernardinus Telesius (als Bernardo), Severinus Danus (als den Dänenprinzen Hamlet). Wenn Horatio auf die Frage, ob er da sei, antwortet: Ja, ein Stück von ihm —, so ist dieses Stück eben ein Stück seines Namens — ratio; denn er ist der Vertreter der Vernunft den aufgeregten Geistersehern gegenüber. Freilich hat ja auch er den Geist leibhaftig gesehen. Wenn Hamlet den dänischen Arzt und Philosophen Severinus darstellt, so schickt sich Ophelia recht gut in diese Gesellschaft: ihr Name bedeutet die „ärztliche Hülfe" und entspricht der „Arztnatur des Dänen" vortrefflich. Ist so der Name der unglücklichen Geliebten des Dänenprinzen erklärt, so erfahren wir an anderer Stelle, warum ihr Hamlet räth, ins Kloster zu gehen: Bacon sagt einmal, die Klosterleute leben länger! Uns möchte es nur als eine bittere Ironie vorkommen, daß das arme Mädchen, das die „ärztliche Hülfe" repräsentiren muß, selbst geisteskrank wird und hülflos im Weidenbache ihr Leben verliert. Selbst Rosenkrantz und Güldenstern müssen sich deuten lassen, obwol wir wissen, daß das wirkliche Namen dänischer Hofleute aus Shakespeare's Zeit sind. Polonius erfährt eine Ehrenrettung; denn er ist Apollonius von Tyana. König Lear ist der Lügner (liar), Cordelia, in deren Namen ein lateinisches und ein griechisches Wort zusammengewachsen sind, die Offenherzige. Falstaff ist der „fallende Stoff", die Materie. Endlich aber enthüllt Shakespeare's Name selbst, was er eigentlich sein soll, eine Ergänzung der in ihren „sechs Theilen" nicht ganz zur Vollendung gekommenen Instauratio magna. Sexpartes — Shakespeare: das ist eine nach dem Vorstehenden nicht mehr überraschende Gleichung, und so wäre unser Shakespeare, den zwei Nationen den Ihrigen nennen, in einer Zahl, einem Buchtitel spurlos verflüchtigt.

Wir schließen mit diesem letzten Trumpf neuester Interpretationskunst; aber es drängt sich die Frage auf, wie es möglich sei, daß in unserer materiellen, rechnenden Zeit, in unserm Jahrhundert des matter-of-fact so halt- und grundsatzlos speculirt wird. Wir haben vor einigen Jahren ein Buch erscheinen sehen, das in prunkhaften Worten eine Reihe halbgedachter Gedanken und verschwimmender Bilder vorführt und mit Worten und Klängen alles Mögliche beweist, was dem Verfasser durch den Kopf fährt. Dieses Buch, „Rembrandt als Erzieher", hat in rasch aufeinanderfolgenden Auflagen eine außerordentliche Verbreitung erlangt. Ihm gegenüber zeigt Bormann's „Shakespeare-Geheimniß" immerhin eine beachtenswerthe Solidität wenigstens in der Aufsuchung der Quellen und in der Beschaffung eines umfänglichen wissenschaftlichen Apparats. Am Ende aber wagt auch Bormann den Sprung ins Ungewisse fast auf jeder Seite. Aus solchen vereinzelten Erscheinungen auf eine Lockerung der wissenschaftlichen Arbeit zu schließen, wäre gewiß voreilig. Aber es ist keine Frage, daß dem Laienpublikum unsere atomistische Wissenschaft, die fast nur noch mit dem Kleinsten sich beschäftigt, täglich fremder wird. Der Fachmann baut gern sein gutgefügtes System auch in den verborgensten Winkeln weiter aus; der gebildete Laie will aber große Gedanken, weitreichende Ansichten, erhebende Ausblicke. Das bietet ihm die Wissenschaft unserer Tage nicht. So greift er nach den Büchern, die über das kleinliche Getriebe der Wissenschaft sich wegsetzen, einen größern Gedanken kühn ergreifen und ein Ganzes, ein Neues in spielender Phantasie vor den Blick des Lesers stellen. Man muß diesen Erscheinungen also ein gewisses Recht zugestehen; nur dürfen die Veranstalter dieser wissenschaftlichen Phantasmagorien sich nicht wundern, wenn der nüchterne Beurtheiler nun auch die Decke von ihrem Zaubertische wegzieht, um zu sehen, was hinter dem Spiele steckt.

Ernst von Sallwürk.

Culturgeschichtliches.

1. Ein Tag im alten Athen. Von M. Kleemann. Mit fünf Abbildungen. (Gymnasial-Bibliothek herausgegeben von E. Pohlmey und H. Hoffmann. 18. Heft.) Gütersloh, Bertelsmann. 1894. Gr. 8. 1 M.
2. Eine Gerichtsverhandlung in Athen. Von E. Wagner. (Gymnasial-Bibliothek. 6. Heft.) Gütersloh, Bertelsmann. 1894. Gr. 8. 80 Pf.
3. Das römische Forum als Mittelpunkt des öffentlichen Lebens. Von E. Schulze. Mit vier Abbildungen. (Gymnasial-Bibliothek. 17. Heft.) Gütersloh, Bertelsmann. 1893. Gr. 8. 1 M.
4. Die Realien bei Horaz. Von W. Gemoll. Heft 1 1892. 1 M. 80 Pf. Heft 2 1892. 2 M. 40 Pf. Heft 3 1894. 3 M. 60 Pf. Berlin, R. Gaertner. Gr. 8.
5. Lebensbilder berühmter Feldherren des Alterthums zum Schul- und Privatgebrauch. I. Die Römer. Von Fr. Fröhlich. Erstes Heft. Mit dem Porträt des Pompejus. Zürich, Schultheß. 1894. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.
6. Armin und die Römer. Von F. W. Fischer. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. 1893. 8. 2 M. 70 Pf.
7. Deutsche Culturbilder aus sieben Jahrhunderten. Von Julius Bintz. Zwei Bände. Erster Band. 12. bis 17. Jahrhundert. Zweiter Band. 18. bis 19. Jahrhundert. Hamburg, Meißner. 1893. 8. 5 M.

Die im Verlage von Bertelsmann in Gütersloh erscheinende und von uns schon wiederholt besprochene „Gymnasial-Bibliothek" ist wieder um drei Hefte vermehrt worden, die — wie wir gleich im voraus bemerken wollen — ihrem Zweck sehr gut entsprechen. „Ein Tag im alten Athen" von M. Kleemann (Nr. 1). Niemand wird hinter diesem Titel die Schilderung besonderer Abenteuer vermuthen. Wir besuchen mit einem eben erst gelandeten Fremden die Akropolis und das Dionysos-Theater und nehmen mit ihm theil an einem von dem siegreichen Choregen veranstalteten Gastmahle. Die wichtigsten Stellen des aufgeführten Dramas, der „Antigone" des Sophokles, lernen wir in deutscher Uebersetzung kennen. Hier kommen die Specialstudien des Verfassers Dr. M. Kleemann zur Geltung, der — wie er uns sagt — inzwischen eine vollständige Uebersetzung des Sophokles hat erscheinen lassen. Wir geben eine ansprechende Probe aus den von ihm selbst mitgetheilten Partien:

Viel Gewaltiges lebt hienieden
Nichts doch, das (was) dem Menschen gleicht.
In dem wilden Sturm aus Süden,
Der im Schaum die Welle bleicht,
Wandelt er des Meeres Reisen,
Rings umtost vom Wasserschlund;
Ja, mit seines Pfluges Eisen
Zwingt er selbst der Erde Grund.
Die nie müde wird zu schaffen,
Der die Götter nahn in Scheu,
Frucht weiß er ihr zu entraffen
Jahr' um Jahre stets aufs neu.
Leichte Vögel freier Lüfte
Fängt er ein in schnellem Flug,
Volk des Meeres und der Klüfte
Hascht er mit des Netzes Zug.
Auch das Raubthier in den Felsen
Bändigt er mit starker Hand,
Und es dulden auf den Hälsen
Roß und Stier sein fesselnd Band u. s. w.

Neben den genannten Hauptgegenständen führt uns der Verfasser manches andere vor Augen, ohne dabei nach einer kunstvollen Motivirung zu suchen. Aber auch nur einmal, wo vom Schließen der Thüren die Rede ist, nimmt die Motivirung sich seltsam aus. Hat erst der Kapitän dem Fremdling die nöthigen Aufklärungen gegeben, so übernimmt später der Gastfreund die Führung. Bald ist von den verschiedenen Dialekten, bald von dem Unterschiede der Säulen, dann wieder vom Charakter des Perikles oder des Sokrates die Rede. So wird das Bild athenischen Lebens durch manchen einzelnen Zug ergänzt. Das Gastmahl ist mit einigen Proben der Unterhaltung, Skolien und Räthselaufgaben, anschaulich geschildert. Nicht berechtigt scheint es uns, Fische als „die Zukost" zu den andern Gängen von Fleisch und Geflügel zu bezeichnen, indem doch diese beiden selbst unter die Zukost gehören. Auch ist uns der Ausdruck „Tischordnung" S. 44 (Tafelordnung S. 45) für Speisekarte nicht geläufig.

In ähnlicher Weise ist E. Wagner's Schriftchen: „Eine Gerichtsverhandlung in Athen" (Nr. 2) angelegt. Nur geht hier der Schilderung eine kurze historische Einleitung voraus, die in folgende Abschnitte zerfällt: „Die Entwicklung des attischen Gerichtswesens bis zum Jahre 400 v. Chr."; „Ueber den Gegenstand der vorliegenden Schilderung und ihr Verhältniß zu der geschichtlichen Ueberlieferung"; „Rückblick auf die oligarchischen Wirren des Jahres 411"; „Theramenes"; „Wiederherstellung der Demokratie". Im zweiten Theile, den der Proceß des Lysias gegen Eratosthenes bildet, tritt wie bei Kleemann ein mit den athenischen Verhältnissen unbekannter Fremder auf, der, wißbegierig wie er ist, was er nicht mit eigenen Augen sehen kann, von seinem Gastfreunde oder andern sich erzählen läßt. Ganz reicht auch dieses Mittel zur Mittheilung der Thatsachen noch nicht aus, so daß manches in den Anmerkungen ergänzt werden muß. Die ganze zum Theil etwas complicirte Einrichtung namentlich des Heliastenwesens wird so ziemlich klar. Um auch eine Darstellung der τίμησις, der Strafabschätzung, zu geben, läßt der Verfasser — was nicht überliefert ist — den Eratosthenes zu einer Geldstrafe verurtheilt werden. Wagner ist sich selbst der Schwierigkeiten, die der ganze Versuch hat, wohl bewußt. „Da unsere Quellen", sagt er, „einen entsprechenden, in sich zusammenhängenden und abgeschlossenen Bericht nirgends bieten, so sind wir darauf angewiesen, aus einzelnen, hier und dort überlieferten Zügen durch Ergänzung und Zusammenfügung ein Bild zu gestalten. Leider sind nun diese Angaben lückenhaft und widersprechen einander, da sie aus verschiedenen Zeiten

stammen, nicht selten geradezu, so daß ihre Vereinigung auf unbedingte Zuverlässigkeit und völlige Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit keinen Anspruch erheben kann. . . . Obwol in dieses Bild nichts aufgenommen werden durfte, was sich nicht durch die Ueberlieferung ähnlicher Umstände rechtfertigen ließ, so gibt es natürlich doch keinerlei Gewähr dafür, daß der Hergang gerade in dem gewählten Falle so und nicht anders gewesen sei." Wir halten trotz dieser allerdings bestehenden Gefahr einen solchen Versuch für jedenfalls instructiv. Nur darauf möchten wir noch hinweisen, daß der Leser sich bewußt bleiben muß, wie zahlreiche Rechtsfälle und Rechtsformen sonst noch vorkamen. Vielleicht hätte der Verfasser gut gethan, noch eine Anzahl Proben davon vorzuführen nach der Methode, die im siebzehnten Hefte (Nr. 3) von E. Schulze angewendet worden ist.

Man hat das Forum Roms das Herz des römischen Staates genannt, man hat gesagt, daß hier jeder Quadratfuß Erde mehr Geschichte habe als das ganze russische Reich. Das neuerstandene Italien hat nicht gesäumt, diese altehrwürdige Stätte vom Schutte der Vergangenheit zu befreien. Der Gymnasiast, für den jene rothen Hefte ja in erster Linie bestimmt sind, muß mit dieser Stätte völlig vertraut sein. Denn mag er von der Ermordung Cäsar's hören oder von Leichenbegängnissen, von Triumphen, von den Saturnalien oder von den Priesterinnen der Vesta, von Virginia oder von Catilina, immer wird er zurückgeführt an diesen Brennpunkt des römischen Lebens. Schulze gibt nun erst unter Benutzung der neuern Forschung einen Ueberblick über die letzten Reste des Forums und über seine einstige Gestalt zur Zeit der höchsten Blüte Roms, sodann aber belebt er diese Stätten, indem er in der oben angedeuteten Richtung nacheinander das religiöse, das politische und das geschäftliche Leben und Verwandtes behandelt. Daß er dabei die wichtigsten Begebenheiten in frischer, dramatischer Schilderung vorführt, läßt seine Schrift als besonders geeignet für ihren Zweck erscheinen.

Es gibt Schriftsteller, in denen sich die ganze Cultur, das ganze Leben und Streben ihrer Zeit widerspiegelt. Voran steht auch in dieser Beziehung Homer, wol an zweiter Stelle steht Horaz. Homerische Realien haben wir seit langer Zeit. Die Realien bei Horaz hat im weitesten Umfange W. Gemoll (Nr. 4) jetzt bearbeitet. Drei Hefte liegen bereits vor, ein viertes ist in Vorbereitung. Der Inhalt der erschienenen Hefte ist folgender: 1. „Thiere und Pflanzen, Kleidung und Wohnung"; 2. „Kosmologie, die Mineralien, der Krieg, Speisen und Getränke, Mahlzeiten"; 3. „Der Mensch. A. Der menschliche Leib. B. Der menschliche Geist, Wasser und Erde, Geographie." In der Ausführung tritt uns besonders ein lexikalisches Interesse des Verfassers gleich zu Anfang entgegen. Hat Horaz ein eigenes Wort für Thier im Gegensatz zum Menschen? Es werden alle Belegstellen vorgeführt, und das Ergebniß ist: „Ein eigenes Wort für Thier im Gegensatz zum Menschen hat Horaz nicht, wie denn bestia bei ihm nicht vorkommt." Hierauf geht der Verfasser zu den von Horaz erwähnten Säugethieren über und stellt zuerst die Benennungen der allen oder vielen von ihnen gemeinschaftlichen Theile zusammen: „Alle haben Fleisch (caro S. II 2, 29), Blut (sanguis ruber III 13, 7), ein Fell (pelles durae Ep. 17, 15 u. s. w.)." Natürlich will er damit nicht beweisen, daß schon im Alterthum Menschen und Thiere ebenso beschaffen gewesen sind wie heute, sondern er will für die Bedeutungslehre nutzbares Material beschaffen. Aber der Inhalt der Auseinandersetzungen ist auch an sich meist interessant genug und gewöhnlich wichtiger als die oben erwähnten Feststellungen. Unsere Kenntniß z. B. von den Mahlzeiten der römischen Kaiserzeit beruht zu einem großen Theile auf dem, was wir aus Horaz lernen. Wen sollte es ferner nicht interessiren, über dessen kosmologische Vorstellungen einen Ueberblick zu gewinnen oder zu sehen, wie weit sein Horizont in geographischer Beziehung reicht! Besonders eingehend hat der Verfasser die sittlichen und überhaupt die philosophischen Anschauungen des Dichters gemustert. War Horaz ein Epikuräer oder ein Stoiker oder ein Eklektiker? Er sagt ja selbst, daß er die Philosophie der freien Hand liebe. So erscheint er denn zu manchen Zeiten als Epikuräer, dann wieder als Stoiker, und ich glaube, wir dürfen uns dabei beruhigen und brauchen ihn nicht mit Gemoll der mittlern Stoa zuzuweisen.

Nicht vergessen wollen wir die kritische Gewissenhaftigkeit des Verfassers. Manche Anmerkung unserer Horazcommentare wird von ihm im Vorbeigehen berichtigt, hin und wieder auch ein eigener Vorschlag zur Hebung einer Schwierigkeit gemacht. So erscheint das Ganze als eine sehr fleißige Materialsammlung, die sich bei der sachlichen Erklärung des Horaz als recht brauchbar erweisen dürfte.

Nur noch wenigen gottbegnadeten Naturen ist es heutzutage gestattet, sich auf verschiedenen Gebieten gleichzeitig auszuzeichnen; denn immer unerbittlicher ruft (?) das seinem Ende entgegeneilende 19. Jahrhundert, infolge der ungeheuern Fortschritte in allen Disciplinen, der Concentration und der Einseitigkeit. Das Alterthum kannte diese beengenden Schranken nicht, und nirgends tritt uns die Vielseitigkeit desselben imposanter entgegen als in den Feldherren des alten republikanischen Rom, welche, ungerechnet die zufälligen individuellen Anlagen und Bestrebungen, Heerführer, Politiker, Priester, Richter und Redner in einer Person vereinigten und zwar trotz diesen vielen an sie gestellten Anforderungen durchschnittlich in einer so vorzüglichen und originellen Weise, wie sie wol von einzelnen Feldherrn anderer Nationen und anderer Zeiten, aber nie von einem andern Feldherrnthum als solchem übertroffen wurde.

Mit diesen Worten leitet Fr. Fröhlich in seinen „Lebensbildern berühmter Feldherren des Alterthums" (Nr. 5) eine Skizze über das „Feldherrenthum im alten Rom" ein, die sich zum Theil als eine Umarbeitung und Erweiterung eines an anderer Stelle veröffentlichten Vortrages darstellt. Der Verfasser geht von den in Cicero's bekannter Rede aufgestellten Forderungen aus, ergänzt sie aber durch anderes Material. Er handelt von dem Verhältniß von Theorie und Praxis, von Strategie und Taktik und belegt seine Aufstellungen mit Beispielen aus der

römischen Geschichte. Auch auf Feldherrn der neuern Zeit, wie Friedrich den Großen und Napoleon, nimmt er Bezug. Seine klare Darstellung gibt ein gutes Bild von der Sache. Daß er sodann, wo es sich darum handelt, Musterbeispiele vorzuführen, zuerst das Idealbild Cicero's auswählt, ist begreiflich. „Kein Feldherr des Alterthums ist von seinen Zeitgenossen und den Schriftstellern seines Volkes so über die Maßen gepriesen und der Große genannt, keiner von der Nachwelt so wenig als solcher anerkannt und über Gebühr erniedrigt worden wie Pompejus.“ Der Verfasser führt in ansprechender Weise diese Uebertreibungen auf das rechte Maß zurück. Neben Pompejus behandelt er Quintus Sertorius, dessen Lebensschicksale ja weniger allgemein bekannt, aber überaus anziehend sind, und der — wie Fröhlich annimmt — von allen Feldherrn des alten Rom neben Sulla Cäsar an kriegerischer und staatsmännischer Begabung am meisten nahekommt.

Eine recht löbliche Aufgabe hat sich F. W. Fischer in dem Buche „Armin und die Römer“ (Nr. 6) gestellt, indem er eine gemeinverständliche Darstellung der gesammten Lebensthätigkeit Armin's und der gleichzeitigen Zustände Germaniens zu geben unternimmt. Denn er hat nicht so unrecht, wenn er behauptet, daß viele so gut wie nichts davon wissen, warum Tacitus jenen den Befreier Deutschlands nennt. Andererseits halten die in der Gegenwart mit besonderm Eifer betriebenen römisch-germanischen Forschungen das Interesse gerade für diese Fragen wach. Allerdings hat die Aufgabe ihre großen Schwierigkeiten. Schon in der vorausgeschickten allgemeinen Uebersicht über die Sitten der alten Germanen bleibt manche Frage ungelöst, so die nach der Herkunft des Volkes und nach der Entstehung des Namens. Nicht vorsichtig genug ist jedenfalls die Bemerkung: „Die Gallier nannten die gefürchteten Eroberer gairmans, d. h. Nachbarn!“ Zu apodiktisch erscheint uns auch die Behauptung: „Auf keinen Fall aber ist die niedersächsische Bauart der westfälischen Bauernhäuser urgermanisch“, da doch die Uebereinstimmung gewisser altgriechischer Bauernhäuser diese Form als urverwandt erscheinen läßt. Nachdem dann der Verfasser den Leser mit den ersten römischen Bemühungen, Germanien bis zur Elbe zu unterwerfen, bekannt gemacht hat, schildert er, wie inmitten dieser Versuche der Knabe Armin heranwächst. Was uns über das Familienleben der Germanen sonst bekannt ist, ergänzt er hier mit Hülfe der Phantasie. Aufgefallen ist uns in diesem Abschnitte die Bemerkung S. 41: „Die Römer selbst leisteten, trotz der künstlichen Gangarten, an die ihre Pferde gewöhnt wurden, als Reiter so wenig, daß einst achthundert Tenkterer und Usipeter nicht nur wagten fünftausend Römer anzugreifen, sondern sie auch vollständig warfen.“ Denn diese fünftausend Reiter waren, wie auch sonst die Cavallerie, gar keine Römer, sondern Bundesgenossen.

Was ist nicht über die Stätte der Varusschlacht, der Schlacht auf dem Idistavisofelde und über die Züge des Germanicus schon alles geschrieben worden! Ganz kürzlich ging wieder eine Notiz durch die Blätter, daß man die bei Tacitus erwähnten pontes longi nun wirklich gefunden habe. Sollte man bei der geringen Ausdehnung des in Frage kommenden Gebietes solche Zweifel überhaupt für möglich halten? Freilich lassen es unsere Quellen an der wünschenswerthen Genauigkeit fehlen. Für die Bestimmung der Stätte der Varusschlacht ist insbesondere auch der Umstand hinderlich, daß wir hier zwei ganz verschiedene, miteinander nicht verträgliche Ueberlieferungen haben. Vor einigen Jahren trat Hoefer sehr beredt und energisch dafür ein, daß die bis dahin hauptsächlich zu Grunde gelegte Darstellung des Dio Cassius, ganz außer Acht zu lassen sei, da sie auf den stark gefärbten Berichten an den römischen Senat beruhten. Hoefer hielt sich allein an die Darstellung der Männer, die der Zeit und den Ereignissen wesentlich näher standen, wie Vellejus Paterculus. Diese Auffassung sucht Fischer mit großem Eifer im einzelnen durchzuführen und allgemein verständlich zu machen. Schießt er dabei auch manchmal über das Ziel hinaus — wie wenn er aus der Bemerkung des Tacitus über die Unwirthlichkeit des germanischen Landes Aerger über das Mislingen der römischen Pläne herauslesen möchte — so verdient doch seine gewandte Darstellung und seine warme Begeisterung alle Anerkennung. Auch in der Ansetzung der Oertlichkeiten schließt er sich im wesentlichen an Hoefer an. Die vielen Bedenklichkeiten der Forscher über die einzelnen Punkte kümmern ihn nicht. Er setzt z. B. auch ohne weiteres für den Almefluß den bei Dio Cassius überlieferten Elison an. Aber der Leser bekommt bei seiner Darstellung wenigstens ein wirkliches Bild davon, wie wol die Vorgänge sich abgespielt haben mögen.

Ein culturhistorisches Werk viel allgemeinern Inhaltes sind die „Deutschen Culturbilder aus sieben Jahrhunderten“ von Julius Bintz (Nr. 7). Der Herausgeber Professor Metz berichtet in einem Vorworte über des Verfassers Leben und Streben und über die Entstehung der Sammlung: „Als er in den achtziger Jahren damit begann, nach dem Gang seiner Studien und seiner Muße größere und kleinere Sittenschilderungen aus vergangenen Zeiten und Zuständen für den Leserkreis der «Hamburger Nachrichten» zu veröffentlichen, war das wie ein Ventil, das er sich öffnete, um sich Luft zu schaffen. Die rasche Aufeinanderfolge dieser Aufsätze bewies, wie sehr der angehäufte Stoff nach Aeußerung drängte. Mit der Uebernahme der Direction des Wilhelm-Gymnasiums hörten sie plötzlich auf, weil vorläufig die Zeit zu ihrer Fortsetzung mangelte“ . . . aber „er hatte die Absicht nicht aufgegeben, sie später einmal zu ergänzen und zu einer einheitlichen Arbeit auszugestalten“. In der That verdienen diese Aufsätze die nochmalige Herausgabe recht wohl. Ihr Inhalt ist sehr mannichfaltig. Bald tritt uns Walther der Erzpoet, das „durftige Genie“, bald Abraham a Santa Clara entgegen. Aus den Wundergeschichten des Cäsarius von Heisterbach lernen wir das Seelenleben der Klosterleute kennen, aus einem Tagebuche des 15. Jahrhunderts das vielfach verschlungene, oft un-

sichere und entbehrungsreiche Leben eines Bürgers damaliger Zeit. Wir verfolgen die Entstehung der Sage von Berthold Schwarz und zugleich die Entwickelung des deutschen Geschützwesens und thun dann wieder einen Einblick in die Organisation und in die Lebensweise und Kriegführung der Landsknechte. Zwei umfangreiche Berichte beschäftigen sich mit Erlebnissen auf Reisen nach Italien, in nordischen Ländern und im Orient. Eine Ergänzung dazu bietet der Aufsatz „Romfahrer im 17. Jahrhundert" und „Das Reisen vor hundert Jahren". Die ältern Berichte gibt der Verfasser nicht wie er sie in seinen Quellen findet, sondern er weiß sie durch Kürzung, Umstellung oder Umarbeitung für den modernen Leser mundgerecht zu machen, ohne sie doch ihrer Ursprünglichkeit und Frische zu berauben. Alle Seiten des alten Culturlebens werden berührt, so der Kleiderluxus in dem Aufsatze „Der Hosenteufel"; auf „Pommersche Zechgewohnheiten im 16. Jahrhundert" folgen unter anderm „Seltsame Abgaben" und „Wunderliche Gerichtsgebräuche". Wenn der Verfasser auch begeistert ist für die gewaltigen Errungenschaften der Gegenwart, so weiß er doch altdeutsche Art zu schätzen. Auch im Sprichworte geht er den Spuren aus dem Mittelalter nach. Die Schwächlichkeit und Entartung des 17. und 18. Jahrhunderts veranlaßt ihn dagegen wiederholt zu sarkastischen Bemerkungen. Mit schneidender Ironie schildert er die Reichsarmee, „Rangstreitigkeiten im 17. Jahrhundert", überhaupt die sogenannte „gute alte Zeit". Um so höher stellt er die rühmlichen Ausnahmen, so Elisabeth Charlotte von Orleans und Friedrich den Großen („Randbemerkungen Friedrich's des Großen", „Friedrich der Große und die Offiziersehen", „Friedrich der Große und die Presse"). Mehrere Beiträge beschäftigen sich mit Hamburgs Vergangenheit. Schon unser nicht erschöpfender Ueberblick wird ein Bild von dem Reichthum des Inhalts geben. Wir bemerken dazu noch, daß auch die Behandlung klar, sachkundig und anziehend ist.

Richard Opitz.

Ein neues Problem von August Strindberg.

Vier Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung schrieb der weise Brahmane Manu, der Gesetzgeber der indischen Kasten, über deren eine die erbarmungslosen Worte:

„Tschandala, die Frucht des Ehebruchs und des Verbrechens, darf nur Knoblauch essen und Zwiebel mit dem Geschmack der Fäulniß, und niemand darf ihm Korn bringen oder Früchte oder Feuer und Wasser.

Tschandala darf nie eine Stätte haben; er soll die Kleider tragen von Leichen, nur Scherben benützen für seine Speisen, altes Eisen als Schmuck und zum Gottesdienst nur böse Geister."

Jahrtausende der Menschheitsentwickelung sind vorübergegangen: Tschandala lebt noch, lebt überall. Wo instinctiver Haß eine verkommene Rasse zum heimtückischen Kampfe gegen geistige Ueberlegenheit ruft, wo unentrinnbare Liebe zu Schmuz und Verbrechen, wo Lüge und Aberglauben, durch Geschlechter hindurch gezüchtet, den Rückfall menschlicher Natur in die niedern Formen thierischen Daseins bewirkt haben, wo der Paria mit rücksichtsloser Lust zum Bösen, unbedenklich in der Wahl seiner Mittel, gegen den zu höherm Gesellschaftsleben ausgewachsenen Aria sich erhebt: überall da lebt Tschandala. Die Feststellung dieser Erscheinungsform des Gattungsbegriffes Mensch, die Wirklichkeit des homo-Tschandala, einer Mischung aus ererbter Verbrecherschlauheit, angeborener Satansbosheit und jenem etwas, wogegen selbst Götter vergebens kämpfen: das ist die Voraussetzung für die neueste Erzählung Strindberg's.*) Sie scheint mir nicht eine geradezu neue Wandlung des so problemreichen, grüblerischen Nordländers zu bedeuten. Zerstörenden Parasitenthums am echten, wahren Menschen, am Menschen im allein richtigen Verstande des Wortes, hatte seine unabhängige Beobachtung schon genug aufgefunden. Erschrecklich ähnliche Züge trägt diese und jene seiner Frauengestalten. Und was hier im Typus zusammengefaßt wird, das lag schon als Keim in der Schilderung des Volkes „An offener See". Gleich eingangs will ich bemerken: wer solchen Stoff anfaßt, kann sich natürlich die Hand nicht rein halten. Aber ich füge sofort hinzu: so abstoßend das Gemälde in Einzelheiten wirkt, nirgends erscheinen die Schmuzfarben aus unkünstlerischer Absicht gewählt, überall sind sie nothwendige Darstellungsmittel der Idee.

Im Hinblick auf die düstere Zukunft und bei den brutalen Ereignissen in der Gegenwart mag sich manchem aufmerksamen Beobachter der Zeit die ernste Frage aufdrängen: Was soll, was kann geschehen? Hier setzt Strindberg ein. Zwar die bedrohlichen Erscheinungen des Tages, die Ausnutzung der Naturkräfte im Dienst des Verbrecherthums, die staatlich-gesellschaftlichen Gefahren hat er nicht im Auge; sein Roman spielt im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts. Freilich könnte das nur dichterische Einkleidung sein. Indessen verallgemeinert er sein Thema thatsächlich, indem er es auf folgenden Gegensatz bringt: erworbene Bildung und anerzogener Adel der Gesinnung gegen angeborene Gemeinheit und ererbte Schurkerei. „An offener See" unterlagen jene in elender Weise, ein Gespött des Pöbels. Auch in Tschandala verficht Strindberg verschiedenenorts als unumstößliche Wahrheit die Sätze, daß „der Aufgeklärte, Sittliche und Kenntnißreiche mit Nothwendigkeit im Augenblick der Selbstvertheidigung (gegen die Niedrigkeit) fallen muß, weil er nicht die nöthige Rohheit besitzt, weil er befangen ist in Lehrsätzen vom abso-

*) Tschandala von August Strindberg. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1894. 8. 2 M.

luten Werth eines Menschenlebens, von Verzeihung und Großmuth, alten, dummen Lehrsätzen, die der Böse sich stets zu Nutze gemacht hat, um den vergebenden Sieger zu tödten; weil er ferner noch glaubt an das heilige Volk und die unheiligen Herrscher", wie eben der Magister Andreas Törner. Als diesem aber die Augen über seine Hausgenossen und Vermiether geöffnet sind, da meint er plötzlich trotz seines Zweifels an allem, das heilige Volk ausgenommen: mit dem Gesindel „müsse es so sein; eine solche Vorliebe für Schmuz, Lüge und Aberglauben konnte in keiner Familie sein, wo Geschlecht auf Geschlecht in Bildung auferzogen war. Ein berühmter Name pflegt als Sporn zu großen Thaten zu wirken oder zu einer gewissen Veredelung in Gedanken und Empfindungen oder doch wenigstens zu einer gewissen Fürsorge für die eigene Person. Und bevor ein adeliges Geschlecht verfiel, war es gewöhnlich vorher ökonomisch untergraben. Und wenn er sich mit dem Zigeuner — Tschandala — verglich, konnte er nicht anders als zugeben, daß die Grundelemente seiner Seele zweckdienlicher für den Bestand der Gesellschaft seien als die des Parias. Dieser hatte alle jene Grundinstincte beibehalten, die jeder gesellschaftlichen Ordnung feindlich sind, und weil er und seinesgleichen nicht arbeiten konnten, sich nicht niederlassen und Staat und Familie gründen konnten, deshalb wanderten sie ewig umher und gingen aus auf Raub und Diebstahl, ungebunden in der Lebensweise, ohne Gedanken an den kommenden Tag und ohne Grundlage von Eigenthum und Nation. Die Menschen sind eben nicht alle gleich. Jeder steht auf dem Platze, auf dem er stehen soll, und Gott sei Dank! daß nicht die, die unten sind, zu oberst sind". Strindberg fühlt selbst, daß die bekannte Herren- und Heerdenmoral, mit so uneingeschränktem Anspruch auf ausnahmlose Gültigkeit vorgetragen, doch allzu greifbar von der Wirklichkeit Lügen gestraft würde. Drum läßt er den Sprecher der letzten Sätze selbst ihre Wahrheit so begrenzen: „Nicht all die Besten, und nicht immer sitzen die Besten zu oberst, aber oft; und wenn der Beste einmal zur Macht gelangt ist, sammeln sich in der Regel die Besten um ihn."

Aber zurück zur Frage: was soll, was kann der Träger und Vertheidiger der Cultur gegen seine und ihre Angreifer thun? Im vorstehenden ist die Antwort schon angedeutet. Der höher Entwickelte muß sich behaupten mittelst seines geistigen Uebergewichts. Ist alles andere vergeblich, so bleibt als einzig gangbarer Weg der, den ein Franzose für andere Verhältnisse dem Manne wies mit dem bekannten tue-la; tödten das giftige Thier, nicht nur verwunden, — um nicht nachher selbst getödtet zu werden: das ist der Schluß, den Strindberg aus den Thatsachen als Lösung des Problems zieht. Einstweilen mag anerkannt werden, daß mit wohlüberlegten Zügen feiner Zeichnung und durch lückenlose Sammlung des Beweismaterials die ganze Darstellung so angelegt und dahin zugespitzt ist, daß dies Ergebniß als folgerichtig und nothwendig erscheint. Der Triumph des Parias wäre der unvermeidliche Untergang des Ariers; der Bestand der Sittlichkeit, des Edelsinns, kurz alles Hohen im Menschendasein hängt ab von der Entschlossenheit und Rücksichtslosigkeit des überlegenen Geistes, der ohne Gefühlsduselei sich seiner Waffen bedient. Wol mag die aufgedrungene Kampfweise dem bessern Menschen widerstreben, wol mag er „sich scheuen, eine Handlung zu begehen, die niedrig ist, durch die er sich in seinem Ehrgefühl verletzt fühlt und die Achtung vor seiner eigenen Persönlichkeit vernichtet sieht. Ihm mag ungefähr zu Muthe sein, als sei er ein Büttel, Scharfrichter, Schinder, Abdecker". Aber der Selbsterhaltungstrieb zwingt ihn zur Selbsthülfe der Urzeit gegenüber den Menschentypen der Urzeit.

In der Weltliteratur ist schon einmal ein solch halbthierischer Typus der Urzeit gezeichnet, ein recht einfältiges Ungeheuer, ein recht hinterlistiges Ungeheuer, ein giftiger Sklave, ein lügnerischer, der Schläge fühlt, nicht Güte, ein Halbteufel, schmeichlerisch, diebisch, viehisch in der Begierde, seinem Wohlthäter und Lehrer vergeltend mit geplanter Vernichtung. Herablassende Güte ist fruchtlos. Da waltet denn Strenge, Zwang, ja die Grausamkeit der Folter. Aber Caliban bleibt Caliban. Und der ihn bändigt, Prospero, auch er ist Meister der Magie, deren übernatürliche, unwiderstehliche Kraft ja doch die Zauberlaterne des Magisters für den Tschandala besitzt. Bei allem Unterschied nun zwischen Strindberg's grübelnder Prosa und Shakespeare's freier Märchendichtung erscheint mir die Parallele schlagend und für unsern Erzähler von leicht erkennbarem Werthe. Hat seit Shakespeare's Zeit die Gesittung wirklich wesentliche Errungenschaften bei den Bewohnern der neuentdeckten oder damals erst erschlossenen Erdtheile gemacht? Und wenn nicht, wie will man Strindberg's Versuch, die Erfahrung zweier Jahrhunderte auf einen längern Zeitraum zu erstrecken, begegnen? Gegen die Behauptung der Vervollkommungsfähigkeit mag er einwenden das Wort eines Größern von den ewig Blinden, mag er erinnern an den Satz von der Sünde der Väter. Dazu hat er sich scheinbar in Vortheil gesetzt durch die wohlberechnete Vorsicht, seinen Tschandala zum Zigeuner zu machen. Eine absichtsvolle Beschränkung seiner Idee ist darin nicht zu sehen. Dem widersprechen die Verallgemeinerungen seiner Anschauung auf niederes Menschenthum überhaupt, die sich allenthalben finden. Auch ich will nicht in fruchtlosem Bekehrungseifer Behauptung gegen Behauptung setzen, vielmehr zugeben, daß Strindberg die Unverbesserlichkeit und Gemeingefährlichkeit dieses Tschandala als des Erzeugnisses einer langen Entwickelungsreihe durchaus glaubhaft gemacht hat. Was er aber daraus folgert, vermag ich nicht zuzugeben. Zunächst, was im Lauf der Jahrhunderte, ja Jahrtausende verthiert ist, könnte das nicht auf einem Jahrhunderte, ja Jahrtausende langen aufsteigenden Wege auch wieder gehoben, vermenschlicht werden? Warum tödtet Prospero den Caliban doch nicht? Und zur Unschädlichmachung gibt es doch nicht nur das eine Mittel! Ferner hat gerade an den Zigeunern die

gesittete Menschheit fast nichts gethan, Schlimmeres aber als nichts an Indianern und andern. Aber Strindberg wiederholt im Grunde hier nur eine Ansicht, die schon bei seinem Kampfe gegen das Weib begegnet. Da erklärte und begründete er den Minderwerth des andern Geschlechts als das Ergebniß der geschichtlichen Entwickelung, als eine Folge der untergeordneten Stellung der Frau von Alters her und als Summe der daraus erwachsenen sittlichen und geistigen Mängel. So erscheint ihm auch der Tschandala als unverbesserlich, weil er das augenblicklich letzte Glied einer langen Kette ist.

Am allerwenigsten darf das Recht zu diesem Tödte ihn! Strindberg's Magister Törner beanspruchen. Hier stoße ich auf zwei Unbegreiflichkeiten im Buche, deren Besprechung eine kurze Inhaltsangabe nöthig macht. Um 1690 geht der kernhafte Universitätslehrer Andreas Törner aufs Land, um im Auftrag seiner Regierung die Stimmung der Bevölkerung gegen den neuen — schwedischen — Landesherrn zu erforschen. Unterkunft findet er in einem fast verwunschenen Schlosse, nur daß dies in allem und jedem den vollkommenen Gegensatz zu dem Zauber und dem Frieden sagenhafter Burgen bildet: verlottert Haus und Hof, verlottert Mensch und Thier. Doch zwingt des Zufalls Ungunst den Magister, sich mit seiner Familie dort anzusiedeln. Bald erregt ein geheimnißvolles, unverständliches Treiben seinen Argwohn. Bald kommt ihm ein beängstigendes Gefühl, als ob man ihn, wie zum Danke für seine Selbstüberwindung im Verkehr mit den unsaubern Hausgenossen, durch eine Art unsichtbarem Netz umstricke. Und das Gefühl wird zur Erkenntniß. Er, der Aufgeklärte, Sittliche, Kenntnißreiche, ist gleich dem eingelappten Wilde die Beute seines Verfolgers, gewärtig des Nickfanges im Augenblick, wo jenem der Streich beliebt. So erwacht in ihm das Bewußtsein der überlegenen Kraft, des höhern Werthes, der Selbsterhaltungstrieb und das Pflichtgefühl des Familienoberhauptes. Er kommt dem Todfeinde durch Mord zuvor. Dem trunkenen, abergläubischen Zigeuner gaukelt er mit der laterna magica Schreckbilder vor, durch die er dem niedern Geschöpf suggerirt, schon verwandelt zu sein in die Thiergestalten, die bereits im Traum seine Qual und Angst gewesen sind. Und als schließlich das Bild eines Hundes den Tschandala auf allen Vieren laufen und dazu bellen läßt, wird ihm das Schicksal des Aktäon.

Zuerst nun bleibt mir unverständlich das Verhalten des Magisters im Augenblick der Entscheidung. Klarste Beurtheilung der Lage hat seinen Muth zum Aeußersten gestählt. Mit allem Aufwand berechnendster Kunst hat er den Schlag vorbereitet. Aber wie ein Traumwandler, wie von Geistern geführt, fast unbewußt gelangt er zur Ausführung der That, vgl. S. 183: „ohne eigentlich zu wissen, was er damit meinte. — Weshalb er das vom Feuer sagte, vermochte er sich hinterher nicht zu erklären. — Ohne eigentlich zu wissen, was jetzt geschehen solle." Ist das die Handlungsweise des geistig Ueberlegenen, eines Kenntnißreichen?

Schlimmer aber ist ein Zweites. Strindberg stellt dem Unsittlichen gegenüber den Sittlichen. Das ist aber Andreas Törner nicht. Der Vorgang mit des Zigeuners Schwester, „dem Thiere, der Katze", und dazu all die erschwerenden, nicht, wie Strindberg will, mildernden Nebenumstände stellen den angeblich Sittlichen und Gebildeten durchaus gleich dem Paria mit den jeder gesellschaftlichen Ordnung feindlichen Grundinstincten. Durch den Ehebruch verwirkt Törner das vom Erzähler ihm zugesprochene Recht zur Selbsthülfe der Urzeit. Und so zertrümmert Strindberg selbst seinen künstlichen Aufbau dermaßen gründlich, daß man zweifeln kann, es sei ihm ernst gewesen um seine Idee.

Was die Erzählung als solche anlangt, so waltet darin eine Anschaulichkeit, die geradezu in Erstaunen setzt. Scharf, deutlich, körperlich treten in der belebenden Darstellung Personen und Dinge hervor. Ueberall wirkt treffendster Ausdruck zu klarster Versinnlichung und leibhafter Vergegenwärtigung, sodaß sich die Vorstellungsbilder mit größter Bestimmtheit und in reinen Linien der Phantasie einprägen. Wenn je, so darf man bei diesem Gemälde von gesättigten Farben sprechen, und was ihnen an Schönheit abgeht, das haben sie an Treue und Wirksamkeit mehr. Die ungewöhnliche Kraft, scharf zu beobachten und anders zu sehen, als Menschen es sonst thun, eine Gabe, die ich schon an der Erzählung „An offener See" zu rühmen hatte, sie erscheint mir in der Kleinmalerei dieses Buches noch glücklicher der Wirklichkeit nachgegangen zu sein und ihr nachgelauscht zu haben. So schuf sie ein Muster realistischer Darstellung.

Weiter liegt mir vor „Die Vergangenheit eines Thoren"*). Es läßt sich vermuthen, daß über der Person dieses Thoren dasselbe übelbewahrte Geheimniß waltet, wie über dem Thoren aus der vielgenannten „Beichte". Nur dann ist eigentlich das Buch erst verständlich. In solchem Sinne mahnt die Erzählung an Lord Beaconfield's „Endymion". Im übrigen spricht sie eine beredte und überzeugende Sprache, die sich vielfach an das Innerste und Letzte im Menschen richtet; immerhin ist die Lektüre im ganzen herb und unerquicklich. Nur ernste, denkende, aber zugleich urtheilsfähige und in sich gefestigte Leser, die der Wirklichkeit unverwandten Blickes ins Antlitz zu schauen vermögen und geübt sind, sollen dies Buch zur Hand nehmen. Sie werden sich aber dadurch auch mächtig angeregt fühlen. Unbedingte Offenheit beseelt dem Anschein und dem wol kaum trügenden Eindrucke nach den Verfasser dieser Lebensgeschichte. Daß sie sich in der Hauptsache zu einer Anklage unserer Zeit und ihrer Cultur gestaltet, hat wenigstens eine innerliche Begründung. Mehr noch als der reiche Inhalt mit all den Schicksalen und Wandlungen des Helden, mit all den Beobachtungen, Betrachtungen, Bemerkungen und Erfahrungssätzen macht indessen der Charakter des Buches als eines Gewebes aus

*) Die Vergangenheit eines Thoren von August Strindberg. Drei Bände. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1894. 8. 9 M.

„Dichtung und Wahrheit“ eine Besprechung im einzelnen unmöglich. Es will eben gelesen sein. Gemahnt es nun auch hin und wieder an die „Beichte eines Thoren“, so doch nicht mit solcher Deutlichkeit, daß es ihr Schicksal — Confiscation — zu fürchten hätte. Doch mag ich daran keineswegs die Behauptung oder Hoffnung einer Umkehr, eines Einlenkens Strindberg's knüpfen. Der Unterschied zwischen der „Vergangenheit“ und dem frühern Erzeugniß ist lediglich durch den Stoff gegeben. Soviel aber ist jedenfalls gewiß: zum Verständniß Strindberg's ist für jeden seiner Leser, Anhänger und Bewunderer die Kenntniß dieser drei Bände unerläßlich. Und wer etwa dieses Schriftstellers Entwickelung zu verfolgen, seine Eigenart festzustellen und die Grundzüge seines Wesens zu bestimmen unternähme, der wird versucht und genöthigt sein, in der „Vergangenheit eines Thoren“ die Urkunden für solche Seelenanalyse zu sehen.

Richard Friedrich.

Zur Frauenliteratur.

1. Vor dem Gewitter. Roman von Bertha von Suttner. Wien, Verlag der Literarischen Gesellschaft. 1894. 8. 4 M. 20 Pf.
2. Hanna. Roman von Bertha von Suttner. Dresden, E. Pierson. 1894. 8. 5 M.
3. Gebrochene Flügel. Roman von Ossip Schubin. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1894. 8. 6 M.
4. Norwegische Novellen von Margarete Marie von Oertzen. Jena, H. Costenoble. 1894. 8. 5 M.
5. Glück und Leid. Romane und Skizzen von Elise Polko. Leipzig, Buchhandlung des Evangelischen Bundes von Karl Braun. 1894. 8. 3 M.
6. Novellen aus Künstlerkreisen und harmlose Erzählungen aus der Bundesstadt von M. Bach-Gelpke. Glarus, Verlagsbuchhandlung Vogel. 1894. 8. 3 M.

Bertha von Suttner sorgt dafür, daß sie nicht in Vergessenheit geräth, denn alle paar Monate läßt sie einen neuen Roman erscheinen, und zwischen hinein findet sie auch noch Zeit zu andern Ueberraschungen. Ihr vorletztes Werk: „Vor dem Gewitter“ (Nr. 1) eröffnet die Reihe der Publicationen der Literarischen Gesellschaft in Wien, einer neuen Vereinigung, die ähnlich dem Verein der Bücherfreunde jährlich eine gewisse Anzahl von Büchern (vier) erscheinen lassen will, um sie an die Mitglieder gegen einen festen Jahresbeitrag kostenlos abzugeben. Eine solche Gesellschaft bietet wol Vortheil dem Autor, der sein Werk sofort in so und so viel Händen sieht, aber die Mitglieder selbst sind doch wol der Möglichkeit ausgesetzt, ihr aufs gerathewohl hingegebenes gutes Geld nicht durch eine entsprechende literarische Gegenleistung eingetauscht zu sehen. Die Leitung der wiener Literarischen Gesellschaft muß wol die Ueberschätzung theilen, die im allgemeinen Frau von Suttner zutheil wird, sonst würde sie wol kaum ein Unternehmen mit ihrem Namen eröffnen, das die Gunst des Publikums in hohem Grade bedarf, und das mit der ersten Veröffentlichung ohne Zweifel schon Andeutungen machen will, welche Richtung man in der Zukunft zu verfolgen gedenkt.

Frau von Suttner ist eine höchst unzuverlässige Schriftstellerin, insofern der literarische Werth ihrer Arbeiten ungewöhnlich schwankt. Es sind zwar auch bei andern Autoren die Werke nicht gleichwerthig, aber auf Grund vorhandener Leistungen kann man gewöhnlich für ein zu erwartendes Werk ein Werthmaß annehmen, das sich später als annähernd richtig herausstellt. Eine solche Schätzung ist Frau von Suttner gegenüber schlechterdings ausgeschlossen. Nach ihren letzten Veröffentlichungen: „Es Löwos“ und dem „Berghause“ durfte man die Erwartungen ziemlich herabsetzen. Indessen zeigt der Roman „Vor dem Gewitter“ wieder einen höhern Stand des literarischen Gradmessers. Es ist eine Art Zeitroman, der die socialpolitischen Strömungen unserer Tage novellistisch behandelt, und in dem die verschiedenen Tagesfragen durch Personen typisch vertreten werden. Da begegnen wir vor allen Dingen dem Socialdemokraten, dem Anarchisten und den mannichfachsten Agitatoren für „Bewegungen“ als da sind die ethische Bewegung, die katholische Bewegung, die antisemitische, die Friedensbewegung u. s. w. Die czechische ist leider vergessen.

Es ist gewiß der Aufgabe eines großen Romans würdig, alle diese Fragen zum Gegenstand seiner Erörterungen zu machen, und es könnte ein für die Culturzustände unserer Tage nicht uninteressantes Werk daraus entstehen. Die Absicht und auch manche Einzelheiten in der Durchführung sind bei Frau von Suttner zu loben, nur ist sie der großen Aufgabe nicht in der Art gewachsen, daß sie zur Vertiefung in die Fragen und zu bestimmten sich daraus entwickelnden Grundsätzen gelangte. Sie gruppirt einfach eine Reihe von Personen um eine höchst unbedeutende und einfache Handlung und läßt jede Person eine politische oder sonstige Richtung vertreten; so stehen denn die einzelnen Fragen und Menschen gemüthlich nebeneinander, und wir vermissen die geistige Verbindung, die dem Ganzen einen positiven künstlerischen Werth verliehe. So verliert sich denn der Roman zum Schluß in einer Liebesgeschichte, deren Tragik uns zwar berühren kann, die aber doch immerhin ein auf äußerlichen Effecten beruhender, etwas billiger Schluß ist, gegenüber dem großangelegten Anfang, der die Katastrophe aus dem geistigen Leben heraus erwarten läßt. Eine junge hübsche, alleinstehende Millionärin bewegt sich in einem Kreise von Männern der verschiedensten Richtungen, von denen jeder bemüht ist, sie für seine Sache zu gewinnen. Ganz abgesehen davon, daß die Zusammenstellung einer solchen

Gesellschaft wenig Wahrscheinlichkeit für sich hat, mußte der Höhepunkt des Werkes in politisch-ethischen Grundsätzen liegen, statt dessen verliebt sich die Millionärin in einen russischen Anarchisten, den sie auch heirathen würde, wenn er nicht anderweitig gebunden wäre; als er dann nach einiger Zeit durch den Tod seiner Gattin frei ist, hat die Geliebte sich inzwischen verheirathet. Während sie in einer Waldhütte sich gegenseitig ihr Unglück klagen, zieht ein Gewitter herauf, und beide werden vom Blitz erschlagen.

Ihr letztes Werk „Hanna" (Nr. 2) bewegt sich auf dem Gebiete der reinen Erzählung als sogenannter Gesellschaftsroman. Er ist frei von der Berührung principieller „Fragen", denn der Mittelpunkt, um den sich die Geschichte dreht: eine Frau, die ihren Gatten heimlich verläßt, um dem Geliebten zu folgen, ist eine erotische Sache, die man wol kaum principiell beurtheilt, sondern von Fall zu Fall je nach den gegebenen Umständen ansieht. Hier ist es eine junge Frau, deren Lebens- und Liebeslust von dem trockenen Professorengatten nicht befriedigt wird. Man hatte das schöne Mädchen für einen zu erhoffenden Millionär oder gar einen Prinzen erzogen, aber der Zufall fügte es, daß sie Herz und Hand in jugendlicher Schwärmerei dem Gymnasiallehrer Ballmann schenkte. Der gute Mann hatte kein Verständniß für die Herzensbedürfnisse seiner jungen Frau; daß er einmal gesagt hatte: ich liebe dich! schien ihm genug, während sie tausend phrasenhafte Betheuerungen verlangte, wie sie es aus der reichlich genossenen Lektüre der dramatischen und epischen Literatur kennen gelernt hatte. Er war trotz seiner Jugend ein verknöcherter Gelehrter, sie die personificirte Lebenslust, und es bestanden zwischen ihnen keine geistigen oder seelischen Berührungspunkte.

So geschah es denn, daß die Frau sich in einen Lebemann von Grafen verliebte. Der Gatte in seiner Harmlosigkeit merkte die drohende Gefahr nicht, „denn daß in der Unterhaltung zwischen einer schönen jungen Frau und einem jungen Manne das Ungesagte immer mitklingt, das wußte er nicht. Die sich kreuzenden Feuerblicke, das Lächeln hinter dem Fächer, die errathenen Gedanken, die raschern Herzschläge, alle diese Spiele von Koketterie und Leidenschaft, von kühnem Gewinnenwollen auf der einen — von Preishochhalten auf der andern Seite, das Erobern, Widerstehen, Schwächerwerden, kurz, dieses ganze Liebespulsiren, das jeden Ballsaal zum Minnehof gestaltet — davon haben Männer von Eduard Ballmann's Schlage keine Ahnung". Bei Nacht und Nebel geht also die junge Frau dem Gatten durch, um dem Geliebten zu folgen. Dieser war jedoch am selben Tage infolge Sturzes aus dem Wagen gestorben. Die mittellos dastehende Frau bemüht sich vergebens um Stellung als Lehrerin oder Erzieherin, und sie muß schließlich zufrieden sein, als Verkäuferin in einem Confectionsgeschäft anzukommen. Dadurch lernt sie eine reiche Amerikanerin kennen, die Gefallen an ihr findet, und sie als Reisebegleiterin und Vorleserin engagirt. Als die beiden Frauen sich nach jahrelangem Herumreisen in Wiesbaden niederlassen, machen sie eines Tages die Bekanntschaft eines fremden Herrn, der sich als der einst verlassene Gatte entpuppt. Man verliebt sich gegenseitig aufs neue, und alles wird gut.

Wenn man nicht den an Frau Suttner oft getadelten Stil mit in den Kauf nehmen müßte, würde man die Geschichte bis dahin als Unterhaltungslektüre gern hinnehmen, zumal manche lebenswahre Episoden und Charakteristiken eingeflochten sind. Mit dem Auftauchen Ballmann's aber wird die Erzählung unwahr und langweilig, und letztere Eigenschaft ist besonders unangenehm; denn wenn man schließlich auch die Unmöglichkeit möglich sein lassen wollte, daß zwei Damen einen Herrn den ganzen Abend hindurch in ihrem Hause haben, ohne seinen Namen zu kennen, so ist es jedenfalls zu viel verlangt, eine solche Hypothese endlos ausgesponnen zu sehen. Daß dann obendrein die Frau, nachdem sie ihren Gatten erkannt, ein weitläufiges Versteckenspiel mit ihm treibt, ist mindestens kindlich, daß sie ihn aber auch scherzweise veranlaßt, sie zu entführen, wie es einst der Geliebte gethan, das erlaubt nicht, den Schluß des Romans ernst zu nehmen. Ende schlecht, alles schlecht! wird der Leser in entschuldbarer Umdrehung des Sprichworts sagen, wenn ihm nicht gerade das Bessere vom Anfang noch im Gedächtniß geblieben ist.

Auch der Roman von Ossip Schubin: „Gebrochene Flügel" (Nr. 3), hat gute Seiten, wenn er in seiner Sentimentalität wol auch hauptsächlich darauf berechnet ist, beim Frauenpublikum Stimmung zu machen. Der Roman will das Herzens- und Seelenleben eines gefallenen Weibes schildern und zeigen, welchen Verlauf die Ehe mit diesem an und für sich nicht schlechten Weibe nimmt. Manches an dem Werke, so die Zeichnung der Hauptfigur, ist gelungen, wie überhaupt die Personen viele lebenswahre Züge haben, allerdings neben manchen gesuchten Effecten. Immerhin ist aber die psychologische Seite des Romans der technisch-künstlerischen noch vorzuziehen: stilistisch leistet sich die Verfasserin manche Ausartung und gegen das Ende hin ist das Werk unerträglich breit gehalten.

Die Hauptperson ist Nina, die Tochter einer unbemittelten österreichischen Offizierswitwe. „Man rühmte ihre Begabung, aber wenn man hätte präcisiren sollen, worin diese eigentlich bestand, man hätte seine lieben Schwierigkeiten gehabt. Eigentlich äußerte sich dieselbe nur in ziemlich verworrenen Aspirationen und in Unzufriedenheit. Aber sie war nun einmal das, was man eine interessante Individualität nennt, kein Alltagsgeschöpf — sie war ungewöhnlich genug, sich in gewöhnlichen Verhältnissen unbehaglich zu fühlen — nicht ungewöhnlich genug, um die Verhältnisse umzugestalten." Um ihren Lebensunterhalt selbst zu verdienen, nahm sie Stellung als Klavierlehrerin in einer pariser Pension an, und sie hatte nicht innern Halt genug, um den Lockungen des weltstädtischen Lebens zu widerstehen, ja ihre pedantischen sittlichen Anschauungen geriethen sogar in bedenkliche Unordnung. So

kam es denn, daß sie ihr Herz einem leichtlebigen Bildhauer schenkte, in dessen Hause sie Unterricht ertheilte, und dem gegenüber ihre mühsam aufrecht gehaltenen sittlichen Grundsätze in die Brüche gingen. „Mit dem sehr viel brachliegenden Gefühlsvorrath, Eitelkeit und aufgeregten Nerven, mußte sie einmal eine Dummheit großen Stils machen.“ Natürlich brach das Unglück über sie herein, als die Folgen der unerlaubten Liebe nicht mehr zu verbergen waren. Sie wollte Gift nehmen, da rettete sie im letzten Augenblick die eigene Mutter. Als sie dann nach einigen Jahren mit ihrem Kinde in einem französischen Bade lebt, verliebt sich in sie ein dänischer Seeoffizier, und er heirathet sie, trotzdem sie ihm ihre Schuld gesteht, „er heirathet sie . . . aus Liebe . . . mehr noch aus Mitleid, aus jenem tragischen Opfermuth und begeisterten Selbstvernichtungsdrang, welcher für weich und tief angelegte, sehr junge Menschen bezeichnend, so ziemlich das Schönste und Gefährlichste ist, was auf der Welt existirt“. Funfzehn Jahre lang war die Ehe glücklich, da naht das Verhängniß in der gegenseitigen Liebe zwischen Vater und Stieftochter. Er, der sich aus dem Labyrinth seiner Gefühle nicht zu retten vermag, sucht freiwillig den Tod im Meere, und seine Tochter stirbt an gebrochenem Herzen in einem hamburger Choleralazareth. Weshalb die Verfasserin die Cholerazeit in Hamburg mit all ihren Greueln in das Werk mühsam hineingeschleppt hat, ist unerfindlich.

Die „Norwegischen Novellen“ von Margarete Marie von Oertzen (Nr. 4) sind ebenfalls eine Lektüre ernsterer Art, sie wollen nicht etwa nur flüchtig das Lesebedürfniß befriedigen. Sie wollen das, und darin liegt schon ein Vorzug, daß man ihnen diese Absicht anmerkt. Leider bleibt es in der Hauptsache bei dem guten Willen, und das ist in literarischen Dingen recht wenig, noch weniger als sonst im Leben.

Zunächst ist es der Verfasserin nicht gelungen, norwegische Novellen zu schreiben, denn daß sie in Norwegen spielen, daraus folgt noch nicht, daß sie auch norwegisch sind. Die vorliegenden Geschichten sind gute, deutsche, und in Norwegen nur zu Gast. Der Mangel an Localstimmung und specifisch nordischem Geist vermindert den Werth des Buches wesentlich, denn es fehlt gerade das, was uns zuerst, schon durch den Titel versprochen wird. Die kleine Erzählung „Jung-Kameraden“ ist an sich überaus stimmungsvoll und lebenswahr, und ihre unglaubliche Einfachheit macht sie erst recht interessant. Ebenso enthält auch „Fröken Blauweiß“ viele schöne Momente, und selbst „Ihre Schuld“ bringt bei aller Unklarheit des Ganzen und unsicherer künstlerischer Anlage doch viele Beweise des poetischen Elementes der Verfasserin. All dies tritt aber nicht aus dem Bereich des Allgemeinen der schriftstellerischen Befähigung heraus, und man geht wol nicht fehl in der Annahme, daß die Verfasserin ihre Novellen nur deswegen nach Norwegen verlegt hat, weil sie hoffte, sie damit interessanter zu machen. Norwegische Verhältnisse und Leben kennt sie offenbar sehr wohl, nur hat sie nicht verstanden, das eigentlich Charakteristische erkennbar wiederzugeben. Versuche sind nach dieser Richtung wol gemacht, wie das in der ersten Novelle, „Brausende Wogen“, besonders deutlich zu Tage tritt; die Geschichte erscheint daher gezwungen und unnatürlich.

Die „Romane und Skizzen“ (Nr. 5), wie Elise Polko ihre Sammlung Feuilletons „Glück und Leid“ bezeichnet, sind ebenfalls im allgemeinen ganz lesbar, besonders sind sie für sentimentale Jünglinge und Frauen zur Lektüre geeignet. Romane im eigentlichen Sinne enthält das Buch nicht, es sind meist Novelletten, oder novellistisch zugestutzte geschichtliche und literaturgeschichtliche Feuilletons. Das erste: „Ein Frauenbildniß“, schildert rührend und in umständlicher Breite das Leben der Gräfin Maria von Lippe-Biesterfeld und ihre Ehe mit dem Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe, dem bekannten portugiesischen Feldmarschall. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Erzählung manches Anziehende enthält; die Mutterliebe und Gattenliebe der Gräfin findet oft einen geradezu rührenden Ausdruck, wenn auch andererseits die Verfasserin in der Verbindung der Geschichte mit ihrer Phantasie so weit geht, daß sie manchmal trivial wird. Als Einleitung ist der Erzählung ein ansprechendes Bild aus Pyrmont in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vorangesetzt, dem damals vielbesuchten Badeort und Mittelpunkt literarischen und künstlerischen Lebens.

Nach dieser Geschichte finden wir unter dem Titel „Annette“ eine wenig bedeutende Skizze des Lebens der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff, ferner fünf Novelletten, meist tragisch endende Liebesgeschichten. Man trifft überall auf poetische Empfindung und Darstellung, dem Herzensleben dieser oder jener Menschen hübsch abgelauschte Stimmungsbilder, die freilich größere literarische Bedeutung nicht haben, noch wol auch beanspruchen.

Die Verfasserin der „Novellen aus Künstlerkreisen“, M. Bach-Gelpke (Nr. 6), bezeichnet diese selbst als „harmlose Erzählungen“ für ein Publikum berechnet, „das am Tagesschlusse sich noch einer leichten oder erheiternden Lektüre erfreuen möchte“. Solche Absicht ist gut, und solch Angebot nimmt man dankbar an, denn man gehört ja schließlich auch zu denen, die einmal etwas nur zur Erheiterung genießen wollen. Muß denn immer, wenn die Lektüre selbst schon Mühe genug gekostet hat, im Schweiße des Angesichts auch noch darüber geschrieben werden! Das Buch der Frau Bach-Gelpke wird also von beiden Seiten zufrieden hingenommen, denn auch der Leser, für den die Verfasserin es bestimmt hat, wird das Versprochene erfüllt finden. An den Erzählungen, die übrigens zum Theil im Dialekt geschrieben sind, ist manches drollig, das meiste gemüthlich unterhaltend und alles recht harmlos.

Ernst Roeder.

Feuilleton.

„Unser Vogtland, Monatsschrift für Landsleute in der Heimat und Fremde“, nennt sich eine neue, im Verlage der Roßberg'schen Hofbuchhandlung in Leipzig, von Gottfried Doehler herausgegebene Zeitschrift, die den Zweck verfolgt, in begeisterter Liebe zur Heimat den Vogtländern zu berichten „von der Natur und den Bewohnern des Vogtlands, seiner Geschichte und Culturgeschichte, seiner Sprache, Literatur und Kunst, von allen Regungen praktisch, wissenschaftlich und künstlerisch begabter Geister, von allen Strömungen in Staat und Kirche, Schule und Haus, von allen Bestrebungen im öffentlichen und gesellschaftlichen Leben und allen Bethätigungen in Ackerbau und Viehzucht, Forst- und Bergbau, in Handwerk und Gewerben, in der Industrie, dem Handel und Verkehrswesen.“ Dies und noch manches andere will das „Vogtland“ bringen, und das erste Heft nimmt mit seinen belehrenden und unterhaltenden Artikeln in Prosa und Poesie einen guten Anlauf dazu. Das „Vogtland“ will allen Kreisen der Bevölkerung gefallen. Bei der bekannten Anhänglichkeit der Vogtländer an ihre engere Heimat dürfen die guten Vorsätze des Herausgebers wol auf kräftige Unterstützung rechnen. Wir wünschen es im Interesse der Pflege vaterländischen Wesens und vaterländischer Gesinnung. Ein guter Gedanke war es, dem ersten Hefte das Bild und eine bisher ungedruckte Selbstbiographie Julius Mosen's voranzustellen, in dem „vogtländisches Wesen seinen reinsten und edelsten Ausdruck gefunden hat“.

— Einen „Beitrag zur erfurtischen Gelehrtengeschichte“ hat kürzlich geliefert Dr. A. Pick in Erfurt in seinem Schriftchen: „Professor Jakob Dominikus, der Freund des Coadjutors von Dalberg“ („Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge“, herausgegeben von Virchow und Wattenbach. Neue Folge. 8. Serie, Heft 189 [Hamburg, Verlagsanstalt, 1894]). Dieser Dominikus hat, wie der Verfasser ausführt, seit der Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, drei Jahrzehnte lang, mitten im wissenschaftlichen und öffentlichen Leben Erfurts gestanden, und zwar zuerst unter kurmainzischer Herrschaft als rechte Hand des Coadjutors von Dalberg. Gleichzeitig hat er die letzte Periode der erfurter Universität mit durchlebt, hat mitgewirkt ihr einen vorübergehenden Aufschwung zu verleihen, hat sie aber ebenso wenig wie andere auf die Dauer lebensfähig zu erhalten vermocht. Es sind keine welterschütternde Begebenheiten, die dieser Mann veranlaßt hat, wol aber hat er sich, als er aus seinem stillen Gelehrtenleben herausgerissen wurde, in den politischen Ereignissen der Napoleonischen Zeit als Mann und Patriot treu bewährt. Er ist verwachsen mit der Geschichte des sogenannten Collegium Amplonianum und der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften. In seinen Beziehungen zu den Größen der weimarer Zeit tritt besonders seine Verehrung Schiller's hervor. Pick hält sogar die Annahme für gerechtfertigt, daß Schiller die Idee, den „Wallenstein“ auf die Bühne zu bringen, in erster Linie dem erfurter Historiker zu danken habe. Als Beitrag zur Geschichte dieser großen Zeit wird das Schriftchen vielen willkommen sein. Die Sorgfalt, mit der Pick den kleinsten Umständen in seines Helden Lebensführung nachgeht, hat etwas Rührendes. Trotzdem ist er weit entfernt, dessen Bedeutung zu überschätzen. Nach seiner eigenen Angabe sind des Dominikus zahlreiche Veröffentlichungen — die im Anhange aufgezählt werden — bis auf die Schrift über „Erfurt und das Erfurtische Gebiet“ vergessen.

— Briefe von Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking. Herausgegeben von Theo Schücking (Leipzig, F. W. Grunow, 1893). In der allgemeinen Schätzung der Literarhistoriker nimmt die Dichterin Annette von Droste-Hülshoff einen hohen Rang ein, den sie ihrer Ursprünglichkeit, Frische und fast männlichen Kraft verdankt. Aber obwol sie in den meisten Handbüchern mit einer der besten Noten erscheint, ist die Zahl derer, die ihre Gedichte heute noch wirklich kennen, nicht groß, und wir meinen, an dieser Thatsache wird auch die Zukunft wenig ändern, da die Originalität der Dichterin auf das engste mit einer merkwürdigen Sprödigkeit ihres Talentes zusammenhängt und ein gewisser Mangel an Gewandtheit in der Form die Lektüre ihre Dichtungen erschwert. A. von Droste-Hülshoff gehört, um es kurz zu sagen, zu den Dichterinnen, die mehr gelobt als gelesen werden. Dieser Umstand ist auch der hauptsächlichste Grund, weshalb die Veröffentlichung ihres Briefwechsels mit Levin Schücking kaum je ein größeres Publikum finden wird, so sehr sich die Verehrer der Dichterin dem Herausgeber für seine sorgfältige Arbeit zu Dank verpflichtet fühlen werden. Die Briefe bestätigen aufs neue, was ja bereits aus Schücking's „Lebenserinnerungen“ und seinem Charakterbild Annettens von Droste bekannt war, daß das Freundschaftsverhältniß der Dichterin zu dem weit jüngern Manne das denkbar innigste und reinste war, und daß an der Wärme dieser Beziehungen auch die Verheirathung Schücking's mit einer Protestantin nichts geändert hat. Die Feststellung dieser Thatsache muß als der Hauptgewinn dieser Veröffentlichung angesehen werden, da durch sie die Unwahrheit ultramontaner Behauptungen von einer Erkaltung der Freundschaft, die auf jene Ehe und auf die Lauheit Schücking's in Bezug auf den Katholicismus zurückgeführt wurde, ein für alle mal widerlegt wird. Im übrigen aber beschäftigen sich die Briefe beider Correspondenten mit so speciellen, nur sie und ihre nächste Umgebung betreffenden Dingen, daß für weitere Kreise keine Veranlassung besteht, sich eingehender mit ihnen zu befassen. Für die Geschichte der deutschen Literatur in unserm Jahrhundert ist die Ausbeute, die diese Briefe ergeben, gering, und das stille, weltabgeschiedene Leben und Treiben auf dem kleinen Edelhofe Rüschhaus bei Münster oder auf der Maßburg am Bodensee, dem Wohnsitze von Annettens Schwager, des Freiherrn von Laßberg, will uns nicht bedeutend genug erscheinen, um die Schilderungen, die die Dichterin davon in ihren Briefen gibt, als allgemein beachtlich bezeichnen zu können. Mit einem Worte: die Veröffentlichung Theo Schücking's ist zwar ein gutes, gediegenes Buch geworden, wird aber nur der verhältnißmäßig kleinen Gemeinde der Dichterin ersprießliche Dienste leisten können.

Bibliographie.

Aus den Tagebuchblättern des Grafen Alexander Keyserling. Herausgegeben von seiner Tochter, Freifrau Helene von Taube. Mit einer Lebensskizze, verfaßt von Graf Leo Keyserling. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Gr. 8. 6 M.

Bahr, H., Studien zur Kritik der Moderne. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten u. Loening. Gr. 8. 7 M.

Engelhorn's allgemeine Roman-Bibliothek. Zehnter Jahrgang. Band 21 und 22. Don Cirillos Hut. Von Emilio de Marchi. 2 Bände. Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 1 M.

Farinelli, Arturo, Grillparzer und Lope de Vega. Berlin, E. Felber. 8. 6 M. 50 Pf.

Geist, Dr. H., Was bieten die antiken Schriftsteller der modernen Jugend? Posen, F. Ebbecke. 8. 2 M. 50 Pf.

Keyserling, Gräfin Margarete, Strandgeschichten. Berlin, F. Pfeilstücker. 8. 3 M.

Mauthner, F., Die Geisterseher. Humoristischer Roman. Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde. 8. 4 M.

Oelsner, Elise, Die Leistungen der deutschen Frau in den letzten vierhundert Jahren. Guhrau, M. Lemke. 8. 3 M.

Roscher, W., System der Volkswirthschaft. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Gr. 8. 11 M.

Sperl, A., Lebensfragen. Aus den Papieren eines Denkers. München, C. H. Beck. 8. 3 M.

Steinhausen, H., Ueber christliche Malerei. Stuttgart, Süddeutsches Verlags-Institut. 8. 75 Pf.

Tkalac, Dr. E. J. v., Jugenderinnerungen aus Kroatien. Leipzig, O. Wigand. 8. 4 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 31. — 2. August 1894.

Hieronymus Lorm's Gedichte.

Leute, welche den Menschen gern in die Schablone pressen, werden, wenn sie Lorm's Gedichte lesen, ihn kurzweg den Pessimisten beizählen. Und da dieses gedankenlos gebrauchte Schlagwort jeden „Gebildeten" sogleich an Schopenhauer erinnert, so ist nichts wahrscheinlicher, als daß jene Sammlung als eine Art Versification Schopenhauer'scher Philosophie betrachtet werden dürfte. Und doch wäre diese Annahme ganz falsch. Ein streng philosophisches Werk aus der Feder Lorm's, das nächsten Herbst erscheint, wird den Beweis erbringen, daß sich der Verfasser dem frankfurter Weisen gegenüber ablehnend verhält. Doch bleiben wir bei seinen Gedichten. Schopenhauer's letzte Weisheit ist die Verneinung des Willens zum Leben, welche theoretisch ein Unding, praktisch genommen aber Selbstmord ist, obwol ihn der Schöpfer der „Welt als Wille und Vorstellung" als aus der Bejahung des Willens zum Leben stammend verwirft. Mit dieser pessimistischen Forderung nun hat Lorm nichts gemein; noch weniger mit der Lehre Eduard von Hartmann's, daß der höchste Culturzweck sei, den Untergang aller künftigen Menschen vorzubereiten — einer Lehre des Kampfes ums Nicht-Dasein, der letzten tollen Consequenz eines extremen Pessimismus, dem potenzirten Nihilismus. Lorm ist milder, versöhnlicher, optimistischer, aber darum noch lange kein Optimist.

Wer heutzutage in Vers oder Prosa nur leise von dem Schmerz spricht, der alles Dasein durchdringt, von der Angst, die sich als Grundempfindung des Menschen herausstellt, der wird von Kurzsichtigen im Handumdrehen als ein schwarzgalliger, finsterer, freud- und friedloser pessimistischer Kerl verschrien. Man verwechselt so gern mit dem Pessimismus die Melancholie, eine der großartigsten Mütter der Poesie und Kunst. Melancholisch ist nun allerdings die Stimmung der Lorm'schen „Gedichte", die soeben in siebenter, vermehrter Auflage erschienen sind.*) Ja noch mehr: alle Trauer der Welt, nicht blos die eigene, hat in ihnen einen poetischen Ausdruck gefunden. In einigen Strophen, „Mein Lied" betitelt, charakterisirt sich der Verfasser gewissermaßen selbst. Da heißt es: „Ich singe nicht als Wachtel im Getreid', ich singe wie der Hirsch nach Wasser schreit." Oder: „Die Welt vernimmt mich nicht — ihr Ohr ist stumpf dem Schrei nach Flut — ihr Lechzen stillt der Sumpf." Oder: „Mein Lied ist nur der Geist, vor dem die Welt entflieht." Dieses ernste Thema wird vom Anfang bis zum Ende des umfangreichen Buches festgehalten und erklingt in den mannichfaltigsten Variationen. Etwa den genialen, hoheitsvollen Italiener Leopardi ausgenommen, hat vielleicht kein lyrischer Dichter dem Leid, das den dunkeln Hintergrund des Lebens bildet, mit solch unerbittlicher Consequenz, mit einer solchen Fülle von Motiven, mit einem solchen Reichthum von Formen und Wendungen Wort und Klang verliehen als der Oesterreicher Hieronymus Lorm — und keiner mit größerer Tiefe der Gedanken.

Gedanken — dieses bedeutsame Wort, auf einen Lyriker angewendet, hat einen übeln Beigeschmack. Deutsche Aesthetiker, ganz abgesehen von unfruchtbaren Kritikern, haben durch graue Theorien und dürre Abstractionen mancherlei Verwirrung angezettelt. Anstatt von dem ewig lebendigen Quell der Poesie, der für sie hätte maßgebend sein müssen, gingen sie häufig genug von doctrinären, auf Voreingenommenheit beruhenden Lehrsätzen aus, die besser geeignet waren, jenen Quell zu verschütten, als ihm eine freie Bahn zu schaffen. Die Dichterindividualität, welche zuletzt das Entscheidende ist, wurde gering geachtet, und vergessen wurde, daß die Poesie unendlich ist in ihren Mitteln wie in ihren Wirkungen. So hat sich insbesondere auf dem reichen und geheimnißvollen Gebiete der Lyrik ein

*) Gedichte von Hieronymus Lorm. Siebente vermehrte Auflage. Dresden, H. Minden. 1894. 8. 5 M.

einseitiger Begriff herausgebildet. Manchenorts will man, sich allzu engherzig an Goethe's Mahnung „nur ein Hauch sei dein Gedicht" haltend, als Lyrik nur gelten lassen, was ausschließlich Stimmung und Empfindung ausdrückt und jeden Seitenblick des Gedankens und der Reflexion ängstlich vermeidet. Man spricht von reiner Lyrik, die vor lauter Reinheit oft farblos ist. Man spricht von engerer Lyrik, die vor lauter Enghheit oft bedrückt. Man heischt Einfachheit und übersieht den Uebergang künstlerischer Einfachheit zur Leere und Flachheit. In dem Drang, sich ganz in volksthümlichen Klängen zu ergehen, wird häufig die feine Scheidelinie überschritten zwischen dem Liede, das anspruchslos einfach ist, weil die Tiefe des Gemüthes kein anderes Element des Ausdrucks naturgemäß verträgt, und dem gemachten, das sich die schlichte Form ohne innere Nothwendigkeit aneignet. Die schlichte Form ist da, aber sie ist — zu schlicht; es fehlt der Gehalt, der Geist, oft ist es nur Reimgeklingel und Stimmungsmacherei ohne Sinn und Verstand. Dennoch sind die Lyriker dieser Richtung stolz und halten ihre Lyrik für die allein wahre. Man kann lesen, wie Lyriker gepriesen werden, weil sie keinen Geist besitzen, ja wie geradezu von ihnen begehrt wird, keinen Geist zu besitzen — ein Begehren, das allerdings leichter zu erfüllen ist als das gegentheilige. Die Folge ist, daß mancher, wenn er ein Gedicht schreibt, glaubt, er müsse um jeden Preis recht einfältig sein. Diese sogenannten reinen oder engern Lyriker, diese Hauchdichter tragen vor allem schuld, daß man eine neue Sammlung nicht ohne Mistrauen zur Hand nimmt.

Nein, die Lyrik der angedeuteten, nur hingehauchten Stimmung und Empfindung ist nur ein Theil, ist gewissermaßen das zartere, weibliche Element dieser edeln poetischen Gattung. Der andere, wuchtigere, männlichere Theil, die Lyrik des Gedankens, der Reflexion, des Geistes, welche bei ihren vornehmsten Vertretern oft feierlich wie in Purpur und Königskrone einherschreitet, kann vernünftigerweise nicht verworfen werden. Wer solcher Meinung wäre, müßte einige der schönsten Gedichte Goethe's streichen, dürfte Schiller's in mächtigem Pathos rauschende Lyrik nicht anerkennen, ebenso wenig den genannten Leopardi, der auf dem Gebiete des Erhabenen einzig dasteht; ja sogar Pindar, bewundert wegen seines gewaltigen Geistesschwungs und seiner sprachlichen Kraft, müßte innerhalb der antiken Welt dem literarischen Scherbengerichte verfallen. Hieronymus Lorm kann, ohne daß er durch gewaltsam kritische Einschachtelung verletzt würde, der Reihe dieser Dichter angeschlossen werden. Wohlverstanden: angeschlossen, nicht mit ihnen verglichen. Denn er hat sein eigenes lyrisches Gesicht, er ist ein Poet auf eigene Faust. Er begnügt sich nicht damit, den Mond, den Mai, die Blauveilchen zu besingen; er rückt muthig an die großen Probleme heran, welche den Menschengeist beschäftigen, an die tiefen Empfindungen, welche die Menschenbrust erfüllen. Er ist vorwiegend der Dichter der Betrachtung. Es wäre nun freilich schlimm, wenn seine Betrachtung, seine Reflexion mit nüchtern philosophischen Sätzen dastände, wie ein kahler Baum auf dürrer Heide, wenn sie sich nicht umgesetzt hätte in Bild und Poesie. Das ist bei ihm überall der Fall. Der ernste, spröde, männliche Gehalt hat sein künstlerisches Gegengewicht gefunden in einer reinen, lyrischen, gewissermaßen weiblichen Form. Weiblich, nicht weichlich. Denn auch die Form, in der Lorm wahre Meisterschaft zeigt, besitzt mitunter den Beigeschmack einer eigenthümlich anziehenden Herbigkeit. Wenn man das Duftige vermißt, so vermißt man aber auch alles Spielende und Tändelnde, alles Leichte und Seichte, und so hat die Sammlung vor vielen den Vortheil, daß sie nichts Mittelmäßiges oder Mislungenes enthält. Der melancholischen Stimmung entsprechen die gedrungenen, nicht wortreichen, fest geschlossenen Verse, deren Schönheit kaum einmal durch einen Misklang gestört wird. Neben dem Herben hat das Zarte seinen Platz gefunden. So wenn es heißt:

> Im Wald, im schattenkühlen,
> Bewegt mich süß und still
> Ein tief beruhigt Fühlen,
> Das nichts erlangen will.
>
> Nicht Blüte sproßt den Fichten,
> Nicht Frucht in ihrer Ruh';
> Sie weh'n für solch' Verzichten
> Mir gleichen Frieden zu.

An ähnlichen Gedichten, welche die Entsagung mit leisem und innigem Ton durchklingt, ist die Sammlung sehr reich; gerade sie gehören mit zu den für den Verfasser besonders bezeichnenden. Er vermeidet überhaupt im Ausdruck die schrillen Dissonanzen und sucht seiner harmonisch geklärten Anschauung über Welt und Leben, die bei ihm in Resignation und Quietismus, als der Erkenntniß wie einem Gemüthsbedürfniß entspringend, hinausläuft, vor allem eine sinnige, zart gestimmte Fassung zu geben und verzichtet auf das wild sich Geberdende und leidenschaftlich Ausgreifende. Der Schmerz der Welt in allen Schattirungen erscheint zusammengefaßt und wird in Form der Klage, der Mahnung, der Contemplation oder als Bild und Gleichniß abwechselungsreich und ergreifend geoffenbart. In „Willenlos" sagt er, wol im Hinblick auf das eherne Causalitätsgesetz, welches uns alle bindet, daß der Mensch im Dienste einer nie begriffenen Macht lebe, deren Willen er vollbringen muß. Dem ungebändigten Begehren gegenüber preist er die wunschlose Ruhe. In dem Gedichte „Trauer" heißt es:

> Drängst du dich mit Gier an's Leben,
> Straft es bitter deine Hast;
> Bist du stets gewillt zu scheiden,
> Ehrt es dich als edlen Gast,
> Reicht zum Labetrunk die süße
> Vorempfindung ew'ger Rast.

Der Einsamkeit sind schöne Strophen gewidmet:

Was immer auch dein Herz vermißt,
Es bleib' ihm Einsamkeit gewonnen!
Du schöpfst aus ihrem tiefsten Bronnen,
Was immer auch dein Herz vermißt.
Auf ihrem Grund sind reich're Wonnen,
Als Glück, das flach und irdisch ist.
Was immer auch dein Herz vermißt,
Es bleib' ihm Einsamkeit gewonnen.

Auf die Vergänglichkeit des Irdischen wird häufig in rührenden Weisen hingewiesen und die Wahrheit ausgesprochen, daß es nicht Mammonschätze, sondern scheinbar ganz indifferente Dinge sind, die uns wie ein Strahl von oben den Tag erhellen und das Leben lieblich erscheinen lassen; am reizendsten in einem seiner Ghaselen, einer Form, der sich Lorm gern und mit Kunstvollendung bedient:

Verarmtes Herz, dem nichts die Welt beschert!
O reiches Herz, das nicht nach ihr begehrt!
Es gleicht das Herz der Urne des Brahminen,
Der bettelnd bei den Reichen eingekehrt.
Sie brachten Edelsteine, Gold und Früchte,
Und haben prahlend manchen Schrein geleert.
Doch füllt sich das Gefäß nicht bis zum Rande,
Mit allen Schätzen dieser Welt beschwert,
Bis eines Kindes reine Hand die Gaben
Um einen Lotosstengel nur vermehrt.
So bleibt stets ungesättigt heil'ge Sehnsucht,
Ob ihr das Reichste dieser Welt gewährt,
Indeß ein Frühlingshauch, ein Blick, ein Lächeln
Die Seele füllt, als hätt' sie nie entbehrt.

Das ist der echte Lorm, dessen Weltschmerz nicht in Verzweiflung umschlägt, sondern nach Ueberwindung, nach Frieden und Versöhnung ringt. Es kann nicht anders sein. Ein philosophischer Denker und ein Dichter kann, auch wenn die Bilanz zwischen Lust und Unlust zu Gunsten der letztern ausfällt, das Leben nicht immer und unter allen Umständen hassenswerth finden. Er ist nicht so arm und elend, daß ihn der Zauber der Natur nicht entzücken und ihn Kunst und Poesie nicht tröstend in ihre magischen Kreise ziehen würde. So ist denn auch in Lorm's Gedichtenbuch, dessen siebenten Wiederkehr die Werthschätzung beweist, die es allenthalben gefunden hat, etwas von dem Hymnus des Guten und Schönen zu verspüren, der die Welt durchhallt. — Wir konnten davon nur andeutend sprechen: der Leser sorge nun selbst, ihn in seinem Vollklang kennen zu lernen.

Fritz Lemmermayer.

Skizzen aus spanischen Ländern.

1. Andalusien. Eine Winterreise durch Südspanien und ein Ausflug nach Tanger. Von Ernst von Hesse-Wartegg. Leipzig, C. Reißner. 1894. 8. 6 M.
2. Erinnerungen aus Spanien und Südamerika. Von Paul Mantegazza. Aus dem Italienischen von Dr. R. Teuschner. Zweite Auflage. Jena, H. Costenoble. 1894. 8. 3 M.

Seitdem die Eisenbahnen auch die iberische Halbinsel in allen Richtungen durchziehen und der Reisende nicht mehr genöthigt ist, wie zu Washington Irving's Zeiten, sich mit seinem Maulthier den Weg mühsam durch die unwegsamen Sierras zu suchen, von Gefahren verschiedener Art bedroht und keineswegs sicher, ob er am Abend ein menschenwürdiges Unterkommen und erträgliche Verpflegung finden werde, ist auch Südspanien und vor allem seine an Naturschönheiten wie an historischen Erinnerungen und merkwürdigen Baudenkmälern reichste Provinz Andalusien ein häufiges Reiseziel nordischer Touristen geworden. Hatten wir doch vor nicht langer Zeit Gelegenheit, in d. Bl. einen österreichischen Gelehrten sogar auf einer Ferienreise von Wien nach Granada zu begleiten. So durfte man sich fast wundern, daß ein so weltbekannter globe-trotter wie E. von Hesse-Wartegg uns hier noch nicht begegnet war, und seine vorliegende Schrift: „Andalusien" (Nr. 1) war uns deshalb keineswegs eine Ueberraschung.

Der Verfasser kommt mit seiner Gattin, der bekannten amerikanischen Opernsängerin Minnie Hauck von Neuyork nach Spanien auf einem jener Riesendampfer des Norddeutschen Lloyd, die jetzt zugleich mit den Schiffen der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrtgesellschaft das nächste, bequemste und angenehmste Verkehrsmittel zwischen der Neuen Welt und unserm Vaterlande über Gibraltar und Genua bilden.

Auf frühern Reisen durch Mexico, Westindien und Südamerika, erzählt Hesse-Wartegg, habe er im öffentlichen wie im häuslichen Leben, auf der Straße wie auf dem Lande, Gebräuche und Sitten, Werkzeuge und Geräthe angetroffen, die ihn lebhaft an Aehnliches, das er vorher im mohammedanischen Orient gefunden, erinnert hätten. Er erklärt diese Erscheinung dadurch, daß die Cultur dieser Länder aus Andalusien stamme, das sie seinerseits den Sarazenen verdanke und wo sie auch nach dem Falle des letzten Bollwerks der arabischen Herrschaft im wesentlichen ihren maurischen Charakter beibehalten habe. Er betrachtet deshalb Andalusien als das vermittelnde Glied zwischen Orient und Occident und bezeichnet die Alhambra „gewissermaßen als die Wiege der Neuen Welt" — eine freilich etwas kühne Behauptung, die man immerhin einem geistvollen Touristen zugute halten mag.

Der Verfasser ist dem Leserkreise d. Bl. bereits gut bekannt; wir haben schon so viele seiner Werke hier besprochen, daß es einer besondern Charakteristik seiner Auffassung und Schreibweise, der Vorzüge und Mängel

seiner Darstellung nicht mehr bedarf. Allerdings hätten wir in einer so ausführlichen Schrift über eine einzelne Provinz eine etwas gründlichere und vielseitigere Behandlung, gestützt auf ein ausgiebiges statistisches Material erwartet, wie sich eine solche in verschiedenen seiner Bücher über nordamerikanische Länder findet, über wirthschaftliche Zustände, über den Bildungsstandpunkt der Bewohner, über Kirche und Schule, wissenschaftliche und Kunstinstitute u. s. w. Der Verfasser beschränkt sich im wesentlichen auf die Schilderung von Gegenden und Städten, der körperlichen und geistigen Eigenart der Andalusier, ihrer Sitten und ihrer Lebensweise: das alles allerdings in seiner lebendigen und anziehenden Darstellungsweise, wie wir sie von der vielgeübten Feder des gewiegten Reiseschriftstellers gewohnt sind. Ein besonderes Interesse gewinnt das Buch dadurch, daß zwei Kapitel: „Carmen auf der Bühne und Carmen im Leben" (S. 137—50) und „Frauen und Harems in Marokko" (S. 412—31) von dem Gatten aus dem Englischen übertragen, der Feder Minnie Hauck's entstammen.

Seit dem 2. Juni 1878, wo ich die Titelrolle in Bizet's „Carmen" auf der Bühne von Her Majesty's Theatre in London creirte, habe ich sie wol fünfhundertmal in der großen Mehrzahl der Hauptstädte Europas und Amerikas gesungen; an fünfhundertmal habe ich den verschiedensten Don José's, allen möglichen Nationen angehörig, Cassienblüten ins Gesicht geworfen, bei Lillas Pastia in Sevilla die Seguedilla getanzt und ebenso oft bin ich an der Plaza de Toros erstochen worden. Dennoch hatte ich bis zum letzten Jahre weder Sevilla gesehen noch Andalusien.

Seit langer Zeit war deshalb dies Land das Ziel ihrer Sehnsucht, zumal um die Cigarreras von Sevilla, das Leben und Treiben in dem Riesenpalaste der großen Cigarrettenfabrik mit eigenen Augen zu sehen. Begreiflicherweise findet sie die Wirklichkeit viel weniger malerisch und farbenreich als ihr Abbild auf der kleinsten Bühne, wo sie die Oper gesungen hat. Dennoch ist das Bild, welches sie uns davon, wie von dem Zigeunerleben in Sevilla, entwirft, anziehend genug. In „Frauen und Harems in Marokko" führt sie uns ein wenig anlockendes Gemälde des häuslichen Lebens in den vornehmen mohammedanischen Familien Tangers vor Augen. Nach ihrer Schilderung führt der weibliche Theil der Bevölkerung in den höchst dürftig ausgestatteten Harems — auch die reichen Marokkaner wagen nicht ihre Schätze zu zeigen aus Furcht vor dem habsüchtigen Sultan und seinen gewissenlosen Schergen — ein langweiliges und einförmiges Leben, dessen einziger Reiz in dem Verkehr der Nachbarinnen auf den flachen Dächern ihrer Häuser besteht, auf denen sie sich gegenseitig Besuche abstatten.

Unser Verfasser selbst bekommt natürlich die schönen Haremsbewohnerinnen, von denen seine Gattin erzählt, und mit denen seine lebhafte Phantasie schier unaufhörlich in Gegenwart und Vergangenheit beschäftigt scheint, nicht zu sehen. Dagegen führt er uns über Gibraltar, dessen einzigartige Lage mit ihren wunderbaren Felsgebilden, gewaltigen Befestigungen und tropischer Vegetation er anschaulich schildert, nach Cadiz, „der weißesten Stadt der Erde", nach den berühmten Weinbergen von Xerez, nach Sevilla, der Krone Andalusiens, nach dem bei der Säcularfeier des Columbus vielgenannten Kloster la Rabida und der nahen, zu einem elenden Dorfe herabgesunkenen ehemaligen Hafenstadt Palos, von wo der große Genuese zu seiner ersten Wagefahrt ausfuhr. Wir verleben weiter mit ihm herrliche Wintertage in den Säulenhöfen der Alhambra und lernen das wüste Zigeunerleben in den Höhlen des Albaycin, der Felsenvorstadt Granadas, kennen. Von Malaga ist der Verfasser wenig erbaut: die Stadt ist ihm zu modern, zu wenig originell. Dagegen schwärmt er für Cordoba, obwol „das geistige Leben hier gerade so todt ist wie die Kunst", und obwol er nicht zweifelt, daß die altehrwürdige Stadt, deren Wohlstand und Einwohnerzahl in stetem Rückgange begriffen sind, ihrem völligen Untergange entgehengehe. Aber gerade, daß man keiner spanischen Großstadt das maurische Witwenthum so ansehen kann wie Cordoba, verleiht ihr in seinen Augen einen besondern Reiz. Lebhaft steigt weiterhin vor unsern Augen das alte Ronda, das spanische Rothenburg, über ungeheuern senkrechten Felswänden auf, wie nicht minder die südlichste Stadt der Halbinsel, die felsenfeste Tarifa, die europäische Säule des Hercules, von der aus der Verfasser schließlich noch einen Ausflug nach dem gegenüberliegenden Tanger unternimmt.

Bietet unser Buch dem Geographen und Ethnologen nur eine mäßige Ausbeute, bringt es überhaupt in der Hauptsache nur längst Bekanntes in neuer Form, so wird man es doch der lebendigen und anschaulichen Schilderungen dieses herrlichen Weltwinkels wegen kaum unbefriedigt aus der Hand legen. Nur bedauern wir, daß dem Verfasser offenbar die naturwissenschaftlichen Kenntnisse vollständig abgehen, die ein Reiseschriftsteller heutzutage kaum entbehren kann. Wenn Hesse-Wartegg von den „Alkalisteppen" der Sierra Nevada, von „Chininpflanzungen" bei Cordoba, von den „wilden Kakteen und Opuntien" Andalusiens spricht, so riskirt er, auf den Lippen eines sein Buch lesenden Secundaners ein überlegenes Lächeln hervorzurufen.

Dergleichen Verstöße gegen die Naturwissenschaft kommen in der Schrift „Erinnerungen aus Spanien und Südamerika" des berühmten italienischen Arztes und Physiologen Paul Mantegazza (Nr. 2) natürlich nicht vor. Im übrigen läßt das Buch Mantegazza's nach Inhalt und Form kaum einen Vergleich mit dem eben besprochenen zu. Nur in einem Punkte treffen beide zusammen: in der rückhaltlosen und energischen Verurtheilung der spanischen Stierkämpfe. Aber während Hesse-Wartegg sich begnügt, sie als von der Vorstellung des Spaniens der Gegenwart unzertrennlich zu schildern und zu charakterisiren: „Ohne Stierkämpfe kein Spanien, ohne Spanien keine Stierkämpfe; der kennt Spanien nicht, der nie einem Stierkampf beigewohnt hat", bringt das erste Kapitel des Mantegazza'schen Buches (S. 2—60) eine eingehende Abhandlung über die Stiergefechte mit historischen Notizen und philo-

sophischen Reflexionen. Der Verfasser gedenkt dabei auch der Versuche, sie auf italienischen Boden zu verpflanzen, deren letzter in Palermo 1892 mit der entschiedenen Verurtheilung durch die öffentliche Meinung des Landes und dem Verbote ihrer Wiederholung durch die Regierung endete. So sehr wir nun aber mit dem Verfasser übereinstimmen, wenn er die „Corridas" nicht nur grausam, sondern auch gemein, nicht nur barbarisch, sondern auch scheußlich nennt und seine Philippika mit den Worten schließt:

Die Größe eines Volkes beruht zunächst auf seinem moralischen und intellectuellen, dann auf seinem ästhetischen Besitzthum. Ihr Söhne von Murilla und Velasquez, ihr stellt in eurem Circus häßliche, abscheuliche, ekelhafte Bilder dar. Ihr, die ihr euch rühmt, die schönsten Weiber Europas zu besitzen, entfernt aus euern Sitten dieses häßlichste unter den häßlichen Dingen: die corrida de toros!

so wenig zweifeln wir, daß seine Stimme die des Predigers in der Wüste sein und bleiben wird. Seit Jahrhunderten sind diese entsetzlichen Schauspiele so eng mit den Sitten und Anschauungen des spanischen Volkes verwachsen, sind so allgemein das höchste und anlockendste aller Volksfeste für Hoch und Niedrig, für Groß und Klein geworden, daß eine Regierung, die sie abschaffen wollte, sich der dringenden Gefahr aussetzen würde, eine allgemeine Empörung hervorzurufen.

Mantegazza's Betrachtungen über den spanischen Volkscharakter, die er übrigens mehr auf die während eines mehrjährigen Aufenthaltes in den frühern spanischen Colonien Südamerikas als im Mutterlande selbst, das er nur flüchtig durchreiste, gesammelten Erfahrungen gründet, gipfeln in dem Résumé oder wie der Verfasser es bezeichnet, in der Linné'schen Definition. Der Spanier ist mystisch, beredt, arbeitsschen, freimüthig, in sein Vaterland verliebt, galant, ritterlich, geduldig und nicht selten grausam. Allerdings bezeichnet er selbst diese Diagnose — und, wie uns scheint, mit gutem Grunde — als keineswegs erschöpfend und einwandfrei. Bei dem heutigen Stande der Psychologie der Einzelnen wie der Völker könne von einer gründlichen Beurtheilung des Volkscharakters keine Rede sein — sei doch der Begriff „Charakter" selbst noch nicht einmal wissenschaftlich festgestellt. In der That möchten wir seinen Ausführungen um so weniger einen hohen Werth beimessen, als es kaum möglich sein dürfte, eine Formel zu finden, die für Castilianer und Catalonier, für Andalusier und Basken gleichmäßig Geltung beanspruchen könnte. Dagegen ist dies Kapitel reich an geistvollen und originellen Aussprüchen, wie wenn er z. B. sagt:

Wenn man einen Genuesen und einen Marseiller in einem Mörser stieße und einen Spanier (sollte wol heißen einen Castilianer) hinzufügte, so bekäme man den Teig, aus dem die braven „Catalonier geformt sind".

Die größere zweite Hälfte des Buches ist „Erinnerungen aus dem spanischen Südamerika" gewidmet, wo der Verfasser als junger Arzt eine Reihe von Jahren, hauptsächlich in Argentinien, verlebte. Sie erscheinen im wesentlichen als eine Nachlese zu seinem Buche: „Rio de la Plata e Tenerife. Viaggi e studi" (3. Aufl., Mailand 1876). Außer kleinen Genrebildern und launig erzählten Abenteuern finden wir hier die Porträts einer großen Anzahl argentinischer Frauengestalten aus verschiedenen Gesellschaftsklassen. Der Verfasser, der überhaupt offenbar ein großer Verehrer des ewig Weiblichen ist, preist die Schönheit der Creolinnen in allen Tonarten. „Für mich ist eine Unterhaltung ohne Frauen ein Gastmahl ohne Wein, ein Garten ohne Blumen, eine Liebe ohne Wollust, ein Blumenstrauß ohne Duft." Er beklagt es bitter, daß eine in die noch sehr primitiven Gesellschaftszustände mit ihrer naturwüchsigen Naivetät eingedrungene oberflächliche Cultur mit ihrer Nivellirung religiöse, politische und literarische Heuchelei in ihrem Gefolge gehabt habe, ruft aber doch am Schlusse aus: „Non praevalebunt . . . das Böse ist eine Krankheit, und die Gesundheit der Seele wird im Herzen unserer Kinder ewig leben!"

Die Uebersetzung ist gut und fließend geschrieben; nur hätten wir gewünscht, daß Teuschner auch die spanischen Mottos und Citate des Originals deutsch wiedergegeben hätte.

Otto Speyer.

Neue Romane.

1. In den Fesseln der Schuld. Roman in drei Büchern von Friedrich Dernburg. Zwei Bände. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt. 1894. 8. 9 M.
2. Unordnungen. Roman von L. Haidheim. Zwei Theile in einem Bande. Berlin, O. Janke. 1894. 8. 7 M.
3. Feindliche Pole. Roman von Maurus Jokai. Ausschließlich ermächtigte deutsche Uebertragung von Ludwig Wechsler. Zwei Theile in einem Bande. Stuttgart, Druckerei und Verlagshaus Dr. Foerster u. Comp. 1894. 8. 4 M.
4. Lou. Roman von Alexander Baron von Roberts. (Engelhorn's Allgemeine Roman-Bibliothek. 10. Jahrgang. Band 19.) Stuttgart, J. Engelhorn. 1894. 8. 50 Pf.
5. Klingende Geschichten. Von Elise Polko. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1894. 8. 4 M.

Nach Art der Schriftsteller, die in einem Sammelbande in der Regel das nach Umfang und Bedeutung hervorragendste Stück an die Spitze stellen und die übrigen dann in buntem Wechsel folgen lassen, wollen wir bei unserer Besprechung den Anfang mit dem größten unter den vorliegenden Romanen machen, der zugleich der bedeutendste ist.

Friedrich Dernburg hat sich in seinem Roman „In den Fesseln der Schuld" (Nr. 1) eine schwierige Aufgabe gestellt; er will zeigen, wie die Tochter einer vornehmen Familie, eine stolze und scheinbar in sich ganz feste Natur, im Drange der Noth und bei gebotener günstiger Gelegenheit zur Diebin wird. Und es ist ihm gelungen, das wahr-

scheinlich zu machen, sowol nach den innerlichen wie nach den äußerlichen Vorbedingungen. Die Familie des Geheimraths von Olzen ist aus scheinbar glänzenden Verhältnissen heraus durch den Tod des Vaters in eine Lage versetzt worden, wo der Widerstreit zwischen der drängenden Noth und dem Bestreben, den alten Schein wenigstens bis zur Heirath der ältesten Tochter mit ihrem Bräutigam, einem vermögenden Offizier, aufrecht zu erhalten, eben für diese Tochter, auf der die finanziellen Sorgen der ganzen Familie ruhen, immer peinlicher und beengender wird. Sich ihrem Bräutigam zu entdecken, verbietet ihr der Stolz; die letzte Aussicht auf Hülfe ist ihr genommen, seitdem ein Proceß um den Besitz der Familienjuwelen durch Schuld ihres Rechtsanwaltes verloren gegangen ist; ein Ballfest, dem sie mit ihrem Bräutigam beiwohnt bei der Cousine, die den Schmuck erstritten hat und nun damit prahlt, zeigt ihr im grellsten Lichte den Unterschied zwischen dem, was war und wieder sein könnte, und dem, was ist. Und durch allerhand Erlebnisse und Ueberlegungen erschüttert in dem ganzen Bestand ihrer Ueberzeugungen, die sie bis dahin als den unumgänglichen Besitz der guten Gesellschaft angesehen und gehegt hat, vom Widerspruch zwischen dem glänzenden Schein und dem dürftigen Sein bei ihr, zwischen fremdem Ueberfluß und eigenem Mangel aufs äußerste gequält, unterliegt sie der sich plötzlich bietenden Versuchung, sich einen werthvollen Theil des kostbaren, ihr unrechtmäßigerweise entzogenen Schmuckes anzueignen, um mit dem Erlös dafür die drückendste Noth zu beseitigen, die Ausrichtung ihrer Hochzeit zu ermöglichen und sich damit in eine andere Existenz hinüberzuretten, die ihr Ruhe und Sicherheit gewähren soll. Natürlich täuscht sie sich hierin; sie erreicht zwar äußerlich ihren Zweck; aber Ruhe und Sicherheit findet sie nicht. Im Banne ihrer Schuld von Lüge zu Lüge, von Verstellung zu Verstellung getrieben und je länger je mehr von ihrem Schuldbewußtsein gepeinigt, begrüßt sie schließlich die drohende Entdeckung als Erlösung und sucht ihre Ruhe dadurch wiederzufinden, daß sie die Strafe für ihre That auf sich nimmt. So spielt sich das Ganze auf dem Boden der alten Moral, der Lehre von der eigenen Verantwortlichkeit ab; die neuen Theorien, die dem Einzelnen die Verantwortlichkeit für seine Thaten abnehmen und der Gesammtheit, der Gesellschaft aufbürden wollen oder den Antrieb zur That in einen Nervenreiz, eine außerhalb der Controle des Willens liegende Seelenregung setzen wollen, diese Theorien haben zwar im Romane auch ihre Vertretung, aber sie gehen gewissermaßen nur erläuternd, mildernd nebenher; es wird der Gedanke eindringlich gepredigt: wer vermag für sich in allen Lagen des Lebens einzustehen? Kein Mensch weiß wol, wie dicht er am Abgrunde der Schuld und des Verderbens steht; aber die gesunde und natürliche Empfindung, daß schließlich doch jeder Mensch der Thäter seiner Thaten und dafür verantwortlich ist, wird durch diese Erwägungen nicht außer Kraft gesetzt. Der Aufbau des Romans, die Führung der Handlung ist geschickt und kunstvoll; nur an einer Stelle tritt die Führung der Fäden sozusagen etwas zu Tage, wo Samuel sich Rahel's Mantel geben läßt, wodurch die Auffindung des verrätherischen Medaillons in der Manteltasche vorbereitet werden soll. Der Roman ist ziemlich reich an charakteristischen und gut gezeichneten Gestalten; mit besonderm Geschick sind die jüdischen Personen behandelt; der alte Lobenstein, der lebenserfahrene, fürsorgliche erste Gatte der Olzen'schen Cousine Lizzy Reßmann, deren treue Dienerin Rahel und ihr Bräutigam, der emsig thätige Samuel. Unter den im Mittelpunkte der Handlung stehenden Gestalten nimmt am meisten für sich ein der grundbrave und in seiner Liebe und seinem Glauben unerschütterliche Bräutigam der Heldin, Fritz Vollborn, von dessen zäher Liebe man auch nach den gegebenen Andeutungen eine weitere glückliche Lösung erwarten darf. Einiges Bedenken bezüglich ihrer Lebenswahrheit könnten am ehesten die Geschwister der Heldin erwecken: ein Bruder Otto, der auch nach dem Tode des Vaters seine Stellung als Student der Rechte weiter behauptet, ohne ernstlich an irgendwelchen Abschluß als an den in Form einer reichen Heirath zu denken, wozu er vorläufig so gut wie gar keine Aussicht hat, und der inzwischen vom Borg und von dem lebt, was er seiner Schwester abjagen kann, und eine Schwester Wanda, die eben aus der Pension im königlichen Odilienstift zurückgekehrt ist und voll ist von socialdemokratischen Anschauungen, die sie dort heimlich aus Bebel's Schriften gewonnen hat, und die nun die Welt an diesem Maßstabe mißt. Die letztere Gestalt, in ihrer ehrlichen Geradheit sehr ansprechend geschildert, erinnert etwas an die Theaterbackfische, die vom wirklichen Leben doch gar zu wenig zu wissen pflegen; und beim erstern, der nicht viel mehr als ein Lump in Folio ist, erscheint es unbegreiflich, daß nicht Hella oder Wanda in ihrer unbestechlichen Wahrheitsliebe ihn einmal auf seinen wahren Charakter hinweisen sollten. Indessen wollte der Dichter vielleicht zeigen, wie eben der Bann der conventionellen Anschauungen auch solche Sumpfgewächse gelten läßt, so lange sie nicht gegen die äußerlichen Forderungen der Gesellschaft verstoßen. Die Mannichfaltigkeit der sonst noch auftretenden Gestalten, die Weite des Blickes und die Sicherheit der Beobachtung, die Fülle der Anregungen zeigt uns den gewiegten Menschenkenner, durch dessen Hand wir uns gern und mit Genuß und Nutzen einen bedeutungsvollen Ausschnitt aus dem Leben der Gegenwart vorführen lassen. Eine Bemerkung sei nur noch bezüglich der Sprache gestattet, die an manchen Stellen nicht den Forderungen entspricht, die wir an einen so erprobten Schriftsteller stellen dürfen. Von der Frage der Verwendung der Fremdwörter, wo das persönliche Ermessen ein gewisses Recht beansprucht, sei ganz abgesehen; störender schon ist der willkürliche Wechsel zwischen Präsens und Imperfectum in Erzählung und Schilderung, besonders im ersten Theile nicht immer recht durchsichtig die Wahl von Tempus und Modus in Vergleichssätzen, die freilich vielfach einen schwachen Punkt der Sprache auch unserer bessern Schrift-

steller bilden — auf alle Fälle tadelnswerth aber sind undeutsche Wendungen, die man kaum einem Ausländer verzeihen würde, wie: er machte den Apfel mit einigen Bissen verschwinden; auf diesem Kapitel war Frau von Olzen unerschöpflich; es war heraus, daß die Perlen entkommen sind (entkommen kann nur etwas Lebendes, leblose Dinge kommen weg); sie spürte es in den Händen, als müsse sie Lizzy den Schmuck vom Kopfe reißen (statt: sie hatte ein Gefühl in den Händen, als müsse sie); sie hatte die Kapuze überzogen (nicht etwa mit einem Stoff, sondern sich über den Kopf) und anderes mehr. Solche Nachlässigkeiten des Ausdruckes sind wol zu erklären aus einer gewissen durchaus ungerechtfertigten Geringschätzung der sprachlichen Seite schriftstellerischer Thätigkeit; aber gerade bei einem Schriftsteller von anerkannter Bedeutung, wie es Dernburg ist, müßte die sorgfältige Feile der Sprache überall erkennbar sein; die Sprache soll doch für den dichtenden Schriftsteller mehr als bloßes Mittel der Verständigung sein, sie soll selbst als Kunstwerk behandelt werden.

Auch in den Kreisen der „Gesellschaft", und zwar von Berlin und Umgegend spielt der L. Haidheim'sche Roman „Unordnungen" (Nr. 2), ein Roman, in dem nach vielen Unordnungen schließlich alles doch noch in die schönste Ordnung kommt. Es sind keine ungewöhnlichen Charaktere, die uns hier vorgeführt werden, aber gut und lebenswahr gezeichnet, und die Handlung wird in guter Entwickelung durchgeführt, ist auch mannichfaltig und reich an spannenden und aufregenden Erlebnissen. Der Titel „Unordnungen" ist nicht von der Hauptheldin, sondern von ihrer Schwester und deren Gatten hergenommen, sozusagen dem zweiten Liebhaberpaare, das durch die Unordnungen der Frau in ernste Zerwürfnisse gestürzt wird, und sich nur nach schweren innern Kämpfen wieder aussöhnt. Das Buch wird jedenfalls als gute Unterhaltungslektüre gern gelesen werden.

Eine zu flotter Unterhaltung flott hingeschriebene Erzählung ist Maurus Jokai's „Feindliche Pole" (Nr. 3); ihr Gegenstand sind die Schicksale der beiden bekannten Vettern Friedrich und Franz von der Trenck, die in Anlehnung an die Memorien des erstern, aber wol ohne Benutzung der vom letztern auch hinterlassenen bis zum Tode des Franz ihre Darstellung finden. Die spätern Schicksale Friedrich's, seine magdeburger Gefangenschaft und die dortigen Fluchtversuche, bleiben unberücksichtigt. Diese beiden Männer sind die feindlichen Pole, nach denen das Buch benannt ist; sie bilden die entschiedensten Gegensätze nach ihrem Aeußern sowol wie nach ihrem Charakter, nur der Muth und die kriegerische Tüchtigkeit ist bei beiden gleich groß. Ihre Schicksale, schon an und für sich ziemlich abenteuerlich, sind mit lebhafter Ausschmückung dargestellt; dem Verfasser ists offenbar mehr um das Unterhaltende und Spannende, als um die geschichtliche Wahrheit zu thun. Mit dieser geht er bei seiner Erzählung der vielen Husarenstücklein auch etwas husarenmäßig um, wie einige Proben beweisen mögen: Friedrich's des Großen Vater ist der große Kurfürst, dessen Vater wieder Friedrich Wilhelm; Friedrich der Große antwortet auf die Frage: „Kennen Eure Majestät das Nibelungenlied?" „Ich weiß jede Strophe auswendig." Weil Friedrich nicht will, daß die Damen seines Hofes französische Verse lesen, muß auf seine Veranlassung ein junger deutscher Dichter, der unter dem Namen Raimund schreibt, ein Heldengedicht über den Feldzug des Jahres 1744 verfassen, das dann am Hofe vorgelesen wird. Daß bei solchen Anschauungen auch die Urtheile über geschichtliche Personen und Ereignisse etwas sonderbar ausfallen, ist wol natürlich; die einzige Gestalt, die mit Liebe und Achtung behandelt und beurtheilt ist, ist die der Maria Theresia.

Aehnlich wie der Verfasser mit der Geschichte, so geht auch in diesem Buche wieder der Uebersetzer (wie schon bei früherer Gelegenheit erwähnt wurde, s. Nr. 20, S. 315) mit der Sprache etwas husarenmäßig um. Da hat jemand große krause Locken (nicht etwa erinyenhafte, sondern nur geringelte Haare); ein anderer ist vierspprötig, der wol vierschrötig sein soll; von einem andern wird gefragt, „wes Leute Kind er sei"; Husaren „übergingen" zum Feinde, oder es werden „Arkanume" gereicht, ganz abgesehen von „sich befindlich", „nachdem" in begründendem Sinne und anderes mehr. Wer sich über diese geschichtlichen und sprachlichen Anstöße hinwegsetzt, mag sich wol von der abenteuerlichen Erzählung ganz gern spannen und fesseln lassen.

Auch etwas abenteuerlich-phantastisch, wenngleich in anderer Art, ist der Roman „Lou" von A. von Roberts (Nr. 4). Der einsilbige Titelheld ist ein Neger, dessen schlichte und wahre Treue in Gegensatz gestellt wird zu der flatterhaften Oberflächlichkeit und Unbeständigkeit eines pariser Mädchens, das erst Lou's Herrn finanziell ruinirt, dann verlassen und dadurch in den Tod getrieben hat, und das dann den Neger selbst bald als Freund bald als Spielzeug behandelt, bis er, bitter von ihr gekränkt, von ihr flieht und — durch Zufall tödtlich verunglückend — gern aus diesem Leben scheidet, in dem er sich nicht hat zurechtfinden können. Die Geschichte ist lebendig erzählt, manchmal vielleicht in einem etwas gar zu lebhaften Stile, der dann leicht gesucht oder geschraubt wird, sodaß einzelne Wendungen ans Komische streifen; so wenn von dem breiten, ruhigen, stummen Rücken des Kutschers die Rede ist; oder wenn es an anderer Stelle heißt: die Menschen lauschten mit scheinbar abgewendeter Geberde, aber selbst ihre Rücken lauschten und ihre Elnbogen. Eine gut erzählte und unterhaltende Episode ist der Aufenthalt Lou's, der mit dem Hunde seines todten Herrn geflohen ist, um von diesem nicht getrennt zu werden, in einer Menagerie, wo Lou den Wilden spielt; einen Glanzpunkt bildet hier das Gastmahl in der Menagerie, an dem zahlreiches fahrendes Volk theilnimmt. Auch die Schlußkapitel, die das rührende Ende des armen so vielfach Getäuschten darstellen, sind gut geschrieben; das Ganze vielleicht ein klein wenig überspannt.

Das letzte der zu besprechenden Bücher, das eine

Sammlung mehrerer Stücke enthält, „Klingende Geschichten" von Elise Polko (Nr. 5), darf schon um des Namens der Schriftstellerin willen eine freundliche Aufnahme beanspruchen. Sie hat ihre Sammlung „Klingende Geschichten" genannt, weil es in fast allen Stücken singt und klingt von musikalischen Erinnerungen und Wirkungen der Musik, wie denn auch das Buch den „Meistersingerinnen" deutscher Lieder, Frau Lilly Lehmann-Kalisch und Marianne Brandt gewidmet ist. Den werthvollsten Theil bilden denn auch die warm und pietätvoll geschriebenen Erinnerungen an Sängerinnen wie Hermine Spies, Marie Wilt und viele andere noch lebende und längst gestorbene musikalische Größen, die Elise Polko aus dem reichen Schatze ihrer persönlichen und literarischen Erlebnisse und Erfahrungen heraus mittheilt. Dazu treten noch (abgesehen von einigen kleinern Skizzen) ein paar Geschichten, die die bestrickenden Wirkungen der Kunst und besonders der Musik und den vergeblichen Kampf nüchterner und prosaischer Naturen gegen den Reiz, den die Kunst auf die dazu Beanlagten ausübt, anzeigen sollen; so die erste und größte der Erzählungen, die Novelle „Einsam und still", und ebenso noch ein paar andere. Alles im Tone warmer Empfindung dargestellt, der für männlichen Geschmack manchmal etwas Weiches und Gefühlsseliges haben mag, aber auf zarte Frauengemüther vielleicht um so mehr wirkt.

M. Rachel.

Sammlungen deutscher Volkslieder.

1. Deutscher Liederhort. Auswahl der vorzüglichern deutschen Volkslieder nach Wort und Weise aus der Vorzeit und Gegenwart gesammelt und erläutert von Ludwig Erk. Neu bearbeitet und fortgesetzt von Franz M. Böhme. Zwei Bände. Erster Band. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1894. Gr. 8. 12 M.

In dem würdig ausgestatteten Werke, dessen erster Band hier vorliegt und das nicht weniger als drei Bände umfassen soll, dürfte wol eine für alle Zeiten grundlegende Arbeit zur deutschen Volksliederkunde zu begrüßen sein und nur der Umstand, daß dieses Werk noch nicht vollständig ist, verhindert den genauen Ueberblick der ausgedehnten Sammlung, auf welche wir an dieser Stelle nach dem Erscheinen der weitern Theile ausführlich zurückkommen werden. Aber auch jetzt schon kann man die Bedeutung dieser Arbeit hervorheben, welche hauptsächlich dem unendlichen Sammeleifer Ludwig Erk's zu verdanken ist, eines Mannes, der sich um das deutsche Volkslied und dessen Kenntniß verdient gemacht hat wie kein zweiter. Leider sollte Erk die Frucht seiner unermüdlichen Thätigkeit, als welche diese zweite Ausgabe des „Deutschen Liederhortes" erscheint, nicht erleben. Er starb am 25. November 1883 mit Hinterlassung eines handschriftlichen Nachlasses von Volksliedern, den er durch mehr als ein halbes Jahrhundert und zwar zumeist nebst beigefügten Melodien gesammelt hat. Diese Sammlung umfaßt einundvierzig große Quartbände und befindet sich, von der Regierung angekauft, welche den außerordentlichen Werth von Erk's Nachlasse erkannte, in der Bibliothek der königlichen Hochschule für Musik in Berlin. Ein trefflicher, längst erprobter Fachmann Franz M. Böhme, dem wir unter andern das 1877 erschienene ebenfalls höchst bedeutende „Altdeutsche Liederbuch" in Wort und Weise verdanken, wurde von der königlich preußischen Regierung mit der ehrenden Aufgabe betraut, auf Grundlage des erwähnten handschriftlichen Materials die neue Auflage des „Liederhortes" zu besorgen, zu deren Drucklegung die Mittel Kaiser Wilhelm II. großmüthig und kunstfreudig zur Verfügung stellte. Wie Böhme die äußerste Vollständigkeit seiner großen Arbeit anstrebte, weist wol schon ein Blick in das Quellenverzeichniß nach; der Bearbeiter hat, wie dieses ergibt, außer der Sammlung Erk's noch gegen hundert andere handschriftliche Liedersammlungen aus Archiven, Bibliotheken und Privathänden benutzt, auch sämmtliche gedruckt vorliegende Liederbücher beigezogen. Das erwähnte Quellenverzeichniß allein bildet die wichtigste bibliographische Arbeit über deutsche Volksliederbücher und zwar sowol über handschriftliche als auch gedruckte, sie umfaßt nicht weniger als vierundvierzig Seiten des großen Octavformates, welches für das Werk zweckmäßigerweise gewählt worden ist. Das Ganze soll ein kritisches der Literatur und culturgeschichtlichen Wissenschaft dienendes Buch werden, in dem ausschließlich nur wirkliche Volkslieder enthalten sind, d. h. Lieder, die im Volke von unbekannten Verfassern gedichtet sind und durch Volksmund verbreitet erscheinen. Jedem Liede ist in einfachem klarem Satze die Melodie beigegeben, Vergleiche mit den Sammlungen einzelner deutscher Gebiete sind durchgeführt, werthvolle Erläuterungen und Bemerkungen beigegeben. Der vorliegende Band enthält die wichtige Gruppe: „Erzählende Volkslieder aus dem Gebiete der Sage und Dichtung", welche wieder in Unterabtheilungen zerfällt. Es sind in diesem Bande 220 Nummern enthalten und jede einzelne weist die Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit des Bearbeiters nach. Wie bemerkt, wird nach dem Erscheinen der weitern Bände noch ausführlicher über das Ganze und Einzelne zu sprechen sein.

2. Nassauische Volkslieder. Nach Wort und Weise aus dem Munde des Volkes gesammelt mit literarhistorischen Anmerkungen versehen und auf Veranlassung des Bezirksverbandes des Regierungsbezirkes Wiesbaden herausgegeben von Ernst H. Wolfram. Berlin, K. Sigismund. 1894. Gr. 8. 4 M.

Es ist selbstverständlich, daß neben einer so großen dem allgemeinen deutschen Liederschatze gewidmeten Werke wie

das Erk-Böhme's, auch die Sammlungen einzelner bestimmt abgegrenzter Gebiete ihren Werth behalten, zumal wenn berufene Kenner sich im Volke selbst umgesehen und die Erfolge eingehender Untersuchung und rühmenswerthen Fleißes in einem Buche niedergelegt haben wie Wolfram in den „Nassauischen Volksliedern". Schon das Verzeichniß der gedruckten Quellen im „Deutschen Liederhort" erweist, welche wichtige Bedeutung solche Specialwerke für die Allgemeinheit erlangen. Da bisher noch keine größere Ausgabe von Nassaus Liedern vorliegt, so muß die Reichhaltigkeit und Ausführlichkeit der hier gebotenen Texte besonders warm anerkannt werden und jedermann wird gern in das Lob einstimmen, welches unser hervorragender Culturhistoriker Gustav Freytag in einem als Einleitung abgedruckten Briefe diesem schönen Werke emsigen Sammelfleißes gespendet hat. Freytag betont die Bedeutung, welche bei den werthvollern Liedern jede landschaftliche oder örtliche Ueberlieferung hat, auch die unvollständigste. „Fast alle der ältern Liedern sind in mehr als einer Landschaft erhalten und in den Sammlungen der Landschaften gegenwärtig gedruckt, aber Worte und Melodie jeder Landschaft weisen irgendetwas Eigenes, dessen Kenntniß sehr werthvoll sein kann." Selbstverständlich weist auch Nassau zahlreiche Volkslieder auf, die sich in vielen andern deutschen Gebieten finden, die aber hier in der Eigenart dieses Landes und Volkes nach der mündlichen Ueberlieferung aufgezeichnet erscheinen. Es ist von Interesse, aus einem andern dem Buche vorgedruckten Schreiben Dr. F. Zinsser's ebenfalls einige Worte über diese Liedersammlung anzuführen, da in ihnen noch ein anderer ethischer Gesichtspunkt ins Auge gefaßt ist. Dr. Zinsser schreibt unter anderm über die vorliegende Arbeit: „Abgesehen von ihrem wissenschaftlichen Werth wird sie dazu beitragen, den Verfall und das Aussterben der alten schönen Lieder zu verhüten oder wenigstens hinauszuschieben und wird so bildend und veredelnd auf den Geschmack des singenden Volkes einwirken. Daß aber eine solche Geschmacksveredelung noch andere wohlthätige Folgen nach sich zieht, liegt auf der Hand." Bei der Durchsicht des reichen Schatzes von schönen Volksliedern, welche hier geboten werden, muß man dem Fleiße E. Wolfram's, der sie zusammengetragen, alle Anerkennung zutheil werden lassen; es sind über fünfhundert vollständige Lieder nebst Melodien in dem Bande enthalten, welche der Herausgeber zumeist direct aus dem Volksmunde zusammengetragen oder ebenfalls aus dieser Quelle durch verläßliche Gewährsleute erhalten hat. Eine schätzenswerthe Einleitung weist auf die Arten der Volkslieder des in Rede stehenden Gebietes, auf deren Verbreitung, Erhaltung, Kenntnißnahme sowie auch auf deren Entstehung hin. Diese Einleitung enthält auch überaus zu beachtende allgemeine Bemerkungen. Ein Verzeichniß der Orte, aus denen die Lieder herrühren, bildet eine nicht zu übersehende Zugabe, auch fehlt eine Uebersicht der verglichenen Literatur und am Schlusse ein alphabetisches Register nicht. Um der Eintheilung der Lieder selbst noch kurz zu gedenken, so gruppirt der Herausgeber den Stoff in Lieder erzählenden Inhalts, Liebeslieder, Heiraths- und Ehestandslieder, Ständelieder, Gesellenlieder, Lieder vermischten und solche historischen Inhaltes. Der auch musikgewandte Verfasser und Sammler hat sogar ein Uebriges gethan und am Schlusse zwanzig Lieder für eine Singstimme mit Klavierbegleitung und zwanzig für Männerchor eingerichtet mit den Noten beigegeben, wofür ihm sangesfreudige Kreise ganz besondern Dank wissen werden.

Anton Schlossar.

Zur Philosophie.

1. Schopenhauer. Ein Beitrag zur Psychologie der Metaphysik von Rudolf Lehmann. Berlin, Weidmann. 1894. 8. 4 M.

Der Verfasser bekennt „Zur Einführung", daß er lange Jahre im Bann der Schopenhauer'schen Metaphysik gestanden habe. Aber ein in der Gesellschaft thätiges Leben sei mit solcher Anschauung unmöglich; überdies habe ihn genauere Kenntniß von Kant's Kriticismus die Unhaltbarkeit der Schopenhauer'schen und mit ihr aller Metaphysik erkennen lassen. Er habe sich psychologischen, cultur- und literarhistorischen Studien zugewendet und diese hätten ihm denn nach Jahren Schopenhauer zu einem psychologischen und culturgeschichtlichen Problem gemacht. Da nun seine Untersuchung ihn in Schopenhauer den Typus des Metaphysikers erkennen ließ, hofft er überhaupt einen Beitrag zur Psychologie der Metaphysik geliefert zu haben.

Bei der nun vorliegenden gediegenen Arbeit, die uns um so werthvoller erscheint, als die alte Verehrung für Schopenhauer darin noch nachlebt, freut uns, daß der Verfasser sich durch das Erscheinen von Kuno Fischer's: „Arthur Schopenhauer" nicht von seiner Veröffentlichung abhalten ließ; denn mit Recht stellt er die Ethik, nicht die Aesthetik wie K. Fischer, in den Mittelpunkt von Schopenhauer's Lehre und Persönlichkeit und ebenso fragt er mit Recht, wie sich Leben und Charakter des Denkers in seiner Lehre wiederspiegeln, statt umgekehrt. Der Verfasser weist im ersten Abschnitt „Persönlichkeit und Philosophie" darauf hin, daß der Denker seine Lehre in der Jugend aufstellte, wo der innere Kampf gegen die Leidenschaftlichkeit seiner Triebe ihn im beschaulichen Denken und in der Askese das Höchste erblicken ließ. Wir danken dem Verfasser für seine treffliche Darstellung; denn auch wir empfanden wie viele den Widerspruch, in welchem der alte, etwas rücksichtslose Junggeselle mit seiner Lehre lebte, als etwas Widerwärtiges.

Uns scheint aber, daß Schopenhauer in seiner Schwärmerei für das gelobte Land des innern Friedens dieses als ein ihm Versagtes ansah und deshalb nicht hinreichend Selbstzucht an sich übte. Der Mangel der Selbstzucht äußerte sich nicht blos in seinem Alter, sondern mehr noch in der Fülle der Widersprüche seines Denkens, welche gerade durch vorliegende Schrift lebendig hervortreten. Im Abschnitt „Romantik und Rationalismus" zeigt der Verfasser, wie beide Culturströmungen, von denen die erste als Reaction des Gefühlslebens gegen die kalte Vernunftsweisheit auftrat, auch bei Schopenhauer zum Ausdruck kommen, freilich in unvermitteltem, widerspruchvollem Gegensatz. Uns scheint nun, daß gerade durch diese seine Einseitigkeit Schopenhauer sich das auch vom Verfasser anerkannte Verdienst erwarb, in der Philosophie die Bedeutung von Wille und Gefühl zur Geltung gebracht zu haben; während Jakobi's schüchterner Hinweis auf das Gefühl der Vernunfteinseitigkeit gegenüber nicht aufkommen konnte.

Die zwei letzten Abschnitte: „Monismus und Ethik", „Die Methode Schopenhauer's", verstehen sich von selbst; wir können leider hier nur auf diese Abschnitte, denen wir, so weit sie Schopenhauer betreffen, rückhaltlos beistimmen, verweisen. Der Verfasser betrachtet aber Schopenhauer auch als Typus der Metaphysik, und hier nun scheint uns, als ob der Verfasser es rüge, daß Schopenhauer das Psychologische, Wille und Gefühl, in die Metaphysik hereingezogen habe; aber gerade das ist sein Verdienst, da die Seele ein in Denken, Wollen und Fühlen einheitliches Wesen ist oder sein soll. Mit Recht dagegen rügt der Verfasser S. 188, daß Schopenhauer zu metaphysischem Aufbau den Doppelsinn der Worte benutze; doch hierin folgt er nur dem von ihm verspotteten Hegel, der die deutsche Sprache gerade deshalb geeignet zur Speculation nennt, weil sie soviel doppelsinnige Worte habe. Der Verfasser hätte auch die Scholastik, die Wortspielerei aller Metaphysik erwähnen können; denn Schopenhauer z. B. folgert aus dem sprachlichen Geschlecht des Wortes Vernunft, daß die Vernunft als solche ein Weib sei und sich daher von jedem Willen, als Mann, verführen lasse, sich ihm hingebe. Hiermit freilich stehen wir bei der Hauptstütze aller Metaphysik, bei der Poesie oder der „metaphysischen Dichtung", wie der Verfasser ebenfalls sagt. Poesie ist es, die Vernunft Weib, den Willen Mann zu nennen; Poesie ist es, zu behaupten, die gravitirende Materie, wie der menschliche Leib seien Willen. Da denn solche poetische Gleichstellung nicht zu begreifen ist, so stempelt man sie, wie der Verfasser aus Schopenhauer's Werken (I, 122) anführt, kurzer Hand zu einer „philosophischen Wahrheit". Er hätte noch aus I, 121 anführen müssen, daß Schopenhauer solche Einheit auch als „Wunder κατ' ἐξοχήν" preist. Wobei denn freilich nicht einzusehen ist, weshalb ein philosophisches Wunder werthvoll, ein theologisches werthlos sein soll. Mit Anführung dieser letzten Hülfsmittel aller Metaphysik, der Annahme von unbeweisbaren Behauptungen und von Wundern, beenden wir die Anzeige eines Buches, dem wir nicht nur wegen seiner anschaulichen gewissenhaften und pietätvollen Zergliederung der Lehre, sondern mehr noch weil es der Persönlichkeit des Denkers gerecht werden lehrt, weite Verbreitung wünschen.

2. Das neue Jahrhundert. Philosophische Studien von einem Ungekannten. Motto: Und sie bewegt sich doch. Leipzig, W. Friedrich. 1894. 8. 3 M.

Der Verfasser erwartet (S. 3), seine Leser zu enttäuschen, insofern sie bei ihm eine Kritik des alten und eine Speculation über das neue Jahrhundert zu finden meinen. Deshalb aber hätte auch der Titel heißen müssen: Die Ethik des neuen Jahrhunderts, oder: Die neue Ethik, auf Grund „der Vorstellung einer unabsehbaren Entwickelungsfähigkeit der menschlichen Individualität und der eventuellen moralischen Verpflichtung des Einzelnen einem solchen Entwickelungsgesetz gegenüber" (S. 3). Es ist uns neu, daß die Vorstellungen der Entwickelungsfähigkeit und der Verpflichtung neu sein sollen. „Das Losungswort neuzeitlicher Forschung (S. 7—8) ist das Herabsteigen von den Höhen absoluter makrokosmischer Speculation zu dem Studium des Mikrokosmos, des Menschen und seiner Impulse. Dies ist der Kernpunkt des Welträthsels; er heißt: Individualität. Nur was der Mensch in sich selbst fühlt, begreift, erlebt, ist im wahren Sinne des Wortes seine Realität." Aber das Reden von Makro- und Mikrokosmos schließt eine Rückkehr zur alchemistischen Philosophie ein; und der Mensch war allzeit der Kernpunkt des Welträthsels. Nur legte man seither überall den Maßstab menschlicher Vernunft an, jetzt sollen nur seine Impulse, Wille und Gefühl, der Maßstab sein. Daher heißt es (S. 75):

> Das Grundproblem aller Ethik besteht darin, den Menschen über die Qualität seiner (Macht- oder) Lustgefühle (im negativen Sinne seines Mangels) zu belehren, um mit Hülfe solcher Belehrung eine Höherpotenzirung, respective Qualitätssteigerung der Lust (somit auch des moralischen Gewissens) im Interesse der Gesammtheit sowol, als auch der individuellen Glückseligkeit zu erzielen.

Im Widerspruch hiermit heißt es freilich S. 10:

> L'homme machine, der nur der Erleber, aber nicht der Beherrscher seiner Triebe ist, muß wohl oder übel als „sein" Glücksgefühl hinnehmen, was die Natur ihm von Anbeginn bestimmt hat und von einer mit egoistischem Raffinement getroffenen Wahl dürfte hier nicht die Rede sein.

Also hiernach keine Möglichkeit seine Triebe zu beherrschen, sein Glück zu wählen, während oben das Grundproblem sie fordert! Deshalb ist auch S. 68

> von der Verbindlichkeit, von den Aequivalenten der Wahrheit an sich und von der Bestrafung ihrer willkürlichen Verhöhnung

die Rede. Ferner heißt es S. 152:

> Wir entdecken in uns eine lustvolle Kraft des Wahlvermögens. S. 107: Der Mensch kann lieben mit dem lustvollen Kraftgefühl des intuitiven Wissens um Schönheit und Güte und seines gottbegnadeten Wahlvermögens im Bereiche dieser letztern.

Aehnlich lesen wir über das Gewissen anfangs:

> Das Gewissen ist das Wissen von sich, die Ueberzeugung, und Denkfehler, Irrthümer sind Gewissensfälschungen, aber S. 62: Das Gefühl der Verpflichtung einem höchsten Werthmaß gegenüber ist der Kernpunkt und die eigentliche Essenz des moralischen Gewissens.

So ähnlich aber spricht ein Pfarrer auch, nur ist ihm Gott, das höchste Werthmaß, keine bloße Vorstellung wie dem Verfasser. Dieser unterscheidet eben mit Schopenhauer zwei Gewissenssphären, eine intellectuelle und eine moralische. Wir können daher, zumal der Verfasser öfters Christi Worte anführt, zusammenfassend sagen: Diese neue Ethik beginnt und wurzelt in Vorstellungen von Schopenhauer und Nietzsche, sie endet aber nicht im Pessimismus, sondern in der christlichen Hoffnung eines diesseitigen Lebens voll Verpflichtetsein gegen sein Selbst, die Welt und Gott, der Reinheit der Gesinnung, der Milde, Versöhnlichkeit und Nächstenliebe, oder wie der Verfasser vornehm sagt: des Altruismus. Sogar an eine individuelle Unsterblichkeit glaubt er; freilich nicht an eine persönliche. Denn er sagt S. 156:

Die Persönlichkeit ist nur das zeitliche Kleid; die Individualität dagegen der metaphysische Kern einer solchen geistigen Kraft.

Das Angeführte muß genügen, auf eine interessante und erfreuliche Schrift hinzuweisen, deren Anfang Pessimismus erwarten, deren Ende aber christliche Hoffnungen und Ideale finden läßt. Da der Verfasser sich nicht die Mühe nahm, durch eine Inhaltsangabe den logischen Faden seiner Studien zu geben, so verweisen auch wir in Betreff des Gedankengangs auf die Schrift selbst. In der Erwartung aber, daß den Studien eine Ausarbeitung folgt, bemerken wir zur obigen Schlußstelle folgendes. Der Verfasser spricht von Individualität und Persönlichkeit ohne sie zu erklären, und doch spricht man von letzterer nur bei Menschen, von ersterer auch bei Thieren, Pflanzen und Krystallen. Der Verfasser entwickelt S. 44 fg., daß das geistige Sein des Menschen die Synthese von Denken und Wollen sei; er geht somit sozusagen von der Zweieinigkeit aus. Augustin aber bewies bereits vor 1500 Jahren metaphysisch die Synthese der Seele aus der Dreiheit des Denkens, Wollens und Fühlens; und Wundt bewies neuerdings diese Synthese psychophysisch; auch Th. Ziegler sagt: bleiben wir hübsch bescheiden bei der alten Dreieinigkeit. Die dreieinige Seele ist aber die persönliche und wenn daher eine individuelle Fortdauer ist, so ist sie eine persönliche. Das neue Jahrhundert oder die neue Ethik erblicken wir daher überhaupt unter dem Zeichen der Persönlichkeit stehend.

3. Natur und Geist. Speculative Erörterungen zur Erläuterung und Erweiterung kosmologischer und anthropologischer Begriffe. Von Dr. W. Tangermann. Gotha, F. A. Perthes. 1894. 8. 1 M. 60 Pf.

Freudig begrüßten wir eine Schrift, welche den zahlreich und mächtig gewordenen negativen Strömungen unserer Zeit feste und zuverlässige Lebensfundamente und zwar durch den Hinweis auf christliche Lehren und Forderungen geben und dabei auch zwischen Wissenschaft und Religion vermitteln will. Aber sie wird die negativen Strömungen nicht zu sich hinlenken, vor allem, da sie sofort und weiterhin oft behauptet, die Naturwissenschaft habe die Idealität des sittlichen Geistes zurückgedrängt. Der geschmähte Philosoph Feuerbach z. B. hatte die höchste Idealität des Sittlichen. Gegenüber der plumpen Forderung: Du mußt das Gute thun, um in den Himmel zu kommen! lebte er der christlichen Ueberzeugung: wer das Gute thut des Lohnes wegen, der hat seinen Lohn dahin! Aber, zumal Kant gegenüber, meinte er, so lange der Mensch an Gott und Unsterblichkeit glaubt, thut er das Gute nur des Jenseits wegen. Er meinte daher der Reinheit der Sittlichkeit wegen beweisen zu müssen, daß weder Gott, noch Unsterblichkeit sei. Nun sagt der Verfasser S. 87 selbst:

Man hat seit lange versäumt, den Zusammenhang zwischen positiv Christlichem und allgemein Menschlichem zu pflegen: sodaß beides immer mehr zu Gegensätzen auseinander ging. Nach hierarchischem Princip ist die Religion durchaus unbedingter Gehorsam gegen die kirchliche Autorität, dies Princip läßt weder die sittlichen noch die intellectuellen Kräfte zur Geltung kommen. Mit jenen exclusiven Katholiken, die ihren Katholicismus in Rom petrificieren, wie mit jenen im Buchstaben starrer Symbolgläubigkeit befangenen Protestanten, ist eine principielle Verständigung nicht möglich.

Mußten nun nicht die Vergewaltigungen und Verlästerungen, welche die Naturwissenschaft von dieser, Gott, Christus und Unsterblichkeit im Munde führenden Richtung erfuhr, innerhalb derselben eine Richtung hervorzüchten, welche mit Feuerbach die Ethik nur aus der Natur und dem Menschen begründen will? Der Verfasser hätte untersuchen können, ob der „Zusammenhang zwischen allgemein Menschlichem und positiv Christlichem“ mehr durch die naturalistischen Forderungen der reinen Gesinnung, der Arbeitsfreudigkeit, der Pflichttreue, der Gerechtigkeit, der Nächstenliebe oder mehr durch die hierarchische Selbstverherrlichung mit ihrem Streben nach irdischer Macht, ihrer Saat des Unfriedens und ihren Verketzerungen, gepflegt wurde. Vielleicht auch hätte er den Naturalismus vorurtheilsloser auf das von ihm Verworfene blicken machen, wenn er selbst vorurtheilslos dessen Ethik betrachtend gezeigt hätte, daß diese sogenannten naturalistischen Forderungen doch nur solche sind, welche durch und seit Christus im Bewußtsein der Völker lebendig wurden.

Bei der Reichhaltigkeit und Gedrängtheit der kleinen, nur 94 Seiten umfassenden Schrift war es nicht möglich, den Inhalt umfassend anzugeben, wir zogen es daher vor, einen Punkt nur hervorzuheben und zwar nicht allein den, der uns als Naturforscher der nächste, sondern der uns auch der geeignetste schien, weitere Kreise auf diese warm und begeistert für den Geist, für das allgemein Menschliche, nicht für den Buchstaben des Christenthums kämpfende Schrift hinzuweisen. Nichtnaturforscher werden leicht darin finden, was der Verfasser wünscht.

L. Weis.

Naturwissenschaftliches.

1. Jahrbuch der Naturwissenschaften 1893—1894. Neunter Jahrgang. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. Max Wildermann. Mit 24 in den Text gedruckten Abbildungen und 2 Kärtchen. Freiburg i. Br., Herder. 1894. Gr. 8. 6 M.

Der neunte Jahrgang vom Wildermann ist erschienen und bietet in der gewohnten übersichtlichen Weise leichtverständliche Referate aus allen Gebieten des Naturwissens. Der alte bewährte Stamm der Mitarbeiter ist derselbe geblieben, bis auf den Verfasser der angewendeten Mechanik Herrn van Muyden, der am Schluß des vergangenen Jahres starb. Im letzten Augenblick, kurz vor Schluß der Redaction, hat der Referent die Bearbeitung des Kapitels: angewandte Mechanik übernommen.

Als besonders wichtig von den Fortschritten, über die das „Jahrbuch" Bericht erstattet, erwähnen wir die merkwürdigen Flugversuche Lilienthal's, das ausführliche Referat über die Weltausstellung in Chigaco, die interessanten Versuche Moissan's im elektrischen Flammenbogen, welche uns allein schon zeigen, daß die Redaction es verstanden hat, stets das Wichtigste in den Vordergrund zu stellen. In mehr als 200 Abhandlungen ist alles, was auf den Gebieten der Physik, der Chemie, in der Mechanik und Geographie, in Metereologie und Astronomie u. s. w. Neues erschienen ist, treulich berichtet worden. Wir können uns nur immer wiederholen: wir kennen kein zweites Werk, welches den Leser in so geschickter Weise über den Gegenstand unterrichtet und weiterbildet.

2. Das Leben des Meeres von Dr. Conrad Keller. Mit botanischen Beiträgen von Professor Carl Cramer und Professor Hans Schinz. Lieferung 1 und 2. Leipzig, T. O. Weigel Nachf. 1894. Gr. 8. Jede Lieferung 1 M.

Es ist von jeher von größtem Reiz für den Menschen gewesen, über die Vorgänge aufgeklärt zu werden, über die das Meer seinen geheimnißvollen Mantel deckt. Gerade in den letzten Jahren wurden durch die Errichtung der zoologischen Station in Neapel und ähnlicher Institute, durch die wissenschaftlichen Expeditionen der deutschen Gazelle, der amerikanischen Tuscarora, durch die Challenger- und der Plankton-Expedition die merkwürdigen Lebenserscheinungen der Thier- und Pflanzenwelt im Meere, aufgeklärt.

Eine Uebersicht über alle diese Forschungen gibt der Verfasser in einem prächtig ausgestatteten Werke, das soeben im Erscheinen begriffen ist, und von dem uns die beiden ersten Lieferungen vorliegen.

Der erste Theil, der die Lebenserscheinung der Meeresthiere im allgemeinen behandelt, bringt neben vielem andern ein besonders interessantes Kapitel über Arbeitstheilung und Polymorphismus, in dem der Verfasser durch sehr geschickte Vergleiche mit den Erscheinungen des bürgerlichen Lebens es versteht, auch dem Laien einen klaren Einblick in die sonderbaren Lebensbedingungen der niedern Thierwelt zu eröffnen. Wir möchten dem Leser Gelegenheit geben, sich selbst ein Urtheil über die Darstellungsweise des Verfassers zu bilden, und citiren deshalb einen Bericht über die von Ernst Haeckel zuerst näher erforschte Stephalia corona. Sie stellt eine merkwürdige Gesellschaft der verschiedensten Individuen dar, die uns gleichsam ein Bild von dem Zukunftsstaate der Socialisten bietet. Keller schreibt:

> Man wird nicht an den Siphonophoren vorbeigehen können, ohne an ihre merkwürdigen Einrichtungen noch einige allgemeine Reflexionen zu knüpfen. Wir lernen hier den Socialstaat in seiner vollendeten Form kennen und da heute das Feldgeschrei so vieler Weltverbesserer darauf gerichtet ist, den menschlichen Staat auf diese schwankende Bahn zu leiten, anstatt durch vernünftige Volkswirthschaft die Leiden der Massen zu vermeiden; so ist es wol nicht ohne Interesse, die Vortheile und Nachtheile dieses bereits verwirklichten Socialstaates näher zu prüfen.
>
> Verstaatlichung aller Productionsmittel, Abschaffung alles Privateigenthums, ausschließlicher Collectivbegriff, diese fundamentalsten Forderungen der Vertreter des menschlichen Zukunftsstaates, sind hier bedingungslos erfüllt. Was der einzelne Polyp erwirkt und verarbeitet, hat er dem allgemeinen staatlichen Magazine, dem geräumigen Centralschlauche, abzuliefern. Von hier aus erhält jeder Staatsbürger was er braucht, und es ist richtig, daß keiner vernachlässigt wird, hieße er Schwimmglocke, Tentakel oder Deckstück; es gedeihen soweit auch alle ganz gut, so daß der Staat bei oberflächlicher Betrachtung einen zwar originellen, aber recht geistigen Eindruck macht, die Geschäftigkeit und Regelmäßigkeit im Betriebe ist sogar ansprechend.
>
> Strenge Disciplin, absolute Unterordnung unter das Ganze ist hier oberster Grundsatz, der unverletzlich ist. Die Schwimmglocke hat nur gedankenlos auf- und zuzuklappen, der Tastpolyp befiehlt ihr, wenn dies nicht mehr nöthig ist, der Freßpolyp darf lediglich die Vorräthe herbeischaffen und sie nach der Verarbeitung abliefern. Selbständige Regungen des einzelnen sind im Socialstaate streng verpönt; wol versucht da oder dort eine Schwimmglocke zu klappen, wie es ihr gefällt, ein stumpfes Deckstück ist mit seiner Lage unzufrieden, oder ein Fresser erlaubt sich Uebergriffe. Solche Unabhängige werden ohne viel Umstände vom Staate ausgestoßen und ihrem Schicksale überlassen, sie treiben sich erst planlos im Wasser herum und gehen bald elend zu Grunde.
>
> Eine der lautesten Forderungen der heutigen Socialisten, die Abschaffung des stehenden Heeres, mußte bald als unzweckmäßig aufgegeben werden, die Bewaffnung ist sogar bedeutend verbessert worden und erfordert zu ihrer Unterhaltung einen ansehnlichen Theil des täglichen Erwerbes. Es wiederholt sich die alte Geschichte, daß die Masse der arbeitenden Bürger eben auch die Dienste bei der Vertheidigung übernehmen muß; die Freßpolypen führen sogar beständig an langen Fäden die furchtbaren Nesselbatterien mit sich, wehren damit freilich nicht allein Angriffe ab, sondern verwenden sie auch in sehr erfolgreicher Weise beim täglichen Erwerb.
>
> Ein wenig tröstliches Schicksal erreicht jeden Staatsangehörigen ohne Ausnahme: indem er sich einseitig dem höhern Princips opfern muß, geht seine eigene Entwickelungsfähigkeit stark rückwärts, er wird nicht nur nach seiner Leistung, sondern auch nach seiner äußern Erscheinung ein Bestandtheil der Maschine. Aus dem zierlichen Polyp, der frei nach allen Seiten ausgreift, wird ein unansehnlicher Schlauch, die wohlgebaute Meduse wird zur platten Schuppe.

Nicht minder interessant sind die Kapitel über das Genossenschaftsleben oder die Symbose, und über Schmarotzerleben oder Parasitismus. Das Werk, welches in etwa 15 Lieferungen erscheinen dürfte, wird, wenn es der Verfasser in der gleichen Weise fortführt, dereinst mit zu den vorzüglichsten Schriften unserer populären naturwissenschaftlichen Literatur gehören. Druck, Papier und Bildertafeln müssen durchaus als vortrefflich bezeichnet werden.

3. Encyklopädie der Naturwissenschaften, herausgegeben von Prof. Dr. W. Förster, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. A. Ladenburg, Dr. Ant. Reichenow, Prof. Dr. Schenk, Geheimer Schulrath Dr. Schlömilch, Prof. Dr. W. Valentiner, Prof. Dr. A. Winkelmann, Prof. Dr. G. Wittstein. Zweite und dritte Abtheilung. Breslau, E. Trewendt. 1894. Jede Abtheilung 3 M.

Von der zweiten Abtheilung liegen uns die Lieferungen 79 und 80 vor, in denen die Chemie behandelt wird; damit ist der elfte Band vollendet. Der zwölfte Band beginnt mit Thionglamine und enthält sehr ausführliche und eingehende Aufsätze über Thonwaaren, Thorium und Titan. Wir müssen wiederum unsere Bewunderung über die Sorgfalt und den Fleiß ausdrücken, mit denen die einzelnen Abhandlungen bearbeitet sind.

Von der dritten Abtheilung gingen uns die Lieferungen 18 und 19 zu; mit ihnen wird die erste Abtheilung des zweiten Bandes, welche die Optik behandelte, vollendet. Lieferung 18 und 19 enthalten ausschließlich Arbeiten von Dr. Drude über die Natur des Lichtes, über Doppelbrechung, anomale Dispersion und Polarisation. Die Optik hat augenblicklich keinen Rivalen, denn sie ist das einzige Werk, welches die neuen Vorstellungen über die wahre Darstellung der Bilder in optischen Apparaten gibt. Franz Bendt.

Feuilleton.

Das alte Sprichwort „Was lange währt, wird gut“ bestätigt sich in der Literatur selten genug, am ehesten freilich noch an encyklopädischen Unternehmen. Im höchsten Maße nun aber ist diese Wahrheit bei Professor Joseph Kürschner's bekanntem Riesenbau „Deutsche National-Literatur. Historisch-kritische Ausgabe. Unter Mitwirkung vieler (seit 1884) herausgegeben von Joseph Kürschner“ (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft) eingetroffen. Wir haben in d. Bl. ja schon des öftern Gelegenheit genommen, auf die Sicherheit der Anlage und Vollkommenheit in der Durchführung, die der umsichtige Chefredacteur bethätigt, mit vollstem Nachdruck hinzuweisen. Um so mehr wiederholen wir diese aus jahrelanger Nachprüfung erwachsene Ansicht heute, wo uns vierzig neue Hefte (781—820) vorliegen, weil gerade jüngst einige misgünstige deutsche Literarhistoriker dem gewaltigen Sammelwerke die wissenschaftliche Geltung absprechen wollten, während eine berufene ausländische Stimme, Arthur Chuquet, der feine Goethe-Kenner und Herausgeber der „Revue critique“, unumwunden erklärte, eine derartige Gesammtausgabe seiner hervorragendsten Geisteserzeugnisse besitze kein Volk auf Erden.

Wie gewöhnlich begrüßen uns am Eingange Denkmale der großen mittelhochdeutschen Blüteperiode, deren Erneuerung einem gediegenen Fachmanne, Professor Paul Piper, anvertraut ist. Wir sagen „Erneuerung“, obwol kein Umguß in die heutige Sprachform stattfand, glauben aber die darin befolgte Methode des Abdruckes der Hauptwerke und der Auswahl der kleinern und nebensächlichern in dem alten klangvollen Schriftidiom der Hohenstaufenzeit so richtig zu bezeichnen. Piper's umfassende Einleitungen und passend abgefaßte Fußnoten setzen jeglichen Freund unserer mittelalterlichen Poesie, mag er auch der grammatischen Vorkenntnisse entbehren, bei einigermaßen gutem Willen und etwas Combinationsgabe in den Stand, die hier in der Abtheilung „Höfische Epik“ dargebotenen Proben aus des Strickers urlaunigem „Pfaffen Ameis“, des fruchtbaren Konrad von Würzburg mannichfaltigen Verserzählungen, des überspannten Ulrich von Liechtenstein „Frauendienst“, Rudolf's von Ems phantasievollen Romanen — ja sogar Wolfram's von Eschenbach „Parzival“, das gedankentiefste Stück unserer ältern Poesie, zu verstehen.

Das sturmdurchtobte Zeitalter der Reformation vertreten diesmal wie früher zwei grundverschiedene und doch überaus bezeichnende literarische Erscheinungen, Johann Fischart von Straßburg, der streitbare Satiriker auf deutscher Hochwart, und das muttersprachliche Kirchenlied beider Confessionen. Die Auswahl und Erläuterungen besorgte für dies Eugen Wolff, eine in manchen Sätteln gerechte jüngere Kraft, für den erstern Adolf Hauffen. Der geniale Humorist erscheint mit dem wehmuthdurchsetzten Witzfeuerwerk des „Podagrammisch Trostbüchlein“ und dem sinn- und gemüthvollen „Philosophisch Ehezuchtbüchlein“ trefflich glossirt auf dem Plan. Hauffen hat in einer höchst gründlichen „Einleitung“ die dringlich zu wünschende Neuaufnahme dieser classischen Dichtungen in den Kanon der „besten Bücher“ angebahnt. In Paulus Gerhard und Friedrich Spee verkörpert sich uns der hohe Glanz, den das deutsche Kirchenlied auf seinem obersten Gipfel erreicht hat, und erlesene Nummern aus dem Schaffen des milden protestantischen Seelenhirten wie des rheinischen Humanitäts- und Toleranzapostels vom Jesuitenorden belegen das aufs deutlichste. Einen zweiten Sprung thun wir zum „Göttinger Hainbund“, in den uns Professor August Sauer's geschickte Mittheilungen von und über L. H. Chr. Hölty und J. M. Miller mitten hinein versetzen. In dem schwermüthigen hannoverschen Pastorssohn, der an dem wie zu seinem Naturell gehörigen Brustleiden jung dahinwelkte, und dem zwar weichlichen, aber ungleich realistischern schwäbischen Theologen ist die eine Seite jenes studentischen Dichterkreises Klopstock'scher Schule, die elegische, Fleisch und Blut geworden, wenn auch keineswegs in einer und derselben Art. Sauer stellt nicht nur ihre getrennten Individualitäten, sowie ihre Beziehungen zueinander und den Genossen dar, sondern läßt uns auch aus Miller's Munde „Einiges von und über Hölty's Charakter“ hören.

Nun stehen wir mit Herder bei den Meistern, denen die dii minorum gentium theils vorgearbeitet haben, theils zur Seite gingen. Die Größe und Tiefe seines Geistes, den Reichthum seines Denkens und Wissens, die Kühnheit seiner Untersuchung, die Kraft seines künstlerischen Stils ermessen wir erst seit ein paar Jahren, und ein frische Grundlagen breitendes Buch, Eugen Kühnemann's „Herder's Persönlichkeit in seiner Weltanschauung“ rüttelte 1893 von neuem auf (vgl. Nr. 40 d. Bl. f. 1893). Aufs freudigste bewillkommen wir deshalb jetzt Kühnemann, den auch sonst bei dieser Herder-Auslese betheiligten, als Verfasser der beigefügten biographisch-kritischen Skizze, die sich überbescheiden einführt: „Die folgende Erzählung wagt in kurzem Entwurf den Versuch, in den verschiedenen Epochen Herder's die seelischen Momente bloßzulegen,

aus denen das innere und äußere Sein des Kindes, des Jünglings, des Mannes verständlich wird." Was wir außerdem jetzt empfangen, stammt von Heinrich Meyer, der neuen jugendlichen Stütze des Grimm'schen Wörterbuches, und bringt uns Herder, den Retter und Prediger des Volksliedes, vor Augen. „Stimme (so!, nicht «Stimmen», wie in der Regel citirt wird) der Völker. Volkslieder. Nebst untermischten andern Stücken" im ersten, „Lieder der Liebe", die Blüten alttestamentlicher Gefühlspoesie, im zweiten Theile. Diese aus sämmtlichen Erdtheilen, aus aller Herren Länder mit nimmersattem Heißhunger zusammengeklaubten, alsdann mit geübter Gärtnerhand umgepflanzten und weise angeordneten Knospen und Blumen beweisen Herder's schier einzige Begabung in der Erkenntniß des Ursprünglichen und Wahren der Naturpoesie geradezu schlagend und offenbaren in ihm zugleich ein ebenbürtiges Uebersetzertalent allerersten Ranges. Diese so abweichenden Glieder der bunten Kette auf Quelle, Art der Aneignung und Einreihung, Parallelen u. s. w. zu verfolgen, hieß fürwahr keine Kleinigkeit; aber H. Meyer hat diese schwierige Aufgabe geradezu musterhaft gelöst und dabei, ohne mit Gelehrsamkeit irgend zu prunken, sich als weitbelesen und sehr urtheilsfähig bekundet.

Die Goethe-Ausgabe, die in der „Deutschen National-Literatur" enthalten ist, hat mehrere harte Angriffe erdulden müssen. Und das räumen wir ja auch ein, daß sie, unter den verschiedensten Federn entstanden, in gewisser Hinsicht einen ungleichmäßigen Eindruck hinterläßt, obschon Professor Heinrich Düntzer, der vielbewährte Kämpe im Dienste des „Alten von Weimar", das Amt eines Oberredactors versieht. Trotzdem stehen wir nicht an, sie als die einzige Ausgabe, die den ganzen Goethe mit einem außerordentlichen Aufwand von erklärenden Beigaben zugänglich macht, lobend hervorzuheben. Die Kürschner'sche Ausgabe tritt als höchst dankenswerthe Ergänzung der monumentalen Sophien-Ausgabe von Weimar zur Seite. An den neuesten Lieferungen haben neben Düntzer Georg Witkowski und Alfred Gotthold Meyer mitgewirkt. Der Leiter des Ganzen überwachte die autobiographischen Abschnitte: „Tag- und Jahreshefte von 1809 als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse, von 1809 bis 1822. Ergänzungen. Biographische Ausführungen. (Aus der Schweizerreise von 1779. Skizze der Unterredung mit Napoleon)", alles so gewissenhaft und peinlich commentirt, wie es bei dem häufig zu Unrecht kleinlich gescholtenen Düntzer seit Jahrzehnten Gepflogenheit ist. Zu den fesselnden Schlußblättern sind die inhaltsreichen Darlegungen B. Suphan's zu des Kanzlers von Müller erstgedruckten französischen Berichte über Goethe's und Wieland's erfurter Unterhaltungen mit dem Kaiser im 1894er „Goethe-Jahrbuche" zu vergleichen. Witkowski gibt einerseits selbständig heraus die programmatische Rede des straßburger Stürmers „Zum Schäkespear's Tag" (ganz in Herder's Bann und Fahrwasser), „Aus den Frankfurter gelehrten Anzeigen", „Von deutscher Baukunst", „Theologische Schriften" (1773; nämlich: „Brief des Pastors"; Zwo wichtige bisher unerörterte biblische Fragen zum ersten mal gründlich beantwortet"), „Biblische Dichtungen", mit recht fleißigen Einleitungen und Anmerkungen. Uebrigens ist hier ebenso allerlei Ungedrucktes eingeflochten wie in den hauptsächlich von Meyer's herausgegebenen Theilen, zu denen Witkowski, auch mit Goethe's Antheil an Lavater's „Physiognomischen Fragmenten" anfangend, literarische Bemerkungen beigesteuert hat. Die in ihrer scharfen Einsicht in das Wesen der Kunst und des Künstlerischen bisjetzt kaum nach Gebühr gewürdigten Abhandlungen über Winckelmann, Philipp Hackert („Tagebuch einer Reise nach Sicilien von Henry Knight" ist in sauberer Verdeutschung darin eingelegt) mit den kunsttheoretischen und bibliographischen „Nachträgen" treten hier mit einem großen, allerdings nothwendigen Apparate sachlicher Ausdeutungen vor uns hin.

Wie klein, meistens sogar wie schal und leer dünken uns die „Lyriker und Epiker", die Dr. Max Mendheim aus einem unendlichen Wuste von Dichterlingen ausgehoben hat, neben der allüberragenden Reife und fast nie getrübten Frische des alternden und doch ewig jungen Olympiers! Ludwig Gotthard Kosegarten (für den die Biographie von H. Franck [Halle 1887] zu berücksichtigen gewesen wäre), Amalie von Helvig-Imhoff sammt den sonstigen Leuten dieser Richtung, zumeist Mitarbeiter an den romantischen Musenalmanachen, spielen heute selbst in der Literaturgeschichte blos noch eine winzige Rolle, und das Studium ihrer Erzeugnisse lohnt sich somit lediglich nach der zeit- und culturgeschichtlichen Hinsicht. Einen der wenigen Lichtblicke in der Einöde des Versegeklingels gewährt der mitten in der Entwickelung verblichene Friedrich von Hardenberg-Novalis.

— Wir haben unlängst an dieser Stelle Gelegenheit genommen, auf die erstaunliche Entwickelung der heimischen Lexikographie aufmerksam zu machen, wie sie sich in den einschlägigen Verlagsartikeln der Langenscheidt'schen Verlagsbuchhandlung zu Berlin am einleuchtendsten verkörpert, und dabei die beiden Hauptleistungen dieser von echt wissenschaftlichem Sinne getragenen Firma, K. Sachs' französisches und E. Muret's gemach vorrückendes englisches Lexikon, namhaft gemacht. Inzwischen haben sich auf unserm Büchertische zwei Bände eingefunden, die bestimmt und in der That auch vollauf fähig sind, die angeführten den Gesammtvorrath des Wortschatzes umfassenden Werke zu ergänzen: für das Französische ein über 300 Seiten Großquartformat enthaltendes vollständiges „Französisch-deutsches Supplement-Lexikon", angelegt und gedacht als „eine Ergänzung zu Sachs'-Villatte's «Encyklopädischem Wörterbuch», sowie zu allen bisjetzt erschienenen französisch-deutschen Wörterbüchern", für das Englische ein „Englisch-deutsches Supplement-Lexikon als Ergänzung zu allen bisjetzt erschienenen englisch-deutschen Wörterbüchern". Die Bearbeitung des erstern haben die Verfasser des längst berühmt gewordenen „Sachs", Professor Dr. Karl Sachs und seine Stütze Professor Dr. Césaire Villatte, selbst, die des zweiten Professor Dr. A. Hoppe übernommen. Des letztern Unternehmen wird viel ausgedehnter sein, als das Sachs-Supplement; denn schon jetzt nähert es sich, bei do angelangt, der Ziffer 400. Natürlich nimmt es deshalb und bei der größern Schwierigkeit im Beschaffen der Hülfsmittel — Vorläufer und Vorarbeiten fehlen weit mehr — einen erheblich langsamern Fortgang. Nur in möglichster Knappheit können wir hier auf die leitenden Absichten und den außerordentlichen Werth dieser gediegenen Gaben hinweisen. Die neuern Sprachen haben sich im Verlaufe der jüngstverflossenen Jahrzehnte eine derartige Fülle frischen Stoffes aneignen müssen, um den verschiedensten Gebieten des öffentlichen Lebens die erforderliche Anzahl von Bezeichnungen zur Verfügung zu stellen, daß vielerlei veraltete Ausdrücke hervorgeholt, fremde über die Grenze her entlehnt, neue Wörter geprägt wurden, alles um die erst entstandenen Begriffe zu decken. Nicht jeder, der einmal französisch und englisch schulmäßig gelernt hat und seitdem der Muße ermangelte, seine Kenntnisse darin planvoll fortzubilden, kommt heute mit seinem Vokabelbesitz aus. Und namentlich die riesig angeschwollene Masse der technischen Wendungen und Benennungen, die Einführung trivialer, volksthümlicher, dialektischer, misverständlicher, aber trotzdem gäng und gäbe gewordener, endlich wirklich erfundener Formen in die tägliche Conversation, sowie die Zeitungs- und Buchlektüre erheischen eine Sammlung und Erläuterung dieses Zuwachses von kundiger Hand, die das Festgewurzelte abzuwägen und die Eintagsfliegen des Unterhaltungsjargons auszuscheiden weiß. Für die beiden Idiome, die für unser praktisches Sprachwissen da vor allen in Betracht kommen, das Französische und das Englische, wird durch Sachs' und Hoppe's äußerst übersichtliche und, wie uns vielfache, auch vergleichende Stichproben mit dickleibigen technischen Fachlexicis, belehrten, dieses Verlangen aufs großartigste erfüllt. Da das Französische flüssiger und in dem

Kreise seiner Augenblicksphrasen weniger conservativ ist, das Englische aber einen weit bedeutenderen geographischen Bezirk einschließt, so erklärt sich der abweichende Umfang der beiden, innerlich gleichwol nach denselben Principien aufgebauten Nachschlagehandbücher. Daß ein Gesetz durch die Bände waltet, dafür bürgt schon das gemeinsame Zusammenlaufen aller Fäden in der Hand des Hauptes der ganzen Reihe, des hochverdienten Professors G. Langenscheidt. Die revolutionären Theorien der pariser Mediciner, die einschneidenden Entdeckungen londoner Physiker und Elektriker wird am Gängelbande dieser Neuerscheinungen der deutsche Fachmann nun ebenso leicht verdauen können, wie der Freund der schwierigen Romane Zola's und Rudyard Kipling's nicht mehr dermaßen vor dem Urtexte zurückzuscheuen braucht, um sich einen vollen Genuß zu sichern. Daß die Verlagshandlung als Bearbeiter der deutschen Abtheilung des Muret und wol als entsprechenden Beirath überhaupt Professor Dr. Daniel Sanders, den Lexikographen und Verfasser des „Ergänzungswörterbuches der deutschen Sprache“ gewonnen hat, beruhigt auch in Betreff der Fürsorge für die Rücksicht auf unsere Muttersprache.

— Im Jahre 1890 wurde in d. Bl. S. 574 in einem Aufsatze „Geistesströmungen im englischen Schriftthum des 18. Jahrhunderts“ der eben erschienene erste Band eines von Professor Arnold Schröer besorgten Neudruckes rühmend hervorgehoben, der folgenden Titel führt: „Percy's Reliques of ancient English poetry nach der ersten Ausgabe von 1765 mit den Varianten der spätern Originalausgabe herausgegeben und mit Einleitung, Anmerkungen und den erhaltenen Singweisen versehen.“ Der Abschluß dieses mit Aufgebot allergrößten Eifers durchgeführten Werkes ward verzögert, bis ein neuer strebsamer Verleger, Emil Felber in Berlin, diesen Torso mit vielen andern Bausteinen der modernen Literaturgeschichte in seine Obhut nahm. So liegt denn jetzt die nothwendige Erneuerung dieser Liedersammlung vor, die nicht nur in der gleichzeitigen britischen, sondern, und zwar anhaltender und intensiver, in der deutschen Dichtung im dritten Drittel des vorigen Jahrhunderts eine äußerst wichtige Rolle gespielt hat. Durch sie ward Herder in seinem Herzenszuge zur Ausgrabung der verachteten Volkspoesie bestärkt und aufgemuntert, sie hat sodann manche geniale Natur der „Sturm- und Drang“-Periode zu Ursprünglich- und Volksthümlichkeit, zur Einfachheit und Wahrheit dichterischen Schaffens erweckt. Auch in den Schwarm der göttinger Klopstock-Jünger, in Lessing's und seiner Freunde Fahnden nach dem Echten und Erhabenen in der Weltliteratur, schließlich in das Ringen des „jungen Goethe“ griff dieses erfolggekrönte Denkmal ein, das ein begeisterter anglikanischer Bischof seinen Landsleuten und Schröer's überaus vortreffliche Ausgabe uns gleichsam neu geschenkt hat.

— Einen nützlichen Beitrag zu der in letzter Zeit wieder auf die Tagesordnung gesetzten Frage der Colportage bringt eine Broschüre von Paul Dehn: „Moderne Colportage-Literatur“ („Zeitfragen des christlichen Volkslebens, herausgegeben von Freiherrn von Ungern-Sternberg und Pfr. Dietz“ [Heft 137] Band XIX, Heft 1 [Stuttgart, Belser'sche Verlagshandlung, 1894]). Der Verfasser führt die Gründe, die sich dafür und dawider geltend machen lassen, in einem Zwiegespräche zwischen einem Interviewer und einem Colportagebuchhändler vor, in das auch ein Colporteur hineingezogen wird. So kommen die verschiedenen Ansichten zu ihrem Rechte, der Gegenstand wird von allen Seiten beleuchtet. Der Ausgangspunkt ist der bekannte klerikale Antrag auf weitere Beschränkung des Vertriebes von Druckschriften in Lieferungen. Sehr richtig legt Dehn zunächst dar, daß der ausgedehnte Colportagebuchhandel nur die natürliche Folge einer ganz allmählichen Entwickelung ist: „Mehr als irgendein anderes Gewerbe ist der Buchhandel mit seinen Erzeugnissen, die so zahlreich, so verschieden, so mannichfaltig sind, genöthigt, anbietend und werbend vorzugehen, um immer weitere Kreise damit bekannt zu machen, dafür zu gewinnen. Einst, in der sogenannten guten alten Zeit, als der Bücherfreund noch selbst zum Buchladen wanderte, um die eingegangenen Neuigkeiten zu besichtigen, hat man jede Propaganda verschmäht. Man war dann später empört darüber, als einzelne Buchhändler die Neuigkeiten des Büchermarktes ihren Kunden zur Ansicht ins Haus zu senden begannen. Und doch fand diese Praxis gar bald allgemeinen Eingang, weil sie den Absatz der Bücher sichtlich vermehrte. Heutzutage genügt auch dieses Versenden zur Ansicht nicht mehr, und hier ist nun der Colporteur eingetreten, der seine Kundschaft zunächst in jenen Kreisen sucht, in denen das Bedürfniß nach literarischer Waare erst geweckt werden muß, welche aus eigenem Antriebe vielleicht niemals zum Ankauf eines Buches oder Heftes geschritten wären.“ So enthält denn die Mappe der Colporteure neben den bekannten Zehnpfennigheften der Schauerromane bessere Familienblätter, billige Classikerausgaben, historische und andere wissenschaftliche Bücher und Conversationslexika. Interessant sind des Verfassers Angaben über die Stoff- und Ideenkreise der Schauerromane. Der von ihm eingeführte Verleger selbst erklärt: „In der That, buchhändlerisch betrachtet, sind diese Schauerromane eine Volksbewucherung, literarisch-social zugleich eine Volksvergiftung.“ Den von buchhändlerischer oder schriftstellerischer Seite erlassenen Denkschriften gegenüber verhält sich Dehn skeptisch, indem er auf die Unmöglichkeit einer genauen Statistik des Colportageromans hinweist und daran erinnert, daß in den Kreisen der Buchhändler selbst schon Stimmen gegen das Unwesen laut geworden sind. Muß es nach alledem auch als verkehrter Optimismus gelten, wenn der Colporteur sagt: „Es ist wahr, sie triefen von Blut, sie sind voll von Mord und Raub. Aber dadurch fesseln sie den Arbeiter an sein Heim, sie halten ihn davon ab, seinen Lohn zu verjubeln“, so darf doch auch nicht verkannt werden, daß der einfache Mensch in dem Einerlei seines Lebens eine stark gewürzte literarische Kost gebraucht. Darum empfiehlt der Verfasser die Einsetzung eines nichtständigen Ausschusses von Reichswegen, der, aus Verwaltungsbeamten, Schriftstellern und Buchhändlern bestehend, über die Zulassung von Schauerromanen u. dgl. zur Colportage nach freiem Ermessen im Rahmen des Gesetzes zu entscheiden hätte. Durch diese Einschränkung würde sich die Schriftencolportage genöthigt sehen, den Wissensdurst, die Unterhaltungslust und das Sensationsbedürfniß des Volkes zu befriedigen durch Anempfehlung besserer Colportageliteratur. Auch in den sonstigen hier einschlagenden Fragen, insbesondere in der Frage der Abzahlungsgeschäfte im Buchhandel wägt Dehn gewissenhaft Vortheile und Nachtheile ab. Nur die Persönlichkeit des Verfassers der Colportageromane bleibt ziemlich im Hintergrunde. Davon hat Müller-Guttenbrunn in seinem Buche „Im Jahrhundert Grillparzer's“ unlängst ein anschauliches Bild gegeben.

— Im Verlage von H. Haessel in Leipzig wird demnächst eine Sammlung von Novelletten und Skizzen finnischer Schriftsteller unter dem Titel „Aus dem Lande der tausend Seen“ erscheinen.

Bibliographie.

Achleitner, A., Grüne Brüche. Stuttgart, A. Bonz u. Comp. 8. 2 M. 50 Pf.

Bajuvarische Randglossen. Leipzig, Renger'sche Buchhandlung. 8. 2 M.

Ehrmann, Dr. K. M., Wie war's und was wird werden? Regensburg, W. Wunderling. 8. 1 M. 60 Pf.

Glaser, Marie v., Dämmern. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt. 8. 3 M.

Klopfer, C. E., Frauenräthsel. Roman. 2 Bde. Mannheim, J. Bensheimer. 8. 6 M.

Oesterhaus, W., Odemissen. Berlin, O. Janke. 8. 5 M.

Schack, Graf A. F. v., Perspektiven. Vermischte Schriften. Erster Band. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 5 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Arthur Schopenhauer's Sämmtliche Werke.

Herausgegeben von Julius Frauenstädt.

Zweite Auflage. Neue Ausgabe. 6 Bände. 8. Geh. 18 M. Geb. 24 M.

Auch in 45 Lieferungen à 40 Pf. zu beziehen.

Diese Originalausgabe entspricht ganz den strengen Anforderungen, die Schopenhauer an die Veröffentlichung seiner Schriften gestellt hat. Sie zeichnet sich aus durch deutlichen Druck, gute Ausstattung und Vollständigkeit des Textes. Der wohlfeile Preis und die bequemen Bezugsbedingungen gestatten jedem den Erwerb dieser Originalausgabe.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Separatausgaben aus Schopenhauer's Werken.

8. Jedes Bändchen geh. 2 M., geb. 3 M.

Arthur Schopenhauer über Genie, große Geister und ihre Zeitgenossen. Eine Sammlung von Stellen aus seinen Werken.

Arthur Schopenhauer über Urtheil, Kritik, Beifall, Ruhm, Wahrheit und Irrthum. Eine Sammlung von Stellen aus seinen Werken.

Zwei Sammlungen charakteristischer Aeußerungen Schopenhauer's über die in den Titeln genannten Themata, von besonderm Interesse mit Rücksicht auf Geistesrichtungen und Willensströmungen der neuesten Zeit.

Früher erschienen:

Aphorismen zur Lebensweisheit. Zwei Bändchen.
Ueber den Tod und sein Verhältniß zur Unzerstörbarkeit unsers Wesens an sich. — Leben der Gattung. — Erblichkeit der Eigenschaften.
Philosophie der Kunst. Zwei Bändchen.
Ueber Religion und Schicksal.
Ueber das Geistersehn und was damit zusammenhängt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schopenhauer-Briefe.

Sammlung meist ungedruckter oder schwer zugänglicher

Briefe von, an und über Schopenhauer.

Mit Anmerkungen und biographischen Analekten herausgegeben von

Ludwig Schemann.

Nebst zwei Porträts Schopenhauer's von Ruhl und Lenbach.

8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

Die in dieser Sammlung mitgetheilten Briefe liefern ein interessantes Charakterbild des berühmten Philosophen von seiner frühesten Jugend bis an sein Ende. Eine Einleitung und zahlreiche Notizen des Herausgebers dienen zur Erleichterung des Verständnisses. Die beigegebenen zwei Porträts Schopenhauer's werden hier zum ersten male veröffentlicht.

Das Werk ist ein wichtiger Beitrag zur Schopenhauer-Literatur, unentbehrlich für alle Besitzer seiner Schriften.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte des spanischen Nationaldramas

von

Adolf Schaeffer.

Zwei Bände. 8. Geh. 16 M. Geb. 18 M.

Der Verfasser unternahm es auf Grund eingehendster Studien, in methodischer Weise durch das ausgedehnte poetische Labyrinth der altspanischen Komödie zu führen, welche den Gegenstand des Staunens und der Bewunderung aller Zeiten bildet. Das Werk ist für die zahlreichen Freunde der spanischen Literatur in Deutschland unentbehrlich, wird aber auch weitern Kreisen willkommen sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

1812.

Ein historischer Roman

von

Ludwig Rellstab.

Sechste Auflage. Vier Theile.

8. Geh. 6 M. Geb. in 2 Bänden 8 M.

Dieser historische Roman, in dem die großen Ereignisse des Jahres 1812, namentlich der russische Feldzug und der Brand von Moskau, den Hintergrund einer äußerst spannenden Handlung bilden, gehört zu den besten deutschen Werken seiner Art.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schopenhauer-Register.

Ein Hülfsbuch zur schnellen Auffindung aller Stellen, betreffend Gegenstände, Personen und Begriffe, sowie der Citate, Vergleiche und Unterscheidungen, welche in

Arthur Schopenhauer's Werken,

ferner in seinem Nachlasse und in seinen Briefen enthalten sind.

Bearbeitet von **W. L. Hertslet.**

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Das „Schopenhauer-Register" ist unentbehrlich für jeden Leser von Schopenhauer's Werken, aber auch für jeden, welcher wissen will, ob und wie der große Philosoph sich über einen Gegenstand oder eine Person geäußert hat. Es gibt zum ersten mal genaue Auskunft über den Ort, wo jede in den Werken des Philosophen und seinem bisher veröffentlichten Briefwechsel enthaltene Stelle aufzufinden ist.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. —— Nr. 32. —— 9. August 1894.

Prinzessin Amalie von Sachsen.

Zum 10. August 1894.

„Was unserm Theater hauptsächlich fehlt, und warum weder Schauspieler noch Zuschauer zur Besinnung kommen, ist, daß es darauf im ganzen zu bunt aussieht, und daß man nirgend eine Grenze hat, woran man sein Urtheil anlehnen könnte."

So spricht sich Serlo in „Wilhelm Meisters Lehrjahren" aus, und er fügt hinzu, „man wird nicht ärmer, wenn man sein Hauswesen zusammenzieht".

Die letzten Worte lassen sich auf die Bühnendichterin anwenden, welche vor einem Menschenalter unter ungewöhnlichen Verhältnissen, und zwar mit gutem Erfolg, gewissermaßen den Beweis zu führen unternahm, daß man, ohne ärmer zu werden, sein Hauswesen zusammenziehen kann. Daß es heute auf unsern Theatern wieder zu bunt aussieht, ja daß unsere kosmopolitische Eigenart uns überhaupt immer nur auf kurze Zeit an unserm heimischen Hauswesen Genüge finden läßt, ist eine Thatsache, über die sich nicht streiten läßt und die ja auch ihre guten Seiten hat, soweit das Fremde nicht den Herrn spielen will.

Dies war im hohen Grade der Fall, als die spätere Verfasserin von „Lüge und Wahrheit", als Prinzessin Amalie von Sachsen am 10. August 1794 das Licht der Welt erblickte. In der Einleitung zu ihrem Buche: „Aus den Memoiren einer Fürstentochter" (Dresden, C. C. Meinhold u. Söhne, 1883) habe ich die damaligen dresdener Kunst- und Gesellschaftszustände nach Quellen mannichfacher Art anschaulich zu machen gesucht. 1794 war das Geburtsjahr der „Horen", und eben erging Schiller's Einladung zur Mitarbeiterschaft an Goethe, Kant, Fichte, Schlosser, Wilhelm von Humboldt und noch zahlreiche andere, Namen, deren guter Klang uns die damalige Zeit weit weniger entlegen erscheinen läßt, als sie es in den meisten Beziehungen in Wirklichkeit war.

Es folgte die große Revolution in Frankreich. Man wird die Wirkung dieses Sturms sich aber als eine örtlich nur langsame vorstellen dürfen; die Entfernungen sind heute nahezu aufgehoben, damals beherrschten sie noch die Welt.

So behauptete denn auch Puder und Zopf noch eine gute Weile ihr Regiment. Coletta, der neapolitanische Historiker, weiß von Auftritten aus dem Jahre 1799 zu erzählen, wo in Neapel jeder, der ohne Zopf ging, für einen Jakobiner angesehen wurde. Den churfürstlich sächsischen Hofstaat jener Zeit hat man sich denn auch als gepudert vorzustellen; ebenso bei Paraden das Militär. „Die sächsische Infanterie", so schreibt ein Leipziger im Jahre 1800, „trug für gewöhnlich leinene Kittel über der Uniform. Bei Paraden wurden sie abgelegt und die Truppen präsentirten sich alle wohlgepudert und pomadisirt und mit gleich langen und starken Zöpfen und Seitenlocken geschmückt; die Offiziere waren mit langen Spontons und nicht selten mit Zopfperrüken versehen."

Freilich hatte der Wind, der von Paris herüberwehte, nichts Ermunterndes für ein überstürzendes Einlenken in neue Bahnen und zumal in Sachsen, das sich unter einem Landesherrn von erlesener Pflichttreue erst langsam zu erholen begann, gab es Gründe genug, um nicht vorschnell den gewohnten Gleisen zu entsagen.

Zu diesen gehörte auch Nichtpolitisches, durch Familientradition und lange liebevolle Pflege Geheiligtes, und das war am sächsischen Hof in erster Reihe: die Beschäftigung mit guter Musik, als welche, neben einigen wenigen französischen Meistern, die Musik der Tonkünstler Italiens galt. Wer sich über den Umfang unterrichten will, welchen das musikalische Element während der langen Regierungszeit des Kurfürsten, nachherigen Königs Friedrich August in dem ganzen treu verbundenen Familienkreise dieses häuslich gesinnten Landesvaters ohne Unterlaß behauptete, dem sei die Schrift: „Die musikalischen Beschäftigungen der Prinzessin Amalie, Herzogin zu Sachsen. Vom k. s.

Kammermusikus M. Fürstenau" (Dresden, R. von Zahn's Verlag, 1874) empfohlen. Das Haupt der Familie, der Kurfürst Friedrich August, spielte gern und viel auf dem Flügel, einem sogenannten Kielflügel oder Cembalo, und zwar sowol Partituren größerer Musikwerke als auch die bessere, italienisch beeinflußte Kammermusik seiner Zeit. Fast alles Derartige pflegte eigens für ihn vierhändig arrangirt zu werden, sodaß er im Zusammenspiel, sei es mit seiner Gattin, seiner Tochter, der Prinzessin Auguste, seinem Bruder, dem Prinzen Anton, oder mit andern Gliedern der Familie, die werthvollern Erscheinungen kennen lernte. Cimarosa war lange sein Lieblingscomponist, später Paer, dann Morlacchi. Mozart's Kammermusik schätzte er hoch, weniger seine Opern, doch wurden „Cosi fan tutte" und „Il Flauto magico" auf der kurfürstlichen Bühne schon in den Jahren 1791 und 1794 aufgeführt, selbstverständlich mit italienischem Text. „Le Nozze di Figaro" und „Don Giovanni", ebenfalls mit italienischem Text, kamen erst 1814 und 1815 an die Reihe, mit deutschem Text „Don Juan" erst 1821, auf C. M. von Weber's Betreiben, und „Figaro" mit deutschem Text sogar erst 1837, also zehn Jahre nach Friedrich August's Tode. Zwei in der königlichen Musikaliensammlung befindliche Opern „Il ratto punito" und „Gli amanti foletti", beide aus lauter Musikstücken Mozart's zusammengesetzt, zum großen Theil aus „Don Juan" und „Figaro's Hochzeit", berechtigen zu der Vermuthung, daß Friedrich August's Abneigung gegen alles Anstößige zu dem Versuch geführt hat, für beide Opern neue Texte ersinnen zu lassen. Von seinen eigenen Compositionen werden in der katholischen Hofkirche noch jetzt aufgeführt ein „Salve Regina" bei jeder Beisetzung eines Mitgliedes des königlichen Hauses und eine Vesper an den ersten Feiertagen zu Weihnacht, Ostern und Pfingsten.

Bekanntlich waren schon Friedrich August's Vorfahren beflissen gewesen, für die musikalische Kapelle immer die besten Kräfte nach Dresden zu ziehen; die Musikaufführungen in der katholischen Hofkirche hatten seit der Hasse'schen Zeit einen Weltruf. Aber nicht allein die Musik in der Kirche und die in der italienischen Oper — die letztere gab nur während des Winterhalbjahrs Vorstellungen und zwar wöchentlich drei- bis viermal — erfreute sich der steten Förderung und des unausgesetzten Interesses des ganzen Hofkreises, auch Tafelmusiken und Hofconcerte lösten einander unablässig ab.

So hatte denn — gleichsam ein Vermächtniß der früh verwitweten Kurfürstin Marie Antonie, die bis zu ihrem Tode dem Musiciren und dem Musikhören leidenschaftlich ergeben gewesen war — diese Kunst recht eigentlich für vieles Ersatz zu bieten, was von der sächsischen Hauptstadt einst zum Schaden des Landes im Wettkampf mit Versailles geleistet worden war.

Gleich seinem Bruder, dem regierenden Herrn, beschäftigte sich Prinz Anton, der nachherige König, bis an sein Lebensende eifrig mit Musik; die königliche Musikaliensammlung besitzt mehr als 50 Bände seiner Compositionen. Auch von dem dritten Bruder, dem Prinzen Max, befinden sich in der genannten Sammlung einige Opern und Cantaten; gleich seinem Bruder Anton war er ein gut geschulter Sänger und betheiligte sich vielfach bei musikalischen Aufführungen im Kreise der Familie. Für die meisten solcher Veranstaltungen, wie nicht minder für die Opern und Cantaten des Prinzen Anton besorgte er auch den dichterischen Theil; fast ausnahmslos waren diese Texte italienisch.

In solcher Umgebung und unter solchen Einflüssen wuchs die kleine Prinzessin Amalie auf; kein Wunder, daß ihre schon früh sich zeigende musikalische Begabung sich fremdländisch entwickelte. In den Jahren 1812 und 1813 componirt sie die Singstimmen des von ihrem Vater, dem Prinzen Max, verfaßten Operntextes „La donna"; wie weit sie für die weitern, bis zum Jahre 1823 von der Prinzessin componirten italienischen sechs Operntexte auch die Partituren selbst fertig brachte, läßt sich nicht mit Sicherheit angeben. Es entsprach indessen nicht ihrem Wesen, sich mit fremden Federn zu schmücken. Sie hat daher unter dem königlichen Kirchencomponisten Franz Anton Schubert bis zu dessen Tode sehr gründliche theoretische Studien gemacht, hernach auch den Unterricht Karl Maria von Weber's genossen, bis Weber seine verhängnißvolle Reise nach London antrat, von der er nicht zurückkehren sollte.

Noch bis zum Jahre 1835 hat sie solcherart Opern und anderes componirt, die Opern mit italienischem, häufig von ihr selbst verfaßtem Text, und von Zeit zu Zeit sind sie, sei es am Klavier oder auf den verschiedenen kleinen heimischen Schloßbühnen von Mitgliedern der Familie oder des Hofes aufgeführt worden.

Aber währenddessen hatte Prinzessin Amalie, angeregt durch die Lektüre spanischer und morgenländischer Dichter, einige Bühnenstücke, mit Verzicht auf das musikalische Element, verfaßt. Aufgenommen in die nach ihrem Tode im Auftrag des Königs Johann veranstaltete Gesammtausgabe ihrer dramatischen Werke (Leipzig, B. Tauchnitz, 1873) sind von jenen Arbeiten: „Der Krönungstag", ein auf japanischem Boden spielendes Lustspiel in fünf Aufzügen; „Mesru, König von Baktriana", ein Schauspiel in zwei Theilen, jeder in fünf Aufzügen; „Der Graf von Beaujolais", ein Schauspiel ebenfalls in fünf Aufzügen.

Auf der kleinen Bühne im Prinzenpalais haben Mitglieder des Hoftheaters im Jahre 1823 den Krönungstag gespielt („die ganze Familie, außer der König, war dabei", heißt es im Tagebuch der Prinzessin), ebenso „Mesru's" ersten Theil zwei Jahre später, und „Mesru's" zweiten Theil wiederum ein Jahr darauf, diesen zweiten Theil beim Prinzen Johann. Auf der kleinen pillnitzer Bühne sind dann im Jahre 1828 alle drei Stücke nochmals aufgeführt worden, immer also nur für einen intimen Kreis.

Bei der Uebersättigung unseres heutigen Theaterpublikums mit Bühnenstoffen aus der gemeinen Wirklichkeit würde sich vielleicht mit Erfolg auf eine oder die

andere jener in metrischer Form gehaltenen frühen Bühnenarbeiten der Prinzessin zurückgreifen lassen. Es käme auf einen Versuch an. Sie sind beachtenswerth.

Ob die Prinzessin, so sehr ihr späteres Fußfassen auf allen größern deutschen Bühnen sie mit Freude erfüllt hat, sich aus Rücksicht auf den alten König, ihrem Oheim, vor dem Hinaustreten in die Oeffentlichkeit so lange gescheut hat, oder ob ein früherer Miserfolg schuld daran gewesen, mag dahingestellt bleiben. Die Autorschaft des betreffenden, auf dem Hoftheater in Scene gesetzten Stücks — es hieß „Die Abenteuer der Thorenburg" — war auf irgendwelche Weise verrathen worden, und dadurch mochte der Prinzessin möglicherweise für längere Zeit die Neigung vergangen sein, sich auf dem Wege, wie andere Bühnendichter zum Ziele gelangen, über ihr Können oder Nichtkönnen Klarheit zu verschaffen.

Nachdem jedoch die erwähnten Aufführungen des „Krönnungstags" und der beiden Theile „Mesru" — die des „Krönungstags" war eine Ueberraschung für die Verfasserin — in Pillnitz, im Prinzenpalais und beim Prinzen Johann die Feuerprobe bestanden hatten und der im Mai 1877 eingetretene Tod des alten Königs auch etwaige nach seiner Seite hin maßgebend gewesene Bedenken beseitigt hatte — entschloß man sich, den „Krönungstag" zur öffentlichen Aufführung gelangen zu lassen. Dies geschah mit gutem Erfolg im Jahre 1829.

Aber freilich waren die politischen Zustände Europas zu jener Zeit so beschaffen, daß man für die im „Krönungstag" verhandelten Intriguen eines japanischen allmächtigen Ministers und die Verstellungskünste des von ihm umgarnten Thronfolgers, so bewundernswürdig die Verfasserin des „Krönungstags" den Knoten geschürzt hatte, wirkliches Interesse nicht haben konnte.

Schon lagerte Gewitterschwüle über jener Stadt, die seit der großen Revolution kaum anders als auf kurze Kündigungsfrist zur Ruhe gekommen war. Und ein Jahr nach der Aufführung des „Krönungstags" verlor Karl X. Krone und Scepter.

Diesmal sprang der Funken auch nach Deutschland rasch herüber und zumal in der sächsischen Residenz gab es tiefgreifende Erschütterungen.

Die Anhänglichkeit an das Königshaus ging aus der Feuerprobe geläutert hervor. Das Bürgerthum hatte das ihm unter dem Drucke der sich überstürzenden Ereignisse entgegengebrachte Vertrauen in vollem Maße bewährt. Vieles Veraltete wurde als solches erkannt, und neues Leben erfüllte den ganzen Staatskörper.

Es wird kein Zufall sein, daß die bisher von der Romantik beeinflußte dichterische Thätigkeit der Prinzessin Amalie in dieser Zeit das bürgerliche Bühnenstück „Lüge und Wahrheit" schuf. Wer darin Symbolisches suchen wollte, würde auf falschem Wege sein; auch Politisches läßt sich nicht herausdeuten. Aber wenn nach der allerdings gewagten Behauptung Berenhorst's „der Kurfürst (nachherige König) von Sachsen (Friedrich August I.) gleichsam auf einem Felsenschlosse, vom Meere umflossen, saß" und wenn in der That die auf ganz Wenige beschränkt gewesene Umgangssphäre des nach neunundfunfzigjähriger Regierung durch den Tod abgerufenen Königs durch jene Uebertreibung denn doch ungefähr charakterisirt worden ist, so begreift sich's, daß der Umschwung ein sehr großer war, als in dem unruhigen September 1830 Prinz Friedrich August, der Bruder der Prinzessin Amalie, Vorsitzender einer Commission wurde, welcher es oblag, durch königlichen Aufruf die Herstellung der Ruhe und den Schutz des bedrohten öffentlichen und Privateigenthums mittels Bildung einer Communalgarde ins Werk zu setzen, und als Prinz Friedrich August selbst das Abzeichen derselben anlegte, eine weiße Binde am linken Arm.

Die dresdener Unruhen, denen diese Bürgergarde steuern sollte, kamen zwei Monate nach der Julirevolution zum Ausbruch. Wenige Monate vor dieser notirt Prinzessin Amalie, welche sich bei ihrer Schwester in Florenz befand, in ihrem Tagebuch am 4. Februar 1830: „Ich fing an «Pflicht und Liebe» zu schreiben." Am 19. März heißt es dann: „Ich schrieb den «Theseus»" beiläufig gesagt, eine sehr lustige Posse, worüber Näheres in den „Memoiren einer Fürstentochter" zu lesen ist, und endlich am 18. April: „Ich schrieb in Castello «Die Fürstenbraut»".

Sowol das letztere, wol ihr bestes Werk, wie auch das Schauspiel „Pflicht und Liebe" wagen sich noch nicht auf den Boden der bürgerlichen Gesellschaft. Offenbar stand die Verfasserin, trotz ihrer jedem Standesdünkel fernen Gesinnung, noch unter dem Bann der Sphäre, in welcher sie aufgewachsen war.

Jetzt versucht sie, im Einklang mit der endlich zu gebührendem Einfluß gelangten Bedeutung des sogenannten dritten Standes, sich in ihrer Weise zu ihm zu stellen; sie schildert in „Lüge und Wahrheit" den Sieg einer trefflichen, in halb dienendem Verhältniß ihre Jugend unter dem Druck einer intriguensüchtigen jungen Verwandten vertrauernden Waise, und es gelingt der Verfasserin, trotzdem sie, um auch Heiteres zu bringen, in manche Uebertreibungen verfällt, im berliner königlichen Schauspielhause, dem das Manuscript anonym übermittelt worden war, einen durchschlagenden Erfolg zu erringen. Dies war im Jahre 1834; sie hatte schon das vierzigste Lebensjahr erreicht.

Eine große Anzahl angesehener Bühnen beeilte sich, das gut empfohlene Stück aufzuführen, und die Verfasserin empfing manche dringende Aufforderung, die günstige Stimmung so des Publikums wie der Theaterleiter nicht vorübergehen zu lassen, also Weiteres zu bieten. Daran es fehlen zu lassen, war sie um so weniger willens, als sie nie um Pläne in Verlegenheit gewesen war. Schon im Jahre 1834 folgte denn auch das rasch beliebt gewordene Lustspiel „Die Braut aus der Residenz", 1835 „Der Oheim" und „Der Verlobungsring", 1836 die schon erwähnte „Fürstenbraut", „Der Landwirth", „Der Zögling", „Das Fräulein vom Lande", 1837 „Der Unent-

schlossene", „Vetter Heinrich", „Der Pflegevater", 1838 „Die Unbelesene", „Der Majoratsherr", 1839 „Die Stieftochter", 1840 „Kaptän Firnewald", 1841 „Die Heimkehr des Sohnes", „Der alte Herr", 1843 „Der Siegelring", „Regine", endlich 1845 „Der Brief aus der Schweiz"; so ist wenigstens die Reihenfolge der in Berlin, Potsdam und Charlottenburg aufgeführten zwanzig Stücke, Dresden brachte die Zahl auf vierundzwanzig, darunter eine musikalische Posse der Prinzessin: „Die Siegesfahne" und eine von der Prinzessin gedichtete, von Borrom. von Miltitz componirte Oper „Der Condottiere".

Wie die „Fürstenbraut" schon aus dem Frühling 1830 stammte, so werden auch viele der übrigen Stücke bereits längere Zeit vor dem Erfolge von „Lüge und Wahrheit" geschrieben worden sein; ebenso ist die Zahl der durchweg bürgerlichen Stücke keineswegs eine große, es gibt deren sogar nur drei; vier weitere Stücke bringen Adelige und Bürgerliche in Berührung, immer aber ohne den Standesunterschied besonders hervorzukehren; alle übrigen Stücke spielen in adeligen oder fürstlichen Kreisen.

In der That hatte die Prinzessin, wenn auch nicht am Hofe ihres Oheims, des Königs Friedrich August I., so doch auf ihren vielen Reisen Gelegenheit in Fülle gehabt, und solche auch wahrgenommen, Menschen aus allen Ständen und in allen Lebensverhältnissen kennen zu lernen. Hoch und niedrig hat sie immer in gleichem Maße interessirt, hoch und niedrig ist ihr auch — und das spricht für ihre ganze Verwandtschaft und Umgebung — gleich lieb gewesen. Für ihre große Herzensgüte ließen sich zahlreiche Beweise anführen, aber sie leuchtet schon aus ihren Stücken genügend hervor, oft zum Schaden derselben, denn beispielsweise geht es in „Pflicht und Liebe" und in „Lüge und Wahrheit" mit den Schuldigen glimpflicher ab, als sie es vielleicht verdienen. Mit Herzensgüte pflegt auch Bescheidenheit Hand in Hand zu gehen. So war es denn auch nicht Redensart, sondern bescheidene Selbstkenntniß, welche aus einem an Morlacchi gerichteten Dankbriefe spricht. Einige ihrer musikalischen Schöpfungen waren von der königlichen Kapelle aufgeführt worden, „es wird für mich ein ewiges Andenken sein", so heißt es in der Uebersetzung, welche sich von diesem italienisch abgefaßten Schreiben erhalten hat, „daß ein so berühmter Meister und so viele Künstler zwei so anspruchslose aus Frauenhänden hervorgegangene Compositionen executirt haben. Die von Ihnen und Herrn W. ausgebrachten Gesundheiten beschämen mich und ich kann nichts weiter sagen als Sie zu bitten, mit mir fernerhin Geduld und Nachsicht zu haben. Amalie."

Prinzessin Amalie ist im Kriegsjahre 1870 unvermählt aus diesem Leben geschieden, beweint nicht nur von den Ihren. Die Gattin des spätern Königs Anton, die Prinzessin Therese, hatte einst, wie Amalie in ihrem Tagebuch anmerkt, den Plan gehabt, sie mit dem österreichischen Kronprinzen, dem nachherigen Kaiser Ferdinand zu verheirathen. Prinzessin Therese habe ihr diesen Plan nachträglich mitgetheilt, als es sich zeigte, daß ihm bereits eine bairische Prinzessin bestimmt war. „Ich antwortete ihr", heißt es in dem Tagebuche weiter, „daß ich Gott danke, daß jener Plan nicht gelungen sei, da den Kronprinzen zu heirathen das schwerste Opfer gewesen wäre, das ich meiner Familie hätte bringen können."

Im ersten Theil des „Mesru" kommen die Worte vor:

Der Majestät des Thrones habe ich
Von Kindheit an ins Auge blicken dürfen —
Sie konnte mich nicht reizen, noch mich blenden.

Robert Waldmüller.

Zur Völkerkunde und Völkergeschichte.

1. Ethnographische Analogien. Ein Beitrag zur Gestaltungs- und Entwickelungsgeschichte der Religionen von Sofie von Torma. Mit 12 Abbildungen auf acht Tafeln. Jena, H. Costenoble. 1894. Gr. 8. 4 M.
2. Der Zukunftskampf der weißen und gelben Rasse. Von Emil Metzger. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge herausgegeben von Rudolf Virchow und Wilh. Wattenbach. Neue Folge. 194. Heft.) Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G. 1894. Gr. 8. 80 Pf.

Ein sehr interessantes Buch, das an erster Stelle genannte, freilich nicht völlig einwandsfrei und im Lager der zünftigen Sprachforscher und Culturhistoriker energischer Opposition sicher, und doch wird man bei nüchterner Prüfung der maßgebenden Perspective, wie sie die Verfasserin mit folgenden Worten begründet, die Zustimmung kaum versagen können:

Wie der Philologe Denkmäler ausgestorbener, schriftunkundiger Nomaden in den von ihnen hinterlassenen Namen der Berge, Thäler und Flüsse ihres ehemaligen Wohnsitzes entdeckt, so kann eine andere Frage der Geschichte der Menschheit gelöst werden mittelst der Culturreste, die, von Urbewohnern hinterblieben, Zeugnisse ihrer Denkweise, ihrer Religionsbegriffe, ihrer rituellen Gebräuche und ihrer Bildungsstufe überhaupt sind.

Es handelt sich hier für diese vergleichende psychologische Untersuchung nämlich um die culturhistorische Entwickelung und bisweilen auch (obwol der Beweis hierfür nicht immer striet zu erbringen ist) um die ethnographische Verwandtschaft. Insbesondere soll in der Schrift die Thatsache festgestellt werden, daß die Urbewohner von Tordos im Comitate Hunyad und im weitern Sinne die Magyaren überhaupt, dacisch-getischen Ursprungs sind, die sich dann auf der Wanderung der verwandten Keltenstämme an der Maros angesiedelt haben mögen. Diese Aboriginer Daciens — und das ist das Cardinalproblem der ganzen Untersuchung — stehen im entwickelungsgeschichtlichen Zusammenhang (durch Religion und Sitte vornehmlich) mit dem uralten Culturstande Babylon, denn

dieselben Zeichen, die im uralten Babylon die Glaubensprincipien des dortigen Sumer-Akkadischen Volkes versinnbildlichten, bestehen noch heute nach bald sechs Jahrtausenden in wunderbarer Weise in der Ethnologie, dem Leben und den Gebräuchen des Volkes arischen Ursprungs ebenso, wie sie bei den ebenfalls arischen Pelasger-Hellenen und Etrusker-Römern, die verwandten Ursprungs sind, in ihren religiösen Auffassungen vorhanden waren. Dieses darzulegen, liefern einzelne symbolische Cultusgegenstände, die sich unter den Fundobjecten meiner Sammlung befinden, untrügliche Beweise; denn dieselben stimmen vollkommen mit den von Schliemann in Kleinasien auf der Höhe von Hissarlik zu Tage geförderten trojanischen Fundobjecten überein, wo bekanntlich das ebenfalls dem thrakischen Stamme angehörige Volk Priams auf seiner Veste hauste.

Wenn wir nun auch zunächst die einigermaßen strittigen Fragen der ethnographischen Verwandtschaft und Abstammung außer Acht lassen, so handelt es sich in erster Linie um die mythologischen und sacralen Beziehungen, aus denen eventuell ein culturhistorischer Zusammenhang zu erschließen ist. Hier treten uns allerdings auffallende Analogien entgegen, so aus dem babylonischen Sonnendienst, die Symbole des Bades, der Scheibe, des Vogels, des Käfers, aus dem Mondcultus die Eule, der Frosch, der gehörnte Halbmond u. s. w., von den Attributen der babylonisch-assyrischen Priester der Drache, der Rosenkranz, der Skorpion u. s. w. So fand Torma auf den Flächen ihrer Thonräder die sieben heiligen Farben der babylonischen Planeten (z. B. die rothe Farbe des babylonischen Kriegsgottes Nergal-Mars, die dunkelblaue des Nebo-Merkur, die schwarze des Nindar oder Ninip-Saturn u. s. w.). Daß für den Sonnencultus das Rad eine große Bedeutung besitzt, ist ja aus manchen uralten und deshalb vielfach ohne rechtes Verständniß geübten Bräuchen hinlänglich bekannt; auch die Magyaren und Rumänen feiern die Wiedergeburt und Verjüngung der Sonne gerade so, wie unsere germanischen Vorfahren. Auch das babylonische Hakenkreuz (ein Abbild der glänzenden Sonne) existirt noch und umgibt z. B. in rumänischen Kirchen ganz in derselben Dreiecksform das Haupt des Erlösers, oder endlich zwei sich gegenüberstehende Kegel und Obelisken, welche Sonne und Mond nach altbabylonischem Ritus darstellen. Auch hierfür findet sich ein, freilich ziemlich verblaßtes Ueberlebsel, wie die Verfasserin erzählt:

Hier im Hunyader Comitate, in den Gemeinden der Waldbezirke finden sich an einigen Orten am Wege unförmliche steinerne Kegel von 1½ Meter Höhe aufgestellt, vor denen der rumänische Wanderer mit abgenommenem Hute anhält, sich bekreuzt und instinctiv betet. Fragt man ihn, warum er dies thue, so weiß ers nicht zu sagen. Aber die Andacht des betreffenden Rumänen kann auf das Ceremoniell des Sonnencultus zurückgeführt werden. Es sind diese steinernen Kegel uralte Symbole der Sonnen wie die Thonkegel von Tordos und Babylon.

Sehr bedeutsam ist ferner der zur Weihnachtszeit im südlichen Rumänien von zwölf Tänzern aufgeführte Kaluger, ein Waffentanz mit hohen Luftsprüngen und gefährlichen Evolutionen, dessen schon Xenophon bei den alten Thrakern gedenkt; statt des Schwertes schwingen die Burschen nur Stöcke, aber der Mast mit dem Rade ist ein unverkennbares Anzeichen für den Sonnencultus. Ob freilich damit auch, wie Torma meint, der Kreistanz der heulenden Derwische und der Kolotanz der slawischen Stämme, der „Csardöngölö" der Szekler und ihre verschiedenen Scherzspiele sich auf den babylonischen Sonnendienst zurückführen lassen, bedarf wol noch näherer Bestätigung. Endlich zeigt auch die Tracht mancherlei bedeutsame Anklänge an jenen Culturkreis; in dem Astarte-Mythus spielt die Kuh (in ihrer Beziehung zum Monde) eine große Rolle und deshalb wird auch diese Göttin mit einer Kuhhaut dargestellt. Dies Symbol treffen wir noch heutigentags bei den Rumäninnen, deren gestickte Häubchen in die Form von zwei spitzen Hörnern auslaufen, was sich übrigens auch bei den Frauen der Bulgaren und der turanischen Finnen beobachten läßt.

Es ist eine interessante Erscheinung (fügt unsere Verfasserin hinzu), daß arische Ansiedler ebenso wie die Stämme turanischer Rasse die babylonische Cultur und Religion gleichmäßig importirt haben. Aus den Ruinen Trojas hat Schliemann eine Statuette einer Aphrodite mit Widderhörnern ausgegraben. Sie erhielt diese Bockshörner, weil der Venus-Aphrodite auch Ziegen und Schafböcke geweiht wurden. Die Weiber des ursprünglich thrakischen Volkes Priams haben also nicht die halbmondgezierte Astarte angebetet, sondern opferten der bockgehörnten Aphrodite-Venus. Die Thrakerinnen Mösiens, die Ahnen unserer Rumäninnen, haben auch diese der Mythe entlehnte Tracht aus dem Balkan mitgebracht, insofern als die Rumäninnen von Broos und Umgebung noch in den vierziger Jahren bockshörnerförmige Holzgestelle auf den Köpfen trugen, sodaß die beiden Hörner mit vorwärtsgerichteten Spitzen in der Gegend der Ohren standen.

Wie das abschließende Resultat sich auch für die wissenschaftliche Untersuchung gestalten mag — ob hier in der That an eine culturhistorische Zusammengehörigkeit oder gar an eine genealogische Verwandtschaft des betreffenden Volkes, wie Torma behauptet, gedacht werden kann, oder ob es sich nur um versprengte Bruchstücke und zufällige Uebertragungen handelt —, jedenfalls ist diese Anregung auch für den zünftigen Forscher sehr dankenswerth; es ist wenigstens ein Zeichen wohlthuender Bescheidenheit, wenn die Verfasserin ihre Schrift so schließt:

Ich werde mich vollkommen zufrieden geben, wenn der Leser, der Interesse daran findet, Ausgangspunkte darin entdecken wird, an die es seine eigene Auffassungen oder seine weitern Forschungen anknüpfen kann, oder auch solche Daten, die seinen eigenen Combinationen als Stützpunkte oder Beweise dienen können. Sollte es aber jemandem gefallen, sich auf eine Kritik dieses Aufsatzes einzulassen, so möge er nicht vergessen, daß er es nicht mit einem schulmäßig gebildeten Fachgelehrten zu thun hat. Ohne Glück nach Ruhm oder Aufsehen habe ich einfach vor den Wellen der Maros die hochwichtigen Funde in Sicherheit gebracht, die keinen berufenen Sammler fanden.

Die Eroberung des Erdballs durch die weiße Rasse — übrigens ein düsteres Kapitel in der Weltgeschichte trotz aller äußern Erfolge — geht auch in unsern Tagen ruhig weiter und selbst so uralte Culturen, wie die indische, beugen sich wenigstens dem äußern Anschein nach dem europäischen Scepter. Daß aber die Existenz der Indianer ebenso wohl wie die der Polynesier nur eine Frage der

Zeit ist, darüber kann kein Zweifel aufkommen. Sehen wir nun von der ungefügen und widerstandsfähigen Masse des dunkeln Erdtheils ab, wo unsere Civilisation erst sehr allmählich sich fühlbar machen kann, so steht doch noch eine große Kraftprobe aus, auf die eine oben angezeigte soeben erschienene beachtenswerthe Schrift aufmerksam macht; es ist die Concurrenz und der schließliche Kampf mit den Chinesen, den E. Metzger, ein in colonialpolitischen Verhältnissen bewanderter Schriftsteller, in der Broschüre: „Der Zukunftskampf der weißen und gelben Rasse" (Nr. 2) beleuchtet. Zunächst handelt es sich begreiflicherweise um die wirthschaftliche Frage, aber diese ist schon ernst und verhängnißvoll genug. Man bedenke, daß die Auswanderung im Reiche der Mitte, wo in den dichtbevölkertsten Districten gelegentlich vierhundert Menschen auf dem Quadratkilometer wohnen, eine unentrinnbare Nothwendigkeit darstellt — trotzdem freilich ist bei irgendwelcher Misernte Hungersnoth und Typhus eine stationäre Erscheinung. Dazu kommt die geradezu beispiellose Nüchternheit und Sparsamkeit der Lebensführung (für 60 Pf. übernimmt ein Chinese die schwerste Arbeit in San Francisco, für 42 Pf. aber jede irgendwie leichtere Hantirung), die für jeden Europäer den Wettbewerb von vornherein ausschließt, und endlich vergesse man nicht den wichtigen Umstand, daß diese ganze Arbeit einfacher Raubbau ist, d. h. daß jeder Chinese, sei er einfacher Arbeiter oder Großkaufmann, nach einer bestimmten Zeit, sobald er sich genügend verdient hat, mit den Ersparnissen sich wieder der Heimat zuwendet. Wie Metzger mit Recht sagt:

Das materielle Leben ist für sie der Inbegriff ihres ganzen Denkens und Trachtens; über dasselbe hinaus kennen sie nichts. Spielt bei uns die geistige Empfindung, die ihnen ganz abgeht, manchmal eine zu große Rolle, hat sie namentlich schon manchen veranlaßt, sich in die Tiefen einer Metaphysik zu verlieren, aus denen kein Ausweg mehr zu finden ist, so ist doch der Grundgedanke dieser Empfindung der göttliche Funke, der den Menschen in unsern Augen erst zum Menschen im höhern Sinne des Wortes macht. Für den Chinesen gibt es nur diese eine Welt; nie haben sie bessere Hoffnungen, bessere Erwartungen gehegt, nie hat ein Gesetzgeber ihnen ein höheres Ziel vor Augen gestellt, ein weiter Kreis von Wanderungen und dann das Ende, das Nichts. . . . Liest man freilich die Moralvorschriften, welche ihre Religionslehrer den Chinesen gegeben haben, so wird man von Ehrfurcht durchdrungen, und doch wird die Unsittlichkeit, die wir bei ihnen und bei den Japanern beobachten können, von keinem andern Volk übertroffen. Wenn diese Millionen von Menschen, sei es auch erst nach längerer Zeit, unter uns treten, diese Menschen, für welche das eigene Ich mit seinen materiellen Interessen das höchste ist, was sie kennen, so muß man gerade für unsere geistigen Güter die größten Befürchtungen hegen.

Diese Materialisirung unserer gesammten Cultur, die so wie so schon in unsern Tagen sich bedenklich von den Bahnen des frühern Idealismus zu entfernen beginnt, ist in der That das drohendste Schreckgespenst, das aus einer solchen Berührung der beiden Rassen sich für unsere besorgten Blicke erhebt — ein politischer Zusammenstoß ist kaum zu befürchten — und das wäre freilich der erste Act der Auflösung und Zersetzung. Vor der Hand scheint nun freilich eine solche Wechselwirkung ausgeschlossen, schon allein des zähen Conservativismus halber, der den Mann mit den mandelförmigen Augen (wie ihn Marquis Tseng nennt) ja von jeher auszeichnet. Aber es kann nicht schaden, für alle Fälle sich ein Project zurechtzulegen, um jener Eventualität zu entgehen. Metzger nämlich entwickelt folgenden Plan:

Raum genug hat die Erde, um noch Hunderte und Tausende von Millionen zu fassen und zu ernähren, wenn alle diese Menschen im Stande sind, in den noch spärlich bevölkerten tropischen und subtropischen Gebieten zu leben und zu gedeihen. Das kann die gelbe, das kann die schwarze Rasse. Beide verstehen es, den Acker zu bauen; erstere besitzt auch eine höhere Intelligenz, welche sie für die Pflege der Industrie geschickt macht, die ja manchmal sich dahin wird verpflanzen müssen, wo sie ihre Rohproducte in der Nähe wird beschaffen können, wo sie die niedrigsten Arbeitslöhne zu bezahlen haben wird. Die weiße Rasse gedeiht nur unter einem gemäßigten Himmel, vermag nur dort ihre ganze Arbeitskraft zu entwickeln; in der Tropenzone kann sie nur unter sehr günstigen Bedingungen thätig sein, welche es ihr möglich machen, durch ihre Lebensweise dem Einfluß des Klimas zu begegnen. Sie würde dort als Lehrerin der gelben und der schwarzen Rasse auftreten können, selbst alle Arbeit zu verrichten, ist sie nicht im Stande. So vermöchten die drei lebenskräftigen Rassen, die schwarze, die gelbe und die weiße, unter der Führung der letztern ein Weltreich zu bilden, in dem jede Rasse eine ihr passende Stelle finden könnte, ohne daß auf lange hinaus uns die Gefahr eines heftigen Zusammenstoßes anstarrte.

Hoffentlich bleibt die Zeit noch recht fern, wo dies Problem zu einem Gegenstand der praktischen Politik wird.

Th. Achelis.

Aus den Ländern der ungarischen Krone.

1. Ludwig Kossuth. Sein Leben und Wirken. Von Eduard Somogyi. Leipzig, O. Wigand. 1894. 8. 3 M.
2. Jugenderinnerungen aus Kroatien (1749—1823. 1824—43) von Dr. E. J. von Tkalac. Leipzig, O. Wigand. 1894. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Was an dem uns vorliegenden Lebensbild Kossuth's von Eduard Somogyi (Nr. 1) angenehm berührt, das ist der warme Patriotismus; aber ihn dürfen wir eigentlich bei einem Magyaren als selbstverständlich voraussetzen. Dagegen die Objectivität, die auch dem für sein Volk und seinen Helden begeistertsten Historiker erreichbar sein sollte und, wie manche schöne Beispiele zeigen, auch ist, vermissen wir hier in einem ungewöhnlichen Grade, und mindestens einem deutschen Publikum gegenüber hat Somogyi damit keine geschickte Stellung gewählt; der Taumel der Kossuth-Schwärmerei mit sammt den Gassendemon-

strationen ist uns noch allzu unangenehm in der Erinnerung. Man darf wol, ohne dem Verfasser unrecht zu thun, sagen, daß er einen reinen Panegyrikus geschrieben hat, und das heißt uns doch etwas zu viel zumuthen. Kossuth's leidenschaftliche Vaterlandsliebe, seine unendliche Thätigkeit für die Sache Ungarns sind auch unserer wärmsten Sympathie gewiß. Nach deutscher Art denken wir viel zu gerecht, um ihm nicht seine schroffe Haltung gegen das Deutschthum leicht zu verzeihen; wir können es verstehen, daß er im Zorn über die unselige Halbheit und Doppelzüngigkeit der wiener Regierung und in Verkennung der realen Verhältnisse die volle Trennung von der habsburgischen Monarchie auf sein Banner schrieb; aber wir vermögen uns die menschlichen Schwächen seines Wesens: eine bis zur Selbstsucht gehende Eitelkeit und Ruhmsucht nicht zu verhehlen und wir fragen uns vergebens, was ihn, wie der Verfasser meint, nöthigte, auch nach dem Ausgleich die Rolle des Verbannten weiter zu spielen; denn durch diesen war doch sein ursprüngliches Programm verwirklicht. Wir können uns auch dem Eindruck nicht entziehen, daß einige recht bedenkliche Vorfälle seiner jüngern Jahre, von denen Wurzbach's biographisches Lexikon doch wol mit Recht, wenn auch vielleicht in einseitiger Färbung, berichtet, von Somogyi übergangen oder gar zu seinen Gunsten gewendet worden sind. Für uns werden Männer wie Deak und Andrassy immer viel reinere und größere Vertreter der ungarischen Nation bleiben, als Ludwig Kossuth, in dem die rhetorisch-pathetische Seite doch allzu stark in den Vordergrund tritt. Zu leicht gemacht endlich hat sich der Verfasser seine Aufgabe für die lange Periode von 1849 bis 1894; er scheint nicht einmal Kossuth's drei Bände „Schriften aus der Emigration" ausreichend benutzt zu haben. Gewiß durfte er hier kürzer sein; aber was er gibt, ist doch allzu wenig, und man kann sich des Verdachts nicht erwehren, daß er auf diese Weise am besten für den Ruhm seines Helden zu sorgen glaubte — womit er wol recht haben mag. Aber als Historiker hätte er mehr geben müssen, und dies wäre auch möglich gewesen, ohne den Umfang des Buches zu vergrößern; denn die Proben aus Kossuth's Reden hätten ohne Schaden bedeutend zusammengestrichen werden können. Was sie auszeichnet, die fortreißende Kraft und der Brustton des Patriotismus, träte uns auch dann noch deutlich genug vor Augen. Der Gehalt an politischen und wirthschaftlichen Gedanken aber ist nicht allzu bedeutend.

Gehen wir etwas ins einzelne, so weicht schon das Bild des Gymnasiasten bei Somogyi völlig ab von dem, das uns Wurzbach gibt, und wenn die Wahrheit auch nur in der Mitte liegen sollte — andere Quellen versagen hier —, so kann Somogyi der Vorwurf starker Parteilichkeit nicht erspart werden. Als junger Advocat verspielt Kossuth nach Somogyi 400 Gulden der Gräfin Szapary, gesteht ihr sofort reumüthig seinen Fehltritt und gewinnt dadurch ihr doppeltes Vertrauen; nach Wurzbach handelt es sich um 6000 Gulden; sein Vergehen wird entdeckt und mit Entlassung aus den Diensten der Gräfin geahndet. Die letztere Darstellung kann ja unrichtig sein; jedenfalls mußte aber Somogyi darauf eingehen, und eben daß er es in hier und in ähnlichen Fällen nicht thut, erweckt Mistrauen. Gegen das Verbot der „Municipalberichte" Kossuth's sollen nach einer Stelle alle Komitate protestirt haben, während kurz darauf gesagt wird, daß es sich nur um die Mehrzahl handelte. Seine Neigung zur Phrasenhaftigkeit wird nie ausdrücklich hervorgehoben, während sie doch aus jeder seiner Reden hervorleuchtet. So erklärt er sich schon ganz im Anfang seiner politischen Thätigkeit bereit, für das Vaterland alles, wenn es nöthig sei, sogar die Ehre, zu opfern, und sehr oft paradiert er mit einer Bescheidenheit, die ihm gewiß viel ferner lag, als das Gegentheil, wie dies auch ungarische Schriftsteller, z. B. Horvath, offen anerkennen. Die Bedeutung von Kossuth's Wirksamkeit ist wol nicht selten übertrieben, so in der Art, wie ein inniger Zusammenhang zwischen seiner Rede vom 3. März und den wiener Ereignissen vom 11. März 1848 hergestellt wird. Für die Parteilichkeit, mit der er überall in den Vordergrund geschoben wird, ist es bezeichnend, daß in der effectvollen Scene im Abgeordnetenhause nach dem Rücktritt des Ministeriums er allein als Vertreter des Landes und der Regierung auftritt, während nach Springer's zweifellos richtiger Darstellung sein College Szemere, dessen politische Charakterskizze über Kossuth ich vergebens in die Hand zu bekommen gesucht habe, den Anfang damit machte und Kossuth sich ihm blos — allerdings in theatralisch effectvoller Weise — anschloß. Aber auch Stellen, die mit ihm nicht direct zu thun haben, erwecken Bedenken; so wird einmal behauptet, nicht wenige Frauen und Mädchen seien verkleidet ins Revolutionsheer eingetreten und manche dieser Weiberhonveds hätten es bis zu höhern Offizierstellen gebracht — und dabei dauerte der Feldzug doch nur ein Jahr. Sehr zweifelnd steht man auch der Behauptung gegenüber, Kossuth sei durch seine Vortragsreise in den Vereinigten Staaten die volksthümlichste Persönlichkeit dieses Landes geworden, zumal wenn man bei Wurzbach liest, daß er in den Nordstaaten gegen, in den Südstaaten für die Sklaverei gesprochen habe.

Kurzum ich vermag nicht anzuerkennen, daß Somogyi's Buch einen ernstlichen historischen Werth beanspruchen darf. Auch der Stil erweckt nicht selten Bedenken, am meisten vielleicht in den Stellen aus Kossuth's Reden. Ob der Verfasser oder ein Uebersetzer die Verantwortung dafür zu tragen hat, ist nicht zu entscheiden.

Unzweifelhaft weit erfreulicher wirken E. J. von Tkalac's „Jugenderinnerungen aus Kroatien" (Nr. 2). Sie tragen ein Motto aus G. Freytag's „Bildern" und sie sind auch in seinem Geiste geschrieben, ohne irgendwie als Nachahmung zu wirken. Gerade weil zu befürchten steht, daß Somogyi's Buch um seines Gegenstandes willen zunächst deutsche Leser mehr anziehen wird, möchte ich um so nachdrücklicher auf Tkalac's liebenswürdige Ver-

öffentlichung hinweisen. Wir erhalten hier eine wohlthuende objective und doch mit warmer Liebe geschriebene Schilderung merkwürdiger, uns zunächst sehr fremdartig berührender Culturzustände, einen tiefen Einblick in eine ernst gerichtete, von leidenschaftlichem Bildungstrieb beseelte, edeln Kosmopolitismus mit verhältnißmäßig spät erwachendem und auch dann maßvoll bleibendem Nationalgefühl verbindende Persönlichkeit. Tkalac's Großvater Stefan Michailowić schwingt sich vom gedrückten Gutsunterthanen — den Adel hatte sein Vater freiwillig aufgegeben — ohne lesen und schreiben zu können, zum reichen und angesehenen Getreidehändler auf. Für den Türkenkrieg Joseph's II. muß er eine Zwangssteuer von 180000 Gulden entrichten und zur Belohnung dafür wird ihm sehr gegen seinen Willen der Adel wieder aufgedrungen. Unter dem Vater verharrt die Familie in der aufsteigenden Richtung und tritt ein in die angesehensten Kreise Kroatiens; der Sohn gibt ihr auch literarische Bedeutung; seine „Jugenderinnerungen" sind bei weitem nicht sein erstes Werk. Trotzdem das Buch nur bis zum Beginn der deutschen Studienjahre des Verfassers (geboren 1823) reicht, wird uns doch ein Zeitraum von fast hundert Jahren vorgeführt. Er selbst zeigt die Vielseitigkeit eines echten Weltbürgers, aber er gibt uns auch gute Einblicke in die beginnende national-slawische Bewegung. Von der Mutter, von seiner Erzieherin Maria, von dem alten Fährmann Tove erhalten wir anziehende Bilder. In der Einleitung tritt uns eine von der Cultur noch unbeleckte Bauernaristokratie entgegen. Der Großvater, nachdem er sich früh aus unfreien Verhältnissen zu wirthschaftlicher Selbständigkeit emporgerungen hat, kauft — mit halber Gewaltsamkeit — auch seinen Bruder frei. In seine spätern Jahre fällt die Episode der französischen Verwaltung Marmont's, deren Musterhaftigkeit unbefangen und warm anerkannt wird. In die geringe Bildung auch der höhern Kreise in jenen Jahren erhalten wir einen belustigenden Einblick durch die Aeußerung einer „für gebildet gelten wollenden Dame": „Meine Lieblingsauditoren sind Krotzenburger (Kotzebue), Lafortun (Lafontaine) und Freschler (Feßler)." Nicht angenehmer berühren die Mittheilungen über die allgemeine Kriecherei in den Beamtenkreisen. Anmuthiger dagegen wird die Schilderung, sobald Tkalac auf seine Jugendzeit kommt; ich erinnere nur an die reizende Episode von dem Melonendiebstahl, dessen sich der Knabe um einer kleinen Jugendfreundin willen schuldig macht. Dann eröffnen sich uns Einblicke in die jämmerlichen Preßzustände durch die Mittheilungen über die „Agramer Deutsche Zeitung"; der Knabe faßt durch den Anblick italienischer Gefangener, die als Rebellen in die Kerker des Kaiserstaates wandern sollen, und durch die Schilderungen Maria's, die selbst aus Italien stammt, das erste politische Interesse und Begeisterung für Völkerfreiheit; bald darauf erweckt die Büchersammlung des Grafen Droišković, die ihm als eine ungeheuere Bibliothek erscheint, zum ersten mal sein literarisches Interesse. Mit Feuereifer begehrt er lesen und schreiben zu lernen, und noch als Knabe beginnt er, sich bei gelegentlicher Anwesenheit in Agram stundenlang in der einzigen dortigen Buchhandlung herumzutreiben, um bald darauf regelmäßige Büchersendungen von der Geibel'schen Buchhandlung (damals in Pest) sich zu erbitten. Ein Besuch bei seinem Onkel Andras, einem katholischen Geistlichen in Agram, der ebenso wie der dortige Bischof das ungezwungenste und öffentlichste Familienleben führt, ist culturhistorisch interessant. Verhältnißmäßig spät kommt der Knabe auf das Gymnasium zu Karlstadt, eine Stiftung seines Verwandten von mütterlicher Seite Janko Markez. Hier hatten die Franciscaner als die Mindestfordernden den gesammten Unterricht in die Hand bekommen; ihre allgemeine und didaktische Bildung entsprach auch nicht den bescheidensten Ansprüchen; der Ausspruch des Kaisers Franz: „Ich brauche keine gelehrten, sondern gute Unterthanen" erhielt eine traurige Illustration. Aber diese Zustände waren nur ein — allerdings crasses — Abbild allgemein österreichischer Verhältnisse. Tkalac konnte im Unterricht selbst geradezu nichts lernen; er war infolge seiner privaten Beschäftigung mit der classischen Literatur aller Culturvölker seinen sämmtlichen Lehrern schon als Jüngling im Wissen überlegen; private Anregungen zu griechischen Studien durch einen derselben ist das Einzige, was er zu rühmen vermag; das Bekanntwerden mit Meyer's „Universum" und andern Veröffentlichungen dieser Art wird für ihn bedeutsamer als die Schule. Voltaire's „Essai sur les mœurs et l'esprit des nations" bringt eine Revolution in seinen politisch geschichtlichen Anschauungen hervor; er lernt durch Hase's Kirchengeschichte Luther verstehen und bewundern; er vertieft sich in Spinoza und Kant, in Hegel und Schopenhauer und entfaltet eine ungeheuere geistige Thätigkeit, die er nur, weil sie sehr abwechselungsvoll ist, ohne Ermüdung ertragen kann. Sein slawisches Nationalgefühl erwacht erst seit 1840, und nun liest er mit Begeisterung Ranke's „Serbische Revolution". Aber sein Panslawismus bleibt immer ideal geächtet; er wünscht durchaus nicht ein russisch-slawisches Weltreich und kann uns deshalb auch von der Thätigkeit der kroatischen Nationalpartei (der „Illyrier") und ihres Führers Gaj und andererseits ihrer Gegner, der Madjaronen, eine objective Darstellung geben; er verkennt nicht, daß Kossuth's anfängliches Auftreten Ungarn vor den ungeheuern Gefahren bewahrte, die in den damaligen Verhältnissen lagen; aber er verhehlt sich auch nicht die Einseitigkeit des ungarischen (gewerblichen) „Schutzvereins"; er spricht mit warmem Mitgefühl von einem kleinen, aber zu Blutvergießen führenden kroatischen Bauernaufruhr und echter Schmerz klingt aus den Worten, mit denen er die alte Pfarrköchin von der barbarischen Fällung einer uralten Linde in dem Dorfe Krašić berichten läßt:

Während er mir dies erzählte, hörte ich die ersten Axtschläge gegen die alte Linde: mir war es, wie wenn man meinen Vater oder meine Brüder todtschlüge. Ich weinte wie ein kleines Kind.... Als der Morgen dämmerte, hörte ich ein mächtiges Getöse und

Weherufe. Ich sprang zum Fenster, sah aber nichts und zog mich schnell an, um aus dem Pfarrhaus zu gehen und nachzusehen. Und nun sah ich den Riesenbaum auf den Boden niedergestürzt liegen und brach in lautes Weinen aus. An der einen Seite des Stammes ragten zwei menschliche Beine und Füße heraus; es war ein Soldat, der beim Sturze des Baumes nicht schnell genug weggesprungen und durch den riesigen Stamm zermalmt worden war.

Seit diesem Erlebniß begriff Tkalac das Wort, das ein alter Bauer zu ihm gesprochen hatte: „Welch ein Unglück, daß du ein Herrenkind bist, du guter, lieber Junge." Er greift die Idee der Bauernemancipation früh mit Wärme auf, aber er muß erleben, daß dies selbst wohlmeinenden Standesgenossen als Communismus erscheint. Von der Einfachheit der Lebensführung auch in den höchsten Kreisen, die freilich mit fast unsinnigen Gastfahrten wechselten, entwirft er ein anschauliches Bild; er erzählt, wie merkwürdig sich in seiner Heimat die Erwerbszweige auf die verschiedenen Nationalitäten vertheilten; er schildert uns die seltsam anmuthenden Zustände jener Zeit in der Militärgrenze; er führt uns in das Haus eines ehrwürdigen griechisch-katholischen Priesters (Prota), der ihn an den Landprediger von Wakefield erinnert, und zu dem ungebildeten, aber doch durchaus den Eindruck eines Grandseigneurs machenden türkischen Würdenträger Mohammed Bey; wir sehen, daß die Zustände und Stimmungen in Bosnien die spätere österreichische Occupation sehr erleichtern mußten. Endlich lenkt er wieder auf seine Person zurück. Er betont mit warmer Dankbarkeit, daß seine Bildung hauptsächlich in der Cultur des 18. Jahrhunderts wurzle. Er entwirft nach Briefen eines studirenden Freundes ein komisch-abschreckendes Bild von den „philosophischen" Vorlesungen des agramer Professors Moyses, der keine Zeile von Kant oder irgendeinem andern der großen deutschen Philosophen gelesen hatte, er preist die Förderung seiner geistigen und gesellschaftlichen Bildung durch die edle Frau von Pukšec-Murska und schließt mit einer Schilderung der Art, wie seine Schwärmerei für das Theater und seine verfrühte Recensententhätigkeit seinen Abgang von Karlstadt nach Graz herbeiführten. Kurz darauf begann er in Deutschland seine akademischen Studien, und es ist leicht begreiflich, daß ein Kroate von so umfassender und ungewöhnlicher Bildung in den Universitätskreisen Berlins die freundlichste Aufnahme und Förderung fand.

Edmund Lange.

Allerhand Erzähler.

1. Norddeutsche Erzähler. Novellen von Wilhelm Jensen, Heinrich Seidel und Julius Stinde. 11.—15. Tausend. Berlin, Verein der Bücherfreunde. 1893. 8. 3 M.
2. Chrysothemis erzählt: Griechische Geschichten. Von Oskar Linke. Kleine Ausgabe. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1894. 16. 1 M.
3. Poveretto und andere Novellen. Von Rudolf Presber. Dresden, E. Pierson. 1894. 8. 3 M.
4. Ehre ist Zwang genug. Roman aus der Neuzeit von Karl von Weber. Dresden, E. Pierson. 1894. 8. 5 M.
5. Eine Lüge der Liebe. Roman von Salvatore Farina. Uebersetzt aus dem Italienischen. Autorisirte Ausgabe. Berlin, O. Janke. 1894. 8. 1 M.
6. Leben um zu lieben. Erzählung von Salvatore Farina. Uebersetzt aus dem Italienischen. Autorisirte Ausgabe. Berlin, O. Janke. 1894. 8. 1 M.

Von den drei norddeutschen Erzählern, die in einer der letzten Veröffentlichungen des Vereins der Bücherfreunde beisammenstehen, Wilhelm Jensen, Heinrich Seidel und Julius Stinde (Nr. 1), stellen die beiden letzten auch in ihren Werken besonders gern das norddeutsche Wesen dar, zumal wenn man auch das Berlinerthum, das eigentlich etwas Deutsches für sich ist, dafür will gelten lassen. Eine eigenthümliche Mischung des berliner und des echt norddeutschen Volksthums finden wir bei Heinrich Seidel. Er ist in genanntem Bande durch die „Silberne Verlobung", eine kleine und recht schlichte Erzählung, vertreten. Die anscheinend hoffnungslose Entsagung, zu der da zwei Liebende verurtheilt sind, erregt keine leidenschaftlichen Stürme. Wir blicken in den unserm Dichter so vertrauten Fabrikzeichensaal und lächeln über die harmlosen Witze des zum Sonderling gewordenen alten Junggesellen oder begleiten ihn in seine stille Häuslichkeit und sehen ihn mit seinem Gaste Pellkartoffeln mit Hering und Speckstipp herrichten. Aus seiner Hoffnungslosigkeit sich aufzureißen ist er nicht im Stande, hier muß als deus ex machina der alte uns wohlbekannte Leberecht Hühnchen einspringen, der mit gewohnter Thatkraft und mit drolligem Humor die Sache ins Gleiche bringt. Die Bowle, die er im Goldfischglas seinen Gästen vorsetzt, ist ein würdiges Seitenstück zu dem vom alten Gram mit einem Stiefelknechte zurechtgemachten Beefsteak. Wer seinen Seidel einmal lieb gewonnen hat, wird auch an dieser einfachen, halb wehmüthigen, halb humoristischen Geschichte Gefallen finden.

Stinde nennt seinen Beitrag „Martinhagen" eine „Geschichte abseits der Heerstraße". Er deutet damit selbst an, daß er uns ein Fleckchen Erde schildert, wohin die alles beleckende moderne Cultur noch wenig gedrungen ist, wo aber desto mehr noch die alte deutsche Biederkeit und Lauterkeit der Gesinnung herrscht. Stinde weiß uns das Leben auf diesem niederdeutschen Pachthofe anschaulich zu schildern. Wir sind aber auch Zeuge, mit welchem Bangen die für das Wohl ihrer Kinder besorgten Aeltern einem so unheimlichen Wesen wie einer Gouvernante entgegensehen. Der Aufenthalt unter diesen gemüthvollen Menschen erweist sich andererseits als ein wahres Gesundbad für das anspruchsvolle und zum Flunkern geneigte berliner

Fräulein. Die bestehenden Gegensätze lösen sich auf zu wohlthuender Harmonie. Die beiden Parteien sind auch durch ihre Sprache charakterisirt, hie Platt, hie Hochdeutsch, gegen das die erwähnten Aeltern einen rührenden Kampf bestehen.

Weit mannichfaltiger als das der genannten Autoren ist das Stoffgebiet Wilhelm Jensen's. Eine Skizze nennt er seine Novelle „Altflorentinische Tage", vermuthlich, weil er nicht ein ausgeführtes Lebensbild seiner Heldin, sondern nur ein ausgewähltes Kapitel ihrer Geschichte uns vorführt. Er ist in Italien wohl zu Hause und zaubert uns einen Maitag am Arno oder eine laue Sommernacht lebendig vor das Auge. Er weiß aber auch in dem alten Florenz wohl Bescheid und ist mit der Denk- und Sprechweise der Zeitgenossen eines Michel Angelo wohl vertraut. Leibhaftig treten sie vor uns, diese kunstbegeisterten Männer, diese schönen Frauen, diese ganze Welt der Grazie und Schönheit. Wir sehen aber auch, daß nicht alles Gold ist, was glänzt, daß hinter den schönen Augen Falschheit lauert, daß insbesondere die Unverbrüchlichkeit weiblicher Freundestreue nur soweit reicht, als sie nicht einer allzu starken Prüfung anheimfällt. Solch äußerlich sittsamer weiblicher Falschheit gegenüber sinkt die Schale der freiern Anschauungen huldigenden Redlichkeit. So ist die Schilderung einer Episode aus dem Leben der berühmten Dichterin und Männerfreundin Tullia d'Arragona nach Umriß und Farbe wohlgelungen. Nur wird die Plastik und die Objectivität einigermaßen beeinträchtigt durch das Hereinziehen der eigenen Person und der eigenen Stimmung des Verfassers und auch durch die langen Vorbemerkungen, in denen er überblickt, was wir Menschen von Anbeginn der Welt an gesehen und insbesondere in Florenz schon erlebt haben.

> Vor fünf Jahrtausenden bauten wir an der Pyramide des Chufu und kauerten uns zur Ausrast von der Sommerglutarbeit in den Schatten der Sphinx, die unsere Hände schon um ferne Tage verschollener Geschlechter zuvor aus Stein gehauen. Mit indogermanischen Hirtenstämmen trieben wir, besseres Weideland suchend, Rinderherden gegen Sonnenuntergang u. s. w.

Der gute Dichter soll den trojanischen Krieg nicht mit dem Ei der Leda beginnen. Indessen hat der Verfasser vielleicht selbst unserm Einwande vorbeugen wollen, indem er seine Erzählung als eine Skizze bezeichnete.

Auch ein Norddeutscher und zwar ein Berliner ist Oskar Linke. Er hat sich schon wiederholt in altgriechischen Zeiten bewegt. Jetzt bietet er uns wieder einen Strauß griechischer Novellen (Nr. 2). Diese Geschichten sind recht verschieden der Erfindung nach. Etwas dürftig z. B. ist sie in der ersten Geschichte „Vom Stamme der Dorer". Zweimal ist das Verhältniß des Künstlers zu seinem Modelle behandelt, wie das in Geschichten aus dem Alterthum beliebt ist. An Paul Thumann's bekannte Darstellung denken wir unwillkürlich, wenn uns der Verfasser ein liebliches Kunstwerk beschreibt: einen schlummernden Eros auf prächtigem Lager und eine Psyche, wie sie, am Rande des Pfühles stehend, sich über den Schläfer neugierig geheimnißvoll hinabbeugt, ein Lämpchen in der Linken und mit der Rechten das Gewand über der Brust zusammenfassend. In der That sind die Griechinnen Linke's denen Thumann's nahe verwandt. Da eine Jungfrau die Geschichten erzählt, so ist es begreiflich, daß das Liebliche und Weichmüthige vorherrscht, auch in den Naturschilderungen. Die Sprache hat etwas Schwebendes, Perlendes. So lautet z. B. der Anfang der Aphrodite Urania: Sanft rauschten die Meereswellen um die heilige Insel der Kypris. Tagesmüde tauchte des Helios Flammengespann hinab in die kühlen Fluten. Wie mit Goldglanz umkrönten seine letzten Schimmer die Wipfel eines Myrthenhaines am Strande, wo still aus dem weichen Grüne der Bäume hervorleuchtend ein Marmortempel der Göttin ragte. Während die Tauben des heiligen Haines ihre Köpfchen schon unter die Nacht ihrer Schwingen verbargen; während nur hin und wieder noch der schmelzende Sang einer Nachtigall die abendliche, tempelernste Stille durchzog, wonnejauchzend wie ein Brautlied, gespielt auf äolischer Leier, indessen die Meereswogen trotz der schnell einbrechenden Nacht nur noch glühender, üppiger zu athmen schienen: da öffnete sich leise eine kleine Seitenpforte des Tempels, und heraus trat Arsinoe, eine jugendliche Priesterin der Kypris, um langsam niederzuwandeln zum blumigen Meeresstrande.

Zu mehr Leidenschaft erhebt sich die Erzählung in „Amphigeneia". Die rüstige Spartanerin, die sich hier mit dem ihr unerwünschten Bewerber auf einen Wettlauf einläßt und die schuldlose Ursache zum Tode ihres Geliebten wird, diese Spartanerin hat mehr von spartanischer Art als ihre Landsmännin „vom Stamme der Dorer". Einzelne von diesen Geschichten verfolgen eine lehrhafte Tendenz. So sollen die Erlebnisse eines Hirtenknaben der troischen Ebene, des neuen Ganymed, bei den olympischen Göttern und die darauffolgende Uebersättigung lehren, daß man, um wie ein Gott selig zu leben, muß empfinden können wie ein Gott. Nichts Rechtes anzufangen wissen wir mit der märchenhaften „Inselkönigin". Mit orientalischer Mystik versetzt sind die in Persien spielenden Erzählungen „Der himmlische Thalamos" und „Der Papagai". Auch Linke hat wie so viele Erzähler altgriechischer Geschichten der Versuchung nicht widerstanden, das Germanenthum mit dem Hellenenthum zu verknüpfen. Die verlassene Chrysothemis betet am Strande von Melos, daß einer von jenen Barbaren sie von hier entführe. Der Führer eines Gotenschiffes, ein schneehäuptiger Greis mit jugendgrünem Herzen, verliebt sich in das schöne Kind. Aber o weh! „Er wollte den Becher der Chrysothemis reichen, da glitt er aus und fiel der Länge nach auf das Verdeck hin, während der Pokal seiner Hand entstürzte und das edle Naß über den Boden strömte . . . er hatte sich den Fuß gebrochen." Wahrlich, eine etwas bequeme Art, die Erzählung der an sich recht hübschen Geschichten zu begründen.

Das Leben der Maler und die angenehmen und traurigen Erfahrungen, die sie an ihren Modellen machen, führt uns auch Rudolf Presber vor in seinem „Poveretto und andern Novellen" (Nr. 3). Presber? wird der oder jener Leser denken, von dem du schon so hübsche rheinische Novellen gelesen hast? Nein, deren Verfasser ist Hermann Presber. Hier haben wir es mit „dem andern" zu thun. Eben dieses Motiv der Namensvetterschaft behandelt die „lustige Malergeschichte" „Der Andere". Ihr Held ist ein junger Maler Ludwig Knaus, der es satt bekommen hat, Champagner geschickt zu erhalten, den er zurücksenden muß, Besuche zu empfangen, die mit Bücklingen kommen und mit dummem Lächeln sich empfehlen, Autographenbücher in Empfang zu nehmen, um „auch nur ein paar Strichelchen mit der großen Meisterhand hineinzuzeichnen"; ja, groß ist die Hand schon — der ganze Kerl ist ein Cyclop — aber eine Meisterhand?" — Wenn aber auch die Heiligenbilder, die er vorzugsweise malt, recht wenig andächtige Empfindungen erregen, so ist Ludwig Knaus „der andere" doch ein guter Mensch und verdient das Glück, das ihm, halb doch auch wieder durch ein Misverständniß, mit der Liebe und dem Vermögen eines reizenden Mädchens zufällt. In der Schilderung des vorangehenden Junggesellenlebens entfaltet der Verfasser ein sehr anerkennenswerthes komisches Talent. Das ist die Sphäre, in der auch Heinrich Seidel manchen Erfolg erzielt. Unser Maler bleibt ein braver Mensch — auch in dem Kleidungsstück, das durch Fulda's „Talisman" literaturfähig geworden ist. Wir sehen ihn nämlich darin vor seinem Universalmöbel, einer Kiste, stehen und seine Hosen bügeln, „die sein Vater am untern Ende festhielt, damit sie unter Ludwig's energischen Strichen dem Eisen nicht entwischten". „Du wirst sehen", sagte er, „sie werden wie neu! Man muß sich nur hüten, Löcher zu brennen, wenn man nur ein Paar zum Bügeln hat. Ich werde in der Mitte einen Bruch bügeln, das ist ganz modern . . . so, siehst du, wie hübsch — ja, eine liebevolle Behandlung verjüngt." Solche Situationskomik erscheint bei Presber verbunden mit schlagfertigem Ausdruck. Zugleich versteht er es, originelle Charaktere plastisch darzustellen, wie den Vater, der, ein pensionirter Schulmeister, auf seine alten Tage alle seine Bedürfnisse wie Hemdenknöpfchen und Schuhbänder nach den Gesetzen der Schönheit regulirt, als deren einzig wahrer Apostel sein Sohn ihm erscheint. Wer einmal herzlich lachen will, der lese diese Geschichte. Aber drastische Komik ist nur die eine Seite von Presber's Begabung. Er weiß uns mit demselben Geschick in „Poveretto" die Herzenskämpfe eines armen buckligen Malers zu schildern, dem sich das Glück nur einmal in der Gestalt eines schönen Mädchens zeigt, um ihm sofort wieder zu entschwinden. Er behandelt ferner in „Madonna della Sedia" das schwierige Problem von dem Rechte der Liebe gegenüber den Forderungen von Pflicht und Sitte. Auch hier zeigt er sich originell und mit köstlichem erfrischenden Humor begabt weiß er zugleich durch launiges Beiwerk an Nebenpersonen den drückenden Ernst der Vorgänge zu mildern.

Gleichfalls auf problematisches Gebiet führt uns der „Roman aus der Neuzeit" „Ehre ist Zwang genug" von Karl von Weber (Nr. 4). Dieser groß angelegte Roman läßt sich, wenn auch nicht an Reichthum und Vielseitigkeit der Ausgestaltung, so doch nach Umrissen und Absichten dem Typus eines modernen Romans, „Soll und Haben", vergleichen. Er beschäftigt sich mit einem der schwierigsten Probleme, nämlich mit dem Wesen der modernen Ehre, deren Auffassung und Behandlung schon Sudermann viel Widerspruch eingetragen hat. Auch in unserm Romane spitzt sich das Thema zu der Frage nach der Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit des Zweikampfes zu. Der Verfasser gibt seinem Helden, der nach einigen leichtsinnig verlebten Lieutenantsjahren, aufgerüttelt durch die gewaltige Energie seines alten Oheims, selbst ein neues Leben voll Thatkraft und edeln Strebens, anfängt — der Verfasser gibt — sagen wir — seinem Helden Gelegenheit, im Kreise seiner frühern Kameraden sich über seine in ernstem Nachdenken errungenen Anschauungen auszusprechen:

Von vornherein räume ich dir ein, daß das Duell einen springenden Punkt der ganzen Angelegenheit ausmacht; denn das stärkste Gefühl eines jeden, der sich seiner Ehre bewußt ist, verlangt gerade nach dem Schutze für sie, den er ihr durch eigenstes Eintreten schaffen kann; sie ist eines der persönlichsten Gefühle, welche dem Menschen gegeben sind. Aber wie ist es mit diesem Schutze bestellt? Vorbeugend wirkt es nur insofern, als manchen übermüthigen und boshaften Angriffen auf meine Ehre dadurch Fesseln angelegt werden können, daß jedermann weiß, ich werde sie mit den äußersten mir zu Gebote stehenden Mitteln, also mit der Waffe in der Hand, rächen. Das schreckt viele ab, mich zu beleidigen. Ist aber meine Ehre gekränkt, bin ich beschuldigt, so liegt im Zweikampfe selbst keine andere Beweiskraft als die, daß ich persönlichen Muth besitze und bereit bin, auf Grund meiner gesellschaftlichen Anschauungen, mein Leben einzusetzen. Denn die Gemeinschaft, der ich angehöre, sieht dies als höchsten Beweis des allgemeinen Ehrbesitzes an. In einem unmittelbaren Zusammenhange mit der mir vorgeworfenen, ehrenrührigen Handlung oder des Schicksalschlages, der mich betroffen, etwa als Tilgung oder Sühne, steht jedoch dieser Beweis offenbar nicht. Daß wir dennoch immer wieder nach ihm greifen müssen, dafür spricht nur zu machtvoll, daß es eben keinen bessern gibt — wenigstens bis heute!

Gedrängt, nun auch den Inhalt seiner Ehre anzugeben, erklärt Leo von Hassenstein:

Ich halte die Ehre für die dem Bewußtsein unserer Würde entstammende, von Urtheil und Gefühl zu gleichen Antheilen in uns bewirkte, freie Anerkennung derjenigen Verpflichtungen, welche diese Würde unserer Gesinnung und unserm Handeln auferlegt. — „Und diese Verpflichtungen?" — Sie heißen: unerschütterlicher Muth der Wahrheit, höchste Treue gegen sich und andere, Entschlossenheit zum Besten, Selbstverleugnung und Aufopferung, mit einem Worte: volle Hingabe seiner selbst.

Freilich kann, wie er selbst gesteht, das hier aufgestellte Ideal zunächst nur die Richtung ahnen lassen, die die Entwickelung zum Bessern einschlagen soll. Daran erinnert, daß doch so viele oft ganz gleicher Ansicht in Ehrensachen wären, spricht er sich genauer über die einem ganzen

Gesellschaftskreis gemeinsame Ehre aus, die man öffentliche Meinung nennen könnte.

Unser Gesellschaftskreis fordert verabredetermaßen die Bereitwilligkeit, den Beweis der Angehörigkeit zu seinen Anschauungen durch den Zweikampf erbringen zu wollen; wer dieselbe nicht bezeigt, steht außerhalb unserer gesellschaftlichen Ehre, ist in unserm Sinne kein Ehrenmann.

Aber auch hier meint Leo:

Es muß ein Oberhalb geben, eine Erhebung des Einzelnen über die Begriffe der Menge, hinauf zur vollen Selbstverantwortung.

Auf dieser Grundlage vollzieht sich nun die Verwickelung. Aber sie vollzieht sich nicht frei aus den Entschließungen Leo's heraus, sondern unter Einwirkung von Nebenumständen, die die Absichten des Verfassers verdunkeln und den Werth seiner Beweisführung beeinträchtigen. Um das Stammgut seines Geschlechts zu erhalten — eine Aufgabe, die er als ein Gebot der Ehre ansieht — nimmt Leo das Vermögen seiner Schwester in Anspruch und versichert, weil er ihr und ihren Kindern keine andere Sicherheit bieten kann, sein Leben, gibt aber zugleich, um diese Sicherheit nicht zu gefährden, dem Rechtsbeistand der Kinder das Ehrenwort, sich nicht zu schlagen. Auf die Frage seiner Braut, ob er, um sie zu besitzen, sich zu demselben oder einem ähnlichen Versprechen verstanden haben würde, erklärt er: „Ich hätte kein solches Versprechen gegeben.“ Er steht also selbst noch halb auf dem Boden der ihm anerzogenen Anschauungen, und es ist nur das Dilemma, daß ihn in andere Bahnen treibt. Man sieht darnach nicht recht ein, was er zu seiner Vertheidigung vorbringen soll, zumal sein Verhalten, das zu der Forderung geführt hat, nicht ganz einwandsfrei erscheint. Schlägt er doch, gereizt durch einen falschen Verdacht, den er aber durch schwer erklärliches Benehmen erst erweckt hat, in blinder Wuth mit der Reitgerte nach einem, von dem er gar nicht genau weiß, daß er der Schuldige ist. So bleibt denn der sonst sehr verständliche Verfasser hier ziemlich dunkel, wenn er seinen Clienten vor dem Ehrengericht von seinen durch sein Leiden für sie ihm neu geheiligten Ueberzeugungen reden läßt. Sein Gegner, Graf Azza, ein Abenteurer, der infolge eines etwas eigensinnigen Zufalls ihm immer wieder in den Weg tritt, bildet in gewissem Sinne zu ihm den Gegensatz wie Riccaut zu Tellheim. Im übrigen geht unser Held, nachdem einmal die Folgen seiner Weigerung sich zu duelliren eingetreten sind, zielbewußt seine Bahn. Vorübergehend wird er beeinflußt durch die Rücksicht auf seine Braut, die auch unter den veränderten Verhältnissen ihm die Treue bewahrt. Schließlich zieht er als Freiwilliger mit in den Krieg und zeichnet sich aus, aber nicht, wie sein Oberst meint, um seine Ehre wiederzugewinnen, denn die ist er sich bewußt nie verloren zu haben. Er gibt selbst an:

Es war ein unwiderstehlicher, mir heiliger Drang aus der Unbewußtheit meines Geistes herauf nach rückhaltloser Hingabe an jene Pflicht, die das Schicksal jedem aufrichtet, den es zum Menschen unter seinen Mitmenschen schuf: mitzuleiden, mitzuringen für die höchsten Zwecke der Gemeinschaft, der wir eingeboren sind. Dies selbstlos zu thun, darin erkannte ich das Gebot meiner Ehre.

Trotz des, wie wir glauben, von uns festgestellten Schwankens in einem wesentlichen Punkte, können wir den gediegenen, zum Theil auf dem Hintergrunde des Krieges von 1870 sich abspielenden Roman angelegentlich empfehlen.

Von dem beliebten italienischen Novellisten und Sittenschilderer Salvatore Farina liegen uns heute zwei neue Werke vor. In den Kreisen, in die er uns führt, in dem bessern Bürgerstande und unter den Honoratioren kleinerer und größerer italienischer Städte, fühlen wir uns schon heimisch; auch sind uns einzelne Typen nicht mehr fremd, wie das gutmüthige, streng rechtliche, aber arme und vom Glücke übersehene Menschenkind. Aber Farina zeigt ein besonderes Geschick darin, durch Erfindung neuer, ungewöhnlicher Situationen Dinge und Menschen in neue Beleuchtung zu rücken. Manchmal sind seine Voraussetzungen etwas gewagt, wie in der „Lüge der Liebe“ (Nr. 5), wo einer alten Mutter der in derselben Stadt begangene und allgemein bekannte Selbstmord ihres Sohnes verheimlicht und die dazu nöthige fromme Lüge unter Benutzung falscher Briefe und dergleichen lange aufrecht erhalten wird. Wie darunter auch einige liebeskranke Herzen leiden, ist rührend zu lesen. Die Frage nach den Grenzen der Wahrhaftigkeit ist wiederholt schon aufgeworfen worden. Hier betheiligt sich an dem frommen Betruge auch der Erzähler, sonst ein Fanatiker der Wahrheit. Zuletzt wird alles der Mutter offenbar.

Nur ein geringer Rest der Lüge blieb; aber wer würde das Herz gehabt haben, ohne Noth einer Mutter zu sagen, daß ihr Giovanni sich in die Stirn drei Pistolenschüsse gejagt? Und dennoch gab es eine, die den traurigen Muth hatte. Ich weiß nicht, ob die Signora Giuseppina oder die Signora Sofronisba oder die Signora Petronella, aber eine Elster gewiß. Ihr wißt ja, daß es immer jemand gibt, der die Wahrheit noch mehr liebt als selbst ich, der ich sie anbete, und das ist — die Schwätzerin.

In der Erzählung „Leben um zu lieben“ (Nr. 6) zeigt sich Farina auch als einen Kenner deutschen Wesens. Es ist wol kein Zufall, daß er die Rolle des treuen Wartens auf den seit vielen Jahren verschollenen Geliebten einem deutschen Fräulein zugedacht hat. Ihr stellt er dann auf italienischer Seite zur Abwechselung einmal einen cynischen, verkommenen Menschen gegenüber, der nichts Besseres thun kann, als sich eine Kugel durch den Kopf zu schießen, nachdem er endlich wieder mit der einstigen, nunmehr alt und reizlos gewordenen Geliebten zusammengetroffen ist. Daß es auch in diesen Geschichten nicht an den meist harmlosen Nadelstichen fehlt, die der Verfasser Einrichtungen und Anschauungen unserer Zeit und insbesondere seines Vaterlandes beizubringen pflegt, braucht dem Kenner seiner Schreibweise nicht erst gesagt zu werden.

Richard Opitz.

Grillparzer's Werke.

Grillparzer's sämmtliche Werke. Fünfte Ausgabe in zwanzig Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von August Sauer. Band 7—20. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 1894. 8. Jeder Band 1 M.

Mit dem jüngst erschienenen zwanzigsten Bande liegt Sauer's Grillparzer-Ausgabe nunmehr vollständig vor und dem größern Publikum ist Gelegenheit geboten, dieses Meisters Werke, gut geordnet, im Texte genau revidirt und gut ausgestattet, um einen bescheidenen Preis zu erwerben. Die Einreihung Grillparzer's unter die Autoren der beliebten Cotta'schen „Bibliothek der Weltliteratur" wird nicht wenig zur Verbreitung der Dichtungen des gedankentiefen formvollendeten Poeten in die weitern Kreise beitragen, welche noch immer diesem großen österreichischen Dramatiker etwas zaghaft gegenüberstanden. Dem Herausgeber Professor August Sauer gebührt das Verdienst, in dieser Beziehung die Bahn gebrochen und durch eifrigste Bemühungen einem weiten Leserkreise auch Grillparzer näher gebracht zu haben. Sauer's schon mehrjährige ununterbrochene Grillparzer-Studien sind dieser jüngsten Ausgabe ebenso zu statten gekommen, wie schon den vorher erschienenen Nachträgen zu allen frühern Ausgaben, welche Nachträge ja überhaupt Neues und bisher Unbekanntes enthielten und deren Inhalt in dieser fünften Ausgabe zweckmäßig an die passenden Stellen vertheilt, ebenfalls zu finden ist.

Es wurde schon früher an dieser Stelle anläßlich der Besprechung der ersten Bände vorliegender Ausgabe über Art und Anlage der Ausgabe gehandelt. Der siebente, achte und neunte Band enthält die übrigen Dramen des Dichters, das Estherfragment und den Operntext „Melusina", den Stücken: „Des Meeres und der Liebe Wellen", „Der Traum ein Leben" und „Weh' dem der lügt!" wurde je das dramaturgisch bedeutende Nachwort Heinrich Laube's aus der ersten Auflage der sämmtlichen Werke beigegeben. Besonders beachtenswerth erscheint auch Grillparzer's dramatischer Nachlaß, sowol was die ausgearbeiteten Stücke betrifft, deren wir in Band 10 drei finden, als auch hauptsächlich, was die Fragmente und Pläne anlangt, die, zweckmäßig und übersichtlich angeordnet, in den weitern Bänden 11 und 12 enthalten sind, sie weisen uns den großen Reichthum an Phantasie und Wissen, der dem Dichter zur Verfügung stand. Unter diesen Fragmenten dürfte besonders ein „Faust", obgleich kaum zwei Seiten umfassend, die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, zumal wenn man Grillparzer's 1822 niedergeschriebenes Vorhaben vernimmt, daß er schon zehn Jahre vorher die Idee hatte, „Goethe's «Faust» fortzusetzen und zu Ende zu führen". Die erwähnten Fragmente reichen vom Jahre 1807 bis 1840, insbesondere sind es historische Stoffe, welche sich dem Dichter aufdrängten und ihn zu mancher oft sogar ziemlich weit gediehenen Ausarbeitung veranlaßten. Noch tiefern Einblick in die Werkstätte und den Gedankenkreis Grillparzer's erhalten wir durch die aphoristisch entworfenen Pläne in der Abtheilung: „Stoffe und Charaktere", für welche sogar Aufzeichnungen bis 1860 vorliegen. Schon früher bei der Besprechung der Gedichte wurde auf den scharfen satirischen Zug hingewiesen, welcher dem Poeten innewohnte; daß er aber nicht nur in kurzen Strophen, sondern auch in umfassender vielfach satirisch-dramatischer Form seinem Unmuthe über Gebrechen und Uebelstände gerne Luft machte, zeigt der Herausgeber in der reichen Zahl solcher satirischer Stücke, welche bis zum Jahre 1868 von Grillparzer verfaßt wurden und die nebst fragmentarischen Dramenübersetzungen den dreizehnten Band füllen. In diesem Bande sind aber auch die zwei trefflichen Novellen enthalten, von denen das in der „Iris" für 1848 zuerst veröffentlichte Stück: „Der arme Spielmann" längst anerkannt zu den Meisterstücken deutscher Novellistik gehört. Von Interesse wäre es gewesen, auch jener „Erzählung aus der Jugendzeit" hier zu begegnen, welcher der Herausgeber in der Vorbemerkung erwähnt, die übrigens nach der Andeutung daselbst nur einstweilen zurückgelegt worden ist und wol den Verehrern Grillparzer's nicht vorenthalten bleiben wird. Zu bemerken ist noch, daß einige der im Bande enthaltenen Satiren zum ersten male hier abgedruckt sind und sich auch in der letzten, vierten Gesammtausgabe nicht finden.

Die aphoristischen Studien, Aufsätze und Kritiken hat Professor Sauer mit der größten Sorgfalt in den Bänden 14 bis 18 nach gewissen Gesichtspunkten zusammengestellt und auch die Gruppen durch Neues (gegen die letzte Auflage) zu vermehren, ist ihm gelungen. Man erhält aus dieser Zusammenstellung eine treffliche Uebersicht der Ansichten des Dichters nach allen Richtungen auf dem philosophischen, religiösen, historischen, politischen, ästhetischen und sprachlichen und ganz besonders auf dem literarischen Gebiete. Die „Studien zur Literatur" erscheinen in drei Bände (16., 17., 18.) vertheilt, deren erster Allgemeines und die Literatur fremder Völker behandelt, mit Ausnahme der spanischen dramatischen Literatur, welcher der ganze siebzehnte Band gewidmet ist, während der Folgeband sich mit der deutschen Literatur und mit des Dichters eigenem Schaffen beschäftigt. Die reiche Fülle bedeutender Gedanken, scharfsinniger Ansichten, gediegener Untersuchungen auf den erwähnten Gebieten läßt uns die Vielseitigkeit Grillparzer's ebenso bewundern als dessen richtiges, wenn auch oft scharfes mit den Ansichten anderer vielfach im Widerspruche stehendes Urtheil.

Die zwei letzten Bände (19 und 20) von Sauer's Ausgabe füllen die autobiographischen Schriften, die Selbstbiographie und Beiträge hierzu, die Reisetagebücher von Italien, Frankreich, England und Griechenland sowie anderes aus Tagebuchaufzeichnungen, wovon die „Erinnerungen

aus dem Jahre 1848" und jene an „Beethoven" hier namentlich angeführt seien. Die Gewissenhaftigkeit des Herausgebers hat es nicht unterlassen, auch in diesen Abtheilungen manches Neue einzuverleiben, was sich in frühern Auflagen nicht findet und damit der Ausgabe die größtmöglichste Vollständigkeit zu verleihen. Der Werth dieser Ausgabe wird dadurch sehr erhöht, daß nicht nur jeder Abtheilung ein alphabetisches Register beigegeben ist, sondern daß außerdem im zwanzigsten Bande ein genaues Register über alle Bände sich findet, wodurch für literarhistorische Zwecke das Nachschlagen überaus erleichtert worden ist.

Zum Schlusse können wir nur noch den Wunsch ausdrücken, daß es dem unermüdlichen Forscher, der diese schöne Ausgabe der Werke Grillparzer's so correct gestaltet hat, gegönnt sein möge, uns bald mit der Biographie des großen Dichters zu erfreuen, welche zu Ende zu führen leider widrige Umstände bisher immer vereitelt haben. Dann dürften auch so mancher Vers und manche Strophe des Dichters ihre Erläuterung finden, welche bisjetzt dem größern Leserkreise nicht ganz verständlich erscheinen und auch in der neuen Ausgabe nicht erklärt werden, da Erläuterungen der Gedichte in der vorliegenden Gesammtausgabe principiell ausgeschlossen werden mußten.

Anton Schlossar.

Feuilleton.

Von den neuesten Erscheinungen auf dem englischen Büchermarkt erwähnen wir zuerst John Fiske's Biographie von Edward Livingstone Youmans (Neuyork, D. Appleton u. Comp.), die vorzügliche Lebensbeschreibung eines Mannes, der sich um die Popularisirung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in den Vereinigten Staaten ungemein verdient gemacht hat. Youmans wurde zu Coeymans im Staat Neuyork am 3. Juni 1821 geboren. Sein Vater war Wagenmacher und beschäftigte sich auch nebenbei im kleinen mit dem Ackerbau. Der Knabe hatte die Kinderschuhe noch nicht ausgetreten, als er anfing, eine unersättliche Lernbegierde an den Tag zu legen, die er jedoch nur durch die Ueberwindung großer Schwierigkeiten zu befriedigen vermochte. Während der wenigen Mußestunden, die ihm zutheil wurden, trieb er seine Studien unter allerlei Hindernissen mit so unermüdlichem Eifer und anhaltendem Fleiß, daß er frühzeitig das Gesicht fast vollständig verlor und sein ganzes Leben lang mit diesem schrecklichen Misgeschick zu kämpfen hatte. Trotz alledem brachte er es bald so weit, daß er durch seine Schriften und freien Vorträge einen erheblichen Einfluß auf die Fortbildung und gemeinverständliche Verbreitung der Entwickelungslehre in Amerika ausübte. Dort war er vielleicht der erste Forscher, der die weittragende Bedeutung der Darwin'schen Theorie von der Entstehung der Arten zu würdigen verstand. Er setzte sich in Verbindung mit den hervorragendsten Vertretern und Verfechtern der neuen Wissenschaft in Europa, namentlich in England, und gründete als das Organ derselben „The Popular Science Monthly", eine noch immer bei D. Appleton u. Comp. in Neuyork erscheinende ausgezeichnete Monatsschrift. Youmans starb am 18. Januar 1887. Die Geschichte seines Lebens ist zum größten Theil die Geschichte der volksmäßigen und gemeinfaßlichen Darstellung der Naturwissenschaft in der neuen Welt während der letzten dreißig Jahre. Der schöne Band ist mit einem Porträt und verschiedenen Illustrationen versehen.

Derselben Verlagshandlung verdanken wir eine neunbändige Sammlung der „Essays of Thomas H. Huxley", von denen bereits sieben Bände erschienen sind. Der erste „Methods and Results" betitelte Band enthält als Einleitung eine kurzgefaßte Selbstbiographie des berühmten Naturforschers, der 1825 zu Ealing in Middlesex, England, geboren, mit großem Widerwillen Medicin studirte; darauf wurde er als Hülfswundarzt in der Kriegsflotte angestellt und betheiligte sich 1849—50 an einer Expedition des Kriegsschiffes „Rattelsnake" nach dem stillen Meere und dem Indischen Archipel, wobei er Gelegenheit hatte, seinen Hang zur Naturwissenschaft einigermaßen nachzugehen und werthvolle Beobachtungen über Quallen und andere Seethiere zu machen, die von der „Royal Society" gedruckt wurden. 1854 nahm er den Lehrstuhl der Naturgeschichte an dem königlichen Institut zu London an und trat von demselben erst im Jahre 1885 zurück. Während des letzten Vierteljahrhunderts hat Huxley seine Untersuchungen in einer Reihe von populär geschriebenen Abhandlungen niedergelegt, die von seinen vielseitigen Kenntnissen ein günstiges Zeugniß ablegen und wegen der Kühnheit, mit welcher er gegen die in England vorherrschenden Vorurtheile auftrat, großes Aufsehen und in streng conservativen Kreisen auch große Aergerniß erregten. Diese großentheils in Zeitschriften zuerst veröffentlichten Aufsätze sind hier zum ersten male vollständig gesammelt worden. Der zweite Band heißt „Darwinia", der dritte „Science and Education", der vierte „Science and Hebrew Tradition", der fünfte „Science and Christian Tradition", der sechste „Hume" und der siebente „Ethical and Philosophical Essays"; die übrigen schon angekündigten und unter der Presse stehenden Bände führen die Titel „Man's Place in Nature" und „Essays in Science". Wer sich über die neuesten Ergebnisse der Naturforschung und die daraus gezogenen Consequenzen namentlich in England auf dem Laufenden erhalten will, dürfte diese Werke nicht unberücksichtigt lassen. Jeder Band kostet 1,25 Dollar oder 6 Mark.

Eine der neuesten Publicationen der „English Library" ist der zweibändige Roman „The Heavenly Twins by Sarah Grand" (Leipzig, Heinemann u. Balestier), den wir mit besonderer Freude begrüßt und mit lebhaftem Interesse gelesen haben. Hamilton Wells und seine Frau Gemahlin, Lady Adeline, hatten ein langes und kinderloses Eheleben hinter sich, bevor die Zwillinge (Knabe und Mädchen) auf die Welt kamen und von den glücklichen Aeltern als himmlische Wesen angesehen wurden. Die beiden Sprößlinge wurden auch ihrem göttlichen Ursprung und engelhaften Charakter entsprechend Theodor und Angelica getauft. Daß sie vom ersten Tage ihres Daseins an arg verhätschelt und bald verdorben wurden, darf man unter den obwaltenden Umständen als fast selbstverständlich voraussetzen; schon in der Ammenstube wurde der Bube von allen Bekannten und Hausfreunden „Diavolo" genannt, während man fortfuhr das Mädchen spottweise „Angelica" anzureden. Die Kinder spielen übrigens keine hervorragende Rolle in der Erzählung und treten nur hier und da als warnende Beispiele überraschend auf. Von der Originalausgabe des Romans sind bereits 29000 Exemplare verkauft worden und dieser außerordentliche buchhändlerische Erfolg ist eher der ernsten, zeitgemäßen didaktischen Richtung und dem gedankenreichen Inhalt als der rein künstlerischen Ausgestaltung des Werkes zuzuschreiben. Die eigentliche Heldin, Evadne, ist eine sehr seltene, wenn nicht sogar unmögliche Erscheinung und kommt uns eher als eine mit allerlei wunderlichen Zierathen behängte Gliederpuppe denn als eine aus dem Leben

gegriffene Gestalt vor, dürfte jedoch deswegen dem Tendenzzweck der Verfasserin desto besser dienen. Es ist übrigens ein Werk voll geistreicher und anregender Gedanken, die genügen würden, ein Dutzend der beliebtesten Leihbibliotheksromane heutigen Tages auszustatten. Höchst originell ist die Episode von dem Tenor und dem Knaben, in der die nunmehr an den bedauernswürdigen Mann gebrachte Angelica auf eigenartige Abenteuer ausgeht. Durch die Aufnahme der „Heavenly Twins“ in ihre ausgesuchte Büchersammlung hat die Verlagsfirma der „English Library“ der gebildeten Lesewelt auf dem Festland einen großen Gefallen gethan und sie zu Dank verpflichtet.

Aus Ithaca im Staate Neuyork erhalten wir den zweiten aus 318 zweispaltigen Seiten bestehenden Großoctavband des „Catalogue of the President White Library“, der vom Professor Burr mit großer Sorgfalt und Sachkenntniß ausgearbeitet worden ist und auch wegen der schönen typographischen Ausstattung der dortigen Universitätsdruckerei alle Ehre macht. Bekanntlich hat der erste Präsident der Cornell-Universität, Andrew D. White, ehemaliger amerikanischer Gesandter in Berlin und gegenwärtiger Vertreter der Vereinigten Staaten in Petersburg, seine sehr werthvolle historische Bibliothek der obenerwähnten Hochschule im Jahre 1887 geschenkt. Zwei Jahre später erschien im Druck der erste 93 Doppelseiten starke Band des Kataloges, der nur Werke über die protestantische Reformation und ihre Vorläufer enthielt, während der vorliegende Band die Literatur der französischen Revolution von der 1774 erfolgten Thronbesteigung Ludwig's XVI. bis zu dem am 9. Nov. (18. Brumaire) 1799 durch Bonaparte vollzogenen Sturz der Directorialregierung umfaßt. Die Sammlung ist besonders reich an gleichzeitigen und sehr seltenen Drucksachen, Broschüren, Reden, Berichterstattungen, ungedruckten Manuscripten und andern Urkunden, sowie an Zeitschriften und Zeitungen der Revolutionszeit. Hier finden wir Marat's „L'Ami du Peuple“ ganz vollständig, auch mit der am Tage nach seinem Tode herausgegebenen Nummer, „Le Père Duchêne“ von Lemain und von Hébert, verschiedene „Journaux des Jacobins“, „Bulletin du tribunal criminel“, „Bulletin de la Convention“ u. s. w. Außerdem kommen viele Porträte, Caricaturen, eigenhändige Briefe hervorragender Revolutionisten, Assignaten und ähnliche Sachen vor, die zur Beleuchtung der damaligen politischen, finanziellen und staatswirthschaftlichen Zustände dienen.

Unter dem Titel „Deutsche Volkslieder, a Selection of German Folksongs“ (Neuyork, Putnam's Sons) hat Horatio S. White, Professor an der Cornell-Universität, ein recht niedliches, mit Einleitung, Anmerkungen und zahlreichen Illustrationen versehenes Bändchen herausgegeben, welches für die liebevolle und verständige Pflege der deutschen Literatur in den Vereinigten Staaten einen erfreulichen Beweis liefert. Die bei der Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit des Stoffes ziemlich schwierige Auswahl der Stücke ist als eine sehr glückliche zu bezeichnen und umfaßt Liebeslieder, Legenden und Erzählungen, geistige Lieder, Soldaten-, Kriegs-, Studenten-, Jäger-, Hirten- und andere Berufslieder und schließt mit einigen Kinderliedern ab. In der Einleitung erörtert der Herausgeber das Wesen und die Grenzen des Volksliedes, dessen Entstehung aus den altheidnischen Heldensagen der sangesfrohen, harfenspielenden deutschen Stämme, und weitere Entwickelung in der lyrischen Volkspoesie des Mittelalters, der Verfall derselben infolge des Dreißigjährigen Krieges, sowie das hohe Verdienst Herder's, Arnim's, Brentano's und anderer Sammler und Kritiker um die Bekanntmachung und richtige Würdigung und den spätern ungemein fleißigen Anbau dieses Gebietes der volksthümlichen Literatur in Europa und vor allem in Deutschland. Die kurz und treffend abgefaßten Anmerkungen dienen zur Erklärung der mundartlichen Redensarten und sonstigen Spracheigenthümlichkeiten und geben auch erwünschten Aufschluß über die Geschichte und Bibliographie dieser frischen und fröhlichen, und selbst in den Klagetönen der tiefsten Wehmuth von weltschmerzlicher Empfindsamkeit völlig freien und von des Gedankens Blässe nie angekränkelten urwüchsigen Dichtungsgattung.

„Goethe's Faust“ von Dr. B. W. Wells, Professor an der neuerdings zu Sewanee im Staat Tennessee errichteten „University of the South“, ist eine aus dem Augustheft der „Sewanee Review“ abgedruckte Broschüre, die sich mit der Darlegung und Deutung dieses größten Gedichtes der neuern Zeit beschäftigt. Daß Wells der deutschen Goethe-Forschung etwas Neues bringen sollte, war durchaus nicht zu erwarten; die kleine Schrift ist jedoch eine gediegene Arbeit, welche allen Amerikanern, die sich für die deutsche Literatur interessiren, bestens zu empfehlen ist.

— Von P. K. Rosegger wird demnächst ein neues Werk, betitelt: „Das ewige Licht. Erzählung nach den Schriften eines Waldschulmeisters“, im Verlag von Hartleben in Wien erscheinen.

Bibliographie.

Altherr, A., Theodor Parker in seinem Leben und Wirken. St. Gallen, Wirth u. Comp. 8. 5 M.

Althof, P., Coghetta. Eine romantische Dichtung. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 1 M.

Arnold, H., Lustige Geschichten. Stuttgart, A. Bonz u. Comp. 8. 3 M.

Bojanowski, P. v., Carl August als Chef des 6. Preußischen Kürassier-Regiments 1787—1794. Weimar, H. Böhlau. 3 M.

Browning, R., Ausgewählte Gedichte. Bremen, M. Heinsius' Nachf. 8. 3 M.

Encyklopädie der Naturwissenschaften. Zweite Abtheilung, 81., 82. und 83. Lfg. Dritte Abtheilung, 20. und 21. Lfg. Breslau, E. Trewendt. Gr. 8. à Lfg. 3 M.

Flathe, Th., Deutsche Reden. Denkmäler zur vaterländischen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Dritter Halbband. Leipzig, F. W. v. Biedermann. 8. 5 M.

Franzos, K. E., Ungeschickte Leute. 2. Auflage. Jena, H. Costenoble. 8. 4 M.

Große, B. J., Rudolf. Eine lyrische Erzählung. Berlin, Bibliographisches Bureau. 8. 2 M.

Gumppenberg, H. v., Alles und Nichts. Dichtung. Großenhain, Baumert u. Ronge. 8. 2 M. 50 Pf.

Heim, Dr. A., Sehen und Zeichnen. Vortrag. Basel, B. Schwabe. 8. 80 Pf.

Ihering, R. v., Vorgeschichte der Indoeuropäer. Aus dem Nachlaß herausgegeben. Leipzig, Breitkopf u. Härtel und Duncker u. Humblot. Gr. 8. 11 M. 60 Pf.

Jaquet, Dr. A., Der Alkohol als Genuß- und Arzneimittel. Vortrag. Basel, B. Schwabe. 8. 1 M.

Koegel, R., Geschichte der deutschen Litteratur bis zum Ausgange des Mittelalters. 1. Bd. Bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts. 1. Tl. Die stabreim. Dichtgn. und die got. Prosa. Straßburg, K. J. Trübner. 8. 10 M.

Kopal, G., Am Alsterufer. Aus der Chronik eines hansischen Patrizierhauses. Berlin, O. Janke. 8. 4 M.

Maack, Dr. F., Geeinte Gegensätze. II. Können wir die Wahrheit erkennen. 75 Pf. III. Die Entstehung des menschlichen Geistes. 40 Pf. IV. Der vierfache Gegensatz. 60 Pf. Leipzig, Bacmeister's Verlag. 8.

Michaelis, A. A., Der Schlaf nach seiner Bedeutung für den gesunden und kranken Menschen. L.-Reudnitz, Michaelis. 8. 2 M.

Mombert, A., Tag und Nacht. Gedichte. Heidelberg, J. Hörning. 8. 2 M.

Moore, Frank Frankfort. Ungetraut. 2 Bde. Jena, H. Costenoble. 8. 8 M.

Notowitsch, N., Die Lücke im Leben Jesu. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 3 M.

Ortmann, R., Komödianten. Roman in 2 Bdn. Mannheim, J. Bensheimer. 8. 6 M.

Repetitorium, Kurzes, der Geschichte der Philosophie. Mit Zugrundelegung der Werke von Brandis, K. Fischer, Gomperz, Harnack, Hegel, F. A. Lange, Lewes, Mullach, Stöckl, Ueberweg, Zeller, Zimmermann u. a. Gearbeitet von J. Fränkel. (Breitenstein's Repetitorien Nr. 60.) Leipzig und Wien, M. Breitenstein's Verlag. 1 M. 35 Pf.

Tanera, C., Deutschlands Kriege von Fehrbellin bis Königgrätz. Band VIII. Schleswig-Holstein 1848—1864. Band IX. Der Krieg 1866. München, C. H. Beck. à Band 2 M.

Tolstoi, Graf Leo N., Gottes Reich ist in Euch. Berlin, O. Janke. 8. 2 M.

— — Die Hungersnoth in Rußland. Berlin, O. Janke. 8. 1 M.

Wallace, L., Der Prinz von Indien oder der Fall von Konstantinopel. Freiburg (Baden), F. E. Fehsenfeld. Circa 20 Lieferungen à 30 Pf.

Zapp, A., Die Frau des Dichters. Roman. Dresden, E. Pierson. 8. 5 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ein verschlossenes Land.
Reisen nach Corea.

Von **Ernst Oppert.**

Deutsche Originalausgabe.

Mit 38 Abbildungen in Holzschnitt und 2 Karten.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Durch das vorliegende Werk wurden über die ostasiatische Halbinsel Corea, dieses in strengster Abgeschlossenheit verharrende Land, zum ersten mal eingehende Nachrichten veröffentlicht. Dreimalige Reisen dorthin haben den Verfasser in den Stand gesetzt, eine Darstellung der Geographie und Geschichte, der Productions- und Handelsverhältnisse des Königreichs Corea sowie der Sprache und Sitten seiner Bewohner zu geben, welche unsere geographische Kenntniss vielfach bereichert. Infolge des zur Zeit zwischen China und Japan ausgebrochenen Krieges gewinnt das Buch auch politisches Interesse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die preußische Expedition nach China, Japan und Siam
in den Jahren 1860, 1861 und 1862.

Reisebriefe

von

Reinhold Werner,

Contreadmiral a. D.

Mit sieben Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Karte.

Zweite Auflage. 8. Geh. 9 M. Geb. 10 M. 50 Pf.

Die Reisebriefe des als Schriftsteller wohlbekannten nachmaligen Contreadmirals Reinhold Werner haben sich infolge ihrer mit frischer Unmittelbarkeit gegebenen Schilderung des Erlebten stets in der Gunst des Publikums erhalten; der Reiseschriftsteller J. G. Kohl empfiehlt das Werk als „Muster eines populären Reiseberichts". Bei dem Festhängen der meisten ostasiatischen Reiche am Althergebrachten treffen die scharfen Beobachtungen des vielerfahrenen Seemannes auch heute noch zu.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Timbuktu.
Reise durch Marokko, die Sahara und den Sudan

ausgeführt im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland in den Jahren 1879 und 1880

von

Oskar Lenz.

Zweite unveränderte Auflage.

Zwei Bände. Mit 57 Abbildungen und 9 Karten. 8. Geh. 8 M. Geb. 11 M.

Nachdem Timbuktu, die altberühmte Handelsmetropole des Sudan, von den Franzosen besetzt worden ist, werden die Handelsbeziehungen Europas zu dem Theil Afrikas, der in Timbuktu sein Centrum hat, regere werden und ist genaue Kenntniss des Gebiets von hohem Werth. Die in vorliegendem Werke gebotene Schilderung der grossen Expedition des bekannten Afrikareisenden Dr. Oskar Lenz in jene Gegenden Nordwestafrikas wird daher von neuem auf besondere Theilnahme rechnen können, zumal diese zweite Auflage durch wesentlich billigern Preis (die erste Auflage kostete 24 M.) viel weitern Kreisen zugänglich gemacht wird.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erzählungen aus dem Ries

von

Melchior Meyr.

Vierte Auflage. Vier Bände.

8. Jeder Band geh. 3 M., geb. 4 M.

Die Bände sind einzeln unter folgenden Titeln zu beziehen:

Ludwig und Annemarie. — Ende gut, alles gut.
Die Lehrersbraut. — Der Sieg des Schwachen.
Regine. — Gleich und Gleich.
Der schwarze Hans. — Georg.

Melchior Meyr's „Erzählungen aus dem Ries" sind anerkannt als Dorfgeschichten, in denen das Leben der Bewohner jenes gesegneten schwäbischen Gaues lebenswahr geschildert wird, als ein würdiges Seitenstück zu Auerbach's „Schwarzwälder Dorfgeschichten".

In der auf die Hälfte des frühern Preises ermäßigten vierten Auflage sind die Bände auch einzeln käuflich.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Balthazar Gracian's
Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit.

Aus dessen Werken gezogen von Don Vincencio Juan de Lastanosa, und aus dem spanischen Original treu und sorgfältig übersetzt von

Arthur Schopenhauer.

Vierte Auflage.

8. Geh. 2 M. Geb. 3 M.

Die vorliegende vierte Auflage des von Schopenhauer hochgeschätzten und darum von ihm aus dem Spanischen übersetzten Werks ist, um dasselbe allgemeiner zugänglich zu machen, im Preise wesentlich ermäßigt worden.

Schopenhauer sagt von dem Werke:

„Dasselbe lehrt die Kunst, deren alle sich befleißigen, und ist daher für jedermann. Besonders aber ist es geeignet, das Handbuch aller derer zu werden, die in der großen Welt leben, ganz vorzüglich junger Leute, die ihr Glück darin zu machen bemüht sind, und denen es mit einem mal und zum voraus die Belehrung gibt, die sie sonst erst durch lange Erfahrung erhalten. Das einmalige Durchlesen ist offenbar durchaus unzulänglich, vielmehr ist das Buch zu anhaltendem, gelegentlichem Gebrauche gemacht und recht eigentlich ein Gefährte für das Leben: daher wird, wer es gelesen, oder auch nur darin geblättert hat, es besitzen wollen."

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 33. — 16. August 1894.

Deutsche Bürgerkunde.

Wenn der Spruch gilt: Unkenntniß der Gesetze schützt vor Strafe nicht, so sollte man meinen, daß der Staat, der diese Gesetze erläßt, doch auch die Verpflichtung habe, die aus jener Unkenntniß erwachsende Schädigung seiner Bürger zu verhindern, indem er Anstalten trifft zu allgemeiner und wirksamer prophylaktischer Belehrung. Indessen, dafern es sich blos um Strafgesetze handelt, hat der Staat wol recht, wenn er blos für einen eingehenden Unterricht der Jugend in den zehn Geboten sorgt; selbst der eingefleischte Rationalist muß zugeben, daß in diesen ehrwürdigen, lapidaren Vorschriften und Verboten alles das enthalten ist, was ein ordentlicher Mensch thun und unterlassen muß, um auch mit den modernsten Strafgesetzen nicht in Widerstreit zu gerathen. Dazu kommt noch, daß jene Gebote sowol durch ihre Fassung selbst als durch das, was sich zu ihrer Erklärung und Einschärfung aus Leben, Welt und Schriftthum in ihre Besprechung einfügen läßt, eine ganz außerordentliche pädagogische Verwendbarkeit besitzen; diese Verwendbarkeit kann man unsern modernen Gesetzen aus vielen innern, besonders aber aus sprachlichen Gründen nicht zusprechen. Ich halte darum die Einbeziehung der Strafgesetze in die „Gesetzeskunde", die in den Schulen einiger unserer Nachbarländer einen breiten Raum einnimmt, für verfehlt, und es ist mir sehr merkwürdig gewesen, bei meinen Besuchen in französischen Schulen zu beobachten, daß man auch dort der ursprünglichen Absicht zum Trotz sich auf die Besprechung der allgemeinsten moralischen Grundlagen jener Gesetze beschränkt. Das leistet bei uns die Schule auch; nur haben wir den großen Vorzug, jene moralischen Grundlagen als den Ausfluß unmittelbarer und ganz unverrückbarer göttlicher Anordnung zu lehren, während man sie in Frankreich als nothwendige Producte menschlichen Werdens und darauf leicht als abhängig von Zeitstimmungen übermittelt. Anders aber stellt sich die Frage, wenn man die Strafgesetze beiseite läßt. Hat der Staat die Verpflichtung, die Einrichtungen des bürgerlichen Lebens, die doch sammt und sonders auf gesetzlicher Ordnung beruhen, in den Schulen lehren zu lassen? Ich meine, er hat sie. Er hat sie um seiner selbst und um seiner Bürger willen. Wie die Dinge jetzt liegen, geht nicht nur der Volksschüler — das mag noch hingehen, denn ein vierzehnjähriger Junge kann diese Dinge doch nicht begreifen —, sondern auch der Gymnasiast ins Leben ohne die Kenntniß auch der rohesten Umrisse unseres öffentlichen Lebens. Wir bringen dabei die Ausnahmefälle nicht in Anschlag, wo einmal ein mitleidiger und intelligenter Geschichtslehrer es über sich (oder besser über seine Vorschriften) gewinnt, jene Kenntniß seinen Schülern zu vermitteln. Der junge Mann steht als ein Fremdling in unserm öffentlichen Leben, und er bleibt es dann lange oder für immer, da die natürliche Gelegenheit zu solchen Belehrungen, die Schule, vorüber ist. Das ist schlimm für ihn, das ist aber auch schlimm für den Staat. Wie viel politisches Interesse könnte erweckt werden, zu wieviel politischer Tüchtigkeit könnten die ersten Grundlagen gelegt werden; wieviel Zeitungsgewäsch könnte uns erspart bleiben, wenn frühzeitig auf eine Klärung und Vertiefung der politischen Begriffe Gewicht gelegt würde. Einige unserer Nachbarvölker haben das begriffen und haben einen schulmäßigen Unterricht in der „Bürgerkunde" geschaffen, der jedem gefällt, der Gelegenheit gehabt hat, ihm beizuwohnen. Selbstverständlich muß solcher Unterricht mit besonderm pädagogischen Geschick und noch besondererm pädagogischen Takt gegeben werden. Die Franzosen leisten in ihrem „enseignement civique" ganz Bedeutendes; ihnen kommt ihr großes Talent zu klarer, faßlicher, interessanter Darstellung auch schwierigster Dinge gerade hier sonderlich zu statten. Indessen würden wir Deutsche sicherlich nicht Geringeres leisten, wenn wir wollten. Das ist aber das Bedauerliche, daß unserm Schulwesen seit jenem berühmten „Schulmeister von Sadowa", so pflichttreu und eifrig auch innerhalb der bestehenden Formen gearbeitet werden mag, doch die treibende

Kraft einer gewissen Reformfreudigkeit fehlt. Unsere westlichen Nachbarn, die nach 1870 zugleich mit der Armee auch die Schule neu schaffen mußten, haben uns in mehr als einem Zweige der Pädagogik überflügelt: in zweien besonders, in der Einführung des obligatorischen Handfertigkeitsunterrichtes und in der Einführung der Bürgerkunde.

Das ist traurig, aber wahr. Wir stehen nun in Deutschland vor der merkwürdigen Erscheinung, daß die Schulbehörden — mit wenigen Ausnahmen — sich sträuben, der Bürgerkunde das Thor zu öffnen, daß dagegen in weiten Kreisen, sowol unter Lehrern, die den Blick über die Schranken ihrer täglichen Arbeit hinauslenken, als unter Juristen und Politikern der Wunsch gehegt wird, man möge die reifere Jugend mit dem Hause, in dem wir wohnen, bekannt machen. Dem entspricht es, daß die Literatur den Dingen vorauseilt. Die kürzlich erschienenen Bücher dienen beide diesem Zweck, wenn auch, trotz des gleichen Titels, in verschiedener Weise. Das eine *) ist nicht unmittelbar für Schulen bestimmt, obgleich es sich sehr wohl dafür verwenden ließe; es will dem, der das Bedürfniß nach solcher Belehrung empfindet, dienen: der Zusatz auf dem Titelblatt, „kleines Handbuch des politisch Wissenswerthen für jedermann", deutet diesen Zweck an. Der zweite Buch **) will der Schule unmittelbar dienen und daneben auch „jedermann". Beide Bücher sind in ihrer Art sehr gut gelungen.

Daß das erstgenannte Buch zwei Verfasser hat, ist ihm nach Inhalt und Form zu gute gekommen. Ein Richter, der in der Stadt, wo er lebt, für einen vorzüglich klaren und feinen juristischen Kopf gehalten wird und der sich durch seine volkswirthschaftlichen Arbeiten aufs vortheilhafteste bekannt gemacht hat, und ein Lehrer, der durch seinen Beruf in klarer, volksthümlicher Darstellung geübt ist und ebenfalls tüchtige Proben dieser Darstellung schon abgelegt hat, haben sich zu der Arbeit zusammengethan. Wir können trotzdem nicht ermitteln, welche Abschnitte von dem einen, welche von dem andern Verfasser sind. Und das ist ein gutes Zeichen. Das Buch ist stilistisch aus einem Guß. In scharfer, klarer Darstellung, die der Gefälligkeit so wenig entbehrt wie die äußere Ausstattung des Buches, werden die wichtigsten Formen unseres öffentlichen Lebens vorgeführt; vom Besondern steigen die Verfasser zum Allgemeinen auf. Die kleinste Form politischen Zusammenlebens, die Gemeindeordnung, wird zunächst erörtert, dann die größere des Staates. Es dürfte nichts allgemein Wissenswerthes übergangen sein. Der gelehrige Bürger erfährt, was das Staatsoberhaupt vermag und was es nicht vermag; was eine constitutionelle Monarchie ist; wie die Landesvertretungen zusammengesetzt sind und wie sie durch Ernennung und Wahlen entstehen; mit berechtigter Genauigkeit ist der etwas schwerfällige Organismus der Reichsverfassung beschrieben; unendlich vielen Deutschen, selbst sehr gebildeten, ist nun Gelegenheit gegeben, sich zuverlässige und knappe Belehrung zu verschaffen über die Vertheilung der Gewalten unter Kaiser, Bundesrath und Reichstag, sowie über die eigenartige Geschäftsordnung des letztern; er kann sogar erfahren, was ein Schwerinstag und was ein „Hammelsprung" bedeutet; er wird lernen, auf wie verwickelte Weise die Reichsgesetze zu Stande kommen, wie sie sich sondern in öffentliche, in Strafgesetze, in privatrechtliche Gesetze und Polizeigesetze. Und wenn er das alles begriffen und behalten hat, so wird er an den Glanzpunkt des Buches kommen, den Abschnitt über die Gerichte. In diesem Abschnitt werden die Rechtseinrichtungen und -Begriffe, ich kann wol sagen in meisterhafter Weise uns klar gemacht an dem Verlaufe eines offenbar von dem juristischen Verfasser ausgesonnenen Idealprocesses, eines „schönen Falles", wie Rechtsgelehrte und Mediciner zu sagen pflegen. Wir verfolgen in athemloser Spannung die lehrreiche Criminalnovelle, die mit dem Abbrennen der Scheune des Halbhüfners Jansen zu Erlbach beginnt und nach aufregenden chemischen Erörterungen über die Hose des irrthümlich der Brandstiftung bezichtigten pp. Adler mit der Verurtheilung des fahrlässigen Brandstifters Meyer — wir würden einen interessantern Namen gewählt haben — endigt. So fesselnd bleiben die folgenden Kapitel nicht. Die Herren verlassen den novellistischen Boden und nehmen die rein lehrhafte Behandlung des vergnügten Lesers wieder auf. Heer und Marine, Landwirthschaft, Handel und Gewerbe, Verkehrswesen, Geldwesen, Colonialwesen, Steuerwesen, Kirchenwesen, Unterrichtswesen und wie sie alle heißen mögen, sie ziehen an unserm staunenden Auge vorbei, und am Schluß stehen wir betroffen unter dem Druck der Frage, wie es dem unbefangenen Menschen überhaupt noch möglich ist, in diesem complicirten Räderwerk von Pflichten mitzuthun, und der Erkenntniß, daß es doch unsäglich schwer sein muß, das, was wir Staat nennen, zu regieren. Aber die Hauptsache bleibt: wer dies Buch gelesen hat, der hat wirklich etwas Nützliches gelernt, denn er wird dadurch ein theoretisches Mittel in die Hand bekommen haben, ein ordentlicher, ruhiger, verständiger, weiser Staatsbürger zu werden; es kommt dann nur noch auf seinen guten Willen an.

Dasselbe Lob müssen wir dem Büchlein von Giese spenden. Im ganzen hat es mit dem erstbesprochenen, mit dem es fast gleichzeitig erschienen ist, denselben Inhalt, was die positiven Belehrungen angeht. Doch ist Giese anders zu Werke gegangen. Während Hoffmann-Groth sich jeder Theorie, jedes Philosophirens enthalten und nur sagen, wie es ist, steigt Giese zu tiefern Betrachtungen hinab. Gleich der Anfang, §1: „Die Entstehung des Staates" führt uns zu Aristoteles und Rousseau und belehrt uns darüber, daß der Staat nicht ein willkürliches Erzeugniß, sondern in der Natur des Menschen begründet ist, und dies wieder daher kommt, weil der Mensch „nach seiner Natur, die ihm der Schöpfer in seiner göttlichen Weisheit ge-

*) Deutsche Bürgerkunde von Hoffmann und Groth. Leipzig, Grunow. 1894. 8. 2 M.

**) Deutsche Bürgerkunde von Giese. Leipzig, Voigtländer. 1894. 8. 1 M. 25 Pf.

geben hat, ein geselliges Wesen" ist. Ueberhaupt schlägt Giese einen emphatischern Ton an, den wir nicht tadeln wollen, da ja in der That der Gegenstand große Ausblicke gewährt und ganz besonders, da der Verfasser — worin er sich von Hoffmann-Groth unterscheidet — sein Büchlein für Schulen bestimmt hat. Daher stoßen wir bei der Erörterung des Vaterlandsbegriffes auf Schiller's Mahnung aus dem „Tell", und zur weitern Pflege des patriotischen Opfermuthes werden berühmte Beispiele vom König Codrus bis zum Pionnier Klinke aufgeführt. Hoffmann-Groth wollen nur belehren, Giese will in einer bestimmten Richtung, der monarchisch-patriotischen, einwirken. Dabei aber sind seine Erklärungen durchaus objectiv und ebenso lehrhaft und übersichtlich wie die jener. In drei Punkten rein stofflicher Art unterscheidet sich Giese von seinen Nebenbuhlern: 1. Er hat in einem umfangreichen Theile seines Buches die Verhältnisse des preußischen Staates besonders dargestellt. 2. Er hat einen eigenen Abschnitt über die „Elemente der Volkswirthschaft" eingefügt, den wir bei Hoffmann-Groth, die diesen Gegenstand nur gelegentlich streifen, entbehren; und 3. er hat in einem Anhang die wichtigsten Artikel der Reichsverfassung und der Verfassung des preußischen Staates abdrucken lassen.

Doch genug. Beide Bücher sind in ihrer Art vortreffliche Leistungen. Möchten sie den Erfolg haben, den man im Interesse der Theilnahme unseres Volkes an der Arbeit des Staates wünschen muß. Beide Bücher sind Pionniere einer guten Sache: der Einführung dieser Gegenstände in den Lehrplan unserer Schulen. Daß diese Einführung nützlich ist, kann kaum ernsthaft bezweifelt werden, daß sie möglich ist, haben unsere Nachbarn bewiesen. Wenn ein Wille da wäre, wäre auch ein Weg da!

J. Wychgram.

Vom deutschen Lied.

Da die Gegenwart so wenig wahrhaft bedeutend Musikalisches hervorbringt und fremdländische Musik geschmackverderbend im Publikum wirkt, ist es recht an der Zeit, daß wir uns auf alte Schätze besinnen, die wir besitzen, die nur gehoben werden müssen, um uns eine Fülle des Genusses zu bieten. Einen solchen Schatz hat uns Heinrich Reimann erschlossen in seiner Sammlung: „Das deutsche Lied" *), in der er uns an ausgewählten Beispielen eine Geschichte des Liedes vorführt, in dessen Pflege wir Deutschen ja allen Nationen vorangehen, eine Geschichte, die einst auch noch mit Worten geschrieben werden muß.

Wie sehr sich auch unsere deutschen Forscher seit Herder, mit Ludwig Uhland an der Spitze, der kritischen Behandlung der Texte unserer alten Lieder gewidmet hatten, so wenig war geschehen für die Sammlung und Erforschung der Singweisen und Melodien, obwol Text und Melodie der alten Volkslieder ja unzertrennlich zusammengehören. Der beste Anfang dazu war der „Deutsche Liederhort" von Ludwig Erk, 1856 erschienen, der aber nur Melodien der mündlichen Ueberlieferung veröffentlichte. Jetzt erscheint das Werk im Auftrag der königlich preußischen Regierung nach Erk's handschriftlichem Nachlaß und nach eigenen Sammlungen neu bearbeitet und fortgesetzt von Franz M. Böhme (Leipzig, Breitkopf u. Härtel). Derselbe um die Geschichte des deutschen Liedes hervorragend verdiente Gelehrte hat uns für die Erforschung des ältern Liedes die Grundlage gegeben in seinem „Altdeutschen Liederbuch" (Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1877). Da sind aus Handschriften und alten Drucken, von fliegenden Blättern und aus frühern gedruckten Liedersammlungen die Volkslieder der Deutschen nach Wort und Weise vom 12. bis 17. Jahrhundert, bis in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges, wo der Volksgesang verstummt, gesammelt und erläutert und nach ihrem Inhalte in funfzehn Kategorien wohl geordnet worden. Dem wissenschaftlichen Zwecke des Buches entsprechend sind die Melodien natürlich in urkundlicher Gestalt quellengetreu wiedergegeben, in viereckigen Notenköpfen und in Schlüsseln, die uns ungewohnt sind. Da bedarf es denn einer Bearbeitung dieser Lieder, die ihnen das alte Gewand abstreife und sie dem modernen musikalischen Empfinden anbequeme. Dabei gilt es, die Reinheit und Echtheit der Melodie nach Kräften zu wahren, und an Stelle der alten Lauten- und Gambenbegleitung, die man sich zu diesen Melodien hinzuzudenken hat, nach unserm Gebrauche eine Klavierbegleitung neu zu schaffen.

Solche Bearbeitungen gibt es von W. Tappert, von Rob. Franz (Anhang zum „Neuen Franz-Album"), Lange („Altdeutsche Lieder") und andern, aber in solchem Umfange und mit so entschiedenem Glück hat es noch keiner unternommen, diese alten Lieder unserm Ohr und Herzen wieder nahe zubringen als Heinrich Reimann mit seinem „Deutschen Lied". Scheint er doch vor allen dazu prädestinirt zu sein, da er feinen künstlerischen Sinn verbindet mit gründlicher Kenntniß der Musikgeschichte, insbesondere der alten Lautenliteratur, die für das rechte Gelingen dieser Aufgabe unerläßlich ist.

Das Werk verdankt seinen Ursprung jenen historischen Liederabenden, die Frau Amalie Joachim vor einigen Jahren veranstaltete und die noch in aller Erinnerung sind. Band 1 und 2 bildeten das Programm der vier Liederabende, an denen die Sängerin die Geschichte einzelner Liedgattungen vorführte, des volksthümlichen Strophenliedes vom 15. Jahr-

*) Eine Auswahl deutscher Gesänge aus dem 14. bis 19. Jahrhundert aus den Programmen der historischen Lieder-Abende der Frau Amalie Joachim, herausgegeben von Heinrich Reimann. Vier Bände. Berlin, N. Simrock. 1893. 8. Jeder Band 3 M.

hundert bis auf unsere Zeit, des Liedes in der Arienform bis auf Beethoven, der Ballade und Romanze und des deutschen Liedes seit Franz Schubert. Doch wurde nur das unbekannte Neue oder schwer Zugängliche für den Druck aufgenommen, während die allgemein bekannten und verbreiteten Lieder der Neuern, wie Schubert's, Schumann's, Brahms' u. s. w. ausgeschlossen wurden. Dabei mußten die Lieder vom 15. bis 18. Jahrhundert, wie das schwermüthige „Scheiden und Meiden" (Nr. 2) oder das charakteristische Tanzlied (Nr. 9) oder das jetzt so viel gesungene „Phyllis und die Mutter" (Nr. 21) und ihrer viele in der besprochenen Weise von Reimann neu bearbeitet werden, soweit er nicht einige Tappert'sche Bearbeitungen aufnehmen konnte. Und welche Fülle des Charakteristischen und Schönen thut sich uns auf in den Liedern der Sänger des vorigen Jahrhunderts, eines Himmel (Alexis und Ida), Neefe, des Lehrers von Beethoven, Reichardt, Zelter, Zumsteg und wie sie alle heißen, die kennen zu lernen bisher erschwert war! Ja auch für den Abdruck von Liedern wie der ungekannten aber so kennenswerthen von Haydn muß man dem Herausgeber danken, wie für den von Beethoven gesetzten schottischen „Treuen Johnie", der in der verbreiteten Ausgabe der „Sämmtlichen Beethoven'schen Lieder" bei C. F. Peters nicht aufgenommen ist.

Band 3 und 4 bilden zu den ersten beiden die Fortsetzung, doch so, daß nun nicht mehr Rücksicht genommen ist auf das Concertprogramm der Frau Joachim und dafür vorzugsweise von ältern Liedern ein reicher Schatz in neuer Bearbeitung gegeben ist. Läßt sich etwas Innigeres denken als das Minnelied (Nr. 56), das den dritten Band eröffnet: „All' mein Gedanken, die ich han, die sind bei dir, du auserwählter einziger Trost, bleib stet bei mir!" Dieselbe Melodie, aus dem Lochheimer Liederbuch genommen, vom Jahre 1460, findet sich auch in der Sammlung von Lange bearbeitet, aber wie sehr fällt ein Vergleich zu Gunsten Reimann's aus! Welche Weichheit und Sanftheit in der zarten, aufs einfachste harmonisirten Achtelbegleitung bei Reimann in F-dur, mit den poetischen, imitirenden Zwischenspielen, gegenüber den harten gesucht harmonisirten Viertelnotenaccorden der Lange'schen Bearbeitung in G-dur, abgesehen davon, daß die Achtelbegleitung der historischen Lautenbegleitung viel näher kommen muß. Aehnliche Beobachtungen wiederholen sich bei der „Lind im Thal" (Nr. 58) und den wenigen Beispielen, wo sich ein solcher Vergleich anstellen läßt. Der Reichthum all des Schönen, was diese beiden Bände enthalten, läßt sich kaum ausgenießen und ausstudiren, und von besonders schönen Liedern noch zu reden, würde zu weit führen, weil es ihrer zu viele sind. Ein kritischer Anhang am Schlusse des vierten Bandes gibt Aufschluß über Abweichungen von dem Originaltext und den Originalweisen.

Wie fruchtbringend aber das Studium dieser alten Tonweisen auch auf unsere Componisten sein kann, zeigt das Beispiel des Meisters Brahms, dessen Lieder im Volkston sich ganz an diese alten Weisen anlehnen. Ja, daß das schalkhafte Lied „Vergebliche Liebesmüh" (Nr. 88) das directe Vorbild für sein „Vergebliches Ständchen" gewesen sei, wird man bei der großen Uebereinstimmung in Text und Melodie nicht abweisen können.

Möge mit diesen vieren die Reihe der Bände nicht geschlossen sein, damit uns noch manches alte vortreffliche Lied aufs neue geschenkt werde.

Als schöne Ergänzung zu seinem „Deutschen Lied" hat derselbe Heinrich Reimann auch eine vortreffliche Sammlung ausländischer Volkslieder herausgegeben, meist von ihm selbst übersetzt und musterhaft bearbeitet, unter dem Titel: „Internationales Volksliederbuch" *). Die Reichhaltigkeit ist erstaunlich, es sind 101 Stück, alle denkbaren Nationalitäten sind vertreten, da haben wir niederländische (vlämische), französische Lieder, italienische, spanische und portugiesische, schottische, englische, irische und walisische, dänische, norwegische und schwedische, finnische und lappländische, böhmische und polnische, russische und litthauische, ungarische, südslawische und endlich neugriechische Volkslieder. Der Schönheiten dieser Lieder ist kein Ende. Hier und da tauchen altbekannte Weisen auf, die wir an anderm Orte bereits kennen gelernt haben, wie das schwedische Volkslied „Der Neck" (Nr. 84) bei Thomas im „Hamlet", oder wie das ungarische Volkslied „Erwartung" (Nr. 98) sich als der allbekannte sechste der ungarischen Tänze von Brahms darstellt.

Robert Weber.

*) Eine Sammlung ausländischer Volkslieder bearbeitet und herausgegeben von Heinrich Reimann. Drei Bände. Berlin, N. Simrock. 1894. 8. Jeder Band 3 M.

Aus unerschöpflichem Born.

I.

Fast ein Viertelhundert Gedichtsammlungen hat sich als Ertrag eines einzigen Frühjahrs auf unserm Recensententisch eingefunden. Allein auf dem unserigen. Und fast jede Nummer d. Bl. bringt Gedichtbesprechungen von andern Kritikern, also haben wir nur einen Theil. Und bis nun diese Menge gelesen, im Herzen bewegt, überdacht und besprochen, bis die Kritik gedruckt wird, beginnt schon wieder die Herbstcampagne, ein Ausdruck, der meines Wissens hauptsächlich bei der Zuckerrübenfabrikation angewendet wird.

Ich will nun nicht sagen, daß alle diese Gedichtsammlungen Zuckerrüben seien; in unserer Zeit sind ja bei

vielen Stechäpfel und Stinkblumen beliebter, und so könnte man versucht sein, nach irgendeiner solchen aus dem Pflanzenreich hergenommene Eintheilung den lyrischen Haufen zu bewältigen. Allein es ist uns beim besten Willen und mit redlicher Mühe nicht gelungen, Charakteristisches zusammenzustellen, weil eben wenig Charakteristisches da ist. Nicht einmal nach Alten und Modernen ließen sich die Gedichte sondern; denn die Sammlungen beweisen uns, daß das alte Sprichwort gilt: „Wie die «Alten» sungen, so zwitschern auch die «Jungen»". Und die „Alten" hinwiederum machen allerlei Concessionen an die „Moderne", sodaß es bei den meisten Gedichtsammlungen geradezu unmöglich ist, einen bestimmten Charakter derselben herauszufinden. Den Gedanken, zum Eintheilungsgrundsatz den Umstand zu erheben, ob die Bücher gebunden oder ungebunden, beschnitten oder unaufgeschnitten versandt wurden, haben wir reiflich erwogen, aber zuletzt doch wieder aufgegeben.

Die wenigsten dieser Dichter haben ein eigenes Gesicht, das sie scharf von andern Dichtern unterscheidet, und wenn einzelne es haben, so genügen die vorgelegten Proben nicht, um sichere Schlüsse zu ziehen. Da und dort zeigt sich etwas, was auf die Art des Dichters, seine Lebensauffassung und Weltanschauung oder auf die Bewegungen der Zeit schließen läßt, die ihn ergriffen haben. Ab und zu verräth auch eine fin de siècle-Geschmacklosigkeit, mit wem wir es zu thun haben, aber Geschmacklosigkeit finden sich auch bei den „Alten", wie einzelne „Junge" sie vermeiden. Dazu kommt, daß im ganzen alle diese Dichter mit wenigen Ausnahmen recht achtungswerthe Talente sind, Leute mindestens, denen aus dem großen lyrischen Schatz der letzten funfzig Jahre so viel in Fleisch und Blut übergegangen ist, daß sie bei einigem Formtalent ganz erträgliche Durchschnittslyrik hervorbringen können. Die einen der zu besprechenden Gedichtsammlungen bleiben freilich unter dem Mittelmaß, die andern erheben sich darüber, doch keine so, daß wir ihr einen besonders hervorragenden Platz in der lyrischen Literatur anweisen könnten. Damit ist nicht gesagt, daß die Dichter selbst alle gleichwerthigsei en: Namen wie Karl Henckell u. a. ragen ja längst aus der dichtenden Menge hervor; aber was sie uns diesmal bieten, thut nichts Wesentliches zur Charakteristik ihrer Dichtungen hinzu, und andere, deren Namen vielleicht zum ersten male auf einer Gedichtsammlung stehen, sind noch zu unfertig, oder nicht talentvoll genug, um ein Anrecht auf ausführliche kritische Behandlung, Leitung und Führung zu haben.

Ich schicke diese Auseinandersetzung voraus und hoffe durch die Anerkennung, die ich gespendet habe, mich vor den mir in letzter Zeit zutheil gewordenen groben Briefen zarter Lyriker sicherzustellen, die mit der Art ihrer Behandlung in d. Bl. nicht zufrieden waren. Und nun greife ich blindlings in den Bücherhaufen hinein, um die Dichter kurz Revue passiren zu lassen.

1. Aus der Streusandbüchse. Gedichte von Ewald Müller. Dresden, E. Pierson. 1894. 8. 3 M.

Das ist nun gleich ein ganz wackerer, an Geibel geschulter Dichter: Wohllaut der Sprache, Singbarkeit der Lieder, ungezwungene Satzbildung und Leichtigkeit des Reims (freilich auch Ausnahmen: S. 89: „Nicht gibt es schönern Tod für uns zu sterben!"; S. 101: „Noch lieben muß ich dich"; S. 92: „leuchtelos — lebensbloß" und anderes), keine Geschmacklosigkeiten und Künsteleien, Gefühlswärme, Natursinn, naive Freude ohne Angekränkeltsein — alles hübsche poetische Gaben, um die den Dichter mancher beneiden könnte. Aber doch nichts Großes, Packendes, Durchschlagendes, wenig das eben nun diesem Dichter eigenthümlich wäre:

Es fiel ein Stern vom Himmel
In dämmerschöner Nacht.
Wir schweiften durch die Lande,
Das Herz von Lieb' entfacht.

Da weihtest du im Kusse
Die junge Seele mir,
Nun schmückst du meinen Himmel
Als schönste Sternenzier.

Oder:

Lenz.

Nun schwebt der Lenz auf leisem Flügel
Mit lindem Hauch von Ort zu Ort,
Es tönt vom Strom zu Thal und Hügel
Sein wunderselʼger Name fort.
Mein Auge glänzt in Wonnescheine,
Es weiß vom Erdenfrühling kaum,
Es schaut nur dich, du Engelreine,
Denn du nur bist mein Frühlingstraum.

Es trägt ein glühendes Verlangen
Mein Herz zu dir so sehnsuchtsweit,
Zu deinem Bild voll Frühlingsprangen
Du wunderholde Blütenmaid.
Es ist als müßt im Deingedenken
Die Seele dir sich opfernd weih'n,
In dich hinsterbend sich versenken
Und aufersteh'n zu neuem Sein.

Das sind einige Proben von dieser hübschen Art, zu dichten, und wir hätten gar nichts dagegen, wenn wir nie Schlechteres zu lesen bekämen. Aber Geibel lesen wir schließlich doch noch lieber.

2. Neue Gedichte. Von Paul Kunad. Dritte Sammlung. Dresden, E. Pierson. 1894. 8. 75 Pf.

Nur 41 Seiten sind auch bei einem bedeutenden Dichter fast zu wenig, um darnach ein sicheres Urtheil zu geben. Paul Kunad hat dichterisches Kaliber, das sich namentlich in seinen lyrischen und epischen gereimten fünffüßigen Jambenzeilen bewährt. Auch sonst zeigt er da und dort, daß er tiefer hineinschaut als andere, ohne jedoch viel über sie hervorzuragen. Hier zwei charakteristische Proben:

Elias.

Ich schreite hin auf ödem Heidegrund:
Vom harten Stein sind meine Füße wund.

Mein Feuerblick, der strafend oft geflammt,
Verglüht wol bald, zu blöder Ruh' verdammt.

Mein Donnerwort, das Grausen oft geweckt,
Bald flieht die Zeit, da es den Frevler schreckt.

Ich that, Jehovah, was dein Mund gebot
Für Erdenlust war meine Seele todt.

Des Mitleids Thräne hab' ich nie geweint,
In Sünderhasse war mein Herz versteint.

Ein Racheengel, zog ich durch das Land;
Nur Geißel war ich in des Höchsten Hand.

Nie hat in Furcht mein fester Muth gebebt,
Drum laß mich sterben Herr, wie ich gelebt.

Und, ungebeugt von schnöder Altersqual,
Zerschmett're mich mit deinem Wetterstrahl!

Die Waldkapelle.

Droben auf dem Berg empor
Ragt ein Kirchlein, halb zerfallen;
Sinnend trat ich jüngst ins Thor
Aus des Waldes grünen Hallen.

Golden lag der Sonnenschein
Auf des Estrichs morschen Platten;
Jähes Dunkel huschte d'rein,
Wie der Reue finst're Schatten.

Aber sanft durch Licht und Nacht
Glomm ein Lämpchen stillverborgen,
Wie ein Auge, müdgewacht
Von der Liebe steten Sorgen.

So durch Freudenglanz und Reu'
Strahlst du mild mir Friedenswonne:
Mutterauge, fromm und treu,
Treuer mir, als Gottes Sonne!

3. Gedichte von Paul Throneck. Dresden, E. Pierson. 1894. 8. 75 Pf.

Seite 26 endet ein Lied:

Die Saiten sind zersprungen.
Der Sänger klagt nicht mehr.
Der Kampf ist ausgerungen.
Das Leben war allzu schwer.

S. 18:

Dann brauset der Winterstürme Gesang
Und alles ist erstarret.
So manches Herz gar schwer und krank
Eines Frühlings nimmer mehr harret.

Und so endet noch manches Gedicht. Paul Throneck ist also kein eigentlicher Dichter, aber er hat einige recht ansprechende Gedichte veröffentlicht.

4. Für Jung und Alt. Gedichte von P. Josef Bergmann. Salzburg, A. Pustet. 1894. 12. 80 Pf.

Etwas wie ein eigenes Gesicht, ein humaner Priester mit treufühlendem Herzen und Sinn für das Humoristische, aber leider kein Dichter. Ab und zu gelingt ihm etwas, was durch die frische Naivetät der Auffassung und Ausführung anzieht; Behandlung tieferer ethischer Probleme ist weniger seine Sache. Recht hübsch sind z. B. folgende Verse:

's Lach-Nannerl.

Sie ist kein junges Mädchen mehr,
Von Haus zu Haus ist ihr Verkehr,
Und was der Bettelgang gebracht —:
Sie lacht!

Zu allerstrengster Winterszeit
Trägt sie ihr dünnes Sommerkleid;
Ob selbst das Dach vor Kälte kracht —:
Sie lacht!

Die Kinder bleiben um sie steh'n,
Die sie schon tausendmal geseh'n;
Kein Zorn, kein Groll in ihr erwacht —:
Sie lacht!

Schließt ihr der Tod zur ew'gen Ruh
Einst die umflorten Augen zu
Und liegt sie da zur Schau, — gebt Acht:
Sie lacht!

Nur gründlich!

Beim Pfarrer trat ein Mädchen ein:
„Ich hätt', Hochwürden, eine Bitt':
Wenn Eines in den Eh'stand tritt,
Was muß denn dazu alles sein?" —

Wie gründlich es der Pfarrer nahm
Mit seiner Antwort, — hör't und wiss't:
Was Sie zur Heirat brauchen, ist:
Zu allererst ein Bräutigam!"

Dies Gedicht in irgendeiner Mundart, und es wäre noch viel hübscher.

5. Zwischenspiel von Karl Henckell. Zürich, Verlags-Magazin. 1894. 12. 1 M. 60 Pf.

Da ist etwas, da ist ein Dichter. Er gibt uns aber nur „Zwischenspiel", das heißt wol, nach modernen Grundsätzen, was er in der Zeit zwischen dem Jahre so und so viel und heute gedichtet hat. Erst dichten, dann sichten! Das kennen unsere Modernen nicht, selbst wenn sie dichten können. Doch, um mit seinen eigenen Versen zu kritisiren:

Ich will gerecht sein, das Talent wiegt voll,
Das hat von Anfang an kein Mensch bestritten,
Momente gibt's: Ein Dichter jeder Zoll!
Frisch quillt's hervor, wie er geliebt, gelitten.
Des Kindes Lächeln und des Jünglings Groll,
Des Mannes Ernst.

So läßt er den Kritiker in „Dichter und Recensent" über sich selbst sagen, und ich erkenne dieses Lob wohl an, obwol es vom Dichter selbst herrührt. In demselben Gedicht gibt er übrigens auch eine vortreffliche Charakterisirung der Jungen im Munde des Kritikers:

Verblüffend frech, so sind sie hergelaufen
Die Parvenus der jüngsten Poesie,
Flaumbärte kaum, ein zügelloser Haufen,
In jeder Hand ein rasselndes Cri-Cri.
Zu Dichterheiligen ließen sie sich taufen
Von Gegenseitig, wer am lautsten schrie.
So rannten sie, Heerführer und Trabanten,
Und nannten große Dichter „Dilettanten".

Und auch was er in der Gegenstrophe rühmt, sei rückhaltslos unterschrieben:

Einsam der Geist. Gegrüßt, Ihr großen Todten.
Hochedle Dichter der Vergangenheit!
Die Flammen, die durch Euren Busen lohten,
Umwallen mich, ein Meer von Herrlichkeit.
Euch tief zu lieben, ward noch nicht verboten,
Euch weiter danken will ich kampfbereit,
Und vorwärts führen will ich Euer Schaffen,
Nur nicht im Rückgenusse träg erschlaffen.

Henckell hat sich auch die lyrische Naivetät bewahrt und singt reizende Lieder, die jeder „Alte" ebenso dichtet, eine Bemerkung, die ihm freilich sehr schmerzlich sein wird. Doch gehört er nicht zu denen, die mit Ach und Krach anders sein wollen, als andere; er ist anders, er ist modern ohne hervorragende moderne Geschmacklosigkeiten, was eben zeigt, daß er Dichter ist. Was er sein will, hat er uns in dem Gedicht gesagt:

Lebensplan.

Rein zu genießen begehr' ich mein Leben,
Weise durchwandelnd die Tage des Lichts;
Meine Gedanken will ich erheben
Zu den Wipfeln des Weltgedichts.

Saat des Elends begehr' ich zu mindern,
Weil sie die Freiheit der Seele mir stört,
That des Unrechts begehr' ich zu hindern,
Weil sie das horchende Herz empört.

Blumen zu pflücken ist mein Begehren,
Blumen der Liebe, der Kunst und der Flur,
Kinder und Enkel will ich es lehren:
Folget der leuchtenden Schönheit Spur.

Die letzte Strophe fällt freilich sehr ab, und die letzte Zeile ist ein recht banaler Schluß: das wollen alle Dichter, auch die Modernen, wenn sie einmal nicht mehr ganz grüne Großstadtjungen sind. Die Alten haben nie etwas anderes gewollt.

6. Von meinem Lebensweg. Lieder und Uebersetzungen von Heinrich Dieter. Salzburg, H. Dieter. 1894. 8. 1 M. 60 Pf.

Ein anmuthiges Formtalent hat uns hier eine Reihe ungezwungener Uebersetzungen aus dem Englischen, Französischen und Italienischen und recht hübsche, liebevoll gehegte und sauber gepflegte Gedichte geschenkt. Es sind mit wenigen Ausnahmen Gelegenheitsgedichte. Sie erheben sich um ein Gutes über den Durchschnitt solcher Gedichte, ohne indessen im Goethe'schen Sinn Gelegenheitsgedichte zu sein, d. h. das Gelegentliche erhebt sich nicht immer ins Allgemeine; es ist Poesie darin, aber das Gelegentliche geht in ihr nicht rein auf.

7. Reime und Träume. Von Curt von Zelau. Dresden, E. Pierson. 1894. 12. 2 M.

Drei Abtheilungen hat dieses Buch. Die erste könnte man Liebe und Natur heißen — nichts Besonderes, nichts Neues, die lieben alten Weisen in der Art folgenden Gedichts:

Frühlingshauch.

Es geht ein Rauschen durch den Wald,
Hoch durch die Blätterkronen;
Der Lenz in seiner Allgewalt
Will in den Wipfel thronen.

Und immer mächt'ger schwillt es an,
Wie Harmonie der Sphären;
Der Frühling bricht sich siegreich Bahn,
Nun wird sein Reich auch währen.

Es geht ein Rauschen durch den Wald,
Hoch durch die Blätterkronen;
Wer lauschen mag, dem wird auch bald
Der Lenz im Herzen wohnen.

Der zweite Theil greift ins Gedankliche und ins Balladenhafte, ohne uns so recht packen zu können, obwol manche Einzelheiten ganz hübsch sind. Es fehlt bei den Gedankendichtungen etwas an der Klarheit, bei den Balladen und dem Epischen am rechten Verdichten. Zum Beweis für ersteres hier zwei Verse:

Drum wird das Denken auch durch nichts gebunden,
Nicht ungesichtet schießet auf die Saat;
Die Nachtgedanken schlagen keine Wunden,
Doch Lichtgedanken reifen oft zur That.
Nur solche Blüte wird zur Frucht,
Die noch kein Wurmstich heimgesucht.

So setzt zum Heil die Freiheit der Gedanken,
Im edlen Boden wurzelnd der Cultur,
Nach eig'nem, weisen Willen blos sich Schranken,
Durchbrochen von dem Wahn, der Thorheit nur.
Was man allgegenwärtig preist,
Es ist der heil'ge, freie Geist.

Der dritte Theil enthält recht hübsche Feuilletonplaudereien von Prinz Carneval, vom Paradies der Raucher, vom Eisenbahnkobold. Auf die Gefahr hin, daß der Verfasser grob gegen mich wird, wie kürzlich ein anderer Dichter, muß ich auch hier wieder sagen: einer Gedichtsammlung derartige Prosaschnitzel beizufügen, ist eine Unsitte, und was als Feuilleton einer Zeitung eine, diesmal darf ich sagen, gute Berechtigung hat, hat es nicht auch für ein Buch, am wenigsten für ein Buch, das sich als einer höhern Gattung angehörig ausgibt, nämlich der lyrischen Poesie.

8. Stufen. Lyrisches und Satirisches von Emanuel von Bodmann. Zürich, Stern's literar. Bulletin der Schweiz. 1894. 1 M.

Hier ist mehr Eigenart als sonst, oder vielmehr, es ist zu hoffen, daß der Dichter, ich brauche das Wort hier in seinem Vollsinn — eine bestimmte Eigenart entwickeln wird. Denn auch den gangbarsten lyrischen Münzen drückt Bodmann etwas von seinem eigenen Stempel auf; oft ist es nur eine Wendung, ein Ausdruck von eigenartiger Färbung, oft nur die Andeutung einer besondern Stimmung, die nicht jeder lyrische Dichter hat, aber es ist doch etwas eigenes. Freilich daneben auch Gedichte, bei denen das Besondere schon wieder das dem eisernen Bestand der modernen Lyrik eigene ist.

Der zweite Theil des Buches enthält das Satirische. Originell, wenn auch manchmal nicht ganz durchsichtig, sind die Blumen- und Thiermärchen. Ganz vorzüglich ist folgendes:

Streifzug.

Das Städtlein ruht. Der Graben rauscht verlassen,
Vom letzten Strahl ergläuzt das alte Thor.
Mistkäfer, keck den Schlapphut auf dem Ohr,
Durchquert mit schmachtendem Gesumm die Gassen.

Er fliegt, als müsse er zur Ader lassen.
Halt! Dort im Hof zunächst dem Stiefelrohr
Blitzt aus dem Schutt ein blaues Bein hervor!
Ein Flügelstoß — und glühendes Umfassen ...

Still fällt die Nacht. Nach einer Viertelstunde
Geht durch die Luft ein tiefer Friedenston:
Mistkäfer fliegt mit sattem Stolz davon.

Klimmt in sein Weidenloch am Wiesengrunde,
Setzt sich ans Pult und macht beim Phosphorlicht
Auf sein Erlebniß schmunzelnd ein Gedicht.

Auch die Ironie der „Gemeinderathssitzung“ ist nicht übel:

Gemeinderathsitzung.

Am Rathhaus schritt ich gestern vorbei,
Dort war Gemeinderathsitzung.
Die Fensterflügel standen auf
Ob allgemeiner Erhitzung.

Urplötzlich scholl von oben heraus
Ein Klatschen und Bravorufen,
Ich wende mich um — da wallt auch schon
Ein Bürger hinab die Stufen.

Ein and'rer wallt her und drückt ihm die Hand:
„Mahlzeit, mein Freund, wie geht es?
Und mit dem Enderesultat
Der heutigen Sitzung wie steht es?“

„„Muß sagen, die Sorge in uns'rer Stadt
Für die Sicherheit ist zu loben,
Die Laterne, du weißt, an der Brücke draus,
Ist zur Hauptlaterne erhoben!““

Vielleicht liegt in dieser Seite von Bodmann's Dichtung noch mehr seiner Stärke als im rein lyrischen.

9. Gedichte. Von Otto Krebs. Zürich, Verlags-Magazin. 1894. 8. 40 Pf.

Diesem Dichter ist es heiliger Ernst mit seinem Dichterberufe, er wünscht sich als höchstes Lebensglück nicht Reichthum, Herrschaft u. s. w., sondern nur, daß er immer alles in ein Lied wandeln könne. In dieser Sammlung nun ist manches gar nicht übel, aber auch manches sehr dilettantenhaft. Die Form zu bewältigen macht den Dichter Schwierigkeiten; daher die gezwungenen Wort- und Satzstellungen, die unreinen Reime u. s. w. Offenbar will er das gewöhnliche Geleise herkömmlicher Lyrik vermeiden, dabei aber verfährt er sich in jene Gleise, die leicht zur Geschmacklosigkeit führen. Man hat die Redensart: Es hat einer läuten hören und weiß nicht recht, wo; hier könnte man sagen: in dem Herzen dieses Dichters läutet es hier und dä, und er will den Klang deuten, aber er weiß nicht recht wie:

Des Winters Rache.

Ich hör' das Eis erknarren,
Hör', wie es berstet, bricht,
Die Erde seh' ich harren
Auf's junge Frühlingslicht.

Es kommt! Wie froh am Morgen
Ihr Kind die Mutter weckt,
Das neidisch hält verborgen
Die Decke und versteckt.

So lüftet es den Schleier,
Den starr der Winter webt,
Bis nach dem Schlafe freier
Sich die Natur erhebt.

Es küßt ihr alle Zeichen
Des Schlummers von der Stirn;
Den Winter seh' ich schleichen
Betrübt zur hohen Firn.

Dort nistet er und kauert,
Hört, wie der Frühling schallt,
Er hört's und finster lauert
Und sinnt er neu Gewalt.

Dann bricht er nächt'gerweilen
Hervor und irrt herum,
Bringt, die er kann ereilen,
Des Frühlings Kinder um.

Dieses Gedicht zeigt deutlich, was der Dichter hat und was ihm fehlt; man könnte eine ganze Poetik daran deduciren. Da ist Anschauung und Beseelung: der Leser sieht etwas und fühlt etwas mit; hübsche Bilder sind eingewoben, es ist Bewegung im Ganzen: der Frühling lüftet den Schleier, der Winter schleicht betrübt zur hohen Firn, lauert dort, auf Gewalt sinnend, und bricht nächtlicherweile hervor; die Ausdrücke sind auf einer gewissen dichterischen Höhe — und doch ist es kein gutes Gedicht. Der letzte Vers ruinirt, abgesehen von dem bänkelsängerischen Tonfall, das Ganze durch das eine Wort „umbringen“; die dichterische Anschauung ist nicht kräftig genug und geräth so ins Schiefe: ein Licht kann keine Schleier haben; die Bilder sind nicht richtig verwendet, denn ein Bild, nämlich das der Mutter, welche die Decke des Kindes lüftet, wird in Vergleich gestellt mit einem andern ganz ähnlichen Bild, dem Heben eines Schleiers. Dazu kommt die Mangelhaftigkeit der Form, wodurch die innern Mängel nur um so greller hervortreten, während gewandte Form sie verdecken kann. Mit der Form allein ists freilich auch nicht gethan. Zum richtigen Dichter gehört eben beides: Stärke der dichterischen Empfindung und Anschauung, und die Gabe, was er im Innern geschaut und empfunden hat, in künstlerisch vollkommener Weise so zu sagen, daß der Leser es aufs neue schaut und mit empfindet. Wo das eine oder andere fehlt, da war kein Dichter am Werk, sondern ein Dilettant.

Richard Weitbrecht.

Neue Dramen.

1. Wieland und Julie. Drama in vier Acten von M. Bach-Gelpke. Umgearbeitete zweite Auflage. Glarus, Vogel. 1894. 8. 2 M.
2. Der heilige Staatsanwalt. Eine moralische Komödie in fünf Scenen nach einer gegebenen Idee von Oskar Panizza. Leipzig, W. Friedrich. 1894. 8. 1 M.
3. Verbotene Früchte. Lustspiel in drei Aufzügen nach einem Zwischenspiel des Cervantes. Von Emil Gött. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 1894. 8. 1 M. 50 Pf.
4. Johanna Gray. Trauerspiel in fünf Acten von C. Pfudel. Berlin, B. A. Haack. 1894. 8. 4 M.
5. Friedrich Wilhelm I. und Kronprinz Fritz. Schauspiel in fünf Aufzügen von Ernst Krumbhaar. Magdeburg, A. Rathke. 1894. 8. 1 M. 50 Pf.
6. Phantast! Ironisches Trauerspiel in drei Aufzügen von Raimund Eckardt. Leipzig, W. Friedrich. 1894. 8. 1 M.
7. Die neue Ehe. Drama in vier Acten von Julius Schaumberger. Der Künstlerdramen zweiter Band. München, Dr. E. Albert u. Comp. 1894. 8. 1 M. 50 Pf.
8. Pestalozzi in Stanz. Charakterbild in drei Aufzügen von Fedor Sommer. Liegnitz, K. Seyffarth. 1894. 8. 75 Pf.
9. Die Befreier Wiens 1683. Dramatisches Gedicht von Freiherrn Adolph von Berlichingen. Wien, K. Konegen. 1894. 8. 4 M.

Keins der angeführten Dramen ragt über das Durchschnittsmaß hinaus, und es ist nur eine sehr leise ansteigende Linie, die vom ersten der genannten Stücke bis zu dem letzten führt. Freilich, so wenig wie man Vorzügen von irgendwelcher Bedeutung in diesen Dramen begegnet, so wenig wird man auch Fehler von herausfordernder Größe in ihnen finden; kein einziges bietet Gelegenheit, einen interessanten Dichtercharakter in all seiner Eigenart zu erfassen oder auf ein Grundgesetz der Dichtung zu verweisen, das der Autor erfüllte oder über welches er, ein kühner Neuerer, hinauszugehen versuchte. Ins Gebiet der Literaturgeschichte führt „Wieland und Julie" von M. Bach-Gelpke (Nr. 1). Es behandelt die bekannte oder nicht bekannte Liebesepisode, die Wieland mit Julie Bondeli gehabt hat, im Anschluß an die geschichtlichen Quellen. Darin soll wol sein Verdienst liegen, und für das literaturkundige Publikum kleinerer und größerer Schweizerstädte mag es ja wol genügen. Vor einer ernsthaften Kritik erweist sich dies Verdienst als bei weitem zu gering. Für ein dramatisches Schaffen im künstlerischen Sinne fehlt M. Bach-Gelpke bereits die Technik. Das zeigt sich fast bei jedem Abgang einer Person. Es übersteigt das Maß des heute zu Ertragenden, wenn sich Leute auf der Bühne verstecken, um etwas für die Handlung Wichtiges zu erspähen, oder gar wenn ein Monolog gehalten wird, der von jemand belauscht werden soll. Das ist eine so mangelhafte Technik, daß sie niemals ausreichen kann, um handelnde Menschen zu gestalten oder eine künstlerische Aufgabe größern Stils zu lösen. Von einem Eindringen in die Seele eines jungen Dichters ist nicht die Rede; auch der eigenthümliche, leicht ironische Reiz, der über der Darstellung dieser Herzensgeschichte Wieland's liegen müßte, wird nicht erzielt; eher gelingen kleine häusliche Züge.

Ueber den modernen Staatsanwalt, der sich ja recht ergiebig mit neuern Dramen und Romanen befaßt hat und allmählich der höchste literarische Richter in Deutschland geworden ist, ließe sich eine bitterböse Satire schreiben, wenn jemand Gestaltungskraft genug besäße, um diesen Typus der heutigen Gesellschaft nicht etwa zu verhöhnen, sondern in voller Lebenswahrheit in einen Roman zu übertragen. Die dramatische Modellirung, die hier versucht worden ist, verlangt ein glänzendes technisches Können, und schließlich muß in einem Drama, um der Form zu genügen, allzu viel des charakteristischen Beiwerks geopfert werden. Oskar Panizza hat daher auch die Form der Allegorie gewählt. In seiner moralischen Komödie „Der heilige Staatsanwalt" (Nr. 2) treten die Sittlichkeit, das Wahre, Gute und Schöne, die Wollust, die Sitte und Dr. Martin Luther auf. Dem Staatsanwalt wird die Wollust vorgeführt, die Begriffe verlästern sie und als Geschworene sprechen sie ihr das Urtheil, bis Luther dazwischen fährt und mit einer Kernrede für die Angeklagte eintritt. Er zeigt, daß die Begriffe des Wahren, Guten, Schönen und des Sittlichen keine lebenden Wesen, sondern Automaten sind, den Kopf voll Papier, die Brust voll Räderwerk, beides aber unter Schleiern vor der Welt verhüllt. Eine herzlich gut gemeinte Satire, nicht wahr? — Trotz der ungeschickten Ausführung sieht man, was Panizza will. Aber sobald man aufs Können achtet, dann muß man doch sagen, daß alles aufs plumpste angelegt ist und eine haarsträubende Barbarei dem mühsamen Scherze zu Grunde liegt. Etwas mehr Geist, etwas mehr Kunst verlangt man doch, und wenn es sich selbst um einen Staatsanwalt handeln sollte, der in öffentlicher Sitzung gesteht, Friedrich Hebbel, den Dichter der Nibelungen, nicht zu kennen. Eine unwitzige, künstlerisch rohe, gedankenarme Satire unterstützt die Feinde, nicht die Freunde einer wahren und zeitgemäßen Aufrichtigkeit in der Kunst und im Leben.

Emil Gött hat eins der zahllosen bisher noch nicht ins Deutsche übertragenen spanischen Stücke, und zwar ein Zwischenspiel des Cervantes nun glücklich uns Deutschen zugänglich gemacht. Die „Höhle von Salamanca", auf die das Gött'sche Lustspiel „Verbotene Früchte" (Nr. 3) zurückgeht, hat zum Thema die Geschichte der Frau, deren Mann verreist ist und die nun die Freiheit genießt, aber von den Folgen ihres Leichtsinns verschont bleibt. Das ist ein Stoff der Weltliteratur, den älteste und jüngste Dichter, Hans Sachs und Max Halbe behandelt haben. Emil Gött zerrt den dürftigen Handlungsinhalt in drei Aufzügen auseinander und macht ihn dadurch interesselos. Denn wenn auch Herr Manz mit drolliger Wichtigkeit die Entstehungsgeschichte des Lustspielchens (du lieber Gott!

noch dazu nach fremdem Stoffe) in einer Vorrede erzählt und berichtet, wie in Freiburg dem Stück ein Theaterscandal drohte, weil Gött gegen Dr. Robert Koch geschrieben hatte (welch elendes Theatergeträtsch!) und von einem überraschenden Erfolg in Berlin unter Grube's Regie spricht (nur bescheidene Gemüther konnte dieser Erfolg überraschen oder gar befriedigen!), so ist doch der dramatische und poetische Inhalt des Lustspielchens armselig, fast so armselig wie die ganze Motivirung des Schmauses hinter dem Rücken des eifersüchtigen Gatten. Von einer Nothwendigkeit, dem deutschen Schriftthum die spanischen Entremeses zugänglich zu machen, und damit auf deutschen Bühnen zu erscheinen, wird doch ernsthaft nicht die Rede sein können. Der Schwank — bei aller Ehrfurcht vor Miguel de Cervantes Saavedra, dem Dichter des Junkers von der Mancha, sei es wiederholt — der Schwank von der liederlichen Frau, die ihren Galan im Kamin versteckt, als der Gatte mit dem Reisewagen umstürzt und früher nach Hause kommt, ruft unwillkürlich die Frage hervor: welcher unermeßliche Schaden wäre wol entstanden, wenn derartige Proben spanischen Theaters ruhig im Urtext geblieben wären? Der Literarhistoriker geht auf die Quelle zurück, denn ihm nützt Gött's Bearbeitung nichts. Das deutsche Schriftthum und das deutsche Theater geht aufwärts oder abwärts, je nachdem; Gött's Bearbeitung beeinflußt seinen Gang auch nicht. So mag Manz dies Lustspielchen seines Freundes wichtig nehmen oder nicht: jedenfalls hat die deutsche Literatur an solchen Bearbeitungen spanischer Entremeses kein lebendiges Interesse.

Ein zu Tode gehetzter Stoff der tragischen Kunst ist die Geschichte der Eintagskönigin Johanna Gray. In ungefähr sechs bis siebentausend jambischen Versen hat C. Pfudel (Nr. 4) den Stoff noch einmal, leider nicht zum letzten male behandelt. Langweiliger und weitschweifiger habe ich ihn noch nicht kennen lernen; mindestens scheint also hier eine unterste Grenze erreicht, wo man hoffen kann, nicht noch tiefer zu sinken. Indessen, Plato sagt: hoffen heißt wachend träumen. So kann schon morgen eine „Johanna Gray" mit acht bis neuntausend Versen noch langweiliger sein. Bis dahin gebührt der Ruhm C. Pfudel.

Eine brav gemeinte Arbeit ist das Drama „Friedrich Wilhelm I. und Kronprinz Fritz" von E. Krumbhaar (Nr. 5). Der erste Aufzug ist in seinen Motiven etwas grob, im Laufe des Dramas bessert sich die Motivirung etwas. Allerdings darf man nur aufs Stoffliche sehen, nicht auf das Seelische, und im allgemeinen sich in recht bescheidenen Grenzen halten. Denn das Stück ist nichts als eine dialogisirte und stellenweise arg übertriebene Darstellung des Verhältnisses, wie unsere Elementarlehrer in der vaterländischen Geschichte die Beziehungen zwischen dem Kronprinzen Friedrich und seinem Vater Friedrich Wilhelm I. annahmen. Einen fein gearteten Geist, eine kräftige Gabe der Charakteristik zu suchen, wird umsonst sein.

Ein modernes Stück „Phantast" von Raimund Eckardt (Nr. 6) behandelt die traurige Mär von dem schmächtigen, blassen, überreizten Stimmungsmenschen mit schwachem Willen und empfindsamer Seele, der kurz vor dem innern und äußern Zusammenbruch steht. Er wird scheinbar noch einmal gerettet, noch einmal von einem stärkern und edlern Willen zum Guten gelenkt, da kommt die „Dämonin" wieder, die seine müde Phantasie beherrscht und er liegt von neuem in ihren Banden. Dem unreifen Jüngling zu Liebe will sich natürlich die kleine Chansonette nicht tödten, was er sonderbarerweise verlangt; er sieht sich also ganz verlassen und nimmt Gift. Das ist schon oft dargestellt, und bleibt in einzelnen Zügen immer lebenswahr. Im ganzen macht die Geschichte einen trübseligen und was noch mehr ist, einen recht unwahrscheinlichen Eindruck. Die Leute spielen wie in so vielen modernen Stücken Komödie, den Eindruck wird man nicht los, so „natürlich" und ungezwungen sich auch alle bewegen. Im allgemeinen ist die Geschichte von dem verlotterten Studenten, Künstler u. s. w. für die Modernen ein ebenso trivialer Stoff, wie einst die Mär vom liebesiechen Königskind für die Romantiker. Die Nachahmer werden nicht alle.

Bei weitem bedeutender ist Julius Schaumberger's „Die neue Ehe" (Nr. 7). Auch dieses Drama behandelt einen seelischen Conflict in Künstlerkreisen. Es ist klar und einfach, ohne jemals ans Triviale zu streifen, und mit Entschlossenheit geht es Menschen und Dingen auf den Grund. Der Verfasser bekundet dabei eine schöne Begabung fürs Theater, er weiß seine Personen zu charakterisiren, ohne jemals unbühnengemäß oder aufdringlich zu werden. Das ist bereits die Probe eines Talentes, welches über das Technische hinausragt. In der That entfaltet Schaumberger Kraft und Wärme, er reißt zum Mitgefühl hin und führt eine Lösung herbei, die so ganz anders ist als man sie in „modernen" Dramen findet. Der Skizzenzeichner pflegt aufzuhören, wenn ihn Laune oder Kraft verlassen; der ernste Künstler vollendet den Kreis der Darstellung und sucht ihn zu erschöpfen. Auch da, wo er dies noch nicht erreicht, hebt ihn sein Wollen bereits hoch empor. Als ein solcher strebender, ernsthaft denkender und dabei fühlender Dramatiker hat sich hier Julius Schaumberger gezeigt.

Als Charakterbild ist auch „Pestalozzi in Stanz" von Fedor Sommer (Nr. 8) eine tüchtige Arbeit. Nicht so als künstlerisches Werk. Denn die Scenen des kleinen Dramas verrathen zwar Gemüth und eine immerhin recht ansehnliche Gabe der dramatischen Charakterisirung, die selten genug vorhanden zu sein pflegt, indessen ordnen sie sich einem künstlerischen Gedanken nicht unter. Von dem bescheidenen Standpunkt eines Charakterbildes betrachtet, ist dies Werkchen eine freundliche, sehr geschickte und zum Herzen gehende Arbeit, die wohlthuende Wärme erweckt.

Im strengen Wortsinn ein dramatisches Gedicht sind „Die Befreier Wiens" von Adolph von Berlichingen (Nr. 9). An eine Aufführung kann nicht wohl gedacht werden, dagegen spricht schon die Länge des Gedichtes. Aber mit ganz beträchtlicher Kunst und einem hübschen

Geschick der Darstellung wird uns dramatisirt die Befreiung Wiens von den Türken 1683 gezeigt. Der Chronikstil ist dabei vermieden; die Unzahl Personen, die auftreten, haben eigene Zwecke und eigene Züge. Mit glücklichster Benutzung der Quellen und freier Erfindung wechselt der Schauplatz zwischen dem belagerten Wien und den Zelten des Türkenheeres unter Kara Mustapha. Bei weitem reicher und lebendiger als in Th. Körner's „Zriny" ist das Detail. Auch die Erfindungskraft des Freiherrn Adolph von Berlichingen, die Geschlossenheit der Gestalt des Kara Mustapha, verdient freimüthiges Lob. Diese dramatisirte Geschichte der Belagerung Wiens ist eine schöne Talentprobe, die größere und fester gefügte Werke verspricht. Fraglos würde der Verfasser auf erzählendem Gebiet, unter anderm auf dem Feld des geschichtlichen Romans, bereits jetzt etwas leisten können, was durch seine Frische und seinen Reichtum an Einzelzügen erfreut, ja interessirt.

Friedrich Kummer.

Neue Romane.

1. In der Geisterstunde und andere Spukgeschichten. Von Paul Heyse. Berlin, W. Herz. 1894. 8. 4 M.
2. Der Dornenweg. Von A. Wilbrandt. Zweite Auflage. Stuttgart, Cotta'sche Buchh. Nachf. 1894. 8. 3 M. 50 Pf.
3. Erloschenes Licht. Roman von R. Kipling. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1894. 8. 3 M.
4. Mit allen Waffen. Roman in drei Bänden von B. Bobertag. Dresden, E. Pierson. 1894. 8. 12 M.
5. Die Erbinnen. Roman von B. Bobertag. Leipzig, C. Reißner. 1894. 8. 4 M.

Paul Heyse gibt mit seiner neuesten Spende — sechs Spukgeschichten (Nr. 1) — seinen Lesern ein artig Nüßlein zu knacken. Er macht uns den Genuß nicht so leicht als sonst, gibt uns Räthsel auf, die er nicht löst, und läßt uns über seine eigene Meinung völlig im Unklaren. Diese Erzählungen werden also eine sehr verschiedene Beurtheilung erfahren je nach der Stellung des Lesers zu so „actuellen" Fragen wie Spiritismus, Suggestion, Telepathie und dergleichen mehr.

Jedenfalls sind die Geschichten meisterhaft erzählt und fesseln von Anfang bis zu Ende. Der Dichter weiß uns durch die verschiedensten Stimmungen zu führen, Theilnahme, Spannung, gelindes Gruseln, Erschütterung versteht er in uns zu erwecken, und auch dem Humor wird sein Recht.

Zunächst bietet uns der Dichter vier Novellen, die in einer Gesellschaft erzählt werden nach „einem endlosen Gespräch über das Für und Wider jener räthselhaften Erscheinungen, die auf der helldunkeln Grenze zwischen Seelen- und Nervenleben stehen und selbst von der hochmüthigsten Wissenschaft nicht länger mit Schweigen und Achselzucken abzufertigen sind".

Die Erzählung des Obersten von „Der schönen Abigail" und „Der Mittagszauber", eine ergreifende Geschichte von wunderbarer Stimmungsmalerei, vermögen auch vor der Kritik des Zweiflers zu bestehen, während sie den Unbefangenen in tiefer Seele packen. Hier lassen sich — wie das hernach von einzelnen Personen der Gesellschaft auch geschieht — die räthselhaften Erlebnisse noch als lebhafte Träume erklären, wofern man den Erzählern eine gesteigerte Hellsichtigkeit und Combinationsgabe zugesteht. Im „Lisabethle" aber und im „Waldlachen" ragt die übersinnliche Welt so unzweideutig in die realen Verhältnisse herein, daß man mit Vernünfteleien den Räthseln nicht beikommen kann. Freilich wird die Stimmung einigermaßen dadurch beeinträchtigt, so duftig und fein auch diese Erzählungen — zumal das „Waldlachen" geschrieben sind.

Diesem Novellenkranz sind angehängt zwei selbständige Geschichten: „Martin der Streber" und „Des Spirits Rache". In jener wandert der Erzähler um Mitternacht seiner Vaterstadt zu und trifft einen Jugendfreund, von dem er seit Jahren nichts gehört hat; er führt mit ihm absonderliche Gespräche und sieht sich plötzlich von ihm verlassen. Am andern Morgen erfährt er, daß der Freund seit Jahr und Tag todt ist, daß ihm, dem Erzähler, also „eine Offenbarung aus einer andern Welt zu Theil geworden ist." In „Des Spirits Rache" treten nun gar zwei Klopfgeister in Thätigkeit. Sie sind aus dem Zwischenreich entsandt, um in dem Städtchen, wo die Geschichte spielt, in spiritistischen Versammlungen und Kränzchen sich citiren zu lassen und den Gläubigen Rede zu stehen. Mit viel Humor wird nun die Thätigkeit dieser Geister geschildert und dabei erzählt, wie der junge Dr. Philipp das hübsche Gundelchen, die Tochter einer armen, als Hexe verschrieenen Witwe gewinnt. Auch hier viel Feinheiten und Schönheiten, bezaubernde Anmuth der Schilderung, — aber die führende Rolle, die die Spukgeister bei der Entscheidung der Liebesgeschichte spielen, wirkt doch fast verstimmend. — So ist der Genuß, den Heyse's neueste Dichtungen gewähren, nicht ganz ungetrübt, doch bieten sie so viel des Schönen, daß der gute Eindruck weit überwiegt.

Den Dornenweg, im Gegensatz zu „dem Rosenpfad der Glücklichen, denen nie ein Hinderniß auf ihrem Lebenswege entgegentritt", soll der Held des A. Wilbrandt'schen Romans „Der Dornenweg" (Nr. 2) gehen. Der junge Jurist Reinhard Dittmar liegt seit vier Jahren in den Fesseln einer Erzkokette, der schönen Juliane, und wird durch diese Liebe in seinem Streben vollständig gelähmt. An dem Abend, da er sie endlich zur Entscheidung drängt, verlobt sie sich mit dem reichen Grafen Wildhagen. Reinhard's Freund Martin, der bei einem Baron Rohrbach in der Nähe von Bozen früher Hauslehrer gewesen und jetzt unentbehrlicher Hausfreund geworden ist, räth dem aus allen Himmeln Gestürzten Luftveränderung an. So verlebt der Held einen angenehmen Winter in Bozen, treibt

socialpolitische Studien, stärkt seine Stimme und seine Gesundheit und wird im nächsten Frühjahr in den Reichstag gewählt, wo er mit seiner Jungfernrede einen großartigen Triumph erringt und sogar Bismarck's und eines Ministers Aufmerksamkeit erregt, sodaß er in wenig Wochen ein gemachter Mann ist. Fürwahr ein angenehmer Dornenweg. Etwas dornenvoller ist sein Liebesleben. Noch einmal schlägt ihn die schöne Juliane in Fesseln, doch rafft er sich auf und verlobt sich mit ihrer Schwester Ulrike. Bald aber entbrennt in ihm eine mächtige Leidenschaft für Mathilde Rohrbach, und als diese ihn nicht erhört, kehrt er zu Ulrike zurück. Die Ehe der Gräfin Wildhagen wird nach wenigen Monaten vom Grafen gelöst. Juliane vermählt sich mit dem seit kurzem verwitweten Bankier Adam und versammelt um sich eine Schar glühender Anbeter. Schließlich wird der Graf, der sich seiner geschiedenen Gemahlin wieder nähert, von einem eifersüchtigen Burschen ermordet, und Juliane verfällt in Trübsinn.

Es ist viel Krankhaftes in den Gestalten dieses Romans, und die Handlung mit der crassen Katastrophe und mancherlei Unwahrscheinlichkeiten befriedigt nicht immer, und doch versteht es Wilbrandt zu fesseln; seine Art zu erzählen, sein vollendeter Stil, seine feine Beobachtungsgabe entschädigen uns für die gerügten Mängel einigermaßen. Es werden in dem Romane auch sociale Fragen in ziemlicher Breite behandelt und verhandelt, doch muthet uns diese Darstellung — der Roman spielt vor mehr als zehn Jahren — etwas veraltet an.

Ein Dornenweg vielmehr, als in Wilbrandt's Romane, ist es, den der Held in R. Kipling's Romane „Erloschenes Licht" (Nr. 3) zu gehen hat. Ein früh verwaister junger Mensch arbeitet sich nach harter Jugend, die er bei einer lieblosen Pflegerin verlebt, durch allerlei Wirrnisse zum Specialzeichner vom Kriegsschauplatze im Sudan empor, rettet einem Collegen im Kampfe das Leben und erhält einen Schädelhieb, der später, wo er auf der Höhe seines Ruhmes steht, seine Erblindung herbeiführt. In diesem Zustande reist er nochmals nach dem Sudan und findet dort seinen Tod. Die Schilderungen des Lebens im Orient, wie die des londoner Künstlerlebens athmen eine Treue und Lebenswahrheit, die nicht immer angenehm berühren, aber packen. Wahrhaft ergreifend ist die allmähliche Erblindung des Künstlers dargestellt, und rührend seine Herzensgeschichte, sein unablässiges, erfolgloses Werben um die Jugendgeliebte, die bei derselben Pflegerin erzogen, gleichfalls sich der Kunst gewidmet hat, freilich ohne Talent zu besitzen. Die Uebersetzung liest sich gut, nur an wenigen Stellen stockt man.

Wie in Wilbrandt's Romane so ist auch in dem dreibändigen Romane „Mit allen Waffen" von Bianca Bobertag (Nr. 4) der socialen Frage ein breiter Raum verstattet. Die Verfasserin hat sich mit Rodbertus, Roscher und Brentano beschäftigt, sie führt uns durch eine große Fabrik und beschreibt die Einrichtungen mit einer Sachkenntniß, die einem Techniker Ehre machen würde. Die Fabel des Romans ist überaus reich und trotz mancher Unwahrscheinlichkeit, trotz manches verbrauchten Motivs nicht übel erfunden, wenn auch bei dem häufigen Wechsel der Scene, bei dem Ueberwuchern der Nebenhandlung die Verfasserin zuweilen den Faden verliert. Es ist unmöglich, den Inhalt des Romans in Kürze wiederzugeben. Der Held, ein junger Philologe, der keine Anstellung findet und deshalb eine Stelle als Correspondent in einer großen Fabrik annimmt, socialpolitische Studien treibt und die Arbeiterbevölkerung aufzuklären sucht, entpuppt sich schließlich als der illegitime Enkel eines reichen Grafen, der gleichfalls mit der socialen Frage sich viel beschäftigt. Nächst ihm nimmt sein Freund, der ehrgeizige, egoistische Streber Justus Moller, das Hauptinteresse in Anspruch. Diese Figur, so wenig sympathisch sie ist, fesselt durch die Consequenz der Charakterzeichnung bis zum tragischen Ausgange. Die Ermordung des Justus durch den als Kind geraubten und spät wiedergefundenen, von dem selbstsüchtigen Justus aber nicht anerkannten Bruder gehört zu den Glanzstellen des Romans. Auch unter den übrigen Personen finden sich gut gezeichnete Charaktere, so die schöne Jüdin Melitta, der Commissionär Weinhold, mehrere Nebenpersonen aus Hinterhäusern. Bei andern hat die Verfasserin des Guten entschieden zu viel gethan; so ist z. B. die Frau von Dalldorf geradezu widerwärtig carrikirt. Die Kunst, jeden Menschen seiner Art und Bildungsstufe gemäß reden zu lassen, vermißt man zuweilen; diese Frauen reden zumeist wie die Professoren.

Und nun zum Schluß noch ein schweres Bedenken gegen die sprachliche Form. Daß es von Fremdwörtern wimmelt, ist ja bei unsern Frauenromanen selbstverständlich, und man muß selbst Sachen wie desparat Phthysis und anderes mit in Kauf nehmen, aber auch gegen die einfachsten Regeln der deutschen Grammatik und Satzlehre sündigt die Verfasserin, und wir könnten hier mit einer stattlichen Reihe von Verstößen aufwarten.

Vorzüge und Mängel dieses Werkes theilt der gleichzeitig erschienene einbändige Roman derselben Verfasserin: „Die Erbinnen" (Nr. 5). Die Geschichte spielt theils an der Riviera, wo der todtkranke Friedrich Halm die schöne Leonie von Berghoff kennen und lieben lernt, theils in einer norddeutschen Universitätsstadt, wo dieselbe Leonie, nachdem sie den inzwischen verstorbenen Fr. Halm beerbt hat, ihren Geliebten endlich heirathen kann. Das Leben in der Universitätsstadt ist mit behaglicher Breite und satirischer Schärfe gezeichnet, besonders die Ehe des Archäologen Ehrhart mit der in Dürftigkeit aufgewachsenen Andrea. Die Charakterentwickelung dieser Frau, die nach dem Tode ihres Mannes in Zürich Medicin studirt und schließlich Leiterin eines Kinderkrankenhauses wird, ist vortrefflich. Auch sonst fehlt es nicht an Charakteren, die für die Beobachtungsgabe und Darstellungskunst der Verfasserin sprechen, während die Handlung des Romans nicht über das Durchschnittsmaß hinausgeht. Die Sprache ist reiner und sorgfältiger als in dem dreibändigen Roman.

Robert Lange.

Lebensfragen.

Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von Theodor Schiemann. Dritter Band: Lebensfragen. Tagebuch eines alten Arztes. Von Nicolai Iwanowitsch Pirogow. Aus dem Russischen übertragen von August Fischer. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 1894. 8. 6 M.

Wenn es, was keinem Zweifel unterliegt, wahr ist, daß nicht so sehr die äußerliche Wahrheit, als vielmehr die Entfaltung der innern Wahrheit vor sich selbst die hauptsächliche Aufgabe der Autobiographie eines denkenden Menschen bildet, dann haben wir allen Grund, von den „Lebensfragen" des weltberühmten russischen Chirurgen vollauf befriedigt zu sein. Zeigt er sich doch auf das ängstlichste und peinlichste bestrebt, sein Bewußtsein gleichsam mit seinem eigenen Wesen bekannt zu machen, sich durch die Zergliederung seiner Handlungen einen genauen Einblick in deren Triebfedern und Zwecke zu verschaffen, wie sie zuweilen, ihm selbst verborgen, tief versteckt im geheimsten Innern seiner Seele ruhen mochten. Er übertreibt nicht im mindesten, wenn er sich einen „Fakir" der Selbstbeobachtung nennt. Und er ist das durchaus nicht erst im Alter geworden, sondern er hat diese überaus schwierige Kunst schon als blutjunger Mann gepflegt und verstanden. Er hat es niemals über das Herz bringen können, in den Tag hineinzuleben. Kann man etwa strenger und schonungsloser mit sich ins Gericht gehen, als es der neugebackene sechsundzwanzigjährige Professor an der dorpater Universität that? Weit entfernt davon, sich einer ungetrübten Freude über seine glänzende Laufbahn hinzugeben, konnte er sich vielmehr der Erkenntniß nicht verschließen, wie viel ihm noch an Kenntnissen, Erfahrung und Selbstbeherrschung fehle, um ein rechter, nicht blos ein nomineller Lehrer der Chirurgie zu sein.

Mir fehlte es, entnimmt der geistesfrische Greis dem Archive seines Gedächtnisses, nicht so sehr an Gewissenhaftigkeit, als daß ich nicht hätte einsehen sollen, welch' eine ungeheuere Verantwortung vor der Gesellschaft und vor sich selbst derjenige auf sich nehme, welcher, nachdem er durch das ärztliche Diplom ein gewisses Recht über Leben und Tod anderer erhalten hat, nun auch noch die Verpflichtung erhält, dieses Recht andern zu übertragen. . . . Ich war mir meiner Mängel wohl bewußt, wenngleich das nicht in dem Maße möglich war wie jetzt, wo ich sie und alle ihre Folgen bereits im praktischen Leben erfahren habe. . . . Was hätte ich denn aber thun sollen, nachdem ich einmal vom Schicksal in diese Laufbahn gebracht worden war? Ihr etwa entsagen? Aber dazu war ich denn doch zu jung und besaß ich zu viel Eigenliebe und Selbstvertrauen. Ich wählte daher ein anderes Mittel, um mich jener idealen Vorstellung möglichst zu nähern, die ich mir von den Pflichten eines Professors der Chirurgie gebildet hatte. Während meines Aufenthaltes im Auslande hatte ich mich zur Genüge davon überzeugen können, daß die wissenschaftliche Wahrheit bei weitem nicht der Hauptzweck selbst berühmter Kliniker und Chirurgen ist. Ich hatte mich hinlänglich davon überzeugt, daß in berühmten klinischen Anstalten gar oft Maßregeln nicht zur Enthüllung, sondern zur Verdeckung der wissenschaftlichen Wahrheit getroffen wurden. Ueberall war das Streben bemerkbar, seine Waare von der vortheilhaftesten Seite zu zeigen. Das wäre natürlich noch nicht so schlimm gewesen. Aber gleichzeitig damit suchte man auch seine schlechte und minderwerthige Waare als gute zu verkaufen, und zwar wem zu verkaufen? Der Jugend, der unerfahrenen, mit der Sache unbekannten, aber doch instinctiv die wissenschaftliche Wahrheit suchenden Jugend. Nachdem ich alles das gesehen hatte, machte ich es mir zur festen Regel, gleich bei Antritt meiner Lehrthätigkeit nichts vor meinen Schülern zu verbergen und wenn auch nicht sofort, so doch nachher und ohne Zögern jeden von mir begangenen Fehler vor ihnen zu enthüllen, möge er nun in der Diagnose oder in der Krankheitsbehandlung liegen.

In diesem Geiste begann er denn auch seine klinischen Annalen zu schreiben, mit deren Herausgabe er sich absichtlich beeilte, um seinen Schülern keine Veranlassung zu dem Vorwurfe zu bieten, daß er zur Verhüllung der Wahrheit Zeit zu gewinnen gesucht habe. Wie wenig zurückhaltend er in diesen in der Schilderung der von ihm am Krankenbette begangenen Fehler und Versehen war, erhellt schon zur Genüge aus der einen Thatsache, daß er das freimüthige Geständniß ablegte, in einem Falle, der mit dem Tode des Patienten geendet hatte, sich aufs allergröblichste in der Diagnose geirrt zu haben, und sich hierauf unerbittlich in den bittersten Worten der Eitelkeit und Selbstüberhebung anklagte.

Eine zumal in unserer Zeit des blinden Chauvinismus und Fanatismus nicht genug zu würdigende Frucht der Selbsterkenntniß ist auch die bereits frühzeitig bei Pirogow hervortretende unüberwindliche Abneigung gegen jede nationale Selbstberäucherung und Selbstbespiegelung. Er ist gegen den Vorwurf des literarischen Götzendienstes, welchen Bjelinsky den Russen ins Angesicht schleudert, gefeit. Die satirische Bemerkung des russischen Lessing, daß die Russen sich Kindern gleich vor den zahlreichen Göttern ihres volkreichen Olymp ehrfurchtsvoll verneigen, ohne in den Matrikeln nachzusehen, ob die Gegenstände ihrer Vergötterung wirklich himmlischer Herkunft sind, hat auf ihn keine Anwendung; denn er reißt unnachsichtlich von der Götterburg herunter, was auf ihr nicht heimatsberechtigt ist, und schwingt die Zuchtruthe über alles, was in seinem Vaterlande zu geißeln ist. Indem er der Wahrheit und nur der Wahrheit dient, kritisirt er ohne falsche Scham das Vorwalten des komischen Elementes, welches er auf der moskauer Universität vorfand, die erniedrigenden Possen, welche in den der ernsten Wissenschaft gewidmeten Räumen von Lehrern und Schülern aufgeführt wurden, die unverantwortliche Unfähigkeit des weitaus größten Theiles der Professoren, den Hörern eine hinreichende Bekanntschaft mit ihrem Wissensgebiete zu vermitteln, und die der Anschauung völlig entbehrende Lehrmethode, welche es mit sich brachte, daß er die Universität der alten Zarenstadt mit dem ihm das Recht über Leben und Tod verleihenden ärztlichen Diplom verließ, ohne auch nur ein einziges mal einen Typhuskranken gesehen, ein einziges mal ein Secirmesser in Händen gehabt zu haben; er verschweigt nicht, daß man während seiner Studienzeit in den Ministerien

der Volksaufklärung und des Innern die Frage ernstlich erwog, ob man nicht bei den anatomischen Vorlesungen ohne Leichen auskommen und die Muskellehre unter Zuhülfenahme von Tüchern vortragen könne, und daß in Kasan unter Abhaltung feierlicher Todtenmessen anatomische Museen auf den Friedhöfen zur Erde bestattet wurden; er brandmarkt die heillosen Zustände im großen Militärkrankenhause zu Petersburg, an dessen Spitze ein Mann stand, von welchem sich schwerlich jemals auf dem Wege historischer Forschung nachweisen lassen wird, „woher man eigentlich bei uns solch ein vorsündflutliches, — nein, nicht vorsündflutliches, sondern überhaupt unmögliches Wesen ausgegraben"; er nimmt endlich keinen Anstand, die entsetzlichen Verhältnisse an der medicinisch-chirurgischen Akademie in Petersburg bloßzulegen.

Wol hatte unser Verfasser vom Hause und von der moskauer Universität das Vorurtheil überkommen, daß die Deutschen im Vergleiche zu den Franzosen Schuljungen seien. Die Erfahrung lehrte ihn jedoch bald, wie unrecht seine Landsleute thun, in Frankreichs Hauptstadt die Hauptstadt der europäischen Welt zu sehen und die französische Sprache als Aushängeschild der Bildung und des guten Tones zu gebrauchen. Je länger er in Dorpat blieb, je mehr er mit den Deutschen und dem Geist der deutschen Literatur und Wissenschaft vertraut wurde, um so mehr ließ er „den vielen schönen, hervorragenden und für manche andere Völker mustergültigen Eigenschaften des deutschen Geistes und der deutschen Wissenschaft" volle Gerechtigkeit widerfahren. Männlich und allgemein menschlich klingt sein auf den Wahrspruch: Suum cuique gegründetes Bekenntniß: „Ich bin im Grunde meiner Seele Russe geblieben und habe mir sowol die guten als auch die schlechten Eigenschaften meiner Nationalität bewahrt, aber den Deutschen und dem Geist der deutschen Cultur bin ich für immer durch die Bande der Achtung und Dankbarkeit verbunden geblieben ohne jegliche befangene Parteinahme für das, was in dem Deutschen für den Russen und vielleicht auch überhaupt für den Slawen wirklich unerträglich ist. Die feindselige . . . . Art, mit der der Deutsche den Russen und Rußland zu betrachten pflegt, und seine Parteilichkeit für alles Eigene, Deutsche ist mir nicht angenehmer geworden; aber ich habe gelernt, dieses mit größerm Gleichmuth aufzufassen und das, was an dieser Anschauung gerecht ist, wenn ich sie auch in ihrer Gesammtheit nicht zu rechtfertigen vermag, doch ohne Aerger und ohne jegliche Erbitterung ruhig zur Kenntniß zu nehmen. Können wir doch in der That eine Nation und dabei noch eine begabte und hochcultivirte Nation nicht um deswegen anklagen, weil sie den eigenen Besitz dem fremden vorzuziehen sucht und wirklich vorzieht." Wir könnten aber auch von ihm lernen, wenn er echt patriotisch den russischen Aeltern und Erziehern vorhält, wie schwer sie sich durch die Unsitte, die Kinder einzig und allein zum Zwecke der technischen Uebung, des gewandten Parlirens miteinander in der französischen Sprache verkehren zu lassen, an der normalen Entwickelung des jugendlichen Geistes sowol, wie der Muttersprache und der heimischen Literatur versündigen.

Indem Pirogow öfter in sich Einkehr hielt, wurde er gewahr, daß selbst unsere modernste Naturforschung auf einem Berge steht, von welchem sie mit klarem Auge nach einer Seite alles klar vor sich sieht; doch wendet sie sich um, so steht sie vor einem Wolkenmeere. Es war immer so, so lange sich Menschen aufwärts bewegt haben; wir sind etwas höher gestiegen, doch die Wolken bleiben auf der andern Seite immer dieselben.

Trotz seines confessionslosen Glaubens, welcher im Stile Nathan's des Weisen gehalten ist, bekennt sich Pirogow indeß positiv zu dem griechisch-orthodoxen Bekenntnisse, in welchem er geboren ist. Er begründet dies damit, daß „jeder Bürger eines Staates, der seine Staatskirche hat, wenn er einmal in dieser Kirche geboren ist, ihr auch als Staatsbürger für sein ganzes Leben lang treu zu bleiben verbunden ist". Diese recht lahme Begründung hängt zweifelsohne mit seiner Anschauung von der Vorherbestimmung zusammen. Gleichwol können wir uns des Eindrucks nicht erwehren, als ob sie eine Apotheose des Zufalls in sich berge. Wie denn nun aber, wenn seine Wiege nicht in Rußland, sondern in Aethiopien gestanden hätte? Hätte er sich auch in diesem Falle dabei beruhigt, daß die Gewissensfrage vor ihm von dem Schicksal entschieden worden sei? Mir imponirt fürwahr viel mehr die Ueberzeugung des Grafen Schack, welche sich in den Worten Luft macht: „Zum mindesten sollte jetzt, wo wir uns mehr und mehr aus der Finsterniß vergangener Zeiten losringen, sich eine Gemeinde und, wenn man will, Kirche von echten Bekennern jenes Jesus bilden, der die Bergpredigt gesprochen hat, und diese Gemeinde sollte ausdrücklich das falsche Christenthum des Paulus perhorresciren."

Wir können auch die Behauptung nicht hingehen lassen: „der Protestantismus ist im Grunde kein Glaube, ja nicht einmal ein Glaubensbekenntniß, sondern nur ein Bekenntniß von mehr oder weniger festen, auf Wissen und Belehrung gegründeten Ueberzeugungen; indem nun der Protestantismus der wissenschaftlichen Analyse und Kritik eine freie Bahn eröffnet, führt er unvermeidlich zum reinen Rationalismus, in das Gebiet des reinen Verstandes, das für den reinen Glauben verschlossen ist". Es ist dem Verfasser entgangen, daß der Reformation neben der Abschaffung mancher Misbräuche in der katholischen Kirche das nicht genug anzuerkennende Verdienst zukommt, das Buch der Bücher, die Bibel, allgemein zugänglich gemacht zu haben. Es war dies freilich zunächst ein gefährliches Geschenk; denn ein Theil der Schriften, die unter diesem Namen begriffen werden und in ihrer Mehrzahl erst Jahrhunderte nach Christus verfaßt und auf dem Concil von Nicäa höchst willkürlich zusammengestellt worden sind, ist derart, daß darunter der Geist des sich im Bewußtsein seiner innern Heiligkeit als Gottmensch fühlenden Heilands wie unter einer dichten Schichte begraben liegt. Aber das betrifft nur einen Theil der Schriften des Neuen

Testaments; die Segnungen der Reformation sind nicht zu leugnen und werden sich immer mehr entfalten.

Es versteht sich nach der Weltanschauung Pirogow's von selbst, daß er Puschkin's vorwurfsvoller Frage:

Wozu wardst du, zwecklos Leben,
Zufallsgabe, uns gegeben?

die Berechtigung abspricht und auf die Führer und Leiter der weltschmerzlich angehauchten Richtung, welche geradezu professionsmäßig den Mund von den Enterbten der Gesellschaft voll nehmen, die christliche Nächstenliebe immer im Munde führen und sich den Anschein geben, als ob sie sich „um der Brüder im Volk willen wunder wie sehr den Pelz zerrissen", mit einigem Verdacht blickt. Wie er in allem und jedem dem harmonischen Zusammenwirken von Verstand und Phantasie das Wort redet, so hält er die Selbstaufopferung und selbstlose Förderung des Allgemeinwohles nicht für die Sache der in Sünden geborenen Söhne des Menschengeschlechts. Es ist dies eine deutliche, nicht mißzuverstehende Lection an die Adresse des überwuchernden agitatorischen Streberthums.

Bernhard Münz.

Feuilleton.

Zu unserer Besprechung in Nr. 31 d. Bl. der Kürschner'schen Nationalliteratur fügen wir noch die Anzeige folgender inzwischen erschienenen Bände hinzu. Max Koch hat mit der ihm eigenen Genauigkeit und Umsicht Friedrich Baron de la Motte Fouqué's und Joseph Freiherrn von Eichendorff's Werke in Auswahl nebeneinandergestellt und geschildert. Sie stellen unstreitig in ihrem Genre den Gipfel dar, jeder aber in anderer Weise. Was sie verknüpft, und das mag auch für ihre Vereinigung in unserer Sammlung den Ausschlag gegeben haben, das ist das Zurückgehen auf die mittelalterlich-chevalereske Gemüthsstimmung und Lebensanschauung, das innerliche Pochen auf den Vorrang des Adels in allgemein cultureller und speciell geistiger Beziehung. Des märkischen Réfugiés „Sigurd der Schlangentödter", „Undine" und „Zauberring" — seine Gedichte verschwinden daneben — locken die zu Grabe getragene Ritterwelt mit liebenswürdiger Grazie hervor, und namentlich das Märchen von dem holden Wasserkinde erhebt Anspruch auf dauernde Bedeutung. Der schlesische Edelmann, erst 1857 verstorben, reicht beinahe bis in unsere Periode herein, und seine unvergleich reizende Ich-Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts", seine, wahrscheinlich symbolisch aufzufassende Gespenstergeschichte „Das Marmorbild", dann jedoch die alle seelischen Empfindungen umspannende Lyrik, die jeden Wandel dieses reichen Poetenherzens begleitet, sie heimeln uns mehr an und begegnen unserm Empfinden mehr als manche Dichter der Gegenwart. Wie werthvoll fürs Verständniß dieses Romantikerduos die eingehende Beleuchtung ihres Lebenslaufs und ihrer innern Entfaltung durch Max Koch's allgemeine und Einzeleinleitungen ist, wie sich darin zugleich zahllose Ansätze zur Aufklärung über dieses wichtige Kapitel deutscher Geistesgeschichte vorfinden, darüber läßt sich hier blos ein flüchtiger Wink geben.

An den Schluß unserer diesmaligen Ueberschau freuen wir uns eine so ausgezeichnete Leistung wie den zweiten Theil der dem Kürschner'schen Gesammtwerke beigegebenen „Geschichte der deutschen Literatur" stellen zu können. Er bildet das würdige Seitenstück zu dem im Vorjahre (vgl. Nr. 3 d. Bl. f. 1893) besprochenen ersten, den W. Golther geliefert hatte, und ist von Karl Borinski ausgearbeitet. Unser vaterländisches Schriftthum seit dem Ein- und Durchbruche der reformatorischen Ideen in den kirchlichen und socialen Zuständen zieht an unsern Blicken in pragmatischer Zusammendrängung (400 Seiten) und doch dabei alle Typen und maßgeblichen Charaktere widerspiegelnd vorüber. Von Luther's Auftreten bis zu Goethe's Tod leitet Borinski mit sicherm Finger den Faden. Und wir meinen für ihn wie für die ganze Encyklopädie, der er im Verein mit seinem Collegen Golther den festen Rahmen zimmerte, beim Leser am ehesten Entgegenkommen zu erlangen, wenn wir unsern Rundgang durch das Panorama mit den Worten beenden, in die Borinski's lesenswerthes „Vorwort" ausläuft: „Sammelwerke von den Dimensionen und in dem Verhältniß des Kürschner'schen von der deutschen Nationalliteratur haben sonst ein eigenthümliches symptomatisches Gepräge. Als die Alexandriner und Byzantiner ihre Kanons, Lexika, Anthologien und Blumenbeete aus der griechischen Literatur anlegten, gab es kein Hellas mehr im Geiste. Als die Benediktiner ihre großen Ausgaben der Kirchenväter veranstalteten, war es mit der Herrschaft der Scholastik definitiv vorbei. Mit der grande Encyclopédie wurde die classische Geisteskultur der Franzosen zu Grabe getragen. Das Gegentheil hoffen wol mit dem Herausgeber sämmtliche Mitarbeiter an diesem Werke. Nachstehende Darstellung der Geschichte der deutschen Nationalliteratur aber wünscht nichts mehr, als ihr Scherflein dafür beizutragen, daß diese selbst erst möglich spät «historisch werde»."

— Aus der großen Zahl der neuen Bände der „Universal-Bibliothek" (Leipzig, Ph. Reclam) wollen wir auf einige besonders wichtige Erscheinungen aufmerksam machen. Hervorzuheben ist die Ausgabe der wichtigsten Werke Friedrich Hebbel's, herausgegeben von Fr. Brandes, von der schon die Gedichte und mehrere Dramen erschienen sind. Die Ausgabe zeichnet sich durch Sorgfalt und gute Einleitungen aus. Ferner erwähnen wir die neue Ausgabe der Kinder- und Hausmärchen der Gebr. Grimm, die in sechs Bändchen vollständig vorliegt.

— Von der von uns wiederholt rühmend hervorgehobenen Sammlung des Artistischen Instituts Orell Füßli in Zürich, „Europäische Wanderbilder" genannt, sind wiederum neue Bändchen erschienen, die Amsterdam, Das Stanserhorn und Arosa zum Inhalt haben. Die Art der Darstellung ist unsern Lesern schon bekannt. Die Bändchen sind reich mit vortrefflichen Illustrationen ausgestattet.

— Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig wird Paul Deussen demnächst eine „Allgemeine Geschichte der Philosophie mit besonderer Berücksichtigung der Religion" in zwei Bänden herausgegeben; ferner wird in demselben Verlage eine Schrift aus dem Nachlasse Karl Bähr's: „Gespräche und Briefwechsel mit Arthur Schopenhauer" erscheinen.

Bibliographie.

Arnim, Eva A. v., Das Märchen vom goldenen Schlüssel. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 3 M.

Below, E., Bilder aus dem Westen. Leipzig, F. W. Grunow. 8. 3 M.

Eckart, R., Stand und Beruf. Erster Band: Fürsten und Adel. Zweiter Band: Medizin und Justiz. Hannover, C. Meyer. 8. à 80 Pf.

Freudenthal, A., Heidefahrten. III. Band. Bremen, M. Heinsius' Nachf. 8. 2 M. 25 Pf.

Gerhardt, M., Leben um Leben. Dresden, C. Reißner. 8. 8 M.

Natzmer, G. E. v., Bei der Landwehr, vor Metz und die Schlacht von Beaune la Rolande. Gotha, F. A. Perthes. 8. 4 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Fünf Jahre in Ostafrika.

Reisen durch die südlichen Grenzländer Abessiniens von Zeila bis Kaffa.

Von

Antonio Cecchi.

Nach dem italienischen Original in abgekürzter Fassung von **M. Rumbauer.**

Mit über 100 Abbildungen und einer Karte. 8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Die vorliegende deutsche Ausgabe des berühmten italienischen Reisewerks verdient besondere Beachtung. Dasselbe gehört nach dem „Globus“ zu dem Besten und Bedeutendsten, was innerhalb der letzten Jahre auf dem Gebiete der Reiseliteratur erschienen ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Sudan unter ägyptischer Herrschaft.

Rückblicke auf die letzten sechzig Jahre.

Nebst einem Anhange:

Briefe Dr. Emin-Pascha's und Lupton-Bey's an Dr. Wilhelm Junker, 1883—1885.

Bearbeitet und herausgegeben

von

Richard Buchta.

Mit einem Titelbild und zwei Karten. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Dr. Wilhelm Junker hat auf seinen vielfachen Wanderungen in Afrika auch längere Zeit den Kämpfen im Sudan in Gemeinschaft mit Emin-Pascha nahegestanden. Auf Grund seiner Tagebücher und der sonstigen zumeist an Ort und Stelle gemachten Forschungen gab Richard Buchta in diesem Werk zum ersten mal eine zusammenhängende historische Schilderung der Ereignisse, welche zu dem Mahdi-Aufstand in den Sudanländern führten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

HARAR.

Forschungsreise nach den Somal- und Galla-Ländern Ost-Afrikas.

Von

Dr. Philipp Paulitschke.

Nebst Beiträgen von

Dr. Günther Ritter von Beck, L. Ganglbauer und Dr. Heinrich Wichmann.

Mit 50 Abbildungen, 1 Tafel und 2 Karten.

8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Die unter der Leitung von Dr. Kammel von Hardegger und Professor Dr. Paulitschke unternommene österreichische Expedition führte nach Harar, der bedeutendsten Handelsstadt auf dem geheimnissvollen Osthorn Afrikas. Vom Golf von Aden durch eine weite, von den blutgierigen Somal durchzogene Wüste getrennt, sind diese Theile Afrikas, die fruchtbaren Gallaländer, das Ziel der colonialen Bestrebungen Englands, Italiens und Frankreichs.

Vorstehende Werke gewinnen infolge der neuesten kriegerischen Unternehmungen Italiens in diesem Theil Ostafrikas besonderes Interesse.

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig.**

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Soeben erschien:

Didaktik als Bildungslehre

nach ihren Beziehungen zur Socialforschung und zur Geschichte der Bildung dargestellt von

Otto Willmann.

Zweite verbesserte Auflage.

Erster Band: **Einleitung — Die geschichtlichen Typen des Bildungswesens.**

gr. 8. geh. **Preis 6 Mark 50 Pf.**

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig.**

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Soeben erschien:

Rathgeber für Eltern und Lehrer

in praktischen Erziehungsfragen von **H. Kleimenhagen,**

ehem. Inspector der Jacobsonschule in Seesen, später Vorstand eines eigenen Erziehungs-Instituts zu Schwerin i. M. und Hamburg.

Zweite vermehrte Ausgabe.

gr. 8. geh. **Preis 2 Mark 40 Pf.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die

Englische Bühne zu Shakespeare's Zeit.

Zwölf Dramen seiner Zeitgenossen.

Uebersetzt von **F. A. Gelbcke.**

Mit Einleitungen von **Robert Boyle.**

Drei Theile. Geh. 15 M.

Inhalt.

I. Campaspe. — Eduard II. — Volpone oder der Fuchs. — Die spanischen Zigeuner.
II. Fortunatus und seine Söhne. — Der englische Reisende. — Appius und Virginia. — Ein König und kein König.
III. Die beiden edlen Vettern. — Der römische Mime. — Mynheer Jan van Olden Barneveld. — Ein gebrochenes Herz.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Heinrich Schliemann's Selbstbiographie.

Bis zu seinem Tode vervollständigt.

Herausgegeben von Sophie Schliemann.

Mit einem Porträt in Heliogravüre und 10 Abbildungen.

8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 34. — 23. August 1894.

Rudolf von Bennigsen.

In einer Ansprache, gehalten bei Gelegenheit der siebzigsten Geburtstagsfeier von Bennigsen's zu Leipzig, meinte der jetzige Reichstagsabgeordnete für Leipzig-Stadt, Herr Professor Hasse, eigentlich sei kein Grund vorhanden, diesen Tag mit solcher Freude zu begehen; es sei viel wünschenswerther, wenn ein Mann wie von Bennigsen unserer politischen Lage mit der noch auf längere Jahre hinaus reichenden Kraft eines Vierzigers oder Funfzigers zu Hülfe käme; wenn jemand, so sei von Bennigsen der geborene Nachfolger Bismarck's. Der große Beifall, den man dieser Aeußerung schenkte, verrieth, daß der stille Gedankengang so manches der Zuhörer in jenen Worten Ausdruck gefunden hatte. Aehnliche Stimmen sind auch noch vielfach anderweit bei der Feier des 10. Juli laut geworden und haben indirect eine Bestätigung in der Theilnahme gefunden, die auch die conservative Partei und Presse dem hannöverischen Ritter sonder Furcht und Tadel entgegengebracht haben. Daß das politische Leben die aufreibt und aufbraucht, die sich in diesen Strudel hineinwagen, läßt sich bei uns in Deutschland recht wohl beobachten, wennschon nicht in dem Grade, wie in Frankreich und Italien. Dies Aufbrauchen ist nicht blos als ein physisches, sondern mehr noch als ein moralisches zu verstehen. Um so befriedigender wirkt es, wenn man den Ehrenschild eines Mannes wie von Bennigsen's noch rein und klar blinken sieht, obwol sein Träger in den bedenklichsten Krisen unserer vaterländischen Einheitsgeschichte maßgebend mitgewirkt hat. Seine Stellung dabei war um so ausgesetzter, als er mitten im feindlichen Lager stand und als Privatmann nur auf moralische Unterstützung rechnen durfte. Die ist ihm auch reichlich zutheil geworden, eine Gegengabe wider die giftigen Pfeile des Hasses und der Verleumdung, die aus der damals noch festgefügten Hochburg des Welfenthums auf ihn reichlich geschleudert wurden.

Den politischen Werdegang des Mannes haben gelegentlich der erwähnten Veranlassung zwei Autoren darzustellen unternommen.*)

Für jemand, der sich in kurzem über den Lebensgang des jetzigen Oberpräsidenten von Hannover unterrichten will, genügt E. Schreck's Büchlein. Es hebt die Hauptmomente hervor und sucht den Leser zu deren besserm Verständniß auch über die jeweilige Zeitlage aufzuklären. Der Standpunkt des Verfassers, soweit er selbständig hervortritt, ist der nationalliberale. Das Ganze läßt einen gewissen Schwung vermissen. Das ist wol nicht allein die Schuld des Verfassers, sondern auch seines Gegenstandes. Denn die vornehme und selbstlose Zurückhaltung R. von Bennigsen's, der überdies der ganzen Lage der Sache nach nur in wenigen Fällen Gelegenheit hatte, populär hervorzutreten, macht es dem Lebensbeschreiber schwer, ihn zu einer volksthümlichen Persönlichkeit herauszubilden. Seine parlamentarische Arbeit, deren Schwerpunkt man nicht in seinen ausgezeichneten Reden, sondern namentlich in den Commissionsverhandlungen zu suchen hat, kann sich naturgemäß dem Verständnisse des größern Publikums nicht so deutlich machen, wie der unter Siegesfanfaren und Kanonendonner erfolgende Triumphzug des Staatengründers. Und doch, wie nothwendig und segensreich, wie geradezu unentbehrlich jenes andere, stillere Wirken ist, das wird Einem mit jeder neuen Seite der Lebensgeschichte von Bennigsen's klar. Man muß es deshalb mit Kiepert bedauern, daß dem Biographen des hervorragendsten unter den noch im Amte befindlichen Staats-

*) Zum siebzigsten Geburtstage Rudolf von Bennigsen's. Rückblick auf das Leben eines Parlamentariers von Adolf Kiepert, Geschäftsführer der nationalliberalen Partei der Provinz Hannover. Mit dem Bildniß von Bennigsen's in photographischem Druck. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior). 1894. Lex.-8. 1 M. 25 Pf.

Rudolf von Bennigsen. Ein lebensgeschichtliches Charakterbild, dem deutschen Volke gewidmet von Ernst Schreck. Mit dem Bildniß von Bennigsen's in photographischem Druck. Hannover und Leipzig, L. Ost. 1894. 8. 50 Pf.

männern aus der großen Zeit eine ganz nothwendige Grundlage fehlt, eine Sammlung seiner Reden. Wir besitzen schon eine Sammlung der Reden Caprivi's; es ist beklagenswerth, daß sich noch kein Mitglied der nationalliberalen Partei berufen gefunden hat, dem deutschen Volke den wichtigeren und nothwendigeren Dienst zu erweisen, auch von Bennigsen's parlamentarischem Wirken das gleiche Denkmal zu setzen.

Gleichzeitig würde sich dabei sein politisches Wirken in noch klarerem Lichte zeigen; es ist ja zum größten Theile dasselbe, wie das parlamentarische, aber die zu Grunde liegende ganze Gesinnung des Mannes, seine Stellungnahme zu den verschiedensten Zeitfragen, mit einem Worte sein politischer Charakter würde dann auch für weitere Kreise das Hochrelief erhalten, an dessen künstlerischer Vollendung sich die näherstehenden schon längst erfreuen durften. Das, wenn ich nicht irre, Bismarck'sche Wort, daß die Politik den Charakter verdirbt, kann nur dann als Regel aufgefaßt werden, wenn von Bennigsen als die Ausnahme daneben hingestellt wird. Auch von ihm gilt das Goethe'sche Wort aus dem Schlusse von „Hermann und Dorothea": „Denn der Mensch, der zu schwankender Zeit auch schwankend gesinnt ist, Der vermehret das Uebel und breitet es weiter und weiter: Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich." Nach dieser Richtung von Bennigsen kennen zu lernen, dazu erhält man aus Kiepert's Buch viele Anregung. Für jemand, dem die Lehr- und Wanderjahre eines Meisters ebenso großes, wenn nicht noch größeres Interesse bieten, als die Höhe des Schaffens, möchte eine plastische Ausarbeitung der hannöverschen Zeit erwünscht gewesen sein; der jetzigen Generation liegen diese Dinge nun schon „weit in nebelgrauer Ferne", wenn auch nicht gerade, Gott sei Dank, „als ein versunkenes Glück". Aber es war, das mag gern zugestanden werden, in dem begrenzten Rahmen solcher Schrift nicht gut möglich. Welche politischen Zustände zur Zeit des körperlich und geistig blinden Georg V.! Wie konnte sieben Jahre lang (1855—62) ein Ministerium Borries ertragen werden! Mit dem Muthe, den nur tiefinnerste Ueberzeugung und im Hinblick auf große Ziele und Ideale gereifter sittlicher Ernst erzeugen kann, hat von Bennigsen als erster Rufer im Streit den Kampf gegen ein Ministerium und eine Regierung unternommen, die beide schließlich vor einer Verständigung auch mit dem Erbfeinde nicht zurückschreckten. Und als dann, nachdem durch Bennigsen der Nationalverein (1859) ins Leben gerufen war und damit der deutsch-nationale Gedanke eine Zukunft versprechende Stütze in allen Gauen des deutschen Vaterlandes gefunden hatte, Preußen der Aufgabe sich zuwandte, die der Nationalverein als einzig durch Preußen lösbar hingestellt hatte, da kam wol die schwerste Zeit für einen Mann wie Bennigsen: jeden vernünftigen Vorschlag zur Erhaltung des engern Vaterlandes, jede Anregung zu der für Hannover einzig möglichen Politik, mußte er zurückgewiesen und sich selbst als Verräther betrachtet sehen. Wir können von Bennigsen diese Zeit eines aufreibenden, die beste Manneskraft und Charakterstärke in Anspruch nehmenden politischen Martyriums nicht hoch genug anrechnen. Ein Zug des höchsten und edelsten Idealismus tritt in dieser Periode zu Tage, wie er uns heute fast legendenhaft vorkommt, und wie er doch gerade auf uns Erfolganbeter Wirkung haben sollte, weil er so hohe Erfolge erreicht hat.

Wie dann von Bennigsen mitgearbeitet hat an der geistigen Einverleibung des Heimatlandes, wie er im norddeutschen Reichstage, im Zollparlament, im preußischen Abgeordnetenhause und schließlich im Reichstage des geeinten Deutschland mitgestritten und mit aufgebaut hat — das läßt sich in kurzen Worten nicht darlegen; gerade hierüber darf auf Kiepert's Schrift verwiesen werden. Genug, daß in dem ganzen Zeitalter deutscher innerer und äußerer Entwickelung seit 1867 bis heute nichts auf irgendeinem staatlich wichtigen Gebiete an Einrichtungen und Gesetzen ins Leben getreten ist, an dem nicht von Bennigsen den eifrigsten Antheil gehabt hätte, und zwar zumeist zum Vortheil der Sache, jedenfalls immer beseelt vom besten Wollen. Der Historiker wird — das gilt im Gegensatz zu Kiepert's Darstellung — im Rückblick auf den Februar 1878 wol die Frage aufwerfen dürfen, ob von Bennigsen damals, selbst auf die Gefahr hin, mit einem Theil der Partei zu zerfallen, nicht mehr im Interesse des Vaterlandes gehandelt hätte, Bismarck, auch ohne Forckenbeck's Mitgehen, die Hand zum Zusammenarbeiten zu bieten. Aehnliches gilt vom Jahre 1879. Es dürfte wol anzunehmen sein, daß von Bennigsen heute die Wendung, die die innere Politik des Reiches infolge der Stellung der nationalliberalen Partei nahm, insbesondere mit Rücksicht auf diese Stellungnahme bedauert. Bei Gelegenheit der Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens der nationalliberalen Partei im Februar 1892 sagte er — und das scheint mir ein recht beherzigenswerther Weck- und Mahnruf an die Partei und ganz besonders noch heute zu sein —: „Die nationalliberale Partei ist darauf begründet, das unter den Umständen in jedem Augenblicke Mögliche praktisch festzustellen, auszuführen und dauernd zu sichern, das nationale Interesse höher zu stellen, als selbst die wichtigsten Anforderungen der Parteiinteressen. Darauf bedacht zu sein, ist heute noch durchaus nicht überflüssig. . . . Die liberalen Interessen können in Deutschland vorübergehend wol gefährdet und geschädigt werden. Eine dauernde Verkümmerung aber ist nach der Cultur- und politischen Entwickelung, die Deutschland inmitten Europa genommen hat . . . ., einfach unmöglich. Anders steht es mit den Fragen und Voraussetzungen unserer nationalen Existenz." Diese Warnung gilt auch für diejenigen, die das nationale Interesse für identisch ansahen mit dem gewisser Berufsklassen; auch gegen diesen Standpunkt hat Bennigsen in jener Rede seine Stimme erhoben; die Partei wird hoffentlich darüber nicht vergessen, was er eingangs der oben erwähnten Stelle als ihr Ziel hingestellt hat: das unter

den Umständen in jedem Augenblicke Mögliche praktisch festzustellen, auszuführen und zu sichern.

Im Zusammenhang mit solchen Betrachtungen will ich es nicht unterlassen, auf einen Aufsatz des Abgeordneten Friedrich Böttcher, „Rudolf von Bennigsen“ in der Juli-Ausgabe der bei Schottländer in Breslau erscheinenden Monatsschrift „Nord und Süd“ (Band 70, Heft 208) hinzuweisen. Der Verfasser hat es sich nicht als Ziel gesteckt, den Leser über die Lebensumstände von Bennigsen's zu unterrichten, sondern ein Bild von seinem politischen Wirken und Charakter zu entwerfen, dabei die Kenntniß der jeweiligen Zeitumstände voraussetzend. Ich meine, man darf diesen Aufsatz, was Feinheit der Auffassung, weit über die Partei hinausreichende Anschauung der Zeitlage und die Kunst anlangt, im einzelnen Manne diese Zeitlage widergespiegelt zu zeigen, zu dem besten rechnen, was über von Bennigsen geschrieben worden ist.

Konrad Sturmhoefel.

Zur antiken Dichtung.

1. Perlen griechischer Dichtung. Ins Deutsche übertragen von Hermann Griebenow. Leipzig, Th. Knaur. 1893. 12. 4 M.
2. Herondas Mimiamben. Eingeleitet, übersetzt und mit erklärenden Bemerkungen versehen von Siegfried Mekler. Wien, C. Konegen. 1894. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.
3. Vergils Aeneis Gesang I. Tibull's Ausgewählte Elegien. Uebersetzt von Dr. Hermann Klammer. Schulprogramm Nr. 439. Elberfeld. 1894.
4. Die Mosella des Decimus Magnus Ausonius. Herausgegeben und erklärt von Dr. Carl Hosius. Anhang: Die Moselgedichte des Venantius Fortunatus. Marburg, N. G. Elwert's Verlag. 1894. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

So nah verwandt der Geist der griechischen Poesie unserm Geiste ist, so schwer ist es doch, ihre Werke in unsere Sprache zu übertragen. Das gilt besonders auch von der lyrischen und von der elegischen Dichtung. Allgemein bekannt und geschätzt sind die trefflichen Uebersetzungen in Geibel's „Classischem Liederbuch“. Aber unsere Zeit ist mehr und mehr von der Verwendung der antiken Versmaße zurückgekommen. Bei der Einkleidung in modernes Gewand liegt freilich die Versuchung nahe, mit der Form auch den Inhalt zu modernisiren. Hermann Griebenow sucht in seinen „Perlen griechischer Dichtung“ (Nr. 1) einen Mittelweg einzuhalten. Er behauptet:

> Die in modernen Versmaßen verfaßten Uebersetzungen antiker Gedichte leiden gewöhnlich an dem Mangel, daß sie den Urtext in übertrieben freier Weise behandeln und den Inhalt desselben der „poetischen Stimmung“ oder des „Colorites“ halber vielfach kürzen oder durch allerhand willkürliche Zusätze bis zur Unkenntlichkeit erweitern. Wenn beispielsweise eine Zeile des Urtextes häufig in zwei, drei Strophen von je vier oder sechs Zeilen abgehandelt wird, so kann doch von einer getreuen, geschweige denn kunstvollen Wiedergabe des Originals kaum die Rede sein. In vorliegender Ausgabe sind solche nichtssagenden, verschwommenen Nachdichtungen unterblieben, hier ist der Versuch gemacht, den Uebertragungen ohne derartige Kürzungen und Zusätze eigenen Fabrikates ein ansprechendes und glattes deutsches Gepräge zu geben.

Wir wissen nicht, wen Griebenow bei seinem Tadel im Auge hat. Vielleicht denkt er auch an das „Griechische Liederbuch“ von Gustav Brandes, der gar kein Hehl daraus macht, daß er im einzelnen selbständig verfahren ist, wie er denn auch einige Bruchstücke ergänzt und erweitert hat. Aber gerade seine „Verdeutschungen“ möchten wir zu den besten Uebersetzungen griechischer Lyrik rechnen. Natürlich finden wir auch in dem neuen Liederbuche viele Gedichte, die schon mehr oder weniger oft übertragen worden sind. Eigenthümlich ist ihm namentlich eine starke Heranziehung des Theognis. Einige Proben mögen seine Art veranschaulichen. Das antike Gegenstück zu dem Goethe'schen „Wandrers Nachtlied“ lautet bei Brandes:

Der Berge Häupter ruhn, es ruht das Thal,
Die Blätter in den Wipfeln rings verstummen,
Es schläft auch das Gewürm, das ohne Zahl
Die Erde nährt, es schweigt der Bienen Summen;
Es schläft der Vogel müde in den Zweigen,
Das Wild im Waldesgrunde,
Es ruhn in tiefem Schweigen
Die Ungeheuer in des Meeres Schlunde.

Griebenow gibt dasselbe Gedicht folgendermaßen wieder:

Nun schlafen rings die Berge,
Es schläft das stille Thal,
Der Wald mit seinen Höhen
Und Schluchten allzumal.

Es schweigt das Laub, es schlummert
Der Käfer zahllos Heer,
Still ist das Wild im Walde,
Kein Bienlein regt sich mehr.

Des Meeres Riesen schlafen
Tief in der dunklen Flut,
Und auch der muntern Vögel
Flüchtige Schar, sie ruht.

Die bekannte Klage der Sappho verdeutscht Griebenow:

Schon sank Selene, die reine,
Schon sind die Plejaden entschwunden,
Es rinnen der Mitternacht Stunden,
Ich aber, ich schlaf' alleine!

Vielleicht wird mancher hier die Fassung bei Brandes vorziehen:

Schon sank zu des Meeres Grunde
Der Mond. Der Sterne Schein
Verblaßt, und Stunde auf Stunde
Verrinnt, und ich bin allein.

Recht hübsch hat Griebenow Theognis V. 1275—78 herausgearbeitet:

Im Frühling, wenn sich lieblich
Der Erde grüner Plan
Mit Blumen schmückt, dann wandelt
Die Liebe ihre Bahn.

Still kommt sie hergezogen
Und geht von Haus zu Haus
Und streut in allen Landen
Die Saat der Liebe aus.

Auch Scherz- und Spottgedichte sind vertreten, während die dramatische und die epische Poesie ausgeschlossen ist. Wir empfehlen unsern Lesern das reizend ausgestattete Büchlein, das sich neben andern Sammlungen dieser Art getrost sehen lassen kann und manche erwünschte Ergänzung dazu bietet.

Seite 92 findet sich eine Probe aus dem auch in diesen Blättern wiederholt erwähnten Herondas:

Dir muß nicht gleich die Galle überlaufen,
Wenn, Mädchen, du ein unrecht Wörtlein hörst,
Ein rechtes Weib muß alles ja vertragen.

Griebenow citirt das Bruchstück noch nach den Poetae lyrici Bergk's, obgleich es auch in den vor ein paar Jahren gefundenen Gedichten des Herondas sich befindet und zwar in ganz eigenthümlichem Zusammenhange. Begreiflicherweise hat sich die Uebersetzungskunst sofort auch an diesen ausgezeichneten Fund gemacht. Verschiedene Wege hat man eingeschlagen, um den Ton dieser naturalistischen Bilder aus dem spätgriechischen Volksleben zu treffen. Crusius hat einen freier gebauten fünffüßigen Jambus benutzt, Siegfried Mekler (Nr. 2) den gereimten vierfüßigen Jambus. Er verfährt in einigen Punkten etwas frei. Namentlich läßt er zu specielle Erwähnungen weg, die einer besondern Erklärung bedürften, und ersetzt griechische sprichwörtliche Redensarten durch andersartige, aber sinnverwandte deutsche. Doch gibt er über diese Freiheiten meist im Anhange Rechenschaft. Wir gestehen gern, daß sich seine Verdeutschung fast durchweg wie eine Originaldichtung liest. So ruft z. B. Kokkale beim Besuche des Asklepiostempels:

Schau, Kynno, diese Bilderwelt
Schuf eine zweite Pallas, gelt?
In aller Ehrfurcht sei's gesagt.
(Im Weitergehen)
Ob hier der Bursch, wenn's einer wagt
Und kneift ihn, nicht ein Mal behält?
Fast mein' ich, wenn ich drücke, schnellt
Das Fleisch zurück. So warm der Ton,
So lebensfrisch! Unweit davon
Die Feuerzange silberhell —
Mein' Seel, der Meisterdieb Myell,
Käm der dem Kapitalstück nah,
Wie glänzten ihm die Aeuglein da
— So täuschend ist's gemalt — vor Gier.
Sieh auch den Zug da mit dem Stier,
Das Weib trabt hinten nach, der Mann
Führt ihn: was doch so'n Maler kann!
Die Stülpnas' dort, der Habichtskopf —
Zur Lebenswahrheit fehlt kein Knopf!
Ich weiß, was Weibersitte heischt,
Hätt' doch vor Angst bald aufgekreischt,
Daß mir das Thier — sieh nur die Wuth
Des scheelen Blicks — ein Leides thut.

Können uns im Munde der enthusiastischen Verehrerin der naturalistischen Kunst die kurzen Reimpaare recht wohl gefallen, so scheinen sie uns wesentlich weniger angebracht in andern Fällen, z. B. im Munde der über ihren ungerathenen Sprößling erbosten Metrotime im 3. Mimus. Hin und wieder scheint uns eine einzelne Wendung verbesserungsbedürftig, so in der oben angeführten Stelle der Vers: „Zur Lebenswahrheit fehlt kein Knopf!" S. 18: „Dann reicht der Koth bis zum Gelenk"; S. 55: „Mein Anbot ist so und so viel." Zu zärtlich für die genannte Metrotime klingt S. 28: „Und prügl' ihn mir, den kleinen Gauch", zu wenig natürlich S. 51: „Du nickst schon wieder? Pistos, gleich — Versorg' ihm ein paar Backenstreich'." Nicht recht verständlich ist S. 24: „Sonst schwimmt — verzeiht das harte Wort — Noch Rede sammt Proceß mir fort", wo Mekler doch den anstößigen Ausdruck beseitigt hat.

Eine alte Plage für Uebersetzer ist die Aeneis des Vergil. Wir haben in Nr. 34 d. Bl. f. 1893 über einen Versuch Karl Troost's berichtet, der selbst von den Ottaven wieder zum Hexameter übergegangen ist, da er für die Schule wenigstens die sogenannte „identische Uebersetzung" für besser hält. Wiederum in Schiller's Fußstapfen wandelnd hat jüngst Hermann Klammer (Nr. 3) den ersten Gesang in Ottaven übersetzt und zwar im Gegensatz zu seinem großen Vorgänger in durchgehends gleichgebauten nach dem Schema ab ab ab cc. Er verräth dabei eine wirkliche poetische Beanlagung. Zugleich gibt er in einem verwandten Versmaße einige Proben aus Tibull, die ebenfalls recht gut gelungen sind. Man vergleiche z. B. den Anfang von I, 1:

In Haufen rothen Goldes möge wühlen,
  Zum Lohn sei dem ein Rittergut beschert,
Der's liebt, vom Feinde sich umdroht zu fühlen,
  Der beim Signal stets aus dem Schlafe fährt.
Doch mir gefällt ein still bescheidnes Leben,
  Ein Herd, dem's nie gebricht an Opferbrand,
Ein Feld, auf dem ich selber meine Reben
  Und Bäume pflanze mit geschickter Hand.
Ihr Götter, füllt im Herbste mir die Scheuer,
  Füllt auch die Kelter mir mit kräft'gem Wein!
Seid ihr im Feld, am Wege mir doch theuer,
  In jedem Pfahl, im laubumkränzten Stein.

oder das Ende von I, 3:

Sei treu, Geliebte, wie du mir verheißen!
  Es stärke dich der lieben Mutter Näh'!
Des Abends soll sie Märchen dir erzählen,
  Derweil vom Rocken lang der Faden fließt,
Und bei der Arbeit sich die Mägde quälen,
  Bis leise sich der Müden Auge schließt.
Dann tret' ich ein, unhörbar, ungesehen,
  Gleichwie vom Himmel plötzlich dir gesandt,
Ob nackt dein Fuß, ob wirr die Locken wehen,
  Komm an mein Herz, ergreife meine Hand!

Ich halte dich und fühle Götterwonne,
Du schaust mich selig an und weinst und lachst.
Auf goldnem Wagen komm, o Morgensonne,
Die du mich selig wie die Götter machst!

Nicht passend finde ich in diesem Gedichte V. 11 den männlichen „Kartenleger", wenig ansprechend auch I, 5, V. 11: „Umschritt ich selbst dich nicht mit Schwefelschalen?" — Nach der vollständigen Aeneis in Ottaven haben wir für unsere Person kein sonderliches Verlangen, aber die noch fehlenden Gedichte Tibull's läsen wir gern in des Verfassers Verdeutschung.

Wie die Germania des Tacitus, so hat auch die Mosella des Ausonius für uns immer ein besonderes Interesse gehabt. Denn in beiden weht die Luft der Heimat, in beiden auch spricht sich die Sehnsucht aus, sich weit weg von der entarteten Cultur an den Busen der Natur zu flüchten. Die Mosella ist im letzten Jahrzehnt wiederholt herausgegeben worden, zuletzt von de la Ville de Mirmont (1889), dessen sehr ins Einzelne gehende Ausgabe Karl Hosius den Gedanken nahe gelegt hat, „für den Privatmann, der aus Liebe zur Poesie oder aus Zuneigung zum Stoff nach der Mosella greift", eine neue Ausgabe zu schaffen (Nr. 4). Denn solche Leser sind noch immer auf die vor funfzig Jahren erschienene, zugleich mit einer Uebersetzung versehene, Ausgabe Boecking's angewiesen, die aber in der Erklärung sehr mit Auswahl verfährt. Hosius legt auch mehr als Boecking Nachdruck auf die sprachliche Erklärung. Daß Hosius Parallelstellen reichlich angeführt hat, können wir nur billigen. Sie lassen uns recht deutliche Einblicke in die mitunter sehr mechanische Dichterarbeit des Ausonius thun. Die neuern topographischen Untersuchungen sind benutzt und angeführt, eine Einleitung gibt über den Dichter und die Entstehungszeit der Mosella Auskunft. Wir lenken hiermit die Aufmerksamkeit unserer Leser auf diese handliche und sehr brauchbare Ausgabe des berühmten Gedichts.

Richard Opitz.

Schriften von und über Rosegger.

1. Spaziergänge in der Heimat. Nebst einem Anhang: Ausflüge in die Fremde von P. K. Rosegger. (Ausgewählte Schriften. 30. Band.) Wien, A. Hartleben. 1894. 8. 4 M.

Das jüngste Buch Rosegger's, welches uns hier vorliegt, beschäftigt sich fast ausschließlich mit des Dichters Heimatlande, mit der schönen Steiermark, Land und Leute daselbst werden in der eigenartigen Darstellungsweise dieses Schriftstellers geschildert, die sich fern hält vom trockenen belehrenden Tone und dennoch vortreffliche Bilder und Skizzen entwirft. Die „Naturbummelei" des Verfassers, nach dessen eigenen Worten „die unmittelbare persönliche Berührung mit Natur und Volksthum hat Augenblicksbilder hervorgerufen, welche von der Beseeligung des Spaziergängers nun vielleicht auch einen Hauch auf den Leser übertragen". Mehr als einen Hauch, möchten wir beifügen, denn neben der ausgezeichneten Anschaulichkeit der Darstellung weht es wie frische kräftige Gebirgsluft durch diese Aufsätze, die jedem Leser auch des Unterhaltenden genug bieten. Dieser begleitet denn auch den ihm lieb gewordenen Dichter gern auf seinen Gängen auf den Schloßberg oder durch den Stadtpark von Graz, in das Städtchen Hartberg oder auf den hohen Lantsch, nach Mürzzuschlag oder auf den Semmering, auf den Sonnwendstein, in das Hochschwabgebiet oder auf den Erzberg, oder gar in die eigentliche Heimatsstätte Rosegger's nach Krieglach und empor zu dessen Geburtshause, von dem uns der Verfasser schon so manches erzählt und worüber er doch noch immer Neues und Anziehendes zu berichten weiß. Der Ethnograph wird in diesem Buche reichliche neue Mittheilungen finden, der Freund des echten Volksgesanges aus den Alpen so manches schalkhafte Lied, manche heitere Vierzeile, wie sie dem Alpenbewohner oft der Uebermuth des Augenblicks treffender eingibt als stundenlanges Grübeln und „Dichten" dem Kunstpoeten. Begeistert schildert Rosegger die Schönheiten des Hochgebirges und der Berge und Thäler, mit treffender Feder weiß er auf die Reize aufmerksam zu machen, an denen jeder achtlos vorübergehen würde, der nicht mit so feinem Gefühl und scharfem Blicke begabt ist. Man nehme etwa die anschauliche Schilderung eines „Dorfbahnhofes" zur Hand, wie genau weiß der Dichter uns dessen Bedeutung für das Dörflein darzulegen, die Wichtigkeit des kleinen Bahnhofes für alle Verhältnisse im Dorfe in heiterer Form auseinanderzusetzen und dabei zugleich ein Bildchen des Dorflebens selbst zu entwerfen. Daß es an Geschichten und heitern Erzählungen nicht fehlt, die Rosegger seiner Darstellung eingefügt hat, ist beinahe selbstverständlich, weiß er doch auch so manche unterhaltende Schnurre aus den Wäldern und Bergen der Heimat, womit er natürlich um so weniger zurückhält, als diese Schwänke stets eine Seite des Volkscharakters illustriren. Hierfür ist ein vortreffliches Beispiel der Aufsatz: „Das Gasseln in der Samstagnacht", in dem der Leser auch eine Zahl der sogenannten „Gassellieder" im Original kennen lernt. Auch vollständigere kleinere Erzählungen fehlen in diesem neuen Buche unseres Waldpoeten nicht, die uns wieder mit originellen Gestalten und Figuren bekannt machen, denen er in den heimatlichen Bergen begegnet ist. Insbesondere werden auch jene Kreise, welche die Volkskunde der deutschen Länder ins Auge fassen, hier manche werthvolle Mittheilung finden über alte Gebräuche, z. B. das Wetterschießen und Wetterläuten, über Sitten und Uebungen, von denen Rosegger viel

aus eigener Anschauung und Kenntnißnahme zu berichten weiß.

Was das landschaftliche Gebiet betrifft, welches dieses Buch behandelt, so geht der Verfasser übrigens auch mitunter über den heimischen Boden hinaus, schildert uns im Anhange z. B. Wanderungen durch Kärnten und bis Tirol, oder erzählt von einer „Wallfahrt ans Meer" und zum „Strande von Abbazia", wobei er die Schönheiten des Strandes und die Großartigkeit des Meeres mit ebensolcher Kunstfertigkeit und Begeisterung wie die Reize seiner heimatlichen Alpen und Wälder dem Leser vorzuführen versteht.

Wer die Natur liebt, der wird diese schönen Naturbilder aus der Feder eines echten Dichters mit stets wachsendem Interesse durchlesen und alle jene Vorzüge selbst in diesen kürzern Aufsätzen wiederfinden, welche den Dichter und Culturschilderer Rosegger in seinen frühern Werken auszeichnen. Auch die innige Liebe zum heimatlichen Boden, welche überall hervortritt und die dem Dichter auch das vorausgeschickte Poem: „Hörst du das Läuten, Freund?" eingegeben hat, wirkt auf den Leser des Buches überaus wohlthuend.

2. Gedenkschrift an den fünfzigsten Geburtstag des Dichters Peter Rosegger. Herausgegeben von der Verlagsbuchhandlung „Leykam". Graz 1894. Gr. 8. 2 M.

Es trifft sich gut, daß neben dem neuesten eben besprochenen Buche des steierer Dichters fast gleichzeitig die vorliegende „Gedenkschrift" herausgegeben wurde. Mit ihr hat es ein eigenes und zwar folgendes Bewandtniß. Als im Sommer vorigen Jahres Rosegger sein funfzigstes Lebensjahr erreichte, bestand die Absicht, ihm zu Ehren ein großes Volksfest zu Mürzzuschlag, also in unmittelbarster Nähe seiner Waldheimat im Mürzthale, zu veranstalten, bei diesem Feste hätte auch eine Art Festblatt erscheinen sollen, zu dem schon im voraus Beiträge der verschiedensten poetischen und andern Freunde des Dichters einliefen. Auf den ausgesprochenen Wunsch Rosegger's jedoch unterblieb das Fest, auch das Festblatt erschien nicht. Die Verlagsbuchhandlung „Leykam" unternahm es jedoch, wenn auch post festum, als eine Art Gedenkbuch die eingelaufenen literarischen und künstlerischen Beiträge für die Festschrift passend zusammenzustellen und zur Erinnerung an das funfzigjährige Jubiläum des Dichters für seine Freunde und Verehrer herauszugeben. Man kann diese Idee und ihre Ausführung nur aufs beste willkommen heißen, sie ehrt nicht nur den Gefeierten, sondern auch die pietätvoll wirkende Herausgeberin, die Verlagsanstalt. Ueberdies enthält die Schrift, welche einen hübschen Band bildet in Wort, Reim und Bild, so viel des Hübschen und wahrhaft Werthvollen, daß es schon aus diesem Grunde schade gewesen wäre, diese Aufsätze, Gedichte und Bilder, welche natürlich alle mit dem Gefeierten in engem Zusammenhange stehen, dem größern Leserkreise vorzuenthalten.

Betrachten wir den Inhalt des hübsch ausgestatteten Bandes genauer, so finden wir zunächst eine Abtheilung in Prosa: „Erinnerungen aus der ersten Grazerzeit des Dichters", worin dessen früheste Freunde über sein erstes literarisches Auftreten interessante Einzelheiten berichten: so Adalbert Swoboda, welcher bekanntlich den jungen Dorfpoeten gewissermaßen in die Literatur eingeführt hat, ferner Rudolf Falb, der heutzutage als Erdbebenkenner bekannte Gelehrte, außerdem F. Dawidowsky, unter dessen Direction der grazer Handelsakademie Rosegger jene Anstalt besuchte, endlich Sacher Masoch, welcher damals ebenfalls in Graz weilte und mit dem jungen Poeten literarisch verkehrte. Diese Schriftsteller wissen in ansprechender Weise aus jener Zeit zu erzählen, da Rosegger seine literarische Laufbahn eröffnete und in des Wortes ganz eigentlicher Weise seine Lehrjahre durchmachte, es sind damit zugleich hübsche Beiträge zur Lebens- und Entwickelungsgeschichte Rosegger's geboten, zumal ja dieser eine Reihe von Jahren mit den Genannten in stetem persönlichen Verkehre stand. Den größern Theil des Bandes füllen unter dem Titel: „Huldigungen zum fünfzigsten Geburtstage" Sprüche in Vers und Prosa, längere Gedichte, musikalische und künstlerische Beiträge, zu welch letztern insbesondere die reizende Illustration einer Strophe des „Därf ih 's Dirndl liabn?" von Adolf Schumann, die zierliche allegorische Titelzeichnung von Hans Brandstetter, Kainzbauer's „Steinbauer Hof", Hackl's „alter Steirer", Kirchberg's „grüner See", Schmidhammer's „Steirer vor der Himmelsthür" und mehrere andere Zeichnungen gehören. Unter den poetischen Beiträgen eröffnet R. Baumbach den Reigen mit seinem Spruche:

Dies Blatt soll aus dem Thüringwald
Zu einem Fünfz'ger reisen.
Wir zählen nun zu den Alten bald,
Doch nicht zum alten Eisen.

Ihm folgen theils hochdeutsche, theils mundartliche Gedichte; aus der großen Zahl der Verfasser heben wir die Namen: Carmen Sylva, Emil Ertl, K. W. Gawalovski, H. Grasberger, L. Hörmann, F. Keim, Ott. Kernstock, Sophie von Khuenberg, H. Kienzl, Professor Krones, Statthalter B. Kübeck, E. Lemmermayer, R. Graf Meran, St. Milow, C. Morre, J. C. Prestion, J. von Reuß, Rittershaus, Rollett, E. Salburg, F. von Saar, A. Silberstein, Stettenheim, R. Voß, F. G. A. Weiß, Albrecht Graf Wickenburg hervor, wobei nur auf die schon länger wohlbekannten Namen, nicht etwa auf den literarischen Werth von Beiträgen weniger bekannter Autoren Rücksicht genommen ist, denn auch von solchen finden sich hübsche Stücke in Vers und Prosa. Das schöne Gedicht „Vision" von Ottokar Kernstock verdient hier besonders hervorgehoben zu werden, es schildert den todtkranken Dichter, dem schon der Todesengel nahe ist und sich beim Herrn anfrägt, ob er befiehlt, daß das Dichters Herz breche; „Mein Peter?", sagt dieser,

„Mein Peter? Halt ein!" entgegnet der Herr
Glaubs schon, daß er müd sich gegangen,
Und wenn er mir drunten so nöthig nicht wär',
Gern wollt' ich ihn droben empfangen.

Doch wer verkündete dann meine Spur,
Im ewigen Weben der Allnatur,
So urgewaltig, so kühn beredt,
So kindlich fromm, wie mein Steirerpoet?"

So findet sich viel Schönes und Gelungenes unter den zahlreichen Beiträgen dieses Buches, zu dem, wie aus dem Vorhergehenden zu ersehen ist, viele der allerbesten und hervorragendsten von Deutschlands Dichtern beigetragen haben. Noch seien aus dem Bilderschmucke des Buches die gelungenen Porträts Rosegger's, seiner Gattin, seiner Kinder und Aeltern erwähnt, die Ansichten seines Arbeitszimmers, seines Geburtshauses und des durch Rosegger so weithin bekannt gewordenen Dorfes Krieglach. Für die vielen Verehrer des Dichters wird das hübsche Buch eine bleibend werthvolle Erinnerung bilden.

Anton Schlossar.

Aus unerschöpflichem Born.

II.

10. Erste Veilchen. Gedichte von Franz Litterscheid. Zürich, Eduard Moos. 1894. 12. 1 M. 80 Pf.

Bescheidene Veilchen von ganz anmuthigem Aussehen, aber gewachsen in dem großen lyrischen Gartenbeete, ohne eigenen Geruch.

Was soll ich dir singen
Du lieblicher Mai?
Die Glocken dem klingen
Den Frühling herbei.
Du streifst durch die Wälder
Durch sonniges Land,
Grüßt Fluren und Felder
Mit schmückender Hand u. s. w.

Oder:

Der Tag, an dem ich meine Liebe dir gestanden,
Die heißen Lippen sich zum ersten Kusse fanden,
Die Sonne rosig lachte unserm sel'gen Scherzen,
O dieser Tag, er war so ganz nach Gottes Herzen.

Lieder dieser Gattung sind ja recht niedliche Veilchen und der ganze Strauß ist hübsch zusammengebunden, aber ich wüßte nicht, wodurch er sich von hundert andern unterscheidet.

11. Knospen. Dichtungen von Karl Reimmann. Dresden, Oskar Damm. 1893. 8. 2 M. 50 Pf.

Sollte Reim-Mann ein Pseudonym sein, so ists ein übelgewähltes; denn mit der Reimkunst des Verfassers ist's nicht zum Besten bestellt. Seine anspruchslosen Dichtungen muthen uns manchmal etwas altfränkisch an:

Auf den dunkelblauen Fluten
Hinzugleiten, welche Lust,
In dem leichten Boot sich schaukeln
Und ein Mädchen an der Brust.

Wenn die Wellen, leise klagend,
Spielen um des Schiffes Bug,
Sprich, mein Mädchen, darf ich fragen,
Bist du mir auch wirklich gut?

Oder:

Bei frohem Mahl, beim Becherklang
Sind wir versammelt hier,
Laßt steigen einen Rundgesang
Und spielt dazu Klavier!

Bug und gut ist übrigens kein Reim, auch Mauer und trauert, leben und Wegen (S. 81) reimt sich nicht, ebenso wenig (S. 86) schlaff und Schlaf.

Im ganzen bestätigt Reimmann seine eigenen, übrigens schlechten Hexameter:

Verse schreiben kann jeder, wenige aber nur dichten.

Es hätte nichts geschadet, wenn der Verfasser die Knospen noch in der Hülle gelassen, jedenfalls das gar zu Knospenhafte der Welt vorenthalten hätte.

12. Dämmerungen. Von Paul Wilhelm (W. Dworaczek). Dresden, E. Pierson. 1894. 8. 3 M.

Wilhelm steht nicht blos hoch über den beiden vorher besprochenen Dichtern, er ragt über das lyrische Mittelmaß hinaus. Die Gesammtphysiognomie seiner Dichtung, wenigstens soweit sie Erotik ist, unterscheidet sich freilich wenig von der anderer moderner, vielleicht bald nimmer moderner Dichter:

Schönstes Weib!
Mit den Lilienarmen
Und den Engelszügen
Und der Teufelsseele!

Laß mich stumm erwarmen
An deiner liebeglüh'nden Brust,
Laß mich in verschwieg'ner Lust
Wonnig glühend dich umarmen u. s. w.

Oder:

Will im Sinnrausch vergehn,
Wie in Abendglut die Sonne
In dem tiefsten Meer der Wonne
Wollustathmend untergehn!

Das haben wir zum Ueberdruß oft in der Lyrik der letzten zehn Jahre gehört, und es ist mindestens so abgedroschen wie die „Blauveigelein" oder die „keusche Minne" der Alten. Hier und da klingen auch die sattsam bekannten Heine'schen Töne herein und sogar die von den Modernen vielverhöhnte Spielmannsdichtung steht auf Wilhelm's Repertoir. Gerade diese Lieder aber wie überhaupt die meisten des Dichters sind von einem oft bezwingenden Wohllaut der Sprache und des Verses. Man höre nur einen Vers aus dem Gedicht: „Zigeunerin":

Du nimmst mir das Herze gefangen,
Glutäugige braune Maid,
Gern gäb ich dir goldene Spangen,
Wie sollten sie glitzern und prangen
An deinem härenen Kleid!
Ich sänge dir Lieder der Minne
Und küßte dich lachend dazu,
Liebglühende Königinne,
Landfahrendes Mädchen du!

Den Schluß der Sammlung macht ein dramatisches Fragment: „Faust (vielleicht besser Faust-Don-Juan) und Ahasver". Das ist Gedankenpoesie in prächtigen, lebenathmenden Versen, ein nicht unbedeutender Beitrag zu dieser Art von Problemdichtungen. Wenn Paul Wilhelm in dieser Sammlung sich nicht schon ganz ausgegeben hat, so haben wir von ihm noch Tieferes und Bedeutenderes zu erwarten.

13. Neue Gedichte von L. Rafael. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1894. 12. Geb. 4 M.

Mit ungetrübter Freude kann man diese neue Sammlung der Dichterin lesen. Sie geht nie über den ihr als Frau gesteckten Kreis und nie über ihr Können hinaus; aber vielleicht eben deswegen gewinnt sie durch ihre schlichten, innig gefühlten, in der Form untadelhaften, sorgfältig gefeilten und, ich denke, auch gut ausgewählten Verse. Namentlich Frauen werden sich an diesen Gedichten erbauen. Die Sammlung darf, ich kann die Phrase nicht umgehen, zu den beliebtesten Geschenkwerken für sinnige Frauen und Jungfrauen gerechnet werden.

14. Klein Emmely und andere Gedichte von Karl Philips. Bonn, P. Hanstein. 1893. 12. 2 M.

Die bei Novellensammlungen aufgekommene Unsitte, nach einem Stück das ganze Buch zu benennen, scheint allmählich auch bei Gedichtsammlungen einzureißen. Diese ist nach dem längsten, nicht nach dem besten Gedicht benannt. Klein Emmely wird vom boshaften Friedhofaufseher in die Todtenkammer eingeschlossen und von ihm am andern Morgen todt gefunden. Das Grausige dieses Stoffes ist fast allzu sehr ausgenützt, und nicht immer trägt uns die höhere Region echter Poesie über das Peinliche weg. Geschick zu epischer Dichtung zeigt indessen der Dichter hier wie in andern Balladen, z. B. in dem socialen Nachtstück: „Gelt, ich verkaufe mein Kind!", in der romantischen Ballade „Der Fischer" und in „Arm Paddy's Witwe". Ein Dichter feinern Gefühles würde übrigens letztere Ballade nicht so schließen:

Da greift sie auf, des Jammers Bild,
Sie weiß nicht, was — ob Holz? ob Stein?
Mein Kind, Verwegner! Kreischt sie wild
Und schlägt ihm stracks den Schädel ein.

Der Inhalt konnte ja so bleiben, aber die Form mußte anders sein.

15. Gedichte. Von Stefan Rónay. Leipzig, Alfred Janssen. 1894. 8. Geb. 6 M.

Nur frei! das klingt aus den Versen dieses ungarischen Priesters in hundert Variationen wieder. Großgesinnt und edel weiß er sich zu Höherm berufen, wie das schöne Gedicht „Mein Glaube" zeigt:

Mein Glaube, ist er Wahn, ist er Beruf?
Daß Gott zu großen Thaten mich erschuf?
Ich fühle mich so einzig in der Welt,
Als Wahrheitssämann auf des Irrthums Feld,
Als sollte ich den dunkeln Schacht ergründen,
Dem Geist des Weltalls letztes Licht entzünden,
Als sollte ich mein Mitgeschlecht erlösen,
Befrein das Herz von Qual des Bösen;
Als sollte ich das Isisbild entschleiern,
Der hohen Menschheit schöne Feste feiern!

Verwegner Wahn! nicht ich soll es vollbringen,
Nicht mir soll diese hohe That gelingen!
Der Funke, der in diesen Adern glüht,
Zur Flammenleuchte ist er nah verfrüht;
Noch weiter muß er glühen, weiter wandern,
Aus einem Herzen sprühen fort zum andern;
Bis in der Ferne wird erstehn der Mann,
Der meinen Traum zur Wahrheit wandeln kann;
Bis kommen wird, der in das Chaos spricht
Zum zweiten mal das Wort: es werde Licht!

Fremdes Elend fühlt er mit, mehr wol als fremdes Glück; denn offenbar hat er eigenes Glück wenig erfahren. Für alles, was er sinnt, fühlt und denkt, sucht er den dichterischen Ausdruck, was ihm manchmal auch recht gut gelingt. Er ist keine eigentlich lyrische Natur; es quillt ihm offenbar alles schwer aus dem „heißen und schwülen" Herzen empor, und das Gedankliche sprengt oft die dichterische Hülle. So kommt es, daß gerade den lyrischen Dichtungen der zarte Hauch echter Lyrik fehlt. Schönheit und Glätte ist nicht sein erstes Bestreben; aber einzelne Dichtungen haben doch schönen Fluß, z. B. „Mein Heideland", und aus allen spricht das Ringen um Wahrheit und Freiheit.

16. Schlichte Klänge von Toni Bracke. Leipzig, Moritz Ruhl. 1893. 8. Geb. 3 M. 50 Pf.

Als schlichte Klänge mögen diese bescheidenen Dichtungen in unsere bewegte Zeit hineintönen. Ob sie jemand hören wird? Ich zweifle daran, wiewol einzelnes tief gefühlt und in nicht unebene Verse gebracht ist. Aber — eben immer wieder das aber: nichts, das diese Gedichte von tausend andern unterscheidet; nichts, das ins innerste Herz greift; nichts, das uns zwingt, mitzufühlen; nichts, das ein nachhaltiges Echo in unserer Brust weckt.

17. Bunte Blätter. Gedichte von Erwin Wester (Ed. Wißmann). Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Wiesbaden, Limbarth. 1894. 12. Geb. 4 M.

Diese Gedichtsammlung ist laut poetischem Vorwort der Ertrag eines Menschenlebens. Der Siebzigjährige hatte die Freude, eine zweite Auflage seiner 1854 zum ersten mal erschienenen Gedichte zu erleben, und hat diese Auflage wol mit manchen neuen schönen Gaben geziert. Eine milde, in sich vertiefte, für Natur und Menschenschicksal aufgeschlossene Dichternatur tritt uns hier entgegen. Der gemeine Staub des Lebens hängt nirgends diesen bunten Blättern an, auf denen ein sanfter Schimmer

von oben glänzt. Nichts in dem Buche stößt ab, auch Form und Ausdruck sind fast durchgehends auf dichterischer Höhe; und wenn uns die Gedichte nicht bis ins Innerste erschüttern, so dringen sie doch wohlthuend ans Herz — es ist einem, wenn man sie gelesen hat, als ob man die Bekanntschaft eines lieben Menschen gemacht hätte, dem man gerne die Hand drücken würde.

18. Neue Verse. Dithyramben und Phantasien von Theodor Suse. Berlin, A. Asher u. Comp. 1893. 12. 2 M. 40 Pf.

Stürmisches Ringen um poetische Gestaltung alter und moderner Gedanken, Sinnlichkeit und Kraft des Ausdrucks, der im ganzen die moderne Prägung trägt, zeichnen diese reim- und fast metrumlosen Gedichte aus. Wir schwärmen an und für sich nicht gerade für diese Form; in ihr geht die Poesie, selbst bei einem so poesievollen Dichter wie Suse, selten ganz rein auf. Gedichtanfänge wie — ich schreibe ohne Absätze: „Die Linde drängt sich zum Fenster herein Und die Blüten athmen betäubenden Duft. Im Gasthof ist alles zu Ruhe gegangen; Es schläft das Dorf, die Landstraße schläft; Nur in der Ferne hin und wieder Tönt ein kurzes Hundegebell durch die nächtliche Stille" — sind doch nur an den großen Buchstaben als Verse kenntlich. Uebrigens kennzeichnen diese Verse auch die ganze Art dieser Gedichte: die meisten muthen uns an wie gedichtete Gemälde; der Dichter läßt es sogar manchmal beim bloßen dichterischen Nachmalen bewenden. Aber in den meisten Fällen ist er Dichter genug, um das Nebeneinander der Bilder in das poetische Nacheinander aufzulösen, das innerlich oder äußerlich geschaute Bild in Bewegung umzusetzen. Der Poesie entbehrt keines dieser Gedichte; aber an der Klarheit dessen, was dichterisch zum Ausdruck gebracht werden soll, und an der Schlußpointe, die man früher wenigstens für unentbehrlich hielt, fehlt es ab und zu.

19. Aus dem Leben. Gedichte von Karl Arno. Zweite Auflage. München, Dr. E. Albert u. Comp. Sep.-Cto. 1894. 8. 3 M.

Diese Gedichtsammlung hat zwei Theile: einen großen S. 7—146, „Lieben und Leiden", und einen kleinen, „Aus ernsten Stunden". Wollte der Verfasser vielleicht damit andeuten, daß man sein Lieben und Leiden nicht so gar ernst zu nehmen hat? Der Dichter weiß viel von seinem Leid, von wildem Schmerz, unendlichem Weh zu sagen; worin dasselbe aber eigentlich besteht, wird nicht recht klar. Es ist theils das bekannte lyrische Dichterleid, theils der Katzenjammer nach reichlichst erfahrenem Liebesgenuß. Der Liebe Glück und Leid, hoffnungslose und erhörte Liebe zieht an uns meist in gewandten, oft poesie- und klangvollen Versen vorüber. Theils sind es die alten gewohnten Töne, theils ungewöhnliche moderne, die aber bereits wieder gewöhnlich geworden sind. In den Sonetten, die sich zahlreich finden, reflectirt der Verfasser über Liebe und Leiden. Es gelingt ihm aber selten, die vierzehn Zeilen rein mit Poesie zu füllen; vielmehr bleiben fast alle in der Prosa stecken. Das ist überhaupt die Gefahr des Sonetts: weil es poetisch klingt, glauben sich die Dichter der Mühe überhoben, die Gedanken ins Dichterische umzusetzen. Es klingt poetisch, ist aber nicht Poesie, wenn ein Sonett beginnt:

> Am Ende kommt der Tod. Mit eisigen Händen
> Greift er gewaltsam in das warme Leben,
> Wir müssen uns dem Sieger stumm ergeben,
> Mit Schauern unsre Lebensbahn beenden —

oder ein anderes:

> Entsagen, wo man wahr und innig fühlet,
> Für alle Zeit verlieren und entsagen,
> Um stets aufs neue schmerzlich zu beklagen,
> Daß keine Welle diese Gluten kühlet —

oder wenn ein drittes schließt:

> Es ging mir, wie zu Saïs jenem Knaben,
> Der mit verwegner Hand der Göttin nahte,
> Nie kann die Wahrheit unsre Seelen laben u. s. w.

Im zweiten Theil macht uns der Dichter näher mit seinem Pessimismus bekannt. Das letzte Gedicht gibt den Grund hierfür an:

> Daß unsre irdischen Leiber
> Für Götterwonnen zu spröd,
> Daß unsre armen Herzen
> Für ewige Freuden zu öd,
>
> Daß uns auf jedem Schritte
> Des Staubes Fluch folgt nach,
> Daß keiner noch die Pforten
> Des Geisterreichs erbrach,
>
> Das ist von Anbeginne
> Des Erdenleidens Grund,
> Das ist der Menschenseele
> Unheilbare Todeswund.

20. Einsiedler und Genosse. Sociale Gedichte nebst einem Vorspiel von Bruno Wille. Berlin, S. Fischer's Verlag. 1894. 8. 1 M.

Bruno Wille ist gewiß ein eigenartiger Mensch; als Dichter unterscheidet er sich doch wenig von andern modernen socialen Dichtern. Was er uns hier bietet, finden wir fast alles ähnlich, doch mit größerer dichterischer Gewandtheit, z. B. bei Karl Henkell. Wille ist dichterisch begabt, kein Zweifel; aber wenn Julius Hart in dem Vorwort, das sich heutzutage die Dichter voneinander schreiben lassen, rühmt, es stecke in ihm etwas Neues, Jungfrisches, noch Ringendes, Tastendes, eine Kraft, die mehr etwas Aufrüttelndes, Erregendes erstrebe, als harmonische Einheit und künstlerische Ruhe — so gilt das genau so von einem Dutzend moderner socialer Dichter. Das ist nicht Wille's Eigenart, so wenig als die Form, deren er sich bedient; und auch die Bemerkung Hart's, die wir vollkommen unterschreiben, daß aus dieser Lyrik eine edle, reine und ideale Natur zu uns spreche, gilt von einer ganzen Reihe dieser modernen Stürmer und Dränger. Und nur soweit das von ihnen gilt, machen sie Eindruck. Hart's Vorwort hat überhaupt eigentlich die Kritik dieser Gedichte überflüssig gemacht; denn wenn ihm auch die Bewunderung und Freundschaft die Feder geführt haben mag, so hat er doch namentlich S. V und VI eine im ganzen zutreffende, von kritischem

Verständniß zeugende Charakteristik von Wille's Dichtung gegeben, die jeder Kritiker, vielleicht mit kleinen Aenderungen, sich zu eigen machen könnte. Aber ich wiederhole: diese Charakterisirung gilt nicht von Wille allein. Der moderne Dichter ist damit, daß er modern und social dichtet, noch kein Original, wenn es auch selbstverständlich bei einer wirklichen Dichternatur an originalen Gedanken und Ausdrücken nicht fehlt. Wille geht übrigens im Ausdruck, wie die ganze moderne Dichtung, manchmal bis hart an die Grenze des Unverständlichen oder Geschmacklosen. Auch hier bewährt sich das alte Gesetz: daß das einfachste am wirksamsten ist, und daß man mit Maßhalten auch auf dem Gebiete der dichtenden Kunst weit tiefern Eindruck macht, als mit dem Versuch, durch Häufung des Maßlosen die Menschen zu fesseln. Wie zwingen uns z. B. die schlichten Worte nachfolgenden Gedichtes zur Theilnahme!

Arme Leute.

Bei düstern Haidekiefern
Stehn spärlich magre Aehren,
An dürrem Sande saugend,
Verzweifelnd, sich zu nähren.
Da kauert ein lehmig Häuschen
Mit Düngerhaufen und Karren;
Kläglich meckert die Ziege,
Und struppige Hühnchen scharren.
Aus der Thüre humpelt ein krummer
Kleinbauer, emporzuspähen
Zur bleiern schleichenden Wolke,
Zu hungrig krächzenden Krähen.

Nur kurze Mitleidszähren
Vermag die Wolke zu schenken;
Dann schleicht sie trübe weiter,
Ohne Kraft zu tränken.
Selber arm und traurig
Folg ich der weinenden Wolke
Und denke an arme Leute
Und leide mit meinem Volke.

Das ist dichterisch geschaut und im Herzen mit empfunden, darum empfinden wir mit.

21. Aus der deutschen Gegenwart. Stimmen aus der Wüste von Balder. Leipzig, C. G. Naumann. 1894. 8. 2 M.

Wohlgemeinte, dichterisch nicht eben hochstehende Gedichte, zum Theil von besorgnißerregender Länge, in welchen an den Zuständen der Gegenwart Kritik geübt wird. Manchmal klingts wie ein gereimter Leitartikel. Der Verfasser hätte, was er sagen wollte, vielleicht eindringlicher in Prosa gesagt; denn er beherrscht die Form nicht in dem hohen Maße, wie sie für die schwierigste Art von Dichtung nöthig ist, für die ernsthafte, nicht satirische oder humoristische Zeitdichtung. Sogar Reime wie Rock und Druck, strahlet und zermalmet laufen mit unter. Die Schwierigkeit, die dem Verfasser die Form bereitet, trägt wol auch die Schuld, daß es den Versen vielfach an Klarheit fehlt und man nicht recht weiß, was der Dichter will. Am gelungensten ist der Anhang: „Bilder aus der Hauptstadt". Aber auch diese sind nicht „verdichtet" genug, und Prosaverse sind nicht selten wie:

Den die Gesellschaft ausgestoßen,
Der nährt im Herzen Haß und Wuth
Und führt den Daseinskampf, den großen,
Mit jedem Mittel bis aufs Blut.

22. Im heiligen deutschen Osten. Zeitgedichte von Karl W. Gawalowski. Wien, Karl Lesk. 1894. 12. 1 M. 50 Pf.

Frische Gesänge eines Deutschböhmen, die aus voller deutscher Brust erklungen sind. Sie mahnen zum treuen Aushalten an deutscher Sitte und deutscher Sprache:

Vom Erzgebirge zur Alpenwand
Sich scharen Hermann's Erben:
„Wir bleiben deutsch im Osterland,
Auf Leben und auf Sterben:
Wir stehn für Deutschthum, Freiheit, Recht
Mit Worten und mit Thaten.
Der wahre Deutsche wird kein Knecht —
Ein Fluch den Renegaten!"

Ohne gerade höhern dichterischen Werth zu beanspruchen, gewinnen uns diese Lieder doch durch ihre Herzenswärme und ihre Sangbarkeit.

23. ! 99999 ! Heitere Gedichte von Albert Zipper. Leipzig, Gustav Körner. 1894. 16. 50 Pf.

Der Kalauer im Titel mit fünf Neun für Nein
Gefällt mir nicht, doch geh er drein!
Wol hätt ich sonst auch manches auszusetzen —

so läßt der heitere Dichter den „rechten Leser" sagen. Wir möchten auch zu den rechten Lesern gerechnet werden und setzen darum außer dem Titel auch weiter nichts aus, da uns der Dichter durch die meisten seiner sprachgewandten, vielfach ulkigen Gedichte wirklich erheitert hat. Und das kann ein Kritiker nach so vielem lyrischem Jammer, den er durchkosten mußte, recht gut brauchen.

Richard Weitbrecht.

Aus der Erzählungsliteratur.

1. Die Starken und die Schwachen und andere Novellen von Emil Marriot. Berlin, Freund u. Jeckel. 1894. 8. 4 M.

Emil Marriot's literarischer Charakter ist in Nr. 8 d. Bl. eingehend erörtert worden, gelegentlich des Erscheinens ihres Romans „Moderne Menschen"; ihr jüngstes Buch: „Die Starken und die Schwachen", gibt keinen Anlaß, dem damals Gesagten viel hinzuzufügen; es steht im großen Ganzen kaum viel höher als der erwähnte Roman, und der steht wahrlich nicht hoch. Die alte Vorliebe der Verfasserin für den Priesterstand kommt in der Novelle, die nach der schon oben gerügten Unsitte dem ganzen Buche den Titel gegeben hat, ferner in „Die Welt und ihre Freuden" zum Ausdruck; in jeder kommt ein Priester vor, in der ersten allerdings nur als Nebenperson, und beide sind

stille Dulder, Helden der Entsagung. Eine neuere Vorliebe Marriot's scheinen die Russinnen zu sein: in der Titelgeschichte, in „Nordlicht" und schon in ihrem letzten Roman kommen Russinnen vor. Wie in diesem vermißt man auch hier Farbe und Kraft, die Novellen ziehen am Leser vorüber, ohne eine Spur zu hinterlassen; es ist, als ob das Talent der Verfasserin erlahmt wäre, und das wäre bei ihr keineswegs so leicht begreiflich wie bei Autoren, die das ihre rastlos ausnutzen: sie hat ja gar nicht viel geschrieben! Vielleicht liegt die Ursache dafür in den Lebensverhältnissen Marriot's, vielleicht im Mangel an Anerkennung und literarischem Ruf; vielleicht aber auch ist ihr Talent so spröde, daß es nichts Besonderes mehr zu leisten vermag, nachdem es einige gute Novellen und das Meisterwerk „Der geistliche Tod" geschaffen hat. Mag dem nun sein, wie immer: in jedem Falle wäre es bedauerlich, wenn Marriot in Zukunft nichts böte, was besser ist, als ihr letztes Buch.

2. Novellen von Hermann Menkes. Berlin, Freund u. Jeckel. 1894. 8. 2 M.

Menkes ist unsern Lesern von seinem Buche „Aus Roth-Rußland — Zersplittert", das seinerzeit in d. Bl. gebührend gewürdigt worden ist, in nichts weniger als angenehmer Erinnerung; man ist bei einem neuen Buche von ihm auf herzlich Schlechtes gefaßt, und das gereicht dem Buche zum Vortheil: man findet es besser, oder genauer gesagt nicht so schlecht, als man erwartet hat. Klarheit, Kraft, Plastik gehen dem Autor ganz ab, und die manchmal nicht übeln Stimmungsbilder — namentlich in der Novelle „Der stille Hafen" — können dafür nicht entschädigen, denn von einer Novelle kann man doch etwas mehr verlangen als nur Stimmungsmalerei. Menkes mag ein leidlicher Lyriker sein, zum Epiker fehlt ihm alles.

Sein Stil ist diesmal nicht so schlecht als in seinem vorhin erwähnten Buche, aber er enthält doch noch arge Schnitzer, z. B. folgende nachlässige Anakoluthie in „Es schneit . . ."

Es waren zwei arme Waisen, die er regelmäßig an jedem Sonntag besuchte, ihnen allerlei Backwerk brachte und spazieren führte.

Arg ist auch folgender Casusfehler in der Apposition:

Die den Spott seines Nachbars, ein Bengel von vierzehn Jahren, . . . hervorruft.

In der Novelle „Fräulein Olga und Monsieur Pumpadi" spricht der Verfasser von „elfenbeinfarbenen" Sonnenstrahlen und sagt: „Die Natur sieht wie ein weißes Märchen aus." Gewiß ein Vergleich von classischer Plastik! Herr Menkes gestatte die Frage: Wie sieht so ein weißes Märchen eigentlich aus?

3. Margarete und Ludwig. Roman in zwei Bänden von Frieda Freiin von Bülow. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 10. Jahrgang. Band 13 und 14.) Stuttgart, J. Engelhorn. 1894. 8. 1 M.

Eine ganz hübsche Unterhaltungslektüre: Personen gut gezeichnet, deren Sprache von bemerkenswerther Natürlichkeit, die Sprache der Verfasserin selbst ungezwungen, nicht ohne treffende Ausdrücke, so z. B. wenn von der Heldin gesagt wird, deren Begegnungen mit dem geliebten Manne seien „die Meilensteine ihres Daseins". Der Roman könnte übrigens ebenso gut Margarete und Heinrich heißen, vielleicht wäre das sogar besser, denn jedenfalls ist Heinrich die interessanteste Gestalt des ganzen Romans. Die Voraussetzungen, auf denen die ganze Geschichte aufgebaut ist, sind etwas romantischer und nicht ganz wahrscheinlicher Natur, in psychologischer Beziehung enthalten sie sogar eine sehr große Unwahrscheinlichkeit. Man denke nur: ein junges Paar liebt einander, sie nimmt ihn aber nicht zum Manne, weil sie sich einmal in den Kopf gesetzt hat, die Frau eines hohen Aristokraten zu werden; nun ist der Mann, den sie liebt, und der sie liebt, ein Graf, nur macht er drüben in Amerika, wo sich sein Vater als Farmer angesiedelt hat, von seinem Titel keinen Gebrauch. Jeder andere würde in diesem Falle wieder von seinem guten Rechte Gebrauch machen, ganz selbstverständlich: was thut aber der verkappte Graf? Er schweigt und läßt das theure Mädchen auf die Grafensuche nach Europa ziehen! Daß ein verständiger Mensch so handeln soll, das glaube wer will; wenn's noch ein überspannter Patron wäre, aber als das wird der Betreffende durchaus nicht geschildert.

4. Bibliothek der fremden Zungen. Band 13—16. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1894. 8. Jeder Band 1 M.

Die Deutsche Verlags-Anstalt pflegt zwei einander gerade entgegengesetzte Richtungen: die eine „für die Familie", durch die Werke von Samarow, Byr und verschiedenen blaustrumpfelnden Damen; die andere für die weniger prüde und beschränkte Minorität des Publikums, durch Uebersetzungen aus „fremden Zungen", mögen diese nun einmal auch Dinge erzählen, die nicht für das „keusche Ohr der deutschen Jungfrau" berechnet sind. So wenig man den Cult der Wassersuppenliteratur der ersten Richtung gut heißen kann, so entschiedene Anerkennung verdient der Verlag für den der zweiten, denn er macht das deutsche Publikum dadurch mit der Prosaepik der Weltliteratur bekannt und bietet ihm Einblicke in die Literatur auch solcher Völker, deren Geistesleben in Deutschland mehr oder weniger unbekannt ist und deshalb ungerechterweise oft als unbedeutend verachtet wird. So bringen die vorliegenden Bände der „Bibliothek der fremden Zungen" unter andern auch Erzählungen aus dem Armenischen, Finnischen und Ungarischen. Allerdings könnte man beim besten Willen nicht behaupten, daß gerade diese Novellen irgendwie bedeutend oder auch nur interessant sind, jedenfalls ist anzunehmen, daß die betreffenden Literaturen der Uebersetzung Würdigeres bieten könnten. Die Perle der vierzehn Geschichten dieser vier Bände ist entschieden die reizende Novelle Berr de Turique's „Eine Wimper". Mit ihrem schalkhaften und doch wehmüthig angehauchten Humor, ihrer frischen Knappheit ist sie ein

wahres Kleinod. Sie macht's ihren novellistischen Genossen schwer, neben ihr zu bestehen; die beste außer ihr ist wol „Knud Tandberg" von Amalie Skram, eine sorgfältig gearbeitete Episode aus dem Eheleben. Recht nett ist auch „Der Siebente" von Emile Seipgens aus dem Holländischen.

5. Neue Erde. Roman von Knut Hamsun. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von M. von Borch. Köln, A. Langen. 1894. 8. 4 M.

Wehe dem Aermsten, der dieses Buch lesen muß! Er büßt bei dieser Folter seine schwersten Sünden ab. Wer nicht gezwungen ist, dieses Buch auszulesen, der thut's gewiß nicht — er wäre denn ein „Jüngstdeutscher" oder so etwas Aehnliches. Man kann sich nichts grausam Langweiligeres denken als dieses Buch; Zola leistet bei all seiner Kunst doch gewiß auch nicht Unbeträchtliches in der Langeweile, aber im Vergleich mit Knut Hamsun ist er der amüsanteste Causeur; in Zola's langathmigen, schwülstigen Beschreibungen läßt sich bei einigem guten Willen doch noch ein, wenn auch falsch verstandener, künstlerischer Zweck herausfinden: aus Hamsun's endlosen Dialogen aber nicht. In der Vorliebe für uferlose Gespräche gleicht dieser Autor den russischen Erzählern, diese entschädigen einen jedoch gewöhnlich durch poetische Schönheiten oder geistvolle Beobachtungen für die Langeweile, die man bei ihnen ausstehen muß: Knut Hamsun bietet einem aber rein nichts. Ohne Zweifel werden Kritiker, die im Banne des „jüngsten Deutschland" und der so modernen Mystik Ibsen's stehen, auch dieses Buch mit der ihnen eigenen Ueberschwenglichkeit als „Meisterwerk feinster Seelenmalerei" preisen und in ähnlichen Ausdrücken, die sie ja stets vorräthig haben; und ohne Zweifel werden ihnen das andere Leute nachplappern, weil sie es nicht wagen, etwas, was aus Norwegen kommt, anders zu finden als tiefsinnig: wer aber, unbekümmert darum, ob der Autor ein Norweger oder ein Chinese ist, das Buch lediglich auf dessen Werth, auf dessen Wahrheit und Schönheit prüft und seine Ansicht offen zu äußern wagt, der kann nicht anders, als das Buch aufs schärfste verurtheilen. Es wäre interessant, den Versuch zu machen und das Buch 100 Leuten beiderlei Geschlechts und verschiedenen Berufes, durchwegs aber verständigen und kunstsinnigen Menschen, zum Lesen zu geben: man könnte sicher sein, nicht fünfen darunter würde es zusagen.

Uebrigens dürfte dazu, wie man zur Entlastung des Autors bemerken muß, die Fremdartigkeit der norwegischen Zustände auch etwas beitragen; an sich übt das Fremdartige zwar sogar einen gewissen Reiz aus, zumal auf den deutschen Geschmack; aber die norwegischen Verhältnisse muthen doch zu antipathisch an, um diesen Reiz ganz wirken zu lassen. Wenn die Menschen dort wirklich so sind, wie Hamsun und Ibsen sie schildern, dann sind es lauter Narren und Närrinnen, und man kann sich nur Glück wünschen, daß man recht weit von ihnen lebt. Als bemerkenswerth an diesen Zuständen sei übrigens hervorgehoben, daß in Norwegen der Schriftstellerstand überschätzt zu werden scheint auf Kosten des soliden Bürgerthums; wenigstens scheint, soweit sich aus dem unklaren Gerede überhaupt etwas erkennen läßt, die Tendenz des vorliegenden Buches die, zu zeigen, wie unverdient diese Ueberschätzung der Schriftsteller sei, und deren müssigem Bummeln und Schuldenmachen die tüchtige Arbeit des Kaufmanns gegenüberzuhalten. Eine Ueberschätzung der Schriftsteller! Wie das jedem, der die deutschen oder österreichischen Zustände gewohnt ist, sonderbar vorkommen muß! Davon thäte dem deutschen Publikum, das seine Dichter bekanntlich mit Seelenruhe hungern und verkommen läßt, wahrlich ein bischen noth, aber auch nur davon, das andere alles sei den Norwegern gelassen.

Nach alledem kann man die Einführung dieses Buches beim deutschen Publikum keineswegs gut heißen. Als ob es nicht schon genug deutsche Bücher gäbe, die langweilig sind! So langweilige freilich sind gottlob selten!

6. Extase. Ein Buch vom Glück. Novelle von L. Couperus. Aus dem Holländischen übersetzt von Freia Norden. Dresden, A. Beyer (E. Pierson). 1894. 8. 2 M.

Eine junge Witwe liebt einen Mann, weiß sich von ihm in demselben hohen Grade wieder geliebt, ist durch keinerlei Rücksicht verhindert, ihn zu heirathen: thut das aber doch nicht! Warum? Weil dadurch die Reinheit ihrer Liebe gestört würde, der geliebte Mann in ihr nicht mehr das Ideal anbeten könnte. Das verstehe, wer kann; einem vernünftigen Menschen muß es als eine hysterische Narretei erscheinen, der Verfasser — oder vermutlich die Verfasserin — scheint nicht dieser Ansicht zu sein. Nun, für hypersentimentale Streber muß dieses Buch Wonne sein, für andere ist's ziemlich langweilig.

7. Die Geschwister Rondoli von Guy de Maupassant. Einzig autorisirte Uebersetzung von Ludwig Wechsler. Zweite Auflage. Dresden, E. Pierson. 1894. 3 M.

Ein amüsanteres Buch als dieses kann man sich kaum wünschen; keine von den dreizehn kleinen Geschichten, die der Band enthält, versagt ihre Wirkung. „Mein Onkel Sosthenes" und „Das verruchte Brot" sind wahre Cabinetsstücke geistvoller Ironie. Ironie ist nämlich die Grundstimmung fast aller dieser Geschichten, jene große Ironie des Lebens, in der die schärfsten Contraste aneinandergerathen und die wirksamste Tragikomödie schaffen. Man muß die Uebersetzung dieser Novellensammlung um so freudiger begrüßen, als dieser Genre in der deutschen Literatur leider so gut wie gar nicht vertreten ist.

Theodor von Sosnosky.

8. Grüne Brüche. Von A. Achleitner. Mit Illustrationen von Hugo Engl. Stuttgart, Ad. Bonz u. Comp. 1894. 8. 2 M. 50 Pf.
9. Aus den Bergen Tirols. Von A. Pappritz. Berlin, Max Rüger. 1894. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.
10. Geschichten aus den Schwyzerbergen. Von M. Lienert. Frauenfeld, J. Huber's Verlag. 1894. 8. 3 M. 60 Pf.

11. Der Herrgottsschnitzer von Ammergau. Von L. Ganghofer. Illustrirt von Hugo Engl. Zweite Auflage. Stuttgart, Ad. Bonz u. Comp. 1894. 12. 3 M.
12. Der Unfried. Von L. Ganghofer. Illustrirt von Hugo Engl. Zweite Auflage. Stuttgart, Ad. Bonz u. Comp. 1894. 12. 4 M.
13. Aus Kunst und Leben. Von A. von Perfall. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 1894. 8. 2 M. 50 Pf.
14. Lustige Geschichten. Von Hans Arnold. Illustrirt von Wilh. Schulz. Dritte Auflage. Stuttgart, Ad. Bonz u. Comp. 1894. 12. 3 M.
15. Pfister's Mühle. Von Wilh. Raabe. Zweite Auflage. Berlin, O. Janke. 1893. 8. 3 M.
16. Karin von Schweden. Von Wilh. Jensen. Sechste Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1894. 8. 4 M.

Wieder liegen mir eine Reihe von Novellen und Novellensammlungen, zum Theil in neuen Auflagen, zur Besprechung vor, deren Schauplatz die Alpen sind. Bei den einen bildet das Hochgebirge nur die Staffage (so bei Nr. 9), bei den andern sind Land und Leute innig verbunden. Die zwölf Erzählungen, die A. Achleitner unter dem Titel „Grüne Brüche" (Nr. 8) vereinigt, theilen die Vorzüge und Mängel seiner frühern Veröffentlichungen. Alle zeigen eine genaue Kenntniß der Berge und ihrer Bewohner und liebevolles Sichversenken in die Eigenart der Aelpler. Man hat bei diesen Erzählungen, trotz mancher Unwahrscheinlichkeit, das Gefühl, daß sie erlebt sind. Und doch es fehlt ihnen ein gewisses Etwas, das sie zu dichterischen Producten stempeln würde; die Darstellung wird zuweilen nüchtern, verfällt in trockenen Zeitungsstil, und hier und da unterbricht ein Auskramen von allerhand alpiner Gelehrsamkeit den Fluß der Erzählung. Einige der Geschichten sind inhaltlich so unbedeutend („Ae o-a", „Der Bratzengirgl"), daß sie ohne Schaden hätten fehlen können. Nachhaltiger wirkt — bis auf die letzte, „Das Ettaler Manndl" — keine der Erzählungen.

Noch weniger Geschmack habe ich den vier Erzählungen von A. Pappritz (Nr. 9) abgewinnen können. Die Erfindung ist dürftig, mit der Motivirung macht es sich der Verfasser (oder die Verfasserin?) sehr bequem, und die Charakterzeichnung ist völlig schablonenhaft, voller Widersprüche und Uebertreibungen. Als Beispiel diene der Professor in der dritten und der Lieutenant Seebeck in der zweiten Erzählung. Ein Lieutenant, der einer feinen jungen Dame gegenüber so gewöhnliche Witze macht, wie dieser Seebeck (S. 44), der die Dame fragt: „Hat er sich denn schon die Flossen gewaschen?" und dergleichen mehr, der aber dabei als Cavalier von bezaubernder Liebenswürdigkeit dargestellt wird: ein solcher Lieutenant lebt wol nur in der Phantasie der Verfasserin. Für alle diese Mängel kann eine gewisse Begeisterung für die Alpenwelt nicht entschädigen, zumal wenn sich diese Begeisterung solchem Talmigold zuwendet, wie es das Leben im Achenseehof ist.

Wie ganz anders versteht es da L. Ganghofer, die Schönheit und Majestät der Alpenwelt zu schildern, und sie in innige Beziehung zum Menschenschicksal zu bringen. Wir benutzen diese Gelegenheit, um auf zwei Werke des Dichters aufmerksam zu machen, die schon früher in d. Bl. besprochen, jetzt in zweiter Auflage erschienen sind. „Der Herrgottsschnitzer von Ammergau" (Nr. 11) ist ja als Schauspiel durch die Gastspiele der Münchner in ganz Deutschland bekannt geworden. Die Erzählung wirkt fast noch mehr, denn für die Dürftigkeit der Handlung entschädigt die feine Seelenmalerei, während im Drama das Deficit durch allerlei burleske Zuthaten gedeckt wird. Höher noch an Werth steht der Dorfroman „Der Unfried" (Nr. 12), nicht nur wegen seiner reichern Handlung, die sich, wie nicht selten in Ganghofer's Dorfgeschichten, zu fast gewaltsamen Effecten steigert; er ist auch noch reicher an fein gezeichneten, lebensvollen Charakteren. Beide Bücher seien den Freunden der Dorfgeschichte empfohlen.

Die „Schweizer Geschichten" von Meinrad Lienert (Nr. 10) haben jedenfalls den Vorzug, daß sie treu in der Localfarbe sind. Denn nicht nur, daß die Personen im echtesten Schwyzerdütsch sprechen, auch der Erzähler verbrämt seine Sprache mit zahllosen mundartlichen Wendungen, die dem norddeutschen Leser nicht selten das Verständniß erschweren. In der Schweiz mag man diese Art, deutsch zu schreiben, freudig begrüßen, uns erscheint es als arge Ziererei und Mishandlung des Stils. So braucht der Verfasser, um nur ein Beispiel anzuführen, statt des guten Wortes „gehen" mehr als ein Dutzend verschiedener Ausdrücke, darunter liebliche Wendungen wie: trampen, tschampen, stoffeln, schlarpen, beindeln, schuhnen und dergleichen mehr. In schreiendem Gegensatz zu dieser Ausdrucksweise findet sich eine große Vorliebe für papiernen Stil, z. B. für das schöne Fürwort „derselbe", das zumal im Munde der biedern Aelpler sehr stilvoll wirkt, von schiefen Wendungen und Constructionen ganz zu schweigen.

Der Inhalt der Erzählungen bewegt sich im engen Rahmen der Dorfgeschichten: überall begegnen uns unglücklich Liebende, die, unterstützt durch allerhand Zufälle, den Widerstand der hartherzigen Aeltern brechen. Allerlei komische Charaktere, deren Zeichnung zum Theil nicht übel ist, beleben die etwas fadenscheinige Handlung. In der Motivirung macht sichs der Verfasser oft recht leicht, einige der Erzählungen strotzen von Unwahrscheinlichkeiten. Seine classische Bildung bringt der Verfasser nicht immer am rechten Orte an. So trinkt ein Bauer, als hätte er einen trojanischen Brand zu löschen; Demostheneſſe und Xantippen (so!) tauchen auf nebst lateinischen Citaten. Daß dabei einige Versehen mit unterlaufen, wollen wir nicht weiter betonen.

Im Fahrwasser der „Moderne" steuert A. von Perfall, dessen fünf Novellen (Nr. 13) frisch erzählt und nicht ungeschickt erfunden sind. Wer keine hohen Ansprüche stellt bezüglich der Motivirung und der consequenten Charakterzeichnung, wer über Ungereimtheiten und Schwulst in der Darstellung, über grobe Nachlässigkeiten der Sprache hinwegsieht, der findet vielleicht an diesen Geschichten Gefallen. Uns haben diese Mängel so gestört, daß wir darüber nicht recht zum Genusse mancher Schönheit und Feinheit kamen.

Daß der Verfasser Talent hat, geht aus diesen Erzählungen unzweifelhaft hervor, man lese nur „Lilith“, „Geben seliger denn nehmen“, aber er macht sich die Sache vielfach zu leicht, so besonders in der ersten Erzählung.

Zum Schluß wollen wir die Leser d. Bl. noch auf drei neu aufgelegte Werke aufmerksam machen, die bereits früher an dieser Stelle gewürdigt worden sind.

In dritter Auflage erschienen sind die „Lustigen Geschichten“ von Hans Arnold (Nr. 14), so recht geeignet für die Sommerfrische. Es sind harmlose, liebenswürdige Skizzen und Geschichten, hübsch erfunden, reich an fein beobachteten, kleinen Zügen, voller Humor. In die Tiefen und Untiefen des Kindergemüthes weiß uns die Verfasserin zu führen, wie kaum eine ihrer Colleginnen.

Mit Freuden begrüßen wir die neue Ausgabe von „Pfister's Mühle“ von Wilhelm Raabe (Nr. 15). Es hat zehn Jahre gedauert, bis dieses köstliche Buch in zweiter Auflage erschienen ist, nun wird es sich hoffentlich um so mehr Freunde gewinnen. Es gehört zu Raabe's vollendetsten Werken, freilich verlangt es in seiner etwas krausen Architektonik aufmerksame Leser.

Wilhelm Jensen's historische Novelle „Karin von Schweden“ (Nr. 16) erscheint bereits in sechster Auflage. Dieser schöne und verdiente Erfolg überhebt uns wol der Aufgabe, noch etwas zu ihrem Lobe zu sagen. Sie sei ebenso wie Raabe's Buch und H. Arnold's „Lustige Geschichten“ den Lesern dringend empfohlen.

Robert Lange.

Feuilleton.

In den modernen Kämpfen gegen das Judenthum hat sich immer Lessing's scharf markirte Stellung als Rückhalt auf der einen Seite, als ein Hemmniß auf der andern erwiesen. Deshalb unternimmt es Johannes Dominicus in einem der bekannten gelben Hefte „Lessing's Stellung zum Judenthum“ ihren Ursachen nach genauer darzulegen (Dresden, Druckerei Glöß, 1894). Er selbst nimmt eine mittlere Haltung ein: „Wer wird nicht aufrichtig bedauern, daß der Kampf gegen das Judenthum so häßliche Folgen gezeitigt hat; wer aber wird andererseits es wagen, einer Bewegung, welche durch alle Schichten des Volkes der Denker hindurchgeht, jede Berechtigung abzusprechen?“ Immerhin kann er das Bedauern darüber nicht unterdrücken, „daß gerade dieser Lessing, dessen mannhaftes, offenes Wesen, dessen Kraft in Liebe und Haß so recht dem deutschen Mark entsprossen scheint, dessen Muth und Klarheit so recht das Ideal eines Deutschen darstellt, daß gerade dieser Lessing am Ende eines kampfreichen Lebens ein Werk hinterließ von außerordentlicher Schönheit, in dem er Licht und Schatten sehr zu Gunsten des Judenthums vertheilte.“ Daß dem wirklich so ist, ergibt sich ihm aus einer nähern Betrachtung des Dramas: „Ohne Frage, Lessing's «Nathan» muß auch heute uns Christen verletzen; seine Tendenz tritt zu unverhüllt zu Tage, und statt der religiösen Duldung das Wort zu reden, ist Verstimmung der Erfolg jenes dramatischen Gedichts.“ Sicher hat Lessing im „Nathan“ seinem liebsten Freunde Mendelssohn, mit dessen Verhältniß zu unserm Dichter sich der Verfasser eingehend beschäftigt, ein Denkmal setzen wollen. Lessing ist aber auch zu andern Juden in Berlin in Beziehung getreten. Aber man kann nicht sagen, daß sich daraus seine Stellung erkläre, vielmehr scheint es Dominicus, daß jene Männer sich Lessing eben deshalb anschlossen, weil er schon so entschieden Stellung für das Judenthum genommen hatte. Dominicus behandelt sodann das aus dem Jahre 1749 stammende Lustspiel „Die Juden“; über den Aufsatz von der Erziehung des Menschengeschlechts hat er schon vorher gesprochen. Wie nun Lessing schon in diesen Schriften eine gewisse Vorliebe für das Judenthum bekundet, so verräth er andererseits auch damals schon seine Abneigung gegen das Confessionelle des Christenthums. Indem dann der Verfasser genauer eingeht auf die Bestrebungen Mendelssohn's für die Emancipation der Juden, stellt er ihn in Vergleich zu Lessing. Mendelssohn war ein überzeugter Jude, und zwar kam es ihm weniger auf die Lehre an als auf die Zugehörigkeit zur Gemeinde Jakob's von Geburt an. Daß Lessing diese anmaßende „Exclusivität“ nicht ungerügt ließ, während er die Vertreter seiner Religion als die Unterdrücker der allgemeinen Vernunft bekämpfte, das veranlaßt den Verfasser zu dem Ausrufe: „O deutscher Lessing, wie hast du gegen dein Fleisch gewüthet.“ Die Summe aus seinen Betrachtungen zieht er in den Worten: „Lessing's Stellung zum Judenthum war vollständig unabhängig von persönlichen Momenten, sie ergab sich für ihn mit Nothwendigkeit aus seiner genannten Auffassung des Lebens und seiner Schätzung des Menschenwerthes. Drei Eigenschaften seiner Natur drängten ihn unwiderstehlich in jene Stellung: sein Freiheitssinn, dem jeder Druck verhaßt; sein Wahrheits- und Forschungstrieb, vor dem kein Vorurtheil sicher war, für den weniger das Erforschte, als das Forschen selber Werth hatte; sein Gerechtigkeitsgefühl das jedem andern freiwillig zusprach, was er für sich beanspruchte. Alle drei flossen aus dem unerschütterlichen Glauben an die Rechte des Individuums.“ Der Kern der Beweisführung des Verfassers liegt offenbar in dem Hinweise auf zwei Aeußerungen Karl Lessing's und Mendelssohn's, woraus sich ergibt, daß namentlich die bedrängte Stellung des Judenthums den streitbaren Lessing zu seinem Vertheidiger gemacht hat. Wenn er aber S. 37 bemerkt: „Wenn nun . . . ein derartiger Nachweis nur auf persönliche, zufällige, vergängliche Momente in Lessing's individueller Entwickelung und Charakterbildung geführt hat, so ist damit zugleich erwiesen, daß Lessing's Beispiel durchaus nichts allgemein Verpflichtendes haben kann“ — so ist die Erwähnung persönlicher Momente, in ganz anderm Sinne als oben, geeignet, den Leser irrezuführen.

— In dem Julihefte dieses Jahres der „Deutschen Rundschau“ (Berlin, Gebr. Paetel) hat Paul Heyse die Rede, die er am 13. Mai in Weimar gehalten hat, abdrucken lassen. Sie ist kein lobpreisender Hymnus auf Goethe wie manche ihrer Vorgänger, sie weiß gar manches Unzulängliche hervorzuziehen und zu tadeln; aber eben deshalb ist sie ein schöner Beweis, daß die Goethe-Verehrung in Weimar auf dem richtigen Wege ist. Das Thema P. Heyse's war: Goethe's Dramen in ihrem Verhältniß zur heutigen Bühne. Während der „Götz“ trotz seiner Mängel die alte Zugkraft nicht eingebüßt hat, „Clavigo“, „Stella“, die „Geschwister“ gute Bühnendramen bleiben werden, wird der „Egmont“ durch den Mangel an innerer Spannung nach Heyse's Urtheil um ein gut Theil seiner Wirkung gebracht. Mit „Iphigenie“ und „Tasso“ erhebt sich der Dichter zur Meisterschaft der Kunst und nur „die Verlegenheit unserer heutigen naturalistisch verwilderten, aller einheitlichen Zucht entbehrenden Schauspielkunst, sich mit dem Stil dieser Dramen zurechtzufinden, ist die Ursache ihrer so seltenen Aufführung“. Mit dieser Leistung höchster Kraft versiegte die dramatische Dichtung. Denn die kleinen Revolutionsdramen seien seiner unwürdig und die natürliche Tochter sei ein

künstliches jedes echten Lebenshauches entbehrendes Geschöpf, selbst die schönen lobpreisenden Worte auf den „Faust“ will Heyse nur für den ersten Theil gelten lassen. Vom Standpunkt der Bühne wird man Heyse recht geben müssen. Auf jeden Fall auch darin, daß die Hauptschuld der seltenen Aufführung Goethe'scher Dramen auf unsern Bühnen der heute herrschende krankhafte Zug nach dem „Neuen, Fremdartigen und Unerhörten“ trägt. „Die Zuversicht“, so schließt die Rede, „dürfen wir hegen, daß eine Zeit kommen wird, da unsere Nation auch im Theater auf Goethe's lebensvolle Schöpfungen sich zurückbesinnen und sie herrlich finden wird wie am ersten Tag.“

— Von dem Werke von A. Bolze, Reichsgerichtsrath in Leipzig: „Die Praxis des Reichsgerichts in Civilsachen“ ist soeben der siebzehnte Band (Leipzig, F. A. Brockhaus) erschienen.

— „Theodor Parker in seinem Leben und Wirken dargestellt von Alfred Altherr, Pfarrer zu St.-Leonard in Basel“ (St.-Gallen, Th. Wirth u. Comp.) ist die vortreffliche Biographie eines redlichen und tüchtigen Mannes, der als edler und unerschrockener Reformator und fortgeschrittener Führer des geistigen und sittlichen Lebens in Amerika und namentlich in Neuengland einen gewaltigen Einfluß ausgeübt hat. Theodor Parker stammte von einem infolge der in England wüthenden kirchlichen Verfolgungssucht 1635 eingewanderten Puritaner ab und wurde als dessen Ur-Urenkel und das jüngste von elf Kindern am 24. August 1810 zu Lexington bei Boston geboren. Sein Vater war ein schlichter Farmer, der in einem schon damals hundert Jahre alten, von Eschen und Ulmen überragten Blockhaus wohnte und die ihm gehörigen, umliegenden Felder mit Fleiß bestellte; das sich ziemlich weit dehnende Acker- und Wiesenland war jedoch, wie fast alle dortigen Güter, ein steiniges Erdreich, dem nur mit großer Mühe Gras, Korn und Kartoffeln abzugewinnen war. Abends und Sonntags las er eifrig die wenigen Bücher, die er besaß und die aus Indianergeschichten, einigen altenglischen Balladen und vor allem einer einst von seinem Vater gegen ein Fuder Heu eingetauschten großen Quartbibel bestanden. Die Aeltern waren tief religiöse rechtschaffene Leute, die sich um Dogmen und Sacramente wenig kümmerten, aber desto mehr Gewicht auf strenge Wahrhaftigkeit und Tugendübung legten. Daher kam es, daß das Kind schon 2½ Jahr alt war als es getauft wurde, eine Versäumniß, die als ein Zeichen echt puritanischer Gesinnung angesehen werden darf. Auch der kleine Bube scheint einen Abscheu gegen diese Ceremonie gehabt zu haben; denn als der Geistliche den feierlichen Taufact vollziehen wollte, wehrte der Täufling die Hand des ehrwürdigen Herren ab mit der ängstlichen Bitte: „Oh, don't“ (O, thue es nicht). Dieser Ausruf war Parker's erster Protest gegen das kirchliche Formenwesen, welches er bestimmt war sein ganzes Leben lang energisch und erfolgreich zu bekämpfen. Anderthalb Jahr später sah er eines Tages eine Schildkröte sich sonnen und, dem Beispiel der Kameraden folgend, hob er den Stock auf, um das Thier zu schlagen. Da war ihm plötzlich, als ob jemand seinen Arm faßte und ihm zurief: Halt, es ist nicht recht! Darauf ließ er den Arm sinken, eilte heim und fragte seine Mutter, was es gewesen sei, das ihm den Arm gehalten habe. Die Mutter zog den vierjährigen Jungen an die Brust und antwortete unter Freudenthränen: „Einige nennen es Gewissen, ich nenne es lieber die Stimme Gottes in der Menschenseele. Höre nur immer auf diese Stimme, so wird sie immer deutlicher zu dir reden und dich recht führen; gehorchst du ihr aber nicht, so wird sie immer leiser werden und dich zuletzt im Dunkel lassen. Dein ganzes Heil und Leben hängt an dieser kleinen Stimme.“ Diese aus dem Mund der lieben Mutter empfangene Lehre ist ihm immer heilig geblieben und für die Bildung seines Charakters und die Bestimmung seiner Laufbahn und Lebensaufgabe von unermeßlichem Werth gewesen. Trotz aller weichherzigen und zartfühlenden Anhänglichkeit an die Mutter, von deren Seele das Beste auf ihn übergegangen ist, war er jedoch kein Muttersöhnchen. Nach der Schilderung seines Jugendgenossen und spätern Biographen John Weiß war er von robustem Körperbau, ziemlich mager mit starkem Kopf und breiten Schultern, besaß ein lebhaftes Temperament und wurde ebenso schnell roth vor Freude wie bleich vor Zorn, nicht besonders beliebt bei seinen Mitschülern, aber geachtet und noch mehr gefürchtet, wegen seiner gefährlichen Gabe Stimme, Gang und Geberde jedes Menschen nachzuahmen und, wenn es ihm gefällt, lächerlich zu machen, unbedingt anerkannt als Charakter und allgemein das Vertrauen zu ihm: „Wenn Theodor etwas sagt, so ist es wahr!“ Für seine Schulbildung mußte er selber sorgen; schon als kleiner Knabe sammelte er Heidelbeeren und verkaufte sie, bis der Ertrag genügte, ihn in den Besitz eines lateinischen Wörterbuches zu setzen. Um weiter studiren zu können, wurde er nachher Lehrer und erfuhr an sich durch mehrere Jahre den Segen und auch die Schwierigkeiten des Docendo discimus; zu gleicher Zeit stellte er einen Ersatzmann auf der Farm, damit der Vater durch die Entbehrung seiner Arbeitskraft nicht zu Schaden käme. „Mein Vater“, schreibt Parker an einen Freund dreißig Jahre später, „wollte es nicht annehmen, aber es schien mir unrecht, besser gehalten zu sein als meine ältern Brüder.“ Auf diese Weise verdiente er sich den Unterhalt und bestritt die Kosten seines Studiums in Cambridge bei Boston, wo er 1834 die Hochschule bezog und den vorgeschriebenen dreijährigen theologischen Curs infolge seiner ganz ungewöhnlichen Vorbildung in zwei Jahren absolvirte. Unterdessen erweiterte sich seine Kenntniß der deutschen Literatur, die ihn in eine neue Welt einführte und für sein ganzes Lebensschicksal entscheidend wurde. Er las Lessing, Schiller, Herder und Goethe, und machte sich mit den Schriften der Philosophen Kant, Fichte, Hegel und Schelling und der Theologen Schleiermacher, Eichhorn, De Wette, Fr. Chr. Baur und ihrer Gegner bekannt. Wie eifrig er an diese Arbeit ging und was er dabei leistete, davon legen die in seinem Tagebuche enthaltenen ausführlichen Excerpte und scharfsinnigen Kritiken unwiderstehliches Zeugniß ab. Auf Parker's Kämpfe auf den Gebieten der theologischen und der socialen Reform und seinen Antheil an der Aufhebung der Sklaverei können wir hier nicht näher eingehen, sondern verweisen den Leser auf die vorzügliche Darstellung Altherr's, der in dem „Vorbilder und Mitstrebende“ überschriebenen Kapitel auch Interessantes über seine Gesinnungs- und Parteigenossen mittheilt. Hier und da bemerken wir jedoch kleine Irrthümer; so z. B. hat sich Emerson an der Brook-Farm-Vereinigung nicht betheiligt und hat nie dort gewohnt (S. 149); Alcott wurde in seinen letzten Tagen zwar orthodox, aber nicht „katholisch“ (S. 161). Im ganzen ist jedoch diese Biographie zuverlässig und empfehlenswerth.

Bibliographie.

Kahlbaum, Georg W. A., Theophrastus Paracelsus. Vortrag. Basel, B. Schwabe. 8. 1 M. 50 Pf.

Muschi, J. B., Aus unserer Väter Tagen. 14. Band. Die Hansa. Leipzig-Dresden, A. Köhler. 8. 1 M.

Repetitorium, Kurzes, der Deutschen Literaturgeschichte. Zum Gebrauche für Lehrer und Lernende. I. Theil: Von der Vorzeit bis zum Ausgang des 13. Jahrhunderts. Nach den Quellen und nach den Schriften von J. und W. Grimm, Lachmann, Holtzmann, Haupt, Gervinus, Koberstein, Wackernagel, Vilmar, Müllenhoff, Gödecke, Scherer, Zarncke, Bartsch, Heinzel, Pfeiffer u. A. Gearbeitet von Fritz Lemmermayer. (Breitenstein's Repetitorien Nr. 63.) Leipzig und Wien, M. Breitenstein's Verlag. 1 M. 10 Pf.

Sauer, B., Der Torso von Belvedere. Gießen, J. Ricker'sche Buchh. 4. 4 M.

Tyndall, J., Die Wärme, betrachtet als eine Art der Bewegung. Vierte vermehrte Auflage. Braunschweig, Friedr. Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 12 M.

Wereschagin, W. W., Der Kriegskorrespondent. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 8. 2 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 35. — 30. August 1894.

Alfred von Hedenstjerna.

Zu den vielen dichterischen Charakterköpfen, die sich in den letzten zehn bis funfzehn Jahren aus dem skandinavischen Norden bei uns eingebürgert haben, zu den Björnson, Ibsen, Kielland, Elster, Jakobsen, Strindberg, Ola Hansson hat sich neuestens der Schwede Alfred von Hedenstjerna gesellt. Vor zwei Jahren erschien der erste Band seiner „Bilder aus dem schwedischen Volksleben: Allerlei Leute" und erlebte nicht nur bald eine vierte Auflage, sondern der Verleger fand auch den Muth, einen zweiten Band dieser Skizzensammlung und noch drei andere größere Novellen übersetzen zu lassen und dem deutschen Publikum vorzulegen.*) Nun hat sich doch der erste Enthusiasmus für die Originalgenies aus dem Norden bei uns erheblich abgekühlt, dem fortdauernden Sturm und Drang, der künstlerischen und socialen Neuerungssucht der norwegischen und schwedischen Dichter schauen wir recht skeptisch zu. Darum aber ist der Erfolg eines neuen nordischen Dichters um so beachtenswerther, und wir wollen uns daher diesen Alfred von Hedenstjerna etwas näher besehen.

Was an ihm zunächst auffällt ist, daß er gar nichts mit den genannten berühmten Dichtern seiner Heimat gemein hat. Er ist kein „Moderner" in dem Sinne, daß er mit den Augen des bei den Physiologen und Pathologen in die Schule gegangenen Sittenmalers die Menschen betrachtete; er ist auch kein Analytiker der Gefühle und Nervenzustände wie Strindberg, Hansson; er ist kein Satiriker der bürgerlichen Gesellschaft wie Ibsen und kein Apostel der Keuschheitslehre für Jünglinge wie Björnson. Hedenstjerna ist ein durch und durch conservativer Dichter, wie er auch politisch ein demokratisch-conservativer Herr ist. Er nimmt mit Vorliebe die Partei der Armen gegen die Reichen, doch ist in dieser Parteinahme kein Tropfen socialistischer Gesinnung enthalten, die Armen sind hier zumeist die Hüter der alten Sitten und Traditionen. Hedenstjerna hat Sympathie für die armen Pastoren, die sich aus dem niedrigsten Stande der Armuth durch Hunger und Entbehrung bis zu ihrem bescheidenen Aemtchen emporgerungen haben, ohne daß man sagen könnte, daß er geradezu Pietist wäre. Er läßt satirische Lichter auch auf Pastoren fallen. Wen er nicht mag, das sind die reichen Adeligen, die in einer internationalen Luft leben, mit ausländischer Bildung und fremden Manieren ihrem eigenen Volke kühl ironisch oder hochmüthig gegenüberstehen und dennoch wichtige, maßgebende Stellungen im Staate einnehmen. Wen Hedenstjerna ferner nicht mag, das ist das Proletariat der Bildung, das sich nicht blos in Schweden allein immerzu vermehrt und am Mark der Nation zehrt. Gegen die großen Städte, gegen dieses Bildungsproletariat, gegen die Ueberschätzung von staatlichen Anstellungen, gegen die Vorurtheile der Gesellschaft in allen Ständen und Klassen ergreift er Partei für das arme Volk, für die Bauern, für die Männer, die etwas aus sich selbst ohne Vermittelung von Vettern und Basen, ohne Antichambriren und Rückenkrümmen gemacht haben. Hedenstjerna ist ein moralisirender Dichter, in der Art wie alle volksthümlich schreibenden Erzähler, aber kein Neuerer, weder im guten noch im übeln Sinne der socialen Moral. Dabei darf man seine starke Neigung zur Sentimentalität auch nicht übersehen, der er jedoch durch einen freundlichen Humor ein Gegengewicht zu bieten versteht. In der Form seiner Darstellung ist Hedenstjerna ebenso schlicht, als anmuthig. Was am meisten wohlthut, ist seine Natürlichkeit, seine Gesundheit, die ohne Künstelei die Dinge anschaulich, fesselnd, wahr, warm vor Augen stellt. Und in dem Gegensatze, in dem sich dieser bescheidene Dichter, der aber das

*) Allerlei Leute. Bilder aus dem schwedischen Volksleben von Alfred von Hedenstjerna. Deutsch bearbeitet von Alexis von Krusenstjerna. Vierte Auflage. Leipzig, H. Haessel. 1892. — Zweiter Band, bearbeitet von Margarethe Langfeldt. Ebenda. 1893. — Novellen von Alfred von Hedenstjerna. Erster Band: Der Quislinger Pastor. Zweiter Band: Jonas Dürman's Testament. Dritter Band: Frau Westberg's Kostgänger. Aus dem Schwedischen übersetzt von Margarethe Langfeldt. Ebenda. 1893. 12. à Band 2 M.

Herz auf dem rechten Flecke hat, der aus wahrer Menschenliebe und aus reicher Kenntniß seines Volkes seine Novellen und Skizzen hinschreibt, zu den modernen Himmel- und Teufelstürmern befindet, mag seine Beliebtheit ihren Grund haben. Man ist der überpfefferten Kost müde und freut sich eines gesunden Bissens, wenn er auch lang nicht so reichlich wie jene, ja sogar etwas hausbacken zubereitet ist.

In der Novelle: „Der Quislinger Pastor“ erzählt Hedenstjerna die Geschichte eines armen begabten Pastors, der sich in die schöne Tochter seines Patronatsherrn verliebt, der Baron und sehr reich ist. Der junge Pastor ist aber ein ganzer Mann und ein rechtschaffener Charakter, er thut alles Mögliche, seine Leidenschaft zu verbergen, deren er sich eine Zeit lang auch gar nicht bewußt ist. Die schöne, glänzend lebende Baronesse ist gleichfalls ein charaktervolles Wesen, es muß viel geschehen, bis sie sich in die Stellung einer sehr bescheidenen Dorfpastorsgattin auch nur hineindenken kann. Sie ist mit einem jungen Grafen verlobt, als sie den Pastor kennen lernt; natürlich ist der Graf Lebemann und muß vorher seine Maitresse ausbezahlen, bevor er ganz frei wird. Aber es nützt ihm nichts, die Leidenschaft der schönen Baronesse für den bescheidenen quislinger Pastor wächst immer mehr, auch gegen den Willen des schönen Mädchens, bis sie kurz vor dem Hochzeitstage an einem Typhus erkrankt und sich in der Krankheit klärt. Der Graf wird verabschiedet, der Pastor erhält das Geständniß der Liebe. Damit schließt die Erzählung. Uns hätte es noch interessirt zu erfahren, ja mit anzusehen, in welcher Art und Weise sich die an feinsten Luxus gewöhnte Baronesse in ihre neue Stellung hineinfindet, wie der arme Pastor sich in seine hochgeborene Gattin schickt, und wie sich die Kluft in ihrer beiderseitigen Erziehung durch das Eheleben schließen soll. Hedenstjerna aber hat diese Neugier des Lesers nicht erwartet und schließt seine rührende Erzählung mit der Verlobung des sich so lange suchenden Menschenpaares. Auf besondere poetische Wirkung kann nun diese Geschichte nicht Anspruch erheben; wol aber ist die Zeichnung und Charakteristik der Haupt- und Nebenfiguren fein säuberlich und mit humoristischen Lichtern ausgestattet.

Origineller ist das Motiv der Novelle: „Jonas Dürman's Testament“, die den zweiten Band füllt. Jonas Dürman ist ein reicher Junggeselle, der seinen harten und theilnahmslosen Verwandten, die ihm zur Zeit seiner Noth nicht geholfen haben, durch sein Testament einen bösen Streich spielt. Er selbst hat sich seine Kapitalien durch unermüdlichen Fleiß erworben, nachdem er es mit seinen Universitätsstudien nicht hatte weiter bringen können. Nun errichtet er mit seinem Gelde eine Stiftung für solche Studenten oder Staatsamtscandidaten, die des gebildeten Proletariats müde geworden, sich wieder gern dem ältesten und wichtigsten aller menschlichen Berufe zuwenden wollen: dem Bauernthum, der Landwirthschaft. Reichere Bildung kann dem Bauernstande auch nicht schaden, in der Stadt aber schnappt ein Amtsjäger dem andern den Knochen vom Munde weg. Die Stiftung Dürman's besteht in einem großen Stücke Landes, das mit einem Hauptgebäude als einer Art Casino im Mittelpunkte, unter die Stiftlinge in Loosen zu einem sehr geringen Preise verpachtet wird, den sie ohne Beschwer allmählich abzahlen können; ebenso ist es auch mit dem Vorschuß, den sie zur Anschaffung von Geräthen und andern Hülfsmitteln erhalten. Die Stiftlinge können sich nun eine dauernde Existenz als Pächter oder auch, wenn sie Glück haben, als Gutsbesitzer gründen und sind über alles Elend hinweggehoben. Freilich: in die physische Arbeit müssen sich die unfertigen Candidaten der vier verschiedenen Facultäten wol schicken lernen. Dies ist also das Motiv der Erzählung. Wir können aber nicht sagen, daß Hedenstjerna den trefflichen Einfall sehr bedeutend durchgeführt hätte. Seine Novelle, in deren Mittelpunkt das verschiedene Verhältniß der Büchermenschen zur physischen Arbeit stehen sollte, führt gerade diese Aufgabe recht flüchtig durch; hingegen nimmt wieder eine Liebesgeschichte, in der es sich wesentlich um den Gegensatz der Stände handelt, unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Einer von den studentischen Pächtern, Karl Hammer, der selbst noch aus dem Bauernthum herstammt, schickt sich am geschwindesten und erfolgreichsten in den landwirthschaftlichen Beruf. Er hat anfänglich die Schwielen und Blasen an seinen harter Arbeit ungewohnten Händen bedauert, sie aber schließlich mit stillem Selbstgefühl getragen. Er verliebt sich nun in eine schöne junge Concertsängerin, und wie in der Pastorennovelle die junge Baronin sich bis zur Erkenntniß läutern muß, daß man auch einen armen Pastor heirathen könne, ohne eine Lächerlichkeit zu begehen; so muß im „Testament“ die schöne Sängerin zur nicht sehr schwierigen Erkenntniß durchdringen, daß es klüger ist, die Gattin eines prächtigen, jungen zukunftsfrohen und wohlhabenden Gutsherrn zu sein, als mit kleiner Stimme in Concerten zweiten Ranges in Städtchen der Provinz rauschende Triumphe und schmale Kost zu verdienen. So vernünftig ist denn auch die schöne Gerda, und sie heirathet ihren Selfmademan „König Dürman“, den ehemaligen Studenten Karl Hammer. Man sieht, es fehlt der Moral Hedenstjerna's auch nicht an gesunder Nüchternheit und Prosa.

Die dritte Novelle: „Frau Westberg's Kostgänger“, fängt auch mit einem hübschen Einfall an und verläuft noch weniger befriedigend, weil es ihr an einer starken Handlung fehlt und weil sie in einer Reihe von kleinen Einzelgeschichten zerflattert. Frau Westberg ist eine Witwe, die auf einem kleinen Gute mit vielen Kindern lebt und wenig Geld hat. Da verfällt sie auf den Gedanken, Pensionäre über Sommer aufzunehmen, um ihrem Haushalt auf die Beine zu helfen. Es kommt nun auf ihr Inserat eine bunte Gesellschaft von Männlein und Weiblein zusammen, in der sich natürlich eine Reihe von mehr oder weniger muntern Liebesgeschichten abspielen. Es fehlt hier auch wiederum nicht Hedenstjerna's Liebling: der starke Mann mit dem guten Herzen, aber mit äußerlich

unbeholfenen Manieren. Hier ist der amerikanisirte Schwede Johnsson dieser Mann, der es vom Tagelöhner zum sehr reichen Mann im fernen Kansas gebracht hat. Einzelne Gestalten sind wieder sehr anmuthig, aber auch nur skizzenhaft gezeichnet und die Geschichte hält auch nicht soviel, als sie am Anfang versprochen hat. Aber sie hat den einen Vorzug doch vor den andern voraus, daß sie nicht moralisirend, sondern frei humoristisch austönt und sogar einen Pastor zeichnet, der kein Ideal seines Standes ist.

Hedenstjerna's schöne formelle Begabung zeigt sich von ihrer besten Seite in den zwei Bänden der Bilder aus dem schwedischen Volksleben. Bei uns würde man sie „Feuilletons" nennen, weil sie in wohlgefeilter knapper Form einem hübschen Gedanken anmuthig und gut pointirt Ausdruck geben. Aber sie sind auch ungleich im Werthe. Es sind Schnurren darunter so übermüthiger Art wie „Des Gerichtsbauers Mutterschwein", wo sich der arme Hirt die geliebte Bauerntochter vom widerstehenden Vater dadurch gewinnt, daß er ihm in der kritischesten Zeit vor der Preisviehausstellung das schönste Schwein stiehlt und es ihm nicht wieder zurückgibt, als bis er ihm die Tochter verspricht, oder „Die Hindernisse der Liebe", oder „Frau Lindqvist II", die ihre Vorgängerin in der Ehe für die schlechte Behandlung durch Lindqvist rächt, indem sie ihn so oft als möglich tüchtig — massirt; ein übrigens schon oft gebrauchter Spaß der Feuilleton-Novellisten. Andere Stücke sind wieder rührend, wie die „Reue" oder „Die große Schwester" oder „Die Abendsonne", wieder andere geradezu moralisirend, wie „Das Herzblättchen" und dergleichen. Alle diese Stücke bieten eine leichte Lektüre, die mit ihrer anmuthigen Form auch jene Leser fesseln können, die sich mit der sentimental moralisirenden Art Hedenstjerna's nicht ganz befreunden können.

Persönliches wissen wir von ihm nichts zu erzählen; aber seine Schriften muthen uns an, als stünde der Autor noch vor einer langen Reihe von Werken, die er schaffen werde. Und da er den Ton für's Volk so gut trifft, so ist anzunehmen, daß er noch manche Erfolge davontragen werde, und die Zukunft wird lehren, ob er einer jener Dichter ist, welche der Flut kranker, verschrobener oder hypersentimentaler Bücher, die viele seiner Landsleute schreiben, mit gesunderm Schaffen wird Einhalt gebieten können.

Moritz Necker.

Der Kapitalismus am Ende dieses Jahrhunderts.

Unter diesem Titel, leider mit häßlicher Sprachmengerei, hat Rudolf Meyer *), der bekannte frühere Nationalökonom der „Germania", Kritiker der „Gründerperiode" und Geschichtschreiber der Arbeiterbewegung (in seinem „Emancipationskampf des vierten Standes") eine Beleuchtung der gegenwärtigen wirthschaftlichen Verhältnisse Europas und Amerikas erscheinen lassen, die wegen der Erfahrenheit des Verfassers mit dem praktischen Leben beider Welttheile und seiner mannichfaltigen, wenn auch öfter dilettantischen Kenntnisse Beachtung verdient, obgleich sie keineswegs immer unsere Zustimmung erzwingt, sondern öfter den Widerspruch herausfordert.

Meyer beginnt mit einer sehr summarischen Geschichte der Eigenthumsformen der Wirthschaft, die er nach Rodbertus in drei Epochen eintheilt: Alterthum, Mittelalter und Neuzeit. Das Alterthum charakterisirt er genau nach Rodbertus als die Wirthschaft des Oikos, als einer Einheit, die unter einem Besitzer Ackerbau, also Gewinnung der Rohproducte und Fabrikation, also Verarbeitung derselben, beide durch Sklaven betrieben, vereinigte. Gewisse politische und ökonomische Ursachen, besonders das Aufhören neuer Sklavenzufuhr führten nun in der römischen Kaiserzeit die Trennung der Fabrikation vom Ackerbau und eine an Freiheit sich annähernde rechtliche Verbesserung der Ackerbausklaven herbei, welche von nun an Colonen hießen. Aus ihnen entstehen die Hörigen des Mittelalters, aus den Fabriksklaven des Alterthums die zuerst auch unfreien, einem Bischof oder Herrn gehörigen, bald aber freien Handwerkerzünfte der mittelalterlichen Städte. Diese Freiheit der Zünfte und ihr Eigenthum an den Productionsmitteln, besonders den Grundstücken und Häusern, außerdem das Zinsverbot der katholischen Kirche schließen im Handwerk jeden Kapitalismus, d. h. jede Ausbeutung durch den bloßen Besitz der Productionsmittel aus. Im Ackerbau wird er ausgeschlossen durch die staatlichen Hoheitsrechte der Grundherrn, kraft deren ihre Gewalt nicht blos Herrschaft über, sondern auch Fürsorge für die Hörigen einschließt, und durch die Fixirung der Leistungen der letztern, die deshalb keinen Schwankungen des Marktes unterworfen sind. Seit dem 15. Jahrhundert wird das Zinsverbot der Kirche umgangen, durch die Reformation aufgehoben. Zuerst in den Städten entsteht die unbeschränkte Production durch theils gelernte, theils ungelernte Arbeiter im Dienste des kaufmännischen Unternehmers, d. h. die Auflösung der Zunft. An Stelle des Handwerksmeisters tritt allmählich der Kapitalist, der nicht für den localen Markt, sondern möglichst für den Weltmarkt producirt, an Stelle des Zunftgesellen, der selbst Meister zu werden Aussicht hat, tritt der sein Leben lang in derselben Lage bleibende Lohnarbeiter. Diese Umwandlung hat jahrhundertelang gedauert, selbst jetzt ist sie nur in Amerika völlig durchgeführt, aber die Tendenz dahin ist auch in Europa durchgreifend. Gleichzeitig mit dem städtischen Kapitalismus beginnt auch der ländliche Kapitalismus des Großgrund-

*) Der Kapitalismus fin de siècle von Dr. Rud. Meyer. Wien, Verlagsbuchh. Austria. 1894. Gr. 8. 7 M.

besitzes, der Versuch, die hörigen Bauern zu „legen", d. h. ihnen ihr Eigenthum am Acker zu entziehen und sie zu besitzlosen Lohnarbeitern zu machen. Gefördert wird diese ganze Entwickelung durch die einen großen Markt gewährenden überseeischen Colonien, die zunächst Ackerbaucolonien sind und aus den Mutterländern die Erzeugnisse des Handwerks in so großer Masse beziehen, daß sie dem Handwerk einen ungeheuern Aufschwung verleihen, der ihm die Schranken der Zunft noch unerträglicher machte. Wachsthum des Handwerkes aber bedeutet Wachsthum der Städte, und reizt durch steigenden Bedarf an Nahrungsmitteln den ländlichen Großbesitzer zu intensiverer Wirthschaft, die durch das Vorbild des städtischen Kaufmanns ebenfalls kapitalistisch wird. Dazu kommt als weiterer Factor, den Meyer übersieht, eine neue unter dem Eindruck dieser Erscheinungen erwachsene socialpolitische Theorie, welche die Wirkung für die Ursache nahm, die neue ungeheuere Steigerung der Production nicht aus dem überseeischen Markte, sondern aus ihrer Befreiung von den Zunftfesseln erklärte, dieselbe Befreiung von dem Eingreifen öffentlicher Gewalten überhaupt für alle Gebiete des Lebens verlangte, das Princip des laisser faire laisser aller für die höchste Weisheit und das erste Gesetz des bürgerlichen Lebens ansah, dem Staate nur die Nachtwächterdienste, d. h. die Verhinderung von Gewaltthaten und Verbrechen übrig ließ, den Einzelnen völlig seinem Egoismus und seinem Glücke anheimgab, und ihn in das offene Meer des allgemeinen Wettbewerbes zum Gedeihen oder Untergehen hinausstieß. Diese Theorie, am besten von A. Smith formulirt, drang in die Gesetzgebung ein und riß alle Schranken und Dämme nieder, die den wirthschaftlich Schwachen gegen den Ansturm der Concurrenz geschützt hatten.

Nur in einem Punkte ist der Grundsatz der staatlichen Nichteinmischung öfter durchbrochen worden, nämlich in den Schutzzöllen, welche die Kapitalisten und Großgrundbesitzer immer und überall, in allen europäischen Staaten ebenso wol wie in Amerika, mit einziger Ausnahme der letzten fünf Jahrzehnte Englands, durchzusetzen gewußt haben.

Diese Schutzzölle findet nun Rudolf Meyer für die europäische Wirthschaft besonders verhängnißvoll. Sie haben zunächst die Begehrlichkeit der Kapitalisten gesteigert, aus den Landwirthen Industrielle gemacht, besonders die Zuckerindustrie so sehr vergrößert, daß Deutschland allein ganz Amerika mit Zucker versorgt, 203000 Hectar alljährlich mit Zuckerrüben bepflanzt und dem Brotkorn entzieht, daß es ferner für Frankreich, Spanien und Italien Kartoffelspiritus liefert, für diesen und für Kartoffelstärke zusammen etwa 100000 Hectar verwendet, also im ganzen für die drei genannten Exportartikel 300000 Hectar jährlich hergibt, daß es aber nicht mehr im Stande ist, seinen Bedarf an Brotkorn zu decken, sondern ein Fünftel (im Jahre 1878 nur ein Elftel) davon einführen muß, daß ferner der Weizenpreis in Deutschland 10—15 Procent höher als in London steht. Die städtische Industrie ist durch die Schutzzölle ebenfalls über ihre natürlichen Verhältnisse hinausgewachsen. Die Folgen davon werden ihr aber erst jetzt recht fühlbar, nachdem die Exportländer, um sich von ihr unabhängig zu machen, eine eigene Industrie geschaffen haben. Die europäische Industrie sucht nun dem Uebel der ausländischen und inländischen Concurrenz zu entgehen durch Cartelle (auch Ringe, in Amerika corners trusts, pools genannt), d. h. Vereinigungen der Angehörigen jedes Zweiges untereinander, die für ihre Erzeugnisse einen bestimmten Preis vereinbaren und um ihn festzuhalten, Beschränkung der Arbeitszeit oder Entlassung von Arbeitern je nach Bedarf beschließen.

Dieser Zustand aber hat ein ganzes Heer von Uebeln im Gefolge. Infolge der Muthlosigkeit der einheimischen Production wandert das Kapital in das Ausland, um die fremde Industrie, die Concurrentin zu fördern, oder es wird in Anleihen fremder Staaten, auch ökonomisch zweifelhafter Mächte (Argentinien, Brasilien, Portugal, Griechenland, Serbien u. s. w.) angelegt, um bei einer wirthschaftlichen Krise ganz verloren zu gehen. In den letzten zehn Jahren ist eine Milliarde deutschen Kapitals so vernichtet worden. Der große Rückgang des Getreidebaues in Deutschland bringt das Deutsche Reich in Gefahr, daß es in einem Kriege, wenn seine Feinde verstehen, es von den Getreide ausführenden Ländern zu trennen, vollständig ausgehungert und so seine militärische Ueberlegenheit zu nichte gemacht werde. Der russische Generalstab hat auf diese Schwäche Deutschlands bereits aufmerksam gemacht. Auch preußische Militärs haben sich mit dieser Frage beschäftigt, die officiösen Zeitungen aber sind mit nichtigen Redensarten von der Hülfe der englischen Flotte darüber hinweggegangen.

Ferner ist es nach Meyer eine in der Geschichte wiederkehrende Nothwendigkeit, daß, je höher die Grundrente steht, desto schlechter der kleinere und mittlere Grundbesitzer gedeiht. Diese Erscheinung ist sehr paradox, aber sie beruht auf sehr natürlichen Ursachen. Der kleinere und mittlere Grundbesitzer producirt zunächst für den Bedarf, nur, was diesen übersteigt, für den Verkauf; er kann sich auch bei niedrigen Preisen der Erzeugnisse noch halten, da er seiner Arbeit immer sicher ist, gleichviel ob sie hoch oder niedrig bezahlt wird. Bei hoher Grundrente hingegen entsteht in den großen Besitzern das Verlangen, die kleinen auszukaufen. Die Arbeitslöhne werden höher und verlocken manchen, seine Selbständigkeit aufzugeben. Ist er dann einmal besitzlos geworden, so hält es schwer, ein neues Anwesen zu erwerben. Denn steigende Grundrente hat steigende Bodenpreise zur Folge. Demgemäß ist in der Geschichte hohe Grundrente stets mit Schwinden des Bauernstandes verbunden gewesen. Am höchsten war sie vor der Aufhebung der Getreidezölle in England. Darum ist auch damals der letzte Rest des englischen Bauernstandes verschwunden; es gibt in England bekanntlich nur noch Großgrundbesitzer und Pächter.

In alle die Wunden aber, die der Kapitalismus den Völkern schlägt, wird nach Meyer gewissermaßen noch Salz

gestreut durch die Macht der immermehr zur Alleinherrschaft kommenden Goldwährung und den damit identischen Preisfall des Silbers. Der Währungsfrage widmet er ein besonderes Kapitel, das allerlei Gründe für den Bimetallismus vorführt. Er steht dabei auf derselben Seite mit sehr ernsten nationalökonomischen Denkern, wie Rodbertus, Laveleye, Schäffle. Dem Referenten scheint Meyer neue richtige Beweise zu bringen, daß die reine Goldwährung nur eine Bequemlichkeit für den Großhandel, aber ein Schaden für die Völker ist.

Aus allen diesen Mislichkeiten und Leiden sieht Rudolf Meyer drei verschiedene mögliche Auswege, die er virtuell von drei verschiedenen Mächten erwartet: von der katholischen Kirche, der Socialdemokratie und dem preußischen Staate. Die katholische Kirche überschätzt er entschieden in ihrer socialen Wichtigkeit für die Zukunft, er weiß dafür nichts weiter anzuführen, als die matte Encyklika Leo's XIII. über die sociale Frage, welche nicht einen einzigen greifbaren Reformvorschlag enthielt, sondern nur gute Absichten und allgemeine Ermahnungen. Die Socialdemokratie, die „Millionen", die sich zu Marx und Engels bekennen, wünscht Rudolf Meyer nicht als Sieger, denn er nennt sich einen conservativen Mann, aber er glaubt an die Möglichkeit ihres Sieges und wie es scheint, auch an ihre Fähigkeit, den Sieg zu neuer Grundlegung der Gesellschaft zu verwerthen. Letzteres mit Unrecht. Als Zahlen sind sie zwar sehr imposant, aber innerlich bieten sie nicht die Garantie, wenigstens jetzt noch lange nicht, daß in ihnen sittliche und geistige Kräfte genug vorhanden sind, die im Stande wären, die ungeheuere Aufgabe der wirthschaftlichen Neuordnung der civilisirten Welt durchzuführen. Daß diese Unfähigkeit eine ewige bleibe, ist freilich nicht nothwendig, gegenwärtig aber ist sie eine Thatsache. Bleibt also allein übrig der preußische Staat oder, besser gesagt, das Deutsche Reich, und hierin hat Rudolf Meyer recht. Das Reich aber wird erst dann etwas thun, wenn seine militärischen Interessen ganz ernsthaft bedroht sind. Glücklicherweise, möchte man fast sagen, ist dies in steigendem Maße der Fall. Denn das Eindringen der Socialdemokratie in das Heer droht die militärische Zucht zu untergraben und die Möglichkeit der Aushungerung Deutschlands im Kriegsfalle ist eine sehr ernsthafte Gefahr. Was die Regierungen zunächst thun können, und worauf Meyer besonders hinweist, ist die Erhaltung und Vermehrung des Bauernstandes, für welche die niedrigen Güterpreise eine gute Gelegenheit bieten, auch der erste Anfang in der Thätigkeit der Ansiedelungscommission in Posen und in dem deutschen Rentengütergesetz bereits vorliegt. Hier hat Rudolf Meyer allerdings eine dringende Aufgabe der staatlichen Organe gekennzeichnet, und dies ist — neben einer großen Zahl interessanter ökonomischer Einzelthatsachen — ein Verdienst seines Buches, das ihm bleibt, wie sehr es auch sonst an schiefen Auffassungen und Darstellungen und an Uebertreibungen leidet. Insbesondere unter Voreingenommenheit leidet sein Urtheil über Bismarck, das ihn aber nicht an einer sehr objectiven Würdigung seiner Socialreform hindert und gegen allzu kritiklosen Enthusiasmus sogar heilsam sein kann.

Den ihm wichtigsten Theil seines Themas, nämlich das Sinken der Grundrente, hat R. Meyer noch einmal in einer besondern Schrift*) behandelt. Er nimmt dabei die Provinz Pommern, deren Verhältnisse ihm am besten bekannt sind, als Beispiel. Die pommerschen Gutsbesitzer theilt er in vier Klassen ein, in Latifundienbesitzer, Großgrundbesitzer, unverschuldete und verschuldete Rittergutsbesitzer. Die letztern werden nach der Herabsetzung der Getreidezölle, die Rußland gegenüber eine politische Nothwendigkeit war, sämmtlich ihren Besitz verlieren, weil sie nicht im Stande sind, durch technische Verbesserungen, die alle Kapital erfordern, die günstigern Productionsbedingungen Rußlands und Amerikas wett zu machen; mindestens ein Drittel, wahrscheinlich aber die Hälfte der Rittergüter wird unter den Hammer kommen. Sie werden theils zu Latifundien geschlagen werden, theils in die Hände der Hypothekenbanken fallen, die sich auf diese Weise in Ackerbau-Actiengesellschaften umwandeln werden, oder — und dies wäre das Beste — sie werden vom Staate angekauft, parcellirt und an bäuerliche Colonisten als Rentengüter überlassen werden. Dieser Weg muß beschritten werden, wenn aus dem drohenden Unglück des Großgrundbesitzes noch ein Glück für die Gesammtheit entsprießen soll.

Auch diese zweite Schrift ist lehrreich in vielen Einzelheiten und im ganzen von richtigem Urtheil, wenn Meyer auch manchmal schwärzer gemalt hat als die ohnehin schon dunkle Wirklichkeit fordert. Paul Barth.

*) Das Sinken der Grundrente und dessen mögliche sociale und politische Folgen von Dr. Rudolph Meyer. Wien, Verlagsbuchhandlung Austria. 1894. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Zur russischen Literatur.

N. G. Tschernischewsky. Eine literar-historische Studie von G. Plechanow. Stuttgart, J. H. W. Dietz. 1894. 8. 2 M. 50 Pf.

Bei aller Liebe und Verehrung, welche der Verfasser für den großen russischen Socialisten hegt, hält er in seiner gewissenhaften Weise nicht mit der Ansicht zurück, daß er seine historischen und politischen Anschauungen nicht in ein System gebracht und durch die Unklarheit und Unbestimmtheit seiner allgemeinen geschichtlichen Auffassung einen wesentlichen Antheil an den spätern Programm-Irrfahrten der russischen Revolutionäre gehabt hat. Seiner Entwickelung war eben der Umstand in hohem Grade hinderlich, daß er in einem Lande lebte, welches in jeder Hinsicht zurückgeblieben war, und wohin oft die neuesten Entdeckungen

und Strömungen der socialen Wissenschaft gar nicht gelangten. Dabei bot auch das ihn umgebende Leben gar keinen Stoff zu selbständigen Entdeckungen in dieser Richtung. Außerdem suchte er in seinen Erörterungen über die bürgerliche Gesellschaft seine Schlußfolgerungen nicht aus dem wirklichen Leben dieser Gesellschaft, sondern aus den Forderungen der „gesunden Theorie" abzuleiten. Gleichwol waren seine utopistischen Ansichten für seine Zeit und sein Land überaus wichtig und fruchtbringend, weil sie seine Landsleute aus ihrer Lethargie aufrüttelten und sie auf die Bahn des Studiums der socialen und ökonomischen Fragen lenkten.

Tschernischewsky bekannte sich zu den Lehren Ludwig Feuerbach's, der, von Hegel ausgehend, schließlich bei dem der Philosophie überhaupt als solcher den Abschied gebenden Resultate anlangte, daß Hegel in das alte Testament der neuen Philosophie gehöre, der Begriff des Absoluten aufgegeben und die Natur wieder in ihre Rechte eingesetzt werden müsse, daß nicht der Mensch als Vernunftwesen, sondern der leibliche Mensch das Maß aller Dinge sei, ja daß der Mensch eben nur sei, was er ißt. In diesem Zusammenhange gerieth Tschernischewsky in Gegensatz zu den „Idealisten", welche in den unschönen Aeußerungen der verdorbenen menschlichen Natur nur den „bösen Willen" erblicken, der die strengste Strafe erheische. „Alles hängt von den socialen Gewohnheiten ab", erklärte er, „und von den Umständen, d. h. in letzter Instanz von den Umständen allein, da auch die socialen Gewohnheiten ihrerseits durch die Umstände geschaffen werden. Ihr beschuldigt einen Menschen — untersucht doch vorher, ob er an dem ihm zur Last gelegten Vergehen schuld ist, oder ob es die Umstände und die socialen Gewohnheiten sind: prüft scharf, vielleicht ist es gar nicht seine Schuld, sondern nur sein Unglück." Eine solche Erklärung des Bösen führt endgültig in das Fahrwasser des Fatalismus, welcher jede Initiative lähmt. Sie ist daher keineswegs damit abgethan, daß sie, wie dies vom Verfasser geschieht, als „ungemein human" beurtheilt wird; sie verstößt vielmehr gegen das allgemein Menschliche, indem sie die Menschenwürde aufhebt, alle unsere Handlungen nur als ein kleines Moment einer Bewegung gelten läßt, welche vor sich geht, weil sie den Zeitumständen und Verhältnissen nach vor sich gehen muß. Diese Auffassung richtet sich in ihrer Ausschließlichkeit selbst, indem sie der Thatsache einen Faustschlag versetzt, daß kühne, thatkräftige, energische und weit ausschauende, mit einem Worte geniale Menschen die Umstände und socialen Gewohnheiten gründlich verrücken und verschieben. Das Genie offenbart sich ja eben darin, daß es sein Milieu weit überragt, über die es umgebenden und einengenden Verhältnisse hinauswächst. Und müßten nicht die Selbstzucht und die Selbstbeherrschung in das Reich der Fabel verwiesen werden, wenn der Mensch lediglich ein unbewußtes Product seiner jeweiligen Umgebung wäre? Als wollte Tschernischewsky einen Beitrag zur Bestätigung des Satzes: Les extrêmes se touchent liefern, vertritt er daneben den entgegengesetzten, über die Phantasie und das Gemüth zur Tagesordnung übergehenden Standpunkt, wonach die Triebfeder der scheinbar uneigennützigsten Handlungen der kühle, nüchterne, herzlose, berechnende Egoismus ist.

Viel zu viel Aufhebens macht Plechanow von Tschernischewsky's Bemerkung, daß die ästhetischen Begriffe der Menschen in engem ursächlichem Zusammenhange zu ihrer ökonomischen Lebensstellung stehen, daß die verschiedenen Gesellschaftsklassen je nach ihren ökonomischen Daseinsbedingungen verschiedene Schönheitsideale haben. Dieser Gedanke ist allerdings über jeden Zweifel erhaben, aber es heißt denn doch den Genius entweihen und den Begriff des Erfindens misdeuten, wenn man ihm die Ehre erweist, ihn zu einer „genialen Entdeckung im vollen Sinne des Wortes" zu stempeln. Wer Augen hat, um zu sehen, und Ohren, um zu hören, wer Gelegenheit hat, mit Städtern und Landbewohnern zu verkehren und das Seelenleben der verschiedenen Berufskreise zu belauschen, dem wird sich die Beobachtung: „Die Folge guter Lebensverhältnisse bei vieler, jedoch nicht erschöpfender Arbeit ist bei den Bauernburschen oder Bauernmädchen eine ungemein frische Gesichtsfarbe und rothe Wangen — die erste Bedingung der Schönheit nach Volksbegriffen. Wegen großer Arbeit auch stark gebaut, wird das Bauernmädchen bei ausgiebiger Kost recht rund — auch ein nothwendiges Attribut einer ländlichen Schönen; eine aristokratische «ätherische Schönheit» scheint dem Bauer durchaus unansehnlich, macht sogar auf ihn einen unangenehmen Eindruck, weil er gewohnt ist, die «Magerkeit» nur als die Folge der Krankhaftigkeit zu betrachten, und umgekehrt" von selbst handgreiflich aufdrängen, wenn ihm auch der Genius keinen Kuß auf die Stirne gedrückt hat.

Sehr engherzig geht der Verfasser bei der ästhetischen und socialen Würdigung des stark nihilistisch angehauchten Romans: „Was thun?" zu Werke. Er nimmt ihn gegen den Vorwurf, daß er alles künstlerischen Werthes bar sei, in Schutz und räumt jenem Vorwurfe nur theilweise Berechtigung ein, da die komischen Personen im Roman, z. B. die Aeltern der Wjera Pawlowna, gut gezeichnet und lebensvoll sind. Was will dieser Umstand jedoch angesichts der fragwürdigen Composition und der eingestandenen Thatsache, daß die eigentlichen Helden, Wjera Pawlowna und ihre Freunde, vom künstlerischen Standpunkte aus gar Vieles zu wünschen übrig lassen, besagen? Und was fangen wir mit Rachmetow, dem Ideal des „künftigen Menschen", an? Rachmetow als Realist in der höchsten Potenz ist einfach ein Unding. Ein Mensch, welcher bei unaufhörlichem Arbeiten gar keiner Erholung bedarf, welcher durch alle Facultäten wie durch Länder wandert, mit zwanzig Jahren bis zur völligen Erschöpfung Barken zieht, zweiundachtzig Stunden ohne Unterbrechung liest, die ganze Nacht auf einer mit Nägeln bespickten Decke liegt und außer einer guten Cigarre keine Bedürfnisse anerkennt, ist, mag Plechanow voll Bewunderung über Tschernischewsky's Feingefühl sagen, was er will, bei weitem nicht „als Ganzes

der Wirklichkeit vollkommen getreu"; er ist, wie Alexander von Reinholdt in seiner russischen Literaturgeschichte treffend bemerkt, „kein lebendes Wesen, sondern ein Cabinetsmythos". Rachmetow, der Mann „ohne jedes Erbarmen für sich", wie sich seine Zimmerwirthin sehr richtig ausdrückt, ist ein Hohn auf die von unserm Helden in seiner Dissertation „Ueber das ästhetische Verhältniß der Kunst zur Wirklichkeit" entwickelten Thesen: „Das Schöne ist das Leben. . . . Die Wirklichkeit ist nicht nur lebendiger, sondern auch vollkommener als die Phantasie. Die Gestalten der Phantasie sind nur kümmerliche und fast immer misrathene Nachahmungen der Wirklichkeit. . . . Das Bedürfniß, welches die Kunst im ästhetischen Sinne dieses Wortes erzeugt, ist dasselbe, das sich sehr deutlich in der Porträtmalerei kundgibt. . . . Die Widerspiegelung des Lebens — das ist das allgemeine charakteristische Merkmal der Kunst, ist deren Wesen."

Sehr befremdend wirkt auf uns die außerordentliche Wärme, mit welcher sich der Verfasser für die in dem erwähnten Roman niedergelegte Tendenz der freien Liebe einsetzt. Er erkennt Tschernischewsky das hohe Verdienst zu, daß er die Menschen vor die Wahl stellte, in der Liebe entweder den Principien von Lopuchow und Kirsanow zu huldigen oder sich vor der Heiligkeit der Ehe beugend, im Falle des Aufkeimens einer neuen Liebe zum alten erprobten Mittel des Ehebruchs zu greifen, oder endlich in sich jedes Gefühl der Liebe gänzlich zu ersticken, weil sie einem andern, wenn auch nicht mehr geliebten Wesen angehören:

Unser Schriftsteller hatte die Frage so aufgehellt, daß die früher natürliche Gedankenlosigkeit und Unmittelbarkeit der Liebesverhältnisse ganz unmöglich wurde. Auch auf die Liebe hatte sich die Controle des Bewußtseins erstreckt; eine bewußte Auffassung der Verhältnisse zwischen Mann und Frau war zum Gemeingut des großen Publikums geworden. Und das war in Rußland in der Epoche der sechziger Jahre besonders wichtig. Die Reformen jener Zeit stellten nicht nur die socialen, sondern auch die Familienverhältnisse auf den Kopf. Lichtstrahlen drangen in solche Winkel ein, welche bis dahin ganz im Dunkeln geblieben waren. Die Russen wurden gezwungen, sich umzuschauen und nüchternen Blickes ihre Verhältnisse zu ihren Nächsten, zur Gesellschaft und zur Familie zu prüfen. In den Familienverhältnissen, in der Liebe und in der Freundschaft begann ein neues Element eine große Rolle zu spielen, nämlich die Ueberzeugungen, die früher nur ein ganz kleines Häuflein von „Idealisten" besaß. Die Verschiedenheit der Ueberzeugungen veranlaßte unerwartete Conflicte zwischen Eheleuten. . . . Was da beginnen? Was thun? Der berühmte Roman zeigte dies. Unter dessen Einfluß begannen die Menschen, die sich früher für das rechtmäßige Eigenthum anderer hielten, mit Tschernischewsky auszurufen: „O Schmuz! o Schmuz! wer darf einen Menschen besitzen!" — in ihnen wurde das Bewußtsein ihrer Menschenwürde wach, und oft stellten sie sich, nach den furchtbarsten Seelen- und Familienstürmen, auf eigene Füße, richteten ihr Leben ihren Ueberzeugungen gemäß ein und strebten bewußt einem vernünftigen, menschlichen Ziele zu. Und schon darum allein kann man wol sagen, daß Tschernischewsky's Namen der Geschichte angehört; den Menschen wird er theuer sein und mit Dankbarkeit werden sie seiner gedenken, wenn auch niemand mehr am Leben sein wird, der den großen russischen Aufklärer persönlich gekannt hat.

Eine große Verantwortlichkeit fürwahr ladet man auf sich, wenn man den, der sich mit dem Aufgebote aller Kräfte gegen das Evangelium der freien Liebe sträubt, geradewegs der philiströsen Sittsamkeit beschuldigt. Wir müssen der freien Liebe schon darum mit Mistrauen begegnen, weil sie den großen Massen, bei denen die innern Sinne bedeutend weniger entwickelt sind als die äußern, welche ihre sinnlichen Regungen nicht zu meistern gelernt haben, die Hand zu den wüstesten Orgien bieten und mithin die Bande der Familie gewaltig lockern würde. Das Gute aber, das die freie Liebe zu stiften berufen wäre, die Herstellung aufrichtiger und ehrlicher Liebesbeziehungen zwischen Mann und Weib, die Bewahrung des Menschen vor dem schimpflichen Lose, die Sklavenketten einer unglücklichen Ehe bis an sein Lebensende zu tragen, bleibt besser einem andern, durch eine Erfahrung von Jahrtausenden sittlich bewährten Mittel, der die Eingehung einer neuen Ehe ermöglichenden Ehescheidung, vorbehalten. Wir stimmen von Herzen Mantegazza zu, welcher — allerdings ohne Erfolg — vor ungefähr zweiundzwanzig Jahren in seiner „Physiologie der Liebe" zu ihren Gunsten eine Lanze gebrochen hat. Er schrieb damals: „Die Ehescheidung muß so bald als möglich sich unter unsern Gesetzen befinden; die glücklichen Ehegatten verlangen nach ihr zur Sicherung ihrer durch ein tyrannisches Band verletzten Würde; die unglücklichen erflehen sie auf den Knien, denn Unglück oder Schuld verdammen sie zur furchtbarsten aller menschlichen Qualen: zur Sklaverei ohne jede Erlösung, zu einem ewig drückenden Joche, zu einer Geißelung ohne jeden Balsam, zu einem hoffnungslosen Schmerze."

Nicht unerwähnt bleibe hier die, wie es scheint, unserm Verfasser ganz unbekannte, von Friedrich Meyer von Waldeck in seinen Erinnerungen: „Unter dem russischen Scepter" mitgetheilte Thatsache, daß der Senator von Zehe, ehemaliger Präsident des St.-Petersburger Censurecomités, Tschernischewsky kurz vor seiner Verhaftung zu sich eingeladen hatte, um ihm in freundlichster Weise Vorstellungen über die falsche Richtung zu machen, die sein hervorragendes Talent eingeschlagen habe, — eine Richtung, in der es dem Staate, der Gesellschaft und am meisten ihm selbst zum Schaden gereichen müsse. Tschernischewsky hatte die Wahrheit des Ausgangspunktes dieser wohlwollenden Warnung zugestanden und Herrn von Zehe das Versprechen gegeben, in seinen künftigen Werken eine andere Richtung zu verfolgen. Doch könne und dürfe dies nur ganz allmählich geschehen, damit sein Ansehen beim Publikum keine Einbuße erleide. Er hatte offenbar die beste Absicht, sein Wort zu halten. In der nächsten Nummer des „Ssowreménnik", dessen Seele er war, schlug er bereits einen viel mildern Ton an, — da wurde die Zeitschrift verboten, der Autor verhaftet und damit Herrn von Zehe's beinahe gelungene Absicht, den jungen Schriftsteller auf andere Bahnen zu lenken, vereitelt.

Bernhard Münz.

Moderne Romane.

1. Yvette von Guy de Maupassant. Uebersetzt und mit Einleitung von Heinz Tovote. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1894. 8. 2 M.
2. Narren der Liebe. Novellen von Wilhelm Walloth. Leipzig, W. Friedrich. 1894. 8. 4 M.
3. Zu spät! und andere Novellen von Max Brehna. Leipzig, W. Friedrich. 1894. Gr. 8. 3 M.
4. Firnkönigin. Roman von Ernst Froh. Leipzig, W. Friedrich. 1894. 8. 5 M.
5. Der Liebe Weh. Novellen von Fürst Friedrich Wrede. Leipzig, W. Friedrich. 1894. 8. 5 M.
6. Die Kinder des Doctor Wang. Roman von Gabriel Finne. Berlin, S. Fischer. 1894. 8. 3 M.

Einen in jeder Hinsicht classischen Schriftsteller hat Jules Lemaitre, dieser kühle, klarsichtige Kritiker, seinerzeit den unglücklichen Maupassant genannt. Wir wollen es der Nachwelt überlassen, dieses Urtheil zu bestätigen oder zu verwerfen. Aber das steht jetzt schon fest, daß Maupassant einer war, der es ernst mit seiner Kunst meinte, dem sie nicht nur Mittel zum Zweck war. Er steckte sich seine Ziele hoch, zu hoch vielleicht, aber er hat ihnen zugerungen, bis seine Kraft versagte, sein Hirn erlahmte, sein Geist erlosch. Er war zeitlebens un travailleur conscient et tenace, der unablässig prüfte und sann, heilte und besserte und nicht, wie die Mehrzahl unserer Modernen, jeden Satz, den er aufs Papier warf, für ein Denkmal, dauernder als Erz und Stein, ansah. Seine „Yvette" (Nr. 1), die Heinz Tovote wirklich gut verdeutscht und mit einer lesenswerthen Einleitung versehen hat, ist nicht sein Meisterwerk, aber sie ist typisch für die Art seines Schaffens. Er versetzt den Leser ohne Umschweife mitten hinein in das Milieu, in dem seine Helden leben und gedeihen oder — je nachdem — verkommen. Und er weiß in geradezu vollendeter Art, das, was er schreibt, in die rechte Stimmung zu tauchen. Durch diese Novelle weht von Anfang bis zu Ende eine überheiße, mit pikantem Parfum geschwängerte Luft, eine schwüle Treibhausatmosphäre. Und in ihr wächst — eine Blume auf dem Sumpfe — die Tochter der vornehmen Halbweltlerin auf, die goldhaarige Yvette, die in den Tod gehen will, um ein anständiges Mädchen zu bleiben, und dann doch fällt, nachdem das Schicksal ihren Plan vereitelt hat. Was weiter aus ihr wird — der Dichter verschweigt es uns, er hat uns den großen Wendepunkt ihres Lebens schildern wollen; was darnach kommt, kümmert ihn nicht. Das Buch schildert uns eine gänzlich verlotterte Gesellschaft, in der kein einziger anständiger Mensch vorkommt, und doch stößt es uns nicht ab; es ist eben das Werk eines Künstlers.

Und nun messe man an Maupassant ein paar von unsern Jüngsten, die Herren Walloth, Brehna und Froh! Der tollste Chauvinist muß diesen Vertretern der deutschen Literatur den Franzosen vorziehen. Mit ihrer Muttersprache können sie nicht umgehen, in der Darstellung fehlt es ihnen an jedem Reiz und jeder Grazie, für den Stoff die rechte Form zu finden, sind sie nicht im Stande oder geben sich wenigstens keine Mühe. Die neue Richtung hat viel Berechtigtes, ihr Erscheinen war eine Nothwendigkeit geworden, weil unsere ganze Literatur in Familienblätterbelletristik zu versimpeln drohte. Aber ihr Unglück ist, daß sie einen solchen Troß von Sancho Pansa's nachschleppt, die nur schreien, aber nicht fechten können, die große Künstler sein wollen und nicht einmal erträgliche Handwerker sind. Es gehört ein tüchtiges Stück Arbeit dazu, um ein Künstler zu werden; ohne Fleiß und Selbstkritik bringt es keiner weit, der Schriftsteller ebenso wenig, wie der Maler und der Bildhauer. Das ist eine uralte Wahrheit, die noch ausdrücklich zu erwähnen, gar nicht nöthig sein sollte. Aber wie viele unserer Jüngsten beherzigen sie?

Wilhelm Walloth etwa, den manche deshalb für einen bedeutenden Schriftsteller zu halten geneigt sind, weil das Verzeichniß seiner Werke schon ziemlich lang ist? Nicht nur die Stimmen, auch die Werke soll man wägen und nicht zählen. Und da dürften die Walloth'schen denn doch wol zu leicht befunden werden. Salope Sprache, rohe Mache, mangelhafte Technik und üble Sinnlichkeit, das waren die Haupteigenschaften seiner frühern Werke, sie zeichnen auch seine „Narren der Liebe" (Nr. 2) wieder aus. Die erste, „Parisina", eine historische Erzählung, ist einfach brutal und roh erzählt, die zweite, „Ein Weib", behandelt einen modernen Stoff in höchst gezierter, gequälter Weise. Wenn Walloth graziös und leicht sein will, verfällt er in eine unfreiwillige Komik, die mitleiderregend wirkt. Kann man es ernst nehmen, wenn er schreibt: „Mittels eines energischen Schüttelns des ganzen Körpers raffte sie ihren alten Mantel zusammen; dies Schütteln drückte gewissermaßen die Bestätigung ihrer Behauptung aus." Oder wenn er „Parisina" abschließt mit dem Satz: „Der Graf hatte das Bild des Erlösers, da er es an die Lippen gedrückt, im Uebermaß des Schmerzes halb durchgenagt." Da weiß ich wirklich nicht, ob ich solcher Lektüre die selige Marlitt nicht doch vorziehen soll.

Max Brehna, der Verfasser von „Zu spät" (Nr. 3), ist offenbar noch ein sehr junger Mann und steckt noch tief im Dilettantismus. Von Erfindung, von feiner Schürzung des Knotens ist bei ihm keine Rede. Wenn in „Zu spät" der Geliebte der Professorin beim Eisenbahnunglück ums Leben kommt, fragt sich der Leser umsonst nach dem Grunde. Die Geschichte ist nämlich so planlos erzählt, daß er ebenso gut gerettet werden und die Professorin nach der Scheidung von ihrem Manne heirathen, oder aber auch drittens schnöde verlassen und sich einer andern in die Arme werfen könnte. Man sieht nicht, wo und wie, bei Brehna; von einem Aufbau, einer organischen Entwickelung hat er keine Ahnung. Auch nicht im „Hand-

schuh", der Geschichte einer Witwe, die ihrem Liebhaber einen Korb gibt, weil ihr Kind die Knöpfe seines Handschuhs verschluckt hat, auch nicht im „Waldgeheimniß", dessen Sinn wol allen Lesern ein Geheimniß bleiben wird. Die beste der vier Novellen des Bandes ist „Zur rechten Stunde das rechte Wort", anständiges Mittelgut; aber um so etwas zu schreiben, braucht man kein Moderner zu sein. Der Stil Brehna's ist — doch ich gebe statt jeder Kritik ein paar Proben:

Waren doch die eleganten Damen alle darüber einig, daß kein schönerer Mann auf der Digue zu treffen sei, als Baron Oscar von Liliencron, und seine Exclusivität, sich nur einer Dame zu widmen, ließ ihn in ihren Augen doppelt interessant erscheinen. Die wirklich gute Tanzmusik machte jetzt durch ihre Aufmunterung zum Contre-Danse diesen und noch vielen andern Betrachtungen ein Ende. (S. 5.)

Aber leider nicht der Novelle! Nicht minder schön heißt es an anderer Stelle:

Aber was eigentlich zwang sie denn dazu, immer contre zu handeln, da sie doch wußte, daß das zu ihrem Schaden sei? Ja, das war eben das Tragische in dem Geschick dieser Frau.

Und S. 101:

Schließlich trank er sich um den Verstand und das Leben. Das hatte mit der Gnädigen zusammen sechs Jahre gedauert.

Ich denke das genügt!

Schlimmer noch ist Ernst Froh's Roman „Firnkönigin" (Nr. 4). Brehna ist trotz seiner Fehler nicht ohne Talent, er könnte bei strenger Selbstzucht vielleicht doch noch einmal was leisten, aber Froh ist der Dilettant von reinstem Wasser, der ebenso wenig schreiben kann, wie er von Psychologie eine Ahnung hat. Es lohnt sich nicht, seinem Machwerk eine kritische Betrachtung zu widmen.

Anders steht es mit dem Fürsten Friedrich Wrede. Er ist zwar im Reich der Dichtung noch kein Fürst, aber ohne Zweifel ein strebendes Talent. Seine drei Novellen „Der Liebe Weh" (Nr. 5) sind in einem lesbaren, flüssigen Deutsch geschrieben, das manchmal sogar charakteristisch wirkt, und die Fabeln sind nicht übel ersonnen. Ob er sich weiter zu seinem Vortheil entwickeln wird? Jedenfalls hat mir die Lektüre seines Buches mehr Freude gemacht, als die drei Erzeugnisse von Walloth, Brehna und Froh. Im Hinblick auf dieses Kleeblatt kann man wirklich sagen: Das Brot des Kritikers ist ein hartes Brot.

In Gabriel Finne's Roman „Die Kinder des Doctor Wang" (Nr. 6) haben wir das Werk eines talentvollen Skandinaviers, der sich jammervoll in einen Irrweg verrannt hat. Die vorbesprochenen schlechten Bücher erregen wenigstens nur Langeweile und ein mitleidiges Lächeln, das Finne'sche Buch aber hat mich direct mit einem physischen Ekel erfüllt. Darüber war man ja doch schon hinaus, daß modern und schmuzig ein und dasselbe sei; selbst die keckften Vorkämpfer des Naturalismus behaupten längst nicht mehr, daß das Wühlen im Koth den Dichter ausmache. Und nun kommt Herr Gabriel Finne, der den Namen eines Erzengels trägt und präsentirt uns ein Buch, das an Schmuzigkeit und Widerlichkeit so ziemlich alles überbietet, was die Sturm- und Drangperiode der Moderne geleistet hat. Schilderungen, wie die der geheimen Sünden eines Knaben (S. 31) oder der Liebesscene bei der Branntweinflasche (S. 175) kann ich überhaupt nicht qualificiren. Und dieser zusammengetragene Haufe von Unflätigkeiten soll Wahrheit, soll das Leben sein? Ich schmeichle mir, ein gehöriges Theil der Welt gesehen und meine Augen immer offen gehalten zu haben, aber eine Familie des Mittelstandes, die so von A—Z aus Schensälern und Trotteln besteht, gibt es meines Erachtens nicht, bei uns nicht und in Skandinavien auch nicht. Das Buch macht nicht den Eindruck der Lebenswahrheit, sondern den der Verlogenheit, des absichtlichen Kokettirens mit dem Schmuze. Und darum muß ich es als unkünstlerisch verwerfen, denn ich verlange vom modernen Dichter, daß er weder durch Schönfärberei, noch durch Schwarzfärberei wirken wolle, sondern daß es wahr sei. Ohne Wahrhaftigkeit keine Kunst!

Karl Müller-Rastatt.

Zur römischen Literaturgeschichte.

1. Eine römische Literaturgeschichte in fünf Stunden gesprochen von Th. Birt. Marburg, N. G. Elwert's Verlag. 1894. 8. 2 M. 40 Pf.
2. Geschichte der römischen Literatur von Friedrich Aly. Berlin, R. Gaertner. 1894. Gr. 8. 7 M.
3. Der Dichter Ennius von L. Müller. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach. Neue Folge. 8. Serie. Heft 185.) Hamburg, Verlagsanstalt. 1893. 8. 60 Pf.

Die Geschichte der römischen Literatur ist in letzter Zeit wiederholt, zum Theil in wahrhaft classischer Weise, behandelt worden. Heute haben wir mit einer römischen Literaturgeschichte in nuce — wie sie selbst sich nennt — unsere Leser bekannt zu machen. „Was ich mit diesem Büchlein", sagt der Verfasser, der Professor an der Universität Marburg Th. Birt (Nr. 1), „den geschichtsliebenden Lesern darbiete, ist von mir in den letzten Jahren in Frankfurt a. M., sowie in Marburg an fünf Abenden vor großem Publikum vorgetragen worden. Wenn ich mit diesen Vorträgen nunmehr vor ein noch weiteres Publikum getreten bin, so geschah es in der Hoffnung, für den wichtigen, aber in der Gegenwart gern geschmähten Gegenstand das Interesse durch lebendigere Anschauung zu erfrischen. Vielleicht wird so die Zahl derer gemindert, die das antike Leben zwar nicht kennen, aber misbilligen." Er bestimmt seine Aufgabe näher dahin: „Jede Literaturgeschichte hat culturgeschichtlichen Zweck. Die

Cultur eines Volkes zeigt sich in ihrer Höhe nicht nur in Gottesdienst, Rechtssatzung und Verfassung, sondern vor allem im niedergeschriebenen Gedanken, der durch Buchform und Ueberlieferung zum Volkserbe wird, sie zeigt sich in der Freude am Gestalten des Schönen, in jedwedem Material, so auch im Worte." Wir brauchen dem Leser nicht erst zu versichern, daß der gelehrte Verfasser des „antiken Buchwesens" ein kundiger Führer in seinem Gegenstande ist. Seine technischen Studien verrathen sich auch hier wieder in der Art, wie er von den Schriftwerken redet, so wenn er S. 94 fg. sagt: „Die ganze Masse der sogenannten Augusteischen Poesie ist weniger, als was der eine Goethe in Versen, wohlgemerkt in Versen, zusammen geschrieben." Horaz dichtet in dem Jahrzehnt bis zum Jahre 30 zwei Bücher Satiren; „außerdem eine kleine Rolle voll vermischter Gedichtchen". Später kommen die Oden: „Es waren im Verlauf von sieben Jahren etwa 120 Seiten, also durchschnittlich 18 Seiten im Jahr." Obwol der Verfasser nicht darauf ausgeht, die nähern Fachgenossen und Mitforscher zu belehren, findet er doch manche originelle Wendung. Er liebt es auch, der Gegenwart den Spiegel der Vergangenheit vorzuhalten. Die Frage: „Was befähigte die alten Dichter zu dieser Sicherheit der Formgebung?" beantwortet er folgendermaßen: „Es ist die Schulung; man lernte; man hatte in Stilistik und Poesie seinen Lehrer. Die Originalitätssucht der Modernen tritt ganz zurück; man redet nicht von Genie, man redet von Kunst." Immerhin wird man nicht behaupten können: „der Begriff des Plagiats war so gut wie unbekannt", wenn man an gewisse Fehden des Aristophanes und des Terenz denkt. Sehr beherzigenswerth ist wieder der Hinweis auf die Sorgfalt der Feile. „Vergil hat an den kaum 2000 Zeilen vom Landbau sieben volle Jahre geschrieben, wohlgemerkt nichts anderes daneben. Man denke zum Vergleich einmal an Wolff's Rattenfänger und Verwandtes, Sachen, die gut viermal so stark sind und jahraus jahrein als «Novität» den Weihnachtsmarkt beglücken." Ueber die hellenistische Poesie urtheilt der Verfasser wol etwas zu ungünstig. Von seiner eigenen Schreibweise sagt er selbst, daß sie weniger die der geschriebenen als der gesprochenen Rede sei. An einigen Stellen hat sie uns nicht angesprochen, wie wenn es S. 18 von Naevius heißt: „Er hatte das römische Bürgerrecht zweiter Güte", oder S. 23 von Plautus: „Ein kleiner fideler Plebejer, zugewandert aus dem Gebirge, erst Bühnengehülfe und Conlissenschieber . . . Diese muntere Seifensiedernatur hätte es sich unter ihren Mehlsäcken nimmer träumen lassen, daß wir 2000 Jahre später ihn feiern würden als eine Hauptgröße der Weltliteratur." Auch würden wir von Cicero, dem vielgeschmähten, nicht in so mitleidigem Tone reden: „Er ist ein Schreckensname für unsere Primaner und Secundaner. Gleichviel! Wir wollen dem rührigen guten Herrn für sein reiches Erbe immerhin dankbar sein!"

Eine Geschichte der römischen Dichtung schlecht zu schreiben, ist heute eine Kunst, nachdem Otto Ribbeck gezeigt hat, wie sie geschrieben werden muß. Es ist aber noch schwerer, sich der mächtigen Wirkung dieses Werkes zu entziehen. Auch Friedrich Aly in seiner „Geschichte der römischen Literatur" (Nr. 2) hat sie empfunden. Gleichwol hat er selbständig aus den Quellen heraus gearbeitet. Frei von aller Einseitigkeit und Engherzigkeit gibt auch er dem Leser nicht blos Worte, sondern führt ihm die Dinge selbst vor. Seine Selbständigkeit zeigt sich vor allem auch in der energischen Haltung, die er gegenüber den Angriffen Mommsen's auf die römische Literatur einnimmt. Er hat „eine scharfe Polemik gegen Mommsen's Auffassung weder vermeiden können noch vermeiden wollen; es ist an der Zeit, die von den Fachmännern mit wenigen Ausnahmen zurückgewiesenen Kunsturtheile des großen Geschichtsforschers ernstlich zu bekämpfen". Als Leser hat er alle Freunde des classischen Alterthums, in erster Linie aber die Primaner unserer Gymnasien, im Auge. Er bekennt sich mit O. Weißenfels zu der Ansicht, daß wir „aus den nicht gelesenen Theilen der alten Literatur das wenige auf der Schule Gelesene zu vervollständigen" haben, „damit der classische Unterricht, nachdem ihm der größte Theil der Jugendkraft so viel Jahre hindurch gewidmet worden ist, seine Zöglinge mit einem leidlich vollständigen Bilde des antiken Geisteslebens entlasse". So hat denn der Verfasser seiner Geschichte der Literatur zahlreiche Proben im Originaltexte und zugleich in Uebersetzung beigegeben. Diese Uebersetzungen hat ein früherer Schüler von ihm „besorgt". Doch sind die Verse oft lendenlahm. Zum Beweise dieser Behauptung führen wir einzelne Proben an, die aber stark vermehrt werden können. S. 159 heißt es:

Lieblicher aber ist nichts als wohlverwahrt zu verweilen
In jenen heiteren Tempeln, die Weiser Weisheit erbaut hat.
Kann man von dort doch herab auf andere sehen und schauen,
Wie allenthalben sie irren und weit umherschweifend suchen
Nach einem Wege durchs Leben; wie sie mit den Waffen des Geistes
Kämpfen, den Adel einsetzen, und Tag und Nacht ohn' Ermüden
Arbeiten, um nur zur Macht zu gelangen und herrschen zu können.

Diese Uebersetzungen bedürfen bei einer neuen Auflage einer gründlichen Umarbeitung. Da bei der Brauchbarkeit des Buches eine neue Auflage sich wol eher oder später nothwendig machen wird, wollen wir zugleich einiges andere, was uns beim Durchlesen aufgefallen ist, hier anführen: Unnöthig sind des Verfassers Bedenken auf S. 47: „Es ist merkwürdig, daß das kriegerische Römervolk eine solche Verunglimpfung des Kriegerstandes (nämlich die Verspottung des griechischen Bramarbas) vertrug." Im Gegentheil freuten sich die Römer gewiß sehr darüber, wie auch unsere militärische Zeit sich freut, wenn ein französischer Bramarbas verspottet wird. Nicht ganz richtig ist S. 51, daß Hegio in den „Captivi" Kriegsgefangene aufkauft, um seine gefangenen Söhne (nur um den einen handelt es sich dabei) wiederzugewinnen. Ein Misverständniß ist S. 53, daß der Miles gloriosus dem Elefanten

„aus Versehen“ den Schenkel zerbrochen hat. Ziemlich unklar bleibt der Inhalt der terenzischen Hecura S. 75. Zu einem Misverständniß verleitet die Fassung der Worte S. 86: „Als Wahlcandidat (Praeteritus) blamirt er sich natürlich.“ Wenig treffend will uns auch der — wenn auch verklausulirte — Vergleich Petron's mit Zola oder der Cena Trimalchionis mit „einem holländischen Sittenbild aus der Zeit Jan Steen's oder Gerhard Dou's“ erscheinen. Schwankend ist die Beurtheilung des jüngern Plinius, wenn es erst, S. 313, heißt: „In mancher Beziehung ist er Cicero ähnlich, in seiner sittlichen Reinheit wie in seiner grenzenlosen Eitelkeit“, dann aber S. 314 fg.: „Mit rührender Aufrichtigkeit gesteht er seine Ruhmbegier ein (5, 8), die aber nicht die Grenzen der Bescheidenheit überschreitet.“ Bisweilen finden sich auch Ungenauigkeiten des Ausdrucks, die aber der Verfasser wol schon selbst bemerkt haben wird, z. B. S. 271 „dem Verlust des Hylas, den Juno böswillig herbeiführt“, oder S. 58: „Ganz lustig geht es wenigstens in der Casina her, die übrigens gar nicht einmal auftritt.“ Trotz solcher kleiner Mängel, denen eine große Gewandtheit des Verfassers in der Schilderung die Wage hält, dürfte das Werk seinem Zwecke sehr gut entsprechen.

Eine der interessantesten Perioden der römischen Literatur ist die des Eindringens der griechischen Dichtung in die kaum erwachte national-römische. Sie ist neuerdings geschildert worden in einem Schriftchen Lucian Müller's (Nr. 3), eines Gelehrten, der dieses Gebiet schon wiederholt angebaut hat. Ennius steht im Mittelpunkte jener Bewegung und bildet den Ausgangspunkt einer langen Reihe von Entwickelungen, die der Verfasser in folgende Worte zusammenfaßt: „Da nun erst die kunstvolle Entwickelung der Dichtung eine ähnliche Gestaltung der Prosa ermöglichte, die so entstandenen Denkmäler beider Gattungen aber zunächst durch die Macht des römischen Reiches, später durch das Nachleben der römischen Cultur in Schriftenthum, Glauben und Recht einen Platz im Tempel der Weltliteratur einnehmen, manche derselben bis zur Stunde bedeutsam auf die Bildung und Gesittung Europas einwirken, so verlohnt es sich wol, den Mann kennen zu lernen, dessen Einfluß direct und indirect noch heute gar mancher spürt, dem der Name des Ennius und selbst die lateinische Sprache unbekannt ist.“ Müller schildert die allmählige Entstehung des Hauptwerkes, der Annalen, und die andern Dichtungen des Ennius. Neue Gesichtspunkte sind diesen Fragmenten schwer abzugewinnen. Ein sicheres Urtheil über den Dichter ist überhaupt unmöglich. Doch erscheinen seine Verdienste bei Müller in besonders hellem Lichte.

Richard Opitz.

Religiöses.

1. Die Heilige Schrift des Alten Testaments, in Verbindung mit verschiedenen Gelehrten übersetzt und herausgegeben von E. Kautzsch. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. 1894. Lex.-8. 12 M.

Nach vierjähriger Arbeit ist durch Ausgabe des zweiten Halbbandes ein Werk zum Abschluß gekommen, das der theologischen Literatur zur Ehre und zur Zierde gereicht. Auf die in Anlage wie Ausführung gleich großen Vorzüge dieses Uebersetzungswerkes, das sich als Nachfolger des im Buchhandel vergriffenen trefflichen De Wette'schen einführt, ist schon bei Besprechung des ersten Halbbandes in d. Bl. hingewiesen. Es genügt also mit Beziehung darauf festzustellen, daß sich, wie ja auch nicht anders zu erwarten, der nun fertige Theil durchaus auf der Höhe seines Vorgängers hält. E. Kautzsch, der die gleichmäßige Durcharbeitung des Ganzen, sowol des Textes wie der beigefügten Anmerkungen und textkritischen Erläuterungen, in die Hand genommen, hat von der Uebersetzung selbst das erste bis vierte Buch Mose, die zweite Hälfte des Josua, Jesaias 36—39, Jona, Nahum, die Psalmen (die im gleichen Verlag vor Jahresfrist auch in einer Sonderausgabe erschienen) und die Bücher der Chronik geliefert. Fr. Baethgen, der verdiente Herausgeber der zweiten Auflage von Riehm's „Handwörterbuch des Biblischen Alterthums“, hat das Buch Hiob, das Hohelied und die Klagelieder übernommen; Herm. Guthe Jesaias 1 bis 35, Hosea, Amos, Micha, Habakuk; Ad. Kamphausen die Bücher der Könige und die Sprüche; Rud. Kittel die Bücher der Richter, Samuel und das Buch Ruth; K. Marti das fünfte Buch Mose, Joel, Obadja, Haggai, Sacharja, Maleachi, Daniel; Wilh. Rothstein Jeremia und Zephanja; Rud. Rüetschi den Prediger; V. Ryssel Jesaias 40—66, Esra, Nehemia, Esther; K. Siegfried Hesekiel; endlich Alb. Socin 2 Mose 1 bis 24, 32 bis 34, 4 Mose 10, 29 bis 13, 1. Kapitel 21 bis 24, Josua 1 bis 11.

Daß dem Uebersetzer des Alten Testaments die Feststellung des ursprünglichen Textes große Schwierigkeiten bietet, ist eine bekannte Thatsache. Einmal war dieser schon dadurch allerhand Entstellungen und Misverständnissen in hohem Grade ausgesetzt, daß er Jahrhunderte hindurch nur in Consonanten überliefert wurde. Dazu kam die in den letzten Jahrhunderten v. Chr. erfolgte Umschreibung aus der ältern kananitischen in die sogenannte Quadratschrift. Die endliche Festsetzung aber erfolgte nicht durch die Vergleichung der besten Handschriften und die Entwickelung der richtigen Lesart nach wissenschaftlichen Grundsätzen, sondern durch die Erhebung einer bestimmten Handschrift zur Musterhandschrift. Diese, und später natürlich ihre Abschriften, mit all ihren Fehlern und Seltsamkeiten peinlich genau nachzuahmen, galt für heilige Pflicht, und dabei ist es denn in den Drucken des Alten Testaments

bis auf den heutigen Tag geblieben. Auch die Arbeit der sogenannten Masoreten, die seit etwa dem 5. Jahrhundert n. Chr. dem überlieferten Text Vocale und Accente beifügten, war, so werthvoll sie ist, nur in sehr bescheidenem Maß mit einer textkritischen Thätigkeit verbunden. Wo der Fehler in dem vorgefundenen Consonantenbild gar zu offenkundig war, da wurde — nicht etwa der Text verbessert, sondern eine Randlesart beigefügt, die in Verbindung mit den Vocalen der Texteslesart auf das Richtige führte, und sowol die Vergleichung von Parallelstellen wie zahlreiche andere Fälle, wo die Entstellung des Textes durch einen Federstrich beseitigt werden konnte und doch unbeseitigt blieb, beweisen, wie weit die Masoreten davon entfernt waren, eine neue Textrecension zu veranstalten. Bei dieser Sachlage ist es kein leichtes Unternehmen, die ursprüngliche Lesart herzustellen, und die Versuchung, willkürlichen Aenderungen Raum zu geben, ist groß. Wie weit sollen sich die Eingriffe in die überlieferte Textgestalt erstrecken? Wo ist die Grenze, bei der noch eine feste Bestimmung darüber möglich ist: dies ist ein Fehler der Abschreiber, dies ein Zusatz von späterer Hand? Gewiß, in vielen Fällen wird eine sichere Entscheidung kaum, in andern gar nicht gefunden werden. In einer noch viel größern Zahl von Fällen aber wird sich durch Vergleichung der Parallelstellen, der ältesten Uebersetzungen, in erster Reihe der griechischen, oder aus Gründen der Paläographie der eingedrungene Fehler mit voller Gewißheit erkennen, oft wenigstens mit der größten Wahrscheinlichkeit ermitteln lassen. Neben der Verwechselung ähnlich aussehender Consonanten, der Versetzung oder Auslassung von Consonanten, Wörtern und selbst ganzen Sätzen kommen als unabsichtliche Versehen hier vornehmlich in Betracht: die irrige Wiederholung desselben Consonanten oder Worttheils, sogenannte Dittographie, das Abirren eines Wortes oder Worttheiles auf eine spätere Wiederholung desselben Wortes, das sogenannte Homoioteleuton (für das Richt. 16, 13 fg. und 1 Sam. 16, 1 interessante Beispiele liefern), endlich die falsche Wortabtheilung. Als absichtliche Aenderungen des ursprünglichen Textes erscheinen in zahlreichen Fällen mit voller Deutlichkeit theils Glossen aller Art, theils Correcturen im Interesse des Anstandes, theils dogmatische Correcturen, letztere z. B. bei der Beseitigung heidnischer Gottesnamen oder der Ausmerzung cultisch anstößiger Dinge. In allen diesen Fällen ist nun in unserer Uebersetzung der ursprüngliche Text wiederhergestellt, die Zuthat durch Glossenschrift kenntlich gemacht und der Sachverhalt in den am Schluß des Werkes gegebenen textkritischen Erläuterungen dargelegt. Anders kann bei dem heutigen Stande der Bibelkunde ein gewissenhafter Uebersetzer nicht verfahren. Er würde sonst geflissentlich den Leser täuschen und ein Unrecht gegen die heiligen Schriftsteller begehen. Daß aber bei Abfassung unseres Werkes auch nach dieser Seite hin mit der größten Besonnenheit und peinlichsten Vorsicht verfahren ist, das wird niemand leugnen können.

Der über 1012 Seiten sich erstreckenden Uebersetzung schließt sich noch ein besonderer, 219 Seiten umfassender Band an, der nebst einer ganz vorzüglichen Karte von Palästina, bearbeitet von H. Fischer und H. Guthe, eine ganze Reihe werthvoller Beilagen enthält. Es sind das eine Erklärung der dem Text beigedruckten Randbuchstaben zur Kenntlichmachung der Grundschriften, aus denen ein Buch sich zusammensetzt; ein Register zu dem Abriß der Geschichte des alttestamentlichen Schriftthums; Zusätze und Berichtigungen; textkritische Erläuterungen (98 S.); ein Register der Eigennamen mit beigefügter genauer Umschreibung der hebräischen Wortformen (von dem Vater des Herausgebers); Maße und Gewichte im Alten Testament; Geldwesen; Zeitrechnung; Uebersicht über die Geschichte der Israeliten von Mose bis Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr.; Abriß der Geschichte des alttestamentlichen Schriftthums, in sechs Abschnitten, behandelnd die vorkönigliche Zeit, die Zeit des ungetheilten Königthums, die Zeit des getheilten Reichs bis zur Zerstörung Samarias, die Zeit von der Zerstörung Samarias bis zum Exil, die Zeit des Exils und die nachexilische Zeit.

Es ist, sei es noch einmal gesagt, ein herrliches Werk, das da geboten wird, die reife Frucht gründlicher Gelehrsamkeit und eines Fleißes, den keine Mühe bleichet, und die Ausstattung macht der Verlagshandlung alle Ehre. Möchte nur auch der Wunsch sich erfüllen, dem der Herausgeber, einem Herzensbedürfniß folgend, am Schluß des Buches Worte leiht. Möchten immer weitere Kreise durch die unumstößliche Erfahrungswahrheit sich belehren lassen, daß noch immer alle Versuche, geschichtliche Thatsachen auf Grund vermeintlicher Glaubensgründe zu entstellen oder zu leugnen, auf die Dauer sich machtlos erwiesen haben, und endgültig den nutzlosen Widerstand aufgeben gegen Erkenntnisse, die durch keine exegetischen Künste mehr erschüttert werden können. Möchte die Einsicht immer allgemeiner sich Bahn brechen, daß es eine unredliche Kampfesweise ist, wenn man durch den beständigen Hinweis auf vieles noch Unsichere und Umstrittene bei den Unkundigen immer aufs neue den Schein zu erwecken sucht, als ob alle wissenschaftliche Schriftforschung nie etwas anderes als subjective Meinungen zu Tage gefördert habe, die heute aufgestellt, morgen widerlegt und übermorgen vergessen sein werden. Möchten die Gegner, die allzu rasch von „Geschichtsconstruction“ reden, wo ehrliche Forschung vielmehr nur treulich die Wege nachzeichnet, die Gott gegangen ist, sich nicht länger der Ueberzeugung verschließen, daß die Forderung, auch wirkliche geschichtliche Thatsachen und Erkenntnisse im angeblichen Interesse des Glaubens abzuleugnen, eine grobe Verleugnung evangelischer und reformatorischer Grundsätze ist. Vielmehr ist es, wie Kautzsch treffend bemerkt, eine einfache Pflicht christlicher Wahrhaftigkeit, in allen den Fällen, wo die auf irrthümliche äußere Ueberlieferungen gegründete Anschauung von der heiligen Schrift mit zweifellosen Thatsachen in Widerspruch steht, nicht die Thatsachen zu leugnen, sondern die Schriftanschauung umzubilden. Jeder andere Weg ist ein un-

ziemliches Meistern Gottes, dem es nun einmal gefallen hat, so und nicht anders seine Offenbarungen an die Menschheit ergehen zu lassen. Aber nicht allein unziemlich, sondern auch kurzsichtig. Denn schließlich muß sich doch die Ueberzeugung Bahn brechen, daß die geschichtliche und deshalb wahre Auffassung von dem Entwickelungsgang der alttestamentlichen Religion nicht blos den Thatsachen, sondern auch den tiefsten Interessen des Glaubens entspricht.

Zum Schluß mag der Hinweis noch angebracht sein, daß demnächst auch die Apokryphen des Alten Testaments, von Kautzsch und andern übersetzt, in dem gleichen Verlag wie unser Werk erscheinen werden.

2. Geschichte des Volkes Israel von Ernest Renan. Dritter Band. Deutsche autorisirte Ausgabe, übersetzt von E. Schaelsky. Berlin, S. Cronbach. 1894. Gr. 8. 6 M.

Mit dem vorgenannten Buche berührt sich eng Ernest Renan's „Geschichte des Volkes Israel", von dessen deutscher autorisirter Ausgabe der dritte Band als vorletzter des ganzen Werkes jüngst ausgegeben ist. Wir wünschten ihm nur auch die gleichen Vorzüge, die wir an jenem zu rühmen hatten. Aber wie wir schon bei Besprechung der beiden frühern Bände festgestellt haben, von der Vorsicht und Besonnenheit der deutschen Wissenschaft ist Renan's Forschungsweise weit entfernt. Und fordert auch der neu erschienene dritte Band nicht in dem Maße, wie sein Vorgänger, den Widerspruch heraus, gerade in den entscheidenden Fragen wird er bei Kundigen schwerlich Zustimmung finden. Dafür ist Renan's ganzer Standpunkt viel zu beschränkt. Seine radicale Verneinung religiöser Wahrheiten, sein naturalistischer Skepticismus macht ihn bei aller philologischen Gelehrsamkeit von vornherein ungeeignet zur Beurtheilung alttestamentlichen Stoffes. Mit blos ästhetischen Begriffen läßt sich der nun einmal nicht erschöpfen. Und wenn sich Renan darin gefällt, im Pathos des Orakelstils in den unhaltbarsten Verallgemeinerungen und barocksten Gegenüberstellungen sich zu ergehen, so ist ihm der Vorwurf, der so manchem deutschen wissenschaftlichen Theologen mit Unrecht gemacht wird, der Vorwurf willkürlicher Geschichtsconstruction, nicht zu ersparen. Alle religiöse Vorstellungen sind ihm ausnahmslos Irrthümer, vielleicht liebenswürdige, aber doch Irrthümer; nur die Philosophie und die exacten Wissenschaften gewähren eine reine Erkenntniß der Wahrheit. Wie will man unter solchen Voraussetzungen ein auch nur von ferne ähnliches Bild von dem jüdischen Prophetismus, wie will man ein Verständniß für die Ueberzeugungen der „Frommen in Israel" gewinnen, die doch schließlich den Gang der Geschichte dieses Volkes unter göttlicher Leitung bestimmen?

Im großen Ganzen meint Renan in der religiösen Gesetzgebung der Hebräer ganz deutlich drei Abschnitte unterscheiden zu können. Die erste Periode ist durch eine grandiose Idee charakterisirt, die, in einfachen Formen ausgedrückt, von der ganzen Welt angenommen werden konnte. Es sind der Altar der ersten Propheten, das Buch vom Bunde Gottes und der Dekalog. Die zweite Periode, aus der eine strenge Moral und rührendes Mitleid spricht, die aber durch einen starken Fanatismus verdorben wird, ist die Zeit des Deuteronomiums und Jeremias. Endlich die dritte Periode, erfüllt von Fabeln und Unmöglichkeiten, den priesterlichen, engen, utopischen Tendenzen: das Zeitalter Hesekiel's und des Leviticus. Gleich allen großen Dingen ist die jüdische Thora das Werk anonym gebliebener Autoren. Trotzdem aber kann man hinter dem Schleier dieser heilig gewordenen Texte drei oder vier große Figuren unterscheiden: Elia in legendärer Ferne, dann deutlicher und näher Jesaia, Jeremia, Hesekiel. Bis zu der Reformation des Hiskia und dem politischen Untergang des Reiches Israel ist das Judenthum nur ein locales Glaubensbekenntniß. Erst von da ab verwandelt es sich in eine Religion, die, durch keine Fessel an ein bestimmtes Reich gebunden, in allen Ländern befolgt und von den verschiedensten Rassen angenommen werden kann. In dieser Construction ist Wahres und Falsches durcheinandergemengt. Wahr ist, daß auch das Judenthum eine Entwickelung hat; falsch, daß die ältern, unentwickelten Formen nicht schon den Keim und die Tendenz zu der spätern vollen Ausgestaltung in sich tragen sollen, sodaß diese wie eine neue Erfindung erscheinen.

S. 65 macht Renan die treffende Bemerkung, die Wissenschaft könne für so schwere Probleme, wie die Verarbeitung verschiedener Urschriften zu einem Ganzen, nur die allgemeinen Umrisse andeuten; mehr zu behaupten, sei Anmaßung. „Man macht den modernen Hypothesen über den Hexateuch öfter den Vorwurf, daß sie zu verwickelt seien. Viel eher könnte man sie für zu einfach halten. Denn zweifellos hat in Wirklichkeit bei der Abfassung jener alten Bücher eine ganze Menge besonderer Umstände mitgewirkt, die unsern Augen unerreichbar bleiben müssen. Die einfachen Hypothesen sind fast immer falsch; könnten wir die Dinge so erblicken, wie sie thatsächlich einst vor sich gegangen sind, so würden wir sicherlich erkennen müssen, daß wir sie in manchen Punkten als viel zu regelmäßig geordnet gedacht haben." Das ist sehr verständig und nüchtern geredet. Wenn nur Renan dieses sein eigenes Urtheil in der Folge auch zur Richtschnur genommen und auf seine Betrachtung des Ganges, den die geschichtlichen Ereignisse nehmen, ausgedehnt hätte.

Aber läßt sich Renan auf der einen Seite durch seine Voreingenommenheit für eine innerlogische Evolution der Ideen in dem Gang der Geschichte dazu verleiten, die Thatsachen auf das Prokrustesbett eines logischen Schemas zu spannen, so steht auf der andern Seite sein Mangel an Verständniß für religiöse Erscheinungen einer unbefangenen Würdigung der Thatsachen im Wege. Bei Beurtheilung des Buches Hiob nennt er den Glauben, daß ein bestimmtes Bewußtsein, eine denkende Vorsehung die Welt regiere und sich um die Gerechtigkeit gegen den Einzelnen kümmere, eine Uebertreibung des Vorsehungsdogmas, eine falsche Vorbedingung des Problems, wie die Gerechtig-

keit Gottes und die Leiden des Frommen auszugleichen seien. An anderer Stelle läßt er den Widerspruch zwischen den beiden angeblich unversöhnlichen Dogmen: „Gott ist gerecht“ und: „der Mensch ist vergänglich“ nur mit Hülfe der „verzweifelten Erfindung“ des Auferstehens und des tausendjährigen Reichs gelöst werden. Und wiederholt macht er aus seiner Ueberzeugung keinen Hehl, daß die Welt durch keinen persönlichen Willen regiert wird, daß alles, was geschieht, nur das Resultat blinder Triebe ist, die jedoch alles in allem die Menschheit zum Guten führen.

Hiermit hängt auch zusammen der frivole Ton, dessen er sich an mehr als einer Stelle bedient, so unwürdig er eines Werkes ist, das doch für wissenschaftlich gelten will. Den Psalmisten wirft er gelegentlich Lust am ewigen Lamentiren vor und endloses Rufen um göttlichen Schutz gegen oft nur eingebildete Verfolgungen. Die Anhänger des Propheten Jesaia heißen ihm „die Pietisten-Clique“. Jahve „macht Reclame“, ist launisch, eigenwillig, ungerecht, ein eifersüchtiger und stolzer Herrscher, „der alle Ehren für sich zu fordern pflegt, Lobeserhebungen und Schmeicheleien liebt und sogar der Lüge nicht abhold ist, wenn es gilt, einen Besiegten zu zwingen, daß er sich vor ihm demüthige“. Ein andermal ist von den „vernünftigen, ehrlichen Leuten“ die Rede, denen „die affectirte äußerliche Frömmigkeit und die Charlatanerie, welche die Propheten zuweilen bei ihrer Thätigkeit anwendeten, einen gelinden Widerwillen einflößte“. Der Prophet Jeremias, von dessen „furchtbarem Fanatismus“ ein grausiges Bild gezeichnet wird, wird „ein Besessener des pietistischen Gedankens“, „ein Exaltirter“, „ein Inquisitor“ genannt, und von seinen schriftstellerischen Erzeugnissen heißt es: „Was uns in den Schriften dieses Propheten am meisten verletzt, ist seine erheuchelte Mäßigung und seine affectirte Schwachheit.“ Dieser Jeremias „bedient sich verwerflicher Trugschlüsse“, scheut nicht vor der „frommen Intrigue“ zurück, ist bei Abfassung des Deuteronomiums „die Seele der ganzen Fälschung“. Da kommt Jesaia besser ab, obgleich auch er das „Intriguiren“ nicht lassen kann. Die Annahme eines Tritojesaia billigt Renan nicht und greift lieber zu dem Nothbehelf, daß alle geschichtlichen Ereignisse bei dem Propheten legendären Charakter tragen. Die beachtenswerthe Vermuthung, daß Kapitel 52, 13—53, 12 dem Buch des babylonischen Jesaia, in welchem der „Knecht Gottes“ allerdings das Israelitische Volk bedeutet, ursprünglich fremd und nur durch die zufällige Gleichheit im Gebrauch des Knechtes namens mit jenem verbunden sei, findet bei Renan nicht einmal Erwähnung.

Die deutsche Uebersetzung von E. Schaelsky ist, wie schon in den frühern beiden Bänden, lobenswerth, ebenso die äußere Ausstattung des Ganzen. Was jene betrifft, so machen wir nur auf einige kleine Versehen und Druckfehler aufmerksam. S. 172, Z. 11 v. u. fehlt hinter wider: den. S. 188, Z. 1 muß es statt Jesaias heißen: Josias, S. 194, Z. 7 statt die: das, S. 295, Z. 10 v. u. statt Jojakim: Jojachin, S. 296, Z. 3 statt Ehebrecherin: Ehebrecherei, S. 209, Z. 2 fehlt nach 45. Vers: das IV. Kap., S. 360 fehlt in der Fußnote die Angabe der betreffenden Seitenzahl.

Karl Sallmann.

Feuilleton.

Zur Jubelfeier des dreihundertjährigen Geburtstages Gustav Adolf's am 9. December d. J. hat Paul Kaiser ein mit reichem Bilderschmuck versehenes Büchlein ausgehen lassen: „Gustav Adolf. Ein christliches Heldenleben“ (Bielefeld, Velhagen u. Klasing). Das Büchlein ist eine Volksschrift im besten Sinne des Wortes und trefflich geeignet, insbesondere den Gustav Adolf-Vereinen, denen es gewidmet ist, zum bevorstehenden Gedenkfest gute Dienste zu leisten. Mit Beiseitelassung alles überflüssigen gelehrten Beiwerks, die politische Thätigkeit des großen Schwedenkönigs nur so weit verfolgend, als dessen Eingreifen in die kirchlichen Verhältnisse Deutschlands es forderte, zeichnet es mit markigen Strichen nach Gustav Adolf's eigenen Schriften wie den Berichten von Zeitgenossen, die weniger verbürgte Ueberlieferung als solche kenntlich machend, ein Bild des Glaubenshelden, wie es um den Dank noch später Geschlechter wirbt, weil sein Träger zum Retter des evangelischen Glaubens geworden in einer dunkeln Zeit, da dieser in Gefahr stand von Feindes Macht zertreten und völlig vernichtet zu werden. Ist demnach G. Droysen zu dem Schluß gekommen, daß für das Auftreten Gustav Adolf's auf dem deutschen Kriegstheater mehr politische, als religiöse Gründe entscheidend gewesen seien, so urtheilt doch auch er: „Ist die evangelische Welt ihm weniger Dank schuldig, wenn das, was er vollbrachte, ihr zum Heil gereichte? Der Erfolg überdauert die Geschichte, nicht die Absicht. Was erreicht ist, bleibt dasselbe, wie immer es erreicht wurde. Der Stein ist dem großen Bau eingefügt: ob er ihm zugetragen oder zugefahren worden ist, wer fragt danach?“ Ein würdiges Denkmal des schuldigen Dankes ist in dem Festbuche Paul Kaiser's errichtet.

— Von dem trefflichen Roman „Die Frankenthaler“ von W. Weigand (München, H. Lukaschik) ist die zweite Auflage erschienen. Den Höhepunkt der Erzählung bedeuten das famose Symphonieprogramm und die Rede des socialistischen Aufwieglers; aus beiden spricht und lacht des Dichters feine Ironie. Im übrigen strömt überall auch hier frischer Lufthauch der Wirklichkeit. Vielleicht verharrt der Erzähler in zu engem Fahrwasser. Der Gesichtskreis, den er uns erschließt, ist zu begrenzt. Dahingegen aber kennt er innerhalb seines Bereiches jede Scholle und jeden Rebenhügel. W. Weigand gehört zu denen, welche selbständige Bahnen ziehen, vor allem aber zu denen, deren Schwingen man wachsen sieht.

— Wie in seiner erzählenden Dichtung: „Der Novize von Kremsmünster“, deren erste Auflage wir früher in d. Bl. lobend angezeigt haben, so behandelt Hans Falke auch in seinem neuesten Epos „Pfarrer Habermann. Eine Dichtung“ (Wien, C. Gerold's Sohn, 1893) den schweren innern Conflict, der sich für einen gewissenhaften katholischen Priester aus dem Erwachen der Liebe zu einem weiblichen Wesen und den Anforderungen seines geistlichen Berufes, der ihm das Glück der Liebe versagt, ergibt. In dem von ihm in dieser Dichtung behandelten Falle ist aber der Verzicht, zu dem sich ihr Held, der Pfarrer Habermann, entschließen

muß, um so schwerer, als das Mädchen, zu dem er sich unwiderstehlich hingezogen fühlt, die Tochter eines begüterten Müllers, seiner Liebe in jeder Hinsicht werth erscheint und der Pfarrer sich sagen muß, daß nur sein geistliches Gewand sie hindert, seine Neigung vollauf zu erwidern. Trotzdem vermag er es, wenn auch gebrochenen Herzens über sich zu gewinnen, seinem Gelübde treu zu bleiben. Er überläßt seine Geliebte seinem Bruder, einem Arzte, der dem Mädchen das verlorene Augenlicht durch seine Kunst wiedergegeben hat. Der Inhalt der Erzählung ist also so einfach als möglich, und auch die poetische Form kann kaum einfacher sein, als die von Falke gewählte. Indessen liegt gerade in dieser gleichmäßigen Schlichtheit von Inhalt und Form ein besonderer Reiz, zumal der echt menschlichen Antheilnahme, die Falke für den Helden seiner Erzählung an den Tag legt, überhaupt der wohlthuenden Wärme in der ganzen Ausführung ein entschieden poetischer Sinn des Verfassers und eine durchaus angemessene Behandlung der Form entspricht, die sich von jeder Anhäufung prunkhafter Bilder und überschwenglichem Vergleiche ebenso fern hält, als sie die Nüchternheit prosaischer Erzählung mit Geschick vermeidet. Wir glauben deshalb auch dieser Dichtung Falke die Aussicht eröffnen zu können, daß sie ebenso wie „Der Novize von Kremsmünster“ bald eine zweite Auflage erleben werde.

— Eine würdige Ergänzung zu Mantegazza's „Kunst zu heirathen“, macht die Schrift „Die Kunst, einen Gatten zu wählen. Von Paolo Mantegazza“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 1894) die Frauen mit dem, was zur gesunden Ausnutzung des Lebens nothwendig ist, vertraut, sie liefert denen unter ihnen, welche sich auf das stürmischeste aller Meere wagen, einen treffsichern Kompaß; das will nicht wenig bedeuten, angesichts einer auf der falschen Grundlage der Heuchelei und Unwissenheit aufgebauten Gesellschaft, deren männliche und weibliche Mitglieder sich für immer die Hand reichen, ohne sich nicht nur nicht gegenseitig zu kennen, sondern auch ohne zu wissen, woraus der menschliche Teig besteht, sogar ohne die erste Seite des Buches der Seele gelesen, ohne sich das A-b-c der Charaktere und die Elemente der Menschenwürde, der menschlichen Rechte und Pflichten sah, zu eigen gemacht zu haben. Sehr richtig sagt der Vater zu seiner Tochter: „Mein Liebchen, was würdest du sagen, wenn, im Falle der Maschinist eines im Abgehen begriffenen Zuges plötzlich stürbe, man den ersten besten, ob es nun ein Packträger oder ein Advocat, ein Journalist oder ein Arzt sei, rufen und zu ihm sagen würde: «Vorwärts, steigen Sie auf die Maschine und führen Sie den Zug nach seinem Bestimmungsort.» Nun wohl, viele Männer und fast alle Frauen, die sich auf dem Schiff der Ehe einschiffen, befinden sich im selben Fall wie jener Packträger, jener Advocat, jener Journalist, jener Arzt, die den Maschinisten spielen wollten, ohne daß einer von ihnen den Mechanismus einer Locomotive kennt. Und dabei ist noch erschwerender, daß die Locomotive eine viel einfachere Maschine ist, als ein Herz, ein Organismus, ein menschliches Gehirn.“ „Die Kunst, einen Gatten zu wählen“, erhält eine willkommene Zugabe durch die sinnigen „Fragmente aus einem Codex der Ehediplomatie“, welche das schöne Geschlecht lehren, wie es die einmal gewählten Gatten festhalten, das schwierige Problem des häuslichen Glückes nach den aus tiefer Kenntniß des menschlichen Herzens geschöpften Regeln einer weisen Diplomatie lösen soll. Nur insofern begeht Mantegazza einen Fehler, als er bei der Besprechung des Einflusses der verschiedenen Berufsarten auf das eheliche Glück den Flug zu hoch nimmt, nur zur Ehe mit einem Genie räth, von der Verbindung mit einer Mittelmäßigkeit hingegen dringend abmahnt, weil diese mit den Füßen im Elend steckt, das vergiftet, im Neid, der die Seele quält, in der chronischen Unzufriedenheit, welche die Keime des Lebens zernagt. Er spricht das große Wort gelassen aus, der mittelmäßige Mensch sei „ein bösartiger Unglücklicher, eine Fehlgeburt, die sich zu leben erlaubt und die ihr ganzes Leben in einer Klage und in einer Verwünschung concentrirt“. Das Elend ist durchaus nicht etwa das Vorrecht der Mittelmäßigkeit; weit eher wird das Genie eine Beute desselben, weil es eben ein Genie ist und als solches großartige Entdeckungen macht, ganz Neues, Originelles, bisher noch nicht Dagewesenes schafft, über das Gewöhnliche, Herkömmliche, Gebräuchliche und mithin Volksthümliche zur Tagesordnung übergeht. Beispiele hierfür anführen, hieße füglich Eulen nach Athen tragen. Und noch in einem andern Punkte, daß „viele Sünden der Untreue der Männer, ja sogar fast alle verzeihlich seien“, fordert Mantegazza zu energischem Widerspruch heraus.

— Das kleine Städtchen Rothenburg an der Tauber, das heute nur noch von Fremden wegen seiner guterhaltenen Bauten aus der Zeit der Gothik und der Renaissance aufgesucht wird, hat am Ende des 14. und im 15. Jahrhundert als freie Reichsstadt und als eifriges Mitglied des fränkischen Städtebundes eine bedeutende Rolle gespielt und unter seinem Bürgermeister Heinrich Topler nicht nur dem weit mächtigern Bischof von Würzburg und den gefährlichen Nachbarn in Nürnberg und Ansbach gegenüber, sondern auch theils im Kampf, theils im Bunde gegen Kaiser Wenzel und seinem Gegner Ruprecht von der Pfalz eine selbständige Bedeutung behauptet. Wir sind über diese Vorgänge seit der Veröffentlichung der „Deutschen Reichstagsacten unter König Wenzel“ und durch die Untersuchungen S. Hänle's ziemlich eingehend unterrichtet und lernen auf Grund dieser Forschungen ein gewiß nicht uninteressantes Stück deutscher Reichsgeschichte kennen. Trotzdem wollen uns diese der Specialgeschichte angehörigen Vorgänge nicht wichtig genug für eine poetische Behandlung erscheinen, wie dies geschieht in dem Buche: „Hie Rothenburg! Dichtung von der Wende des 14. Jahrhunderts. Von August Kellner“ (Oldenburg, Schulze [A. Schwartz]). Sollen sie sich lebendig und anschaulich vor unserm geistigen Auge abspielen, so gehört dazu ein ganz besonderes Talent, das den spröden und für die meisten Leser doch sehr trockenen Stoff durch den Reichthum der eigenen Phantasie zu bewältigen im Stande sein muß. Diese Gabe aber besitzt August Kellner nach der vorliegenden Probe nicht im genügenden Maße. Er hat sich daher in der Wahl seines Themas unseres Erachtens vergriffen und wird daher kaum auf eine größere Theilnahme für seine gereimte Chronik rechnen können. Wer die Schicksale Heinrich Topler's und seine Bedeutung für die Geschichte Rothenburgs kennen lernen will, der wird sich nach wie vor an die Darstellung der Geschichtschreiber halten, und wer von einer Dichtung scharfe Zeichnung der Charaktere, psychologische Vertiefung und eine geschickt geführte Handlung erwartet, wird kaum in Kellner's mühsam in Reime gebrachten Erzählung seine Rechnung finden, so gutgemeint sie auch sein mag, und so sehr sich der Dichter selbst für seinen Stoff und seinen Helden eingenommen zeigt. Diese ganze historische Dichtung ist schon als Gattung verfehlt, und es ist gar kein Wunder, daß die meisten Sprößlinge, die sie erzeugt, als todtgeborene Kinder zur Welt kommen.

Bibliographie.

Gersdorff, J., Eliana. Symphonie. Dresden, M. Rätze. 2 M. 50 Pf.

Jentsch, C., Neue Ziele, neue Wege. Leipzig, F. W. Grunow. 8. 1 M.

Jentsch, E., Betrachtungen eines Laien über unsere Strafrechtspflege. Leipzig, F. W. Grunow. 8. 1 M.

Kapff-Essenther, F. v., Himmel und Hölle. Berlin, Rosenbaum u. Hart. 8. 4 M.

Schröder, H., Mecklenburgs Antheil an der deutschen National-Litteratur bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. Ein Vortrag. Schwerin, Bärensprung'sche Hofbuchdr. 8. 1 M.

Teutsch, G. D., Predigten und Reden. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 6 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 36. — 6. September 1894.

Italien.

— Kennst du das Land? —

Gar vieles ist anders worden in dieser neuen Zeit. Auch die Ansichten über Italien, über das Land und seine Bevölkerung haben sich mehr und mehr geklärt. Der erbitterte Kampf von Für und Wider, das betäubende Stimmengewirr, in dem bald überschwengliche Lobpreisung, bald hämische Verkleinerung die Oberhand gewann, ist ruhiger Betrachtung und einer versöhnlichern Stimmung gewichen.

Goethe sah, durch Winckelmann beeinflußt, in Italien das wahre Eden der Kunst, aber nicht allein wegen der hier aufgestapelten antiken und modernen Kunstschätze, sondern vor allem wegen der natürlichen Schönheit und Anmuth, die noch heute wie damals dem Reisenden auf Schritt und Tritt begegnet: jede Cypresse, jede Kuppelwölbung, die abends in den Himmel steigt, ist in unverrückbaren, haarscharfen Umrissen gezeichnet; jede Bäuerin, die mit halbentblößten Armen ihren Krug auf dem Kopfe trägt; jeder Bettler, der seinen Lumpenmantel umwirft, thut es mit Grazie, erscheint ein Geschöpf der bildenden Kunst; unbeweglich wie ein Denkmal ruhen die weißen Rinder mit armlangen Hörnern auf der Erde; sinnvoll geordnet wie ein Basrelief ist eine Gruppe Nichtsthuer auf den Stufen einer Kirche gelagert. Man möchte ohne weiteres einen Rahmen fertigen und das Bild darin festhalten. Immer ist etwas zu schauen. Die Fertigkeit, äußerlich anzuordnen und zu schmücken, wird immer geübt und der Sinn für gefällige Formen erhalten.

Auf Goethe folgten die Romantiker, die eigentlichen Urheber der Italomanie. Ihre glühende Mystik bethörte die Gemüther, der erdichtete sinnliche Liebesgenuß verwirrte die Sinne, und ihre Canzonen und Terzinen, Sonette und Madrigalen, die aus Lorbergebüschen und Myrtenhainen tönten, schufen ein Land der Seligen, das in eitel Traum zerfloß, sobald der Fremdling selbst die Grenzen des Wunderlandes überschritt. In Wilhelm Müller's „Rom, Römer und Römerinnen" tritt der Kern dieses romantischen Wesens am hellsten zu Tage; außerdem zeigt sich hier auf jeder Seite der ausgeprägteste Abscheu und Haß vor allem Modernen, wie er damals besonders in Künstlerkreisen herrschte.

Der unausbleibliche Rückstoß ließ nicht allzu lange auf sich warten. Die Errungenschaften der neuen Zeit, die riesenhafte zeitliche Längen und räumliche Entfernungen durch Dampf und Elektricität spielend überwindet, lenkten die Blicke auf andere Gebiete, die Poesie in andere Gleise.

Deutliche Zeichen der veränderten Anschauungen waren außer Nicolai's Reise besonders die Schriften Heinrich Noé's, die ebenso wenig Gutes an Italien und seinen Bewohnern ließen wie einst George Sand an der Umgebung Roms (in ihrem Romane „La Daniella", der in Rom und Frascati spielt).

Beide Strömungen fluteten weit über die von der Wirklichkeit gesteckte Grenze hinaus, und die sich von ihnen mit fortreißen ließen, wurden entweder zu sonderbaren Schwärmern oder zu abgesagten Verächtern des Südens und seiner Bewohner. Noch heute spüren wir die Nachwirkungen, namentlich unter denen, die Italien nie gesehen oder nur im Fluge durcheilt haben, ohne das Auge an die eigenthümliche Art der südlichen Formen und Farben zu gewöhnen und zu üben, ohne den Blick tiefer in das Leben und das Gemüth der Menschen zu versenken.

Der erste, der die Wahrheit klar erkannte und vorurtheilslos aussprach, der nicht „die Rose für eine Distel und die Distel für eine Rose" ausgab, war Victor Hehn, dessen Ansichten und Streiflichter über Italien zuerst 1864 in der von Berkholz geleiteten „Baltischen Monatsschrift" erschienen. Die Mahnungen seiner Freunde veranlaßten ihn, die Aufsätze in Buchform zusammenzufassen, aber er fand in Deutschland keinen Verleger, schließlich übernahm eine petersburger Verlagshandlung den Druck. Indeß auch jetzt blieb sein „Italien" in Deutschland völlig unbeachtet; die meisten befanden sich noch im Banne der „Italienischen

Wanderjahre" des demokratischen Romantikers Gregorovius. Erst 1879, als ein Neudruck in Berlin erschien, brach sich das Werk Bahn. Unter den wenigen vorurtheilsfreien und selbständigen Geistern war sein Werth freilich schon vorher erkannt worden. So schreibt Salomon Hirzel einem Freunde: Ich fühle mich wahrhaft beschämt, daß ich erst durch Sie einen unserer Classiker kennen lernen muß. Dehio sagt in seinen Erinnerungsblättern an V. Hehn („Grenzboten" 1890): Erst nachdem das Buch in den gegenwärtigen Verlag übergegangen war, entdeckte die gebildete Welt Deutschlands, was sie daran besaß: man wird nicht sagen wollen: das Beste (weil die Zahl der möglichen Beobachtungsstandpunkte zu groß ist), sicher aber das Tiefste, Freieste, Originalste, in die dem Inhalt verwandteste Form Gegossene, was seit Goethe über Italien gesagt worden ist.

In seinen „Rathschlägen, die nicht im Bädeker stehen", schreibt Hehn: Der nordische Fremdling darf nicht zu alt sein, wenn Italien zu einem wesentlichen Momente seiner Bildung werden soll. Hat sein Inhalt schon Gestalt gewonnen und sein Verhältniß zur Welt sich befestigt, dann wird das Ungewohnte, das ihm hier entgegentritt, als abzuwehrende, unwillkommene Störung, vielleicht gar als ungereimt, als recht- und vernunftlos empfunden. Nur wer noch in den Jahren steht, wo uns ein allmächtiges Verlangen nach Erfüllung mit fremden Stoff beherrscht, — nur ein solcher wird als Wiedergeborener heimkehren, der diese neue Welt erst geahnt, dann gesehen, dann in sein eigenes Gefühl aufgenommen hat. Hehn schildert hier nur, was er an sich selbst erfahren hatte: er war so glücklich gewesen, im rechten Alter, als sechsundzwanzigjähriger junger Mann, die erworbene Bildung durch eine Reise nach dem Süden krönen zu können. Während dieses ersten italienischen Aufenthaltes, der dreiviertel Jahre währte, führte er ein ausführliches Tagebuch, ganz nach dem Goethe'schen Recepte: Ich mache große, große Augen. Urtheile nicht, sondern sammle, verallgemeinere nicht, sondern behalte das Einzelne bei dir, es wird später seine Stelle und den Zusammenhang finden, in den es gehört. Du magst auch ein Tagebuch führen, da trage abends deine Klagen, deine bösen Erfahrungen, deine kategorischen Aussprüche, deine kindischen Entzückungen ein.

In seinen pernauer Lehrerjahren 1841 und 1842 unterzog Hehn seine Tagebuchblätter einer sorgfältigen Umarbeitung. Er ließ indeß, wie aus der Vergleichung mit den noch theilweise vorhandenen ersten Aufzeichnungen hervorgeht, die ersten Eindrücke und Betrachtungen inhaltlich unverändert bestehen; er goß sie nur hier und da in andere Formen und führte die begonnenen Gedankenreihen zu Ende.

Diese „Reisebilder aus Italien und Frankreich"*) bildeten den Grundstock zu jenen Aufsätzen über Italien. Sie zeigen zwar noch nicht die gereifte Anschauung und das männlich Gehaltene in der Beurtheilung ausländischen Gepräges wie in seinem fünfundzwanzig Jahre später erschienenen „Italien", bekunden aber dafür eine größere Unmittelbarkeit, die in ihrer Frische ungemein anmuthet und die Persönlichkeit des Verfassers in ihrer ganzen natürlichen Liebenswürdigkeit erscheinen läßt. Wol hat sich gar vieles seit jener Zeit äußerlich umgestaltet. Der Rahmen mancher Städtebilder hat sich erweitert, die Verwandlung des politischen Hintergrundes hat manches zur Seite und anderes an seine Stelle gerückt, der Umschwung der modernen Bestrebungen in Wissenschaft und Technik hat manches abgebrochen, aber der innere Kern der Schale, der Inbegriff alles dessen, was uns zum Genusse lockt und unerklärlicherweise immer wieder nach dem Zauberlande zurückzieht, ist noch derselbe geblieben. Auch heute noch wird der Reisende, wenn er nur irgend den Trieb in sich fühlt, sich durch eine historisch und philosophisch vertiefte Schilderung von Land und Leuten Italiens schicklich vorzubereiten, die Reisebilder Hehn's mit dem rechten Erfolge zu studiren, d. h. das Herrliche zu genießen, ohne allzu schmerzliche Enttäuschungen fürchten zu müssen; denn Hehn hat wie Goethe die Gabe, fast immer richtig zu sehen, sodaß wir in den Reisebildern meist Spiegelbilder der Wirklichkeit vor uns haben. Bei aller Vorliebe für Italien, seine Bewohner, seine Sprache und seine Kunst, wie sie nur der Nordländer dem Süden entgegenbringen kann nach dem Gesetze des Gegensatzes, vermeidet er jede Uebertreibung und verfällt nicht in unnatürliche Verzückungen, von denen sich Kleinpaul und auch Allmers nicht frei zu halten vermochte. Das Buch ist ganz dazu angethan, zu den Anfängen auf dem Wege zum „pratico" hinzuleiten und die Sonne Italiens auch innen leuchtend und wärmend auf sich einwirken zu lassen.

Und wen das Geschick schon die Freuden und Leiden einer Reise durch das Land der Hesperiden kosten ließ, wird mit ungeschwächtem Interesse den Worten des Verfassers lauschen, mit denen er die ersten Eindrücke schildert: Mit stiller Befriedigung werden ihn die Geständnisse des Neulings erfüllen, der damals weder der Sprache mächtig war, noch den Volkscharakter in seiner ganzen Eigenart zu erfassen vermochte. Wie köstlich wirkt die Schilderung seines Eintritts in das Land am Gardasee, mit welch naiver Bewunderung hängt sein Auge noch an dem Steintroge, der die Ueberreste Julia's einst beherbergt haben soll, — und wie klar und treffend ist bereits sein Urtheil über Raffael's Vision Ezechiel's im Palazzo Pitti trotz Fechner's und Du Bois Reymond's spätern Ergüssen über die Darstellung der Engel in der Kunst! Was sagt George Sand von der Campagna? „Laid, trois fois laid et stupide est le steppe de Rome" u. s. w. Und Victor Hehn? „Die unzähligen Farben, die das landschaftliche Bild vor unsern Augen annahm, vom düstern Braun des Vordergrundes bis zum ätherischen Violett der Berge, jene Gruppen der Architektur und der Bäume zu unsern Füßen, jene erhabenen Linien der unabsehbaren Ebene und die Feen=

*) Reisebilder aus Italien und Frankreich von Viktor Hehn. Herausgegeben von Theodor Schiemann. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 1894. 8. 5 M.

bildung des Sabinergebirges und des Soracte, dieses italische Traumgesicht kennt nur der, der selber hier gewesen und allmählich begreifen gelernt.“ Jene urtheilt nach einem ersten ungünstigen in der Campagna verlebten Tage, wie schon mancher auf Venedig und Neapel schlecht zu sprechen war, der bei Regenwetter den Canale Grande durchfuhr oder den Golf der Sirene in graue Nebelschleier gehüllt sah. Wer die Poesie des Südens kennen lernen will, muß im Sommer dort verweilen: die Sonnenglut, ein integrirender Bestandtheil der Jahreszeit, ist bei richtiger Tageseintheilung leichter zu ertragen, als gewöhnlich zugestanden wird; wieviel Grad Celsius die Phantasie hier hinzudichtet, weiß der den Gesprächen der Zurückgekehrten lauschende Physiker leicht anzugeben; im heißen Sommer 1892 war der Unterschied zwischen sicilianischer Glut und nürnberger Temperatur netto zwei Grad. Darum rüsten wir uns heute noch zur schönen Fahrt!

Wol ist sie dahin die Zeit der Carstens, Schinkel, Thorwaldsen, Winckelmann, Niebuhr und Wilhelm von Humboldt, aber die Stimmen Byron's, Platen's und Goethe's tönen noch heute aus Childe Harold, aus den venezianischen Sonetten und den Liedern Mignon's wie ferne unnennbare Sehnsucht weckende Accorde durch das geräuschvolle Getriebe dieser Tage: die weißen Marmorgestalten der Loggia dei Lanzi, die Mauern von Assisi und Perugia, die Gestade von Sorrent, Ischia und Messina winken so schmeichelnd und zutraulich wie lachende italische Landeskinder, wenn ein freundlicher Blick sie trifft! Und wer auf Grund einiger schlimmen Stunden und Zufälligkeiten unsere oft erprobten glücklichen Erfahrungen bezweifelt, wer in Italien, wie Lamartine, nur das Land der Todten und des schmuzigen Elends erblickt, für den hat Giusti die ironische Antwort bereit:

> O unsrer Städte Mauern, Denkmäler großer Zeit,
> Noch aus Verfall und Trauern blüht euch Unsterblichkeit.
> Hoch in den reinen Lüften sehn wir die Sonne schweben
> Als Fackel über Grüften, Oliven, Rosen, Reben,
> Von lauer Luft genährt,
> Wie trauern sie so wacker! Welch schöner Gottesacker,
> Lebend'gen neidenswerth!

Ernst Lehmann.

Zur Culturgeschichte.

Vorgeschichte der Indoeuropäer. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Rudolf von Jhering. Leipzig, Breitkopf u. Härtel und Duncker u. Humblot. 1894. Gr. 8. 11 M. 60 Pf.

Das große Problem der indogermanischen Gesittung und Entwickelung hat im Laufe der Zeit schon manche Wissenschaft beschäftigt, nachdem die vergleichende Sprachwissenschaft es entdeckt hat. Die erste Disciplin, welche hierdurch die nachhaltigsten und fruchtbarsten Anregungen erhielt, war die vergleichende Mythologie und Religionswissenschaft, die so recht eigentlich aus rein sprachlichen Untersuchungen herauswuchs. Man möge es gestatten, wenn wir in dieser Beziehung die Worte eines sehr competenten Beurtheilers anführen, Max Müller's, der sich in seinem neuesten Werk so ausläßt: „Wenn man mich fragen würde, was ich für die wichtigste Entdeckung halte, die im 19. Jahrhundert in Bezug auf die alte Geschichte der Menschheit gemacht worden ist, so würde ich sagen, es sei die folgende einfache etymologische Gleichung: Sanskrit DYAUSH — PITAR = Griechisch ZEYΣΠATEP = Lateinisch JUPITER = Altnordisch TYR. Diese Gleichung besagt nicht nur, daß unsere eigenen Vorfahren und die Vorfahren von Homer und Cicero dieselbe Sprache redeten, wie die Bewohner Indiens — dies ist eine Entdeckung, welche längst aufgehört hat, Staunen zu erregen, so unglaublich sie auch anfangs klang —, sondern sie besagt und beweist auch, daß sie alle einst denselben Glauben hatten und eine Zeitlang dieselbe höchste Gottheit unter genau demselben Namen verehrten, einem Namen, welcher Himmel — Vater bedeutete.“ (Anthropol. Religion, S. 80.) Dann folgte die vergleichende Rechtswissenschaft; die glänzenden Arbeiten von Leist (Altarisches Jusgentium u. a.) sind dafür ein beredtes Zeugniß. Wir können heute auf ein ähnliches Werk hinweisen, gründlich und umfassend angelegt, in einzelnen Abschnitten von einer mustergültigen Schönheit und hinreißenden Rhetorik, was alles um so höher anzuschlagen ist, als wir es mit der Forschung eines mehr als siebzigjährigen Mannes zu thun haben.

Der verstorbene Verfasser hatte ein ganz besonderes, rein fachwissenschaftliches Interesse, wie er selbst gesteht, an der Aufhellung des Dunkels, das die Vorzeit der europäischen Völker noch vielfach bedeckt:

> Ich wollte mir (so leitet er seine Untersuchung ein) Klarheit darüber verschaffen, wie sich die Römer zu den ihnen überkommenen Rechtseinrichtungen des Stammvolkes verhalten haben, was sie belassen, was sie geändert haben. Nicht sowol darum, weil diese Thatsache als solche, so interessant sie auch immerhin für den Rechtshistoriker sein mag, in meinen Augen einen hohen Werth gehabt hätte, sondern wegen des Aufschlusses, daß ich ihr in Bezug auf die Eigenthümlichkeit der römischen Volksart entnehmen zu können glaubte, Griechen und Germanen haben die arische Einrichtung der Gottesurtheile beibehalten, die Römer nicht — warum nicht? Germanen und Slawen das arische Gemeindeeigenthum an Grund und Boden auch für das Ackerland, die Römer nicht — warum nicht? Und doch haben sich andererseits bei keinem indoeuropäischen Volke so viele Einrichtungen aus der Vorzeit behauptet, wie gerade beim römischen; sie bilden eine wahre Fundgrube für die Erkenntniß der Vorzeit. (S. 4.)

Es bleibt freilich sehr zu bedauern, daß Jhering, wie auch der Herausgeber hervorhebt, in der Charakteristik der indischen und arischen Verhältnisse sich nicht auf die neuesten Forschungen stützte; so wurde er verführt, bei dem arischen Muttervolk einen viel höhern Grad von Gesittung voraus-

zusetzen, als er thatsächlich vorhanden war, dem nomadisirenden, weder seßhaften, noch in schärfere politische Organisation gegliederten Hirtenvolk ein Stammkönigthum, ein ausgebildetes Schuldrecht u. s. w. zuzuschreiben. Nicht minder ist es wol zweifelhaft, wenn unser Gewährsmann meint, daß das Mutterrecht, bei den Ariern zu der Zeit, als sich die Indoeuropäer von ihnen trennten, längst dem Vaterrecht gewichen sei. Vielmehr sprechen, wie ja z. B. Dargun ausgeführt hat, die bedeutsamsten Anzeichen dafür, daß auch bei den Germanen das Mutterrecht verhältnißmäßig erst sehr spät und langsam der jüngern Entwickelungsstufe Platz gemacht hat. Endlich, um unsere nothgedrungenen Bedenken abzuschließen, scheint uns die völkerpsychologische Erörterung über die Wechselwirkung des Bodens und des Volkstypus nicht befriedigend. Es ist dies freilich eines der heikelsten und umstrittensten Probleme der Culturgeschichte, an der sich die besten Köpfe (ich erinnere nur an Montesquieu und Buckle) abgemüht haben. Lassen wir Ihering selbst sprechen:

Der einzige unabänderliche Factor im Leben des Volkes ist ihr Wohnsitz, alle andern: Rechte, Moral, Sitte, Religion sind dem Wandel ausgesetzt, nur der Wohnsitz bleibt immer derselbe. Zu dem Uebergewicht, das ihm schon diese unabänderliche Constanz allein über sie verleiht, gesellt sich noch hinzu die mit nichts anderm zu vergleichende Einwirkung, die er auf die gesammte Gestaltung des Landes und selbst die Geschichte des Volkes ausübt. So paradox es auf den ersten Blick klingen mag, so ist es doch wahr: der Boden ist das Volk. Nicht blos in dem Sinn, in dem jeder diesen Ausdruck zuerst verstehen wird: die Beschaffenheit des Landes, welches das Volk bewohnt, sondern unter Boden verstehe ich alle und jede Momente, die mit der Lage des Wohnsitzes des Volkes an dieser bestimmten Stelle der Erde gegeben sind. Da ist zunächst das mit dem Himmelsstrich gegebene Klima — unter den Tropen wird der Mensch ein anderer, als in der gemäßigten Zone, in dieser ein anderer als im höchsten Norden — das Klima ist das halbe Temperament der Völker. Sodann die Beschaffenheit des Grund und Bodens: Gebirge, Ebene, Wüste, Wald — ihnen allen entspricht ein bestimmter Typus der Bevölkerung. Ferner die Nähe der See — der Seemann ist ein anderer als der Binnenländer. Die Lebensweise, der Beruf bildet in jedem Menschen gewisse Charaktereigenschaften aus, prägt ihm einen gewissen Typus auf. . . . Was von den Individuen, die bereits ein bestimmtes Naturell mit zur Welt bringen, gilt im verstärkten Maße von den Völkern, die es nicht mitbringen. Die Völker in der Wiege vertauscht und aus den Semiten wären die Arier, aus den Ariern die Semiten geworden. . . . Freilich der Boden nicht blos in dem natürlichen Sinne der klimatischen und terrestrischen Verhältnisse des Landes. Unter Boden verstehe ich hier auch die durch die Lage desselben gegebenen Berührungen mit andern Völkern, den Boden im culturhistorischen und politischen, kurz im historischen Sinn. An diesen Berührungen kann das ganze Geschick eines Volkes hängen. . . . Daß von allen indoeuropäischen Völkern das griechische so früh zum Culturleben erwachte, verdankt es lediglich der durch die Lage seines Landes ermöglichten Berührung mit der semitischen und egyptischen Cultur; daß Germanen und Slawen es noch ein Jahrtausend später nicht über die Stufe eines Naturvolkes gebracht hatten, hat lediglich seinen Grund in ihrer weiten Entfernung vom Mittelmeer, welche diese Berührung ausschloß und sie darauf verwies, ihre Cultur aus zweiter oder gar dritter Hand zu beziehen. . . . So ist in Wirklichkeit der Boden das Volk; er hat für die Völker nicht die rein äußerliche Bedeutung einer bloßen Schaubühne, auf der sie gleich dem Schauspieler die ihnen im voraus durch ihre angeborene Volksart vorgezeichnete Rolle abspielen, sondern die innerliche eines Causalitätsfactors für ihre Volksart und damit zugleich für ihre Geschichte. Das Wo ist bei den Völkern maßgebend für das Was und Wie. Mit der Stelle, welche ein bestimmtes Volk auf der Völkerkarte einnimmt, sind die Würfel über dasselbe geworfen, die glücklichen, wie die verhängnißvollen, und in diesem Sinne kann man sagen, die Geographie ist gebundene Geschichte, die Geschichte in Fluß versetzte Geographie (S. 97).

So unzweifelhaft der tiefgehende Einfluß ist, den die äußern Factoren (Boden, Klima, Nahrung u. s. w.) ausüben — man denke nur an den Contrast, der die beiden so nahe verwandten Völker der Iranier und Inder voneinander trennt! —, so wenig erschöpft sich doch andererseits in diesem Moment der ganze Proceß; soll von einer wirklichen Wechselwirkung die Rede sein, so muß es andererseits auch eine bestimmte psychische Volksart geben, die nicht erst nachträglich als ein Product dieser Wirkung gefaßt werden kann. Wenn Ihering an einer andern Stelle sagt:

Der Volkscharakter ist kein Naturproduct, sondern das Werk der Geschichte, der Niederschlag des gesammten geschichtlichen Daseins des Volkes (S. 291),

wenn er selbst in glänzenden Bildern uns die Grundzüge der Arier und Semiten entwirft, so ist das der beste Gegenbeweis gegen diese verfehlte, rein mechanische Auffassung, die die antiquirte Hypothese Locke's von der Seele als einer tabula rasa auf das sociale Leben der Völkergeschichte überträgt. Es ist aber kein Einwand, daß man uns entgegenhält, daß wir mit dieser Anerkennung eines specifischen geistigen Typus uns auf ein dunkles metaphysisches Gebiet versteigen; wir machen uns in der That nicht anheischig, diese Bildung des Volkscharakters in seinen letzten Elementen und Ursprüngen enträthseln zu wollen, aber wohl verlangen wir für eine widerspruchslose culturhistorische Anschauung die Geltung eines sochen Axioms von der selbständigen psychischen Anlage einer Nation und Rasse.

Die ganze Meisterschaft der alle Einzelheiten mit genialem Blick zusammenfassenden Systematik, vereinigt mit einer ebenso vollendeten Darstellung, zeigt sich in der feinsinnigen Schilderung der babylonischen Cultur, die unser Gewährsmann für die älteste in der Welt hält; ganz besonders ansprechend ist die geistreiche Parallele, die Ihering zwischen Pflug und Stein zieht, wobei dem letztern für die Entwickelung der Cultur das entscheidende Uebergewicht zufällt. Auch die Einsetzung des Sabbats als einer socialpolitischen Institution (Aussetzen der überaus schweren Fronarbeiten für die Ziegelstreicher) wird als eine babylonische Maßnahme in Anspruch genommen; erst von hier hätten es die Juden entlehnt. Ebenso durchgreifend ist die Zerlegung des astronomischen Tages in zwei gleiche Hälften, welche praktische Einrichtung alle andern Völker des Alterthums von den Babyloniern übernommen haben; dazu kommt die überaus wichtige Erfindung der Uhr. Daß die Baukunst aber im Stromland des Euphrat und Tigris (sowol im Hoch- als

auch Wasserbau) die größten und frühesten Triumphe gefeiert hat, ist wol bekannt genug, nicht minder wie die Thatsache, daß wir hier die ersten Seeleute zu suchen haben. Die Entwickelung der babylonischen Cultur ist mithin bedingt einerseits durch den Backstein (Bildung der Stadt und des Staates, Baukunst und Bauhandwerk u. s. w.) und andererseits durch das Schiff (Handel und Verkehr, Astronomie), so daß Jhering seine weitere Darstellung an die Uebertragung der dortigen Gesittung an die Arier knüpft:

Babylon ist längst vom Erdboden verschwunden, nur Trümmer, die erst unsere Zeit ans Licht gebracht hat, verkünden die Stätte, wo es einst stand. Aber bevor es unterging, war längst der Menschheit das Werthvolle, das es beschaffen hatte, zugute gekommen. Die Geschichte läßt einmal nichts Bedeutendes, was sie an einer Stelle der Erde hervorgebracht hat, untergehen; sie trägt Sorge dafür, daß es der Welt erhalten bleibe, an anderer Stelle fortlebe; es ist das Gesetz der Oekonomie in der sittlichen Weltordnung, das sich im Leben der Völker ebenso bewährt wie in dem der Individuen, das Seitenstück zu dem Gesetz der Erhaltung der Kraft in der Natur. Neue Völker und Individuen treten an die Stelle der abgängigen, aber nicht wie der Soldat in der Schlacht an die der Gefallenen, sondern wie der Erbe an die des Erblassers, d. h. sie überkommen das Erbe, das ihnen dieser hinterlassen. So ist auch das Culturerbe Babylons auf die Indoeuropäer übergegangen, und noch heutigentags lebt wie in unserer Kunst und Wissenschaft Hellas, in unserm Recht Rom, so in unserer Cultur Babylon bei uns fort; wir verdanken ihm außerordentlich viel mehr, als man gemeiniglich glaubt. (S. 271.)

Leider ist es unserm Verfasser nicht mehr vergönnt gewesen, die beiden wichtigen psychologischen Kapitel: „Die Volksart der Semiten und Arier" auszuarbeiten; was wir haben, sind nur geringfügige Materialien, in eine Kritik Renan's verwebt. Mit Recht wird hier zunächst die Ansicht, als ob die Hebräer von jeher Monotheisten gewesen seien, zurückgewiesen und die Jehova-Lehre als eine rein nationale dargethan, deren universalen Gehalt zu entdecken erst den Ariern vorbehalten blieb. Ebenso ist die Intoleranz nicht, wie der berühmte französische Religionsforscher meint, eo ipso ein Kennzeichen des Semiten als solchen, sondern nur sofern er sich dem Monotheismus zugewandt hat (als gegentheilige Beispiele können Babylonier, Phönizier und Karthager angeführt werden), wie umgekehrt der an und für sich völlig duldsame Arier von dem Augenblick seiner Christenbekehrung intolerant wurde.

Das dritte Buch enthält den Auszug der Arier aus der Heimat (das ver sacrum, einzelne charakteristische Züge der Ueberlieferung), das vierte die eigentliche Wanderschaft (die Zeit der Heerfahrt, Gliederung des Heeres, der Feldherr, Greise und Frauen, priesterliche und sociale Obrigkeit, sittliche Wirkungen der Wanderschaft) und endlich im fünften Buch wird uns ein Bild von der neuerrungenen zweiten Heimat entrollt, die Jhering in Uebereinstimmung mit manchen neuern Forschern in Südrußland (zwischen Don, Dniepr, Dniestr, bis zur Donau hinab) sucht. Von hier aus läßt er dann in folgender Reihenfolge die einzelnen Völker ihre spätern Sitze beziehen: Griechen, Italiker, Kelten, Germanen, Slawen, Illyrier, Letten.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß das Werk vielfachem Widerspruch in seinen Ergebnissen, ja selbst in der Begründung der einzelnen Probleme und Perspectiven begegnen wird. Linguisten, Historiker, Anthropologen, Philosophen und nicht zuletzt die Juristen werden Stoff und Gelegenheit genug finden, ihre tiefgehende Abweichung mehr oder minder ausführlich zu erhärten und die kühnen, aber etwas unsichern Hypothesen des genialen Verfassers zu Fall zu bringen. Und doch wird sich kein Unbefangener, selbst wenn er vom Standpunkt seiner speciellen Wissenschaft manche Bedenken erheben sollte, dem fesselnden Zauber der Darstellung entziehen können, die übrigens, nebenbei bemerkt, auch dem Laien völlig zugänglich ist. Dazu kommt, daß trotz aller glänzenden Systematik und abstracter Deduction gerade das Detail, das Concrete in der geschickten Hand des erfahrenen Baumeisters zu seinem vollen Recht gelangt; eben dadurch gewinnen die einzelnen Schilderungen ein so lebendiges, anschauliches Gepräge, daß man unwillkürlich von dem Eindruck gefangen genommen wird. Es ist das, was der Herausgeber mit Recht als das realistische Moment in der Jhering'schen Methode und Denkart bezeichnet, entsprechend seiner Natur, die immer in die Tiefe bohrte und die hinter jeder Antwort schon wieder eine neue Frage bereit hatte, bis sie schließlich bei dem letzten „Warum" angelangt zu sein glaubte. Th. Achelis.

Nationalökonomische Schriften.

1. Die geschichtliche Entwickelung des modernen Verkehrs von F. C. Huber. Tübingen, Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung. 1893. Gr. 8. 4 M. 40 Pf.
2. Sociale Kämpfe vor dreihundert Jahren. Altnürnbergische Studien von Bruno Schönlank. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1894. Gr. 8. 4 M.

Das Werk „Die geschichtliche Entwickelung des modernen Verkehrs" von F. C. Huber (Nr. 1) behandelt nur einen Theil unseres Verkehrslebens, die Post. Huber will durchgehends beweisen, daß diese durchaus abhängig ist von dem allgemeinen Stande der Wirthschaft, und daß diese Abhängigkeit bisher zu wenig beachtet wurde, daß es hierin nur ein allmähliches Werden, keine Erfindungen eines Einzelnen gebe. Die römischen Posten, „cursus publici" genannt, waren, wie schon die ähnlichen Einrichtungen des Perserreichs, nichts anderes als Anstalten zur Beförderung von Botschaften zwischen dem Kaiserhofe und den Provinzialbeamten, zuerst durch Spannfron der Unterthanen, später durch fiscalisch bezahlte Reiter unterhalten; nichts anderes waren auch die gleichfalls auf Fronden beruhen-

den Anstalten der Karolinger. Sowol das Wort wie wesentliche Elemente der Sache sind jenen Zeiten fremd. Das Wort „Post" erscheint erst im 15. Jahrhundert und zwar im Plural positae stationes; die Regelmäßigkeit und die allgemeine Benützbarkeit erscheinen noch später. Im Mittelalter haben zuerst die Klöster, später Kaufleute, zuletzt die Städte regelmäßige Botenverbindung miteinander, die belebteste Straße war die zwischen Augsburg und Venedig. Ausgedehnter aber wird diese Verbindung bei den Landesherrn, die sie nachahmen, zuerst Alfons X. von Leon und Castilien (1252—84). Karl V. suchte den Vortheil der Centralisirung zu erzielen, indem er seiner Postmeisterfamilie, den Thurn und Taxis für sein ganzes Reich, d. h. Deutschland, die Niederlande, Spanien, Italien, ein Privilegium gab, auf ihre Rechnung Posten einzurichten, die zuerst auch nur staatliche Nachrichten beförderten, erst später, jedenfalls aber noch im 16. Jahrhundert, besonders durch den Postmeister Henot, sich auf Privatnachrichten jedermanns ausdehnten. Das Monopol der Thurn und Taxis wurde jedoch nicht anerkannt, neben ihnen entwickelten sich die Localposten der Territorien und der Reichsstädte. Einen neuen großen Aufschwung nahmen die Posten durch den Mercantilismus der Landesfürsten, die nach Colbert's Vorgange für Anlegung von Chausseen und Verbesserung der übrigen Wege sorgten. Die letzte große äußere Umwälzung ist durch Eisenbahn und Dampf geschehen, eine wichtige innere Reform bildete die Einführung des allgemeinen „Penny-Portos" durch den englischen Postmeister Rowland Hill (1840).

Alle diese Etappen in der Entwickelung der Post werden von Huber mit vielen Beispielen und Documenten beleuchtet; mangelhaft ist nur die Gliederung des Ganzen, die die Abschnitte und Einschnitte deutlicher hervortreten lassen könnte.

Die Schrift: „Sociale Kämpfe vor dreihundert Jahren" von Bruno Schönlank (Nr. 2) gibt einen Abschnitt aus einem wichtigen Stücke socialer Geschichte. Sie behandelt die wirthschaftlichen Kämpfe zwischen Meistern und Gesellen im Nürnberg des ausgehenden Mittelalters. Die Gewerbeverfassung Nürnbergs war ein wenig anders als die der andern deutschen Städte, aber doch nicht grundverschieden. Die nürnberger Handwerker hatten keine Zünfte, sondern ihre Angelegenheiten wurden vom Rathe geregelt, in dem sie niemals (?), wie Schönlank meint, eine Vertretung erlangt haben. Dies mag für das frühere Mittelalter eine gewisse Verschiedenheit der Lage der nürnberger Meister von der in den übrigen deutschen Städten zur Folge gehabt haben, für die Verhältnisse der Gesellen war es gleichgültig. Denn im frühern Mittelalter lebten die Gesellen mit den Meistern in Eintracht, zufrieden in der Aussicht, einst selbst Meister zu werden. Im ausgehenden Mittelalter aber producirt schon das kaufmännische Kapital mit ungelernten Arbeitern soviel Waaren, daß die Meisterstellen knapp werden und die Mehrzahl der Gesellen zeitlebens bleibt, was sie ist. In dem nun entstehenden Conflicte aber steht in Nürnberg, wie überall, der Rath auf Seiten der Meister. Die Gesellen führen den Kampf durch ihre Verbände, die, ursprünglich kirchliche Brüderschaften, durch die Reformation und durch die Nothwendigkeit, ihr Recht zu wahren, immer mehr einen weltlichen, socialpolitischen Charakter annehmen. Sie kämpfen unter andern um zwei Fragen, die der Arbeitszeit und die der Arbeitsvermittelung. Diese letztere brachten die Gesellen an sich in den „geschenkten" Handwerken, d. h. denjenigen, in denen sie eine Schenke hielten, wo der zuwandernde Gesell von den „Ürtgesellen", den Vorstehern der Gesellenschaft auf seine „Ehrlichkeit" (d. h. sittliche und technische Fähigkeit) geprüft, dann mit Willkommenstrunk empfangen und um nach Arbeit zu fragen, zu den Meistern seines Faches geleitet wurde. In diesen „geschenkten" Handwerken wußten die Gesellen auch den „blauen" Montag als halben oder ganzen Feiertag durchzusetzen, während die sonstige tägliche Arbeitszeit selten unter vierzehn Stunden betrug. Meister oder ganze Städte, die in Verruf erklärt waren, erhielten keine Gesellen. In der Mitte des 16. Jahrhunderts suchte die Reichsgewalt durch die Polizeiordnung von 1548 und mehrere Reichstagsabschiede der Jahre 1551—66 die Macht der Gesellen zu beschränken, aber diese Beschlüsse blieben auf dem Papier. Augsburg, Ulm, und besonders Nürnberg, die sie auszuführen versuchten, wurden in Verruf, ihre Gesellen und Meister für „unehrlich" erklärt. Im Jahre 1573 sieht sich der nürnberger Rath zu einem Compromiß genöthigt, er überläßt den Gesellen den Arbeitsnachweis und die Schenke (Herberge), nur muß mindestens ein geschworener Meister sammt den „Zuschickmeistern" ihren Zusammenkünften beiwohnen. Aehnliche Compromisse haben auch in andern Reichsstädten stattgefunden.

Die Streitigkeiten zwischen Meistern und Gesellen, soweit sie Nürnberg betreffen, hat Schönlank anschaulich und mit vielen urkundlichen Belegen geschildert, sodaß sein Buch einen guten Beitrag zur Gewerbegeschichte Deutschlands bildet.

Paul Barth.

Von Ernst II., Herzog von Koburg-Gotha.

1. Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg-Gotha. Ein Lebensbild von Anton Ohorn. Mit einem Porträt und vier Abbildungen. Leipzig, Renger'sche Buchhandlung. 1894. 8. 5 M.
2. Der Vorkämpfer deutscher Größe. Herzog Ernst II. Ein biographisches Volksbuch von Professor Dr. C. Beyer. Berlin, K. Siegismund. 1894. 8. 2 M.

Als am 23. August 1893 Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg-Gotha im sechsundsiebzigsten Lebensjahre starb, da fühlten alle Patrioten, namentlich die ältern Kämpfer um Deutschlands Einheit, tiefe und aufrichtige Trauer, wie man sie nur empfinden kann bei dem Tode

eines wackern Kameraden, dessen bevorzugte sociale Stellung sicher nicht dazu angethan war, ihm seine politische Stellung zu erleichtern. Mit Recht auch mochte Kaiser Wilhelm II. klagen, daß mit diesem hochsinnigen Fürsten ein treuer Freund dahingegangen sei, der von jeher und unerschütterlich zu seinem Hause gestanden und dem sein Vater und Großvater stets in tiefer Dankbarkeit zugethan gewesen seien. Und namentlich alle die, die auf dem Gebiete von Kunst und Wissenschaft, sei es als Meister oder als Gesellen, oder als Lehrlinge und Handlanger das liebenswürdige Verständniß des Herzogs und freundlichste Förderung von ihm erfahren hatten, empfanden ihre Verwaisung. Auch für diesen Fürsten aus dem thüringisch-sächsischen Hause galt das Wort, das seinem erlauchten Verwandten Karl August von Weimar am 5. Mai 1816 beim erstmaligen Zusammentritt der Stände der Präsident sagte: „Noch immer fanden wir in diesem hohen Hause das altfürstliche Gemüth, das jedem wohlwill, auch den Geringsten nicht für unwerth achtet.“

Einen solchen Mann, der seiner Zeit in Deutschland so populär war, wie kein zweiter, der jetzigen raschlebigen Generation in einer volksthümlichen Darstellung vertraut zu machen, ist wol eine dankenswerthe und lohnende Aufgabe. Zunächst hat A. Ohorn in dem vorstehend genannten Buche (Nr. 1) sie zu lösen versucht; wie ich meine, nur zur kleinern Hälfte mit glücklicher Hand. Der erste und zwar bei weitem größere Theil der Schrift (S. 1—149) betitelt sich: „Der treue Eckhart der deutschen Einheitsbestrebungen.“ Er umfaßt die Jugendgeschichte des Herzogs, seine Thronbesteigung und vor allem seine von diesem Augenblicke an stetig zunehmenden Bemühungen um eine Reform des deutschen Bundes, um einen engern Zusammenschluß der so lose aneinandergeknüpften deutschen Staaten. In der Darstellung dieser Zeit folgt Ohorn dem bekannten Werke des Herzogs: „Aus meinem Leben und aus meiner Zeit“; er folgt ihm ausschließlich, und das halte ich für einen großen Fehler. Denn er fällt damit nicht blos unter die Kritik, die an jenen Lebenserinnerungen des Herzogs schon geübt worden ist; der Selbstbiograph wird ja trotz aller Wahrheitsliebe und trotz aller Selbstkenntniß unwillkürlich etwas günstigere Farben bei seinem Selbstbildniß verwenden. Eine verständige Kritik nimmt das nicht übel, wenn es nicht mit Uebertreibung geschieht, und begnügt sich die objectiven Lichter und Schatten nachzutragen. Wer aber kritiklos nachbetet, der thut seinem Helden wahrlich keinen Gefallen; denn man setzt von ihm voraus, daß er absichtlich die besser erkannte Wahrheit verschweigt, und fühlt sich zu energischem Widerspruche angeregt. Wer wird, soweit er nur einigermaßen Kenner der Zeit ist, dem Herzog nicht von ganzem Herzen dankbar sein für seine Förderung des Nationalvereins, für sein Bestreben, durch Schützen- und Sängerfeste den deutschen Einheitsgedanken lebendig zu erhalten; wer würde nicht mit Gustav Freytag meinen, daß die Deutschen dem Herzog seine feurige, rasch entschiedene Stellungnahme zu Preußen 1866 nicht vergessen dürfen, — aber welchen Eindruck erhält man bei der Ohorn'schen Darstellung? Ich nehme an, daß ein in der deutschen Geschichte nicht besonders unterrichteter koburg-gothaer Unterthan, oder ein Ausländer, sagen wir ein edler Grieche, der seinerzeit Herzog Ernst die Königskrone seines Vaterlandes vergeblich hat anbieten helfen (s. S. 108 fg.), diese Mittheilungen des Herrn Ohorn zu lesen bekommt, so wird jener mit Stolz, dieser mit vaterländischem Bedauern ausrufen: „Seht, dieser Mann war der Gründer des Deutschen Reiches!“ Und zwar können wir, durch dieselbe Lektüre dazu berechtigt, hinzufügen: mit Hülfe von lauter Denkschriften!

Besser gefällt der zweite Theil. Zunächst wegen der Schilderung persönlicher Erlebnisse, die freilich nicht der Art sind, um dem Buche Existenzberechtigung zu verleihen. Dann erhalten wir auch einen Einblick in das private Leben des Fürsten. Auch hier ist natürlich alles im rosigsten Lichte dargestellt; die Ehe des Herzogs erscheint als eine bis zum letzten Athemzuge ausgedehnte Flitterwochenperiode. Interessant sind ferner die Besprechungen der literarischen, insbesondere der musikalischen Leistungen. Ob die musikalische Welt sich mit der Zeit zur gewünschten einstimmigen Bewunderung veranlaßt sehen wird, mag dahingestellt sein. Als amusant mag eine Episode hervorgehoben sein, die uns Herzog Ernst als activ auf der Bühne beschäftigt vorführt (S. 211 fg.), und zwar als Vicomte von Bolingbroke in Scribe's „Das Glas Wasser“. Nach längern Proben, in denen Friedrich Hase die Regie übernommen und mit des Herzogs Ungelenkigkeit große Noth gehabt hatte, war die Vorstellung endlich mit Erfolg vor sich gegangen und die Theilnehmer waren bei heiterm Mahle versammelt. Da fragte der Herzog Hase, wie viel er wol als Schauspieler Gage fordern könnte; worauf Hase die classische Antwort gab: „Ich denke 800 Thaler — bei mittlern Bühnen!“

Das Buch von Professor E. Beyer (Nr. 2) muß eine ähnliche Beurtheilung erfahren. Er lehnt sich ebenfalls eng an des Herzogs Memoiren an und nimmt den gleichen einseitigen Standpunkt der Beurtheilung bei gleicher Kritiklosigkeit in der Darstellung der Zeitverhältnisse ein. Als Quintessenz seiner Studien über den verstorbenen Herzog gibt der Verfasser (S. 127 fg.) folgende Betrachtung zum besten, die für das eben Gesagte beweisend ist: „Der leitende Gedanke seines Lebens und Strebens war Aussaat und Pflanze dessen, was das Jahr 1871 als Frucht zur Reife bringen sollte. Er war ununterbrochen (!) der Träger des deutschen Einheitsgedankens, sein Vertheidiger, so zu sagen sein intellectueller Urheber. Wer würde ohne ihn die schleswig-holsteinische Frage in Fluß gebracht haben? Seit Decennien hielt er Rußland zurück und bestimmte Englands Haltung, wie er andererseits während des Krimkriegs eine Parteinahme Preußens für Rußland zu verhindern wußte. Ohne ihn würde der Name Langensalza zweifellos eine Niederlage für Preußen bedeutet haben;

ohne ihn würde Moltke vermuthlich gezwungen gewesen sein, seine Truppen zu theilen, um dem Vormarsch der Gegner nach Berlin zu begegnen; ohne den Herzog wäre die Zweite Armee nach der Schlacht von Königsgrätz (so!) vielleicht längere Zeit unthätig stehen geblieben; ohne ihn würde die Annexion Hannovers, Kurhessens, Nassaus, Frankfurts wahrscheinlich nicht Thatsache geworden sein; ohne seine Besuche in Frankreich und ohne seine Freundschaft mit Napoleon wäre der Friedensschluß mit Oesterreich sicherlich erschwert worden; ohne seine Initiative wäre die Kaiserproclamation jedenfalls noch vertagt worden!"

„Wollte man", so sagt der Verfasser auf S. 96, „die Bedeutung des Herzogs als Mensch (so!), als Freund, als Freimaurer ausführlich malen, so müßte ein Gemälde von bestrickender Schöne entstehen." Wir bedauern, daß sich der Verfasser diese Ausführlichkeit versagt hat, denn auf diese Weise hat er seine Leser um den Genuß der bestrickenden Schöne gebracht. Worin er noch ausführlicher hätte sein können, das hat er durch das oft vorkommende „u. s. w." angedeutet, das freilich den Leser meist rathlos läßt. Z. B. S. 99: „Ich habe mit Rückert eng verkehrt", sagte er (nämlich der Herzog), „er brachte mir viele Gedichte auf Blättchen geschrieben; das letzte seiner Gedichte oder eines der letzten hat er mir nach England geschickt. Gesellschaftlich war nicht viel mit ihm anzufangen. Er war in dieser Richtung gar nicht zu brauchen" u. s. w.! Auch die vielfach vom Verfasser gebotenen Beurkundungen seiner dichterischen Begabung werden wenig zu der bestrickenden Schöne beitragen. Bei Betrachtung des im Paradebett im Schlosse zu Reinhardsbrunn aufgebahrten Herzogs läßt er sich folgende Verse von seiner Muse dictiren:

Des Himmels Ruh verklärt dein Angesicht,
Und wäre sie vergönnt dir, theurer Herzog, nicht?
Es wird uns still zu Muth, ins Antlitz dir zu seh'n,
Und weinend hoffen wir auf Wiedersehn!

Eine gewisse poetische Begabung ist auch dem Stile des Verfassers nachzurühmen. Nachdem er z. B. (S. 4 fg.) „schöne Laubgänge, mächtige Baumgruppen, Grotten, rosengeschmückte Anhöhen, saftgrüne Matten" auf der Rosenau bei Koburg gebührend gewürdigt hat, sagt er: „Was Wunder, daß ... die jetzige Frau Herzogin Maria dort ihren Kindern ein blumiges Heim mit märchenumwobenen Mooshütten und lauschigen Spielplätzen geschaffen hat und dort ihre Lieblingsblumen, Nelken und Wicken, neben Rosen und Lilien pflegt. Auf der Rosenau weilen wir mit den beiden Prinzen Ernst und Albert; wir folgen ihnen auf den lieblichen Auen der Umgebung, wo sie sich anschmiegten an den Busen einer unentweihten Natur ..."! Was übrigens die jetzige Frau Herzogin angeht, so ist sie natürlich, wie schon ihr Name Maria Alexandrowna beweist, nicht eine Tochter Kaiser Nikolaus II. (der zunächst der russischen Geschichte überhaupt noch nicht gegönnt ist), sondern Alexander's II. (s. S. 152). Von sonstigen Stilerfolgen des Verfassers darf ich anführen, ohne ausführlich sein zu wollen (u. s. w.!); S. 60: „Laut und leise förderte der Herzog den Nationalverein, um die nationale Idee in breitern Furchen zu säen." Auf S. 63 strebt der Herzog „unentwegt die Idee der deutschen Einheit den weitesten Volkskreisen zu vermählen". S. 81: „Die überraschende Schwenkung der Zweiten Armee mußte in Wien das Gedankenthermometer fernern Widerstands bis zum Gefrierpunkt herunterstimmen." S. 116: „Die dumpfdröhnenden Kirchenglocken wälzten die Trauerkunde über die Lande: «Herzog Ernst II. ist nicht mehr.»" Was das Ganze anlangt, so ist der curiale Bewunderungsstil vorherrschend.

Die Ausstattung des Buches ist übrigens anerkennenswerth. Es sind Abbildungen darin, die sicher interessant sind, und zwar vom Herzog in spätern Jahren, von Prinz Albert und der Königin Victoria, vom Herzog und seiner Gemahlin, beide Bilder aus der Brautzeit, von der Herzogin Alexandrine aus neuerer Zeit und endlich von dem jetzigen Herzogspaare. Eine fortlaufende Chronik über des Herzogs Leben wird vielleicht manchem erwünscht sein (S. 135—148).

Konrad Sturmhoefel.

Neue Romane und Novellen.

1. Drauf los! Roman von Jonas Lie. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1894. 8. 3 M.
2. Praktische Lebensweisheit. Roman von J. N. Potapenko. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1894. 8. 3 M.
3. Hermann Raeli. Roman von F. de Roberto. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1894. 8. 2 M. 50 Pf.

Von den drei ausländischen Romanen, mit denen die Deutsche Verlags-Anstalt ihre Sammlung in neuester Zeit erweitert hat, ist der Roman „Drauf los!" des Norwegers Jonas Lie (Nr. 1) als eine überaus erfreuliche Bereicherung unserer Uebersetzungsliteratur zu begrüßen. Jonas Lie ist ein gewandter Erzähler, der sich ebenso vortrefflich auf die Schilderung von Land und Leuten seiner nordischen Heimat versteht, als er Gestalten und Charaktere, die Saft und Kraft haben und sich vor den geistigen Augen der Leser lebendig abheben, zu schaffen weiß. So ist auch der Held des Romanes: „Drauf los!", der junge Rejer Jansen Juhl, dessen Schicksale den Inhalt der Erzählung bilden, ein prächtiger Gesell, dessen unverwüstliche Thatenlust und dessen Selbstvertrauen von Anfang bis zum Schluß die Theilnahme des Lesers fesselt. Von vornherein stehen wir auf seiner Seite, wenn wir hören, wie er, der über-

lieferten Miswirthschaft seines Vaters auf dem Hof am einsamen Aafjord zu Hammernäs überdrüssig, trotz der Warnung seiner besorgten Mutter sein Glück beim Heringsfang versucht, bei dieser Gelegenheit sein erstes resultatlos verlaufendes Liebesabenteuer erlebt, und als der Fischzug unglücklich verläuft, sich von dem ebenso gewandten als leichtsinnigen Steuermann Lind bewegen läßt, zur See zu gehen, nur um fortzukommen und den traurigen Verhältnissen in der Heimat zu entgehen. Und mit demselben Antheil begleiten wir ihn auf seinen fernern Lebenswegen, die sich hart und dornenvoll genug anlassen, da er als Schiffskoch anfangen und manchen Hohn und Spott erdulden muß, bis er es zum Matrosen bringt und sich soviel erspart, daß er die Mittel bereit hat, um sich daheim in Bergen für die Steuermannsprüfung vorzubereiten. Aber er hat die Rechnung ohne den Wirth gemacht. In seiner Gutmüthigkeit opfert er alle seine Ersparnisse einem Freunde, dem Steuermann Lind, der wieder einmal „ganz blank" ist und sich in seiner Noth an ihn wendet. Infolge dessen sieht er sich genöthigt, tagsüber allerlei Handlangerdienste zu thun und sich durch Holzhacken sein Brot zu verdienen, während er die Nacht benutzt, um seine Arbeiten für die Navigationsschule auszuführen. Das geht so eine Weile fort, bis er sich in Sara Bördam, die Tochter einer seiner Brotgeber, verliebt und in lustige Gesellschaft geräth, die seinem Studium wenig förderlich ist. Er fällt daher wider sein Erwarten bei der Steuermannsprüfung durch, muß deshalb wiederum Dienst auf dem Schiffe nehmen, kehrt aber nach langer Fahrt, auf der er bereits die Dienste eines Untersteuermanns versehen hat, nach Drontheim zurück, erhält dort die Nachricht, daß der alte Kanonier, der Vater seiner Geliebten, gestorben sei und verlobt sich nunmehr mit Sara, obwol sie für vier Geschwister zu sorgen hat. Jetzt aber richtet er seinen Kurs auf Hammernäs, indem er alles daran setzt, den Heringshandel für seine Zwecke auszunützen. Indessen vergehen noch Jahre, bis er Kapital genug hat, um die Uebersiedelung nach dem Aafjord wagen und von dort aus den Heringsfang wirklich als ein sich lohnendes Gewerbe betreiben zu können. Er baut sich dort in der Nähe von Hammernäs, im Hammervig, ein neues Haus und steht bei Alt und Jung in solchem guten Ruf, daß man ihn in der Fjordgemeinde allgemein nur den Heringskönig nennt. Doch kann er von seiner Art, ungestüm darauf loszugehen, auch in den alten Tagen nicht lassen, und so findet er denn sein Grab beim Heringsfang mitten in den Wellen. Sein Sohn Jean aber, der ganz nach dem Vater gerathen ist, erklärt der Mutter, daß er das Werk des Vaters fortsetzen wolle und wie er „vorwärts gehen und drauf los".

Die Stärke dieses Romans wie die der meisten Arbeiten Lie's, der neben Björnson als der beste norwegische Erzähler der Gegenwart gelten darf, beruht auf der Pracht der Einzelbilder, die ebenso naturgetreu wie poetisch erscheinen. Wir erinnern nur an die höchst lebendige Schilderung der Heringsexpedition, an der der junge Rejer Theil nimmt. Hier ist die Aufregung, in die die Fischer bei der Nachricht vom Herannahen des Herings gerathen, mit den frischesten Farben wiedergegeben, sodaß der Leser genöthigt wird, ihre Hoffnungen und Enttäuschungen sozusagen mit zu erleben und sich ganz in die Empfindungswelt dieser Leute hineinzuversetzen. Ein Vorzug dieses Romans aber bleibt es, daß Lie es in ihm besser wie in seinen frühern Erzählungen verstanden hat, die Einzelbilder zu einer festen Einheit zu verbinden und ihm den Charakter eines in sich geschlossenen Kunstwerkes zu verleihen.

In noch höherm Grade verdient auch J. M. Potapenko's Roman: „Praktische Lebensweisheit" (Nr. 2) dieses Lob. Er ist in technischer Hinsicht glänzend durchgeführt, da er nirgends Längen zeigt und der Charakter aller in ihm auftretenden Personen mit nahezu mathematisch genauer Sicherheit sich entwickelt. Wenn trotzdem der schließliche Gesammteindruck, den das Werk beim Leser hinterläßt, weniger erfreulich ausfällt, als der bei Lie's Roman, so liegt das daran, daß die Helden von Potapenko's Erzählung durchaus unsympathische, egoistische Gesellen sind, deren oberster Grundsatz, sich möglichst praktisch im Leben einzurichten und das eigene Wohlbefinden vor allem im Auge zu behalten, ohne sich in diesem Bestreben ängstlich um die Gebote der Moral zu bekümmern, für den deutschen Leser etwas Verletzendes hat. Wie durch so viele russische Romane und Novellen der neuesten Zeit geht nämlich auch durch Potapenko's „Praktische Lebensweisheit" ein so ausgeprägter Zug von ironischer Menschenverachtung und eine so entschiedene Verhöhnung uns liebgewordener sittlicher Ideale, daß wir an diesem Pessimismus leicht Anstoß nehmen, nicht blos weil er uns an und für sich misfällt, sondern vor allem in der Erkenntniß, daß wir uns schon aus rein praktischen Gründen einer solchen trübseligen Weltanschauung nicht überlassen dürfen, wenn wir uns selbst und die Zukunft unseres Volkes nicht preisgeben wollen. Wenn wir aber von diesen Dingen, die für die literarische Beurtheilung nicht maßgebend sein dürfen, absehen, so dürfen wir Potapenko schon nach dieser einzigen Probe seines Könnens, die uns bisher bekannt geworden ist, als einen Erzähler bezeichnen, der sich den großen Dichtern seiner Nation nicht unwürdig zur Seite stellt, und können die Lektüre dieses Romans jedem anrathen, der sich mit dem Leben und Treiben der heutigen russischen Gesellschaft bekannt machen will.

Potapenko's Gestalten sind Typen, die ganze große Lebenskreise umfassen und darum auch für einen künftigen Culturhistoriker von ähnlichem Werth sein werden, wie diejenigen Gogol's, an dessen Art der Darstellung und Charakteristik diejenige Potapenko's lebhaft erinnert. Dagegen erzählt F. de Roberto in seinem Roman „Hermann Raeli" (Nr. 3), der gleichfalls einen pessimistischen Grundzug besitzt, das unglückliche Schicksal eines einsamen, welt- und menschenscheuen Mannes, dessen Veranlagung so vereinzelt erscheint, daß die sich keineswegs, wie der Verfasser das glauben machen will, daraus erklärt, daß Her-

mann Raeli aus der Ehe eines Sicilianers und einer Deutschen entsprossen ist. Seine Individualität, in der die Verschiedenheiten der beiden Rassen in ihrer vollen Eigenthümlichkeit erhalten sind, versetzt ihn in einen immerwährenden seelischen Zwiespalt, der in einzelnen Fällen wol möglich, niemals aber eine nothwendige Folge der von Roberto gemachten Voraussetzung ist. Wir haben es also in seinem Roman mit einem pathologischen und psychologischen Zustand zu thun, dessen Entwickelung und tragischer Ausgang von dem Dichter als einem scharfen Beobachter seltener Krankheitsfälle anziehend dargelegt wird, der aber glücklicherweise, möchten wir sagen, so vereinzelt erscheint, daß das Interesse, das wir an ihm nehmen, doch nicht die Lebhaftigkeit erreicht, die es in Fällen möglich wird, wo allgemein gültige Erscheinungen, normale Verhältnisse und Zustände von einem Dichter behandelt werden. Aus diesem Grunde glauben wir nicht, daß der Roman „Hermann Raeli" gleichen Anspruch auf Beachtung machen kann, wie die obengenannten Romane Lie's und Potapenko's, ein Urtheil, das im übrigen nicht zu Ungunsten Roberto's ausfallen soll, der jedenfalls in seinem Roman gezeigt hat, daß auch er die Fähigkeit besitzt, in streng logischer Weise Charaktere zu entwickeln und eine Handlung zu ersinnen, die sich nicht innerhalb der gewöhnlichen Romangleise bewegt und doch spannend genug ist, um Verstand und Herz des Lesers hinreichend zu beschäftigen.

Wir schließen an die Besprechung der drei genannten Romane noch die Würdigung einer Reihe anderer Erzählungen an, von denen jedoch keine dieselbe Höhe erreicht, die jene in literarischer Beziehung einnehmen. Unter ihnen ist folgende Sammlung als ein achtungsgebietender Versuch an erster Stelle zu nennen:

4. Engelke und andere Erzählungen. Von Sven Lange. Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen von M. von Borch. Köln, A. Langen. 1894. 8. 3 M.

Die Sammlung umfaßt nur drei Novellen, „Engelke", „Tonny" und „Venus" betitelt, von denen die erste und zugleich längste, nach der das Buch benannt ist, als die weitaus beste erscheint. Sven Lange, der, wie wir aus der Vorrede des Verlegers erfahren, noch in sehr jungen Jahren steht — er ist erst vierundzwanzig Jahre alt — erweist sich in ihr als ein bereits ausgereifter Künstler, der über eine merkwürdige Kenntniß des menschlichen Herzens, seiner Leidenschaften und Triebe verfügt und die Technik der Novelle bereits vollkommen beherrscht. Er hat sich in allen drei Erzählungen die Aufgabe gestellt, zu zeigen, wie leicht sich junge Leute, die an ihre unwiderstehliche Macht über das weibliche Herz glauben, über die Unberechenbarkeit der Frauennatur täuschen, sodaß sie, während sie unbedingt einen Sieg zu erringen meinen, einem nach ihrer eigenen Ueberzeugung weit unter ihnen stehenden Mitbewerber erliegen. In „Engelke" wird dieses Thema in der Weise abgehandelt, daß wir in eine bessere kopenhagener Bürgersfamilie eingeführt werden und dem Kampfe beiwohnen, den ein eleganter, aber bereits etwas blasirter junger Mann, der Assessor Georg Bergström, gegen einen etwas linkischen, in seiner äußern Erscheinung und seinem ganzen gesellschaftlichen Auftreten nichts weniger als sympathischen Theologen Namens Nörgaard um die Hand des Fräulein Engelke, der Tochter des Professors und Abgeordneten Pauli, führt. Es scheint ihm anfangs nicht schwer zu fallen, seinen weit weniger weltgewandten und liebenswürdigen Rivalen aus dem Felde zu schlagen. Da er sich aber mehr aus Unvorsichtigkeit, als aus böswilliger Absicht dazu verleiten läßt, seinen Gegner in Miscredit zu bringen, erwacht das Wahrheits- und Gerechtigkeitsgefühl in Engelke so mächtig, daß sie ihr Verhältniß mit Bergström abbricht und ihre Hand Nörgaard reicht. In der Novelle „Tonny" bekommen wir dagegen Einblick in das Leben und Treiben der Studenten und ihrer Mädchen aus den niedern und ärmsten Schichten der Bevölkerung und sehen es mit an, wie die leichtsinnige und lebenslustige Heldin, das Nähmädchen Tonny, einen schmierigen, bierseeligen Studenten einem eleganten Lebemann, bei dem sie gute Tage gesehen hat, vorzieht, weil sie von jenem erwarten kann, daß er sie heirathen wird, während dieser sich selbstverständlich zu einem solchen Schritt nie entschließen würde. Die dritte und letzte Novelle, „Venus" betitelt, besteht aus zwei Briefen, aus dem eines Mannes an seinen Freund, der der Liebe einer Frau ganz sicher zu sein meint, seine Gefühle für sie aber nicht recht an den Tag zu legen weiß, und dem jener Frau, die seine Liebe nicht ahnt und eine so glühende Neigung für einen andern, weniger bedächtigen, ja begehrlich auftretenden Mann faßt, daß man sieht, wie wenig Aussicht auf Erhörung der erste besitzt. Die Briefe sind offenbar das Werk eines scharfsinnigen Psychologen, der die feinsten Regungen des menschlichen Herzens kennt, und wir können die skandinavische Kritik wohl verstehen, wenn sie gerade dieser dritten Novelle den Preis vor den beiden andern zuerkannt hat. Trotz der gedachten Vorzüge von Sven Lange's Erzählungskunst haben wir uns nicht recht mit ihnen befreunden können. Den Grund für diese auffallende Thatsache ergibt sich aus einer vollständig richtigen Beobachtung in der Vorrede des Verlegers, der wir durchaus beipflichten, nur mit dem Unterschiede, daß wir in dieser Eigenschaft Lange's nicht einen Vorzug, sondern einen Mangel sehen. „Lange", heißt es dort, „wählt mit Vorliebe gleichgültige Alltagsmenschen und behandelt sie alle mit derselben merkwürdigen Ueberlegenheit, die nicht selten von feinem Spott gesäuert ist." An dieser Gleichgültigkeit, die an Herzlosigkeit streift und der Ausfluß von Menschenverachtung ist, werden sich aber die meisten deutschen Leser stoßen, zumal wenn sie bedenken, daß ein so junger Mann bereits bei ihr angekommen ist. Seine Sammlung ist gewiß die Arbeit eines bedeutenden Talentes, aber können wir noch viele gute Früchte von ihm erwarten, wenn Lange bereits diesen Standpunkt vertritt?

5. Eine suchende Seele. Roman von *₊*. Leipzig, C. Reißner. 1894. 8. 3 M.

Romane und Erzählungen, in denen das religiöse Leben in den Mittelpunkt der Darstellung gerückt ist, gehören heutzutage zu den Seltenheiten und können von vornherein bei der gegenwärtigen Lage der Dinge nicht auf einen großen Leserkreis rechnen. Trotzdem wird man nicht bestreiten können, daß auch dieses Gebiet einem begabten Dichter noch Anlaß genug zu ergreifenden Schilderungen geben kann. Als einen solchen möchten wir den ungenannten Verfasser des eben angeführten Romanes bezeichnen, gleichzeitig aber hinzufügen, daß er noch nicht genügend gewandt im Erzählen ist. Sein Buch ist viel zu breit angelegt und leidet an nicht wenigen trockenen Partien, bei denen der Verfasser den Faden der Erzählung fast zu verlieren scheint. Trotzdem darf er als lesenswerth bezeichnet werden, da das gewählte Thema, die Befreiung der Heldin von dem Joch einer übertriebenen religiösen Aengstlichkeit und die Gewinnung einer freiern, gleichwol des religiösen Ideals nicht baaren Weltanschauung anschaulich und glaubwürdig dargestellt ist. Zu diesem Ziele aber ringt sie sich durch, indem sie ihre Neigung, die ursprünglich einem fanatisch strengen Geistlichen von mächtiger Persönlichkeit gilt, einem weniger strengen Collegen zuwendet, der sich im Laufe seiner Entwickelung zum Bruch mit den Anforderungen der Kirche genöthigt sieht, deshalb dem geistlichen Berufe entsagt und zur Journalistik übergeht. Allerdings kann sie seine freien Anschauungen nicht in allen Stücken theilen; da die beiden sich aber eins wissen in gleichem Streben nach dem Guten und die ideale Auffassung der Menschen und Dinge die Grundlage ihres Glaubens bildet, so stört die Verschiedenheit ihres religiösen Standpunktes ihr Glück in keiner Weise mehr. Die „suchende Seele“ hat denjenigen Halt gewonnen, den sie für das Leben braucht und in Werken der Nächstenliebe, überhaupt in ihrem ganzen sittlichen Verhalten bewiesen, daß der Weg, den sie eingeschlagen hat, sie ans richtige Ziel führen mußte. Diese Ueberzeugung ist es, mit der uns der Verfasser am Schluß seiner Erzählung entläßt. Da er uns also an die Stelle führt, an die er uns von vornherein führen wollte, so hat er seinen Zweck erreicht, und uns bleibt nur übrig, ihm zu diesem Erfolge zu beglückwünschen, obwol wir nicht annehmen können, daß ein größerer Kreis von Lesern sich für seinen Roman interessiren wird. Dazu ist er, wie bereits angedeutet wurde, nicht spannend genug, und wir wissen ja, daß Spannung für die meisten Leser die Hauptsache ist und ein durchschlagender Erfolg bei der Menge niemals ohne sie erreicht wird.

Auf sie aber verstehen sich die routinirten Romanfabrikanten, die die Feuilletons unserer Tagesblätter mit stets neuer Nahrung versehen, ganz vortrefflich, so daß ihre Werke nicht nur während ihres bruchstückweisen Erscheinens, sondern auch nach ihrer Vollendung von dem Publikum der Leihbibliotheken gierig verschlungen werden. Wir wollen Wilhelm Wolters nicht ganz auf die Stufe dieser Gruppe von Schriftstellern stellen, müssen aber bekennen, daß uns sein Roman:

6. Sterbliche Götter. Roman von Wilhelm Wolters. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Comp. 1894. 8. 6 M.

als die richtige Leihbibliothekswaare erscheint, und daß wir alles in ihm zu finden meinen, was für diese Gattung von Literatur erforderlich sein dürfte: eine leidlich wahrscheinliche, anziehende Handlung, eine Anzahl pikanter Scenen, eine flotte, nicht ungewandte Schreibweise und eine überaus spannende, rasch zum Ziele dringende Darstellung, die sich bei Nebensachen nicht aufhält. Schade nur, daß die Figuren, die in solchen Romanen auftreten, uns schon längst bekannt vorkommen, daß sie sich wie am Schnürchen gezogen bewegen, und daß sie uns auch nicht das geringste zu denken geben, weshalb wir uns am Schlusse der Lektüre sagen müssen, daß es schade um die Zeit war, die wir darauf verwandt haben. Dabei kommt es wenig darauf an, ob solche Gesellen etwas plumper oder manierlicher auftreten und der Ton, den sie anschlagen, etwas mehr oder weniger fein ist. Die Note, die sie verdienen, ist in allen Fällen gleich: unnütze Gesellschaft, die man besser vermeidet, wenn man seinen Geschmack nicht verderben und auf dem Standpunkt anlangen will, jedem Schwätzer Gehör zu schenken, nur damit die Zeit ausgefüllt werde. Als ein solcher tritt aber Wolter in seinen „Sterblichen Göttern“ auf, und wenn wir ihm auch zugeben wollen, daß er der feinern Sorte zugezählt werden muß, und daher den Anschein erweckt, als habe er wirklich etwas zu sagen, so bleibt es doch nur bei dem Schein, und der Eindruck des gewandten Erzählers vermag über die innere Hohlheit des Erzählten nicht hinwegzutäuschen. Der Roman spielt der Hauptsache nach in Dresden und Berlin. Er enthält die Geschichte eines Schauspielers, der trotz seiner großen Begabung jung zu Grunde geht, und diejenigen, die seine Bahnen kreuzen, mit ins Verderben zieht, weil er kein Maß in seiner Leidenschaft kennt und den sterblichen Göttern der Liebe und Eitelkeit grenzenlos huldigt. Uebrigens sind dem Helden eine Reihe von Zügen verliehen, für die für jedermann, der die Verhältnisse kennt, die Vorbilder aus dem Leben zum Greifen nahe legen. Dadurch wird die Pikanterie der Erzählungen für manche Leser allerdings vergrößert, während der künstlerische Werth nicht die geringste Steigerung erfährt.

Etwas höher, wenn auch ebenfalls nicht viel über dem Durchschnitt der Leihbibliothekenromane steht endlich der, den wir heute an letzter Stelle erwähnen wollen:

7. Das Räthsel des Lebens. Roman in zwei Bänden von Baronin von Reizenstein (Franz von Nemmersdorf). Leipzig, W. Friedrich. 1894. 8. 8 M.

Auch von diesem Roman müssen wir berichten, daß ihm jede Spur von Originalität fehlt. Wir würden in die größte Verlegenheit kommen, wenn wir angeben sollten,

worin die Eigenart der Verfasserin besteht. Wie wir gegenwärtig eine große Anzahl Maler und Malerinnen haben, die sich die Errungenschaften der Technik so weit zu eigen gemacht haben, daß ihre Gemälde keinen besondern Anlaß zu Ausstellungen geben, die aber so wenig Persönlichkeit besitzen, daß man immer einen mit dem andern verwechselt, so gleichen sich auch unsere Romanfabrikanten und Romanfabrikantinnen, ein Geschlecht, das sich beiläufig gesagt, unheimlich vermehrt, so auf ein Haar, daß die Literaturgeschichte, ja sogar die Tageskritik darauf verzichten muß, sie einzeln zu charakterisiren. Es genügt deshalb, den Namen zu notiren, und die Bemerkung hinzuzufügen, daß auch die Frau Baronin von Reizenstein in ihrem letzten Roman nicht schlimmer und nicht schlechter erscheint, wie der Durchschnitt ihrer fingerfertigen Colleginnen von heute.

H. A. Lier.

Zur Philosophie.

1. Immanuel Kant und die preußische Censur. Nebst kleinern Beiträgen zur Lebensgeschichte Kant's. Nach den Acten im königlichen Geheimen Staatsarchiv zu Berlin. Von Emil Fromm. Hamburg, L. Voß. 1894. 8. 2 M.

Auf Grund von Acten, welche indessen bereits von Fr. Kapp und W. Dilthey benutzt worden sind, bringt der Verfasser eine vollständigere Darstellung des denkwürdigen Streites zwischen Kant und der preußischen Censur, als sie seither, selbst von Dilthey, gegeben war. Er will namentlich den Zusammenhang dieses Conflictes mit den Regierungsprincipien, welche mit dem Tod Friedrich's des Großen in Preußen die Herrschaft gewannen, darlegen. Man habe bei Beurtheilung Friedrich Wilhelm's II. meist übersehen, daß die durch ihn gegen das Ueberwuchern der Aufklärung eingeleitete Reaction gewisse Berechtigung hatte und daß nur die Ungeschicklichkeit derjenigen, welche den Gegenstoß zu führen berufen waren, die überraschend eigenartige Wendung der Dinge verschuldete, welcher Kant zum Opfer fiel.

Der Verfasser beginnt mit einem kurzen Blick auf die Regressivcensur, welche erschienene Schriften bereits im Alterthum und Mittelalter erfuhren, und bespricht dann die Präventivcensur, welcher in späterer Zeit die Schriften vor dem Druck unterworfen wurden. Er spricht dann von der Bedeutung der „Berlinischen Monatsschrift" von Gedike und Biester für die Aufklärung. Radicale Stimmen in ihr riefen die Reaction hervor. 1788 am 9. Juli erschien Wöllner's Religionsedict, am 19. December das erneuerte Censur-Edict für die preußischen Staaten. 1791 wurden die Consistorialräthe Hermes und Hillmer zu Censoren ernannt. Sie richteten ihr Hauptaugenmerk auf Monats- und Zeitschriften und infolge davon verlegte die „Allgemeine deutsche Bibliothek" von Fr. Nikolai ihren Druckort nach Kiel, die „Berlinische Monatsschrift" denselben nach Jena, dann nach Dessau. In dieser Zeitschrift, welche Kant bis dahin viel benutzt hatte, erschien im April 1792 ein Aufsatz Kant's „vom radicalen Bösen in der menschlichen Natur" mit der Druckerlaubniß von Hillmer. Mehrere Aufsätze sollten folgen, aber schon dem zweiten ward die Druckerlaubniß versagt. Die Verhandlungen des Verlegers, Biester, mit der Censurbehörde gibt Fromm vollständig wieder. Kant aber ließ nun seine Aufsätze als eigene Schrift unter dem Titel: „Religion innerhalb der Grenzen der reinen Vernunft" zu Ostern 1793 erscheinen. Die Druckerlaubniß hierzu gab nach Fromm die philosophische, nicht, wie meist gesagt wird, die theologische Facultät in Königsberg. Neue Censurmaßregeln hatte diese Veröffentlichung zur Folge; gegen die Universitäten überhaupt, vor allem aber gegen Kant selbst, welchem am 1. October 1794 der Vortrag von Lehren, wie sie die neue Schrift enthielt, verboten wurde. Der Tod Friedrich Wilhelm's II. am 16. November 1797 gab Kant die Freiheit seines Denkens und Lehrens wieder. In seiner 1798 erschienenen Schrift: „Der Streit der Facultäten" erzählt er zugleich seinen Conflict mit der preußischen Censur.

Die kleinern Beiträge zu Kant's Lebensgeschichte behandeln 1. seine seither bestrittene Bewerbung um das Unterbibliothekariat der königsberger Schloßbibliothek; 2. die Zeit seiner letzten Lehrthätigkeit, nach den Vorlesungsverzeichnissen der Universität Königsberg im Sommersemester 1796; 3. seine Gehaltsverhältnisse; zuletzt im ganzen 749 Thaler 23 Gr. 10 Pf. Wir empfehlen die kleine, treffliche, allgemein interessirende Schrift aufs beste, indem wir noch eine S. 51 angeführte Stelle aus der Cabinetsordre von Friedrich Wilhelm III. an Wöllner vom 12. Januar 1798 wiedergeben:

> Ich selbst ehre die Religion, folge gern ihren beglückenden Vorstellungen, und möchte um vieles nicht über ein Volk herrschen, welches keine Religion hätte, aber ich weiß auch, daß sie Sache des Herzens, des Gefühls und der eigenen Ueberzeugung sein und bleiben muß, und nicht durch methodischen Zwang zu einem gedankenlosen Plapperwerk herabgewürdigt werden darf, wenn sie Tugend und Rechtschaffenheit befördern soll. Vernunft und Philosophie müssen ihre unzertrennlichen Gefährten sein. Dann wird sie durch sich selbst feststehen, ohne die Autorität derer zu bedürfen, die es sich anmaßen wollen, ihre Lehrsätze künftigen Jahrhunderten aufzudrängen und den Nachkommen vorzuschreiben, wie sie zu jeder Zeit denken sollen.

2. Kant's Naturphilosophie als Grundlage seines Systems. Von Dr. phil. Arthur Drews. Berlin, Mitscher u. Röstell. 1894. Gr. 8. 10 M.

Wir haben in d. Bl. (Nr. 18 f. 1893) das zweibändige Werk des Verfassers: „Die deutsche Speculation seit Kant" angezeigt. Das neue Werk sollte ursprünglich das erste Kapitel des vorherigen werden; aber es wuchs zu einem

selbständigen Werk an, da der Verfasser erkannte, daß Kant's naturphilosophisches Element und seine dynamische Theorie der Materie noch lange nicht genug gewürdigt werden, daß überhaupt
Kant nicht, wie man es gewöhnlich darzustellen pflegt, Erkenntnißtheoretiker gewesen, der sich nebenbei auch mit Naturphilosophie beschäftigt hat, sondern vielmehr wesentlich Naturphilosoph, der sich mit Erkenntnißtheorie nur deshalb befaßt hat, um insbesondere seiner Naturphilosophie eine sichere Unterlage zu verschaffen. Der letzte und tiefste Grund auch seiner Naturphilosophie war aber ein ethischer und religiöser (III. IV). Er wollte wol die Kluft des Deismus und der spiritualistischen Philosophie von Leibnitz und Wolff zwischen Nothwendigkeit und Freiheit, Sinnlichem und Unsinnlichem, Gott und Welt überbrücken. Sein ahnungsvoller Tiefsinn ließ ihn als sicherstes Mittel hierzu eine dynamische Theorie der Materie begründen, damit den religionsfeindlichen Begriff der todten Materie widerlegen und eine monistische Speculation anbahnen (V).

Wir stimmen dem S. III und IV Gesagten vollständig bei; aber den Monismus bahnte Kant nicht an und die Kluft, die er zu überbrücken suchte, rührt, scheint uns, von Plato her. Dieser lehrte: ewige Wahrheit, wahres Wissen ist nur von Gott und den Ideen als dem Ewigen möglich; von der veränderlichen Natur ist kein Wissen, sondern nur Wahrscheinlichkeit möglich und von der Materie ist nur durch Afternachdenken (λογισμῷ νόθῳ, er versteht darunter das Gegentheil der Aussagen über Gott und Ideen) etwas auszusagen. Wir behaupten nun als Naturforscher, daß in Philosophie und Theologie noch heute solcher Platonismus lebt, und jedenfalls lebte er zu Kant's Zeit. Dessen Begeisterung für Galilei's und zumal Newton's Entdeckungen, welche seine erste und bedeutende Schrift: „Die Theorie des Himmels" füllt, gab ihm die Gewißheit, daß auch der Naturwissenschaft volle Wahrheit zukomme. Die Möglichkeit, solche Wahrheit in der Natur zu finden, liegt in der Ueberzeugung, welche zumal Galilei und Newton hatten, daß die Natur eine Schöpfung des Willens Gottes ist und in gleicher Ueberzeugung sagt Kant in seiner „Theorie des Himmels": „Wir können uns das unmittelbar Erschaffene so roh, so ungebildet wie möglich denken, in den wesentlichen Eigenschaften der Elemente dieses Chaos ist das Merkmal derjenigen Vollkommenheit zu spüren, die sie von ihrem Ursprung haben, indem ihr Wesen aus der ewigen Idee des göttlichen Verstandes eine Folge ist."

Wahrheit ist somit in der Welt oder der Natur zu finden, da sie ein durch Gottes Willen Angeordnetes, gesetzlich Bestimmtes ist, und wir beklagen, daß Kant seine Naturphilosophie nicht in der Begeisterung für Newton und Schöpfung, sondern erst dreißig Jahre später als Erkenntnißtheoretiker schrieb. Zur Erkenntniß der Naturgesetze ist die Mühe der Erforschung des Gegebenen, die sinnliche Betrachtung der Natur nothwendig. Doch gerade von der Sinnlichkeit hieß es, sie lehre nur Vergängliches, während die Wahrheit nur aus reinen Begriffen des Geistes stamme, also aller Erfahrung vorausgehe und ohne sie zu finden sei. Kant, dem Strom seiner Zeit unterworfen, suchte daher zu zeigen, daß auch in der Naturwissenschaft allgemeine und nothwendige Wahrheiten möglich seien, da auch sie eine der Erfahrung vorausgehende apriorische Erkenntniß als Grundlage habe.

Der Verfasser behandelt zuerst „A. Kant als Naturforscher, B. als Naturphilosoph, und zwar I. die vorkritische Naturphilosophie". Hier weist der Verfasser aus den vor der „Kritik der reinen Vernunft" erschienenen Schriften nach, wie Kant allmählich zur Behauptung kommt, eine allgemeine und nothwendige Wahrheit müsse eine apriorische Erkenntniß sein; Raum und Zeit seien Formen der sinnlichen Anschauung; nur Erscheinungen nicht Dinge an sich seien wahrzunehmen. Es folgt „II. Die kritische Naturphilosophie. 1) deren Grundlegung, a. die reine Naturwissenschaft; b. die transscendenten Principien der Naturphilosophie und zwar die kosmologischen Ideen und die Idee der Einheit. 2) der Ausbau der Naturphilosophie, a. die metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft: Phoronomie, Dynamik, Mechanik, Phänomenologie; b. die Teleologie (die Kritik der teleologischen Urtheilskraft), c. der Uebergang von den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft zur Physik".

Wir schreiben dieser Arbeit einen dauernden Werth bei, insofern sie nachweist, daß und wie Kant der Naturphilosophie wegen zu seiner Erkenntnißlehre geführt wurde. Wir stimmen bei, daß Kant's apriorische Grundlage der Naturwissenschaft Schein ist, da sie der Erfahrung, zumal Newton's Entdeckungen, entlehnt ist. Nicht aber stimmen wir bei, insofern der Verfasser als Philosoph des Unbewußten bei Kant Widersprüche und Irrthümer findet, und insofern er ihn, wie erwähnt, gar als Bahnbrecher dieser Alles-ist-Eins-Lehre hinstellt. Nicht „ahnungsvoller Tiefsinn", sondern die einfache Folgerung aus Newton's Entdeckung, daß die Erde und alle Weltkörper, bis in ihre kleinsten Theile hinein, Wechselwirkung, Anziehung aufeinander ausüben, ließ ihn im Gegensatz zur zweitausendjährigen Vorstellung: die Materie sei das Kraftlose, Leidende, folgern: die Materie ist Kraft. Was Aristoteles von seinem göttlichen Aether sagte, sagt Kant jetzt vom irdischen Stoff: er ist das beweglich Bewegende. Aber für Kant ist die Materie die Kraft der Gravitation; des Menschen Seele dagegen eine Kraft der Religiosität und Sittlichkeit. Da ist nichts von Monismus, zumal nach Kant die Materie, dem Gesetz der Beharrung unterworfen, kein Leben, somit auch keine Seele erzeugen kann. Geadelt durch den Stempel des, wie er sagt, göttlichen Verstandes, der sie ins Dasein treten ließ, verharrt sie in mechanischer Wirksamkeit. In der Annahme solcher Beschränkung der Materie findet nun Drews einen Widerspruch bei Kant und rühmt die Leistungen Schopenhauer's und besonders von Hartmann's, welche gezeigt haben sollen, daß alle Kraft „Wille" sei; so daß alles, Materie und Geist, Eins sei; alles sei belebt und beseelt. Selbst die chemischen Vorgänge seien nur erklärlich bei Annahme von Atomseelen; wobei Drews freilich zusetzt (S. 382), nur in ihren Elementen (Atomen) sei die Materie

beseelt; im Atomcomplex sei die Beweglichkeit gebunden, daher der Körper als solcher sei träge, nicht beseelt, nicht bewußt. Als ob die Bewegung allein schon Leben und Beseeltsein wäre! Drews nennt es freilich ein beschränktes und rohes Denken der Naturforscher, die Materie nur als unbeseelt zu denken. Aber nutzt ein Wille, wo nichts zu wollen ist, wie da, wo die Kraft wirken muß im Verhältniß der Masse und im umgekehrten Verhältniß des Quadrats der Entfernung? Was nutzen Seelen, die außer Thätigkeit gesetzt werden, so lange ihre Massen als Körper, als Weltkörper verharren? Widerspruchsloser erscheint uns Kant's Schöpfungsvorstellung.

3. Entwurf einer ontologischen Begründung des Seinsollenden von Gustav Engel. Berlin, W. Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1894. 8. 4 M. 60 Pf.

Hegel's Weltanschauung wurzelt in dem Gedanken, daß Gott als absoluter Geist oder als absolutes Wissen sich selbst erniedrigt, daß er selbst sich bestimmt als das Anderssein, als die Natur zu erscheinen. Solchem Gott muß man das Vermögen zutrauen, daß er von der niedrigsten Stufe, dem leeren unterschiedslosen Sein oder dem Nichts, sich wieder zur Fülle des Geistes erhebt. Da Hegel ferner, wenn auch nur in einer Erläuterung, sagt, draußen in der Natur bleiben die Dinge gleichgültig nebeneinander stehen, Steine bleiben Steine, Pflanzen Pflanzen u. s. w., die dialektische Stufenentwickelung findet nur im Begriffe statt, so kann auch jemand, der auf dem Boden der Erfahrungswissenschaft, zumal der chemischen Atome stehend, durch Hegel zur Philosophie begeistert wird, gern dessen dialektischer Begriffsentwickelung als einem Spiel der Gedanken folgen; denn der Erfahrung gemäß bleiben Steine Steine oder verwittern zu Leblosem, entwickelt sich Leben nur aus Leben u. s. w. Uns freut daher, daß der Verfasser obiger Schrift an Hegel's Geist erinnert; er sagt, er danke Hegel's Nachfolge das Beste, was er zu wissen glaube. Aber wir vermissen bei ihm das Ausgehen vom absoluten Geist; die Dialektik ist ihm die Hauptsache. Nach den drei ersten Abschnitten: „Der abstract logische Anfang der Philosophie", „Psychologische Begründung des Anfangs", „Begründung des dialektischen Princips", ist die Grundlage wissenschaftlichen Denkens der Versuch, vorhandene Begriffe auf ihren Wahrheitswerth zu prüfen (S. 1). Die Wortsprache entstand neben der Geberden- und Lautsprache in den Urzeiten der Menschwerdung φύσει und θέσει aus dem Bedürfniß bestimmterer Mittheilung und Unterscheidung des empirisch Wahrgenommenen (S. 6). Worte aber sind Abstractionen von verschiedenem Grade der Abstractheit. Jagdhund ist concreter als Hund, Hund concreter als Säugethier, dieses concreter als Thier u. s. w. (S. 13). Hiernach wäre die Familie der Hunde, wozu Wolf, Fuchs, Haushund gehören, abstracter als die Spielarten: Jagdhund, Mops. Die Klasse der Säugethiere wäre concreter als der Typus der Wirbelthiere, Gliederthiere u. s. w. „Der abstracteste Begriff ist der des Seins, von dem sich keine Definition geben läßt (S. 21). Sein ist gleich Sein, und da dies das ganz Unbestimmte ist, so ist Sein auch gleich Nichtsein (S. 23). Man kann den reinen Begriff als intelligiblen Raum bezeichnen, als das schlechthin Leere, das eben darum alles umfassen kann, weil es für sich selbst reines Sein = Nichts ist. Aber über der spiritualistischen Spitze darf die materielle Basis nicht vergessen werden. Der rein intelligible Raum, d. h. der Begriff ist zwar das Ursprüngliche und Höhere, aber doch muß der äußere Raum und die Körperlichkeit in ihm enthalten sein" (S. 24). Indessen, da nach S. 13: „Der Inhalt unseres Empfindens und seelischen Erlebens das sinnlich Gegebene ist und die Worte Abstractionen davon sind", so wäre der sinnliche Raum das ursprünglich Vorhandene und Gewisse, der ideale Raum das Abstrahirte. Im übrigen vermissen wir bei den abstrahirten Begriffen von Sein und Nichts, aus denen in den Paragraphen 4 bis 7 „das Werden, die Zahl und die Qualität, die Zeit, der Raum" entwickelt werden, die bewegende Kraft von Hegel's Gott, der sich zum Sein und Nichts erniedrigt, um sich zu erheben. Freilich sagt der Verfasser in Anlehnung an Hegel (S. 26), „das Erste muß als ein sich Bewegendes, sich Veränderndes oder im ersten muß das Andere als ein in ihm zugleich Seiendes betrachtet werden", aber hiernach hätte der Verfasser bei seiner Dialektik ohne absoluten Geist von dem Satz Sein = Alles ausgehen müssen, nicht von dem Satz Sein = Nichts.

Der Verfasser verweist auf frühere Schriften und auf eine noch zu erscheinende. Wir können annehmen, daß er hier auf das Vermißte einging oder eingeht, doch scheint uns, daß der Verfasser überhaupt mehr auf dem Boden der Empirie als dem Hegel's steht, denn für diesen ist der absolute Geist die Wirklichkeit, die erscheinende Welt aber deren Anderssein. Der Verfasser aber sagt z. B. S. 54: „Raumbewegung ist die wirkliche Welt und sie zerfällt in drei Theile: 1) Entwickelung des bewußtlosen ewigen Daseins zur Selbstempfindung; 2) Entwickelung der Selbstempfindung zur Wortsprache, zum Wortbegriff; 3) Entwickelung des Wortbegriffs zum idealen Menschenthum". In den Abschnitten: 8) „Die Raumbewegung", 9) „Die Sinnesempfindung", 10) „Der Wortbegriff (Logos) als das Seinsollende" wird diese Entwickelung besprochen, natürlich ohne auf ihre Möglichkeit einzugehen; denn der Verfasser steht ja auf dem Boden der philosophischen Entwickelungslehre, für welche, wie er S. 60 mit Recht sagt, Darwin nur bestimmtere Anschaulichkeit brachte. Wir aber gehören zu jenen Naturforschern, denen der Verfasser S. 206 zuruft, sie sollten mehr Kühnheit haben. Wir begreifen daher den Uebergang der Raumbewegung in Empfindung, Wille, Selbstbestimmung u. s. w. nicht, und nennen solche Annahme poetische Träumerei.

Von dem Boden dieser verbreiteten und gefeierten Annahme aus aber können wir nicht umhin, Engel's Schrift, deren Schlußkapitel die schönen Künste, Eigenliebe und Nächstenliebe, das Ziel des Lebens und der Weg zum Ziel,

Empirismus, Religion, Philosophie behandelt, ihrer vielen anregenden Gedanken wegen rühmend hervorzuheben. Namentlich ist in unserer für Pessimismus schwärmenden Zeit die ruhige Klarheit, mit welcher Engel das ideale Menschenthum festhält, besonders wohlthuend. Die Annahme, daß Raumbewegung Wille werde, führt ihn freilich auch zur umgekehrten Annahme, daß der Wille wieder zur Raumbewegung werden könne. Aehnlich dem Pessimismus des Herrn von Hartmann nimmt er daher an, die Menschheit könne mit dem Aufhören des Willens zum Leben von der Erde verschwinden. Engel schwärmt für diese Vorstellung, denn er meint, mit dem erreichten Ziel und dem Besitz des vollen Wissens trete Langeweile ein; deshalb sei es Trost zu denken, der Mensch habe die Macht, der Langeweile zu entgehen und zwar freiwillig, ehe der Untergang der Erde alles aufhören lasse. Der Verfasser übersieht, daß es einen Besitz gibt, der durch die Dauer nicht an Langeweile, sondern an Glück und Lebendigkeit zunimmt, die wahre Liebe. Deshalb veranlassen ihn vielleicht die Arbeiten von Wundt (vgl. Nr. 42 d. Bl. f. 1892) und Ziegler (vgl. Nr. 34 d. Bl. f. 1893) zu beachten, daß des Menschen Seele und somit auch der absolute Geist nicht als Wissen allein, sondern als Einheit von Denken, Wollen und Fühlen zu begreifen ist.

L. Weis.

Feuilleton.

Es dürfte schwer sein, die Dichtung „Holzwegtraum. Ein Sommernachtsgedicht von Wilhelm Jensen. Zweite, durchgesehene Auflage" (Berlin, E. Felber) mit wenigen Worten zu charakterisiren. Sie erscheint als ein ziemlich phantastisches Märchen, dessen Reiz uns weniger in den Grundgedanken und in der Anlage, als in den Feinheiten des Details und geschickten Behandlung der Sprache zu liegen scheint. Besonders wohlthuend wirkt der gesunde Humor, der das Ganze durchdringt, und der auch an denjenigen Stellen, wo die Erzählung eine tragische Wendung zu nehmen droht, so sehr vorherrscht, daß der Leser nie darüber in Zweifel geräth, daß er es hier mit einem durchaus heitern, einem guten Ende zusteuernden Traumgebilde zu thun hat. Allerdings setzt das Werkchen Leser voraus, die im Stande sind, sich willig der Führung des Dichters zu überlassen und ihm auf dem Zickzackgang seiner Laune zu folgen. Wer sich aber dazu im Stande fühlt und die Musik seiner zum Theil virtuos gehandhabten Sprache und die Schönheit seiner Weise nachzuempfinden vermag, der wird Jensen's Idyll nicht unbefriedigt aus der Hand legen.

— Die uns vorliegenden Hefte V und VI des Werkes „Altona unter Schauenburgischer Herrschaft" (Altona, Harder, 1892 und 1893) haben nur localhistorisches Interesse, und wir dürfen uns daher hier mit einem kurzen Hinweis darauf begnügen. Im fünften Heft, das von Richard Ehrenberg verfaßt ist, stehen die Schicksale Altonas während des Dreißigjährigen Krieges im Mittelpunkte und werden jedenfalls noch eher in weitern Kreisen Interesse erregen, als die Erlebnisse des portugiesischen Juden Alberto Dionisio und seines Bruders. Aber auch sie sind doch nach keiner Seite besonders bemerkenswerth; ähnliche Dinge werden fast aus jeder deutschen Landschaft während jener Epoche zu berichten sein. Im sechsten Heft behandelt Paul Piper die Schicksale der reformirten Gemeinde und der Mennoniten Altonas und seine Mittheilungen werden in Kreisen, die sich genauer für die religiöse Entwickelung in den einzelnen Territorien Deutschlands interessiren, vielleicht mehr Theilnahme erwecken. Hier finden sich immerhin Züge, die nicht so häufig sonstwo in gleicher Weise wiederkehren. Namentlich gilt das von dem Abschnitt über die Reformirten, der durchaus im Vordergrund steht, weil für die Mennoniten die Hauptarbeit schon gethan war. Von dem religiösen Eifer, von der wirthschaftlichen Tüchtigkeit, von der christlichen Mildthätigkeit und socialen Hülfsbereitschaft jener, deren ursprüngliche Hauptbestandtheile vertriebene Holländer waren, erhält man ein sehr günstiges Bild. Ihre Aufnahme in Altona durch die Schauenburgischen Grafen erfolgte keineswegs aus eigentlicher Toleranz, sondern aus Erwägungen politischer Klugheit — mit dem Zweck der Hebung Altonas, der freilich nicht in dem gehofften Maße erreicht wurde.

— Von der für die reifere Jugend bestimmten Sammlung „Aus unserer Väter Tagen. Bilder aus der deutschen Geschichte" (Dresden-Leipzig, Köhler) liegt uns Heft 14: „Die Hansa (1350—1450). Culturgeschichtliche Erzählung von J. B. Muschi. Illustrirt von E. Walther" vor. Die geschichtlichen Ereignisse sind verwebt mit den Geschicken der lübecker Familie Sejup und ihrer nächsten Verwandten in drei Generationen. Der jugendliche Leser erhält ein klares Bild von der Bedeutung des großen Bundes der deutschen Handelsstädte, unterstützt durch einige zweckentsprechende Abbildungen. Freilich hätte etwas größere Lebendigkeit der Darstellung nichts geschadet. Manche Abschnitte sind einigermaßen langathmig, z. B. die Auseinandersetzungen Mikesch's in Nowgorod über die frühere Geschichte und die Bedeutung der Hansa. Auch müssen wir zweifeln, ob sie wenigstens dem braven Sistowow recht verständlich gewesen sein werden, da er ja doch so unwissend ist, daß er die Hansa für eine — Stadt hält. Das novellistische Element tritt verhältnißmäßig zurück. Natürlich handelt es sich dabei um die Familie der Sejups; eine ganze Reihe von Ehebündnissen werden uns vorgeführt. Da Hans von Sejup, der Hauptvertreter der zweiten Generation, die Tochter eines prager Ritters als Gattin heimführt, so eröffnet sich auch ein Blick auf das ritterliche Leben; ebenso erfahren wir gelegentlich mancherlei von den süddeutschen Städtebünden, von der Reformbewegung Wikliff's in England, von den Hussiten, von den maritimen Plänen Karl's IV. und verwandten Dingen. Die kleine Erzählung ist zur Erreichung ihres Zweckes gut geeignet, wenn sie auch als Kunstwerk keinen Vergleich etwa mit Fron's „Kräuterwaible" aushält.

Bibliographie.

Jugend-Gartenlaube. Farbig illustrirte Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend. 5. Band. Nürnberg, Verlag der Jugend-Gartenlaube. 8. Geb. 2 M. 50 Pf.

Kuhn, A. Dr., Allgemeine Kunst-Geschichte. Lieferung 1—6. Einsiedeln, Benziger u. Comp. 4. à 2 M.

Rehmke, J. Dr., Lehrbuch der allgemeinen Psychologie. Hamburg, L. Voß. Gr. 8. 10 M.

Wagner, R., Briefe an August Roeckel. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 2 M.

Wanderbilder, Illustrirte Europäische. Nr. 229. 230. 231. Durch Schwaben. V. Bändchen. Schwäbische Alb, Urach. Zürich, Artist. Institut Orell Füßli. 8. 1 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Werke von Ferdinand Gregorovius.

Wanderjahre in Italien. Fünf Bände. 8. Jeder Band geh. 5 M. 50 Pf., geb. 6 M. 50 Pf.

I. Figuren, Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. Siebente Auflage. — II. Lateinische Sommer. Siebente Auflage. — III. Siciliana. Wanderungen in Neapel und Sicilien. Sechste Auflage. — IV. Von Ravenna bis Mentana. Fünfte Auflage. — V. Apulische Landschaften. Dritte Auflage.

Kleine Schriften zur Geschichte und Cultur. Drei Bände. 8. Jeder Band geh. 5 M. 50 Pf., geb. 6 M. 50 Pf.

I. Inhalt: Sardes. — Hat Alarich die Nationalgötter Griechenlands zerstört? — Mirabilien der Stadt Athen. — Aus der Landschaft Athens. — Die Münzen Alberichs, des Fürsten und Senators der Römer. — Gumppenbergs Bericht vom Sacco di Roma. — Römische Bürgerbriefe seit dem Mittelalter.
II. Inhalt: Eine Weltchronik in Bildern. Mit 1 Tafel. — Die beiden Crivelli, bairische Gesandte in Rom im 17. Jahrhundert. — Neues Leben in Corsica. — Die Brüder von Humboldt. — Fünf Tage vor Metz. — Segesta, Selinunt und der Mons Eryx. — Der Umbau Rom's.
III. Inhalt: Die Villa Malta in Rom und ihre deutschen Erinnerungen. — Der Hegelianer Augusto Vera. — Clemens August Alertz. — Zwei wieder auferstandene antike Figuren von Erz. — Die Villa Ronzano. Ein Musensitz der Gozzadini von Bologna. — Das Urkundenbuch der Stadt Orvieto. — Das Bourbonenschloß Caserta. — Die Abruzzen. Ihre Geschichte und ihre Kunstdenkmäler. — Passionsspiele: I. Das römische Passionsspiel im Mittelalter und in der Renaissance. II. Das deutsche Passionsspiel in Tirol. — Die großen Monarchien oder die Weltreiche in der Geschichte.

Euphorion. Eine Dichtung aus Pompeji in vier Gesängen. Sechste Auflage. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Eleg. cart. 3 M.
—— Illustrirte Prachtausgabe mit Original-Compositionen von Theod. Grosse. Zweite Auflage. 8. Eleg. cart. 7 M.
—— Silhouetten zu Gregorovius' Euphorion von Marie Rehsener. Fol. In Mappe 6 M.

Athenaïs. Geschichte einer byzantinischen Kaiserin. Dritte durchgearbeitete Auflage. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Die Grabdenkmäler der Päpste. Marksteine der Geschichte des Papstthums. Zweite neu umgearbeitete Auflage. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Die Insel Capri. Idylle vom Mittelmeer. Zweite Auflage. 8. Cart. 1 M. 80 Pf.

Korfu. Eine ionische Idylle. Zweite Auflage. 8. Cart. 1 M. 80 Pf.

Gedichte. Herausgegeben von A. F. Graf von Schack. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Lieder des Giovanni Meli von Palermo. Aus dem Sicilianischen von Ferd. Gregorovius. Mit einer geschichtlichen Skizze der poetischen Nationalliteratur Siciliens. Zweite verbesserte Auflage. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Ursprung der Nationen.

Betrachtungen über den Einfluss der natürlichen Zuchtwahl und der Vererbung auf die Bildung politischer Gemeinwesen.

Von

Walter Bagehot.

Autorisirte Ausgabe.

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 4. Band.)

In einer der wissenschaftlichen Forschungsmethode verwandten Betrachtungsweise erörtert der Verfasser dieses Bandes Probleme der geschichtlichen Entwickelung der Menschheit, für welche es uns an historischen Documenten fehlt. Seine Untersuchungen gewähren jedem denkenden Leser eigenthümliches und vielseitiges Interesse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Volz. **Unsere Kolonien:** Land und Leute. Mit 71 Abbildungen und 2 Karten. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Ureigenthum.

Von

Emile de Laveleye.

Autorisirte deutsche Ausgabe, herausgegeben und vervollständigt von

Dr. **Karl Bücher.**

8. Geh. 10 M.

Das epochemachende Laveleye'sche Werk „De la propriété et de ses formes primitives“ ist in dieser deutschen Ausgabe von dem Bearbeiter derselben unter Mitwirkung des Verfassers zu einer umfassenden Geschichte der primitiven Grundeigenthumsformen erweitert worden. Namentlich hat Dr. Bücher mehrere für Deutschland wichtige Abschnitte, wie den über die Allmenden, ganz neu hinzugefügt. Für die Beurtheilung unserer heutigen agrarischen, wirthschaftlichen und socialpolitischen Fragen sind dadurch eine Menge neuer Gesichtspunkte gewonnen, welche dem Werke ein weit über die unmittelbaren Fachkreise hinausreichendes Interesse verleihen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Teatro italiano.

Für den Unterricht im Italienischen herausgegeben von **G. Locella.**

Jedes Bändchen 60 Pf.

1. **Giacosa, G.** Acquazzoni in Montagna. Commedia in due atti. Zweite Auflage.
2. **Gozzi, C.** Turandot, Principessa chinese. Fiaba tragica.
3. **Fambri, P.** Il Caporale di settimana. Commedia in tre atti.
4. **Gherardi del Testa.** L'oro e l'orpello. Commedia in due atti. Zweite Auflage.
5. **Bersezio, V.** Una bolla di sapone. Commedia in tre atti. Zweite Auflage.
6. **Carrera, V.** La Quaderna di Nanni. Commedia in tre atti.

Diese Sammlung beliebter italienischer Theaterstücke, die zum Uebersetzen ins Deutsche eingerichtet und mit erklärenden Anmerkungen versehen sind, erfreut sich in den Kreisen der Lehrer und der Studirenden grosser Beliebtheit.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 37. — 13. September 1894.

Ueber Literaturgeschichte.

I.

Die Art, in der einer Literaturgeschichte betreibt, hängt zuerst und zuletzt von seinem Verhältniß zur Poesie überhaupt ab, und da man in verschiedener Weise sich zu ihr verhalten kann, so gibt es verschiedene Methoden des literargeschichtlichen Treibens und Schaffens, die alle nebeneinander gleich viel Berechtigung haben, soviel Berechtigung als eben jede rechtschaffene Persönlichkeit hat. Der eine liest die Dichterwerke wesentlich zu seinem Genuß, und infolge dessen vertieft er sich mit besonderm Behagen in ihre dichterischen Schönheiten, denen er bis in die Einzelheiten nachgeht, denen er sich wie der Feinschmecker einem Lieblingsgericht in lang nachhaltendem Vergnügen hingibt. Er wird nicht müde sie zu beschauen, findet immer neue merkwürdige Eigenthümlichkeiten, und wird also zum rein ästhetischen Kritiker. Der andere liest die Dichterwerke in Rücksicht auf ihren Gehalt. Die Poeten sind die Träger und Verkündiger von Lebensidealen, sie schaffen im Gefühl einer bestimmten Lebensanschauung. Sie sind, weil sie in einzelnen concreten Handlungen und Thatsachen ihre Gedanken darstellen, leichter faßlich als die Philosophen, die so selten die Begabung haben, das Allgemeine durch das Einzelne zu exemplificieren. Wer so die Dichter liest, als ein nach Bildung strebender Mensch, der bewegt sich in der Richtung der philosophischen Literaturgeschichte, ohne gerade selbst Philosoph im engern fachwissenschaftlichen Sinne zu sein. Ein solcher Leser ist wesentlich philosophischer Skeptiker, er ist ein Liebhaber der Weisheit, ohne sich im sichern Besitze eines Systems zu fühlen. Er liebt die Charaktere, die Persönlichkeiten mit einer weitherzigen Empfänglichkeit für jede verschiedene Art das Leben zu nehmen. Er wird auf diesem Wege zur Psychologie der Dichter gelangen. Er wird von jedem begreifen wollen, wie er durch seine Natur und seine Schicksale zu der Lebensanschauung gelangte; er wird mit der Zeit, wenn sich eine größere Kenntniß von Charakteren in seinem Geiste ansammelt, auf den Standpunkt des Geschichtschreibers gelangen, der sich mit einiger Kühle das Weltleben und die Geschichte wie ein Schauspiel betrachtet, worin sich die Thaten und Ereignisse nach gegebenen Voraussetzungen mit Nothwendigkeit abspielen; er wird schließlich auch mehr begreifen lernen, als ihm vom Standpunkt des Genießenden zu lieben möglich war. Er wird objectiver Historiker werden. Tritt nun noch an die Werke der Dichter ein Leser heran, der die Zeit kennt, in der sie lebten, so erblickt er das ganze wundersam verzweigte Schauspiel von Welt und Dichter vor sich: er sieht die Wechselwirkung von Dichter und Publikum, er erkennt die Abhängigkeit des Künstlers von seiner Zeit, wie er ihr Sklave oder ihr Richter ist, wie er in ihrem Strome gedankenlos schwimmt oder wie er sich gegen ihre Sitten und gegen ihren modischen Geschmack wehrt, wie er das Beste, was sie anstrebt, im Werke zum Ausdruck bringt oder weit über sie hinaus wächst, daß sie ihn zunächst gar nicht versteht und erst allmählich ihm nachwächst. Und je nach seiner Beschaffenheit wird der also geschichtlich dreinschauende Leser sich mehr ums Publikum oder um den Dichter kümmern, er wird die Geschichte der Poesie als Culturhistoriker betrachten oder die Culturhistorie nur als Grundfläche der Poesie — das hängt alles von der Eigenart des Beschauers der Dinge ab. Und wenn man auf die große Anzahl der literargeschichtlichen Werke blickt, die unser Jahrhundert in regem Fleiße aufgestapelt hat, so wird man von jeder dieser typischen Art, Poesie zu lesen, zu genießen und zu erklären, ausgereifte Beispiele finden, die so bekannt sind, daß ich sie gar nicht zu nennen brauche. Alle diese Richtungen der literargeschichtlichen Betrachtung haben natürlich ihre volle Gleichberechtigung nebeneinander, und eine Studie von Wilhelm von Humboldt ist gleichwerthig mit einer

Studie Wilhelm Grimm's oder Victor Hehn's oder Friedrich Vischer's, so lange man sie so rein persönlich betrachtet.

Nur ist aber die Literaturgeschichte lange nicht mehr blos Sache der Liebhaber und Anhang an andere Wissenschaften, sondern selbst eine Wissenschaft, die mit allen Würden staatlicher Anerkennung an den Universitäten gelehrt und betrieben wird. Wissenschaft und Liebhaberei sind sehr verschiedene Dinge. In der Wissenschaft arbeitet man nicht mehr so ganz für sich allein und schafft nicht blos für wahlverwandte Geister, sondern man sucht alle die vereinzelt berechtigten und nebeneinander stehenden Richtungen zu vereinigen und sie zu einem wohlgeordneten Organismus zu gestalten. Da jeder Forscher von seinem durch seine Begabung besonders bevorzugten Standpunkte zur Erkenntniß einer und derselben Sache etwas Rechtes beitragen kann, so ist es wohl gerathen, diese verschiedenen Methoden zu vereinigen, von denen eine die andere fördert, und erst diese Vereinigung und systematische Organisirung der verschiedenen Arten, Erkenntniß zu schaffen, macht eigentlich das aus, was man mit dem stolzen Namen Wissenschaft bezeichnet. Diese Organisation der wissenschaftlichen Methode richtet sich nun nicht nach dem Subject, sondern nach dem Object der Forschung.

So wie nun einmal die menschliche Natur jedoch beschaffen ist, kann diese Vereinigung aller Arten, die Poesie zu betrachten, von einem einzelnen Forscher sehr selten geleistet werden. Jeder Gelehrte hat seine besondere Begabung, seine besondern Neigungen, und wenn er von seinem Standpunkt aus in die Natur der Dinge eintaucht, so kann man ihm doch nicht den Ehrennamen des „wissenschaftlichen" Mannes absprechen. Wenn er seinen Sinn nur wirklich auf die rein sachliche Ergründung der Kunstwerke richtet, mag er sich nun mehr um ihre ästhetischen, oder um ihre ethischen oder um ihre historischen Beziehungen kümmern, so betreibt er doch „Wissenschaft", und kein einzelner Forscher hat das Recht, seine Methode, seinen Standpunkt, also im Grunde genommen seine Person für die allein wissenschaftliche Methode zu erklären und die andern geringzuschätzen — wie das so häufig in deutschen Landen geschehen ist. Eine vollkommene Vereinigung aller Möglichkeiten, Literaturgeschichte zu betreiben, hat bisher in der That noch kein Literarhistoriker geboten. Das liegt in der Natur der Sache. Die Wissenschaft erfordert einerseits philosophischen, andererseits historischen Geist. Sie fordert, daß man den Organismus des höchsten Productes, das wir in der gesammten Welt kennen: einer genialen Dichtung begreifen, erklären und darstellen soll; das kann nur ein bedeutendes philosophisches Talent. Sie fordert aber auch andererseits, daß man den Sinn für das bunte Treiben der Geschichte, für das Entstehen und Werden der Dinge, für geistige Strömungen, für social-ästhetisches Weltleben habe und den Griffel es darzustellen; das ist nun Sache eines historischen Talentes. Die Wissenschaft fordert also die Vereinigung zweier höchst selten vereint gefundener Talente: des Sinnes fürs Sein und des Sinnes fürs Werden. So verschieden sind diese Sinnesarten, daß auch schon in der Philosophie selbst verschiedene Weltanschauungen sich auf jede einzeln aufgebaut haben, je nachdem der eine und der andere Denker durch unmittelbare Intuition oder durch Beobachtung des geschichtlichen Verlaufs auf die letzte Wahrheit der Dinge sicherer kommen zu können glaubte. Wer historisch zu betrachten veranlagt ist, wird sich höchst selten auf die metaphysische Art verstehen, er wird naturgemäß Empiriker und mit all dem heutzutage oft ironischen und selbstgefälligen Zweifel eines solchen das Thun des Philosophen betrachten. Dieser letztere hingegen wird sehr selten die Höhe seiner Ideen verlassen können, um sich in das Treiben ihrer irdischen Gestaltung zu mischen, er wird dem Empiriker oft abstract und allzu kühn erscheinen. Daher wird es vermuthlich, so lange es eine Literaturgeschichte geben wird, einen Antagonismus in ihrem wissenschaftlichen Betriebe geben: immer Philologen und Aesthetiker wie heutzutage, die beide von verschiedenen Standpunkten ausgehend zu verschiedenen Methoden der Forschung und auch der Darstellung gelangen.

Der eigenthümliche Reiz der Literatur-, wie aller Kunstgeschichte überhaupt, besteht aber nun gerade darin, daß sich hier empirische und philosophische Betrachtung treffen müssen, viel mehr noch als in der allgemeinen politischen Geschichte. Es wird zwar auch nur derjenige ein großer Historiker, der die reiche Kenntniß der menschlichen Natur nicht erst aus der Geschichte gewonnen hat, sondern sie als Besitz seiner eigenen großen Persönlichkeit zur Wissenschaft mitbringt. Aber noch mehr ist dies bei der Kunstgeschichte der Fall. Für den ästhetisch Unempfänglichen existiren ja ganze Reihen von Thatsachen der Kunstgeschichte gar nicht. Kunstsinn muß man zu ihr mitbringen, aus ihr holen kann man sich ihn nicht. Beweis dafür, daß es Goethe-Forscher gibt, die selbst nach funfzigjähriger Forschung nichts von Goethe gelernt haben, weder im Stil noch in der Gesinnung ihm nachgeriethen. Man muß also, um Kunsthistoriker, Poesiehistoriker zu sein, schon ein gut Stück Kunstverständniß, Poesieverständniß mitbringen, und das in der wissenschaftlichen Thätigkeit zu bewähren, ist eben der besondere Reiz derselben.

Wilhelm Scherer hat in sehr beachtenswerther Weise den Versuch gemacht, den oben erwähnten Antagonismus in der Literaturwissenschaft zu überbrücken, indem er die Literaturgeschichte nur als Künstler schreiben und erforschen wollte. Die Handwerke und Künste haben nämlich alle ihre eigene Sprache und Regeln und Traditionen, die in den Werkstätten der Handwerker und Künstler entstanden, und die für die ausübenden Männer viel werthvoller sind, als die Betrachtungen und Gesetze der philosophischen Aesthetiker, die meist aus andern Erfahrungen stammen, als jenen, welche die Künstler selbst in der Arbeit machen. Gelänge es, sich ganz in den Besitz dieser Ateliersprache und Ateliererfahrungen zu setzen, was man eigentlich doch nur erst dann kann, wenn man selbst Künstler ist, so würde

man am besten die Geschichte der Kunst schreiben. Das war Wilhelm Scherer's Ideal, welches er in seiner „Poetik" auszuführen den Versuch machte, die weit mehr gescholten als verstanden wird. Scherer stellte sich darin auf den Boden des schaffenden Künstlers, in der Dramaturgie z. B. so weit sie dort embryonalisch angedeutet ist, auf den Boden des welt- und zeitkennenden Theaterdirectors, und er hatte vor Augen, die Aesthetik aus den Höhen der allgemeinen ästhetischen Betrachtung in die Region der wirklichen Kunstpraxis herabzuziehen: ein Streben, das ja ganz analog dem vieler moderner Kunsthistoriker ist, die auch vom Forscher verlangen, daß er selbst als Maler sich versucht habe, um den Werth der Farbenmischungen, der Handgriffe, der Zeichenkunst u. s. w. recht zu verstehen. Daß Scherer am Schlusse seiner Goethe-Studien zu Versuchen kam, selbst schöpferisch Fragmente des Dichters zu ergänzen, in Goethe's Geiste zu dichten, das war eine psychologische Consequenz seiner ganzen Art zu forschen; nicht aber Ueberhebung. Ebenso psychologisch consequent war es von ihm, daß ihm die Aussprüche von Dichtern über Kunst und Kunstwerke viel werthvoller waren, als die von Philosophen; daß er die ästhetischen Aeußerungen Goethe's mehr schätzte als die Abhandlungen Schiller's, und daß er zuweilen den Schein erzeugte, als hätte er mehr Sinn für die „Mache", als für den Gehalt. Es ist auch gar nicht zufällig, daß Scherer in diesem seinem Streben, die Geschichte der Poesie gleichsam als Poet vom Atelierstandpunkt aus zu schreiben, sowol von Philologen als auch von Aesthetikern übel angesehen wurde, denn es war ein neuer Weg, den er beschritten hatte. Grund zum Mistrauen war aber immerhin vorhanden, denn der Weg kann in der strengen Einseitigkeit, die Scherer anstrebte, doch kaum weiter verfolgt werden. Jene Atelierästhetik (um mich kurz auszudrücken) besteht in der Dichtkunst nur aus wenigen Fragmenten und ist noch sehr jung in Deutschland. Um sie auszubilden, hat Scherer selbst sich allerdings schon sehr bemüht. Die äußere Literaturgeschichte, nicht bloß die Geschichte der innern künstlerischen Entwickelung, sollte ihm auch eine wichtige Quelle für die Sammlung praktisch-literarischer Erfahrungen und Grundsätze geben; darum gehörten sogar Buchhändlerpraktiken in den Bereich seiner Aesthetik. Er hatte überhaupt einen vielfach erweiterten Begriff von literarischem Leben, den er in die Poetik einzuführen strebte. Aber mit der schroffen Haltung gegen die Philosophie hatte er als Forscher doch nicht recht, denn die Dichtkunst hat keine abgeschlossenen Ateliers wie die Malerei und Plastik, sie gedeiht im Zusammenhange mit den andern Wissenschaften, zumal, wie Kuno Fischer mit Recht betont hat, mit der Philosophie. Die jeweilig herrschenden Ideen und Tendenzen der Philosophie haben die Poeten vielfach praktisch bestimmt, sogar Goethe ist von seinem Zeitalter, vom Zeitalter Kant's nicht zu trennen, und wenn man sich zur Philosophie so ablehnend verhält wie Scherer, so entgeht einer der wichtigsten Factoren ihres Lebens. Dazu kommt, daß selbst ein vorhandenes System künstlerischer Traditionen für die Literaturgeschichte doch nicht ausreichen und eine philosophische Bildung durchaus nicht entbehrlich machen würde. Die Literaturgeschichte vom Atelierstandpunkte aus wäre eine Sache für sich; es müßte noch eine Lehre hinzutreten, welche die verschiedenen Stile zu erklären, nach ihrem Werthe zu beleuchten hätte. Was der Nichtkünstler an der Kunst findet, ist nicht minder wichtig als das, was sie dem Schaffenden bietet. So wie man in den Naturwissenschaften Physik nicht blos zur Verwerthung in den technischen Künsten, sondern auch zur Erweiterung der Einsicht in das Wesen und Walten der Naturkräfte studirt, so ist auch die Kunst Gegenstand philosophischer Studien und Einsichten; nicht jeder ist ein Künstler, der sie genießt und studirt, sie ist auch nicht blos für die Künstler da. Die Sprache und Lebenspraxis der Künstler muß sogar für den gemeinen Verstand übersetzt werden, um nicht allzu leicht von diesem misverstanden zu werden. Es ist bei Scherer's eigener literarischen Nachkommenschaft vorgekommen, daß das, was der Meister mit seinem eminent künstlerischen Sinne meinte und anstrebte, sich trivial, banausisch und recht unkünstlerisch gestaltete, weil manchen Schülern der künstlerische Genius fehlte und sie sich dessen beim Mangel an philosophischer Bildung nicht bewußt wurden. Da wurde der sogenannte gesunde Menschenverstand an Stelle des Kunstverstandes gesetzt: Nicolai vertrat die Stelle Goethe's. Darum also wird die philosophische Bildung niemals zu entbehren sein, wenn die Literaturgeschichte akademisch gelehrt werden soll.

Moritz Necker.

Die Einheit des Faust.

„Faust ist ein so seltsames Individuum, daß nur wenige Menschen seine innern Zustände nachempfinden können." Dieses Wort Goethe's über den Helden seines unsterblichsten Werkes kann mit entsprechender Aenderung auf die ganze Dichtung angewendet werden, und es ist daher begreiflich, daß die Bemühungen der Erklärer sehr oft vom rechten Wege abgeführt haben, begreiflich, daß sich in der fast unabsehbaren Faust-Literatur alle Irrthümer der jungen literarhistorischen Wissenschaft wieder erkennen lassen. Die Zeiten der Hegelisch abstracten Deutungen sind freilich vorüber, nur wenige nicht ernst zu nehmende Nachzügler jener Epoche ermüden noch gelegentlich den durch die Fülle der Commentare übersättigten Forscher. Neuerdings sind es vielmehr die Uebertreibungen der an sich höchst förderlichen entwickelungsgeschichtlichen Methode, die uns ein tieferes Verständniß und einen

reinern Genuß der Dichtung verkümmern. Das reich erschlossene Material läßt uns die allmähliche Entstehung des Faust bis in viele Einzelheiten erkennen; auf Grund dieser Einsicht hat man die Schichten der Arbeit Goethe's sauber getrennt und hat nicht nur im Ton der Darstellung, sondern auch in der Führung der Handlung, in den ideellen Grundzügen und in der Charakterzeichnung Widersprüche aufzudecken versucht, durch die das größte Meisterwerk der deutschen Literatur entstellt sein soll. Allerdings haben die Wandlungen, die des Dichters Geist während der sechzigjährigen Entstehungszeit des „Faust" durchgemacht hat, in dem Werke ihre deutlichen, unverkennbaren Spuren hinterlassen; es ist aber die Frage, ob die Vertiefung, Klärung und Erweiterung seiner Gedanken sich nicht recht wohl mit den ursprünglichen Grundzügen der Handlung habe vereinigen lassen.

Unter denen, die diese Frage verneint haben, steht Kuno Fischer obenan („Goethe's Faust", 2 Bände, 3. Aufl., Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf., 1893), und er hat seine Ansicht mit so meisterlicher Geschicklichkeit und in so einschmeichelnder Darstellung zu vertheidigen gewußt, daß viele Forscher dadurch geblendet worden sind. Fischer unterscheidet eine alte und eine neue Dichtung im „Faust": in der erstern hatte sich Goethe von den Grundzügen der überlieferten Fabel weit entfernt; Mephisto, ein Abgesandter des Erdgeistes, ist „einer jener irdischen Dämonen, welche die nordische Sage in der Erde hausen läßt"; in der letztern dagegen ist er der Teufel der Volkssage, ein satanischer Dämon, kein Abgesandter des Erdgeistes oder einer andern transscendenten Macht, sondern ein selbständiger böser Geist, der dem Herrn entgegengesetzt ist und „auf eigenen Gewinn und Verlust" spielt. Zu diesem einen tiefgehenden Widerspruch gesellen sich nach Fischer zahlreiche andere, so hat insbesondere Faust die in der „neuen Dichtung" mit Mephisto abgeschlossene Wette durch den Inhalt den alten auf Schritt und Tritt verloren; dort versichert er:

> Werd' ich zum Augenblicke sagen
> Verweile doch! du bist so schön!
> Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
> Dann will ich gern zu Grunde gehn!

Und hier tritt dieser Fall wiederholt ein, ohne daß der Teufel zugreift. Schon in der Hexenküche, wo Faust, starr vor Entzücken das Bild im Zauberspiegel betrachtet, hätte ihm der Anblick gegönnt werden sollen, in dem er so gern „verweilen" möchte; und nun vollends die Leidenschaft zu Gretchen beginne sogleich mit dem Verlust der Wette; „mit einem Halstuche, mit einem Strumpfband" war alles zu gewinnen. Ferner: in der alten Dichtung rufe Mephisto aus:

> Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
> Des Menschen allerhöchste Kraft . . .
> So hab' ich dich schon unbedingt!

und in der neuen:

> Ein wenig besser würd' er leben,
> Hätt'st du ihm nicht den Schein des Himmelslichts gegeben;
> Er nennt's Vernunft und braucht's allein
> Um thierischer als jedes Thier zu sein.

Diese und ähnliche Dinge sollten einen tiefen Bruch und Widerspruch im Faust erweisen, und viele zollten dem berühmten Forscher Beifall, während andere, und so der Schreiber dieser Zeilen, zweifelnd oder unwillig den Kopf schüttelten.

Neuerdings hat nun zunächst Hermann Baumgart in scharfem Widerspruch gegen Fischer die Einheit der Faust-Dichtung vertheidigt. *) Baumgart ist den Fachgenossen durch mehrere Arbeiten über Goethe und durch sein „Handbuch der Poetik" als ein scharfsinniger Denker bekannt. Er steuert gleich in den einleitenden Erörterungen seines neuen Werkes auf die schwierigste Frage der Faust-Erklärung zu, auf die Frage: wie hat Goethe über das Wesen des Bösen gedacht? War es für ihn eine selbständige Macht, die sich der Welt feindlich entgegenstellt, wie der Teufel dem Herrn gegenübersteht? War Goethe ein Anhänger der dualistischen Weltanschauung? Oder sah er in dem Bösen nur die allem Schaffen und Wirken anhaftende innere und äußere Hemmung, die sich von einem feindlichen Prinzip wesentlich unterscheidet? Baumgart entscheidet sich mit Recht für diese letztere, die ethisch-monistische Weltanschauung, durch die sich Goethe der antiken Auffassung nähere. Schaffen und Zerstörung sind für den Dichter keine feindlichen Gegensätze, sondern die beiden Erscheinungsarten der einheitlichen Natur. Gewiß sind hierbei Spinozistische Einflüsse nicht abzulehnen, wenn auch Suphan („Goethe und Spinoza", Festschrift des Friedrich-Werder'schen Gymnasiums, Berlin 1881, S. 159, Berlin, Weidmann'sche Buchh.) mit der Behauptung recht haben mag, daß Goethe erst 1783—86 zu einem tiefern Studium dieses Philosophen vorgeschritten sei. Genug, durch diese Anschauungen entfernte sich Goethe von dem christlich-dualistischen Grundzug der Faust-Fabel. Sein Held, das zweifellose Abbild des Dichters selbst, beschwört daher nicht den Teufel, denn dieser ist keine selbständige transscendente Macht, sondern vielmehr zuerst den Geist des Weltalls, sodann den der Erde. Wenn nun dieser über Gut und Böse erhabene Geist der Erde, d. h. das Sinnbild des Natur- und Geisteslebens auf Erden, dem Faust einen bösen Geist zugesellt, so soll damit nach Baumgart symbolisch all die Hemmung, Schädigung, Erschütterung und Verführung ausgedrückt sein, die jener bei seiner verwegenen rastlosen Weltfahrt nothwendigerweise erfahren muß. Mephisto's Wesen in den ältern und jüngern Partien der Dichtung ist ein und dasselbe, und die Selbstcharakteristik, die er in der ersten Studierzimmerscene gibt, paßt genau ebenso gut für die Darstellung im „Urfaust". Wenn Faust diesen bösen Dämon dem Erdgeist zuschreibt, so hat das zwei Gründe: erstens ist ihm nur dieser eine Geist erschienen, er kann daher auch diesem nur den Gefährten zu verdanken glauben, und zweitens enthält Faust's

*) Goethe's Faust als einheitliche Dichtung erläutert von H. Baumgart. Erster Band. Königsberg i. Pr., Wilh. Koch. 1893. 8. 4 M.

Auffassung des Dichters eigene Erklärung vom Wesen des Bösen: es gehört zum Erdenleben als ein nothwendiger Bestandtheil hinzu, es geht vom Erdgeist aus. — Immerhin bleibt auch bei solcher Deutung noch der Widerspruch bestehen, daß doch dieser scheinbare Bote des Erdgeists im „Prolog im Himmel" vom Herrn die Erlaubniß zu wirken erlangt. Aber auch dieses Bedenken wiegt meines Erachtens nicht schwer. Die Verneinung, Zerstörung, das Böse gehört ebenfalls zu dem ἓν καὶ πᾶν der göttlichen Substanz, und so gestattet ihm denn der Herr, d. h. das Symbol der Substanz, die Verführung des Faust. Dieser jedoch, der das göttliche All vergebens durch das Zeichen des Makrokosmus zu beschwören versucht hatte, vermag den letzten Zusammenhang nicht zu erkennen und schreibt daher dem Erdgeist zu, was seine letzte Ursache in der Gottheit findet. Sein Irrthum oder richtiger die Beschränktheit seiner Einsicht ist aber ohne Belang, da ja der Erdgeist zur Gottheit gehört wie der Theil zum Ganzen: was jenem eigen ist, das kann auch diesem nicht fehlen; und so steht Mephisto sowol mit dem Erdgeist wie mit dem Herrn in Beziehung. Wenn dem Faust die durch die erste Beschwörung versuchte Erkenntniß der göttlichen Substanz versagt blieb, so kann er auch von Rechts wegen den Urgrund des Geistes der Verneinung nicht durchschauen. Für seinen begrenzten Blick ist der Erdgeist die letzte Ursache von Mephisto's Erscheinung; wir aber erkennen im Herrn gleichsam noch die höhere Instanz. So oder ähnlich muß sich Goethe selbst mit den nur ganz äußerlichen Widersprüchen, die hier erörtert wurden, abgefunden haben; denn man müßte ihn für sehr befangen, ja beschränkt halten, wenn er das nicht bemerkt haben sollte, was jedem von uns in die Augen springt. Und wenn er es bemerkte und Anstoß daran nahm, so war es doch eine Kleinigkeit, die paar Worte in den Scenen „Wald und Höhle" und „Trüber Tag. Feld" zu entfernen. Er that es nicht; die Zwischenstufe des Erdgeistes störte ihn nicht; sie sollte auch uns nicht beunruhigen.

Ueber die Auffassung des Erdgeistes und Mephisto's ist auch nach Erscheinen von Fischer's Werk viel gedacht und geschrieben worden, und es wäre wol Baumgart's Aufgabe gewesen, die Lösungen des Räthsels, die andere versucht haben, anzuführen, sei es auch nur, um durch Ausscheidung falscher Instanzen die Wahrheit um so sicherer zu ermitteln. Besonders die Arbeiten von Graffunder („Der Erdgeist und Mephistopheles in Goethe's Faust", „Preußische Jahrbücher", 1891, Bd. 68, S. 700. Berlin, G. Reimer) und Collin („Untersuchungen über Goethe's Faust in seiner ältesten Gestalt". II. Gießer Habilitationsschrift, 1893, Leipzig, G. Fock) hätten hier erwähnt werden sollen. Graffunder hat eine andere Deutung der scheinbaren Widersprüche zu geben versucht, indem er annimmt, daß Mephisto mit dem Erdgeist überhaupt nichts zu thun habe. Doch ihm liegt die monistische Auffassung, an der unbedingt festzuhalten ist, fern, und so wird ein Theil seiner Ausführungen als durch Baumgart widerlegt zu betrachten sein. Mir persönlich sind die Grundgedanken unseres Verfassers um so willkommener gewesen, als ich sie schon im Sommer 1889 im wesentlichen ebenso wie er in meinen Vorlesungen entwickelt habe.

Sehr feinsinnig sind Baumgart's Erörterungen über die nothwendige Verbindung der realistischen und symbolischen Darstellung im „Faust"; Lessing, über dessen Faust-Plan geistvoll gehandelt wird, sei daran gescheitert, daß er entweder eine bürgerliche oder eine mythisch-symbolische Handlung habe vorführen wollen; Goethe's Genie habe richtig erkannt, daß nur die Vereinigung beider Pläne zur Lösung des großen Problems führen könne. In der Auslegung der symbolischen Theile des „Faust" bekundet Baumgart eine glänzende Phantasie, einen bemerkenswerthen Spürsinn, und das wird den nicht überraschen, der seine Arbeiten über Goethe's „Märchen", über die „Novelle" und über die „Weissagungen des Bakis" gelesen hat. Aber hier wie dort verliert sein geistvoller Scharfsinn gelegentlich den Boden unter den Füßen, und wie in den frühern Abhandlungen etliche der politischen und nationalen Deutungen der Räthsel zweifelhaft blieben, so können wir auch im vorliegenden Werke manches, wie z. B. die Erklärung von Oberon's und Titania's goldener Hochzeit als des Bündnisses von Schiller und Goethe nur als kühne subjective Vermuthung gelten lassen. Immerhin haben zahlreiche Ausführungen Baumgart's viel Wahrscheinlichkeit für sich: die Scene der Hexenküche wie die der Walpurgisnacht hat durch ihn eine neue und, was mehr sagt, eine echt poetische Beleuchtung erhalten.

Und wie oft erfreut uns Baumgart durch seine feine ästhetische Auffassung! Wie edel und tief ist das über Gretchen's Liebe Gesagte, wie schön ist das Religionsgespräch zwischen ihr und Faust erläutert! Von grundsätzlicher Wichtigkeit ist die treffende Bemerkung (S. 362), daß mit der Aufdeckung bestimmter Anspielungen der Dichtung auf Erlebnisse und Erfahrungen des Verfassers die Aufgabe des Literarhistorikers noch keineswegs erschöpft sei. „Das vom Dichter gewählte Bild ist damit in wünschenswerther Weise deutlicher bestimmt, indem was den Zeitgenossen vor Augen stand, auch uns nahe gerückt ist; die Aufgabe jedoch, zu ergründen, wofür in dem innern Zusammenhange seiner Handlungscomposition der Dichter dieses Bild eintreten ließ, bleibt doch nun erst recht gestellt."

Wichtig ist noch Baumgart's Erörterung des Paralipomenon Nr. 1 (Weim. Ausg., Bd. 14, S. 287), das er in die Zeit des ersten Faust-Entwurfes setzt. Andere Forscher haben es (im 4. und 5. Bande der „Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte") für die Zeit von 1788, beziehentlich 1797 in Anspruch genommen. Diese Vorgänger bleiben bei Baumgart leider wieder unerwähnt. Ich bin der Ansicht, daß er auch mit dieser Datirung recht haben dürfte. Aus der Handschrift und dem Papier des abgerissenen Blattes, auf dem dieses Paralipomenon steht, ist offenbar

nichts Sicheres über die Zeit der Niederschrift zu ermitteln; sonst würde Erich Schmidt darüber berichtet haben. Mir will es nun nicht einleuchten, daß Goethe, als er den sogenannten Urfaust 1788 oder 1797 zur Weiterführung der Arbeit wiederum vornahm, über Partien, die glänzend erledigt waren, nochmals dürre Reflexionen angestellt hätte; ich meine, es sei wahrscheinlicher, daß er, um sich das Frühere in Erinnerung zurückzurufen, vielmehr die lebendig großartige Ausführung wiederum durchgelesen hätte. So finden sich für des Erdgeistes berühmte Selbstcharakteristik

In Lebensfluten, in Thatensturm
Wall' ich auf und ab u. s. w.

in dem Paralipomenon die Worte „Erscheinung des Geists als Welt- und Thaten-Genius"; für Faust's Grundstimmung stehen hier die Worte „Ideales Streben nach Einwirken und Einfühlen in die ganze Natur" — wozu, fragen wir, solche Notizen, wenn der Dichter durch einen flüchtigen Blick auf die ausgeführten Partien seine Phantasie in viel, viel wirksamerer Weise neu beleben konnte? Und außerdem: wenn er wirklich bei Wiederaufnahme der Arbeit über das bereits Gestaltete reflectirt hätte, wären nicht manche Züge erwähnt worden, die auf diesem Blatte fehlen? So dürfte Baumgart in der That mit der Behauptung recht haben, daß dieses erste Paralipomenon die älteste Urkunde von Goethe's Faust-Dichtung ist.

Lehrreich sind auch des Verfassers Darlegungen über den „Urfaust" und die Folgerungen, die wir aus ihm über die vorweimarische Gestalt des Planes der Dichtung gewinnen können. Hierbei ist namentlich die Erörterung über die Entstehungszeit der Scene „Vor dem Thor" interessant, die von Kögel und Pniower (beide werden von Baumgart wieder nicht genannt) ganz oder theilweise für die frankfurter Jahre in Anspruch genommen wird. Baumgart setzt sie inhaltlich ebenfalls so früh an, während er über die Zeit der Ausführung bei einem non liquet stehen bleibt. Die Frage ist sehr heikel. Einige Stellen der Scene erinnern auffallend an solche im „Werther" und in den „Briefen aus der Schweiz", und da es meines Erachtens sehr unwahrscheinlich ist, daß Goethe fünfundzwanzig Jahre nach Abschluß jener Werke die dort gestalteten Gedanken für den „Faust" herausgehoben und neu in Verse gebracht hätte, so müssen wir wenigstens eine Skizze von ihnen in die älteste Zeit verlegen. Und die Erwähnung der Pudelgestalt Mephisto's in der Scene „Trüber Tag. Feld" des „Urfaust" läßt darauf schließen, daß auch des Teufels erste Erscheinung, wie sie der Osterspaziergang darstellt, und noch sonst manches von dem Inhalt unserer Scene bereits in den frankfurter Tagen geplant war. So hat Baumgart auch in dieser Hinsicht gewiß das Rechte getroffen. Aber durch die Vorrede zum dritten Abdruck des „Urfaust" (Weimar 1894) hat Erich Schmidt überzeugend dargelegt, daß die Ausführung der Scene erst um das Jahr 1801 anzusetzen ist. Was er über die kunstvolle Stilisirung und typische Charakteristik, die sich hier findet, sagt, hat so viel Beweiskraft, als innern Gründen nur eigen sein kann. Alte Skizze der Hauptzüge und einiger Einzelheiten, aber Ausführung in viel jüngerer Zeit — das ist das sehr wahrscheinliche Ergebniß umsichtiger Erwägungen über diese Frage.

Manche einzelne Ausführungen Baumgart's werden freilich wol bei vielen auf Widerspruch stoßen; so z. B. daß er die „Zueignung" in das Jahr 1788 setzt, während doch Goethe's Tagebuch vom 24. Juni 1797 die unzweideutigen Worte enthält „Zueignung an Faust". Und wenn für den Vers

Mein Lied ertönt der unbekannten Menge

abermals der alte Druckfehler „Leid" statt „Lied" vertheidigt wird, den auch Erich Schmidt in der weimarischen Ausgabe gebilligt und aufgenommen hat, so gestehe ich, daß ich den Unwillen des seligen Zarncke über diese Lesart theile, und in den Worten „mein Lied" nichts anderes sehe als eine Wiederaufnahme des vorangehenden Ausdrucks „die folgenden Gesänge". Auch die Erklärung der Verse:

Doch hast du Speise, die nicht sättigt, hast
Du rothes Gold u. s. w.,

die Baumgart (S. 264 fg.) vorbringt, ist nicht überzeugend; der richtige Commentar dürfte in den bald darauffolgenden gesucht werden:

Du hörest ja, von Freud' ist nicht die Rede.
Dem Taumel weih' ich mich, dem schmerzlichsten Genuß u. s. w.

Zieht man diese Worte heran, so wird man vor dem Ausdruck wildester Verzweiflung, den jene enthalten, nicht zurückschrecken.

Doch genug der Einwände gegen ein Buch, für das wir im ganzen aufrichtig zu danken haben. Leicht ist die Lektüre nicht, und wenn sich Baumgart, wie es den Anschein hat, an das große Publikum wendet, so dürfte er es überschätzt haben. Die Fachleute werden aber manches kürzer gefaßt und die einschlägige Literatur gründlicher berücksichtigt zu sehen wünschen.

Doch, wie gesagt, im ganzen ein fesselndes, feinsinniges Werk, dessen zweiten Band wir mit Spannung erwarten!

Ernst Elster.

Aus Heimat und Fremde.

Wenn man sich in die Weltabgeschiedenheit eines waldumrauschten Bergdorfes mehrere Bände Romane mitgenommen hat, um sich so recht con amore der Lektüre zu ergeben, da hofft man natürlich auch einige vergnügte Stunden zu genießen in der lieblichen Vereinigung von Kunst und Natur. Da habe ich nun eine erkleckliche Anzahl von Büchern durchgelesen und sage mir zum Schlusse: die Zeit war nur zum sehr geringen Theile gut angewendet. Leider ist

es so. Ich glaube, Auerbach kommt bei gelegentlicher Besprechung der Klavierseuche zu dem wenig-kunstfreundlichen — oder sehr kunstfreundlichen — Wunsche: mit Kartätschen sollte man in eine Million Klaviere schießen! Ich möchte bescheidentlich vor der Kanonade alle diese Klimperkästen mit Romanen ausstopfen. Es bliebe noch genug übrig, um Generationen mit geistiger Kost zu versorgen. Insonderheit die Frauenliteratur würde eine solche Bresche in dem Riesenwalle, den sie in den letzten zwanzig Jahren aufgebaut, ganz gut vertragen; sie ist groß genug. Wehe dem künftigen Literarhistoriker, wenn es nicht jetzt schon gelingt, mit dem kritischen Kehrbesen Ordnung zu machen. Die Aufgabe ist schwer, aber sie ist dankbar; denn die Kritik unserer Tage — ich meine eine ehrliche, ernste und strenge, nicht wie sie leider zumeist in den Tagesblättern geübt wird — hat dafür in erster Linie zu sorgen, daß das Gute nicht auch mit dem vielen Mittelmäßigen oder Schlechten in die Rumpelkammer geworfen werde. Das Publikum vergißt gar so leicht. Wir sahen es in jüngster Zeit, als Oesterreichs große Dichterin Betty Paoli das müde Auge für ewig schloß; da fragte man: ist sie denn wirklich ein so hervorragendes Talent gewesen? Sie besaß hohe Begabung und zum Glücke sind ihre poetischen Münzen fein geprägt, haben Werth und sind in der Geschichte der deutschen Dichtung getreulich verbucht.

Mehrere Bände Romane habe ich mit der ehrlichen Absicht durchgelesen, ein aufrichtiges objectives Urtheil abzugeben. Das ist mit andern Worten im vorliegenden Falle eine kritische Wasserfahrt, wobei nur hier und da eine liebliche Insel zu längerer freundlicher Rast winkte; sonst Wasser, nichts als Wasser. Das Senkblei, welches man zur gewissenhaften Messung immer bei der Hand hat, zeigt die Seichtigkeit an, und wieder nur hier und da geht es in die Tiefe. Ich will mit der Beschreibung einer einladenden Oase in dieser Wasserwüste beginnen:*)

1. Die Dorf-Nihilistin. Novelle von E. von Dincklage. Nebst sieben weitern Novellen derselben Verfasserin. Köln a. Rh., J. P. Bachem. 1893. 8. 4 M.

Die Dichterin des Emslandes weilt nicht mehr unter uns. Im Jahre 1891 starb sie in Berlin infolge eines Herzschlages, der wol durch die gefährliche Halsoperation entstanden sein mochte, der sie sich unterziehen mußte. Wenn man jetzt, da ihr schriftstellerisches Wirken abgeschlossen ist, alle ihre Bücher, und es sind deren viele, kritisch beleuchten, sondern und klassificiren will, wird man zu dem Ergebniß gelangen, daß sie sich unbedingt die Anwartschaft auf einen Ehrenplatz in der Halle des deutschen Dichterthums errungen hat und zwar durch ihre Geschichten aus dem Emslande.

Der Dichter wurzelt fest in seinem Volke
Und steigt empor, frisch wie ein Tannenbaum,
Mag er dann brausen mit der Wetterwolke
Und auch sich wiegen in des Lenzes Traum;
Denn mit dem Weltgeist eins in jeder Regung
Fühlt er des Daseins leiseste Bewegung!

So sang einst Julius Mosen, und seine Worte haben volle Gültigkeit auch für die Freiin Emmy von Dincklage. Sie ist bezüglich der Schilderung und Charakterisirung jener eigenartigen Bewohner ihrer engern Heimat der Rosegger, und bezüglich der reizenden, stimmungsvollen Zeichnung der landschaftlichen Scenerien der Stifter des Emslandes. Und dies ist schon eine literarische That, welche sie hoch emporhebt über viele ihrer Schwestern in Apoll. Was ihre anderweitige Thätigkeit in der Roman- und Novellenliteratur anbelangt, wird ihr wol das Schicksal vieler werden, d. h. auch sie wird kaum zu den Unsterblichen gehören, denn — obwol sie in einzelnen Werken einzelnes von bleibendem Werthe geschaffen, ist doch das Ganze selten auf der Höhe, die man von ihrer bedeutenden Begabung erwarten durfte; sehr oft bleibt die künstlerische Durcharbeitung hinter dem stofflichen Gefüge zurück. Wenn sie aber den Boden ihres geliebten Emslandes wieder betritt, da ist sie von unnachahmlicher Natürlichkeit und Urwüchsigkeit. So auch in dem vorliegenden Buche und zwar in den beiden Erzählungen „Der Sandmesser" und „Der Erbonkel". Da sehen wir sie wieder einmal vor uns, die wetterharten markigen Gestalten. Da erkennen wir den Griffel der Dichterin. An zahme Lektüre gewöhnte Leser dürften sich bei dergleichen Erzählungen in ihren Hoffnungen getäuscht fühlen; gefühlsselige Liebesscenen werden sie da nicht finden. Allerdings darf nicht vergessen werden, daß insonderheit im „Erbonkel" die einfache Geschichte allzu sehr ins Breite gezogen ist und wirklich nur die beiden emsländer Typen der Dirk-Ohm und Immeke wahre Cabinetstücke der Charakterzeichnung sind. Fast dasselbe möchte ich von der Novelle „Die Dorf-Nihilistin" behaupten, die dem ganzen Buche den Namen gegeben hat, dem Buche, dessen Erscheinen wir der verwandtschaftlichen Liebe zu verdanken haben, da es die ebenfalls als Schriftstellerin bekannte Schwester der Emsland-Dichterin, nämlich Freiin Clara von Dincklage zwei Jahre nach dem Tode der Verfasserin herausgab. In dieser „Dorf-Nihilistin" ist auch manches zu gedehnt, ja sehr gewichtige Wendungen der Novelle werden durch einige in die Augen springende Unwahrscheinlichkeiten herbeigeführt, aber — es ist trotzdem eine anziehende Geschichte. Nicht minder auch „Ein verlorenes Leben", mit gleichen Fehlern, aber einer fesselnden und im zweiten Theile zu dramatischer Bewegtheit sich entwickelnder Handlung.

Und nun zu einer Schriftstellerin, deren Name, so viel mir bekannt, im großen Lesepublikum eines guten Klanges sich erfreut. Jedenfalls gehört sie zugleich auch zu den fruchtbarsten Romanschreiberinnen:

2. Schwertlilie. Roman von Sophie Junghans. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 1893. 8. 4 M.

Die Verfasserin führt uns in die Verhältnisse der Frauenherrschaft des pfalzgräflich Birkenfeld'schen Ländchens

*) Durch Krankheit des Herrn Referenten hat sich die Besprechung dieser schon im Vorjahr erschienenen Romane und Novellen bisjetzt verzögert.

im Beginne des vorigen Jahrhunderts ein. Sie thut bei der Schilderung dieser Verhältnisse des Guten unbedingt zu viel, denn wenn man fast 150 Seiten gelesen hat und eigentlich noch nicht vom Flecke gekommen ist, so reißt der schwache Faden der Geduld. Es ist wahr, die regierende Pfalzgräfin Sabine, ihre verschnupfte Oberhofmeisterin, die sich mit heuchlerischer Demuth langsam in den Vordergrund drängende Hofdame von Meninville, der Oberjägermeister von Nievern, natürlich ein Ausbund an männlich strotzender Kraft und Schönheit und schließlich der Jesuit Gollermann — alle sind sie in ihrer Art gut gezeichnete Figuren, man muß das anerkennen; aber näher betrachtet sind es doch nur die altbekannten in den meisten Frauenromanen spukenden Producte schöngeisternder Schablone. Dazu kommt ein wenig Romantik, wie sie ja gerne in Schilderungen aus vergangener Zeit mitgenommen wird und zum Schlusse sogar Leben und Bewegung, aber erst nachdem man selbst schon müde geworden; und das Ganze in einem Stile, der viel zu wünschen übrig läßt, doch manchmal wieder das Niveau der Mittelmäßigkeit überragt. Kurz gesagt, es ist ein Buch, dem alle Vorzüge und Schwächen routinirter Vielschreiberei anhaften. Das Wort Vorzüge muß hier natürlich mit Bedacht entgegengenommen werden, weil es sich auf die Lichtseiten einer Mache bezieht, die ein Schriftsteller sich bald aneignet, der mit solchem Glücke, wie Frau Junghans, auf den literarischen Plan getreten. Ich bin überzeugt, daß auch dieser Roman viel gelesen werden wird, obwol er auf Bedeutung keinen Anspruch erheben kann; aber die Verfasserin hat schon durch die liebenswürdigen Erscheinungen der Helden, des Freifräuleins Polyxene von Leyen und deren Vetter Ludwig, durch die unbedingt gelungene Schilderung ihrer Schicksale dafür gesorgt, daß auch das Gemüth des Lesers seiner Nahrung gewiß sein kann. Es ist ein Roman, der den Bedürfnissen einer großen Schicht des lesenden Publikums im besten Sinne des Wortes entspricht; es gibt aber eine kleinere Gemeinde, die mehr verlangt und diese zu befriedigen, sollte das Bestreben jedes Schriftstellers sein, weil dadurch mit der Zeit diese kleine Gemeinde bald die größere werden würde.

Wenn also das kritische Senkblei nicht besonders tief ging in dem eben besprochenen Romane, so ist dies noch weniger der Fall in der Dichtung:

3. Fünf Novellen, der Wahrheit nacherzählt von Baronin Elisabeth von Grotthuß. Vierter Band. Augsburg, B. Schmid's Verlag. 1893. 8. 3 M. 50 Pf.

Es wird mir immer schwer, die Erzählungen dieser Schriftstellerin zu besprechen, die außerdem von der Verlagsbuchhandlung in einer sehr vernachlässigten äußern Form auf den Büchermarkt gebracht werden. Schwer fällt mir dies aus dem Grunde, weil ich vollkommen einzusehen vermag, daß die Verfasserin, durch das unsägliche Unglück, des Augenlichtes beraubt zu sein, in Ueberhast zur poetischen Aeußerung ihres Innenlebens oder dessen drängt, was sie an Erzählungsstoffen selbst erfunden oder gehört hat. Also ein Schildern aus dem Realen, ein Hineingreifen ins Leben ist der edlen Dame versagt, und wer wollte daran zweifeln, daß ihr eben dadurch eine der Grundbedingungen zum gedeihlichen künstlerischen Schaffen fehlt. Bei einer solchen fieberhaften Thätigkeit aber — die Baronin hat schon eine ganze Bibliothek zusammengeschrieben — müßte selbst eine bedeutende Begabung erlahmen.

Viel bedeutender, wenn auch nicht ohne hervorspringende Mängel, ist der Roman:

4. Halbbrüder. Roman von Hesba Stretton. Uebersetzt von Anna Böcler. Leipzig, E. Ungleich. 1894. 8. 3 M. 50 Pf.

Der Cardinalfehler dieses Werkes ist sein Beginn, sein Fundament. Auf eine Reihe von Ungereimtheiten und Unwahrscheinlichkeiten baut die Verfasserin den sonst gut erfundenen und in seiner weitern Entwickelung und Verwickelung spannenden Roman. Aber ein Haus, das auf solch schwacher Grundlage ruht, hat keinen Bestand — und das Werk ist einfach mislungen. Ich muß gegen meine Gewohnheit auf den Inhalt eingehen, um das Gesagte darzuthun. Ein junger Engländer läßt sich mit seiner Geliebten, die seinetwillen das Vaterhaus heimlich verläßt, kirchlich trauen, ohne daß sein Oheim oder irgendjemand davon weiß, da er sonst enterbt würde. Das junge Paar reist nach dem Süden, doch bald muß unser Held Sidney einsehen, daß seine Sophy ihm geistig nicht ebenbürtig ist, ja kaum jemals werden kann. Sie ist ein schönes Weibchen, aber albern und starrköpfig. Nach manchem Streit verläßt er sie, die in einem tiroler Wirthshause zurückbleibt, nicht ohne von ihrem Manne mit Geldmitteln reichlich versehen zu sein. In dem Gasthofe des nächsten Dorfes läßt er einen an sie gerichteten Brief zurück, in der sichern Voraussetzung, sie werde auf der Suche nach ihrem Manne dort nachfragen. (?) Er kehrt in seine Heimat zurück, arbeitet dort jahrelang in dem Comptoir seines Oheims und hört nichts von seiner Sophy. Das geht meiner bescheidenen Ansicht nach weit über die Grenzen menschlicher Beschränktheit. Daß seine Frau das simple Haus in den Bergen Tirols gar nicht verlassen, sondern dort einem Knäblein das Leben geschenkt hat und gestorben ist, davon erfährt er natürlich nichts. Also wußte der Unmensch, oder sagen wir besser der Dummkopf nichts davon, daß sein junges Weib in einem Zustande sich befinde, der es erwünscht sein läßt, sie aus der Verlassenheit eines Gebirgsnestes in den Bereich ärztlicher Hülfe zu bringen?

Und auf diesem schwanken Grunde baut sich der Roman auf dessen Held eigentlich dieser Sidney ist, den die Verfasserin natürlich mit den schönsten Eigenschaften des Körpers, des Geistes und des Herzens ausstattet. Die Verfasserin scheint denn doch geahnt zu haben, daß der Streich ihres Sidney vom Leser nicht so ganz ruhig hingenommen werden werde, und ruft an einer Stelle aus: „Wie thöricht war er gewesen!" Das ist denn doch zu sanft; Miß Stretton hätte sich nur ein wenig die Mühe nehmen und in einem Wörterbuche nachschlagen sollen, sie

würde zu „thöricht“ manch weniger beschönigendes, aber um so kräftigeres Synoym gefunden haben.

Sonst ist der Roman, wie ich schon erwähnt habe, ganz interessant erfunden, stellenweise durch die Verwickelung auch spannend. Leider zeigt sich hier die religiöse Tendenz oft in einer Art langathmigen Psalmodirens, und selbst die handelnden Personen werden dadurch so vergeistigt, daß sie fleisch- und beinlos erscheinen. Allerdings fehlt der Verfasserin die Kraft durchaus nicht auch überraschend schön zu componiren und unser Herz höher schlagen zu machen. Und, was die Hauptsache, mit ihrer religiösen Ueberzeugung ist es ihr heiliger Ernst; da ist jede Handlung Margarethens vom Hauche idealen Christenthums getragen. Schade, daß sie nicht Maß zu halten wußte.

Und nun komme ich zu einem jener Bücher, bei denen der Besprecher, wenn er alle Geschichtchen gelesen, sich sagen muß: mit der Lektüre von zweien hättest du deiner Pflicht Genüge gethan. Es ist überall derselbe Ton, dieselbe Grundlage u. s. w. und immer derselbe Augenaufschlag zum Himmel. Das hübsch ausgestattete Büchlein ist:

5. Gnadenwege. Erzählungen und Skizzen von Katharina von Hüllessem. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 1893. 8. 1 M.

Ich möchte das Werkchen, zunftmäßig zu sprechen, in das Gebiet der religiösen Blumisterei einreihen. Man liest solche Bücher heutzutage nicht mehr besonders gerne; ihre Zeit ist abgelaufen. Ohne religiöse Tendenz schrieb einst Robert Prutz sein: „Was sich der Wald erzählt“ — das packte, wurde nachgeahmt und bald hatte man's auch satt, denn die Nachtreter übertrieben. Die Verfasserin der „Gnadenwege“ hat allerdings einen andern, bessern Weg eingeschlagen, sie knüpft nämlich zumeist nur an jene Gegenstände aus der Natur an, welche in der eigentlichen Blumisterei redeten und manchmal ganz gelehrte Disputationen zu Wege brachten. Bei ihr also ist es nur der oft recht anheimelnde Hintergrund oder Anknüpfungspunkt, wie eine Tanne, eine alte Mühle u. s. w. Da die stilistische Durchführung durchwegs sauber ist und durch das Ganze jener Hauch von Herzensgüte und wahrer Gläubigkeit weht, die der Verfasserin gewiß zu eigen sind, könnte man das Büchlein als eine einfache literarische Gabe bezeichnen, die allerdings viel dadurch gewänne, wenn ihrem stofflichen oder dichterischen Gepräge auch eine gewisse Eigenartigkeit anhaftete — aber die mangelt. Man könnte mit einem Worte über das Was wegsehen, wenn nur das Wie der Darstellung nicht an das so oft Dagewesene erinnerte. Ihren Zweck, durch die einzelnen Bilder und Skizzen zu zeigen, wie oft auch durch dunkle Wege die Hand des Herrn zur Gnade führt, hat sie erreicht und da der Ertrag des Büchleins dazu bestimmt ist, armen Kindern Berlins eine kleine Sommerwohnung zu ermöglichen, wünschen wir der edelherzigen Verfasserin den besten Erfolg.

Eine unerquickliche Lektüre war mir:

6. Excentrisch. Erzählung von Gräfin M. Keyserling, geb. von Doenniges. Jena, H. Costenoble. 1893. 8. 5 M.

Durch den Titel wird man natürlich auf Dinge vorbereitet, die von der breitgetretenen Bahn des Alltäglichen, Gewöhnlichen und auch des Vernünftigen abweichen; aber — von Unwahrscheinlichkeiten abgesehen — es ist gar so wenig in dem Buche, was sympathisch berühren würde. Ein Vertiefen in die Charaktere der handelnden Personen ist der Verfasserin nicht gelungen, Localfarbe suchen wir vergebens, denn in den Aeußerlichkeiten können wir sie nicht finden. Diese Leute — wir bewegen uns ausschließlich in aristokratischen Kreisen — geben sich als Ungarn oder Oesterreicher nur durch das Kauderwelsch von Deutsch, das sie sprechen. Und da gestatte mir die Verfasserin die Bemerkung, daß gerade dieser Umstand uns die Erzählung unerquicklich macht. So spricht man in Oesterreich-Ungarn nicht. Ich bitte es nicht als kritische Haarspalterei anzusehen, wenn ich den Satz citire: „Es müßt' ihm peinlich sein, wenn er entdeckte (!), daß wir ihm zuschauen.“ So spricht nämlich der Husarenoffizier Ferasi. Er, der einige Secunden früher ausgerufen: „Treten wir zurück hinter einen der großen Stämm'“, sagt ganz sicher: „wenn er entdecken möcht“ — so spricht man bei uns zulande das gemüthliche Deutsch, oder man spricht den wiener Dialekt, der noch zu Zeiten des Kaisers Franz bei Hofe herrschte. Ich würde mich freuen, wenn ich zu strenge geurtheilt hätte, aber dieses Deutsch vergällte mir selbst den Genuß der gelungenern Theile der Erzählung. Auch in der Anwendung von speciell österreichischen Wortbildungen ist die Verfasserin nicht besonders glücklich; man sagt nicht Haferl (Töpfchen), sondern Häferl. Mir scheint, als ob der gemüthliche österreichische Dialekt auf die Frau Gräfin Keyserling einen wohlthätigen Eindruck gemacht hatte, und sie ihn nun, ohne seiner mächtig zu sein, anwenden wollte. Das ist mislich. Die Erzählung „Excentrisch“ bedeutet nichts weniger denn einen Fortschritt gegen die Novelle „Lucciola“ derselben Verfasserin; ihre Gedichte stehen ganz unvergleichlich höher und mich dünkt, es sei das beste, was sie bisher geschaffen. Wenn man das Wort „Ende gut, alles gut“ hier anwenden dürfte, wäre „Excentrisch“ zu den gelungenen Erzeugnissen der erzählenden Dichtung zu rechnen, denn das Ende ist nicht nur gut, sondern wirklich schön.

Ohne bezüglich des stofflichen Gefüges etwas Eigenartiges zu bieten, ist doch das Buch

7. Die Heckenrose. Roman von Alfred Friedmann. Berlin, Rosenbaum u. Hart. 1893. 8. 3 M.

anziehend, weil es der Dichter verstanden hat, einen vielleicht schon öfter verarbeiteten Stoff in neuer Beleuchtung darzustellen. Der Grundzug ist jener Contrast, der zwischen der endlosen Misstimmung einer modernen Künstlerseele und dem gesunden frischen Sinn eines liebenden und in seiner Liebe die ganze Welt um sich vergessenden Naturkindes besteht und infolge der mangelnden geistigen und gesellschaftlichen Bildung eine Kluft erzeugt, die scheinbar auch durch die reiche Liebe nicht überbrückt werden kann. Die Liebe des Naturkindes, das im Laufe der Jahre sich

die Bildung und die Sitten der bessern Gesellschaft aneignet, ist allerdings treu und stark, des modernen Kunstjüngers Neigung aber geräth gar oft in Schwanken und erst als er sich davon überzeugt, daß er das höchste Glück: den Gleichklang des Geistes und des Herzens auch in jenen glänzenden Schichten nicht findet, wo er eben all das traf, was er träumte, nämlich Bildung, Reichthum, Geist u. s. w. — da rettet er sich in die Arme des verlassenen Lieb's und ist zufrieden. Dies der Angelpunkt der Geschichte, deren stärkste Seite aber nicht die vertiefte psychologische Analyse ist, obwol der Verfasser ihr nicht aus dem Wege geht, sondern vielmehr die frische, realistisch markige Schilderung äußerer Verhältnisse, bei welchen er mit einem gewissen Behagen lange verweilt und uns bunte Bilder in reicher Abwechselung bietet, deren Kühnheit, Wahrheit und Sicherheit packt und fesselt. Er reißt uns mit sich fort. Der zweite Theil des Romans fällt leider gegen den ersten ab.

Zur bessern Unterhaltungslektüre gehört jedenfalls auch das Buch:

8. Quitt. Roman in drei Bänden von Jemima Baronin Tautphoeus. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen. Gotha, F. A. Perthes. 1893. 8. 10 M.

Die Verfasserin verfügt über eine wohlthuende Objectivität und schildert deutsches Wesen und Leben in einer Weise, die uns zeigt, daß sie ihm ihre volle Sympathie entgegenbringt. Sie kennt es auch durch und durch, nämlich jenes der Alpenbewohner von Baiern und Tirol, in welchen Ländern der Roman sich zum größten Theile abspielt. Wie die dem Werke beigegebene buchhändlerische Anzeige mittheilt, die, wie leider gebräuchlich, nur der Lichtseiten des Romans gedenkt, ist die Verfasserin die Gattin des seinerzeit münchener Ministerialrathes Freiherrn Cajetan Tautphoeus. Mit einer gewissen Weitspurigkeit müssen wir uns natürlich abfinden und so gut es die Dichterin versteht, Situationen, Landschaftsgemälde, seelische Zustände, Familienereignisse u. s. f. zu schildern, ja manchmal mit unleugbarer Kraft zu zeichnen, wird sie doch wieder an vielen Stellen zu behaglich breit und ein großer Theil der Leser dürfte auf den zweifelhaften Genuß solcher Partien des Buches verzichten, d. h. selbe überblättern. Sie hält nicht Maß. Von den etwas altfränkisch anmuthenden Kapitelüberschriften abgesehen, tritt die Verfasserin auch zu oft durch die Anwendung des pluralis majestatis vor, anstatt sich bescheidentlich hinter ihrem Werke zu verbergen, wie es epische Gestaltung nun einmal fordert. Der Schluß, die so lange, ja schon im ersten Bande geahnte und ersehnte Lösung wird auf die vorletzte Seite des dritten Bandes verlegt und in einer nichts weniger denn anziehenden Weise herbeigeführt. Besondere Vorzüge des Romans sind: die gelungene Schilderung jener Kreise der Geburts- und Geldaristokratie, in die sie uns führt, und plastische Zeichnung jener Figuren, die die Fäden der Handlung bewegen, einer Handlung, die für einen einbändigen Roman ausgereicht hätte. Natürlich mußte dann viel episodisches Beiwerk wegbleiben, das an sich ganz entschieden glücklich durchgeführt ist, aber mit der Haupthandlung zu wenig, zu lose verbunden ist. Eine gute, gesunde Lektüre, aber keine hervorragende dichterische Leistung, besonders jenen englischen Lesern wärmstens anzuempfehlen, die auf fremdes Wesen gar zu gerne mit souveränem Lächeln herabblicken. Dafür gebührt der Verfasserin aufrichtiger Dank, den wir hiermit auch aussprechen.

Karl Schrattenthal.

Schriften über und von Tolstoi.

1. Der Tolstoismus. Von Felix Schroeder. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen. Dresden, Alexander Beyer. 1894. 8. 1 M. 50 Pf.

Warme Bewunderung für den großen Menschenfreund, welcher den Muth hatte, die das erhabene Gemälde des Christenthums verdeckende und entstellende Uebertünchung zu entfernen, und die Renaissance des Christenthums nicht blos in Worten, sondern auch in wahrhaft evangelischen Thaten vollzog, hat den Verfasser veranlaßt, die Entwickelung des „Tolstoismus", sein Werden, Wachsen und Ausreifen zu beobachten und zu verfolgen. Daß ihm dieses Werk durch persönlichstes Aneignen und Nachdenken vollständig gelungen ist, erhellt aus der rückhaltlosen Anerkennung, die ihm sein Vorbild in den überaus schmeichelhaften Worten: „Selten habe ich so viel Verständniß für mich gefunden, wie bei Ihnen" gezollt hat. Sehr richtig würdigt er die Ideen des russischen Meisters, deren Quintessenz sich mit dem Ausspruche eines österreichischen Classikers: „Der Weisheit Anfang ist die Güte" deckt, als einen Gemüthszustand, eine Lebensauffassung, welche den Forderungen der nach Gerechtigkeit und Liebe Dürstenden entspricht, wenn letztere auch nicht allen religiösen, socialen oder moralischen Schlußfolgerungen des Systems zustimmen können. Bei aller Verehrung für Tolstoi läßt er der Gesellschaft des 19. Jahrhunderts Gerechtigkeit widerfahren, indem er ihr das Zeugniß ausstellt, daß sie mit Mitteln von plötzlich verhundertfachter Kraft ihrer materiellen Herrschaft fast den ganzen Erdball zu unterwerfen wußte und ihre intellectuelle Macht bis in die fernste Vergangenheit, auf das unendlich Kleine und das unendlich Große in der Natur vom unwägbaren Atom bis zu den unsichtbaren Sternen ausdehnte. Er verschließt sich eben nicht der Thatsache, daß das Seelenleben des Menschen durch das Gefühl nicht erschöpft ist. Er gibt die Möglichkeit zu, daß man das von Tolstoi aufgestellte Ideal bestreiten, daß man leugnen könne, die Gerechtigkeit sei die alleinige Pflicht

des Menschen und die Einigkeit in Liebe das alleinige Ziel. Den Forderungen des Herzens stehen gleichberechtigt die des Geistes gegenüber; wie der Mensch nach Liebe und Gerechtigkeit verlangt, so verlangt er auch nach Erkenntniß und ästhetischem Genusse, und es sind nicht die geringsten seiner Fähigkeiten, kraft welcher er das Wahre erreichen und dem Schönen nachstreben kann. Man kann aber auch in gutem Glauben an die Berechtigung des Tolstoi'schen Ideals glauben, daß der Mensch als solcher, als sinnliches, leibliches Wesen es nicht ohne übernatürliche Vermittelung dem Gottmenschen gleichzuthun vermag.

Sehr bezeichnend ist die von Schroeder hervorgehobene Thatsache, daß ein Theil der zeitgenössischen russischen Literatur in hohem Maße von evangelischem Geiste durchdrungen ist, vollends Dostojewsky, der bedeutendste Kampfgenosse Tolstoi's, in seinem letzten Werke, den Brüdern Karamazof, einen Traum religiöser Wiedergeburt skizzirt hat, welcher im ganzen und großen dem Tolstoi's entspricht. Er läßt nämlich den Starets Zossima im Traume zu Aliocha unter anderm sagen:

> Handle jetzt, erzeige deinen Mitmenschen Liebe, die ganze Größe, der ganze Werth des Menschen liegt in der Bethätigung der Nächstenliebe. . . . Dann wirst du verstehen, daß das einzig wahre Paradies das Leben ist. Ihr Kinder, ihr seid schon jetzt im Paradiese, aber ihr könnet es nicht begreifen, weil ihr nicht die Liebe habet, und dadurch eben seid ihr in der Hölle, denn die Hölle ist nichts anderes als das Leiden derjenigen, die keine Liebe haben. Wenn die Menschen diese Wahrheit verstehen wollten, so würde die Welt alsobald zum Paradies werden. . . . Die Freiheit, wie unser Jahrhundert sie versteht, erzeugt für den Reichen Vereinsamung und moralischen Selbstmord, für den Armen Neid und Verbrechen. . . . Oh! Wäre es denn nur ein Traum, daß der Mensch Freude empfinden könne an den friedlichen Streifzügen einer nicht mehr verneinenden Wissenschaft sowie an der Liebe, und daß er sich endlich von Grausamkeit, Ausschweifung und Eitelkeit abwende? Ich für mein Theil glaube, daß wir mit Christo dies Ideal erreichen werden; wie manches hat sich nicht in der Menschheit erfüllt, das noch vor zehn Jahren unmöglich zu sein schien!

Zum Schlusse möchte ich noch erwähnen, daß der Verfasser einer jener weißen Raben ist, wie sie ab und zu in Frankreich auffliegen. Gibt er doch zu Ende seiner Vorrede dem Wunsche Ausdruck: „Möchte in dem edeln und ernsten Deutschland, das so oft und so tief durch tragisches Erwecken der Gewissen erschüttert worden ist, dies kleine Buch einige strebende Gemüther für die fruchtbringenden und heilsamen Kämpfe erwärmen, welche die große lautere Seele eines Tolstoi durchgekämpft hat!" Die darauffolgende Wendung: „Und da vielleicht niemals die europäischen Gruppen der Menschenfamilie . . . einander in feindseligerer Stellung gegenübergestanden haben, da niemals die Grenzen zwischen ihnen mehr von mörderischen Bajonetten gestarrt haben, . . . lenke ich die Aufmerksamkeit der deutschen Leser meines Buches auf die Friedensworte, welche über diese Grenzen des Hasses zu uns aus dem Innern von Rußland tönen", hätte er freilich besser an die Adresse seiner französischen Landsleute gerichtet.

2. Gottes Reich ist in Euch. Von Graf Leo N. Tolstoi. Vollständige, vom Verfasser genehmigte Uebersetzung des russischen Originalmanuscriptes von L. A. Hauff. Berlin, O. Janke. 1894. 8. 2 M.

Um nicht schon öfter Gesagtes zu wiederholen, wollen wir diesmal auf eine Kritik des uns vorliegenden Buches verzichten und uns darauf beschränken, den ihm zu Grunde liegenden Gedanken zu skizziren. Es ist eine Ergänzung und Vertiefung der im Jahre 1884 veröffentlichten Schrift: „Mein Glaube", welche über die „officielle Religion, Christenthum genannt", zur Tagesordnung übergeht, und vertritt den von den Quäkern, den Mennoniten, den Mährischen Brüdern, den Bogomilen, den Duchoborzen, den Molokanen, den Paulicianern und andern Sekten verfochtenen Standpunkt, daß die von den Staaten geübte und von der Kirche gebilligte Praxis, dem Uebel gewaltsamen Widerstand entgegenzusetzen, das Gift durch Gegengift unwirksam zu machen, dem Geiste der Bergpredigt widerspreche, welche ausdrücklich gebietet, die Feinde zu lieben, demjenigen, welcher die linke Wange schlägt, auch die rechte darzureichen und, so jemand uns den Mantel nehmen will, ihm auch das Gewand anzubieten, mit einem Worte das Uebel ausschließlich durch gerechte Mittel, durch Resignation, Demuth, Vergebung und Liebe zu besiegen. Wer den angreift, der ihn beleidigt hat, ruft das Gefühl des Hasses hervor, das der Ursprung alles Bösen ist; er wiederholt eine schlechte Handlung, er verewigt und vervielfältigt sie. Dem Uebel durch Bestrafung beikommen wollen, heißt den Teufel durch Satanas austreiben wollen. Nur der mit Sanftmuth gepaarte Nichtwiderstand vermag der Hydra des Lasters den Kopf abzuschlagen; er erhält, indeß der gewaltthätige Widerstand zerstört. Eine Folge davon ist, daß die Völker kein Recht haben, sich gegen auswärtige und innere Feinde zu vertheidigen oder sie anzugreifen. Der wahre Christ darf weder activen Kriegsdienst im Heere leisten, noch sich einer amtlichen Thätigkeit unterziehen, welche den Zweck hat, die Menschen durch Drohung mit Gefängniß- oder Todesstrafe auf der Bahn des Guten zu erhalten. Er muß sich von allen staatlichen Einrichtungen abseits halten, jede Politik zurückweisen und alle Ehrenämter ablehnen. Und wie er selbst kein Amt bekleiden darf, so darf er auch nicht durch Abgabe seiner Stimme dazu beitragen, daß ein anderer mit einem solchen betraut werde. Der Gutsbesitzer thut im Interesse seines Seelenheils am besten, sein Land den Armen abzutreten, der Kapitalist, sein Geld unter die Fabriksarbeiter zu vertheilen, der Kaiser, Minister, Richter, General, auf seine einträgliche Stellung zu verzichten, der Soldat, allen Gefahren zum Trotze seinen Obern den Gehorsam zu verweigern. Tolstoi plaidirt also für Abschaffung der Staatsgewalt. Er erkennt keine menschliche Autorität an, er will alle nationalen Unterschiede beseitigt wissen, sein Vaterland ist die ganze Welt, alle Menschen sind seine Mitbürger. Berauscht von dem Dufte der Blume der ewigen Liebe, liebt er alles und alle, er liebt niemanden besonders,

er gibt sich in Liebe hin und lebt ein göttliches und geistiges Leben. Und er sieht bereits die Zeit kommen, wo die aufs höchste gespannte gegenwärtige Situation, in welcher die christlichen Völker dank der von der socialen oder heidnischen Auffassung des Lebens eingegebenen allgemeinen Wehrpflicht gegeneinander in Waffen stehen, die Steuern mit Rücksicht auf die maßlos fortgesetzten Rüstungen kein Ende nehmen, der Haß der arbeitenden Klassen gegen die Reichen fortwährend steigt und der Krieg wie ein Damoklesschwert über allen schwebt, von der Bildfläche verschwinden und die Gleichheit, die Brüderlichkeit der Menschen, die Gemeinsamkeit der Güter, der Nichtwiderstand gegen das Böse, mit einem Worte die universale oder göttliche Auffassung vom Leben als unmittelbar einleuchtende und natürliche Forderung des gesunden Menschenverstandes erscheinen wird.

3. Die Hungersnoth in Rußland. Von Graf Leo N. Tolstoi. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Russischen übersetzt von L. A. Hauff. Berlin, O. Janke. 1894. 8. 1 M.

Tolstoi bleibt sich und seiner schläfrigen, monotonen Litanei von der fluchbeladenen Civilisation getreu, wenn er den Ursprung der erschrecklichen Hungersnoth, wie die schlechte Lage der Enterbten, der Gesellschaft in allen Ländern überhaupt darauf zurückführt, daß die leitenden Klassen nichts arbeiten und das Volk ausbeuten, daß die Beamten nichts anderes als Schmarotzer an dem Wohlstande der Beamten sind, die Paläste, Theater, Museen und wie alle die der Kunst und Wissenschaft geweihten Stätten heißen mögen, auf Kosten des Volkes bestritten werden, ohne ihm irgendwie zum Nutzen zu gereichen. Das höchst radicale Recept zur Lösung der socialen Frage, welches da lautet: „Man denkt an alle möglichen Mittel, ausgenommen das eine und das einfachste, auszusteigen, aufzuhören zu galopiren und dem Pferde, das man bemitleidet, Ruhe zu gönnen", die Ansicht, daß der Staat aus dem Ruin des Volkes seine Kraft zieht, daß es „zwischen einem Menschen unserer reichen Klasse einerseits — einem Herrn, der ein gestärktes Hemd trägt, einem Beamten, Gutsbesitzer, Kaufmann, Offizier, Gelehrten, Künstler — und andererseits einem Bauern nur ein einziges Band gibt, welches macht, daß alle diese Bauern, das arbeitende Volk — die «hands», wie die Engländer sagen — uns unentbehrlich sind, um für uns zu arbeiten", führt in letzter Linie zur Aufhebung jedes Gemeinsinnes, zur Zerbröckelung jeder Gemeinschaft, zur Auflösung des Staates. Kann es eine abgeschmacktere, verzerrtere, entwürdigendere oder, um das Kind beim rechten Namen zu nennen, anarchistischere Beurtheilung der modernen Bestrebungen geben als die, welche sich in den Worten kundgibt: „Warum nicht die Wahrheit eingestehen? Wenn man durch den Druck auf einen Knopf einen Bauern tödten könnte, ohne daß es jemand erfahren würde, so glaube ich nicht, daß es viele Leute unserer Klasse geben würde, welche sich enthalten würden (!), auf den Knopf zu drücken, wenn sie sich dadurch das geringste Vergnügen verschaffen könnten?" Diese schwere Anklage richtet sich von selbst angesichts der erfreulichen Thatsache, daß es durchaus nicht etwa erst des Ausbruches einer Hungersnoth und des allerdings bewunderungswürdigen Beispiels des Verfassers, welcher im Laufe von vier Wochen in zwanzig Dörfern dreißig Volksküchen, in denen nahezu funfzehnhundert Menschen gespeist werden, gegründet und in Gang gebracht hat, bedurfte, um in den civilisirten Centren der Dürftigkeit Waisenasyle, Volksküchen, Wärmestuben, Suppen- und Theeanstalten und sonstige humanitäre Einrichtungen, in deren Errichtung die vornehm gesinnte Geburts- und Finanzaristokratie wetteifert, ins Leben zu rufen. Ich kann übrigens auch unmöglich annehmen, daß den Bauern praktisch gedient wäre, wenn alle die, welche ihnen helfen wollen, das Beispiel des unter den Pestkranken gestorbenen Damiens nachahmten, sich mitten unter ihnen in kalten und von Ungeziefer starrenden Hütten niederlassen, sich von schwerem bittern Schwarzbrot nähren wollten, um so nach mehrern Monaten oder Wochen zu sterben.

Bernhard Münz.

Dramatische Werke.

1. Gustav Adolf. Ein kirchliches Festspiel von Friedrich Corleis. Altona, Schlüter'sche Buchhandlung. Inhaber: Wilh. Halle. 1894. 8. 1 M. 20 Pf.
2. Gustav Adolph. Ein deutsches Volksbühnenspiel mit geistlichen Gesängen zur Feier des dreihundertjährigen Geburtstages des schwedischen Heldenkönigs gedichtet von Franz Treller. Zweite Auflage. Kassel, Ernst Hühn'sche Hofbuchhandlung. 1894. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Von Eigenschaften, die man sonst bei dramatischen Werken findet, kann man bei diesen geistlichen Festspielen im Grunde kaum sprechen, wenn man nicht im Wechsel von Rede und Gegenrede das Wesen des Dramas erschöpft sehen will. Das Muster, das einst Hans Herrig mit seinen Volksbühnenspielen geschaffen hat und das bei dessen Lebzeiten schon als verfehlt und entwickelungsunfähig erkannt wurde, schien in der Hand seines Schöpfers wenigstens an einzelnen Stellen von eigenartigem Leben erfüllt zu sein; aber bei den zahlreichen Nachahmern, die das Bedürfniß fühlten, einen Helden der Reformation möglichst kunstlos aber mit den besten Gesinnungen zu dramatisiren, ist das geistliche Festspiel der offene Tummelplatz völlig undichterischer Handwerker geworden. Solche handwerksmäßig grob und brav zusammengezimmerte Festspiele, die Gustav Adolf verherrlichen, sind die beiden obengenannten. Sie bieten vom literarischen Standpunkte auch nicht das mindeste

Interesse, lassen keinerlei Eigenart erkennen und nehmen sich hintereinander gelesen, unfreiwillig komisch aus. Man empfängt dabei den Eindruck, als wenn zwei heisere, blechern klingende Stimmen mit derselben Melodie sich übertönen wollen, und es beim besten Willen nur fertig bringen, die andere Stimme wenigstens an Ausdruckslosigkeit und Langeweile zu übertreffen. Wem von den beiden Volksspieldichtern dies am besten gelingt, ob Treller, ob Corleis, das dürfte sogar für die beiden Meister in Kassel und Altona keine leichte Frage sein.

3. Der Sündenfall. Volksstück in vier Aufzügen von Rudolf Heinrich Greinz. Neuwied und Leipzig, August Schupp. 1894. 12. 1 M. 50 Pf.
4. Eine? Schauspiel von Richard Wrede. Leipzig, W. Friedrich. 1894. 8. 1 M.
5. Sein Beruf. Schauspiel von Walter Harlan. Leipzig, W. Friedrich. 1894. 8. 2 M.

Dies Bündel Dramen behandelt moderne gesellschaftliche Zustände. Theils wird in ihnen die Ehefrage beiläufig gestreift, theils in den Mittelpunkt geschoben, bei allen mit der gleichen Empörung gegen die althergebrachte Scheinmoral, gegen das gedankenlose Anerkennen der bestehenden Zustände. Ein frischer energischer Geist weht aus den genannten Dramen, der in seiner Gesundheit anerkannt zu werden verdient, auch dort, wo Verhältnisse aufgedeckt werden, die sonst verschwiegen zu bleiben pflegen.

„Der Sündenfall" (Nr. 3) ist technisch genommen recht unbeholfen, ein Fehler, der sich durch Talent und Fleiß wohl überwinden ließe, aber bei R. H. Greinz mehr auf künstlerisches Unvermögen als auf Ungeübtheit zurückzuführen ist. Wol fühlt man, daß man einem unterrichteten Manne gegenübersteht, aber keinem, dem dichterisches Schaffen der nothwendige Ausdruck seines Innern ist. Die Gestalten treten nicht lebendig hervor, sie bleiben wie Reliefffiguren mit dem Rücken am rohen Materiale haften und bilden unklar geordnete, unharmonische Gruppen. Die Phantasie wird in die Bahnen nicht gezwungen, aus denen es kein Entweichen gibt; das Werk macht einen vieldeutigen, beliebigen Eindruck, schließlich hat nur noch der Verstand ein Interesse am Stück, — und dies Interesse ist mäßig. Ein Maler hat aus Geldnoth ein pikantes Bilderalbum gezeichnet, es ist sein Sündenfall an der heiligen Kunst. Er hat die gesellschaftlich hochstehende Geliebte verloren, eine leichtfertige Dirne geliebt, aber in der Arbeit findet er Entsühnung, Friede und endlich das Glück. Reicher und tiefer würde dieser Stoff in der Form einer Erzählung herausgequollen sein als im Drama, zu dem R. H. Greinz Klarheit und bildende Kraft nicht genügend besitzt.

Anklagend, mit pessimistischer Herbe wendet sich R. Wrede in dem Schauspiel „Eine?" (Nr. 4) gegen die Ehe. Der Held seines Stückes, ein zerfahrener Privatdocent, glaubt in einem oberflächlich gekannten Mädchen die „Eine" gefunden zu haben, die ihm, dem Privatdocenten Dr. Weber, und nur ihm, von der Vorsehung geistig und körperlich zugeschaffen ist. Er täuscht sich darin; zu seinem eigenen namenlosen Erstaunen kann er sich trotz der Ehe mit der „Einen" in eine Schauspielerin verlieben; zwar verschmäht er diese zuguterletzt, aber das Unglück ist da. Die kleine Frau kehrt aus dem Haus des Privatdocenten zu ihrer Familie zurück, die Mutter will vermitteln, aber sie verläßt ebenfalls für immer das Haus des Sohnes: er ist allein, dank der Verstiegenheit des Dichters, der mittels geschraubter Voraussetzungen am Schlusse die pessimistische Geberde machen kann: Seht, so ist die Welt! So ist die Ehe! — In sehr jugendlichen Köpfen. Wie eine Art Evangelium wird am Schluß eine Stelle aus dem großartigen, aber jetzt theatralisch so viel mishandelten Nietzsche verlesen, die genau betrachtet, eine oberflächliche Redensart ist, die jeder Lebemann vor seiner Verheirathung im Weinrestaurant brauchen könnte: „Man verspricht die Andauer des Anscheines der Liebe, wenn man ohne Selbstverblendung jemanden immerwährende Liebe gelobt." Die tiefere Ansicht für einen Dichter wäre doch wol die, in diesem Satze nicht die kühle Feststellung von zahlreichen Thatsachen zu erblicken, sondern die Tragik der Verhältnisse überzeugend zu schildern, an die der Philosoph bei seinem Satze gedacht hat.

„Sein Beruf" von Walter Harlan (Nr. 5) ist eine hübsche Skizze, ohne mit Gedanken beschwert zu sein, aber von seiten der Technik den vorher aufgezählten modernen Stücken beträchtlich überlegen. Ein junger, künstlerisch veranlagter Theolog steht vor der Prüfung; er besteht sie glücklich und sieht dabei, daß sein Wirthstöchterlein, in das er verliebt war, ein höchst materielles Geschöpf ist. Er wird sie los, und gleichzeitig erfährt er, daß seine Oper angenommen ist. Also ein kleiner novellistischer Stoff. Die leipziger Localfarbe ist dem Verfasser recht gut gelungen; ein besonderes Verdienst besitzt das Stück außer seinen Ansätzen zur Charakteristik nicht.

6. Gomorrha's Ende. Literarische Komödie in drei Acten von Karl Biltz. Berlin, J. A. Stargardt. 1894. 8. 1 M. 50 Pf.
7. In einer Stunde. Charakterlustspiel in einem Aufzuge von Ferdinand Neubürger. Dessau, Richard Kahle's Verlag (H. Oesterwitz). 1894. 8. 1 M.
8. Rausch. Ein Drama in drei Aufzügen von Rudolf Lothar. Dresden, E. Pierson. 1894. 8. 2 M.

Diese drei Dramen bedürfen keine Besprechung im besondern. Sie genießen das Vorrecht des Unbedeutenden, nicht bemerkt werden zu müssen. Neben der lendenlahmen, erstaunlich geistesarmen literarischen Komödie „Gomorrha's Ende" von Karl Biltz (Nr. 6) und der entwaffnenden Harmlosigkeit Ferdinand Neubürger's (Nr. 7) erscheint das Rudolf Lothar'sche Drama „Rausch" (Nr. 8) verhältnißmäßig bedeutend. Ohne diese Umgebung betrachtet, ist das Stück künstlerisch verworren und seine Lektüre quält durch die Unwahrheit der Sprache.

9. Eine Million. Schauspiel in drei Aufzügen von Wilhelm Wolters und Karl Gjellerup. Dresden, E. Pierson. 1894. 8. 2 M.

Wilhelm Wolters hat sich als Erzähler während der letzten Jahre einen geschätzten Namen errungen. Er tritt

jetzt mit einem Erstling auf dramatischem Gebiete hervor. Wolters hat Talent für die Darstellung des äußerlichen Gesellschaftlebens, er weiß zu unterhalten und durch eine Art Leidenschaftlichkeit, die freilich nicht immer Leidenschaft ist, die Nerven in Aufregung zu versetzen. Auch auf dem Theater ist ihm die Eigenheit seiner erzählenden Arbeiten geblieben. Er strebt nach dem Effect und sucht in manchen Scenen sein Talent mehr anzustrengen, als es für eine reine künstlerische Wirkung gut ist. Seltsam mischen sich prächtig wiedergegebene realistische Einzelheiten mit verstiegenen romantischen Zuthaten. Eine gewisse Beredsamkeit, die oft nur etwas geschwätzig wird, fließt durch das Stück. Man empfängt im ganzen den Eindruck des mühsam interessant Gemachten, nicht des frei aus dem Dichtergemüth Gestalteten. Ein russischer Millionär liebt eine junge Fürstin, deren Familie ruinirt ist. Die Fürstin zeigt ihm Gegenliebe, aber er ist nicht sicher, ob dieselbe ihm oder nur seinem Reichthum gilt. So bietet er ihr eine Million. Sie soll sie erhalten, wenn sie ihm sagt, daß sie einen andern im Grunde ihres Herzens inniger und sehnsüchtiger liebe als ihn. Diese Schlußscene, auf die das ganze Stück mühsam zugespitzt ist, wird mit allem Redepomp, allen seelischen Quälereien französischer Stücke durchgeführt. Die Fürstin nimmt die Million, da sie, wie sie sagt, den Mann aufhöre zu lieben, der ihr so etwas angeboten. Aber sie behält die Million! Der arme Crösus weiß nun woran er ist und geht nach der Dummheit, die nur in Romanen oder Dramen gemacht werden dürfte, ins Ausland. Daß dies ein elender Schluß, eine dürftige Befriedigung der erklügelten Spannung ist, liegt auf der Hand. Aber auch der andere Schluß, den, wie ich vermuthe, das Stück auf dem Theater haben wird, der nämlich, daß die Fürstin die „Eine" Million abweist und dafür den Crösus selbst mit vielleicht neun Millionen zu der einen Million bekommt, auch dieser Schluß ist nichtig und von rohester Wirkung. Die Problemstellung ist eben allem Menschenverstand zuwider, ein romantisches und doch kalt berechnetes Räthsel.

10. Der Geiger von Gmünd. Ein Wunder- und Zaubermärchen in drei Acten nach einer alten Sage gedichtet von Alfred Friedmann. Berlin, Rosenbaum u. Hart. 1894. 8. 1 M.

Die alte Sage von dem wunderthätigen Marienbild, das einem armen liebesiechen Geiger den goldenen Schuh zuwirft, damit er seiner Liebe leben könne und der dann, als man ihn des Raubes beschuldigt, aufs neue vor Maria spielt, bis sie ihm auch den andern Goldschuh schenkt, diese Sage ist von Alfred Friedmann recht geschickt und wirkungsvoll dramatisirt worden. Es steht aber außer Frage, daß der Stoff in seiner ganzen Anlage mehr zu einem musikalischen Drama geeignet ist als zu einem gesprochenen Drama.

11. Alles und Nichts. Dichtung in drei Abtheilungen und zwölf Bildern von Hanns von Gumppenberg. Großenhain und Leipzig, Baumert u. Ronge. 1894. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Eine ernste Gedankendichtung, die sich ins bunte Märchengewand Indiens hüllt, hat Gumppenberg geschaffen. Zu einem wunderbaren Tempel im Urwald am Himalaya soll alle hundert Jahre ein Mann kommen, der die Möglichkeit erhält, sich alles zu erringen, was die Erde dem Menschen bieten kann. Ayana ist dieser Mann. Er liebt ein Weib und findet keine Gegenliebe; er wird Krieger und wirft nach dem glänzenden Siege den Lorber von sich, weil er sich schuldbewußt fühlt; er sucht Gott und findet ihn in sich selbst als Richter seiner Schuld; er wird Staatsmann, der das Glück Tausender schafft, aber ohne Befriedigung bleibt; er bringt dichterische Kunstwerke hervor, doch der Beifall des Volkes gilt andern und er entsagt der Kunst; er wird endlich Herrscher, um einzusehen, daß er nicht geschaffen ist, einem Volk von Brüdern als Beispiel zu dienen; er geht als Bettler zu den Pestkranken, um dort zu sterben. Das Weib, das er bisher immer noch liebte, raubt ihm den Glauben an die Güte des Weibes. So ist er an allem gescheitert, so bringt man ihn zu dem Tempel im Urwald zurück, von dem er ausging. Und doch scheidet Ayana versöhnt von der Welt, denn ihn tröstet das Gefühl, daß er auferstehen wird in ungezählten Daseinsformen, und daß er nur scheinbar ins Nichts geht, um im All weiter zu leben. Mit reichen Gedanken und bedeutenden dichterischen Mitteln ist der angedeutete Inhalt dargestellt; das Werk ist ein vollgültiges Zeugniß für den Dichter Gumppenberg, sofern es eines solchen noch bedurfte.

Friedrich Kummer.

Feuilleton.

Der bekannte königliche Barde Ludwig I. hat einmal in mismuthiger Stunde auf das von ihm beherrschte Land das Epigramm gemacht: „Einem ungeschickt Schwimmenden gleichst du und gleichest du, Baiern, Schwingend dich zwar in die Höh', schnelle doch sinkend hinab!". Dies Distichon fiel mir ein, als ich das Büchlein „Bajuwarische Randglossen von ***" (Leipzig, Renger'sche Buchhandlung, 1894) durchlas. Einmal, wenn alle die Dinge, die darin über deutsches Nationalgefühl und über Bürgersinn der Allgemeinheit in Baiern gesagt sind, in der That sich so verhalten, so ist es auch auf das heutige Baiern anwendbar. Doch weiß der Nichtbaier, selbst wenn er oft genug in Baiern geweilt hat, nie so recht, was an diesen Mittheilungen wahr ist oder was — der subjectiven Anschauung des Verfassers zugehört. Daß er seinen Namen verbürgt und auf das bajuwarische Dunkel nur seine drei Sterne freundlich leuchten läßt, wird nicht dazu beitragen, seinen Angaben Autorität zu verleihen. Dann aber gilt mir König Ludwig's Wort auch für die „Bajuwarischen Randglossen" selbst. Sie nehmen zwar ein paar mal einen Anlauf, interessant zu werden, sinken aber dann gleich wieder in breite Langweiligkeit zurück. Von der in der Einleitung schalkhaft angedeuteten Aetzmanier habe ich wenig zu spüren vermocht; das Wenige war das Incognito nicht werth; es hätte dem Verfasser noch lange den Kopf nicht gekostet.

Man muß heute, bei dem Aufblühen einer gewissen Literatur, sehr vorsichtig gegen anonyme oder pseudonyme Autoren sein, die sich vor dem Publikum den Anschein zu geben suchen, als ob sie mit den höchsten und allerhöchsten Persönlichkeiten in vertraulichstem Verkehre stünden, oder wenigstens — mit ihrem Kammerdiener; schließlich aber ist ihr bischen Klatsch kaum der Rede werth. So weiß auch unser Verfasser im wesentlichen nur Unwesentliches zu sagen über die Dynastie und den Hof, über die Minister und Diplomaten. Amusant und wol zumeist zutreffend ist die Beurtheilung der bairischen Verkehrsverhältnisse und der Stadtpost in München (S. 16 fg.); beide rechnen gemüthliche Langsamkeit zu den Reservatrechten. Auch die höchste Verwaltung der Eisenbahn bekommt ihren Hieb dabei ab als durchaus unter dem bureaukratischen System stehend. Herr von Poschinger hat entsprechende Erfahrung gemacht. Zum Bau einer Localbahn schenkte er einen sechs Kilometer langen Streifen Landes, der noch dazu durch seinen Wald ging, und gab noch überdies 30000 Mark baar Geld; als er dann wider die augenblickliche Verwaltung sich in einer Eingabe einige Monituren erlaubte, erhielt er zunächst Fünfvierteljahr gar keine Antwort, dann aber den Bescheid, daß er nicht als Interessent der Bahn zu betrachten sei! — Von den Diplomaten hat derjenige, der wegen seiner menschlichen Herablassung wol dem Besucher Münchens freundliche Sympathie abgenöthigt hätte, leider die Stadt verlassen. Monsignore Guidi war Uditore bei der päpstlichen Nuntiatur; außerdem aber Amateurphotograph. „Er photographirte nicht nur die recht ehrwürdigen, aber gewiß nicht schönen Erscheinungen der zu Conferenzen in der Nuntiatur eingetroffenen bairischen Bischöfe und Erzbischöfe, sondern auch mit einer gewissen Vorliebe die minderheiligen aber anziehendern Gestalten junger Mädchen und Frauen, dramatischer Künstlerinnen, Ballerinen u. s. w.“ Auch bei diesen beiden Geschichtchen behält sich der Berichterstatter das Si verum est vor. In dem Kapitel „Die Parteien und der Landtag“ sind lesenswerth die Auseinandersetzungen über die Socialdemokratie, insbesondere über Lassalle's Verhältniß zum Bischof Ketteler von Mainz, über Herrn von Vollmar und die eigenthümliche blau-weiße Färbung der ganzen Richtung. Von dem Ueberwiegen der communistischen, Marx'schen Richtung über die Lassalle'sche schreibt der Verfasser (S. 54): „Unsere Canäle, Magazine, Mistgruben, Keller u. s. w. waren früher von einer großen graubraunen Rattenart von zwar sehr gefräßigem, aber furchtsamem, scheuem Wesen bevölkert. Plötzlich tauchten Scharen kleinerer, schwarzbrauner Ratten auf, welche verwegen, streitlustig, bissig, die graugelben Ratten allmählich vertrieben, tödteten, vernichteten. So geschah es den Lassalleanern durch die Marx'schen Communisten.“ Natürlich wird auch des schönen Bundes zwischen Socialismus und Ultramontanismus gedacht; beide suchen, jener neuerdings, dieser von altersher, in Lederhosenpolitik zu machen, d. h. in Gewinnung der Bauern für ihre beiderseitigen Evangelien, worüber sie natürlich über kurz oder lang aneinander gerathen werden.

Weitere Kapitel tragen die Ueberschriften: „Von der Großstadt zur Weltstadt“, „Die Presse“, „Sociale Verhältnisse“, „München als Kunststadt“, „Theater und Musik“, abgethan in 35 Seiten. Auch hier überwiegt das oberflächliche Gerede, das auf gleichem Raume recht wohl durch mehr Fleisch und Bein hätte ersetzt werden können. Ueberdies entbehrt es auch ab und zu der thatsächlichen Richtigkeit. Was z. B. S. 83 fg. über die Schwierigkeit der Erwerbung des Bürgerrechtes gesagt ist, durch die Professoren, ausgezeichnete Advocaten, Gelehrte und Künstler von der Gemeindevertretung sich ausgeschlossen sähen, wird durch die Thatsache widerlegt, daß den königlich bairischen Staatsbeamten, Lehrern u. s. w. seit zwei Jahren die Erwerbung des münchener Bürgerrechts durch Erlegung von drei Mark ermöglicht ist, vorausgesetzt natürlich, daß sie bairische Staatsangehörige sind.

Ich habe mich mit den Randglossen deswegen etwas näher beschäftigt, weil es wol vorauszusehen ist, daß man in München und Baiern sie auch mit dem Interesse zur Hand nehmen wird, welches wol der Eindruck auf Norddeutschland sein dürfte. Es mag dabei eine persönliche Ansicht ausgesprochen werden: wenn sich Baiern im neuen Reiche noch immer nicht recht heimisch fühlen will, obwol es anerkanntermaßen gerade durch seine Zugehörigkeit Vortheile genug gehabt hat, so liegt das und die ganze politische Misstimmung sicher mit in den berühmten Reservatrechten. Als am 23. November 1870 abends nach 10 Uhr der Vertrag mit Baiern zu Versailles unterzeichnet war, erkannte Bismarck wol dessen Mängel an, meinte aber, es sei besser, wenn die Leute „innerlich zufrieden“ weggingen. Dieser innerlichen Zufriedenheit sind nun schon vierundzwanzig Jahre rascher staatlicher Entwickelung zugemuthet worden und die Mängel fangen an schärfer hervorzutreten. Da fällt mir Lasker's Wort als heute erst recht zutreffend ein; er sagte zum Ausdrucke der Misstimmung in der nationalen Partei über den Anschlußvertrag mit Baiern: „Häßlich ist das Mädel, aber geheirathet muß es doch werden.“

— Von Cäsar Flaischlen ist eine Sylvesterparaphrase: „Im Schloß der Zeit“ (Berlin, F. Fontane u. Comp.), eine phantastisch-allegorische Dichtung von sehr verschiedenartigem Reize erschienen. Kommt in einzelnen Scenen ein drolliger Humor, wie er der Sylvesterstimmung wol angepaßt ist, so in dem ersten Bilde: „Bei König Winter“ zur Geltung, so bringt die folgende Reihe: „Der Palastring“ u. s. w. Schilderungen von trotz aller Kraft der Anschaulichkeit im einzelnen doch schließlich ermüdenden Bildern, von denen sich dann wieder die von Handlung bewegten abschließenden Scenen in erfrischender Weise abheben. Hier aber schwingt sich der Dichter zu Nachdenken fordernden, wie die Phantasie beflügelnden Bildern auf, deren hoher, ernster und kräftiger Schönheit man sich nicht verschließen kann. Hier wird die Bahn zu hehren Idealen der Menschenwürde in begeisterten Worten aufgewiesen und ernster Sylvesterhoffnung und -Sehnsucht beredter Ausdruck verliehen. Die streitenden Lebensmächte ziehen an unsern Augen vorüber, die guten und bösen, und der Dichter versteht es bisweilen vortrefflich die ganze Fülle von miteinander ringenden Kräften bewegten menschlichen Lebens und Strebens in knappen Worten vor unsern Augen aufsteigen zu lassen. Findet sich auch manches Gesuchte und Gekünstelte, so spricht doch aus einzelnen eine gestaltungskräftige Phantasie von ausgeprägter Sonderart, von der anschauliche Eindrücke zu gewinnen wir dem andächtigen Leser überlassen müssen.

— Im Verlage von Velhagen und Klasing in Bielefeld wird eine neue Schiller-Biographie für das deutsche Volk vorbereitet. Der Verfasser ist der bekannte Literarhistoriker J. Wychgram in Leipzig, dem auch unsere Blätter eine Reihe trefflicher Essays und Kritiken verdanken. Die Biographie wird auch äußerlich auf das glänzendste ausgestattet werden und unter den zahlreichen Illustrationen und Facsimiles viele bisher noch nicht veröffentlichte bringen. Die Ausgabe des auf einen Band berechneten Werkes geschieht in 16 Lieferungen zu 60 Pf.

Bibliographie.

Crispi bei Bismarck. Aus dem Reisetagebuch eines Vertrauten des italienischen Ministerpräsidenten. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 3 M.

Dincklage, F. Freih. v., Falsch gepeilt. 2. Auflage. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 8. 1 M. 50 Pf.

Heyse, P., In der Geisterstunde und andere Spukgeschichten. Berlin, Besser'sche Buchh. (W. Hertz). 8. 4 M.

Thyen, O., Ut Pommerland un Ammerland. Zwei plattdeutsche Volkserzählungen: Brunshörn. De Stirnkieker. Bremen, M. Heinsius Nachf. 8. 1 M. 40 Pf.

Willmann, O., Didaktik als Bildungslehre nach ihren Beziehungen zur Socialforschung und zur Geschichte der Bildung dargestellt. Zweite verbesserte Auflage. Braunschweig, Friedr. Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Brockhaus' Konversations-Lexikon.

Vierzehnte vollständig neubearbeitete Auflage.

16 Bände von je 64 Bogen Text mit gegen 9500 Abbildungen und Karten
in Holzschnitt, Phototypie, Kupferstich, Lithographie und Farbendruck
auf circa 980 Tafeln und im Texte,
darunter 130 Chromotafeln und 300 Karten und Pläne.

Jeder Band elegant gebunden in Halbfranz 10 M.

Auch in 256 Heften zu 50 Pf. zu beziehen.

Elfter Band.

Leber — More.

Mit 59 Tafeln, darunter 9 Chromotafeln, 27 Karten und Pläne, und 242 Textabbildungen.

Das Werk, um das es sich handelt, trägt einen so monumentalen Charakter, daß man vor dieser Summe von organisatorischer und instructiver Arbeit von Ehrfurcht ergriffen wird. Der Brockhaus ist ein Jahrhundert alt. Er ist in seinen vierzehn Auflagen wohl das vollständigste Spiegelbild unsers Jahrhunderts. Magazin für Litteratur.

Die gesammte Presse zollt dieser neuen (Jubiläums-) Auflage des Werks nach jeder Richtung hin ihre Anerkennung. Eine neue Zusammenstellung von Besprechungen ist unter dem Titel: „4503 **Preßstimmen über Brockhaus' Konversations-Lexikon, Jubiläums-Ausgabe, 14. Auflage**" von der Verlagsbuchhandlung ausgegeben worden und durch jede Buchhandlung gratis zu erhalten.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Baumgartner, A., S. J., Das Râmâyana und die Râma-Literatur der Inder. Eine literaturgeschichtliche Skizze. gr. 8°. (XII u. 170 S.) M. 2.30. (Bildet das 62. Ergänzungsheft zu den „Stimmen aus Maria-Laach".)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wesen und Zweck der Politik.

Als Theil der Sociologie
und Grundlage der Staatswissenschaften.

Von

Gustav Ratzenhofer.

Drei Bände. Mit 1 lithographirten Tafel. 8. Geh. 20 M.

Diese Untersuchungen über Wesen und Zweck der Politik, eingeleitet und abgeschlossen durch ausführliche Erörterungen aus dem Gebiete der Sociologie, sind auf ganz neuem Wege angestellt, und das System, das der Verfasser entwickelt, trägt durchaus den Charakter der Selbständigkeit. Die weitblickenden, scharfsinnigen Darlegungen behandeln die schwierige Materie in erschöpfender Weise. Staats-, Volkswirthschafts- und Rechtslehrer sowie Politiker im weitesten Sinne werden sich für das zeitgemäße Werk in hohem Maße interessiren.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schopenhauer-Register.

Ein Hülfsbuch zur schnellen Auffindung aller Stellen, betreffend Gegenstände, Personen und Begriffe, sowie der Citate, Vergleiche und Unterscheidungen, welche in

Arthur Schopenhauer's Werken,

ferner in seinem Nachlasse und in seinen Briefen enthalten sind.

Bearbeitet von **W. L. Hertslet.**

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Das „Schopenhauer-Register" ist unentbehrlich für jeden Leser von Schopenhauer's Werken, aber auch für jeden, welcher wissen will, ob und wie der große Philosoph sich über einen Gegenstand oder eine Person geäußert hat. Es gibt zum ersten mal genaue Auskunft über den Ort, wo jede in den Werken des Philosophen und seinem bisher veröffentlichten Briefwechsel enthaltene Stelle aufzufinden ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte

von

Ferdinand Gregorovius.

Herausgegeben von A. F. Graf von Schack.

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Diese von Gregorovius vor seinem Tode noch vorbereitete Sammlung seiner Gedichte ist von seinem langjährigen Freunde, dem Dichter und Literarhistoriker Grafen von Schack, herausgegeben und mit einer biographischen Skizze eingeleitet. Die Sammlung gehört mit zu dem geistigen Vermächtnisse des großen Todten und wird dem weiten Kreise der Verehrer seiner Reiseschilderungen und historischen Werke, wie allen Freunden tiefempfundener Poesie willkommen sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Patriotische Phantasien.

Von **Justus Möser.**

Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Reinhard Zöllner.

Zwei Theile. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 4 M.

Diese wohlfeile Ausgabe ist durch den Herausgeber mit erklärenden Anmerkungen und mit einer ausführlichen Einleitung versehen, welche den Leser über die Lebensumstände des Verfassers wie über den Charakter seiner Schriften nach allen Seiten hin orientirt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 38. — 20. September 1894.

Ueber Literaturgeschichte.

II.

In die schon nicht mehr kleine Reihe von Literarhistorikern, die sich in der letzten Zeit über den rechten Beruf der Literaturgeschichte als Wissenschaft aussprachen, ist nun auch der leipziger Professor Ernst Elster mit seiner akademischen Antrittsrede: „Die Aufgaben der Literaturgeschichte"*) getreten.

Ernst Elster erfreut in allen seinen Schriften durch die Klarheit, Nüchternheit und Schärfe seines Denkens, woran echte Begeisterung und eindringliches, feinsinniges Kunstverständniß nicht zu verkennen sind, wenn er sich auch als Schriftsteller bemüht, sein persönliches Fühlen so sehr als möglich hinter der Sprache der Thatsachen, hinter einer möglichst objectiven Darstellung zu verbergen. Immer macht er den Eindruck eines Mannes, der noch weit mehr zu sagen hätte, als er wirklich sagt; nur ist sein derzeitiges wissenschaftliches Gewissen, seine Erziehung gleichsam noch viel stärker, als sein Bedürfniß, sich als geistreichen Mann oder glänzenden Schriftsteller zu zeigen. Wenn er aber einmal mit seinem wissenschaftlichen Bekenntniß ins Reine gekommen, wenn die strenge empirische Methode des Historikers, der er jetzt folgt, einmal so leicht wie ein Spielzeug von ihm gehandhabt werden wird, dann wird dieser bedenkliche, vorsichtige, gegen sich selbst so strenge Gelehrte eine starke, markige und originale Persönlichkeit herauskehren, die in seinen Schriften jetzt mehr geahnt, als gesehen wird. Als literarische Individualität zählt Elster mit all seinem modernen Fühlen, so wie er sich nun darstellt, zur ältern Philologengeneration der Haupt und Lachmann, nicht zur Schule Scherer's, obgleich er auch von dieser gelernt hat.

Kürzlich hat Elster in der Festschrift zum Deutschen Historikertage in Leipzig Ostern 1894*) die Verwandtschaft und Verschiedenheit der politischen und der Literaturgeschichte sehr geistreich auseinandergesetzt. Kaum dürfte dies ein Vertreter der Literaturgeschichte früher in so eindringender Weise gethan haben. Als eine der werthvollsten Bemerkungen erscheint mir diese: „Man kann den Unterschied (der zwei Wissenschaften) dahin zusammenfassen: der Historiker sucht die objective Wahrheit, der Literarhistoriker zunächst die subjective Wahrheit, wie sie den Zeitgenossen erschien, zu ermitteln und festzustellen. . . . So z. B. können wir den dichterischen Spiegelungen der Napoleon-Legende nicht ästhetisch und literarhistorisch gerecht werden, wenn wir nicht zugeben, daß die Darstellungen eines Las Cases, Antomarchi u. a. einmal für vollgültige Wahrheit genommen wurden. In neuerer Zeit hat die Beurtheilung des jungen Deutschlands unter der Verwechselung des historischen und literarhistorischen Gesichtspunktes mehrfach gelitten." Dieser treffliche Essay wird nun durch seine akademische Antrittsrede wesentlich ergänzt. Aus dem Wesen des Gegenstandes seiner Wissenschaft entwickelt Elster die Forderungen an den, der sie betreibt, die Reihe ihrer Aufgaben. Die philologische Grundlage kann die Wissenschaft der Literatur natürlich nicht entbehren; sie muß sich auf Textkritik und Sprache wohl verstehen. Aber mit der Philologie allein ist es nicht gethan; die Literaturgeschichte ist auch Kunstgeschichte. Sie muß die Entstehung der Kunstwerke begreifen und erklären können; sie muß in die innere Werkstatt der Dichter tauchen, um diese Entstehung zu verfolgen; sie muß selbst original jene Wirklichkeit kennen, der die Dichter den Spiegel vorhalten; sie muß die ästhetischen Theorien

*) Die Aufgaben der Literaturgeschichte von Ernst Elster. Halle a. S., Max Niemeyer. 1894. 8. 80 Pf.

*) Kleinere Beiträge zur Geschichte von Docenten der Leipziger Hochschule. („Geschichte und Literatur. Von Ernst Elster.") Leipzig, Duncker u. Humblot. 1894. Gr. 8. 6 M.

kennen, die die Praxis der Dichter leiteten; sie muß nicht blos Thatsachen feststellen, sondern diese Thatsachen auch beurtheilen. Damit ist die Nothwendigkeit umfassender psychologischer, ethischer und ästhetischer Bildung ausgesprochen, die von vielen Literarhistorikern nur allzu sehr gering geschätzt wird.

Der Literarhistoriker, fügen wir hinzu, kann überhaupt nicht gebildet genug sein, um seiner Aufgabe gerecht zu werden. Eine Zeit lang herrschte in der deutschen Philologie, wie in vielen andern Einzelwissenschaften, die Meinung, daß das gesammte Rüstzeug der Einzelwissenschaft von ihr selbst beschafft werden könne, und der Philologe wollte nichts vom Aesthetiker, nichts vom Politiker, nichts vom Moralphilosophen wissen. Darin allein ist der wahre Grund der erschreckenden Verflachung der Literarhistoriker in unserer Zeit zu suchen. Sie stellten sich selbst auf den Isolirschemel, verloren alles Werthmaß, den Blick für den großen Zusammenhang der Dinge und machten sich durch ungeschlachte Monographien über die unbedeutendsten Dichter lächerlich. Sie hielten es für einen Triumph der Wissenschaft, und in Wahrheit war es Parodie auf die Wissenschaft, ihre Caricatur. Daher auch der berüchtigte Hochmuth vieler Philologen, denn der Beschränkte ist immer hochmüthig; das wahre Wissen macht bescheiden, ja demüthig.

Elster geht uns aber — die Wahrheit zu sagen — noch nicht weit genug. Es ist löblich, daß er die Nothwendigkeit gründlicher philosophischer Bildung vom Katheder aus, bei feierlicher Gelegenheit vor der germanistischen Jugend mit Nachdruck betont; aber wenn wir an die Aufgaben der Literaturgeschichte als solcher denken, so können wir nicht umhin, vom Literarhistoriker nicht blos künstlerische Empfänglichkeit, sondern auch eigene künstlerische Begabung zu fordern. Elster blieb bei der Analyse der Pflichten des Literarhistorikers zu früh stehen. Er entwickelte die Forderungen zum richtigen Begreifen der Wissenschaft, aber sie soll ja auch selbst productiv sein, sie soll ja nicht blos untersuchen und erforschen, sondern auch lehren und darstellen. Und da tritt an sie dieselbe Pflicht wie an den Historiker überhaupt heran: sie muß selbst künstlerische Formen annehmen. Das muß um so mehr betont werden, als der alte Zopf der Philologen an dieser Stelle noch gar fest hängt. Die Sprödigkeit des deutschen Gelehrtencharakters tritt da sehr merklich zu Tage. Wenn man daran denkt, wieviel von gelehrten Literarhistorikern beim besten Wollen verdorben ward, nur weil sie die Form der Darstellung vernachlässigten; wenn man bedenkt, wieviel z. B. davon abängt, ob ein Dichter eine künstlerisch anmuthige Biographie oder nur eine trockene Sammlung von Lebensnotizen in Briefen nach seinem Tode erhält; wenn man sich nur den großen Werth eines guten Geschichtsbuches überhaupt vor Augen hält: dann wird man die gestellte Forderung für sehr gerechtfertigt halten. Unsere größten Forscher: die Brüder Grimm, Hettner, Scherer waren allerdings auch glänzende Schriftsteller; aber ihr Beispiel wurde gerade in dieser Richtung selten respectirt.

Aus verwandten Gründen finden wir die Wendung Elster's in seiner Antrittsrede: „Es ist des Forschers nicht würdig, wie ein Laie blos nach dem Gefühl, blos nach dem subjectiven Ermessen zu urtheilen" nicht ganz glücklich, obgleich wir sehr wohl wissen, wie sie gemeint ist. Genau besehen ist jedes ästhetische Urtheil ein Gefühlsurtheil, ein subjectives Urtheil. Der ästhetisch Gebildete hat nur die Fähigkeit, seine Gefühle auf allgemeine Sätze zurückzuführen, sie zu zergliedern, auszusprechen und zu deuten, mehr als der nicht ästhetisch geschulte Mann entwickelt. Daher kann er „nicht blos nach dem Gefühl", sondern auch nach Grundsätzen urtheilen. Aber sprecht mir nicht so despectirlich vom Gefühl! jagt mir nicht das Gefühl aus der Wissenschaft, wenn sie mir nicht zum öden Secirsaal werden soll! Laßt die Begeisterung auch in der Wissenschaft mitreden, wenn nicht die Ruhe des Friedhofs, die Selbstgefälligkeit der Philister, die sich für gar nichts erwärmen können und über alles mit gleicher Wichtigthuerei und gleicher innerer Kälte reden, walten sollen. Im wirklichen literarischen Leben hat mancher begeisterte Mann ohne viel allgemeine Grundsätze, aber mit ehrlicher Begeisterung, den Werth manchen Dichters eindringlicher zur Anerkennung gebracht, als die vornehme und kühle Würde eines gelehrtern Fachmannes. Das Gefühl hat also hier gar mancherlei mitzureden, und Elster ist gewiß der letzte, der das bestreiten würde; nur will er die äußere Form allzu streng wahren.

Oder was wol noch richtiger ist: Elster hat ein Ideal von wissenschaftlicher Objectivität, das nach meiner Meinung unerreichbar ist, ihm aber leicht den Schein von Kälte gibt. Ich erinnere an die Darstellung Ranke's, des wegen seiner Objectivität meist bewunderten Historikers, die Ottokar Lorenz vor einigen Jahren veröffentlicht hat. Da wurde der Nachweis geführt, daß der „objective" Ranke in den schwierigsten Fällen immer recht subjectiv, so recht souverän geurtheilt hat. In letzter Instanz entscheidet in aller Geschichtschreibung blos das Gefühl des Geschichtschreibers über den Werth der Menschen und Dinge. Der schert sich nicht viel um allgemeine Theorien. Jeder starke Mann ist sich selbst wissenschaftliche Autorität genug; und hat er den Muth nicht dazu, so ist es eben seine Schwäche. Der Empirismus in den Geschichtswissenschaften hat bald seine Grenzen erreicht, und wer nicht den Muth seiner Persönlichkeit auch in der Wissenschaft hat, der ist — eben zu zaghaft. Eine Geschichtschreibung, die ganz und gar frei von persönlichem Stempel wäre, gibt es überhaupt nicht (und soll es auch nicht geben). Wenn Elster in seinem Streben nach äußerster wissenschaftlicher Objectivität und Exactheit sich auf die Lehren Wundt's stützt, so ist das auch persönlich; denn es ist zum guten Historiker nicht absolut nöthig, just die Philosophie Wundt's als Grundlage der Wissenschaft anzunehmen. Ich bin kein Katholik; aber ich kann mir eine

Wissenschaft auf streng katholischer Grundlage sehr wohl denken, ohne sie darum zur meinigen machen zu wollen, ohne aber auch ihr den Namen Wissenschaft zu bestreiten. Wenn nun Elster in seiner Antrittsrede gelegentlich sagt: „Denn die ethische Wissenschaft selbst ist erst seit kurzem emporgeblüht", und in der Fußnote hinzufügt: „Ich denke insbesondere an die Ethiken von Wundt und Paulsen", so beweist er damit selbst, wie schnell fertig man mit der wissenschaftlichen Objectivität in den historischen Wissenschaften werden kann. Denn es wird doch jedermann mit Verwunderung lesen, daß die ethische Wissenschaft „erst seit kurzem emporgeblüht" wäre! Man denke: die Ethik! Aristoteles und Plato, Spinoza und Kant, und wie die großen Ethiker alle heißen, hätten demnach nicht „wissenschaftlich" Ethik betrieben? Vielleicht faßt Elster den Begriff „Wissenschaft" doch etwas zu eng? Jedenfalls hat er durch seine Fassung gezeigt, daß es auch ihm unmöglich ist, ganz objectiv, ganz unpersönlich Geschichtswissenschaft zu pflegen. Gegen sein Bekenntniß für Wundt und Paulsen, die auch wir verehren, haben wir natürlich nichts einzuwenden.

Alle diese Einwendungen hindern uns aber nicht, das besondere Verdienst der Elster'schen Rede zu betonen und zu loben, das darin besteht, daß endlich von einer streng philologischen Kanzel die Nothwendigkeit gründlicher philosophischer Bildung für die Literarhistoriker gefordert wird; denn damit ist das Uebel an der Wurzel gefaßt worden, woran wir nur zu lange litten. Moritz Necker.

Zur Nationalökonomie.

Die Entstehung der Volkswirthschaft. Sechs Vorträge von Dr. Karl Bücher, ord. Professor an der Universität zu Leipzig. Tübingen, Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung. 1893. Gr. 8. 4 M.

Von den sechs Vorträgen, die Bücher hier in dankenswerther Weise vereinigt und erweitert hat, behandelt der erste direct den im Titel genannten Gegenstand, die übrigen fünf beziehen sich auf einzelne specielle Seiten des Processes, den Bücher Entstehung der Volkswirthschaft nennt. Sie behandeln: die gewerblichen Betriebssysteme in ihrer Entwickelung (II), Arbeitstheilung und sociale Klassenbildung (III), die Anfänge des Zeitungswesens (IV), die sociale Gliederung der frankfurter Bevölkerung im Mittelalter (V) und die innern Wanderungen und das Städtewesen in ihrer entwickelungsgeschichtlichen Bedeutung (VI). Besonders der zweite, vierte und fünfte Vortrag liefern gute Illustrationen zu den im ersten im allgemeinen dargestellten Fortschritt der Wirthschaftsformen.

Für die Eintheilung der Geschichte der Wirthschaft sind bisher wesentlich zwei verschiedene Schemata angewendet worden: Friedrich List unterschied nach der Hauptrichtung der Production folgende fünf Perioden: 1) des Jägerlebens, 2) des Hirtenlebens, 3) des Ackerbaues, 4) die Agricultur-Manufacturperiode, 5) die Agricultur-Manufactur-Handelsperiode. Bruno Hildebrand dagegen nahm drei Epochen an, indem ihm der Zustand des Tauschverkehrs zum unterscheidenden Merkmale diente, nämlich: Naturalwirthschaft, Geldwirthschaft, Creditwirthschaft (welche keineswegs schon fertig, sondern erst im Entstehen begriffen ist). Bücher findet, daß beide das Wesentliche übersehen, nämlich die Verschiedenheit der Subjecte der Wirthschaft, daß sie, wie die ganze bisherige, besonders die classische Volkswirthschaft, den historischen verkehrslosen Zustand nicht kennen, überhaupt nur eine „Urzeit" zu methodischen Zwecken einführen, und wo sie dies thun, sie entweder mit dem ganzen verwickelten Mechanismus späterer Zeiten oder mit der Fiction der Robinsonade ausfüllen. Ihnen gegenüber betont Bücher, daß „die Volkswirthschaft nicht älter ist als der moderne Staat, daß vor ihrer Entstehung die Menschheit große Zeiträume hindurch ohne Tauschverkehr oder unter Formen des Austausches von Producten und Leistungen gewirthschaftet hat, die als volkswirthschaftliche nicht bezeichnet werden können". Bücher's eigenes Eintheilungsprincip ist nun die „Länge des Weges, den die Güter vom Producenten bis zum Consumenten zurücklegen". Dieser Weg wird durch verschiedene Ursachen bestimmt, auch in einem engen Kreise kann er bei großem Zwischenhandel sehr lang sein, im allgemeinen aber wird er sich desto weiter hinziehen, je mehr Personen ein gegenseitigen Verkehr veranlassender Wirthschaftskreis umfaßt. So gelangt Bücher zu folgenden drei Perioden: 1) der geschlossenen Hauswirthschaft, in welcher die Güter in derselben Wirthschaft verbraucht werden, in der sie entstanden sind, 2) der Stadtwirthschaft, in welcher sie aus der producirenden Wirthschaft unmittelbar in die consumirende übergehen, 3) der Volkswirthschaft (der Waarenproduction, oder des Güterumlaufs), in der die Güter in der Regel eine Reihe von Wirthschaften (erwerbenden Personen) passiren müssen, ehe sie zum Gebrauch gelangen.

Die erste Art der Wirthschaft, die Hauswirthschaft, ist typisch für das ganze Alterthum bis zu den letzten Jahrhunderten des römischen Kaiserreichs. Und zwar erleidet hierbei das „Haus" im Fortschritt der Zeit keine Erweiterung, sondern eine Verengerung. Denn die Familie des primitiven Menschen, die die erste wirthschaftliche Einheit bildet, ist nicht die heutige monogamische, sondern sie besteht aus einer Gruppe mehrerer Frauen, die mit mehrern Männern verheirathet sind, die auch völlig gemeinsame Wirthschaft haben. Dieser Familie wirthschaftlich gleich ist auch das Geschlecht, das wir an der Schwelle der eigentlichen Geschichte bei allen Völkern finden, mehrere Familien umfassend, die alle gemeinsamen Besitz haben und gemeinsame Arbeit verrichten.

Erst aus dieser größern Einheit des Geschlechts isolirt sich die Einzelfamilie, aus Mann, Weib, Kindern und Sklaven bestehend, die im Alterthum, wie Rodbertus gründlich erwiesen hat, wirthschaftlich in sich abgeschlossen ist, nichts kauft als höchstens einige ausländische Luxuswaaren und nichts verkauft als was nöthig ist, ihre geringen Käufe zu decken. Noch zur Zeit des Augustus heißt es von dem Hause des reichen Emporkömmlings Trimalchio: nec est, quod putes illum quidquam emere; omnia domi nascuntur. Die Hausgemeinschaften der Südslawen, die nicht das ganze Geschlecht, aber doch einen Theil desselben, mehrere Familien, unter einem Dache zu gemeinsamer Arbeit in Feld und Haus und zu gemeinsamen Mahlzeiten vereinigen, sind ihrer Verfassung nach noch älter und urwüchsiger als jene römische Familienwirthschaft.

Die Wirthschaft der germanischen Völker ist natürlich ebenfalls Hauswirthschaft bis zum Entstehen ihrer Städte. Aber auch die Stadtbürger sind ursprünglich nicht durchaus Handwerker noch weniger „Kaufleute“ im heutigen Sinne, sondern Handwerker und Ackerbauer zugleich, wie umgekehrt die Bauern meist neben der Landwirthschaft ein Handwerk treiben; nicht blos die Bürger, sondern auch die Dorfbewohner werden „Kaufleute“ (mercatores) genannt, weil sie zu Markte ziehen um zu kaufen und zu verkaufen, während es ansässige Großkaufleute im eigentlichen Mittelalter gar nicht gibt, die ansässigen Kleinhändler aber sich auf Vertrieb der Lebensmittel für die ärmste Klasse und auf die Einfuhr feinerer, nicht im Lande producirter Kleiderstoffe beschränkten. So ist der Kreis des Verkehrs ein kleiner, nämlich die Stadt und der sie umgebende Landbezirk, im südlichen und im westlichen Deutschland meist etwa eine Meile im Umkreise, im nördlichen und im östlichen ein etwas größeres Gebiet umfassend; die abgeschlossene Einheit dieser „Landschaft“ ist äußerlich durch eigene Münze, eigenes Maß und Gewicht, sogar eigenes Recht gekennzeichnet. Auch die Masse der circulirenden Güter ist sehr beschränkt, nämlich der Bedarf an den Erzeugnissen des einheimischen Handwerkes und Ackerbaues, den der eigene meist selbst nach beiden Seiten arbeitende Haushalt nicht zu decken vermocht hatte.

Die Entstehung der Volkswirthschaft ist die Frucht der Aufhebung der Sonderexistenz der Stadtkreise und ihrer Verschmelzung zu einem größern Ganzen, dem modernen Staate. Die absolute Fürstengewalt schafft nicht blos politische, sondern auch wirthschaftliche Einheiten, in neuester Zeit ist das Nationalitätsprincip ein Factor von gewaltiger zusammenfassender Kraft geworden. An Stelle des Handwerkes tritt nun zunächst die „Verlagsindustrie“, die eine große Menge Arbeiter unter dem Unternehmer vereinigt und nicht mehr für den Markt des Heimatsortes, sondern für das ganze Volk, zuletzt sogar für den „Weltmarkt“ arbeitet. In noch höherm Grade als von der Verlagsindustrie gilt dies alles von der darauffolgenden Fabrikindustrie. Die Stationen, welche eine Waare passirt, um vom Producenten zum Consumenten zu kommen, werden sehr zahlreich. Daß auf die Volkswirthschaft eine Epoche der Weltwirthschaft folgen werde, bezweifelt Bücher. Er findet vielmehr in der modernsten Wirthschaft wieder einen stark nationalen und socialen Zug, eine Tendenz ähnlich der des Mercantilismus, die Wirthschaft der eigenen Nation gegen die fremden, wenn auch nicht abzuschließen, so doch selbständig zu machen.

Diese hier in den äußersten Umrissen gegebene Darstellung wird in den übrigen Vorträgen durch Einzelheiten bestimmter und lebendiger gestaltet. Während der erste die Aufeinanderfolge der Wirthschaftskreise schildert, gibt der zweite die vielfach damit parallele Entwickelung der gewerblichen Betriebssysteme, deren Bücher fünf nacheinander auftretende unterscheidet: 1) Hausfleiß, 2) Lohnwerk, 3) Handwerk, 4) Verlagssystem (Hausindustrie, gewöhnlich ohne Grund Manufactur genannt, die unsere Vorfahren von der Fabrik nicht unterschieden), 5) Fabrik. Hausfleiß und Lohnwerk (hausirender Handwerker) sind schon während der Hauswirthschaft vorhanden, das Handwerk entsteht erst mit der Stadtwirthschaft, es bedeutet die Trennung der Urproduction von der Fabrikation. Im Verlagssystem wird der Producent vom Markte getrennt, und zwar durch die Zwischenperson des Verlegers, der dem Hausarbeiter die Rohstoffe, oft auch das Handwerkszeug liefert. Während hier das Kapital sich blos des Vertriebes des Productes bemächtigt, ergreift es in der Fabrik den ganzen Productionsproceß, wird (in Gebäuden und Maschinen) größtentheils stehendes Kapital, während das Kapital des Verlegers variabel ist, ohne Verlust einige Hausarbeiter freisetzen kann. Die Fabrik zerlegt ferner den Arbeitsproceß in viele Theile, macht den Arbeiter zum Producenten eines unvollständigen Stückes, eines bloßen Theils vom Ganzen, und dadurch noch unselbständiger als bisher. Das Verlagssystem ist der werdenden, die Fabrik der ausgebildeten Volkswirthschaft eigenthümlich. Neben dem jüngsten Betriebssystem werden nach Bücher's Meinung, die hierin der herrschenden Ansicht entgegentritt, auch die ältern Systeme immer noch Existenzberechtigung haben und fortbestehen.

Auf diese ganz allgemein skizzirten Gesetze der Entwickelung macht der fünfte Vortrag (die sociale Gliederung der frankfurter Bevölkerung im Mittelalter) durch ein reicher ausgeführtes Bild gleichsam die Probe. Bücher gibt darin gewissermaßen einige Resultate seines Werkes über „die Bevölkerung von Frankfurt am Main im 14. und 15. Jahrhundert“. Die wichtigsten dieser Resultate sind die folgenden: erstens ist — für die Laien auffällig, für den Geschichtskenner sehr verständlich — die Zahl der Einwohner nach heutigen Begriffen kleinstädtisch; von 1354 bis 1385 steigt die Zahl, — wie aus den Verzeichnissen der Steuerpflichtigen zu erschließen ist — von 7800 auf 10000 Seelen, um dann bis 1499 auf 7600 zu sinken. Diese Ziffern sind für die bedeutendsten mittelalterlichen Städte die normalen, selbst die berühmtesten wie Straßburg und Nürnberg haben die 20000 nicht überschritten. Fragt man nun nach der Schichtung dieser Zahl nach Alter und Geschlecht, so findet man im Verhältniß zur Bevölkerung

moderner Städte ein großes Ueberwiegen der ältern Jahrgänge und der Frauen. Erstere Erscheinung — trotz großer Fruchtbarkeit der Ehen im Mittelalter allgemein — rührt her von der außerordentlich großen Kindersterblichkeit, die durch die Unvollkommenheit der ärztlichen Kunst und durch die Sitte, binnen vierundzwanzig Stunden die Neugeborenen zu taufen, noch besonders gefördert wurde. Der Ueberschuß an Frauen — unbekannt, aus welchen Ursachen — ist viel größer als heutzutage (1449 kommen in Nürnberg 1207 auf 1000 Männer, 1885 in Deutschland blos 1041), sodaß die Frauen in alle Berufe eindringen, und als „Meisterinnen zu eigenem Rechte" den Zünften angehörten. Ferner gehört zu den äußern Merkmalen der mittelalterlichen Bevölkerung die große Zahl der körperlich oder geistig Gebrechlichen, der Blinden, Tauben, Lahmen, Epileptischen, Aussätzigen u. s. w. Unter 10000 Menschen gab es 20—42 Blinde (im heutigen Frankfurt nur 5). In Bezug auf die Gliederung der Einwohnerschaft nach Berufsarten ist zu beachten, daß um 1440 noch 130 Bürger nichts als Landwirthe sind, alle übrigen aber neben ihrem eigentlichen Gewerbe noch in der Stadtmark oder auf den Dorffluren der Umgegend Garten- und Weinbau treiben. Unter den Gewerben spielt der Handel die geringste Rolle; von 1800 selbständig erwerbenden Personen sind nur 70 Kleinhändler und 15 Großhändler. Diese letztern sind Angehörige der rathsfähigen Geschlechter, deren Vermögen in Grundbesitz besteht, die nur einen Theil davon als Mitglieder einer Handelsgesellschaft in Geschäften anlegen, so daß man nicht weiß, ob man sie zu den Grundbesitzern oder den Kaufleuten rechnen soll. Selbst bei letzterer Annahme umfaßt der ganze Handel doch nur fünf Procent der selbständig arbeitenden Bevölkerung, während er heute 25 Procent in Anspruch nimmt, die unmittelbar productiven Berufsarten beschäftigen 80 Procent (heute nur 38 Procent), sodaß das parasitische Ueberwuchern der distributiven Berufsarten, das die Gegenwart beklagt, dem Mittelalter ganz fremd ist.

Wie in der beruflichen Differenzierung so ist auch in der Vertheilung des Einkommens der Zustand des alten Frankfurt gesünder als der des heutigen; es fehlen die ungeheuer großen Abstände, die heute die niedern von den höhern Klassen trennen. Im Jahre 1420 waren vier Procent ihrer Armuth wegen steuerfrei, im Jahre 1879/80 20 Procent; der höchste Steuerbetrag war 1420 2000 mal größer als der niedrigste, 1879/80 aber 38600 mal. In dieser guten wirthschaftlichen Ordnung, die sich in ihrer Berufstheilung und ihrer Einkommensvertheilung zeigt, lag die Stärke der mittelalterlichen Städte.

Ein specielles, interessantes Stück socialen Lebens behandelt der vierte Vortrag: „Die Anfänge des Zeitungswesens." Die römischen sogenannten Zeitungen, die „acta senatus" und die „acta diurna populi romani" sind nur Placate, die über Verhandlungen des Senats oder der Volksversammlungen berichten. Im Mittelalter unterhielten zuerst blos Klöster, Universitäten und Prälaten einen regelmäßigen brieflichen Nachrichtenverkehr untereinander. Geschriebene Circulare — das nächste Gebilde in der Entwickelungsreihe — entstehen zuerst in Venedig, als fogli d'avvisi, geschrieben von scrittori d'avvisi, die im Jahre 1572 aus irgendeiner Ursache dem Papste unbequem wurden, so daß zwei Bullen gegen sie ergingen. Gleiche Circulare entstehen in Nürnberg, wo sie am berühmtesten sind, und in vielen andern Städten, wahrscheinlich von Postmeistern zusammengestellt und an so viele Personen verbreitet, als im Stande und gewillt waren die Abschriften zu bezahlen. Der Kundenkreis war ein beschränkter, darum lohnte es sich noch nicht, die Circulare drucken zu lassen, wie noch im Jahre 1830 in der Colonie Westaustralien nur eine geschriebene Zeitung auf ihre Kosten kam. Neben den geschriebenen, regelmäßigen Circularen aber erscheint das unregelmäßige, gedruckte „Fliegende Blatt", das immer nur durch ein großes politisches Ereigniß hervorgerufen wird. Ein solches fliegendes Blatt führt zum ersten male den Namen „Zeitung" (Botschaft) im Jahre 1505. Die ersten regelmäßigen gedruckten Zeitungen erscheinen jährlich; es sind die „Postreuter", etwa unsern Kalendern vergleichbar, dann kommen halbjährliche, sich an die halbjährlichen großen Messen anschließend. Die erste gedruckte Wochenzeitung, die sich nachweisen läßt, ist ein straßburger Blatt aus dem Jahre 1609. Dieses Vorbild fand bald allgemeine Nachahmung, überall wurden von Postmeistern oder Buchdruckern, später von letztern allein, Wochenblätter herausgegeben, das erste englische 1622, das erste französische 1631. Das erste Tageblatt erschien 1660 in Deutschland, die „Leipziger Zeitung", in England 1702 („Daily Courant"), in Frankreich 1777 („Journal de Paris"). Als wesentlich neues Element ist seitdem das Annoncenwesen hinzugekommen, das jetzt so üppig wuchert. Dieses und der auch im Zeitungswesen alleinherrschende Kapitalismus haben sehr unerfreuliche Erscheinungen zu Tage gefördert.

Das Angeführte möge genügen, um auf den reichen Inhalt des Buches hinzuweisen. Wer für die Fragen der Wirthschaftsgeschichte Interesse hat, wird von dem Stoffe vielen Gewinn haben, außerdem aber auch durch die oft sehr anschauliche und präcise Darstellung erfreut werden.

Paul Barth.

Zur Literaturgeschichte.

1. Eichendorff's Jugenddichtungen von Dr. phil. Eduard Höber. Berlin, C. Vogt's Verlag. 1894. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.
2. Die Aesthetik August Wilhelm von Schlegel's in ihrer geschichtlichen Entwickelung von Nicolaus M. Pichtos. Berlin, C. Vogt's Verlag. 1894. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.
3. Achim von Arnim und Clemens Brentano. Von Reinhold Steig. Mit zwei Porträts. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 1894. Gr. 8. 7 M.
4. Friedrich Nicolai's Briefe über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland (1755). Herausgegeben von Georg Ellinger. Berlin, Gebr. Paetel. 1894. 8. 5 M.

Das Ergebniß von Eduard Höber's Untersuchung (Nr. 1) ist mehr negativ: sie begründet und erweist, was Kenner und Freunde von Eichendorff's Muse wol immer gefühlt haben, daß nämlich wesentliche Unterschiede in seinem dichterischen Schaffen der frühern und spätern Zeit, bemerkbare Stufen einer Entwickelung nicht vorhanden sind. Dabei sehe ich ab von den Erzeugnissen des Dichters aus der Schüler- und Studentenzeit. Sie bleiben freilich in Sprache und Form hinter der später erreichten Gewandtheit und gewinnenden Leichtigkeit zurück. Was jedoch den Inhalt anlangt, so läßt sich behaupten, daß schon anfangs all die Saiten gerührt werden, die dann so voll und einschmeichelnd erklingen. Bringt nun das Buch keine überraschenden Neuigkeiten, so liegt das im Stoff, an der gestellten Aufgabe. Gleichfalls aus der Beschaffenheit der Eichendorff'schen Lieder erklärt es sich, daß Höber die Grenzbestimmung für seine Untersuchung aus des Dichters bürgerlichem Lebensgange herübernehmen muß. Für diesen bildet das Jahr 1816 als Beginn der Beamtenlaufbahn einen Markstein, nicht ebenso für Eichendorff's künstlerische Entwickelung, was übrigens Höber selbst ausspricht. Er gliedert seinen Stoff in drei Abschnitte: Gedichte bis 1807, von 1808 bis 1811, von 1812 bis 1815. Ein zweiter Theil behandelt Ahnung und Gegenwart und zwar nach Entstehung und Veröffentlichung, nach Charakteristik und ästhetischer Würdigung, nach Zusammenhang mit Wilhelm Meister und den Romanen der Romantiker, endlich nach den biographischen Grundlagen. Auch in diesem letzten Abschnitt ist es dem Verfasser nicht beschieden, wesentlich Neues zu bringen, ja bei vielem, was er bringt, muß sich auch seine Gewissenhaftigkeit mit dem herkömmlichen „wohl" oder „soll" begnügen.

Thatsächliche Berichtigungen zu dieser Schrift habe ich nicht zu machen, nur eine Bemerkung kann ich mir nicht versagen. Höber sagt von Ahnung und Gegenwart: „Der Hauptmangel des Romans ist das Fehlen der Plastik in der Darstellung der Personen und Vorgänge. Alle Realität verflüchtigt sich in eine nebelhafte, verschwimmende Stimmung." Diesen Mangel möchte ich aber nicht mit dem Verfasser lediglich aus des Dichters eigenthümlicher Anlage und unzulänglicher Kraft erklären. Er ist vielmehr ebenso sehr Kennzeichen der Romantik im allgemeinen, wie Absicht, entstammend dem bewußten Gegensatz zu aller sonstigen Dichtung.

Innerhalb der selbstgesteckten Grenzen ist Höber vollständig, und wenn seine gefällige Sprache in ihrem behaglichen Flusse den Leser anzieht, so thut dies in noch höherm Grade sein warmes Gefühl für seinen Helden.

Nicolaus M. Pichtos (Nr. 2) sagt in einer Anmerkung: „Wir sind durch die Anregung von Professor Dilthey veranlaßt worden, beinahe die gesammten Werke A. W. Schlegel's durchzugehen." Das scheint sein Buch zu bestätigen, wie es auch sonst des Verfassers ausgedehnte Belesenheit und Kenntniß, nicht zum wenigsten auf philosophischem Gebiet bekundet. Und wenn seine Untersuchung von Seite 40 ab eigentlich ausläuft in eine Besprechung und einen Auszug der dramatischen Vorlesungen Schlegel's, so ist, richtiges Verfahren vorausgesetzt, dagegen nichts Erhebliches einzuwenden. Ueberdies streut Pichtos des Eigenen genug ein, um den Vorhalt, eine bloße Inhaltsangabe zu liefern, mit Recht abweisen zu können. Zu seinen kritischen Zwischenreden und erläuternden Verweisen befähigt ihn vor allem die erwähnte philosophische Schulung, daneben gründliche Durchforschung der einschlägigen Literatur. Doch hat die Denkschärfe keineswegs die Wärme seiner Empfindung herabzudrücken vermocht, wie der folgende Hymnus auf Schlegel lehren mag: „Sind die größten Künstler die größten Charakteristiker der menschlichen Natur, so ist Schlegel, als ihr vortrefflichster Charakteristiker, der größte Charakteristiker. Dies zeigt er in einer unübertrefflichen Schilderung u. s. w." Dieselbe ehrliche Bewunderung läßt ihn wol auch an den S. 39 berührten Deutungsversuch Schlegel's glauben.

Leider hat Pichtos den Werth seiner Arbeit selbst herabgemindert. Die Frage nach der Vollständigkeit seiner Ausführungen lasse ich unerörtert. Ich nehme das Buch, wie es vorliegt, und da stellt es sich denn dar als ein bloßer Bericht, als eine rein geschichtliche Darlegung. Zwar zeigen die mannichfachen Urtheile über Ansichten Schlegel's den Verfasser als Beherrscher seines Gegenstandes, indessen hat er vielleicht nicht gewollt, jedenfalls nicht versucht, eine systematische Darstellung zu geben. Aneinanderreihen ist nicht entwickeln, und Aufzählung vermag nimmer die Zusammenfassung zu ersetzen. Dazu tritt nun der Mangel jeglicher Gliederung; denn dafür läßt sich die Dreitheilung: 1787 bis 1800, 1801 bis 1811, 1812 bis 1840, nicht ansprechen. So hat eigentlich der Leser selbst erst noch die Arbeit zu thun, zu der ihm Pichtos das Material geliefert hat. Und das ist immerhin dankenswerth.

Zu den Druckfehlern rechne ich auch den Karren der umherirrenden Thespis und die Construction: beruht auf die Vernunft.

Zwei andere Romantiker behandelt Reinhold Steig in seinem schönen Buche „Achim von Arnim und Clemens Brentano" (Nr. 3), das als erster Band des Gesammtwerks: „Achim von Arnim und die ihm nahestanden. Herausgegeben von Reinhold Steig und Hermann Grimm", erscheint. Der nächste, zweitheilige Band wird Arnim als Mensch und Dichter Goethe gegenüber und sein und Bettinens Liebe- und Familienleben darstellen, seine Freundschaft mit den Gebrüdern Grimm den Inhalt des dritten Bandes bilden. Die Anlage dieses ersten Bandes ist so, daß nach dem Vorwort der Stoff in achtzehn Kapiteln abgehandelt wird; darauf folgen äußerst sorgfältige und werthvolle Anmerkungen und zum Schluß das Namensregister. Gleich hier will ich erwähnen, daß Steig's Buch, wie es veröffentlicht ist, durchaus ein geschlossenes Ganzes bildet und in seiner Abrundung jeden Gedanken an ein Theilstück abweist. Den wissenschaftlichen Werth von Steig's Arbeit werden Fachgenossen des Verfassers bis in die Einzelheiten nachprüfen und im allgemeinen rühmen. Denn er ist unverkennbar. Ich weise nur auf die große Zahl von Berichtigungen, zuverlässigern Ansätzen und mühsam festgestellten Beziehungen hin, die Steig's Eigenthum sind. Mehr noch muß ich hervorheben, die einsichtige und zweckdienliche Auswahl aus dem Briefwechsel der Freunde, die bei wünschenswerthester Reichhaltigkeit doch nur Wesentliches, Nothwendiges, wahrhaft Bedeutendes bringt, Bekanntes und Entbehrliches aber streng ausscheidet. Sehr hoch ist dem Verfasser ein Verfahren anzurechnen, das man aus folgendem Satz erschließen wolle: „Den rheinischen Abenteuern — — liegen Erlebnisse zu Grunde, die nicht wissenswerth erscheinen." Wie viel widerwärtiges Geschreibe müßte die allgemeine Annahme dieses Grundsatzes auf dem Felde der Goethe-Forschung hintanhalten! — Für den heute feststehenden Brauch, geschichtliche Personen soweit möglich durch ihre Briefe zu charakterisiren, bedarf es kein Wort der Empfehlung oder gar Rechtfertigung mehr. Aber Steig gibt keineswegs eine bloße Veröffentlichung aus Arnim's und Brentano's Briefwechsel. Vielmehr erweist die eigene Arbeit des Verfassers durch eine Fülle von verbindenden Ausführungen und durch ganze selbständige Abschnitte seine volle Kenntniß von Zeit und Personen mit ihren Werken, Berührungen und Schicksalen. Eine Inhaltsübersicht könnte ich versuchen ohne die entfernteste Furcht, irgendwie durch solche Ausplanderei den Reiz des Buches abzuschwächen; aber der Reichthum und die Mannichfaltigkeit des Stoffes vereiteln jedes Beginnen derart. Wie ließe sich auch der Zartsinn und die Innigkeit, die beider Freunde Empfinden beseelen, mit kurzen Worten kennzeichnen. Umfangreiche Briefstellen möchte ich hersetzen, um die Verschiedenheit beider bei vielem Gemeinsamen zu schildern, um Arnim als den festern, überlegenen Charakter zu erweisen. Als solcher erscheint er schon durch seine glühende Vaterlandsliebe, während Brentano einmal schreibt: „Ich habe kein Vaterland." Ueberhaupt gibt gerade seine Haltlosigkeit die günstigste Folie für Arnim. Ich erinnere hier an Brentano's Liebesrasen, als er um die Mereau wirbt, deren Besitz ihm schließlich doch die Befriedigung nicht gewährt, die er gehofft hatte. Viel ärger indeß ist seine Rolle in der Tragikomödie seiner zweiten Liebe; unsagbar lächerlich müßte sie erscheinen, wäre sie nicht gar zu ernst. Eingehendste Beachtung verdienen ferner auch über die Personen der Briefschreiber hinaus für die ganze romantische Schulanffassung die zahlreichen Urtheile über Dichter und Dichtungen, die mitunter schier verblüffend wirken. Dazwischen stehen hingeworfene Bemerkungen von schärfster Beobachtung, flotte Schilderungen und Zeitbilder, besonders aus den Kriegsjahren. Im Jahre 1803 schreibt z. B. Achim aus Paris: „Die Deutschen sitzen an ihrem Tische, wie Odysseus in seinem Hause, und lassen sich mit Kuhfüßen ins Gesicht werfen von fremden Freiern, die an ihrem Tische zechen." Auch Clemens weiß später recht Erbauliches, aber Bezeichnendes über die Zustände und die Gesellschaft in Wien zu erzählen. Aus der langen Reihe von Gestalten, die im Buch vor des Lesers Geist vorüberziehen, hebe ich einen Mann heraus und zwar die zweideutige Persönlichkeit Varnhagen's von Ense. Dies schon darum, weil die Forschung nach der handschriftlichen Ueberlieferung der Briefe sich in unliebsamer Weise mit Varnhagen zu befassen hat. Er hat nämlich „durch vorsichtiges Ausschneiden in den aus und nach Prag geschriebenen Briefen alles vernichtet, was über Brentano's Verhältniß zu Varnhagen und dessen berliner Kreisen (Rahel Levin) Aufschluß geben könnte. Diese That hat Varnhagen selbst begangen, dem Bettina die Briefe ihres Gemahls und Bruders auf Treu und Glauben ausgehändigt hatte. Bettina war unfähig, einen solchen Vertrauensbruch für möglich zu halten."

Eine recht erfreuliche Beigabe sind die Bildnisse Arnim's und Brentano's, jenes im Kupferstich Hans Meyer's, dieses im Lichtbild aus der Felsing'schen Kunstanstalt nach Brentano's Büste von Tieck.

Georg Ellinger's Neudruck der „Briefe Nicolai's" (Nr. 4) läßt sich als eine Ehrenrettung des vielgescholtenen Aufklärers bezeichnen. Er wird es in Wahrheit durch die gediegene Einleitung, mit der Ellinger die Briefe einführt. Sie gibt dem Leser ein anschauliches, in der Vertheilung von Licht und Schatten sehr bemerkenswerthes Bild der Zeit, der diese Schrift Nicolai's entstammt; was darüber hinaus im einzelnen zum Verständniß erforderlich ist, enthalten die sorgfältigen Bemerkungen am Schluß der Einleitung. Ein streitbarer Ton herrscht durchweg in diesen achtzehn Briefen. Gegen Gottsched und seinen Anhang, gegen die Schweizer, gegen Wieland und die Franzosen wendet sich mit ingrimmigem Witz der junge Professor der Philosophie. Wenn heute die objective Berechtigung zu diesen Angriffen außer Frage steht, so durfte Nicolai die subjective Befugniß dazu aus seiner vielseitigen und gründlichen Bildung ableiten. Denn es ist erstaunlich zu sehen, wie er die alte Literatur und die seiner Zeit, heimische und fremde, beherrscht, der

Theorie vollkommen Meister ist und auch auf musikalischem Gebiete als zuständiger Beurtheiler erscheint. Freilich, Grenzen seiner Einsicht machen sich wahrnehmbar; es sind dieselben, die für alle seine Zeitgenossen bestanden, den einen Lessing ausgenommen. So wenn Nicolai meint, „die Kunst des Dichters bestehe hauptsächlich darin, daß er den Zweck des Unterrichts oder der Ergezzung auf die beste Art erreiche, sowie sein Unterricht und seine Lehren nur alsdann schätzbar sind, wann er sie durch seine Kunst angenehm zu machen weiß". Doch vergleiche man dagegen, was er über den wahren Dichter sagt: „Die Richtigkeit der Gedanken, die Genauigkeit des Ausdrucks, vornehmlich die Schönheit des Ganzen, und die bedachtsame Bestimmung auch der geringsten Theile zu diesem Zwecke, nebst dem poetischen Geiste, der dem Dichter nie das gehörige Feuer mangeln läßt, und der reifen Beurtheilungskraft, die jedem Gegenstand mehr Schönheiten nicht zugibt, als ihm nöthig sind, um sich in dem gehörigen Lichte zu zeigen: dies ist es, was den großen Dichter macht." Auch das Urtheil über die Minnesinger mag man ihm verzeihen in Erinnerung an eines höhern Geistes bekannte Aeußerung über unsere alte Dichtung. Sonst aber sind diese Briefe wohl geeignet, das verbreitete Bild von Nicolai in wesentlichen Zügen zu ändern. Meist bekundet er gesunden Sinn, ja auch Geschmack, mag er sich gegen „die ewige Wiederkehr weiblicher Silben in en" oder gegen den französisirenden Gebrauch lateinischer Buchstaben ereifern, mag er, auch in starken Ausdrücken, Gottsched's Kurzsichtigkeit und Dünkel aufdecken und die Musik gegen seine unhaltbaren Behauptungen vertheidigen, ob er über Wieland's gemachte Schwärmerei und Bodmer's „Tändeleien" herfällt oder ob er mit fast Lessing'scher Bitterkeit französische Anmaßung zurückweist oder endlich an seinem Theil Bausteine zum neuen Musentempel herbeiführt, wie in den letzten Briefen. Aus ihnen greife ich noch als besonderer Beachtung werth heraus seine Rechtfertigung der Kritik und eine originelle Auffassung von den segensreichen Folgen, die der Mangel alles Mäcenatenthums für Deutschland gehabt hat. Nicht ganz billig, will mich dünken, urtheilt er dagegen über die von Gottsched vieler Orten begründeten deutschen Gesellschaften. Was diese zu leisten hatten und geleistet haben, das lehrt Krause's Festschrift zur Erinnerung an das hundertfunfzigjährige Bestehen der D. G. zu Königsberg. Und so gewiß Nicolai recht hat mit seiner einsichtsvollen Kritik des von ihm warm begrüßten Plans Karl Gotthelf Müller's, ein deutsches Wörterbuch zu schaffen, so gewiß ist es ein Zeichen der ernsten Regsamkeit in diesen Gesellschaften, daß schon fünf Jahre vor Müller's Aufruf die zu Königsberg an die Lösung dieser Aufgabe gegangen war. Noch ein ander mal reißt den Aufklärer der Gegensatz fort, in dem garstigen Handel um Schönaich's „Ganze Aesthetik in einer Nuß oder neologisches Wörterbuch." Auch der Herausgeber spricht von Gottsched's Zweideutigkeit bei diesem Anlasse, trotzdem dieser nur die Erklärung abgegeben hat: „Er habe an dem Werke, wie es daliege, gar kein Gefallen", eine Erklärung, die eine Beeinflussung des Verfassers — Schönaich's — in der Entstehungszeit des Buches gar nicht ausschließt. Mit welchem Recht soll Gottsched verantwortlich gemacht werden für die Uebertreibung und Maßlosigkeit seines übereifrigen, liebedienerischen Schülers?

Richard Friedrich.

Neue Romane und Novellen.

1. Es war. Roman von Hermann Sudermann. Zwei Bände. Erschienen in der Zeitschrift: „Die Romanwelt". Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf.
2. Freund Manso. Roman von B. Perez Galdós. Aus dem Spanischen übersetzt von Freiherrn E. von Buddenbrock. Autorisirte Uebersetzung. Berlin, K. Siegismund. 1894. 8. 4 M.
3. Die ewige Braut. Roman von Hanns von Zobeltitz (H. von Spielberg). Jena, H. Costenoble. 1894. 8. 5 M.
4. Schattenpflanzen. Novellen von Konrad Telmann. Dresden und Leipzig, C. Reißner. 1894. 8. 4 M.
5. Frauengestalten. Drei Novellen von Ernst Wichert. Dresden und Leipzig, C. Reißner. 1894. 8. 3 M.
6. Dämmern. Skizzen von Marie von Glaser. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt. 1894. 8. 3 M.

Wenn man bei dem Lesen von Hermann Sudermann's neuestem Roman: „Es war" (Nr. 1), mit dem er sich nach längerer Unterbrechung wieder der Erzählungskunst widmet, nach ähnlichen Motiven und Gedankenverbindungen in seinen frühern Werken sucht, so führen unverkennbare Spuren zu seinen beiden erfolgreichsten Bühnenwerken, zu den Schauspielen: „Ehre" und „Heimat" und zeigen den Dichter wieder und wieder bemüht, ein bestimmtes Problem der gesellschaftlichen Moral unter den verschiedensten Beleuchtungen darzustellen und zu untersuchen. Dieses Problem, das man in der besondern Fassung Sudermann's als das Heimatproblem bezeichnen könnte, ist an und für sich nicht modern; er kehrt wieder überall, wo sich Menschen von scharf ausgeprägter Verschiedenartigkeit der Charaktere und der Denkweise begegnen, um sich entweder in parallelem Nebeneinander gegenseitig abzuschleifen oder alsbald oder später nach energischem Aufeinanderprallen in divergirender Linie voneinander zu entfernen. Zumeist zeitigen solche Gegensätze ein Bild, das sich mit der Bahn eines nimmer wiederkehrenden Kometen vergleichen läßt; seltener ordnet sich der Eindringling in die regelmäßigen Geleise des bestehenden Planetensystems. Trotz des allgemein menschlichen Zuges eines solchen Problems wird es unter der Hand des Dichters der Gegenwart ein geradezu modernes Interesse gewinnen

in Zeiten, in denen, wie in den unsern, die Gegensätze zwischen Jugend und Alter, Ueberlieferung und Moderne zu jener Schärfe sich zuspitzen, die ein ausgleichendes Vermitteln fast als Unmöglichkeit erscheinen lassen. In der „Ehre“ ist es der durch Bildung und Gesittung über den engen Kreis des väterlichen Hauses herausgewachsene Sohn, dessen vorgeschrittene Anschauungen für ihn den ersehnten Zauber der Heimat in ein ödes, ihn anekelndes Zerrbild verwandeln und ihn auf Zeit zweck- oder doch erfolglos zu dem Bestreben veranlassen, den hergebrachten Gang der Dinge abzuändern. In der „Heimat“ prallen die Gegensätze der in der Noth des Lebens frei gewordenen Ich-Natur und der in alten Satzungen erstarrten, unduldsamen Gesellschaftsmoral mit fast noch größerer Wucht aufeinander. In beiden Schauspielen aber unterliegt der neugeartete Eindringling dem Einfluß der heimatlichen Sphäre wenigstens auf Zeit und wird vor die Frage gestellt, sein neuerrungenes Ich aufzugeben oder es, innerlich, vielleicht auch äußerlich der Heimat entfremdet, zu behaupten. In beiden Schauspielen bleibt als Endeindruck eine ungelöste Dissonanz. Der Dichter hat es verstanden, die Gegensätze in ihrer Eigenart und ihrem Zusammenstoßen scharf und treffend zu schildern, die Lösung hat er entweder nicht gefunden oder für ausgeschlossen gehalten; vielleicht wollte er auch nichts geben als ein Bild des wirklichen Lebens und auf die Rolle des Propheten verzichten.

In seinem neuesten Roman „Es war“ läßt Sudermann einen Helden, Leo Sellenthin, ein männliches Gegenbild der Magda, nach mehrjähriger Entfernung wieder in die Heimat zurückkehren, wohin ihn der Wunsch ruft, ein angestammtes Gut der Verlotterung zu entreißen. Sein langjähriger Aufenthalt jenseits des Oceans hat ihn, wie er glaubt, zum willensstarken Mann heranreifen lassen, zu einem Helden der That, den Grübelei und Kopfhängerei nichts mehr anhaben kann. Sein Grundsatz ist geworden: nichts bereuen! Zu bereuen aber hatte er, als er die Heimat verließ, ein ehebrecherisches Verhältniß zu Felicitas und die Blutschuld gegenüber ihrem Gatten, den er im Duell erschossen hat. Mit dieser doppelten Schuld glaubt er fertig zu sein, die drohenden Schatten der Vergangenheit fürchtet er nicht. Und doch kann die Morgendämmerung des neuen Lebens in der Heimat nicht trüber sein als sie ist. Felicitas lebt noch, sie lebt als Gattin seines theuersten Jugendfreundes Ulrich, als verwöhnte und vielumschwärmte Frau. Johanna, Leo's Schwester, hat sich des Bruders Schande und Schuld zu Herzen genommen und führt ein Leben der Reue und Buße. Unter ihrem Einflusse beginnt Leo's Grundsatz zu wanken. Von ihr läßt er sich die Rolle eines Tugendwächters gegenüber seiner frühern Mitschuldigen, Felicitas, aufdrängen und sich dadurch gegenüber dem Freunde Ulrich, der nicht ahnt, welches Band Leo an seine Frau fesselt, in eine Lage der Unwahrheit, der Unehrlichkeit zwingen. Alle Umstände zielen nun darauf ab, sein unbußfertiges Gemüth auf harte Proben zu stellen. Die erwachende Neigung zu einer unschuldsvollen Mädchenseele erstickt bei der Erinnerung an die Vergangenheit und an die Gegenwart, die ihn noch stärker fesselt. Durch die Unehrlichkeit aus dem Paradiese der Freundschaft, die ihn einst mit Ulrich vereint, und der unschuldsvollen Liebe getrieben, findet er keine andere Zuflucht als bei der Mitschuldigen. Die alte Schuld droht immer neue zu gebären, als sollte sich allen Grundsätzen Leo's zum Trotz das Wort an ihm erfüllen: „Der Uebel größtes ist die Schuld.“ Die Tröstungen und Stärkungen der Kirche versagen ihre Hülfe und endlich bleibt ihm nichts als der Entschluß, mit dem dämonischen Weibe gemeinsam den Tod zu suchen. Dieser Entschluß aber scheitert an der Feigheit des Weibes; ihr eigenes Unrecht vergessend, verräth sie alles dem betrogenen Gatten, der dem Freunde nach hartem Kampfe mit sich selbst verzeiht, ihm aber seine Freundschaft auf immer entzieht. Felicitas sucht in der Fremde neue Genüsse, Leo aber wendet sich, befreit vom Banne der Vergangenheit, einem neuen und, wie es den Anschein hat, auch für sein Herz nicht aussichtslosen Leben zu. Der Weg zu dem in seiner unmittelbaren Nähe weilenden Freund ist versperrt, aber die Reue dürfte ihm den Pfad zu neuem anderm Glücke kaum verschließen. Hier beginnt offenbar ein neuer Roman, den der Verfasser nur andeutet.

Es ist unschwer zu errathen, auf wessen Seite bei Schilderung dieser Vorgänge die Sympathien Sudermann's sind. Die ganze Gruppirung des Stoffes, die Art der Charakteristik läßt sie durchweg auf Seiten Leo Sellenthin's erkennen. Auch darin, in dieser Antheilnahme für den Helden, den künstlerischen und moralischen Mittelpunkt des Ganzen, findet sich eine Aehnlichkeit des Romans: „Es war“ mit dem Schauspiel: „Heimath“. Ist auch in dem Drama ein entschiedenes Streben nach möglichst allseitiger und allgerechter Beleuchtung der in Betracht kommenden Factoren unverkennbar, so scheint doch andererseits die Absicht durch, alle Momente der Vertheidigung, ja der poetischen Verklärung für die der Heimat entwachsene Tochter ins Treffen zu führen. Gegenüber einer Magda sind diese Sympathien jedoch weit begreiflicher als gegenüber einem Leo, dessen anfangs gerühmte Kraftnatur in dem Conflict mit der Unehrlichkeit gegen den Freund und mit der sinnlichen Leidenschaft für Felicitas einen kläglichen Schiffbruch leidet. Den mächtig anziehenden Zauber der ungeschminkten Wahrheit, des freien Bekenntnisses der auf sich selbst gestellten Ich-Natur hat Sudermann seinem Romanhelden nicht mit auf den Weg gegeben. Der wahnwitzige oder frivole Glaube Leo's in so unhaltbaren, unwahren Verhältnissen ein neues Dasein beginnen zu können, läßt ihn von Anfang an als einen leichtfertigen Prahler unserer wohlwollenden Antheilnahme verlustig gehen und das Schauspiel seines Hinabsinkens sich so unerquicklich als möglich gestalten. Diese Unerquicklichkeit wächst mit dem Fortgang der Handlung derart, daß sie das Interesse an dem Fortgang der Dinge zu lähmen droht. Trotzdem muß zugestanden werden, daß der psychologische Gang der Entnervung des Helden in

der Wahrheit der Schilderung eine überaus glückliche Hand verräth. Sudermann's Talent der Beobachtung zeigt sich überhaupt in dem Roman: „Es war" auf beachtenswerther Höhe, sowol was die Schilderung des Landes als die Charakteristik der Personen anlangt. Doch bestätigt sich auch hier die Bemerkung, die schon früher bei Sudermann's Werken zu machen war, daß er für die Schattenseiten, für die Minusgrößen des Lebens ein weit schärferes Auge besitzt als für die lichten und heitern. So ist er in der Charakteristik der kindlich frommen Seele eines Ulrich weit weniger glücklich und von viel geringerer Anschaulichkeit und Eindringlichkeit, als bei der seiner unwürdigen Frau Felicitas. In dieser Gestalt hat der Verfasser geradezu ein Meisterstück der Menschendarstellung geboten, deren Bild sich dem Leser in festen, unverwischbaren Zügen einprägt. Koketterie, Sinnlichkeit, romantische Schwärmerei, diese Bezeichnungen alle decken den Charakter nicht, das Wesentliche an ihm ist vielmehr ein halb bewußtes, halb unbewußtes Komödiantenthum, eine Neigung zum haltlosen sich Gehenlassen in Empfindungen, romantischen Vorstellungen, über deren Berechtigung und Folgerungen dem Gemüthe das Urtheil abhanden gekommen ist, ein sybaritisches Sichwohlgefallen in erträumten Leiden und Freuden. Infolge dieses Wesens ist Felicitas auch unfähig, die Consequenzen ihres Thuns zu ziehen und zu empfinden, und es ist nicht mehr als billig, daß dieser moralisch unzurechnungsfähigen Natur auch jedes Strafgericht als das ihrer Erbärmlichkeit erspart bleibt. In andern Gestalten bekundet sich Sudermann's ausgesprochene Gabe zur Satire, so in der Figur des Pastors Brenkenberg und seines saubern Sprößlings, oder in der Figur des unreifen Backfischchens Ella. Immerhin wird man sich diesen Figuren gegenüber nicht verschweigen können, daß die satirische Betrachtung doch nur einseitige Ergebnisse erzielen kann. Völlig hinter seiner Absicht dünkt uns der Verfasser bei der Gestalt der Schwester Leo's, Johanna, geblieben zu sein, deren Charakteristik zwar in allen Phasen ihrer Entwickelung folgerecht erscheint, aber doch nicht lebendig und überzeugend wirkt.

In B. Perez Galdós' Roman: „Freund Manso" (Nr. 2), der in einer bescheidenen Ansprüchen genügenden Uebersetzung von Freiherrn E. von Buddenbrock vorliegt, lernen wir einen Schriftsteller kennen, dessen Werk die Mühe einer Uebertragung wol lohnt, und zwar sowol in Hinsicht auf die künstlerische Technik, als in Hinsicht auf die Welt, die uns hier enthüllt wird. Freund Manso, der uns seinen Roman erzählt, ist eine Ausnahmenatur unter seinen Landsleuten. In der breiten Schilderung, die er in stolzer Bescheidenheit von sich gibt, kennzeichnet er sich als einen maßvollen, ruhig denkenden Mann von gesetztem Alter, dem alle Aufregungen des Lebens verhaßt sind, es seien denn solche der emsig schaffenden, jedoch weltgeschiedenen Denkerthätigkeit. Diese beschauliche Natur wird aus ihrem Frieden plötzlich in höchst unwillkommener Weise herausgerissen. Ein in Cuba zum Millionär gewordener Bruder kehrt nach Madrid zurück, um seine Zeit und sein Geld seinem politischen Ehrgeiz zu widmen. Bei diesem mit eben so viel Mangel an Wissen und Befähigung wie Besitzthum an Mitteln der Popularitätshascherei in Scene gesetzten Manöver bildet Freund Manso den sarkastischen, nur mit Widerstreben sich von fern betheiligenden Zuschauer. Er liefert dabei den Beweis, daß sein Auge trotz des Lebens in der Studirstube so wenig gelitten hat, wie sein Humor, und bewährt sich als ein ebenso unterhaltender wie den Anschein der Zuverlässigkeit erweckender Beobachter. Mit eindringender Schärfe beleuchtet er das Leben und Treiben in dem Hause seines Bruders, die gutherzige, aber welt- und menschenunkundige Frau, die sich in den neuen Verhältnissen nicht zurecht zu finden weiß, die Dienerschar mit den kubanischen Gewohnheiten, die über die späte Verpflanzung in einen ihr fremden Boden untröstliche Schwiegermutter; ganz besonders aber nimmt er den Bruder aufs Korn mit sammt seiner schmeichlerischen und ihres Vortheiles immer eingedenken Gefolgschaft von Literaten, Journalisten und Politikern niederster Sorte. Die Schattenseiten der Berufspolitik werden in höchst ergötzlicher Weise geschildert und über das aufgeblasene Nichts dieser Schönredner und Tagediebe wird die volle Schale des Spottes ausgegossen. Wer sich ein Bild von dem öffentlichen Leben in Spanien machen will, wird an diesen Schilderungen nicht vorübergehen dürfen. In ihnen aber ist das Talent unseres Dichters nicht erschöpft. Denn auch in seinen allgemeinen Betrachtungen über Menschen und Dinge verrathen sich Eigenart und Scharfsinn, gesundes Gefühl und Folgerichtigkeit, in seiner Charakteristik Kunst der Beobachtung und der Darstellung. Die Form der Ich-Erzählung schließt die methodische psychologische Entwickelung aus, sie veranlaßt statt dessen zu einer Schilderung durch Thatsachen, Handlungen und Gespräche, die außerordentlich anregend und lebendig wirkt. Man wird nach dieser Probe gespannt sein, noch mehr Werke von Perez Galdós kennen zu lernen, um so mehr als es erst dann möglich sein wird, ein klares und ausreichendes Bild seiner schriftstellerischen Persönlichkeit zu gewinnen.

„Die ewige Braut", Roman von Hanns von Zobeltitz (Nr. 3) schildert Scenen aus dem Offiziersleben einer kleinen Garnison mit jener Treue der Beobachtung, die den Fachmann verräth, er wird daher auch in diesen Kreisen besondern Beifall finden. Die Charaktere des Romans sind gut gezeichnete Typen, die sich über die Durchschnittssphäre kaum erheben und der Uniform auch über die Mitglieder masculini generis hinaus zu ihrem Rechte verhelfen. Die ewige Braut verliert das Herz des ewigen Bräutigams, der einer ihm gleich gestimmten Natur begegnet, aber auch sie findet endlich den passenden Mann. Man sieht, trotz aller Uniform und trotz der Herren vom ersten Stande: ein rein bürgerliches Schauspiel. Daß es flott und frisch erzählt ist und daß in der Gestalt eines Unteroffiziers und seiner Braut auch die untern Chargen zum Worte kommen, das ist noch das Beste daran. Hätte es der Verfasser verstanden, sich über die Enge des Kreises, den er

als treuer Beobachter darstellt, zu erheben, so wäre das Ganze wol anziehender geworden.

Höhere Ansprüche kommen bei dem Lesen von Konrad Telmann's Novellen: „Schattenpflanzen" (Nr. 4) auf ihre Rechnung. Die Themen dieser Novellen liegen nicht auf der allgemeinen Heeresstraße der Unterhaltungsliteratur, sie entdecken sich nur dem denkenden Beobachter, dem auf das Eigenartige gerichteten Geiste. Ist Telmann bei dieser Wanderung nach neuen Zielen auch einmal auf einen Abweg gerathen, wie in der Novelle: „Noch einmal"; verirrt er sich hier in der Schilderung eines Amerikaners, der mit der endlich gefundenen Doppelgängerin seiner verstorbenen Frau ein neues gleiches Glück zu erringen träumt, auf das Gebiet des Absonderlichen und Bizarren, so verräth er doch in den andern Novellen so viel glückliches Talent der Erfindung und der Gestaltung, daß man sich seiner Führung mit wachsendem Behagen anvertraut.

Ein Vergleich mit Sudermann's Technik läßt Konrad Telmann's Art besonders stark hervortreten. Die kräftigen Localtöne, die dort mit bewußter Absicht oft derb und massig aufgetragen werden, erscheinen hier in eine allgemeine Farbenstimmung aufgelöst, in das einförmige, aber nicht reizlose Grau der Abenddämmerung. Es sind ja auch Schattenpflanzen, die er schildert, Spätlinge des Herbstes, Stiefkinder der Natur, denen oft kaum die kurze Freude eines sinkenden Abends beschieden ist. Der Heldin der ersten Novelle, nach der das Buch betitelt ist, erblüht verspätetes Liebesglück, ohne daß sie dessen genießen dürfte, in der zweiten Novelle: „Die Blätter fallen", vereinen sich längere Zeit voneinander getrennte Eheleute in dem Augenblicke, wo sie die Scheidung endgültig besiegeln wollten, zu einem dämmernden Glück; in: „Spätsommer", einer Novelle von wunderbarem Stimmungszauber, reichen sich zwei durch das Leben an Jahren und Prüfungen gereifte Menschen die Hand, echte Kinder des sonnenhellen, kühlen Herbstes. Die knappen Geschehnisse bieten an sich wenig Interesse, der Reiz der Novellen liegt in der Feinheit der Kleinmalerei, vor allem aber in der Zartheit und Sauberkeit der seelischen Schilderungen, in denen die Eindrücke des Momentes nach allen Seiten hin beleuchtet werden. Ist in letzterer Hinsicht in der Titelnovelle des Guten vielleicht zu viel geschehen, so ist im „Spätsommer", der durch die romantische Vorgeschichte einen kräftigern Reiz empfängt, das Maß auf das beste getroffen, sodaß wir dieser Novelle den Vorrang unter ihren Mitbewerbern geben möchten.

Mit dem anmuthenden Behagen einer sichern, gereiften Kunst schildert E. Wichert in den Novellen „Drei Frauengestalten" (Nr. 5), eine junge Frau, eine Silberbraut und eine alte Jungfer. Briefe an eine Freundin schildern die Lage Elsa's, einer Gattin, für die das Sprichwort: Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht, nur dazu erdacht zu sein scheint, daß man seiner nicht achtet. Ihr junges Eheglück zerbricht an einer Grille, die durchaus nicht außerhalb des Gebietes der weiblichen Unwahrscheinlichkeiten liegt. Von einem dämonischen Zauber ihres eigensinnigen Ichs verblendet, verlangt Elsa von ihrem Gatten als Probe hingebender Liebe ein Opfer, dessen Darbringung ihn und sie schließlich in Noth und Entbehrungen stürzt. Dieser Prüfung aber erweist sich die Liebe nicht gewachsen, zumal mit der wider die bessere Einsicht dargebrachten Opferung des Willens in dem Manne die Kraft, die ihn trug, zusammenbricht. Erhalten wir in diesen Briefen ein Eheleben in einzelnen mit mancherlei Zufälligkeiten des Augenblickes ausgestatteten Bildern geschildert, so bringt: „Eine Beichte" eine rückwärts gerichtete Erzählung von den Fährnissen, die einer als Muster geltenden Ehe durch die dichterischen Unabhängigkeitsträume des Gatten bereitet wurden. Diese Novelle wirkt eben durch diese Technik der erinnernden Erzählung weit weniger frisch als die erste. In Fräulein Johanna wird dem dichterisch so wenig oder doch so einseitig ausgebeuteten Geschlecht der alten Jungfern in ansprechender Weise sein Recht. Denn gerade der Typus des lebenslustigen, durch eigener Hände Arbeit sich als nützliches Mitglied der Gesellschaft bewährenden und dessen frohen Altjungfernthums ist für unsere Novellistik so gut wie unbekannt. Gerade aber dafür, daß in dieser Erzählung dem Verlobungsbedürfniß der Mehrzahl der Leser ein Schnippchen geschlagen wird, und daß Männlein und Fräulein die gepriesene Weisheit des Alters nicht Lügen strafen und sich hüten, den spät credenzten Tropfen feurigen Liebesweines durch die Prosa der Enttäuschungen zu verwässern, werden viele dem frohes Behagen um sich breitenden Erzähler Dank wissen.

Aus dem Gebiete der in ausgefeilten Formen sich behaglich ergehenden Novellistik entführt uns Marie von Glaser in ihren Skizzen: „Dämmern" (Nr. 6) auf das Feld der Augenblicksmalerei. Den Eindruck der Situation beherrscht die Erzählerin so unmittelbar, daß sie nur Bildchen sieht, wo ein anderer Stoff zu fortlaufenden, ineinandergreifenden Gemälden findet. Dafür sieht sie in dem engen Kreise, in den sie sich bannt, um so schärfer, sie beobachtet namentlich die Aeußerlichkeiten der Dinge und Geschehnisse mit lebhaft empfänglichen Blicken, und gibt diese mit wenig Retouche wieder, immer bestrebt, von dem was sie gesehen, uns möglichst wenig entgehen zu lassen. Aus den Aeußerlichkeiten muß man vielfach auf das Innerliche schließen, doch auch hier bemüht sich die Verfasserin, das Hin und Her der Gedanken und Empfindungen, und sei es mit momentanen Widersprüchen behaftet, festzuhalten. Unter den ungleichwerthigen Skizzen, die sich mit wenig Ausnahmen in Kreisen der der Schildnerin offenbar wohlvertrauten österreichischen Aristokratie bewegen, ragt vor allen andern „Die Hofdame", ein Lebensbild von treffender Frische und Treue der Beobachtung hervor. Das allmähliche Erstarren der frohen, beweglichen Mädchennatur in einer Welt der Formen und der Rücksichten ist hier mit fesselnder Lebendigkeit geschildert.

Leonhard Lier.

Neue Lyrik.

1. Gedichte. Von Karl Busse. Zweite veränderte Auflage. Großenhain und Leipzig, Baumert u. Ronge. 1894. 8. 2 M.

Busse's Gedichte wurden vor ungefähr zwei Jahren mit seltener Einmüthigkeit anerkannt. Wer damals die Originalität des Dichters nicht deutlich herausgefühlt hatte, stand doch unter dem Eindruck des überlegenen lyrischen Talents. Busse hat inzwischen hausgehalten und die neue Auflage wenig bereichert; vollends scheint er in der Erzählung seinem innersten Beruf untreu zu werden. Ich habe seine jüngste Novelle gelesen: „Die häßliche Witka", die, dünn in Erfindung und Phantasie, voll angequälter Verliebtheit für eine absonderliche Heldin, nicht recht von der erzählerischen Befähigung ihres Autors überzeugen will. Das Schicksal des Mädchens, das von den Menschen verachtet, ein Kind haben möchte, um etwas für sich allein zu besitzen, das sie lieben darf und von dem sie wieder geliebt wird — reicht nicht ganz für sechs oder sieben Kapitel aus; und da der Autor bei dem heiklen Thema obendrein auf moralisirende Einsprachen gefaßt sein mußte, theoretisirte er ein wenig und blies das warme Gefühl mit dem Verstande aus. Große, kühne Striche — die Weihe des Gewürdigtseins und Witka's heilige Freude über zukünftiges Mutterglück — fehlen der Skizze doch nicht und verrathen einen Dichter, der sich proteisch in andere umwandelt und die verschwiegenen Gefühle behorcht.

Aber ich bin in dieser Erzählung voll heimlicher Freude doch wieder dem Lyriker begegnet, nämlich an jenen Stellen, wo uns Sommertage in Polen geschildert werden. Denn in seinen Gedichten beherrscht Busse ja so merkwürdig sicher die Stimmung des Hochsommerlebens. Es wäre auffällig, daß er für den Frühling keine Worte findet, wenn es nicht für seine frühgereifte und überstarke Leidenschaftlichkeit zeugte, die Warten und Hoffen ungeduldig überspringt und besitzen will. Die Erde muß in reifer Pracht und die Sonne am Himmel stehen, wenn es vor seiner Phantasie lebendig werden soll. Er liebt den heißen Tag in voller Luft und allem Ueberfluß des Lichts. So mag man mit keinem andern Dichter solche Johannistage, an denen alles in Wohlgefühl vergehen will, erleben als mit Busse; was für Juliabende, wenn er, selbst ein selig Müder, die Glockentöne oder die aus der Weite klingenden Lieder einfängt, diese abgebrochenen Geräusche, durch welche die Stille ebenso wenig laut, wie die nächtliche Dunkelheit durch die Sterne hell wird! Das Leben scheint verschleiert und in die Ferne gerückt; und die Sinne wollen in ihren Träumen die inaneinder spielenden Düfte und Töne nicht mehr unterscheiden. Eichendorf's süße Verschlafenheit kommt in solchen Stunden über ihn; und die Musen der Spätromantik sehen uns mit verträumten Augen an; nur geht die Luft drückender als wie vor funfzig Jahren; denn es duftet wild und wirr nach Flieder und Jasmin, und die Sinnlichkeit begehrt in unbezähmbarer Sehnsucht auf.

Es liegt etwas Sirenenhaftes in diesen Sommerliedern, vor denen ein bedächtiger Vater seinen Sohn warnen sollte.

Den Anfang des Herbstes zeigt uns Busse flüchtig an, denn ihn fröstelt, wenn die Sommerfäden die blühende Herrlichkeit wieder mit sich fortziehen wollen; und gleich dem Thiere des Waldes, legt sich dieser Natursänger nieder, um bis zum nächsten Sommer seinen Winterschlaf zu halten. Wer das Leben lieb gehabt hat wie er, mag nicht auch das Welken besingen.

Es ist günstig für das junge Talent, daß es mit dem Sommer seine Lyrik eröffnet. Jedes Lebensalter hat unter den Jahreszeiten seinen besondern Liebling; die intimen Reize des Herbstes und Winters bleiben in ihrer entsagendern Schönheit unserm Dichter für später aufbewahrt, und mit der Hoffnung, dem Frühling, wird er einst aufhören. So lernt er die Natur in ihrem Wechsel ganz in dem Maße kennen, wie er selbst noch reifen und aus dem Schwelgen der Jugend in die ernste thätige Manneszeit und endlich in ein reflexives, heiteres Alter übergehen wird.

Aber jetzt läßt sich Busse das unbefangen-frohe Genießen nicht schmälern. Er gibt dem Leben recht, das in sein frisches staunendes Gemüth wie mit tausend Bildern zugleich fällt, und herzt ein glückliches Kind, zum Dank für so viel Schönes die ganze Welt. So ist sogar der Flaum allerjugendlichster Empfindungen an einzelnen Gedichten hängen geblieben. Der Backfisch, den die Literatur bisher aus albern-naiven, verkümmerten Exemplaren der Schwankfabrikanten in Berlin kannte, bewegt sich durch die Gedichte bezaubernd graziös; seine langen Zöpfe flattern, die Augen, die von allem träumen und von nichts Rechtem wissen, blicken lustig oder schwärmerisch aus; und alle krausen Gedanken werden ihm von Secundanern munter weggeküßt in jenen ersten drolligen Scharmützeln der Liebe.

Die spätern Gedichte sind um eine Else und Hedwig gruppirt, zu denen sich die tiefe Neigung mit dem unwiderlegbaren Recht des Herzens ausspricht. Die sinnlichern Elemente fehlen bei einem Dichter nicht, der sich gern über weiße, kühle Hände beugt und sich schon an dem Duft des Mädchenhaares berauscht. Die Liebe zu Hedwig, die in der ersten Auflage bitter ausklang, schließt so verheißungsvoll in der zweiten ab:

Einst will ich dir ja reichen
Die Hand zum Wiedersehn,
Und dir die Locken streichen
Beim großen Auferstehn.

Aber auch die flüchtige, wanderlustige Jugend regt sich in dem Dichter, der nicht weiß, wo sein Haupt hinlegen, der mit dem Städtchen die Mädchen vertauscht und seiner Elsa vor der Abreise einen kecken Dichtertrost und Segen zuruft.

Die „Vermischten Gedichte", wo das Bedeutende die Folie für das Platte abgeben muß, sind ungeordnet, und

die religiösen und allegorischen Wendungen ganz verunglückt. Wie Lenau, aber mit toller Selbstvergessenheit und gewagtern Pointen, singt er seine Polenlieder. Für die Verlassenen wird Busse zum Anwalt, in Versen, die bald wunderbar an unsere schwermüthig-ruhigen Volkslieder anklingen, bald von der Verzweiflung gejagt werden. Das großstädtische Leben blitzt grell in der „Perdita" — nomen et omen — auf. Im „Meeresleuchten" sieht Busse den nächtlichen Zug der alten Götter nachglänzen und scherzt wie Böcklin in Farben, mit den Seejungfrauen und Ungethümen in den lustigsten Versen.

Sonderbar ruhen in diesem Dichter der Scherz und bittere Ernst, die heiße Liebe und der liebe Leichtsinn beieinander. Auch die Schwermuth besucht ihn, aber mit welcher herzlichen Wendung ruft uns vor dem Selbstmorde der Werther seiner Lieder Lebewohl zu:

> Ich weiß, das manche weinen werden,
> Und mancher auch, der mir vergibt,
> Still meiner denkt, wenn einst auf Erden
> Die Rosen wieder blühen werden —
> Denn Rosen hab' ich sehr geliebt.

Es läßt sich schwer ein Prognostikon für den Dichter stellen, dessen Lyrik in voller Stärke des Empfindens doch vielleicht für lange Zeiten ausreichen und das Vertrauen noch belohnen wird, mit dem wir jetzt auf diese ersten Lieder freudig wie auf grüne Felder im Frühling sehen. Die Anerkennung wird Busse nicht stutzig machen; es wäre hart, ihm nicht mit Wärme versichern zu dürfen, was uns seine Lieder gewesen sind. Das Abendgebet, das am Schluß der Sammlung eine thatenreiche Zukunft verheißt, zerstreut die Bedenken und läßt uns an die fürstliche Rasse dieses Dichters glauben; es fängt bescheiden mit einem pater peccavi an, aber die Zerknirschung schwindet vor dem Stolz der ringenden Seele, die sich nicht in falscher Demuth verachten kann.

Leidenschaftlich brausen die Verse hin, mit so schrankenlos wahrem Gefühl und Pathos, wie sie vor Zeiten einmal dem Schweizer Herwegh verliehen gewesen sind, bis es ruhig und getröstet endet:

> Noch einmal bet' ich heiß und wahr und schlicht,
> In unsres Volks, in unsrer Dichter Namen . . .
> Die Nacht bricht an, doch oben wird es licht,
> Und von den Sternen tönt's wie: „Amen . . . Amen".

2. Satans Erlösung. Dichtung in sechs Gesängen von Kurt von Rohrscheid. Leipzig, Liebeskind. 1894. 8. 2 M. 50 Pf.

Daß Gottes Güte einen Einzigen sollte unerlöst lassen, der einst zu den Ersten des Himmels gehörte: das hat den Autor des kleinen Epos beunruhigt. Daher läßt er Gott dem Lucifer die Begnadigung versprechen, wenn er, in einen Menschen verwandelt, die Leiden der Sterblichkeit — eine Analogie zu Christus! — erfahren hätte. Ein Weib soll die Welt vom Bösen erlösen und dem Satan dem Guten zuführen, gerade wie einst umgekehrt das Weib vom Satan überwunden wurde. Gewiß eine dichterisch schöne, erlaubte Gruppirung der Weltgeschichte, wenn an das Ende in übersichtlichem Parallelismus das Gegenspiel des Anfangs gestellt wird! Satan findet auch Erhörung bei einem Mädchen Else, deren Leidenschaft ihn für die Menschlichkeit gewinnt. Der Fürst der Hölle wird weich; die Frucht von Saaten, welche er selber einst ausgestreut hatte, wie den Aufruhr und die Revolution, hilft er reuig unterdrücken, so daß sich auf Erden ein kurzer Idealzustand des Glücks und Friedens verwirklichen kann; daraufhin nimmt Gott die derart vollendete Menschheit in den Himmel, und als ihr letztes Glied den vormals abgefallenen Engel. Durch die Parabel vom verlorenen Sohn wird diese erbarmende Liebe Gottes gerechtfertigt.

Aber der Lucifer unseres Dichters erweckt in seiner eintönigen Verzweiflung kein Interesse. Von der Erhabenheit des Milton'schen Satan und von Klopstock's Abadonna hätte der Autor unbedenklich entlehnen sollen, denn solche Charaktere gehören der Weltliteratur an und gehen wie herrenloses Gut vom Dichter zum Dichter; das „ruin in majesty" des devil wäre, auch nach der epischen Copie Klopstock's, noch in tiefern Farben darzustellen. So ist die Originalität, die Rohrscheid's Satan durch die Unabhängigkeit von allen Vorbildern freilich erhält, zweifelhaft und matt. Fehlt aber die Theilnahme für Satans Verzweiflung, so wird uns die Erlösung noch weniger interessiren. Elsens That endlich, die den Geliebten, der sie verließ, mit unverminderter Glut wieder aufnimmt, ist lange nicht so hinreißend wie Senta's bis in den Tod getreue Liebe zum fliegenden Holländer. Sehr lose ist die Lebensbeschreibung von Elsa's Aeltervater angesetzt, eine Episode, die das alte Motiv der Ueberlistung des Todes nicht gerade sehr geistvoll variirt.

Die Dichtung ist, von Liedern und Streckversen abgesehen, in correcten, sichern Fünfjamben geschrieben. Das verschwimmende Pathos, dem die Dichtungen des Ueberirdischen oft erliegen, ist von Rohrscheid vermieden, und das Infernalische auch hier wieder besser als der Himmel geschildert, weil die glühende Verdammniß mit ihren Schmerzen ein für allemal die Phantasie mehr als der monotone Glanz des leidlosen Paradieses anregt. Für das Lyrische ist der Verfasser, — nach kleinen Liedproben, die von poetischem Blute zucken, zu urtheilen — wohl begabt. Steifheit, noch nicht Vornehmheit, schadet den andern Gedichten, die, in der Form vollkommen, sich doch die Frische unmittelbarer Eingebung nicht bewahrt haben. Und vor solchen Mängeln müssen sich die auf den Bahnen Klopstock's, Schiller's und Platen's schreitenden Talente ängstlich hüten.

So bietet die Dichtung, die als religiös-erbauliches Werk vielleicht vortheilhafter beurtheilt wird, ästhetisch noch nicht viel Anziehendes. Katholiken mögen mit Ergriffenheit „Satans Erlösung" lesen, aber unser Autor, der ein ernster Dichter ist, wird sich bei dem seinem Stoff gezollten Tribute nicht beruhigen, und statt zu einer bestimmten Klasse von Gläubigen hinfort zu allen Menschen ohne Unterschied

des Bekenntnisses reden wollen, was ihm, aus manchen Anzeichen zu schließen, auch gewiß noch gelingen wird.

3. Ausgewählte Gedichte von Robert Browning. Uebersetzt von Edmund Ruete. Bremen, M. Heinsius Nachfolger. 1894. 8. 3 M.

Es ist kein Zufall, daß sich gerade in Bremen, das durch seinen Handel mit dem Ausland vielfach verbunden ist, ein geistiger Import entwickelt. Gildemeister hat den ernsten Dante und den oft so zügellos-heitern Ariost übertragen, und in dem uns verschwisterten England die glänzendste Auswahl aus den Werken Byron's getroffen, dessen poetischen Launen er sicher zu folgen und darum im lyrischen Pathos des Schmerzes wie in allen blitzenden Spöttereien und schelmischen Liebenswürdigkeiten zu pariren versteht. Auch Ruete läßt sich den Verkehr mit England angelegen sein; vor zwei Jahren gab er uns eine treffliche Uebersetzung Burns'scher Lieder, die, für den schottischen Landdichter vielleicht hier und da ein wenig zu fein gerathen war, aber sich anmuthig und leicht unserer Sprache anpaßte. Jetzt macht er uns die besten Gedichte des gedankenernsten und schwerverständlichen Browning in Uebertragungen zugänglich, deren Mehrzahl jener höchste Triumph aller Kunst, der Eindruck vollkommenster Mühelosigkeit, beschieden ist. Jede Spur von Arbeit, die bei einer so sinngetreuen, den Veränderungen folgenden Wiedergabe nicht gefehlt hat, ist verwischt. Und dadurch scheidet sich Ruete vortheilhaft von seinem Vorgänger, dem Grafen Schack, der in der allzu reichbedachten „Anthologie abend- und morgenländischer Dichtungen", von der Unzahl fremder Autoren erdrückt, zu raschen, flüchtigen Uebertragungen verleitet worden ist. Es ist interessant zu beobachten, wie wenig der Anschluß an das Original und selbst die Versuche, dessen lautliche Feinheiten nachzuahmen — die dem Grafen Schack ganz entgangen sind —, der Poesie der Ruete'schen Fassungen gar nicht geschadet haben, so besonders in den pompvollen Versen „Home thoughts from the sea".

Ueber die Berechtigung der Auswahl, die von einer bündigen Charakteristik des Dichters bevorwortet ist, wollen wir nicht streiten; was noch Glänzendes fehlt, z. B. jenes Gedenkblatt „Evelyn Hope", das der Dichter einem frühverstorbenen Mädchen widmete, wird in spätern Auflagen nicht wieder ausbleiben.

Browning ist ein Meister der Ballade. Die reine Liebeslyrik gelingt ihm so wenig, wie unserm Conr. Ferd. Meyer, wenn auch das Wenige von seltener Schönheit ist. Es zeugt für Ruete's ästhetisches Feingefühl, daß er in der Ballade vom „Rattenfänger von Hameln" die letzten Abschnitte fortläßt und die Erzählung schon bei den sehnsüchtigen Worten des Knaben abbricht, welcher den Kameraden nicht so schnell nachhumpeln konnte. Denn die Moral am Schluß des Originals, die der spät einsichtig gewordene Hameler Magistrat zieht, und der Versuch Browning's, den Vorgang gar zu einer Stammsage der Transsylvanen zu machen, erhöhen nicht den Märchenreiz.

Aus dem Norden führt uns Browning oft nach Italien, wo er den größten und, an der Seite der Gattin, auch glücklichsten Theil seines Lebens zubrachte und das er liebevoll wie eine zweite Heimat verehrte. In der Deutung einer Toccata Galuppis treibt das alte Venedig sein munter-thörichtes, von Ruete ganz unübertrefflich wiedergegebenes Spiel, und das Quattro und Cinque cento stehen glanzvoll wieder auf.

Dramatische Scenen schließen den Band, „Ottima" aus „Pippa Passes" und „Auf dem Altan". Die letzte variirt das tragische Geschick der Sappho: nur ist es hier keine Dichterin, sondern eine Königin, die über idealen Gütern, wie Ruhm und Ehre, Lenz und Jugend verpaßt hat, und an der sich die zurückgehaltenen, nie befriedigten Triebe qualvoll im Alter rächen. Ein junges liebendes Paar, ihrer Leidenschaft geopfert, stirbt in dem seligen Bewußtsein einer Liebe, die stärker ist als der Tod. Und solche köstliche Weisheit beichtet uns, wie im Spott auf seine Philosophie, der verrufen ernste Dichter Browning öfter.

Ruete's reichhaltiges Buch, das M. Heinsius Nachfolger in Bremen prächtig ausgestattet hat, gehört zu den verheißungsvollen Gaben der diesjährigen Literatur. Denn Uebersetzer und Verleger werden diese glücklichen Versuche mit Burns und Browning gewiß zu einer Sammlung der ja nicht umfangreichen Lyrik Englands erweitern.

Heinrich Kraeger.

Feuilleton.

Wiederholt schon haben geistreiche Verleger einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf die Entwickelung der Literatur eines Landes gehabt. Es genüge an Namen wie Cotta oder Hirzel zu erinnern. Sie haben Talente angespornt, sie unterstützt, ihre Werke ungeachtet starker Gegenströmungen immer und immer wieder auf den Markt gebracht und kein Mittel gescheut, dem Talente endlich zum Siege zu verhelfen. Gegenwärtig, wo die skandinavische Literatur sich einen Platz in der Weltliteratur erkämpft, sind es besonders zwei Firmen, die aufstrebenden Geistern zu ihrem Ziele verhelfen: die Gyldendal'sche Buchhandlung in Kopenhagen und die Cammermeyer'sche in Christiania. Die Besitzer der letztern zeigen besonders jungen Schriftstellern gegenüber großes Entgegenkommen, Schriftstellern, die noch nicht wie Ibsen oder Björnson die Geister beherrschen, die aber bei fernerer Durchbildung sich neben diesen einen Platz zu erringen im Stande sind. Auch im vergangenen Jahre haben sie mehrere Werke junger Epigonen gebracht, daneben aber der alten Vorkämpfer nicht vergessen.

Den Anfang machte die neue Ausgabe der Schriften der Camilla Collett, der Schwester des unglücklichen H. Wergeland, der geistigen Gefährtin H. Ibsen's („Camilla Collett's Schriften. I. I de lange Nætter. II. Fantasi og Virkelighed" [Christiania, A. Cammermeyer]). Camilla Collett ist in Deutschland wenig bekannt, und doch verdiente sie es mehr als mancher Scribent, dessen gehaltlose Romane nur übersetzt werden, weil ihr Verfasser dem Modegötzen des cynischen Realismus opfert. Der Norden hat die ebenso geistreiche wie edle Schriftstellerin, die unerschrockene Vor-

kämpferin der Frauensache zu würdigen gewußt: ihr achtzigster Geburtstag, den sie am 23. Januar 1893 feierte, war ein großes und allgemeines Huldigungsfest. Man muß diese Dichterin kennen, wenn man die neue norwegische Romanliteratur verstehen will: sie ist es, die ihr in erster Linie den Stempel aufgedrückt hat, und selbst Männer wie Ibsen und Jonas Lie stehen mehr oder weniger unter ihrem Einflusse. Von dem neuen Geschlecht, das ihre Schriften jetzt empfängt, ist sie recht eigentlich die geistige Mutter. Sie hat zuerst in Norwegen (1855) in ihrem Romane „Die Tochter des Amtmanns" der Vernunftheirath den Krieg erklärt und die Liebe der Frau als das festeste Band einer glücklichen Ehe vertheidigt, sie hat in den „Octoberphantasien" ohne Uebertreibung und falscher Sucht die faulen Verhältnisse in vielen Familien der norwegischen Aristokratie gegeißelt, sie verlangt in ihren „Letzten Blättern", daß die sittliche Handlungsweise des Mannes mit demselben Maße gemessen werde wie die der Frau und daß der Frauenarbeit gleicher Lohn werde wie der Männerarbeit. Wie dieser Schmerz über die Zustände der Zeit nichts Gesuchtes oder Gemachtes ist, sondern wie er aus dem innersten Kern eines tiefen, unverdorbenen Gemüthes und aus klarem Kopfe entspringt, zeigt bei der neuen Ausgabe der erste Band der Schriften, der uns einen Einblick in die Jugend der Schriftstellerin, in die heitern Tage von Eidsvold, in die Pensionatsstunden in Christiansfeldt, in die Erlebnisse im trauten älterlichen Hause gewährt. „In langen Nächten" nennt Frau Collett diese Tagebuchsblätter: lange, schlaflose Nächte hatten die Erinnerung in ihr wachgerufen; was sie erlebt, will sie erzählen und zwar in erster Linie solchen, die wie sie den Alp der Schlaflosigkeit kennen. Sie gibt hier ein Stück ihres eigenen Lebens, aber auch ein Stück der norwegischen Cultur. Ruhig und klar entwirft sie unter anderm ein treffliches Bild von ihrem Bruder Henrik Wergeland, dem Vater der neunorwegischen Literatur: sie hing mit treuer Liebe an ihm, aber die Ehe mit Professor Collett hatte sie zugleich an die Gegenpartei unter Welhaven's Führung geknüpft. Liest man diese Erinnerungen, so wird man unwillkürlich an Goethe's „Wahrheit und Dichtung" erinnert: überall sprudelt Witz und Geist, allerorten finden wir Belehrung, Anregung zum Nachdenken, feine Beobachtungen, treffende Vergleiche. Weniger anziehend als dieser ist der zweite Band der Schriften: „Phantasie und Wirklichkeit". Er ist gewissermaßen die Ergänzung zum ersten, behandelt einzelne Orte, wo die Schriftstellerin schöne Tage verbracht hat, enthält selbsterfundene und volksthümliche Märchen, wozu der norwegische Grimm, P. Chr. Asbjørnsen angeregt hatte. Er bringt auch die „Octoberphantasien" vom neuen, worin die Verfasserin in geistreicher Weise Kritik an der Gesellschaft ihres Volkes übt. Thatsächlich überwiegt in diesem Bande die Phantasie die Wirklichkeit, aber auch auf dem Boden reiner Erdichtung, die nichts anderes bezweckt als zu unterhalten, folgen wir der Schriftstellerin gern; wir spüren überall den Geist, der auch Unscheinbarem Leben einzuhauchen versteht und der belehrt, indem er plaudert.

— Nur die Reformbestrebungen in Bezug auf die höhern Schulen dringen gemeiniglich ins große Publikum. Wie es aber auch im Volksschulwesen gährt und nach festern Formen ringt, zeigt unter anderm ein Buch von Georg Heydner: „Beiträge zur Kenntniß des kindlichen Seelenlebens" (Leipzig, Richard Richter, 1894). Der erste Theil dieser Rudolf Hildebrand zum siebzigsten Geburtstag gewidmeten und von seinem Geiste getragenen Schrift: „Wie Kinder lesen", will zunächst klar stellen, daß sich die Kinder, wie überhaupt alle Leser, Fremdes nur aneignen durch das Eigene, und daß es das Zeichen eines fruchtbaren Leseunterrichts ist, wenn die Kinder freiwillig mit ihren eigenen Gedanken herausrücken und wenn eben diese Gedanken zeigen, daß die Kinder in einem Stoff aufgegangen sind und sich doch wieder darüber erhoben haben. Sein Hauptziel ist aber, zum Sammeln solcher Aeußerungen bei bestimmten Lesestücken anzuregen. Wir hätten dann, meint er, einen Commentar, der uns zeigte, was die Kinder in den Dichtungen finden, einen Commentar, aus dem wir ersehen könnten, ob sich ein Lesestück für eine bestimmte Altersstufe eigne oder nicht und wie wir bei seiner Behandlung verfahren müßten. Ein Stück, bei dem die Kinder an verschiedenen Stellen mit Eifer das Wort ergriffen, bei dem sie sich gar nicht genug thun könnten im Aussprechen des Eigenen, das rege an, müsse also bildenden Werth haben. Man kann das gelten lassen bei der Voraussetzung, daß nur Stücke gediegenen Inhalts den Kindern vorgelegt werden. Sonst könnte man vielleicht sonderbare Erfahrungen machen. Eine solche Materialsammlung würde — und das wird man gern zugeben — aber auch eine wichtige Quelle für eine noch zu schreibende Psychologie des Kindes, für eine Charakteristik insbesondere seiner sprachlichen und ethischen Verfassung und Entwickelung bieten. Proben für einen solchen Commentar hat der Verfasser seiner Abhandlung beigegeben. In gleicher Weise will er in seinem zweiten Aufsatze: „Was Kinder sehen", für die Behandlung der Heimatskunde festern Boden gewinnen. Er verweist dabei auf die Zerfahrenheit der Lehrziele und Lehrpläne. Auch über die Selbstgefälligkeit, mit der Leitfäden fabricirt, und über die Sorglosigkeit, mit der sie hingenommen werden, fällt hier manch kräftiges Wort. Zu einer wissenschaftlichen Grundlage für den Lehrplan, in Sonderheit für die Heimatskunde, kommen wir nach seiner Ansicht, wenn wir auf Grund der kindlichen Offenbarungen erforschen, was im Vordergrunde des kindlichen Interesses steht. „Manche bisjetzt mehr geahnte als gewußte Einsicht könnte dann gründlich fundamentirt werden. Daß die Kinder weniger das Allgemeine als das Individuelle anzieht, daß sie in erster Linie weniger auf äußere Kennzeichen sehen, wenn sie nicht auffallend sind, als auf das Psychologische; ob eine selbständige Naturbeobachtung von seiten der Kinder möglich, ob und welcher Unterschied im Interesse für Thiere und Pflanzen vorhanden ist; ob es gerathen ist, das Kind frühzeitig in Interessen zu ziehen, die es nicht hat; wie Knaben sich nach ihren Interessen von Mädchen unterscheiden (kein geringer Beitrag zur Lösung der Frauenfrage); wie sich im Kinde der Uebergang aus der mehr phantastischen Auffassung zur realistischen vollzieht; eine Untersuchung über die Sprache der Kinder und vieles andere wäre dann zu erwarten." Es ist uns nicht möglich, alle die einzelnen Fragen, die der Verfasser nebenbei erörtert, auch nur zu berühren. Mögen auch die Erwartungen, die er an die Ausführung seines Vorschlags knüpft, etwas zu hoch gespannt sein, mag auch manches, was er bespricht, sich auf Süddeutschland in höherm Grade beziehen als auf den Norden, so werden doch seine kräftigen und frischen Ausführungen jedem, der sich mit der Jugend beschäftigt, mannichfaltige Anregungen bieten.

Bibliographie.

Flammarion, Camille, Urania. Deutsch von Karl Wenzel. Pforzheim, Otto Riecker's Buchh. (Ernst Haug). 8. 3 M. 50 Pf.

Lewes, L., Goethes Frauengestalten. Stuttgart, C. Krabbe. 8. 5 M.

Schaching, O. v., Die Teufelsgretl. Bauernroman aus den oberbayer. Bergen. Jena, H. Costenoble. 8. 5 M.

Stegemann, Hermann, Erntenovellen. Basel, Benno Schwabe. 8. 3 M. 20 Pf.

Tübinger Bilder. Mit Abbildungen nach Zeichnungen von Gustav Adolf Closs. Tübingen, H. Laupp'sche Buchh. Gr. 8. 3 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 39. — 27. September 1894.

Victor Hehn.

In jenen durch Bismarck's Rücktritt schmerzlich bewegten Märztagen des Jahres 1890 ist, im Sturme der widerstreitenden Empfindungen weniger beachtet, als recht und billig war, ein Mann dahingegangen, der nicht nur eine Zierde des baltischen Deutschthums gewesen ist, sondern überhaupt einer der besten unseres Volkes: Victor Hehn, das Musterbild eines nach allen Richtungen hin gleichmäßig und klar durchgebildeten Geistes, ein Gelehrter zugleich und ein festgeschlossener Charakter.

Freilich zu den Helden des Tages hat er nie gehört: seine Gemeinde war nur klein und wird es wol auch bleiben. Steht er doch allzu abseits, vornehm abweisend gegen das profanum volgus derer, die ihre „führende" Stellung der Harmonie verdanken, in die sie ihr Wesen mit den verworrenen Bestrebungen des Zeitalters zu bringen wußten. Hehn wurzelt noch völlig in dem Idealismus jenes Geschlechtes, das in ästhetisch-historischer Durchbildung die Krönung menschlicher Geistesveredelung erblickte: nichts ist ihm ferner und feindlicher als die platte Nützlichkeitsbegeisterung, der „herzlose Amerikanismus", für den „die übrige Welt in nichts versinkt und nur das Eisenbahnamt und die Fabrik von Siemens und Halske etwas zu bedeuten haben". Für die sogenannte „naturwissenschaftliche Lebensauffassung" — mit der wahren Naturwissenschaft wird sie wol wenig zu thun haben —, die sich mit solchen Gesinnungen überall breit macht und ja leider eine Macht geworden ist, für diese Auffassung mit sammt ihren aufklärerischen und demokratischen Velleitäten hatte Hehn nur schneidenden Spott; und wie sie ihm als „höhere Commisbildung" verhaßt war, so stand er auch völlig abseits von dem Lärm und der Reclame ihres literarischen Marktes. Aber noch mehr als hieraus erklärt sich die Stille und der enge Bezirk seines Lebens und Wirkens aus der auf den ersten Blick widerspruchsvollen und complicirten Art seiner Natur. Er ist unkirchlich und dabei ein abgesagter Feind der Civilehe. Er ist ein glühender Verfechter alles Eigenartigen, Selbstherrlichen und dabei antiliberal, ja reactionär. Er ist überzeugter Antisemit und dabei doch ein grimmiger Gegner alles Hurrahpatriotismus und aller Deutschthümelei. Und was ihn zuletzt noch völlig ungeeignet macht, der Modeliebling größerer, literarisch gebildeter Kreise zu werden, das ist der Umstand, daß der seltene Mann zwar sonst alle Mächte und Triebe des geistigen Lebens recht scharf erfaßt hatte, während ihm ein Problem entgangen war, von dem doch heute jedes Mitglied der „Tonangebenden" weiß, daß es nicht blos vielbändige Romane, sondern die ganze moderne Literatur beherrscht, fast einzig beherrscht: die Frauenliebe. Hehn hat, abgesehen von ein paar rasch verflogenen Jünglingsträumen, gar kein Verhältniß zu diesem unerschöpflichen „Problem". Wol hat er, in seiner Erläuterung von „Hermann und Dorothea" und auch anderswo, über Ehe und Familie schöne und tiefgeschöpfte Worte der Wahrheit gesprochen, aber für ihn liegt hier kein „Problem", er sieht hier überall nur die schlichte und einfältig-heilige Natureinrichtung: der hysterisch-nervöse Mysticismus, mit dem die sogenannte Liebe namentlich als poetisches Motiv sich jetzt überall breit macht, liegt für diesen kühlen, skeptischen Hagestolz so gut wie ganz jenseits der interessewürdigen Dinge. Und da noch überdies ein kleiner Hang zum Kneipenleben bei Hehn sich ausspricht, so wird der herbe und ironische Verehrer des Dionysos schwerlich viel Freunde finden in den Kreisen, wo man gewohnt ist, Eros als die höchste Gottheit, auch der schönen Literatur, zu verehren.

So ist es gekommen, daß er bis zuletzt zu den wenig populären Schriftstellern gehört hat. Sein geistvolles Buch über Italien war für die Menge der Durchschnittsleser zu undeutsch, zu unchristlich, zu ironisch. Sein unschätzbares Hauptwerk über die Geschichte unserer wichtigsten Culturpflanzen und Hausthiere hat trotz der großen Vorzüge seiner Schreibweise sich doch schwerlich außerhalb der näher oder ferner an seinem Inhalt interessirten Gelehrten einen

größern Leserkreis erobert, so sehr es das verdient, wie auch nicht weniger die lehrreiche Abhandlung über das Salz. Erst als seine „Gedanken über Goethe" erschienen, gegen Ende seines Lebens, sprach man öfter von ihm auch außerhalb des Kreises von Personen, die ihm näher standen, vielfach zustimmend, vielfach gereizt: von dem innern Zusammenhang aber seiner Studien wußte die Oeffentlichkeit nichts. Die Frage, wie es denn komme, daß derselbe Mann ein Schilderer der primitivsten Culturepochen und ein tief eingeweihter Goethe-Forscher war, wußten wenige zu beantworten. Und Hehn selbst hielt strenge und bescheiden alles, was seine Person anging, von der Oeffentlichkeit seiner Schriften fern. Man ahnte wol die tiefern Verknüpfungen seiner Ideen und Arbeiten, man bewunderte einen Geist, dessen Vielseitigkeit bei so charaktervoller Geschlossenheit immer mehr zu imponiren begann. Gewiß, dieser Mann hatte noch vielen vieles zu sagen; aber nicht einmal die Fortsetzung seines Goethe-Buches ward ihm vergönnt. Aus der Fülle des geläutertsten Wissens, von reichsten Geistesschätzen ist er, ein nur zu sparsamer, nur zu bedächtiger Verwalter, für uns, die wir seine Werke liebgewonnen hatten, trotz der hohen Zahl seiner Jahre noch zu früh abgerufen worden.

So blieb uns von seinem Schaffen nur ein unvollständiges, von seiner Persönlichkeit überhaupt kein auch nur einigermaßen ausführliches Bild. Seitdem ist wol das eine und das andere über ihn veröffentlicht worden, auch manches von ihm, aus seinem Nachlasse und aus seinem Briefwechsel, darunter leider mehreres, was zurückzuhalten die Pietät für den gegen sich selbst so strengen und vorsichtigen Mann wol erfordert hätte. Selbst die Schrift „De moribus Ruthenorum" mußte, herausgelöst aus dem Zusammenhange ähnlicher Studien Hehn's, als einseitig scharf vielfach peinlich wirken.

Wir begrüßen es deshalb mit Freuden, daß durch den um Hehn's Nachlaß so eifrig bemühten Theodor Schiemann kürzlich ein Lebensbild des eigenartigen Mannes erschienen ist*), das zwar keine Biographie im Sinne künstlerischer Geschichtsschreibung darstellt, aber als eine in den Rahmen der äußern Thatsachen von Hehn's Leben geschickt eingearbeitete Auswahl charakteristischer Anekdota des Hehn'schen Nachlasses und Briefwechsels um so werthvollere und zuverlässige Aufschlüsse über die Persönlichkeit des Schriftstellers und den innern Zusammenhang seiner Arbeiten gewährt. Freilich kann auch unsere lebhafteste Dankbarkeit dem Herausgeber des Buches den Tadel nicht ersparen, daß auf die Correctheit namentlich fremdsprachlicher Ausdrücke eine auffallend geringe Sorgfalt verwendet worden ist. Hehn selbst waren Fehler in griechischen Wörtern „so abscheulich wie Wanzen im Bette". Mit den Mitteln des Cotta'schen Verlages hätte sich seinen Ansprüchen nach dieser Richtung wol genügen lassen.

Aus dem reichen Inhalt des Buches heben wir zunächst die biographischen Hauptdata hervor. Hehn wurde 1813 in Dorpat geboren. Sein Geschlecht stammte aus Franken. Sein Vater war ursprünglich Theologe, aber durch Glaubenszweifel getrieben, dem geistlichen Amte den Rücken zu wenden, ward er Jurist. Die Stellung Hehn's in Dingen der Religion und Kirche mag vielleicht nicht unbeeinflußt von dem väterlichen Rationalismus und Zweifelmuth sein. Nachdem er, durch den frühen Tod des Vaters in beengten Verhältnissen, auf dem Gymnasium und der Universität seiner Vaterstadt gebildet war, verlebte er etwa fünf Jahre in Privat- und Hauslehrerstellungen in den Ostseeprovinzen, nicht befriedigt von seiner Thätigkeit, innerlich bewegt von einer jünglingshaften Schwärmerei neben einer doch schon damals bemerklichen Schroffheit seines Idealismus, — sein Stern war noch für längere Zeit Byron —, aber immer bemüht, nichts an seiner literarischen und wissenschaftlichen Ausbildung zu versäumen. In dreifacher Weise treten seine spätern Bestrebungen schon damals zu Tage. Er sucht sich heimisch zu machen in der Literatur der verschiedensten Nationalitäten; wissenschaftliche Arbeit widmet er mit Vorliebe einer linguistisch-ethnographischen Frage (die Skythen), immer mit dem Gesichtspunkt des Culturhistorikers; endlich ist charakteristisch für ihn die sehnsüchtige Reiselust, das Bedürfniß, das Fremde auch mit der Anschauung zu erfassen. Seine Sparsamkeit ermöglichte ihm 1838 diesem Drange zu willfahren. Er sah Schweden, die Rheinlande, Sachsen, Böhmen, Baiern, Italien, Frankreich und Belgien, Wanderjahre, die er nur durch einen Studienaufenthalt in Berlin (Winter 1838/39) unterbrach, wo namentlich die Hegel'sche Philosophie tief auf ihn wirkte und eine solche Fülle geistiger Interessen ihn umgab, daß er die für seine letzten Lebensjahre entscheidende Zuneigung zu der Stadt Berlin schon damals befestigte. Die Aufzeichnungen dieser Wanderjahre — die auf Italien und Frankreich bezüglichen sind in Buchform aus seinem Nachlasse herausgegeben worden (vgl. E. Lehmann in diesen Bl. Nr. 36) — zeigen bereits alle Vorzüge Hehn's in werdender Vollendung: scharfe Beobachtung von Natur und Menschen, namentlich in ihrem Wechselverhältniß zueinander, die Schärfe des Urtheils noch gemildert durch eine später mehr und mehr abnehmende Wärme der Empfindungen. Doch reichen bis in diese Zeit auch die Ansätze zu den Sammlungen „De moribus", in denen der kritische Sinn Hehn's, wie jede Kritik naturgemäß zur Auffindung des Schwachen, der Schattenseiten geneigt, mit so viel Schärfe und Rücksichtslosigkeit das Wort nimmt. Schiemann's Buch bringt köstliche Proben de moribus Francorum, von denen wir uns nicht versagen können, einiges herzusetzen. „Der Franzose ist religiös, weil das Gegentheil geschmacklos, mauvais goût, wäre. Pratiquer heißt zur Messe, zur Kirche gehen." — „Alles, was sie produciren, ist elegant, geschmackvoll, nichts einfältig und von genialer Größe. Sie ziehen alles zum Schmuck herab. Alle ihre Feste sind voll conventioneller

*) Victor Hehn. Ein Lebensbild von Theodor Schiemann. Mit Porträt. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 1894. Gr. 8. 5 M.

dignité, unnatürlich und blos drapirt. Uebercultur. — C'est étrange — ein schwerer Vorwurf, ebenso originalité."

Nicht minder scharfe Urtheile finden sich anderswo, so S. 189 sehr abweichend von allen romantischen Schwärmereien über die alten Deutschen, S. 308 wie mich dünkt besonders treffend über die „eidgenössische Phrase" und „den politischen Pharisäismus" der Schweizer.

Von 1841 bis 1846 war Hehn wissenschaftlicher Lehrer in der kleinen livländischen Stadt Pernau, wiederum eine Zeit ohne Berufsfreudigkeit, aber ausgeglichen durch gründliche Studien, deren äußerer Erfolg 1846 die Berufung zum Lector des Deutschen nach Dorpat war, eine Stellung, in der Hehn's eindringende Beschäftigung mit der deutschen Literatur, insbesondere der classischen Zeit, ihren Anfang nahm. Leider schlug in diesen vollen Frühling beglückender Thätigkeit jäh und tyrannisch der Hagelschlag eines politischen Processes, wie solche ja leider für das unglückliche deutsche Colonialland mit der nikolaitischen Periode Rußlands nicht ihr Ende gefunden haben. Eine Correspondenz mit der Baronin Bruiningk, die wegen ihrer Sympathien mit den Bewegungen von 1848 misliebig war, führte (1851) zu einer Beschlagnahme von Hehn's Papieren und nach seiner Rückkehr von einem Ferienaufenthalt in Pernau zu seiner Verhaftung und Ueberführung nach Petersburg. Längere Zeit dauerte die Untersuchungshaft. Hehn hat über alle Einzelheiten des Verfahrens in üblicher Weise Schweigen geloben müssen und sein Wort gehalten. Nach Berichten von anderer Seite hätte der Zar zu den Hehn'schen Acten bemerkt: „Mr. Hehn est un homme de beaucoup de connaissances, mais il lui manque la connaissance de la vie pratique. Je vais la lui procurer." Das entschied über Hehn's ferneres Schicksal. Von einer Fortsetzung seiner akademischen Thätigkeit konnte keine Rede mehr sein. Nach dreimonatlicher Festungshaft wurde er nach Großrußland verbannt und wählte als Aufenthaltsort Tula. Dort blieb er bis 1855, nominell als Kanzleibeamter, in der Hauptsache auf seinen Erwerb durch Klavierunterricht angewiesen; öde, trübe Jahre, aber für Hehn's inneres Leben bedeutsam, weil ihm hier in liebevoller Vertiefung in Goethe's Werke nicht nur ein Trost über seine Lage, sondern die innere Festigung und Klärung seiner geistigen Persönlichkeit sich erschlossen hat. Der Plan einer großen Goethe-Biographie, über den Schiemann interessante Mittheilungen macht, fällt in diese Zeit. Das Buch über „Hermann und Dorothea" ward ausgearbeitet; die „Gedanken über Goethe" sind nur ein Stück aus dem Reichthum dieser Studien, ein schöner Torso.

Erst nach Nikolai's Tode begnadigt, wandte sich Hehn nach Petersburg, wo es ihm gelang an der kaiserlichen Bibliothek eine Stellung zu finden, die seinen Neigungen entsprach. Hier folgen nun die stiller und gelehrter Arbeit gewidmeten besten Jahre seines Lebens, die Vollendung seines Hauptwerkes, wiederholte größere Reisen. Eine Culturgeschichte Europas steht ihm als die oberste Einheit seiner vielfältigen Studien vor Augen: das Buch über die Urgeschichte der Culturpflanzen und Hausthiere und das Goethe-Buch sind wie ein Anfangs- und ein Schlußkapitel daraus. Hiermit ist die höhere Einheit dieser inhaltlich so verschiedenen Arbeiten bezeichnet.

1873 trat Hehn in den Ruhestand und verlebte noch siebzehn Jahre seines Greisenalters in Berlin, immer noch ein fleißiger Beobachter und Sammler, auf Reisen wie daheim, zuletzt wol etwas vereinsamt und durch seine persönlichen Beziehungen schwerlich ganz befriedigt. Nur zu weniges von all seinen Entwürfen war ihm, wie wir schon sahen, selber vergönnt zu Ende zu führen.

Werthvoller noch als der Einblick in diese äußern Lebensverhältnisse ist die Möglichkeit, die uns das Schiemann'sche Buch bietet, die complicirte Eigenart Hehn's von einem Punkte aus zu verstehen und aufzuschließen. Nichts trägt dazu so viel bei als die dankenswerthe Veröffentlichung von Hehn's Aufsatz über Goethe's Farbenlehre (S. 204 fg.). Hier erkennt man besonders deutlich das einfache und fundamentale Princip, durch das Hehn's Geist und Charakter seine Richtung in allen Fragen des Wissens und des Lebens empfangen hat: es ist die Goethe'sche Einheitlichkeit von Anschauung und Denken, der Einklang des künstlerischen und des wissenschaftlichen Triebes, die concrete Harmonie zwischen Natur und menschlichem Geist. Daraus ergibt sich alles. Der Zusammenhang zwischen den Naturbedingungen und dem geistigen Leben bestimmt Hehn's Interessen als eines Culturhistorikers. Hier entspringt die Quelle seiner Lust und Fähigkeit, das Typische in den Individualitäten der Völker zu beobachten, sein feines Verständniß für die Bedeutung der Rasse. Damit im Zusammenhange stehen seine Sammlungen de moribus, steht schließlich auch sein Antisemitismus. Die jüdische Nation erscheint ihm als unorganisch hineingeschoben in die europäische Culturentwickelung, und wie sie selber aus den ursprünglichen Naturformen ihrer Existenz herausgerissen ist, so ist es ihr eigen, solche Naturformen auch anderswo nicht zu begreifen und mithin auch nicht zu respectiren. Sie ist einseitig intellectuell geworden und wirkt mithin auflösend und zersetzend. Was Hehn über jüdischen Geist (Lassalle und Lasker) und über jüdischen Stil sagt, ist wol das Beste, was darüber überhaupt gesagt worden ist. Aber auch Hehn's politische Stellung — dies hängt ja mit dem Kapitel „Antisemitismus" nahe zusammen — bestimmt sich aus der Abneigung gegen alle Tendenzen, die das organisch und natürlich Gewachsene, das geschichtlich Entwickelte, die „Naturharmonie der Geschichte" möchte man sagen, nach einseitigen und willkürlichen Lehrsätzen umzugestalten sich vermessen. Die Vollender der Menschheitsentwickelung sah er nicht in grauen und abstracten Theorien, sondern in der lebendigen Naturkraft großer Menschen: Goethe und Bismarck waren seine Heroen. Dieser Sinn für die persönliche Beeinflussung der Geschichte durch bedeutende Charaktere tritt auch in dem Aufsatze über die auswärtige Politik des Kaisers Nikolaus hervor, den Schiemann nebst einigen familiären Briefen dankenswertherweise seinem

Buche als Anhang beigegeben hat. Die Anerkennung ist hier um so rührender, als ja Hehn durch die Principien des nikolaitischen Rußlands persönlich so viel zu leiden hatte. Mit dem Herausgeber hier nur Taktik und Ironie zu finden, sehe ich keine Veranlassung.

Bezeichnend sind die Aeußerungen: „Vor etwa vierzig Jahren war der stumpfen Masse gegenüber jeder reichere, umfassender gebildete Geist liberal: jetzt ist jede tiefere und vornehmere Natur conservativ und überläßt den «Fortschritt» den Männern von der Bierbank. Doch möcht ich auch nicht auf die conservative Partei schwören: ich bin, um es kurz zu sagen, auf den Namen Bismarck getauft" (S. 199) und: „Wenn ich die Wahl habe, so bin ich lieber Socialdemokrat als Fortschrittler. Der erstere greift nach dem Mond und den Sternen, was sich von selbst verbietet; der Fortschrittler will den Baum umgekehrt in die Erde pflanzen, was wenigstens möglich ist, wenn auch der Baum dabei zu Grunde geht" (S. 219). Mit dieser Abneigung gegen den Liberalismus hängt nahe zusammen ein feiner Sinn für die Bedeutung des Adels, die Abneigung gegen alles demokratische Nivelliren. Als Trägerin solcher durch allgemeines Verflachen die reiche Gliederung der gesellschaftlichen Naturformen zerstörenden Bestrebungen war ihm die im liberalen Geiste geförderte Volksschule, „der Diesterwegianismus", umsympathisch.

Man sieht, wie sich thatsächlich von jenem einen Punkte aus alles bei Hehn erklärt; nicht zuletzt auch — um diesen wichtigen Zug des Bildes nicht zu vergessen — seine Abneigung gegen den hypernationalen Teutonismus. Die Nationalität ist ihm eben auch eine Naturform, wie Kindesliebe und andere, ein unbefangenes, von selbst gegebenes Gefühl. Wo sie zum Gegenstande der Theorie und Reflexion gemacht wird, wo man davon als von einer Leistung des Willens und Entschlusses predigt, da ist keine Unschuld mehr, da ist Unnatur. Man lese die trefflichen Worte S. 174 fg.

In zwei Dingen freilich ist es diesem so einheitlich bestimmten Geist nicht gelungen, den in seiner eigenen Richtung liegenden Zusammenklang des Sinnlichen und des Geistigen selber zu vernehmen. Das eine ist seine Stellung zur Religion. Eine gewisse Disposition für den katholischen Cultus, seine Abneigung gegen die Civilehe, welche es versäumt, „bei einem Schritte von ungeheuerer Bedeutung an ein über das arme, schwache Individuum hinausgehendes Allgemeines anzuknüpfen", diese und manche andere Aeußerungen beweisen deutlich, daß Hehn recht wohl auch in den religiösen Trieben eine „Naturform" aufzufassen fähig war: aber in der Offenbarung einer einzelnen Lehre vermochte er nur das Hinauszerren der unbewußt wirkenden Natur aus ihrer Harmonie in eine ungesunde Einseitigkeit zu erblicken. Am Christenthum insonderheit mußte ihn die Weltflucht, das Ablehnen des Natürlich-Sinnlichen abstoßen. In ihm lebte die antike, von der katholischen Kirche noch so vielfach erhaltene Weise, das Geistige im Sinnlichen zum Ausdruck zu bringen: das entgegengesetzte Bestreben, alles Sinnliche zu vergeistigen, war seiner Natur fremd. Und doch ist beides im Grunde eins, und beides entspringt aus derselben Quelle, aus dem Idealismus. Nur daß Hehn eine Form der Entartung, jenen düstern Fanatismus, der Gottes Schöpfung frevelhaften Sinnes ein Jammerthal nennt, niemals zu trennen vermocht hat vom echten Wesen des Christenthums. Dem Sprößling einer Familie, in der die Aufklärungszeit so mächtig gewirkt hatte, dem Zögling des philosophischen Rationalismus, wie er in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts blühte, ist diese Schwäche wol zu verzeihen. Das zweite, wo wir Hehn's Anschauungen nicht billigen können, ist seine — leider so vielfach getheilte — Beurtheilung Schiller's. Sein Hauptvorwurf faßt sich zusammen in dem tadelnden Worte Rhetorik. Ich finde keine Spur davon, daß Hehn jemals mit dem Wesen der Rhetorik sich näher vertraut gemacht hätte. Sie ist ihm nur eine Disharmonie, eine Zerstörung der natürlichen Harmonie durch ein Vorwalten des Bewußten, des Künstlichen, des berechnenden Intellects. Er kennt das Wort nur mit dem Nebenbegriff des Advocatorischen. Ob er jemals die Rhetorik des Aristoteles gelesen hat, dies tiefsinnige, reife, köstliche Buch? Dann hätte er gelernt, daß ja gerade darin das Wesen der Rhetorik beruht, daß sie im Gegensatz zu den abstracten Formen der wissenschaftlichen Rede auch der Naturseite des Menschen, seinem Gemüth, seinen Affecten, seinen ästhetischen Bedürfnissen ihr Recht werden läßt, daß recht eigentlich alle künstlerische Rede rhetorisch sein muß. Und dabei ist es nur eine stilistische Verschiedenheit, ob die Kunst sich unverhüllt zeigt und darbietet, oder ob der Künstler jene andere Darstellungsweise vorzieht, bei der sich die Kunst verbirgt und scheinbar zur absichtslosen Naturentfaltung wird.

Otto Immisch.

Aus dem deutschen Geistesleben.

1. Laienpredigten für das deutsche Haus. Ungehaltene Reden eines Ungehaltenen von Otto von Leixner. 1.—12. Tausend. Berlin, Verein der Bücherfreunde. 1894. 8. 4 M.

In einer Zeit, wo so vielartige und vielfarbige widerspruchsvolle Tendenzen wirr und schrill durcheinander surren; in einer Periode, die sich mit koketter Selbstpersiflage so gern und aufdringlich als eine solche der Decadence, als eine Periode des beschleunigten Niedergangs oder forcirter Selbstzersetzung brandmarkt, um es den Nachbarn nicht nur im Traumland der Poesie, sondern auch in actueller Wirklichkeit, wenn es möglich wäre, mit altdeutscher Gründlichkeit gleich zu thun, ist es natürlich, daß eine Horde

von Abraham's a Santa Clara die biedermännischen Kehlen in Aufruhr setzt, um mit einem zeternden Quos ego! zu retten, was zu retten ist, indem sie mit Zerrspiegeln durch Vorder- und Hinterthüren in die Gesellschaft eindringt, die lustigen Brüder und Schwestern durch die grimassenhaften Züge ihrer Conterfeis zu ernüchtern und zu schrecken, zu entsetzen und zur Ein- und Umkehr zu bewegen sucht, mit dem alleinigen Erfolge, daß die heitere Cumpanei nur noch fideler wird: einmal, weil die barmherzigen Brüder, die, ihr das Heil zu bringen, so entsetzliche Gesichter schneiden und so kapuzinerhaft das Maul aufreißen, zum andern, weil die Bilder, die sie von der Zeit entwerfen, so drollig übertrieben sind, daß jedes kindliche Gemüth die polternden Propheten lediglich für Spaßmacher hält. Und so will auch ich meinerseits lieber mit dem Monarchen an herrliche Tage der Zukunft glauben, und zwar an jene herrlichen Tage der Zukunft, denen Bismarck's Genie, Bismarck's nüchterne Weisheit und eiserne Regentenkraft die Bahnen bereitet hat, als mit den Wüstenpredigern der Epoche über Gigerlthum und Ibsenismus und die bodenlosen Nachzügler Schopenhauer's flennen oder gar über moderne Mädchenerziehung mit O. von Leixner greinen in einer Zeit, wo weibliches Talent und weibliche Bildung Triumphe feiern, welche der Erziehung ihrer Väter und Lehrer alle Ehre machen. Daß man nur die neue Zeit, die Bismarck geweckt, nicht genießen zu wollen das Ansinnen stelle, so lange noch ihre Geburtswehen dauern! Daß man nur nicht wähne, daß Reformen vollgewappnet aus Köpfen springen, die nicht Bismarck'sche Zeus-Schädel überdachen! Gut Ding will Weile haben! Das Jahrhundert freilich ist Jeremiaden gewöhnt. Seit der französischen Revolution, deren Niederkünfte die Rousseau und Voltaire einläuteten, sind die Zeiten in steten Wehen befangen geblieben; die langwierigsten verursachten die Metternich'schen Prohibitiven. Da schuf Lord Byron das politische Brand- und Jammerlied. Heine, Herwegh und Genossen folgten bei uns und inaugurirten artig das 1848er Eia popeia! Es ließ sich immerhin hören: die Constitution war am Leben. Es folgten der Bund und das Reich. Nun soll dem Reiche das Kaiserthum geboren werden. Und diese Entbindung wird Michel's Germania schwerer, scheint es, als die vom Bismarck'schen Majordomat. Wenn sie hier helfen wollten, die Laienbrüder, die da ungehaltene Predigten halten! Diejenigen unseres Ungehaltenen beschränken sich aber nur darauf, den Michel ins Gebet zu nehmen über Fragen der Gurgel, des Paarungstriebes, des armen und reichen Gigerls (den er bald als Masculinum, bald als Neutrum heimsucht, um dabei höchst bedenkliche grammatische Purzelbäume zu schlagen), z. B.:

Es hat viel in vielen Büchern herumgeblättert und bildet sich nun ein, daß alles werthlos sei; es wehrt aber dennoch ab, wenn man ihn (!) pessimistisch nennt . . . (S. 63), .

des Gesellschaftssinns, dessen Aeußerungen der Ungehaltene des lichterfelder Sandes: „Vereinsläuterei, Jubiläumsseuche und Festbummelei" schimpft, u. s. w. Man sieht, man hat eine stilistische Abart Abraham's a Santa Clara vor sich; aber doch nur eine außerordentlich dürftige Spielart des Sprachgewaltigsten aller Faxenmacher im Ornat. Daß der deutsche Michel gerade durch die festlichen Zusammenrottungen seiner lied- und büchsenfrohen Stämme immer wieder daran erinnert wurde, was er für ein Michel sei und sein könne, übersieht der Ungehaltene von Lichterfelde im engern so einseitig, wie im weitern unhistorisch. Und so ergeht es ihm überall. Sein Ton schillert hausbacken, poetisch, philosophisch durcheinander. Es gebricht den Predigten die vornehmste Eigenschaft, die wir von einer guten Predigt fordern: gleiche Wirkung auf die vor Gott und dem Prediger Gleichen. Es fehlt die höhere Volksthümlichkeit. Stünde unsere Frauen- und Mädchenbildung so tief, als Otto von Leixner meint, so wäre sein Buch für die schwächere Hälfte des Vereins der Bücherfreunde so verloren, als es Heiberg's „Todsünden" für seine beiden Hälften waren. Dabei finden sich grundfalsche Definitionen der einfachsten Begriffe. „Luxus", heißt es S. 113, „ist jedes Bedürfniß, das die Verhältnisse verbieten." Das ist üble logische Umwerthung. Das „Bedürfniß" an sich ist ja rein psychischer oder geistiger Natur; z. B. das Bedürfniß nach besserer und tieferer Zeitkenntniß. Wie in aller Welt soll es zum Luxus werden, wenn des Bedürfnisses Befriedigung die Verhältnisse verbieten? Und zu solchem Prediger, den unsere Frauen leichtlich ad absurdum führen, sollen wir unsere Ohren tragen? Und so kanzelt und nörgelt der Ungehaltene weiter, daß einem angst und weh wird vor seinen thörichten Grillen. Er wirft uns alle, seine wohl- und übelmeinenden Zeitgenossen alle, in einen insgemeinen Topf und decretirt für unsere frische Gaumenlust so anmaßend wie barbarisch: „Nur e i n Gericht!" (S. 118). Auf S. 168 indessen erreicht sein socialistischer Paroxysmus die schwindelndste Höhe in dem dithyrambischen Zukunftscouplet: „Alle, die Tochter des Fürsten wie des Arbeiters tragen die gleiche einfache aber gesunde Tracht." So treibt der Ungehaltene die Teufel mit Beelzebub aus und ihm ist verborgen, daß die Tochter des Arbeiters sich von dem Erlöse der Spitzen putzt, welche sie für die Tochter des Fürsten klöppelt, hierbei unter Umständen fröhlichere Lieder singend, als die Prinzessin im stillen Bergschloß oder vereinsamt in rauschender Soirée. Die Schläue des Ungehaltenen ist wurmstichig. Statt daß er die Nothwendigkeit und innerste Gesetzmäßigkeit der Standesunterschiede predige, sucht er dieselben, in der That mehr als laienhaft, von unten auf, vom Beginn der Erziehung ab, zu verwischen. Diese Erziehung selbst verlegt er, viel zu einseitig, aus der Familie in die Schule. Ja, wenn unsere Lehrer und Lehrerinnen erziehen könnten! Dazu sind unter andern sie gerade deshalb völlig außer Stande, weil jedes Individuum jeder verschiedenen Gesellschaftsklasse und Stufenhöhe einer besondern Erziehung bedarf, die im Grunde nur die Familie auszuüben vermag. Der Ungehaltene verwechselt eben, wie so vieles, Erziehung mit Bildung. Im übrigen sind alle diese Fragen von

unsern zunftmäßigen Pädagogen, nachdem eine reiche Philosophie ihnen vorgedacht hatte, viel besonnener und würdiger erörtert und in wackerer Thätigkeit so vielartig beantwortet worden, daß wir unserseits mit den Resultaten der modernen Mädchenbildung fürs erste völlig zufrieden sind. Ich habe z. B. hinreichende Gelegenheit gehabt zu beobachten, daß sich in Gnadau gebildete Mädchen in Schulpforte aufgewachsenen Jünglingen in ihrer Weise so artig gewachsen zeigten, als etwa ein Stern der Augusta-Schule einem Lumen des Corps von Lichterfelde. Auch im einzelnen weichen wir weit ab von des Ungehaltenen sonderbaren Meinungen. So sollen sich die Schulbücher der Töchter vermögender Aeltern auf diejenigen der mittellosen vererben! Es gehört zum ABC der Pädagogik, zwischen Schüler und Buch ein möglichst inniges Verhältniß zu schaffen. Unsere Bücher sollen unsere Freunde werden. Werden sie es nicht, dann ist es ihre Schuld zumeist. Wer aber mag sich von Freunden trennen, denen man so viel schuldig geworden ist? Ein beliebtes Thema Koberstein's für die Primaner der Schulpforte lautete: „Die Bücher meiner Kindheit.“ Wie manches dieser Bücher, besonders wenn der findige Zögling es mit Schreibpapier durchschießen ließ, ist voll von werthvollen Notizen, Glossen, Erläuterungen, Einleitungen, und enthält somit unter Umständen wahrhafte Schätze von commentatorischen Materialien! So ließen sich so viele, viele dieser Aufstellungen einer bellamysirenden Pädagogik ins Nichts verweisen. Derlei — die Schulconferenz hat es bewiesen — läßt sich nicht dictiren und zusammenphantasiren, sondern muß zellenweis organisch sich erzeugen. Daneben mögen unsere modernen Abraham's a Santa Clara ruhig weiter zetern! Der Michel ist und bleibt traumselig. Das ist wol wahr. Der Michel muß mit der Kinderklapper in Athem gehalten werden. Unter Michel verstehe ich den deutschen Bildungsphilister, der beim Bier ungehaltene Reden hält über Dinge, die er nicht versteht. Gefährlicher immerhin sind jene, die solche Reden, fern der Weltläufigkeit des Biertisches, drucken lassen. Welch unsägliches Unheil haben Zarathustra, Caligula, Rembrandt unter uns angerichtet! Des Ungehaltenen Weisheit ist entweder völlig alltäglich, oder, so weit sie neu ist, wie seine pädagogische Ideologie, unhaltbar. Sein Moralisiren vor allem schießt weit übers Ziel. Wenn Johannes der Täufer von wildem Honig und Heuschrecken lebte, so nahm Jesus die köstliche Fußsalbung der schönen Sünderin in Gnaden auf und wies den Jünger ab, der über „Luxus“ greinte. Wenn der Ungehaltene, wie er renommirt, keine Liqueure trinkt, so sollen bei Leibe nicht die biedern Benedictiner- und Karthäuser, die an der Spitze der modernen Destillationskunst marschiren, ihre Laboratorien schließen. Also nämlich predigt Shakespeare den deutschen Puritanern neuester Aera: „Bildet ihr euch ein, weil ihr tugendhaft seid, es solle keinen Speckkuchen und keinen Moselwein mehr geben?“ „Ganz gewiß soll es das! Und der Chartreuse soll beim Kaffee auch noch den Gaumen kitzeln!“

2. Forschungen zur deutschen Philologie. Festgabe für Rudolf Hildebrand zum 13. März 1894. Leipzig, Veit u. Comp. 1894. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.
3. Festschrift zum siebzigsten Geburtstage Rudolf Hildebrand's in Aufsätzen zur deutschen Sprache und Literatur sowie zum deutschen Unterrichte von Karl Biltz, O. Brenner, Sigmund Feist, Ludwig Fränkel u. s. w. Herausgegeben von Otto Lyon. Leipzig, B. G. Teubner. 1894. Gr. 8. 4 M.

Wenn sich ein Sämann seine Arbeit sauer werden ließ, so war es Rudolf Hildebrand, nahezu der Aelteste in dem immer mehr zusammenschmelzenden Seniorenkreise unserer Germanisten. Ich weiß, er haßt das Wort, aber kein besseres hat er an seine Stelle zu setzen vermocht, da „deutsche Philologie“ etwas anderes war und bleibt als deutsche Germanistik wurde. Aber keine sprachvereinelnden Discurse hier! Nun ist der ungleich beste und tiefste Lexikograph der deutschen Sprache in sein achtes Decennium ein- oder sagen wir aufgerückt, und seine Schüler sind gekommen, sein Fest mit Blumen und Aehren zu schmücken, die auf seinen Gebreiten und Geländen gewachsen sind. Und sein Reich ist weit; so konnten die Garben, die man zu seinem schönsten Erntetage sammelte, nicht anders als reiche sein. Zwar nicht alle, die zu ihres Meisters Feste geladen wurden, konnten erscheinen. Dem einen fehlte die sonntägliche Stimmung, ein literarisches Festkleid dem andern; dem dritten gebrach im Galeerendienste des Alltags überhaupt jede Erinnerungsfreude u. s. w. Gleichwol ist der Chor der Festgenossen ein so ansehnlicher an Zahl der Namen wie Bedeutung ihrer Träger, daß unter den Jubilaren unserer Hochschule kaum ein noch so glänzender Repräsentant akademischer Herrlichkeit sich finden dürfte, dem Schülerliebe und Schülerdankbarkeit ein Denkmal errichtete, das sich so ganz aus den Herzen der Feiernden und dem Wesen des Gefeierten geboren hätte, wie eine jede dieser „Festschriften für Rudolf Hildebrand“. Man muß ihn selbst gehört, nicht nur gelesen haben. Er ist kein Katheder-Rhetoriker wie Bernays, noch sonnt er sich an dem leidenschaftlichen Feuer der paradoxenreichen Vortragsweise Scherer's. Er strebt sogar nicht eigentlich nach Stil, d. h. formaler Abrundung und gefälligem Flusse. Rudolf Hildebrand geht völlig auf in Sachlichem. Hier freilich entwickelt er mit nahezu grausamer Gründlichkeit den Stoff seines Vorwurfes von den geheimsten Wurzeln bis zu den nur seiner Mikroskopie erkennbaren Staubfäden der Blüte mit jenem Idealismus, der in dem Kleinsten und Unscheinbarsten eine Welt sucht, und mit jener Schöpferkraft, die mit fabelhaftem Wissen aus dem Kleinsten und Unscheinbarsten eine Welt baut. Denn er ist ganz zweifellos der gelehrteste Lexikograph unserer Sprache. Dabei unterstützt ihn eine philosophische Schulung, die ihn zum feinsten Dispositionskünstler des Grimm'schen Wörterbuches macht. Und alles, was er gibt, ist sein Eigenstes. Er arbeitet ohne jene Hülfstruppen, die neuerdings aufgeboten werden, um das lexikographische Colosseum endlich zur Krönung zu führen. Dies Subventionssystem ist nicht günstig. Denn auf solche Art verschieben und verrücken sich

die Horizonte des Werkes, bei dem es so außerordentlich gerade auf jene Weite des Blickes ankommt, die nun eben naturgemäß dem gereiften Alter in höherm Grade eignet als dem reifenden, wie denn professorale Weisheit weiter und tiefer zu dringen pflegt, denn doctorale. So durfte sich auf solche Weise allerdings von Hause aus den Hildebrand'schen Artikeln eine ungleich höhere Bedeutung prognosticiren lassen als denen seiner jüngsten göttinger Mitarbeiter. Und ein gewisses Grausen pflegen jene denn auch notorisch unter Betheiligten immer wieder hervorzurufen, wenn es an ein Vergleichen des Aufrisses, der Gliederung, des Ausbaues geht. Hildebrand arbeitet nicht in „Kreideskizzen", deren Ausführung der Zukunft überlassen bleibt. Er ist von dem monumentalen Endzweck der „ersten" Ausgabe des Wörterbuches so tief durchdrungen, daß er meint, den Kommenden nicht überlassen zu sollen, was die Gegenwärtigen leisten können: vielleicht weiß er auch, daß das geldarme Reich für so kostspielige wissenschaftliche Expeditionen fürs erste keinen zweiten Fond zu beflügeln vermag. Diese seine kernige Art spiegelt sich nun überall in diesen Festgewinden seiner Schüler wieder; das Anspruchslose, das Gediegene, die Hochhaltung des Kleinen im Dienste des Großen, die Abneigung gegen alles Prunkende und Flitternde, die hier je zuweilen sich steigert ins Unfrisirte; denn unsere Germanistik — den einen Scherer ausgenommen — hat mit der Bärenart der Altvodern zu liebäugeln nie für Raub an dem Goethe-Schiller'schen Katechismus gehalten. Das erbt so fort.

Was nun den Inhalt angeht, so ist er so reich und vielseitig, daß ein Eingehen auf das Einzelne sich um so mehr verbietet, als sich hier aus aller deutschen Herren Ländern in einheitlicher Schale zusammengetragen findet, was sich sonst in pädagogischen, germanistischen und literaturgeschichtlichen Fachzeitschriften zerstreut hätte. Vielleicht bieten die stattlichen Bände an sich gerade durch diesen Umstand weitern Kreisen besondern Reiz. So handelt Otto Lyon von der Einheit des deutschen Unterrichts an der Universität und in der Schule, d. h. einem unerreichbaren Ideale. Uebrigens soll die Universität gar nicht unterrichten; sie soll anleiten; sie soll Wege zu selbständigem Wandeln zeigen. Sigmund Feist, O. Glöde, H. Gloël, F. Kluge, W. Braune, F. Vogt spenden Sprachwissenschaftliches unter den Aufschriften: „Deutsche Etymologien"; „Die Stellung des niederdeutschen Dialekts und seiner Werke zur hochdeutschen Schriftsprache und Literatur"; „Niederrheinisches Deutsch"; „Wortdeutungen"; „Zur Lehre von der deutschen Wortstellung", „Von der Hebung des schwachen E". Konrad Burdach schließt diese fruchtbaren Streifzüge durch die Geschichte unserer Sprache mit einem Excurs in das Unwesen der Hiatusgesetze. Sonderbarerweise stehen Abhandlungen zur vaterländischen Verskunst, welche Hildebrand mit besonderer Vorliebe zu behandeln pflegte, in beiden vorliegenden Sammlungen völlig zurück. Pädagogisches bringen neben Lyon A. Matthias unter dem Titel: „Ein Kapitel an sich". Hier geht ein Hildebrand'sches Samenkorn in Blüte, der wir eine reiche Frucht wünschen. Es handelt sich um schulmeisterliche Terrorismen. Zur Geschichte der Sage steuern im Geiste ihres Meisters Karl Biltz und Mogk bei. Biographisches liefern R. Schlößer: „Seebach", L. Fränkel: „Eberhard Lappe, ein deutscher Schulmeister und Germanist älterer Zeit"; G. Klee: „Tieck's Reise von Berlin nach Erlangen 1793"; K. Kögel: „Goethe und Beethoven". Es war nothwendig, hier den Biographen sowol des Dichters wie des Tonkünstlers endlich geläutertes und bereichertes Material zuzuführen. Es ist eine der tragikomischsten Erscheinungen in der deutschen Geistesgeschichte, daß der einzige Kopf, welcher einer musikalischen Durchdringung und Verherrlichung des „Faust" gewachsen war, an der Aufgabe vorüberging. Hier, in dem Aufsatz Kögel's, erreichen diese Spenden die Höhe ihres Interesses; die sonstigen literarhistorischen Stücke, ob sie nun Bürger, Klopstock oder Gottsched, Schiller oder M. Greif gewidmet sind, sind untergeordneter Natur. Der Röthe'sche Nachweis im besondern dramatischer Quellen des Schiller'schen „Tell" hat nichts Ueberzeugendes. Wenn zwölf Dichter, gleichviel welcher Qualität, Cäsar in den Mittelpunkt einer Tragödie stellen, so wird das volle Dutzend solcher Dichter Cäsar an dreiundzwanzig Wunden sterben lassen müssen. Man ist mit dem philologischen Schlag- und Kraftworte „Quelle" viel zu verschwenderisch. Die crasseste Selbstpersiflage solcher Methode haben wir bekanntlich vor kurzem innerhalb der Lessing-Forschung erlebt; in England freilich war die Shakespeare-Bacon-Farce vorangegangen. Ein unzweifelhaftes Plus bleibt aber Gustav Röthe's Schrift insofern verbrieft, als er die dramatische Tell-Dichtung vor Schiller in ihre Wurzeln verfolgt und vielseitig, wenn auch kaum allseitig, ihre Verzweigung erhellt. Uebrigens findet Röthe's von dem ihm eigenen warmblütigen Subjectivismus beseelte Abhandlung ein anmuthiges Gegenstück in Franz Schnedermann's erquickender Untersuchung über „biblische Anklänge bei Schiller", die aufs neue darlegt, wie eng unsere großen Dichter der lutherischen Sprache verhaftet bleiben und unter der allgewaltigen Wirkung seiner Bibel verharren.

Damit wollen wir schließen. „Es ging ein Sämann aus zu säen" — —: hier ist der Erntekranz; der Erntekranz als Sinnbild der Krönung rastloser Arbeit eines Menschenalters, als welche wir erkennen sollen an ihren Früchten. Ich sagte es: aus aller deutscher Herrn Ländern sind die Aehren und schmucken Bänder zu diesem vollen Kranz gespendet worden, und die deutschredende Schweiz, die Schweiz des Schiller'schen „Tell", hat in Rudolf Kögel's schönem Beitrag zur Geschichte Goethe's und Beethoven's des Kranzes würdigste Zier beigesteuert. Möge der Jubilar seines Ehrenkranzes immer froher werden; mögen die dankbaren Jünger selbst, die ihn gewunden, in Höhen und Tiefen des deutschen Lebens immer schönere Erntefeste feiern als Sendboten Rudolf Hildebrand'scher Art, als würdige Träger und beredte Verkünder seines Geistes.

Adalbert Schroeter.

Allerhand Humore.

1. Humoresken von Albert Roderich. Berlin, Freund u. Jeckel (Carl Freund). 1894. 8. 3 M.
2. Heitere Grüße. Humoresken von C. Eckberg. Berlin, O. Janke. 1894. 8. 1 M.
3. Frau Lieutenant und andere Humoresken von Franz Herczeg. Aus dem Ungarischen von Oskar von Krücken. Berlin, O. Janke. 1894. 8. 1 M.
4. Menschen. Humoresken von Sándor Brody. Aus dem Ungarischen von Oskar von Krücken. Berlin, O. Janke. 1894. 8. 1 M.
5. Die Geschichte eines Lächelns und andere Novellen von Emil Roland. Berlin, A. Duncker. 1894. 8. 2 M.
6. Erzählungen. Dritter Band: Geschichten aus dem Kleinleben von Wilhelm Sommer. Basel, Benno Schwabe. 1894. 8. 4 M.

Es gibt wol kaum einen Begriff innerhalb der Wissenschaft vom Schönen, der so mannichfach und in so verschiedenem Sinne verstanden und angewendet wird, wie der des Humors. Wenn schon die ästhetische Theorie dem einheitlichen Grundbegriffe gar verschiedene Spielarten unterordnet, so verfährt die literarische Praxis noch viel freier, ja sogar sehr willkürlich, indem sie unter dem Namen der humoristischen Erzählung oder der Humoreske vieles mit einschlüpfen läßt, was mit dem eigentlichen, dem Humor im tiefern Sinne nichts mehr zu thun hat, was sich lediglich auf dem Gebiete des Komischen oder gar des Burlesken bewegt. Dieser tiefere Humor aber, der die Leiden der Menschenseele und die großen und kleinen Schläge des Schicksals, die Widersprüche in der Menschenbrust, die so Großes will oder doch zu wollen meint und in diesem Streben so oft von kleinsten Kleinigkeiten abgelenkt und gehindert wird, der dieses alles als Ausfluß der Weltordnung zu begreifen und in sich zur einheitlichen Weltanschauung zu vereinigen und zu erklären versucht, ist gerade bei guten und tiefen Gemüthern nicht selten, sodaß gar manche Erzählung in diesem Sinne als humoristisch gelten kann, die diesen Namen nicht an der Stirn trägt.

Den Beleg für das hier Gesagte soll die Besprechung einer Reihe von Büchern liefern, die zumeist als Humoresken bezeichnet sind, denen wir aber auch andere anschließen, die diese Bezeichnung nicht führen und die doch dem Gebiete des tiefern Humors angehören. Gleich das erste dieser Bücher: „Humoresken" von Albert Roderich (Nr. 1), zeigt uns, wie Verschiedenartiges unter der Flagge des Humors segelt. Nur in der ersten der hier vereinigten Erzählungen finden wir jenen tiefern Humor, der mit einem Auge weint und mit dem andern lacht, der die großen Leiden des innern und die kleinen des äußern Lebens in Einem zu überwinden vermag. Dieses erste Stück: „Aus dem Leben eines Glücklichen" erzählt uns das Leben eines Dorfschulmeisters, dessen harmonisch-zufriedene Natur die Tücken des Schicksals wie die Bosheiten der Menschen durch unerschütterlichen Gleichmuth und unzerstörbare Güte siegreich überwindet. Aber auch hier spielt schon eine Abart des Humors hinein, die fälschlich so genannt wird, die drastische Komik, wie sie schriftstellernde Schauspieler gern anwenden, die dann in andern Stücken noch mehr hervortritt, so z. B. in „Wenn Einer undeutlich schreibt" und besonders in „Fritze Kulasch", das schon seinem Gegenstande nach völlig den Bühnenhumor athmet. In einigen Stücken, Humoresken im landläufigen Sinne des Wortes, d. h. komischen Geschichten, sind vielleicht nicht ganz neue Motive in unterhaltender Weise neu behandelt. Neu ist wol der Grundgedanke von „Ein Büßer"; das ist ein Sonderling, der durch seine schwermüthige Lebensauffassung sich und den Seinen das Leben verbittert hat, und der nach dem Tode der geliebten Frau, deren Leben er schwer getrübt hat, dafür dadurch büßt, daß er von nun an bemüht ist, alle Welt durch seine Witze und Späße zu erheitern, wenn auch mit blutendem Herzen. Wenn nun freilich die Scherze meist auf dem Gebiete der niedern und niedrigsten Komik liegen, ja wenn er sich geradezu zum Hanswurst für die liebe Jugend macht, so soll das vielleicht die Buße um so schwerer erscheinen lassen, die Sache erhält aber dadurch den Charakter des Uebertriebenen und Schrullenhaften, und es wird uns schwer, in diesem Manne einen tiefen und ernsten Charakter zu erkennen. Die Geschichte macht in besonderm Maße den Eindruck, den wir auch bei den übrigen nicht abweisen können, daß wir es durchaus mit Ersonnenem zu thun haben, das außer allem Zusammenhange mit Erlebtem steht. Das ist nun zwar wol der Boden, auf dem sich sehr vieles bewegt, was unter dem Namen Humoresken geht; aber tiefere Probleme lassen sich auf ihm wol nicht lösen.

Sehr verschiedene Stufen des Humors weisen auch die drei folgenden Bücher auf (die sämmtlich der Collection Otto Janke angehören), wobei jedes von ihnen doch seinen bestimmten Charakter hat. Während zwei der Bücher Uebersetzungen aus dem Ungarischen sind, trägt Nr. 2 („Heitere Grüße" von C. Eckberg) durchaus deutsches Gepräge. Das erste darin, eine lustige Jugendgeschichte mit ernstem Hintergrunde, wird mit dem Humor erzählt, den das spätere Alter den Jugendstreichen so gern entgegenbringt, und der so leicht Anklang findet, weil die Reife und bessere Einsicht der spätern Jahre uns den bedrängenden Nöthen und Sorgen der Jugend gegenüber, die wir doch selbst seinerzeit als ernste Leiden empfunden haben, jene Ueberlegenheit und heitere Freiheit der Betrachtung gewährt, die das Wesen des Humors ausmacht. Auch die beiden andern Stücke des Büchleins, „Der Tyrann" und „Schauspieler", werden Freunde einer leichten, harmlos heitern Lektüre nicht ungern lesen; sie athmen jenen gemüthlichen Humor der ältern deutschen Komödie, die in Benedix ihren besten Vertreter hat; die zweite würde

sich vielleicht auch ohne große Umwälzungen in ein Lustspiel umwandeln lassen, dessen Charaktere und Situationen jedenfalls nicht weiter von der Wahrheit und Wahrscheinlichkeit abweichen würden, als man eben der Komödie zuzugestehen geneigt ist.

Anders, aber auch untereinander verschieden, sind die beiden folgenden Nummern (Nr. 3 und Nr. 4). Die Herczeg'schen Humoresken athmen zum guten Theil einen sehr feinen Humor, der sich gar nicht aufdrängt, sondern auf verständnißvolle Leser rechnet, die ihn herausfühlen. So ist z. B. gleich die erste Geschichte, „Die Frau Lieutenant", sehr hübsch; sie schildert die Zähmung eines etwas ungeschlachten Riesen von Manne durch seine kleine Frau oder vielmehr durch sein noch viel kleineres Kindchen. Neben dem behaglich lächelnden Humor in diesem und andern Stücken hat auch der wehmüthig lächelnde Humor sein Recht, wie z. B. in „Fräulein Iza" oder mit einem Beigeschmack von Herbigkeit in „Olga". Auch ein spöttischer Zug dabei fehlt nicht, wie in „Der Attaché" oder auch in „Miß Mill", der Gouvernante, die ihre Schülerin zur Erzieherin ausbilden will, da der Vormund, der für sie sorgt, doch einmal heirathen werde (wobei sie wol an sich selbst denkt), während Vormund und Mündel schon unter sich im Reinen sind. Ein seltsames Erzeugniß krausen Humors ist „Baron Rebus", dessen satirische Schlußwendung erst dem Ganzen die rechte Beleuchtung gibt. Eins der feinsten und stimmungsvollsten Stücke ist „Frühlingsfieber", das die unverwüstliche Lebens- und Liebeslust der Jugend im siegreichen Kampfe mit nüchterner Erwägung und sorglichem Bedenken zeigt, trotz des düstern Hintergrundes finsterer Sorge und trüben Endes. Hier besonders blickt die Ueberlegenheit des nicht lachenden, sondern lächelnden Philosophen hindurch, vor dessen Auge das Getriebe der Welt und die Regungen der Menschenseele offen daliegen.

Gegenüber der milden Würze dieses Humors muthet die Stimmung, die in Nr. 4 vorherrscht, mehr an wie spanischer oder ungarischer Pfeffer. Hier finden wir meist den bittern Humor, der die Gebrechen der Menschennatur und die Schwäche der menschlichen Seele mit einer gewissen pessimistischen Freude nackt darlegt und der sich seiner Ueberlegenheit in dieser Darlegung freut; aber es fehlt das Letzte und Beste am Humor dabei, jenes Einbeziehen des eigenen Ichs in den Kreis der belächelten Welt und Menschheit, das uns empfinden läßt, daß der Dichter nicht sagt: Seht, so sind die Menschen, sondern: Seht, so sind wir Menschen. Nur in einigen wenigen Stücken tritt diese höhere, abgeklärtere Anschauung hervor, wie z. B. in dem zweiten „Von der Liebe", das die verklärende Macht der Liebe zeigt und mit der Frage schließt: Wer ist nun der Sehende? der, welcher an der geliebten Person Vorzüge entdeckt, die die andern nicht sehen, oder der Kluge, dessen Scharfblick sich auch da, wo er bewundert und lieben möchte, an die doch vorhandenen Mängel heftet? Aber der größere Theil der Erzählungen führt uns in die Tiefen des Lebens und die Abgründe der Seelen, ohne uns wieder reinigend und versöhnend daraus zu erheben; und die Unerquicklichkeit dieser Darstellungsweise wird noch erhöht durch die Neigung, einer auf das Seltsame und Uebertriebene gerichteten Phantasie die Zügel schießen zu lassen. Offenbar steht Sándor Brody unter dem Einflusse der modernen Richtung, die dem Häßlichen in der Welt mit Vorliebe nachgeht und in ihm das eigentlich Wahre und Wirkliche sieht. Hierin eben ist es wohl begründet, wenn der Humor nicht zur vollen Entwickelung kommt und die Lektüre des Buches in uns einen bittern Nachgeschmack hinterläßt, den der Verfasser nicht im Stande oder auch gar nicht gewillt ist zu vertreiben.

Daß dies aber auch bei ernsten Problemen und bei einer schwermüthig-herben Grundstimmung wohl möglich ist, zeigt uns Emil Roland in seiner Sammlung: „Die Geschichte eines Lächelns und andere Novellen" (Nr. 5), die wir eben um deswillen hier mit einreihen, obwol der Humor nicht auf dem Titel genannt ist. Aber vielleicht ist gerade der Humor der beste und tiefste, der sich nicht ausdrücklich zu erkennen gibt, der darauf wartet, sich finden zu lassen, und auf den uns höchstens die Einzelüberschriften mit leichtem Fingerzeig hinweisen. In der „Geschichte eines Lächelns" ist der Vorwurf im besten Sinne durchaus humoristisch, wie nämlich der beginnende Aufflug eines jungen Menschenherzens, das sich mit dem Flügelschlag der Liebe aus den Schranken der Standesvorurtheile herausreißen und retten will, an einer kleinen, häßlichen Aeußerlichkeit, dem gar zu plebejischen Namen des Geliebten, ein unüberwindliches Hinderniß findet; und sehr fein ist hierbei der Zug, daß die Geschichte in den Mund eines Bluts- und Geistesverwandten der Heldin gelegt ist, der den Seelenregungen der Heldin mit vollem Verständniß und doch mit der Ueberlegenheit der Erkenntniß der eigenen wie der fremden Schwäche zu folgen vermag. Auch in den andern Novellen zeigt sich ein fein beobachtender Geist und eine geschickt wiedergebende Hand. So ist besonders gut angelegt die Geschichte des jungen, katholischen Geistlichen, der nach zehnjähriger Trennung seine Brüder wieder aufsucht und nun finden muß, daß diese ihm fremd geworden und ihr Leben ohne ihn zu führen gewöhnt sind; wie fein ist da der Zug, daß die Herzlichkeit und Freude, mit der der ältere Bruder ihn empfängt, sich schließlich nur als der Liebesüberschuß eines glückerfüllten Bräutigamsherzens erweist. Eine Verwandtschaft mit dieser Erzählung hat der Stoff der letzten Novelle „Der überflüssige Helfenstein". Der Sohn einer kinderreichen Adelsfamilie wird bei einem Oheim erzogen und kehrt nach dessen schnellem Tode nicht, wie erwartet wird, als reicher Erbe, sondern ebenso arm zurück, als er fortgegangen, und ist nun den Seinigen nicht nur fremd, sondern auch als unerwarteter Mitverzehrer unwillkommen. Er findet schließlich im ruhmvollen Kriege den Tod, der ihn und die andern aus peinlicher Lage befreit. Aber auch diesem, wie den andern fast tragischen Stoffen weiß Emil Roland eine versöhnende Wendung abzugewinnen,

freilich nur auf dem Wege der Resignation, der Erkenntniß, daß das ganze Leben ein großer Schmerz ist, von dem unsere großen und kleinen Leiden eben nur der auf uns fallende Theil sind. Aber diese Resignation ist eine Grundbedingung des Humors; und deswegen dürfen wir diese Novellen auch hier mit besprechen, zumal da neben dem resignirten Humor auch der andere, minder trübe sein Recht findet, wie in der Aschenbrödelgeschichte „Der Pintscher", wo der ältere unansehnliche Bruder dem stattlichen jüngern trotz seiner übergroßen Bescheidenheit und trotz dessen unzerstörbarer Siegeszuversicht die Braut abgewinnt. Und nicht nur um der ernsten und doch abgeklärten Weltanschauung willen, sondern auch wegen der guten Sprache und der sorgfältigen Darstellung im einzelnen verdienen die Roland'schen Novellen alles Lob.

Eines reifen Mannes liebenswürdigen Humor finden wir auch in Wilhelm Sommer's „Geschichten aus dem Kleinleben" (Nr. 6), die aus dem Nachlaß des bekannten Verfassers der „Elsässischen Geschichten" herausgegeben sind. In ihnen weht der Duft eines köstlichen Humors, weniger des resignirten, wehmüthig lächelnden, als des gemüthlich und behaglich lächelnden, der aber doch mancher satirischen Spitze nicht entbehrt, der die Menschen und sich selbst gern ein bischen neckt. Die acht in diesem Bande vereinigten Geschichten sind von verschiedener Größe und — was ja bei nachgelassenen Werken nicht selten der Fall ist — auch nicht von ganz gleichem Werthe; denn der pietätvolle Herausgeber nimmt wol auch Sachen auf, mit deren Veröffentlichung der Verfasser vielleicht nicht ohne Grund gezögert hat; und schließlich geschieht den Verehrern der Sommer'schen Muse doch auch dann ein Gefallen, wenn neben den bessern Stücken einzelne minder bedeutende stehen.

Die Hälfte der Erzählungen sind kürzere Stücke, von denen das bedeutendste wol „Der letzte Ferggang" ist; am besten aber und behaglichsten entfaltet sich der Humor des Verfassers in den größern Stücken, die in dem liebenswürdigen Erzählerton gehalten sind, der schon die ältern Sommer'schen Geschichten auszeichnet. Wie schon der Titel angibt, sind es keine großen weltbewegenden Ereignisse oder tiefe seelische Probleme und Kämpfe, um die es sich dabei handelt; überall aber tritt ein fein beobachtender Geist zu Tage, der schon manches in der Welt hat an sich vorbeigehen sehen und der aus seiner reichen Lebenserfahrung gelernt hat, die Menschen in ihren guten Regungen und in ihren kleinen und großen Schwächen zu verstehen und mit liebevollem Humor zu betrachten. Der mehr dem Heitern zugewendeten Lebensanschauung des Verfassers entsprechend enden die Erzählungen meist „gut"; so die mit dem neckischsten Humor erzählte Geschichte „Als Vormund", in der das persönliche Element besonders stark mit zur Geltung kommt, wenngleich der Verfasser später die Ich-Form der Erzählung verläßt, weil er manches zu berichten hat, was eben der Erzähler nicht aus eigener Anschauung wissen könnte. Die Heldin dieser Geschichte, in der der Sieg treuer Liebe über gesellschaftliche Vorurtheile erzählt wird, ist eine liebenswerth gezeichnete Mädchengestalt, deren Sommer in diesem Bande mehrere geschaffen hat, wie z. B. in der Titelheldin der auf böhmischem Boden spielenden Geschichte „Libuscha". Offenbar ist Sommer nicht nur mit dem Elsaß, sondern auch mit Böhmen wohl vertraut; denn nicht nur der landschaftliche Hintergrund, sondern auch die verschiedenen Gestalten sind mit großer Lebenstreue und mit einem köstlichen Humor geschildert. So der biedere Mathias und sein Herzensroman mit der braven Köchin; so vor allem der ungeschlachte Glasbläser Hanusch mit seiner wilden, etwas gewaltthätigen Liebe; überlegener Humor zeigt sich besonders auch in der Schilderung des verengländerten Fabrikbesitzers, dem die Liebe auch sein ursprünglich deutsches Wesen wiederfinden hilft. Rührend ist die Geschichte vom „Florle", in der auch die Schwermuth, die Resignation, deren der Humor durchaus als Unterlage bedarf, zu ihrem Rechte kommt. Am wenigsten geglückt erscheint die längste der Erzählungen „Hektor Hirschfeld u. Comp.", deren Länge dem Leser wol nicht nur durch die Seitenzahlen bemerklich wird. Sie ist in der That etwas breit gerathen, und der Humor, der sich hier in der Darstellung kleinstädtischen Lebens und Treibens ergeht, erhebt sich nicht sehr über das Niveau dessen, was auf diesem Gebiete schon oft und nicht unschwer geleistet worden ist; denn dieser Stoff ist ja für die humoristische Darstellung zwar sehr lockend und dankbar, aber auch naheliegend und oft behandelt. Für diese schwächere Leistung aber entschädigen die andern vorzüglichen reichlich; wir haben in diesem Buche die schönste Probe echten, deutschen Humors, der aus dem Herzen kommt und zu unsern Herzen geht, und der uns daher unter den allerlei Humoren, die wir durchmustert haben, immer der liebste sein und bleiben wird.

M. Rachel.

Lyrisch-epische Kleinigkeiten.

1. Unterm Lindenbaum. Skizzen und Gedichte von Max Beyer. Stuttgart, Druckerei und Verlagshaus, Dr. Foerster u. Comp. 1894. 8. 1 M. 50 Pf.
2. Rudolf. Eine lyrische Erzählung von B. J. Große. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1894. 8. 2 M.
3. Eliana. Symphonie von Julius Gersdorff. Dresden, Verlag von Moritz Rätze. 1894. 16. 2 M. 50 Pf.
4. Die Götterfarce. Von Adolf Schafheitlin. Berlin, Rosenbaum u. Hart. 1894. Gr. 8. 50 Pf.
5. Unkraut. Ein Lieder-Büchlein von Hermann Freise. Metz, G. Scriba. 1894. Gr. 16. 2 M.
6. Das Wustrower Königsschießen und andere Humoresken von Johannes Trojan. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1894. 16. 1 M.

In einem Vorwort orientirt uns Max Beyer (Nr. 1), was wir in seinem Buche finden und was nicht, und was er unter Realismus und Idealismus versteht. Unseres

Erachtens sind Vorreden vor einem so bescheidenen Buche überflüssig und schaden mehr als sie nützen. Wir werden überdies schon aus dem Buche selbst über des Verfassers Meinung uns klar werden; und ist das nicht der Fall, dann hilft uns auch die Vorrede nichts. In der Prosaskizze „Hochzeitsnacht“ hat Beyer recht unnöthige Zugeständnisse an den Realismus gemacht, dabei aber das früher so beliebte Nervenfieber beibehalten. Der Stoff selbst, die „Brutalität“ des Mannes als Gatten ist ja sehr vielfach behandelt: eine neue Seite ist ihm hier nicht abgewonnen. Die andere Skizze: „Der Ritt nach dem Tode“, hat einen ganz hübsch mittelalterlichen, wie „Ein schneidiger Kerl“ einen echt modernen Schluß. Alle drei Skizzen sind so wenig bedeutend, daß sie ohne Schaden aus der Gedichtsammlung hätten weggelassen werden können, die ohnedies mit neuer Seitenzählung beginnt. Wenn andererseits die Gedichtsammlung weggelassen worden wäre, so wäre die Welt auch nicht um viel lyrisches Gut ärmer, maßen von einer Bereicherung unserer Lyrik durch diese Gedichte nicht die Rede sein kann. Es sind ja zum Theil ganz hübsche Sachen, da und dort bricht einmal etwas Dichterisches in Ausdruck oder Stimmung durch, oder geht ein Lied nicht aus der allgemein lyrischen Tonart, aber ich glaube, nicht ein einziges von diesem halben hundert Gedichten wird mehr Dauer haben, als tausende von lyrischen Leidensgenossen. Immerhin beherrscht Beyer noch die Form.

Das ist bei B. J. Große (Nr. 2) durchaus nicht der Fall: auf jeder Seite zeigt sich die poetische Unbehülflichkeit und die Reimverlegenheit des Verfassers, obwol er sich's mit dem Metrum so leicht gemacht hat als möglich, indem er mit ihm ganz nach Belieben wechselt. Man höre folgende Verse, welche die Katastrophe des Gedichts begleiten:

Und grade jetzt, als Rudolf so gekränkt
Von einer Liebe, und gerade jetzt
Erfuhr er das, ward ihm der Kelch geschenkt (!)
Der tief ihn schmerzte, ihm ein Stoß versetzt
Recht scharf ins Herz. Wie bitter brennend schmeckte
Das beizend Gift, daß es in ihm erweckte
So langen Nachgeschmack! Um zu vergessen
Des Schicksals Schlag, wo sollt er hin entflieh'n
Vor jenem Vorwurf, der sein Herz zu pressen
Und den Verstand ihm zu zerstören schien?

Die Kritik hätte eigentlich das Recht, ein Gedicht in solch stümperhaften Versen als nicht vorhanden zu betrachten, selbst wenn der Inhalt bedeutend wäre. Aber auch das ist nicht der Fall, und so bleibt anzuerkennen nur der gute Wille des Verfassers, und der Ernst, mit dem er an sein Problem herangeht: wie einer sich selbst durch die Weiber ruinirt.

„Eliana“ (Nr. 3), offenbar der Name einer Spanierin, ist von Julius Gersdorff als eine Symphonie bezeichnet worden. Vielleicht hieße diese Sammlung von Liebesgedichten besser Variationen. Denn die Gedichte sind Variationen der über jedem Abschnitt in den Versen bekannte Dichter angegebenen Leitmotive. So trägt der zweite Gesang den Vers von Heine an der Spitze:

Ich trat in jene Hallen
Wo sie mir Treue versprochen,
Wo einst ihre Thränen gefallen
Sind Schlangen hervorgekrochen.

Der vierte Gesang geht nach dem Leitmotiv von Geibel:

Laß mich vom rosigen Munde
Küssen die Seele dir,
Aus meines Busens Grunde
Nimm meine Seele dafür u. s. w.

Der Verfasser entgeht hierdurch auf artige Weise dem Vorwurf, er habe etwas Neues dichten wollen und doch nur das Alte neu variirt, da er offenbar zugesteht, daß dem so ist. Er legt seine Gedichte zwei Personen in den Mund; die meisten einem Mann, der im schönen Süden einen Liebestraum durchleben will und mit Eliana durchlebt, obgleich er das bekannte blonde Lieb zu Hause hat. Diese singt denn auch das übliche Intermezzo, die Mädchenlieder, nach Geibel's Motto:

In meinem Garten die Nelken
Mit ihrem Purpurstern
Müssen nun alle verwelken,
Denn du bist fern.

Der Traum endigt natürlich mit der Rückkehr nach Deutschland und zuletzt mit dem Tode des Helden in den Armen seines deutschen Liebs. Ich muß auch hier wieder die Geschicklichkeit anerkennen, durch den Grundgedanken eine ganze Reihe meist kurzer Liebeslieder so gruppirt zu haben, daß ein unsichtbares Band sie verbindet, wodurch das Interesse weit mehr wach gehalten wird, als wenn der Dichter seine Lieder in der sonst üblichen Weise lyrischer Gedichtsammlungen zusammengestellt hätte.

Die Gedichte enthalten zum großen Theil hübsche Stimmungslyrik, und wenn sie sich auch weiter nicht über die gewöhnliche Liebeslyrik erheben, so reichen doch viele an gute Muster heran.

„Die Götterfarce“ von Adolf Schafheitlin (Nr. 4) ist wol eine der originellsten Aeußerung deutscher Dichter zu der Frage der Errichtung eines Heine-Denkmals, originell, wie bei Schafheitlin, hier und da bis zur Dunkelheit und kraus und bunt, wie eine Farce sich das gestatten darf. Selbstverständlich gießt Schafheitlin die ganze Schale seines Hohns und alle dichterische Grobheit über die blöde Philisterschar aus, die Heine kein Denkmal in Deutschland errichten will, insbesondere aber über den „Stock im Comparativ“, welch wenig geschmackvoller Witz ihm außerordentlich zu gefallen scheint. Meines Wissens hat sich Stöcker in dieser Sache gar nicht besonders bemüht, und die Gegnerschaft gegen das Denkmal hat doch auch eine gewisse Berechtigung. Es sind nicht blos blöde Philister gegen Errichtung desselben gewesen. Daß in diese Sache auch der Gegensatz von Judenthum und Deutschthum hineinspielte, war in unserer Zeit natürlich,

ist aber durchaus nebensächlich, und Schafheitlin verschiebt die Gesichtspunkte völlig, wenn er den Antisemiten Stöcker zum Prügeljungen macht. Es scheint freilich, als sei ihm das Heine-Denkmal nur der Anlaß gewesen, um einmal seinen Grimm über die „Stöckerei" auszugießen. Uebrigens wurde die ganze Denkmalsangelegenheit schließlich zur Farce, die heute noch nicht beendet ist, und die wirkliche Farce ist ebenso unerquicklich, wie die gedichtete. Von gewisser Seite wird letzterer freilich, weniger um ihres dichterischen Werthes als um ihrer Tendenz willen, hohes Lob gespendet werden.

Ein Spielmannsdichter oder Dichterspielmann von großer Gewandtheit ist Hermann Freise (Nr. 5). Man könnte vielleicht die Hälfte seiner Gedichte für baumbachisch ausgeben, ohne dem eigentlichen Urheber der Spielmannsdichtung Unrecht zu thun. Freise ist sogar noch vielseitiger als Baumbach, und wenn er nie so berühmt werden wird wie jener, so liegt das einfach daran, daß Freise nach Baumbach dichtete und nicht vor ihm. Der bücherkaufende Leser mag sich also ruhig einmal ein Bändchen Freise statt Baumbach kaufen; er wird es nicht zu bereuen haben. Dieses liebenswürdige „Unkraut" ist dem Dichter wirklich aus dem Herzen und ich denke aus glücklichem Herzen hervorgewachsen. Denn nur einem solchen kann eine Idylle entspringen wie die nachstehende herzgewinnende, um welche ich meinerseits ein ganzes Schock moderner Schauer-, Grausen- und Dirnendichtungen gebe:

Etwas von meiner lieben Frau.

Jüngst eines Abends kam ich spät nach Haus.
Es ging tagüber mir gar manches kraus
Durch meinen Sinn, und wie sich's dann wohl macht,
Blieb ich im Wirthshaus bis nach Mitternacht
Im frohen Kreis, und hab' im Rebensaft
Die Sorgen mir vom Halse weggeschafft.
Nun lenkt' ich heimwärts meinen Schritt. Hinauf
Die Treppen stieg ich, schloß die Thüre auf,
Und da — wie wehte mich's so traulich an —
Was bist du doch ein eigensinn'ger Mann!
Wo ist es heimlich, diesen Räumen gleich?
Wie lieb' ich dich, mein kleines Königreich!
Doch eh' ich selber mich zur Ruh' gelegt,
Trat ich in's Zimmer, wie ich's stets gepflegt,
Woselbst mein Weib und meine Kinderlein
Im Schlummer ruhten. Süßer Dämmerschein
Durchwob mit feinen Maschen das Gemach —
Es wohnte Friede unter meinem Dach.
Den Athemzügen hab' ich still gelauscht,
An meines Hauses Frieden mich berauscht;
Und dennoch dacht' ich, wird mein Frauchen wach
Just heut', — sie zählt im Schlaf die Stunden nach —
So fragt sie strafend wol: Was ist die Uhr?
Was ich dann so im unbestimmten nur
Zu später Stunde pflege anzugeben:
's ist zwölf vorbei, mein Schatz. — Schon lang? — Nein, eben. —
Doch regte sich die Gute nicht. Sie schlief
Gesunden Schlaf, so recht in Frieden tief,
Wie Einer, der sein Tagewerk vollbracht
Und müd' sich schaffte, durch die ganze Nacht.
Ein Schränkchen stand am Bett zur Seite ihr,
Mit Schubgefach; ein Schlüss'lein ragt herfür.
Gehütet fast wie eines Schatzes Truh',
War dieses Schränkchen sonst geschlossen zu.
Was fuhr mir plötzlich doch hin durch den Sinn?
Was trieb es mich unwiderstehlich hin
Mit Allgewalt, zu seh'n, was in dem Schrein
Für ein Geheimniß möcht' verborgen sein?
Und wie ein Dieb, so zog ich, leise, leis,
Das kleine Kästchen aus dem Fugengleis.
Da ward mir das Geheimniß offenbar,
Und vor mir lag es ausgebreitet gar:
Lektüre war's, Lektüre, ja! — Ei, ei,
Laß seh'n, laß seh'n! — Der Bücher waren's zwei.
— Gewiß Romane! Laß doch seh'n, ich wett',
Sie lesen sich ja doppelt schön im Bett!
Verbot'ne Kost wol gar, die jetzt im Traum
Den Sinn umgaukelt? — Nein, das war es kaum.
So friedlich ist das liebe Angesicht —
Je nun, was war's denn, wenn Romane nicht?
— Gemach, gemach, ihr rathet's nicht, o nein:
Ein Kochbuch war's und ein Gebetbüchlein.

Ihr lächelt, doch mein Herz war süß umweht,
Als klänge leis d'rin nach ihr Nachtgebet.

Eine „Kleinigkeit" in des Wortes eigentlicher Bedeutung ist das köstliche Büchlein „Das Wustrower Königsschießen und andere Humoresken" von Johannes Trojan (Nr. 6). Der durch die Zierlichkeit seiner Bücherausstattung bekannte Verlag hat diesmal etwas besonders Niedliches geleistet, ein Büchlein, das ein einigermaßen dicker Mann in die Westentasche stecken, das man ohne Belästigung mitnehmen kann, wenn man mit einem lieben Gesellen oder einer Gesellin in die Sommerfrische wandert, um es dort herauszuziehen und daraus vorzulesen. Wer von Weinreisenden heimgesucht wird, dem empfehle ich vor allem die Skizze: „Wie man einen Weinreisenden los wird"; wer je in seiner Jugend mit dem Noahkasten gespielt hat, wird die entsetzlich kluge, von wohlweisester moderner Pädagogik getragene „Kritik des Noahkastens" mit hoher Befriedigung lesen. Doch an jeder dieser Humoresken, die häufig an Heinrich Seidel's Art erinnern, wird den Leser irgendetwas anziehen. Am wenigsten befriedigt vielleicht diejenige, welche dem Buche den Titel verleihen mußte — geschieht den Herren Dichtern ganz recht, warum lassen sie nicht von der oft gerügten Unsitte! Und wenn Trojan sie schon mitmachen wollte, warum hieß er sein Buch nicht: „Das Wirthshaus zur groben Sau" oder „Findigkeit der Hunde" oder „Die neugierige Nachbarin" oder „Kritik des Noahkastens?" Ich glaube, jeder dieser Titel hätte mehr gezogen als das wustrower Königsschießen. Aber freilich auf den Titel kommt's ja nicht an, sondern darauf, was dahinter kommt; und das ist hier alles so liebenswürdig humoristisch-satirisch, daß wir diese kleine Niedlichkeit mit Vergnügen lesen und zu mannichfacher Erheiterung vorlesen konnten.

Richard Weitbrecht.

Eine neue Aesthetik.

Weltschönheit. Versuch einer allgemeinen Aesthetik von Richard Kralik. Wien, C. Konegen. 1894. 12. 4 M.

Richard Kralik ist ein wiener Dichter, den die Eingeweihten der wiener Literatur persönlich und literarisch sehr schätzen, der aber dem größern Publikum trotz seiner ernstlichen Bestrebungen bisher ziemlich unbekannt geblieben ist und es wol auch längere Zeit bleiben dürfte. Er hat bisher einige Bändchen lyrischer Gedichte, ein Mysterium „Adam", ein Festspiel „Die Türken vor Wien", ein Schauspiel „Maximilian", ein Weihnachtsspiel „Das Mysterium von der Geburt des Heilands", ein Lustspiel „Kraka" und das „Kunstbüchlein gerechten gründlichen Gebrauches aller Freunde der Dichtkunst" veröffentlicht. In allen diesen Werken verrieth Kralik eine ungewöhnliche Bildung, aber auch eine ganz fremdartige Weltanschauung, die oft mystisch anmuthete, und einen wunderlichen Geschmack: eine seltsame Vorliebe für veraltete Formen, eine sehr absichtliche Naivetät und Volksthümlichkeit, die von seiner geheimnißvollen und gelehrten Mystik merkwürdig abstach, ein Spielen mit mythischen Figuren, die uns längst entfremdet sind: der Dichter war ganz räthselhaft. Man konnte sich so viel Bildung und Wissen mit so viel Absonderlichkeit gar nicht zusammenreimen. Im „Kunstbüchlein" hat Kralik versucht, seine Meinung von den Aufgaben der Poesie theoretisch mitzutheilen. Es war classisch schön geschrieben, enthielt viele gute Gedanken, aber gegen Kralik's Hauptthese, daß nur die Mythen und Sagen, nur die alten dichterischen Ueberlieferungen der rechte Stoff der Poesie wären, daß die Dichter nicht neue Handlungen und Fabeln erfinden dürften, aus der neuen Zeit nicht neue Motive holen sollten — dagegen erhob sich ein allgemeiner Widerspruch. So enthusiastisch wie Richard Maria Werner in den „Jahresberichten für neuere deutsche Literaturgeschichte", Bd. 2 hat sich kein anderer über Kralik's „Kunstbüchlein" geäußert.

Nun hat Kralik ein ganzes System seiner Aesthetik veröffentlicht: unstreitig ein Buch das ernster Beachtung würdig ist. In der Form meisterlich, eine Prosa, die musterhaft genannt werden darf: klar, knapp, sachlich und dabei doch warm, temperamentvoll, von schlichtem Adel, nie gesucht und immer doch selbständig; die hohe Begeisterung des Mannes überträgt sich auf den Leser; sein Kunstwissen ist erstaunlich; wenn dieses Buch nichts anderes enthielte als seinen mittlern Theil, eine Geschichte der Aesthetik von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart in wahrhaft classischer Kürze, originell gedacht, aus den Quellen geschöpft, mit vielen neuen Beobachtungen, bewundernswerth in der Kunst der Charakteristik philosophischer Individualitäten — ich sage, wenn die „Weltschönheit" nichts als diese Partie enthielte, müßte die Wissenschaft von ihr mit gebührendem Respect Kenntniß nehmen und Kralik hat sich seine Stellung in der Literatur gesichert. Aber auch das System selbst verdient viel Beachtung als ein Kunstwerk für sich. Der Gegensatz, in dem sich Kralik zur Gegenwart befindet, tritt schon aus dieser Thatsache hervor, daß er überhaupt ein System und nicht blos Einzeluntersuchungen bot, wie das heutzutage Sitte ist. Und es läßt sich seinem System innere Einheit, persönlicher Gehalt, ein wohldurchdachter organischer Aufbau durchaus nicht ableugnen. Jedenfalls hat Kralik hier nicht blos tiefe künstlerische Einsichten, sondern auch künstlerisch bauende Kraft bekundet, und vielleicht erweist sich seine ganze Begabung, die bisher nicht blos in der Poesie, sondern auch mehr dilettirend freilich in Musik und Malerei sich bethätigte, als ein wesentlich philosophisches Talent. Hervorragende Philosophen waren ja öfter auch künstlerisch veranlagt, wie Plato, Schelling, Schopenhauer. All diese Anerkennung soll uns aber nicht hindern, ihm nachdrücklich zu widersprechen.

Jener Satz aus dem „Kunstbüchlein", den wir oben erwähnten, findet nun in dieser Aesthetik seine wissenschaftliche und ausführliche Begründung. Die Lehre von der Mythologie scheint uns das besonders charakteristische Merkmal von Kralik's neuer Aesthetik zu sein. In folgenden Sätzen spricht er sie aus:

> Schön ist also die Welt als sich bedingender, harmonischer Zusammenhang irdischer und himmlischer Individuen, Seelen und Geister. Oder, gerade herausgesagt: die Natur als Object ästhetischen Wohlgefallens ist nichts anderes als die Welt der Mythologie, der Legende, der Sage, des Wunders. Mythologie, das ist ästhetische Weltanschauung. Wo der Mythos in diesem weitesten Sinn aufhört, ist auch kein ästhetisches, kein künstlerisches Interesse mehr. Das Häßliche dagegen ist entgötterte und entgeistigte Natur.
>
> Damit soll nicht conventionellen Lügen der schönrednerischen Dichtergalanterie das Wort geredet werden, sondern lediglich und allein der simplen Wahrheit, der nackten Wirklichkeit. Denn die Welt der Sage, des Wunders ist die wirkliche Welt, die Welt der Chronisten und der Geographen ist eine Welt des oberflächlichen Scheines. Die ästhetische, die poetische Welt ist die philosophische. Das hat der Meister derer, die da wissen, das hat der nüchterne Aristoteles, der Philosoph an sich, selber eingestehen müssen, indem er die Poesie für philosophischer erklärt hat als die Historie. Die Wahrheit über die Völkerwanderung, ihren Kern haben wir nicht in den magern Aufzeichnungen der Jahrbücher jener Zeit, sondern in den Sagen von Siegfried, Etzel, Gunther und Dietrich, von König Artus und dem Gral. Die Wahrheit über Karl den Großen und seine Bedeutung leuchtet nicht aus der dürren Biographie des Einhard heraus, sondern aus dem Rolandslied und den andern Karlsliedern. Und die Wahrheit über die Verhältnisse des Kosmos steht nicht bei Humboldt, sondern bei Dante, bei Homer, bei den Dichtern. Wahrer und natürlicher als der ausgezeichnete Rottmann und andere Landschaftsmaler haben die Griechen ihre Natur gemalt, wenn sie nicht Bäume, Quellen und Felsen, sondern Dryaden, Hyaden und Oreaden dargestellt haben.

In diesen der herrschenden Weltanschauung wie mit Trotz herausfordernd ins Gesicht geschleuderten Sätzen hat man den ganzen Richard Kralik. Wenn er die Behauptung aufstellt, daß die Mythologie allein ästhetische Welt-

anschauung sei, so spricht er damit der gesammten neuern Kunst, auch einem Shakespeare, die sich in stetiger Fortbildung von den mythologischen Formen und Bildern befreit hat, das Wesen der Kunst ab, und er leugnet dem modernen Geist sogar auch die Möglichkeit des wahren Kunstschaffens ab. Denn das, was das Wesen der Neuzeit schon seit einigen Jahrhunderten ausmacht, ist ihr Streben, sich von einer Betrachtungsweise der Welt freizumachen, die rein menschliche Zustände, Gefühle, Strebungen, Wünsche, Ideale, Denkweisen in die nicht menschlichen Dinge hineinträgt, und die im kantischen Kriticismus und in seiner Lehre vom „Ding an sich" ihren Gipfelpunkt erreichte.

Alles moderne Denken, nicht blos in den Naturwissenschaften, strebt nach äußerster Objectivität. Der Naturforscher will das Wesen der Natur nicht in ihrer Beziehung aufs menschliche Gemüth, nicht vom Standpunkt ihres Nutzens und Schadens für uns erfassen; darum ist auch der Zweckbegriff, als ein specifisch menschlicher, aus der Naturforschung gestrichen worden, und das war gar nicht zu ihrem Schaden. Sobald man die anthropocentrische Betrachtungsweise verließ, machte die Naturwissenschaft die größten Fortschritte. Und man kann ja auch geradezu mit Hegel sagen, daß die Weltgeschichte überhaupt ein Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit ist: der Mensch erkennt immerfort sich selbst in seinem Unterschiede von der Natur. Naturgemäß äußert sich dieser Verlauf der menschlichen Entwickelung auch in der Kunst und Poesie. Wir befreien uns immer mehr und mehr von den uns aus den ältern Zeiten anhaftenden anthropomorphischen Vorstellungen. Wir können demnach als Dichter und Künstler im Baum und Fels und Quell keine Dryaden und Nymphen und Hyaden sehen, weil wir bei aller Ahnung einer innersten Wesenseinheit von Mensch und Welt, Geist und Natur doch nicht mehr den Baum und den Fels und die Quelle personificiren können, auch nicht mehr im Rausch der künstlerischen Begeisterung. Ist darum schon alle ästhetische Weltanschauung verloren? Kralik bejaht diese Frage, denn: „Das ist die wesentlich ästhetische Weltanschauung, die in der ganzen Welt, in allen Dingen gefühlsfähige, strebensvolle Wesen sieht, getragen von einem vernünftigen Zweck. . . . Schönheit ist der Ausdruck von Persönlichkeit." Es ist aber doch durch unzählige Künstler und Kunstwerke erwiesen, daß die Welt künstlerisch betrachtet werden kann, ohne mythologisch bevölkert zu werden. Es ist noch sehr fraglich, ob die Griechen, weil sie Dryaden u. s. w. in der Landschaft sahen, bessere Landschaftsmaler als die neuen waren; was an einem Bilde mit menschlichen Gestalten schön wirkt, ist die sinnlich sichtbare Gestalt, nicht das was sie bedeuten soll. Vollends wenn der naive Glaube an die objective Wahrheit dieser Gestalt geschwunden ist! Es hat eine Zeit in fernen Jahrhunderten hinter uns gegeben, wo das gesammte Wissen von der Welt in der Mythologie enthalten war, welche darum auch die specifisch-ästhetische Weltanschauung in der That ist, wie wir mit Kralik sagen wollen. Folgt daraus, daß wir uns aller Einsichten, die wir inzwischen erworben haben, entschlagen sollen, um zu einer ästhetischen Betrachtung zu gelangen? Läßt sich denn Naivetät wollen? befehlen? Das ist doch gar nicht möglich! Kralik freilich will das thun; er findet den Muth, um seinen Gedanken durchzuführen, Schönheit und Wahrheit zu indentificiren. Für ihn gibt es nur eine Wahrheit, die keine Einsicht, sondern ein Gefühl sein muß; nicht Wahrheit für den Verstand, sondern nur fürs Gemüth; er ist Mystiker und zwar ein theosophischer Mystiker. Am allerwenigsten läßt sich eine alte Mythologie, an deren Wahrheit man nicht mehr glaubt, künstlerisch neu verwerthen. Wenn er die Forderung aufstellte, daß die neue Kunst, wenn sie eine wahre, große, erhabene Kunst werden will, es so machen solle, wie die alte, naive es gemacht hat: daß die neue Kunst aus dem Gesammtgefühl der eigenen Zeit neue Mythen schaffen solle, wie z. B. es Böcklin, Max Klinger, ja auch Fritz von Uhde versuchen und zwar mit Erfolg versuchen, so wäre das nicht blos logisch, sondern auch richtig. Aber die alten mythologischen Gestalten für ewige Muster und unabnützbare Typen zu erklären, heißt die Begeisterung für das Alterthum maßlos übertreiben. Niemals kehrt ein vergangener Zustand wieder. Jede Zeit hat ihren eigenen Charakter, sowie — nach Kralik — keine Persönlichkeit sich wiederholt und die Mannichfaltigkeit in der Natur unendlich ist. Folglich müßte jede Zeit ihre eigene Mythologie schaffen, und das thut sie ja auch, wenn sie auch Kralik nicht anerkennt.

Das ist der Widerspruch, in dem sich Kralik mit sich selbst befindet. Seine Metaphysik und Theosophie, auch seine Anschauung vom „Spiel" als dem wahren Zweck der Welt: „Für Gott wie für den richtigen Philosophen und Künstler ist auch die Wirklichkeit Schein, die Welt eine Kunst und das Leben ein Spiel", sind minder originale Ideen und Lehren. Wol aber seine Auffassung von der Mythologie als dem einzigen Herde der Wahrheit — und diese Auffassung ist ein Irrthum, der kaum ernst genommen werden wird. Ein gleicher Irrthum ist es, wenn Kralik mit der Mythologie die Geschichte der Aesthetik als philosophische Wissenschaft auffaßt, indem er sagt:

> Die Geschichtschreiber der Aesthetik pflegen mit Plato zu beginnen. Das ist ein schöner Anfang. Aber längst vor Plato hat es ästhetische Theorien und Systeme gegeben, wenn sie auch nicht in dialektischer Form aufgetreten sind. Die ältesten und wichtigsten Systeme der Aesthetik bei allen Völkern sind die mythologischen Gebäude. Mythologie ist nicht phantastische Spielerei, sondern eine vollkommen adäquate Lehrform für alle Erkenntniß. Es wäre nicht unmöglich und unnützlich, ein vollständiges ästhetisches System aus der Mythologie abzuleiten, aus der griechischen sowol wie aus allen andern.

Und Kralik thut dies in den auf diese Sätze folgenden Ausführungen. Doch ist es ein Irrthum, die Mythologien als System der Aesthetik zu bezeichnen; Kralik verwechselt das Object der Lehre mit dieser selbst. Wie man die Pflanzenwelt selbst nicht als das botanische System be-

zeichnen darf, das der Gelehrte aus ihr schöpft, so wenig darf man Mythologie und Aesthetik identificiren. Man könnte dann auch die Dramen Shakespeare's als ein System der Dramaturgie bezeichnen u. s. w. Kralik unterscheidet mit Unrecht nicht zwischen naivem und theoretischem Denken, zwischen künstlerischem Schaffen und reflectirender Betrachtung des Geschaffenen, und dieses Uebersehen dieses tiefgreifenden Unterschiedes ist ein Mangel in seiner ganzen Aesthetik, eines ihrer Grundgebrechen.

Doch trotz dieses Widerspruchs zu ihrer wichtigsten Lehre wiederholen wir, daß sie sehr anregend und mit reicher künstlerischer Einsicht geschrieben ist und im zweiten und dritten Theile Studien von bleibendem Werthe enthält.

Moritz Necker.

Feuilleton.

Eine der beliebtesten norwegischen Schriftstellerinnen der Gegenwart ist Anna Munch. Wol besitzt sie nicht die Tiefe und Phantasie wie Camilla Collett, von der wir in voriger Nummer ausführlich berichtet haben, wol zeigt ihre Sprache nicht die Reinheit und den Bilderreichthum dieser, aber sie ist eine gewandte Erzählerin und vor allem eine treffliche Kennerin der weiblichen Seele („Kvinder, et Stykke Udviklingshistorie. Kristiania-Fortælling af Anna Munch" [Christiania, A. Cammermeyer, 1893]). Ihre „Frauen" sind unstreitig der bedeutendste ihrer Romane. „Ein Stück Entwickelungsgeschichte" nennt ihn die Verfasserin: die Erzählung selbst ist realistisch, aber sie soll zugleich zeigen, wohin der Realismus in unserer Literatur führen muß. Der Roman spielt in Christiania. Drei Schwestern, Töchter eines Gymnasialoberlehrers, haben ihm den Namen verschafft. Sie sind ganz verschiedenen Charakters: Johanna, die älteste, ist eine Freundin der Ordnung und Herzlichkeit; als Mädchen die eigentliche Seele des väterlichen Hauses fristet sie nach ihrer Verheirathung mit einem Theologen im hohen Norden ein bescheidenes, aber glückliches Familienleben. Ihre Schwester Dagmar, schon als Mädchen ein flatterhafter Geist, heirathet ohne Ueberlegung und gegen ihre Neigung den Contorchef Dreyer, als sie erfahren, daß sich ihr alter Verehrer mit ihrer Freundin verlobt hat. Alles dreht sich bei ihr nur um das Aeußere: große glänzende Feste sollen ihr Neigung zum Manne und Familienglück ersetzen; selbst ihres kranken, mit dem Tode ringenden Kindes vergißt sie im Rausche des Vergnügens. Erst schwere Krankheit des alten Vaters, der sie energisch auf ihre Pflichten als Gattin hinweist, und das plötzliche Verschwinden ihrer jüngern Schwester bringen sie zur Vernunft. Diese dritte Schwester, Bergljot, ist die eigentliche Heldin der Erzählung. An ihrem Lebensgange sucht A. Munch die Verderblichkeit der realistischen Literatur nachzuweisen, ihrem Seelenleben hat sie den größten Fleiß zugewendet, die Seelenkämpfe sind psychologisch fein, zuweilen großartig geschildert. Der Vater, dem schon frühzeitig die Gattin durch den Tod entrissen ist, hat es nicht verhindern können, daß Bergljot in den Jahren, wo sie halb Kind, halb Jungfrau ist, sich die Werke der neuesten Literatur verschafft und gelesen hat. Durch diese ist sie für die Freiheit und die Rechte der Frauen begeistert. Frei fühlt sie sich, frei schlendert sie durch die Straßen Christianias. Ihr gewinnendes Aeußere lenkt bald das Augenmerk eines Malers auf sie, der sich in der ganzen Erzählung als einer jener charakterlosen Lumpe zeigt, die nur im Genusse Befriedigung finden; er gewinnt sie, sie steht in seinem neuen Atelier Modell, und dabei gibt sich das Mädchen der freien Liebe hin. Doch bald kommt die bitterste Reue über sie. Eine Tante, deren Sohn Gunnar von edelster Liebe zu dem Mädchen ergriffen ist, klärt sie über die wahre Liebe und die rechte Freiheit in dieser auf: Bergljot fühlt bald, daß sie jenen Maler gar nicht liebt, daß sie aber im Grund ihres Herzens durch das edle Wesen Gunnar's an diesen ganz gefesselt ist. Und nun beginnen in ihr schwere Kämpfe. Aber sie ist stark genug; sie läßt sich nicht hinreißen zur Verzweiflung und zum Selbstmord, sie will handeln, sie will eine andere werden. Sie fühlt sich Gunnar's, sie fühlt sich der Ihrigen unwürdig, und so verkauft sie denn ihre Kostbarkeiten und schifft sich mit der ersten Gelegenheit nach Boston ein, nachdem sie noch zuvor von Gunnar brieflich Abschied genommen und ihren Seelenzustand angedeutet hat. Nach langem Forschen hat Gunnar endlich erfahren, daß Bergljot nach Amerika gegangen ist. Er reist ihr nach; ein kurzer Brief an seine Mutter meldet, daß er seine Geliebte gefunden, daß sie ihm alles gebeichtet habe, und daß er im nächsten Jahre zurückzukommen hoffe.

Bernt Lie, ein Neffe des Jonas Lie, dem er nachstrebt, und Thomas P. Krag gehören zu den jüngsten norwegischen Schriftstellern. Beide sind nicht unbegabt, doch fehlt ihnen noch Menschenkenntniß und eine harmonische Durchbildung. Trefflich verstehen beide die Natur ihrer Heimat zu schildern, und wir erhalten von ihnen Bilder, die jeden erfreuen müssen, der die nordischen Fjords und Scheren kennt. Aber diese Naturschilderungen beeinträchtigen nicht nur den Gang der Erzählung, sondern auch die einzelnen Charaktere. Die Erzählung wird nicht selten breit, phrasenhaft, ermüdend. Bernt Lie führt uns in „Märchenland" („I Eventyrland. Fortælling fra det nordligste Norge af Bernt Lie" [Christiania, A. Cammermeyer, 1893]) nach dem nördlichsten Norwegen, wo sich germanisches und finnisches Element berühren. Hier wohnt in einsamer Gegend ein Arzt mit seiner Tochter Sunniva, die mütterlicherseits von den Finnen abstammt. Sunniva ist noch Kind, als ein Maler hierher kommt und entzückt von der Natur der Gegend hier Studien zu machen beschließt. In der Behausung des Doctors findet er freundliche Aufnahme; das junge Mädchen ist bei seinen Arbeiten und Spaziergängen seine stete Begleiterin. Unwillkürlich entwickelt sich in der jungen Brust etwas mehr als Interesse für den liebenswürdigen Gast, durch den Abwechselung und Heiterkeit in das einsame Heim gekommen ist. Da spielt die zauberische Gewalt der Vaterlandsliebe der aufkeimenden Liebe einen Streich: die Schwester der Mutter Sunniva's, eine reiche Finnin, vor der man bisher das Mädchen treu gehütet hat, weiß ihr durch ihr dämonisches Wesen Sehnsucht und Liebe zu ihrem Volke zu entfachen. Die sonst so heitere und ausgelassene Sunniva wird ernst und wortkarg: der innere Kampf zwischen Liebe und Sehnsucht zum Finnenvolke auf der einen Seite und zu ihrem „Malermeister" auf der andern, wirft sie aufs Krankenlager, sie siecht dahin, bis sie unter den Birken auf dem Gottesacker mit ihrer Mutter vereint ist.

Bibliographie.

Byr, R., Ein Reiterschwert. Historisches Charakterbild. Jena, H. Costenoble. 8. 4 M.

Gomperz, Dr. Theodor, Griechische Denker. Lieferung 2 und 3. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. à 2 M.

Kultur- und Litteratur-Bilder. Heft 3: Kunst und Volk. Die Tagespresse. Freie Bühne und Volksbühne. Drei Essays von Karl Bienenstein. Neuwied und Leipzig, August Schupp. Gr. 8. 60 Pf.

Wychgram, J., Schiller. Dem deutschen Volke dargestellt. Mit Lichtdrucken, zahlreichen authentischen Beilagen und Textabbildungen. 1. Lieferung. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. Lex.-8. 60 Pf.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

(Mit einer Beilage von F. A. Brockhaus in Leipzig.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 40. — 4. October 1894.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich.
Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Wilhelm Müller.

(Zum 7. October 1894.)

Das Jahr, das mich der Welt gegeben,
Es soll gepriesen sein;
Gesegnet hat's die deutschen Reben
Mit einem Nektarwein.

Und auch mein Monat rühmt nicht minder
Der höchsten Ehren sich;
Denn wir sind beid' Octoberkinder,
Der edle Wein und ich.

O Bruder, daß es mir gelänge,
Dir ähnlich stets zu sein,
Und daß mein Lied zum Becher klänge
Wie du so stark und rein!

Wenige Monate, nachdem in Göttingen Gottfried August Bürger sein müdes Haupt zur Ruhe niedergelegt hatte, am 7. October 1794, wurde in Dessau Wilhelm Müller geboren. Wenn auch nur einer bescheidenen Bürgerfamilie entsprossen, erhielt er dennoch als einziges seinen Aeltern gebliebenes Kind eine sorgfältige Erziehung. Reichlich gewährte Freiheit und kleinere Reisen weckten die in dem Knaben schlummernde Phantasie. Seine einnehmende, jugendfrische Persönlichkeit, sein hochstrebender Sinn, dazu der Schimmer, der wegen seiner Theilnahme am Befreiungskriege auch auf seiner Stirn ruhte, öffneten ihm später in Berlin, wo er hauptsächlich Philologie und Geschichte studirte, den Eintritt in die beste Gesellschaft. Als er dann durch eine größere Reise nach Italien dem heißen Drange nach dem Lande seiner Träume vorläufig Genüge gethan hatte, fand er in seiner Vaterstadt einen Wirkungskreis, der seinen Neigungen völlig entsprach. Seine Lehrthätigkeit an der Gelehrtenschule war später sehr knapp bemessen. Die Verwaltung der herzoglichen Bibliothek ermöglichte ihm, in aller Gemächlichkeit seinen Studien nachzugehen und die neuesten Erscheinungen der Literatur zu verfolgen. Ein glückliches Familienleben an der Seite seiner Gemahlin, einer Enkelin Basedow's, und edle gesellige Freuden trugen viel dazu bei, die Annehmlichkeiten seiner Stellung zu erhöhen. Ein größerer Gegensatz zu der Lebensführung Bürger's läßt sich kaum denken.

Welche Stellung nimmt nun Wilhelm Müller unter den deutschen Dichtern ein? In einem seiner Aufsätze spricht er sich selbst über die Entwickelung der neuern deutschen Lyrik, nachdem er auf die Schwächen Klopstock's und der Anakreontiker hingewiesen hat, folgendermaßen aus: „Echter, voller und reiner deutscher Liederklang überscholl gar bald den reimlosen Rhythmus der Barden und Anakreontiker. Der göttinger Dichterbund und vor allen Bürger, der Goldmund, beflügelte die lyrische Poesie, welche dort nur taktmäßig treten mußte, mit den alten Schwingen des Reimes und Gesanges zum neuen Volksliede. Während er den tiefen, starken und lautern Ton seiner Brust als ein Echo durch den Ruf des alten Volksgesanges, so des deutschen, wie des englischen und schottischen, weckte, lehrte Schiller, dessen Kritik der Bürger'schen Gedichte allein genügt, um zu beweisen, daß er kein Lyriker ist, die deutsche Lyra declamiren; zwar mit Pathos, Glanz und Fülle; aber der Lyriker, welcher declamirt, ist doch nicht anders zu entschuldigen als der Redner, welcher singt. Wie das Volkslied und dessen Widerhall in Bürger's Gedichten, so verhörte Schiller auch den zartern Klang des ältern deutschen Minneliedes gänzlich, und mit ihm wie viele, die der Glanz

der Brillanten in den Ringen, mit denen seine Hand die Lyra spielte, so blendete, daß sie wenig auf den Klang derselben achteten." Nachdem Müller ergänzend hinzugefügt hat, daß einzelne lyrische Gedichte Schiller's von diesem seinem Urtheile nicht getroffen würden, fährt er fort: „Das deutsche Volkslied fand in Goethe seine höchste und feinste Veredelung." Durch ihn trat es, „geläutert und verklärt durch die Kunst, wieder in das Leben ein, und wie der Dichter, so schöpfte auch sein Componist, Reichardt, Accorde und Klänge aus dem reichen und tiefen Quell des Volksgesanges. Herder's Volkslieder und «Des Knaben Wunderhorn» belebten in der schönsten Wechselwirkung diese Regeneration der deutschen Lyrik und wurden durch dieselbe hervorgerufen und verbreitet".

Durch diese Herolde waren die Schranken geöffnet, war der neuen Lyrik die Bahn gewiesen. Ergriffen von dem Reichthum und der Tiefe deutschen Gemüthes erließ nun Uhland den freilich leicht miszuverstehenden und zu misbrauchenden Aufruf „Freie Kunst", mit dem tröstlichen Hinweise, daß nicht an wenig stolze Namen die Liederkunst gebannt und daß der Samen über alles deutsche Land ausgestreut sei. So entstand denn ein Singen und Klingen überall im deutschen Dichterwald. Aber auch hier gilt das Wort von den Bakchen und Thyrsosträgern. Wilhelm Müller steht in der vordersten Reihe dieser echt deutschen Sänger. Hat er auch manches mit Uhland und den andern schwäbischen Dichtern, mit Chamisso und mit Eichendorff gemein, so erscheint er doch als durchaus originale Dichterindividualität. Mit den Romantikern, mit Fouqué, Arnim, Tieck, war er bekannt oder befreundet, doch ließ er sich den Sinn nicht gefangen halten durch ihre mondbeglänzte Zaubernacht. Das deutsche Alterthum hatte er eifrig studirt. War auch seine 1816 erschienene „Blumenlese aus den Minnesängern" noch keine ausgereifte Leistung, so zeigte er doch durch die seit 1822 erscheinende „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts" (von Opitz an), wie gut er mit der Literatur der Vergangenheit vertraut war. Aber er verurtheilt die archaisirende Dichtung der sogenannten althochdeutschen Schule. Denn „keiner Dichtungsart liegt es mehr ob als der lyrischen, zeitgemäß zu sein; denn ihr Genuß und ihre Wirkung, am weitesten von jedem Studium getrennt, gehen lebendig von Mund zu Mund und haben keine Zeit zu Erklärungen", . . . und „welcher Mensch kann dem Todtgeborenen Leben einhauchen?"

Was unserm Dichter am meisten Halt gibt gegenüber der Gefahr abgeblaßter Allgemeinheit, ist die sozusagen epische Grundlage seiner Gedichte. Er hat stets nicht nur einen bestimmten Stand, sondern eine bestimmte Person in einer bestimmten Situation im Auge. Dazu gesellt sich die dramatische Belebung der Handlung. Es ist eine Poesie der Bewegung, so daß man auch hier sagen möchte Πάντα ῥεῖ. Eine der poetischsten Erscheinungen im deutschen Volksleben ist die Mühle am Waldbache mit ihren sanges- und lebenslustigen Bewohnern. Schon Goethe hat seine Müllerlieder. Aber niemand hat die Mühle so traulich geschildert wie unser Müller — nomen et omen — in seiner „schönen Müllerin".

Eine Mühle seh' ich blicken
Aus den Erlen heraus,
Durch Rauschen und Singen
Bricht Rädergebraus.

Ei willkommen, ei willkommen,
Süßer Mühlengesang!
Und das Haus, wie so traulich!
Und die Fenster, wie blank!

Mit Singen und Klingen ruft der Mühlenbach: „Geselle, Geselle, mir nach!" Aber wie das Wasser, die Räder und die Steine im Bache, so wandert auch alles andere in der Welt: Erde, Sonne, Mond und Sterne, Kind und Jüngling, Mann und Greis wandern, Fürstengunst und Frauentreu wandern. Drum mag auch jeder andere Gesell außer dem Müller rufen: „Herr Meister und Frau Meisterin, laßt mich im Frieden weiterziehn und wandern!" Denn

Der Frühling will kommen,
O Frühling, meine Freud'!
Nun mach' ich meine Schuhe
Zum Wandern bereit.

Welch stürmischer Jubel braust in dem Liede „Frühlingseinzug" mit dem Refrain „Die Fenster auf, die Herzen auf! Geschwinde, geschwinde!" und mit der kraftvollen Naturbelebung besonders in der Strophe:

Es kommt der Junker Morgenwind,
Ein pausebackig rothes Kind,
Und bläst, daß alles klingt und klirrt,
Bis seinem Herrn geöffnet wird
Geschwinde, geschwinde!

Dasselbe Leben herrscht in dem „Morgenlied": „Wer schlägt so rasch an die Fenster mir mit schwanken grünen Zweigen?" Man spürt das Spielen der Sonne in den Worten:

Die Sonnenstrahlen stehlen sich
Behende durch Blätter und Ranken
Und necken auf deinem Lager dich
Mit blendendem Schweben und Schwanken.

Wenn so die blühende Natur zu wandern lockt, so zieht der eine lustig zum Thore hinaus, indem Feinliebchens Bild vor ihm herwallt, der andere ist traurig, daß er scheiden soll. Wie ergreifend ist der Trennungsschmerz ausgesprochen in dem Liede „Der Lindenbaum":

Und seine Zweige rauschten,
Als riefen sie mir zu:
Komm her zu mir, Geselle,
Hier find'st du deine Ruh'!

Die innigste Uebereinstimmung zwischen der Natur und der Menschenseele herrscht auch sonst:

Wie hat der Sturm zerrissen
Des Himmels graues Kleid!
Die Wolkenfetzen flattern
Umher in mattem Streit.

Und rothe Feuerflammen
Ziehn zwischen ihnen hin.
Das nenn' ich einen Morgen
So recht nach meinem Sinn!

Hier sieht das Herz am Himmel sein eigenes Bild gemalt. Noch schwermüthiger ist die Stimmung da, wo der Wanderer dem Irrlicht folgt und seufzt: „Ach, wer wie ich so elend ist, gibt gern sich hin der bunten List.“ Die ganze Natur ist dem Wanderer vertraut. Er beneidet die Biene, die Forelle soll ihn lehren, sich frisch in jedes Element zu stürzen. Er fragt den Mondschein, ob er Botschaft von seinem Schatz bringe, und trägt den Abendwinden auf, geschwind zu ihm zu fliegen. Anheimelnd schildert der Dichter Stadt und Land, z. B. wenn abends beim Sternenschein die Leute vor den Thüren sitzen oder die Mädchen am Brunnen plaudern. Beim Einzuge in das Städtchen fühlt sich der Bursch oft stolz erhoben, oft aber auch enttäuscht, wenn er weiter zieht:

Das Mädchen sprach von Liebe,
Die Mutter gar von Eh' —.
Nun ist die Welt so trübe,
Der Weg gehüllt in Schnee,

aber trotz alledem der zartsinnige Entschluß:

Will dich im Traum nicht stören,
Wär' schad' um deine Ruh',
Sollst meinen Tritt nicht hören —
Sacht, sacht die Thüre zu!

Ich schreibe nur im Gehen
Ans Thor noch: Gute Nacht!
Damit du mögest sehen,
Ich hab' an dich gedacht.

Eins der beliebtesten Lieder ist die „Brüderschaft“ im Krug zum grünen Kranze, in seiner Wortkargheit neben so vielen andern ein echtes Volkslied. Die Liebe offenbart sich unserm Dichter in immer neuen Formen und Gestalten. Welch einfache Herzlichkeit klingt in den Worten des prager Musikanten! Sicher in seinem Besitz schildert der Postillon seine Geliebte aus der Bergschenke in ihrer halb derb realistischen, halb märchenhaften Umgebung, und zuversichtlich klingt eines Bauernburschen „Ausforderung“:

Und ist dein Dirnel schöner,
So trag's zur Stadt hinein,
Zum Markte, zum Verkaufe,
Fürs Dorf ist's halt zu fein.

Und ist dein Dirnel frömmer,
So führ' es gleich nach Rom
Und laß es heilig sprechen,
Zur Lieb' ist's halt zu fromm.

Zu den lebensfrischen Gestalten unseres Dichters gehört der Jägersmann. Leicht erringt er bei der koketten Schönen den Minnesold. „Jägerslust“ schwellt seine Brust. In dem Gedicht „Des Jägers Weib“ glaubt man das Klopfen des Herzens in der bangen Nacht zu spüren. Wie Müller immer aus einer bestimmten Situation heraus seine Lieder schuf, bezeugen auch die Gedichte, in denen sich seine Reisen wiederspiegeln. So die Frühlingslieder aus dem Plauenschen Grunde, wo er als Gast des Grafen von Kalckreuth weilte. Ein Aufenthalt auf Rügen bei dem Dichter Furchau trug ihm die „Muscheln von der Insel Rügen“ ein, eine Badereise in Böhmen die „Lieder aus Franzensbad bei Eger“. Erinnerungen an seinen Aufenthalt in Italien sind z. B. die „Lieder aus dem Meerbusen von Salerno“. Auch den Geist des fremden Volksthums weiß der Dichter zu erfassen und die Stimmung der fremden Natur wiederzugeben. Man denke an den Hirten in der Campagna:

Die Abendnebel sinken
Hernieder kalt und schwer,
Und Todesengel schweben
In ihrem Dampf umher.

Gehüllt in meinen Mantel,
Den Spieß an's Herz gedrückt,
Schau' ich empor zum Berge
Und träume mich beglückt.

Müller liebt es, eine Anzahl Gedichte zu einem Cyklus zu vereinigen. Die Mahnung, dasselbe mit allen seinen kleinen Gedichten zu thun, richtet er an den Leser in einem seiner Epigramme, in denen sich übrigens manches Körnchen Lebensweisheit birgt:

Die liebe kleine Zeit will Kleines haben,
Drum bring' ich ihr so viele kleine Gaben.
Aus vielen Tagen wird ja doch ein Jahr —
Sei ganz und sieh ein Ganzes in der Schar!

Daß Müller ein Herz für die damalige Noth seines Volkes hatte, wird niemand bezweifeln. Schon in Berlin hatte ihn sein Verhältniß zu Jahn und andern deutsch gesinnten Männern verdächtig gemacht. Verhaltener Mismuth klingt auch durch einzelne seiner Gedichte hindurch. Aber mit Widerwillen wendet er sich ab von dem unerfreulichen Treiben:

Hab' mich in dem Geist der Zeiten
Auch einmal berauscht;
Hab' den Rausch nun ausgeschlafen
Und den Trank vertauscht.

Deutsch und frei und stark und lauter
In dem deutschen Land
Ist der Wein allein geblieben
An des Rheines Strand.

Sein Trost ist: „Schlechte Zeiten, guter Wein!“ und sein Rath: „Wer mit dem Leben lebt in Leid und Streit, trink' aus altem Fasse alte gute Zeit!“ Darum ist auch seine Muse in des Schenken Haus gegangen. Er feiert den „König Wein“ und zieht den Becher des Nestor den Waffen des Peliden vor. Das größere Gedicht „Est, est“ ist in diesem leichtern Genre ebenso vollkommen als im ernstern „Der Glockenguß zu Breslau“.

Obwol Müller sich der Gunst seines Fürsten in hohem Maße erfreute, durfte er doch, dankbar für zarte Aufmerksamkeit in kranken Tagen, im „Morgengruß aus Luisium" ausrufen:

Nicht mit goldnen Ehrenketten in den Käficht enger Gunst
Hat mein Fürst mich eingeschlossen und verzogen meine Kunst.
In des Landes schönstem Garten gab er mir ein grünes Haus,
Und ich singe meine Lieder frei in freie Luft hinaus.

Uebrigens hat er seinen Gefühlen für Recht und Freiheit unerschrocken Ausdruck gegeben auch in seinen Griechenliedern. 1817 trat er, von der berliner Akademie mit mancherlei wissenschaftlichen Aufträgen betraut, als Begleiter des Barons von Sack eine Reise nach Griechenland an, zu der er sich in Wien durch das Studium des Neugriechischen vorbereitete. Da ihn aber Italien länger und mehr fesselte, so löste er freundschaftlich das Verhältniß zu seinem Gefährten. Eine Frucht seines Aufenthaltes in Italien war außer zahlreichen Gedichten sein Buch „Rom, Römer und Römerinnen", eine Sammlung vertrauter Briefe aus Albano (1820). 1821 erschien das erste Heft seiner „Lieder der Griechen", dem mehrere folgten. Diese Griechenlieder, viel stoff- und farbenreicher als die Polenlieder, die Platen später dichtete, hatten eine zündende Wirkung und halfen dem bedrängten Volke die Sympathien Europas erringen. Begeistert feiert der Dichter die Führer in diesem Heldenkampfe, einen Mark Bozzari und einen Konstantin Kanaris, schilt die Schelsüchtigen und reißt die Zagenden mit sich fort. Welcher deutsche Knabe kennt nicht den „Kleinen Hydrioten" und „Alexander Ypsilanti"? Und der sich so für altes und neues Griechenthum begeisterte, war und blieb ein echt deutscher Mann. Müller war ein tüchtiger Philolog. So hatte er unter Friedrich August Wolf, den er dankbar verehrte und gegen jede Verunglimpfung in Schutz nahm, homerische Studien gemacht, deren Ernst nicht blos die 1824 erschienene „Homerische Vorschule", eine Einleitung in das Studium der „Ilias" und „Odyssee", sondern auch verschiedene kritische Aufsätze beweisen. Gleiches Interesse wie der altgriechischen Poesie brachte er der neugriechischen Nationaldichtung entgegen. 1825 erschien seine Uebersetzung der „Neugriechischen Volkslieder", die Fauriel gesammelt hatte. Auch die Literatur der italischen Halbinsel, die Meisterwerke eines Dante, Ariost und Tasso, waren ihm wohlvertraut. Daß er aber auch für die Regungen des modernsten Geistes ein Verständniß besaß, zeigen seine eindringenden Arbeiten über Lord Byron, mit dem er sich vor allem auch in seinem Philhellenismus berührte und dem er auch ein poetisches Denkmal gesetzt hat. Von seinen sonstigen Schriften erwähnen wir nur noch seine Uebersetzung von Marlowe's „Faust" und seine beiden interessante Seelenzustände behandelnden Novellen „Der Dreizehnte" und „Debora", die in denselben Gedankenkreis gehört wie sein Liederkranz „Johannes und Esther". Müller war Mitarbeiter an verschiedenen Zeitschriften, darunter auch an diesen Blättern. Als er am 30. September 1827 starb, verlor Deutschland in ihm einen seiner liebenswürdigsten Dichter. Ganz natürlich, daß nach siebzig Jahren die Lyrik neben den alten, unverwüstlichen auch neue Saiten anschlägt. Aber bei wie vielen Dichtern der Gegenwart muß man an das Müller'sche Bild denken vom „Pfingstochsen", dem die Nachwelt mit dem Beile auf dem Fuße folgt. Seine eigenen Lieder werden voraussichtlich auch noch in dem verheißungsvollen 20. Jahrhundert ihren alten Zauber ausüben.

Richard Opitz.

Neue Grillparzer-Literatur.

1. Grillparzer und Lope de Vega von Arturo Farinelli. Mit den Bildnissen der Dichter. Berlin, Emil Felber. 1894. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.
2. Grillparzer's Dramen. Funfzehn Vorlesungen von Dr. Emil Reich. Dresden, E. Pierson. 1894. Gr. 8. 3 M.

Eine der werthvollsten Bereicherungen der Grillparzer-Literatur hat Dr. Arturo Farinelli mit seinem Buche über Grillparzer und Lope de Vega (Nr. 1) geliefert, womit er sich selbst in glänzender Weise als Forscher und Kritiker in die deutsche Wissenschaft einführt. Grillparzer hat dem großen spanischen Dichter eine außerordentliche Verehrung gewidmet. Lope de Vega war ihm lieber als Shakespeare. Dieser erdrückte ihn durch die Wucht seiner Größe und gefährdete seine Selbständigkeit, da man, nach Grillparzer, Shakespeare nicht lesen kann, ohne ihm nachzuahmen, ohne dann alles mit seinen Augen sehen zu wollen. Lope besitzt diese dämonische Gewalt nicht und ist dennoch ein nicht genug zu bewundernder poetischer Genius, der mit einer in der ganzen Weltliteratur sich nicht mehr wiederholenden Schöpferkraft an tausend Stücke schrieb, in deren schwächsten selbst Grillparzer schöne Motive und Scenen fand. Er bewunderte vor allem die Natürlichkeit und Naivetät des Lope'schen Stils; er fand seine Gespräche viel natürlicher und wahrer selbst als die Shakespeare'schen Dialoge. Lope denkt immer anschaulich, aber er drückt sich nie symbolisch oder allegorisch aus wie Calderon, sondern unmittelbar sachlich und concret. Das entsprach Grillparzer's strenger Forderung an den Künstler überhaupt. Lope verhält sich zu Calderon wie Goethe zu Schiller. Calderon war der Ideendichter, er stellte an den Anfang seiner Stücke eine These, die durch die Handlung bewiesen werden soll; seine Stärke bestand in der Führung der Intrigue, in der Schürzung und Lösung des dramatischen Knotens. Lope componirte schlecht, leichtsinnig; seine

Stücke sind eine oft recht phantastische Folge von Scenen und Situationen; aber diese Scenen und Situationen selbst führt er mit großem Behagen und aller poetischen Kraft aus, er weiß, was dramatisch wirkt und ist ein Meister im Herausarbeiten dieser dramatischen Wirkungskraft seines Stoffes. Er ist wie ein Kind sorglos in der Wahl seiner Stoffe, er greift nach jedem, der ihm bunt genug erscheint, und wenn er auch kein einziges Stück so baute, daß es heute aufgeführt werden kann, so enthält doch jedes poetische Schönheiten, die auf einen schöpferischen Dichter anregend wirken können. In diesem Verhältniß stand Grillparzer zu Lope, und der Literarhistoriker hat demgemäß zunächst die Spuren der Lope'schen Stücke in den Dramen Grillparzer's verfolgt und aufgedeckt. Er fand sie im „Treuen Diener", im „Traum ein Leben", im „Ottokar", in der „Jüdin von Toledo", in der „Libussa", in der „Esther". Im einzelnen die Resultate dieser ungewöhnlich feinsinnigen und von künstlerischem Takt geleiteten Untersuchungen, Vergleiche und Parallelen hier aufzuzählen, würde uns wol zu weit führen; auch setzen sie naturgemäß eine größere Vertrautheit mit den Grillparzer'schen Werken voraus als man derzeit noch von unserm Leserkreise erwarten darf. Doch wollen wir Farinelli's, den Schluß der Untersuchung über die „Jüdin" zusammenfassenden Sätze hier anführen, um den Charakter der künstlerischen Beziehungen der zwei Dichter zueinander zu kennzeichnen. Farinelli sagt (S. 170):

> Es ist leicht möglich, daß ohne Lope de Vega's „Las paces de los Reyes" die „Jüdin von Toledo" Grillparzer's nicht zu Stande gekommen wäre. Doch wie verschieden, trotz vieler Uebereinstimmungen, sind die beiden Stücke! Grillparzer hat geleistet, was er in seinen Studien über Lope de Vega empfahl: er hat aus einer spanischen Comedia ein deutsches Drama geschaffen, seine Einbildung mit dem Kunstwerke seines Vorbildes erfüllt. Er hat es nicht nachgeahmt noch bearbeitet; er hat es neu gedichtet. An Stelle des fremden Geistes hauchte er der Dichtung einen eigenen nationalen Geist ein; was Lope spielend entworfen, hat Grillparzer verinnerlicht, vertieft, neu beseelt. Der Spanier gab die Hauptlinien eines complicirten Gewebes, der Deutsche hat dieses Gewebe mit allen Fäden versehen. — Aus den Handlungen, aus den Situationen ergeben sich in der spanischen Comedia die Charaktere der Haupthelden und Nebenpersonen. Umgekehrt im deutschen Drama: da ergeben sich Handlungen und Situationen aus den von Anfang an festgesetzten, fertig gewordenen und tief durchforschten Charakteren. Oder anders ausgedrückt: der Spanier arbeitet analytisch, der Deutsche synthetisch. . . . Das Naturkind Lope de Vega unterhielt sich im Dichten und behandelte spielend selbst die ernsten, tragischen Conflicte des Lebens. War die Lösung eines Dramas schwer, so halfen Gott und Engel schon aus. Für Grillparzer war jedes Dichten nicht ein Spiel, sondern eine heilige, ja geradezu eine schmerzhafte Pflicht. Der Oesterreicher, der Bewunderer der Spanier, konnte nicht sorglos schaffen. Er wollte mit scharfer Klarheit seelische Zustände analysiren, brachte Ernst, tiefe Wahrheit, Moral und Erfahrung in alles.

Mit dieser Untersuchung des Verhältnisses der Dramen beider Dichter zueinander hat sich indeß Farinelli nicht begnügt. Grillparzer hat in einer Jahrzehnte hindurch gepflegten Lektüre der Lope'schen Werke (seit 1814) zahlreiche kritische Bemerkungen über sie aufgezeichnet. Diese Lektüre war ihm ein Jungbrunnen der Neubelebung seiner dichterischen Stimmung. Er las täglich zum Frühstück seinen Lope wie seine Griechen; sogar wenn er auf Reisen ging, nahm er einen Band seiner Werke mit. Dieses innige Verhältniß eines Dichters zu einem andern, der zweihundert Jahre vor ihm in einem andern Lande, in einer fast fremden Cultur gelebt und in einer fremden Sprache gedichtet hatte, findet überhaupt seinesgleichen nicht in der ganzen Literaturgeschichte. Grillparzer war wie Goethe einer der belesensten Dichter. Seine Aufzeichnungen erscheinen demnach dem modernen Literarhistoriker außerordentlich schätzbar, wenn ihnen auch Systematik mangelt. Einer der größten Kenner der dramatischen Technik, einer der verständnißvollsten Poeten spricht aus ihnen, der mit genialem Blick die poetischen Feinheiten und Blüten seines Lieblings herausfand. Wol geht Grillparzer in seiner Liebe manchmal zu weit, aber Farinelli kann nicht umhin, seine kritische Einsicht zu bewundern und sie über die aller andern Historiker der spanischen Literatur zu stellen. Farinelli hat sich auch die Mühe nicht verdrießen lassen, die Geschichte des Studiums der spanischen Dichter in Deutschland bis auf Grillparzer und auch nach ihm zu erforschen und er entfaltet dabei eine erstaunliche Belesenheit in der deutschen und in der romanischen Literatur; kaum ein Zeitungsartikel ist ihm entgangen! Es haben ja die Romantiker und auch Goethe mit Calderon einen großen Cultus getrieben. Farinelli findet ihn nicht gerechtfertigt, er theilt Grillparzer's realistisches Bekenntniß als Aesthetiker, und es ist ihm sehr schön gelungen, auch historisch die wissenschaftliche Stellung und Bedeutung Grillparzer's als Lope-Kritiker zu beleuchten. Dadurch gewinnt Grillparzer's Wesen noch einen gemeinsamen Charakterzug mit unsern Classikern mehr. So wie Schiller eine Stellung in der Geschichte der deutschen Philosophie, wie Goethe eine Stellung in der Geschichte der Naturwissenschaft hat, so nimmt nun Grillparzer in der vergleichenden Literaturgeschichte auch als Gelehrter einen hohen Rang ein.

Schließlich behandelt Farinelli in geistvoller Parallele die persönlichen Charaktere der beiden Dichter, indem er ganz richtig von der Erwägung ausgeht, daß eine so tiefe Liebe, wie sie Grillparzer für Lope hegte, ihren Grund in einiger Verwandtschaft der Gemüther und nicht in der dichterischen Thätigkeit allein haben könne. Nun waren die Dichter allerdings auch persönlich sehr verschieden: Lope ein fast sorgloser Gesell, ein improvisirendes Genie, rasch auflodernd und rasch verglühend in seinen Neigungen, glücklich in mehrfacher Beziehung: als Dichter von Beifall überschüttet, glücklich in der Liebe, als Ehemann und Vater — Grillparzer hingegen leidend unter dem Druck seiner metternichischen Zeit, erblich belastet, ein Hypochonder, ewig unzufrieden mit sich selbst, langsam erwägend, schwer entschlossen, zäh in seinen Neigungen. Man kann sich kaum zwei größere Gegensätze in zwei Männercharakteren denken. Aber gemeinsam hatten sie das Lebensideal. Beide hatten sie die gleiche Sehnsucht nach dem stillen Frieden in be-

scheidenen, patriarchalisch schlichten Verhältnissen. Grillparzer sang:

Eines nur ist Glück hienieden,
Eins: des Innern stiller Frieden
Und die schuldbefreite Brust.

Und Lope de Vega sang:

Glücklich, wer in Einsamkeit,
In dem Dorf verbringt sein Leben,
Fern der Großen wirrem Streben
Und der Höfe Haß und Neid!
Glücklich, wer nur Wahrheit spricht,
Keines Gönners Wange streichelt,
Nicht den großen Herren schmeichelt
Und den Majestäten nicht.
Glücklich, wen der lust'ge Hahn
Aufweckt bei der Morgenröthe,
Und wen nicht die Kriegsdrommete
Fortruft auf die Todesbahn.

Diese Sehnsucht nach der Idylle schlichten Naturlebens war also beiden Dichtern gemeinsam, und hierin wurzelte zutiefst die ungewöhnliche Liebe des Oesterreichers für den Spanier. Dies entdeckt zu haben ist nicht das geringste Verdienst der an guten Gedanken und interessanten Thatsachen so reichen Schrift Farinelli's.

Einen davon grundverschiedenen Charakter hat Emil Reich's Buch: „Grillparzer's Dramen" (Nr. 2). Hier spricht nicht der Historiker, sondern der Philosoph, der analytische Kritiker, der sich mit begeisterter Liebe in seinen Dichter versenkt, aus seinem Studium ein Lebenswerk macht und womöglich aus seinen Ideen Kapital für eigene Bildung schlägt. Ihm ist der Dichter auch ein Lehrer, ein Vorbild, und Reich spricht auch geradezu seine Verwunderung darüber aus, daß man so sehr auf die Schwäche, auf die Unmännlichkeit, auf jene Innerlichkeit des Dichters das Hauptaugenmerk richtet, die dem Leben nicht gewachsen war, wie Johannes Volkelt die Formel für Grillparzer verfaßt hat. Reich findet umgekehrt, daß man in Anbetracht der schweren pathologischen Erbschaft, die der Dichter von Vaters- und von Mutterseite übernommen hatte, Grillparzer geradezu bewundern müsse: er ist nicht unterlegen wie Raimund und Lenau, er hat mit dem finstern Dämon der Hypochondrie siegreich gerungen, nach jeder schweren Krisis, in die uns seine trübseligen Tagebuchblätter nur allzu viel Einblick gewähren, hat er sich ja dennoch aufgerafft und hat die Flinte doch nicht so sehr ins Korn geworfen, wie man zu behaupten pflegt. Darum, meint Reich, könnte man ganz wohl auch einmal von Grillparzer als einem Erzieher sprechen, wie das leider so schnell abgenutzte Nietzsche'sche Schlagwort lautet. Reich verweist auf die trüben politischen Verhältnisse, in denen Grillparzer aufwuchs und lebte. Das Schlimmste an der Censur war nicht so sehr, daß sie Geschriebenes unterdrückte, als daß sie dem Schriftsteller schon beim Schreiben selbst im Wege stand, denn er fand keinen Ansporn, etwas zu schaffen, wovon er sich gleich von vornherein sagen mußte, daß es die Censur nicht werde passiren können. Ohne nun etwa so weit zu gehen, in Grillparzer's Privatcharakter ein Ideal von Männlichkeit zu erkennen, müssen wir doch die Bemerkungen Reich's für recht verdienstlich erklären; sie sollen gegen Volkelt's Neigung, den Dichter gar zu schwach zu construiren, als ein gesundes Gegengewicht wirken. Im übrigen aber soll die mächtige Anregung, welche gerade Volkelt's philosophische Betrachtungsweise dem gesammten Studium Grillparzer's gab, nicht undankbar vergessen werden. Es ist übrigens für die Geschichte der Literaturgeschichte sehr wichtig zu beachten, daß auch in diesem Falle der stärkste Anstoß zur richtigen Würdigung eines Dichters nicht von einem Historiker oder Philologen, sondern von einem Philosophen kam. Reich bekennt auch, daß für sein eigenes Grillparzer-Studium Volkelt epochemachend war, aber er schwört darum nicht in verba magistri, sondern ist bestrebt, seine abweichenden Meinungen recht ausführlich darzustellen. Im Gegensatze zu Volkelt, der mit starker Kraft aus den Dichtungen die Individualität des Dichters herausschält, die ihm ganz eigenthümliche Art, das Tragische im Leben zu sehen, festzuhalten, zu fühlen und darzustellen; im Gegensatze zu diesem concentrischen Streben versenkt sich Reich in jedes einzelne große Werk des Dichters, geht in die Einzelheiten ein, polemisirt gegen andere Anschauungen der Dichtungen — das ist auch für den Kenner und Liebhaber interessant, ermüdet aber doch sehr, zumal wenn die Darstellung manchmal etwas breit wird und sich in sehr langen Sätzen, verzwickten Constructionen gefällt. Auch hier können wir natürlich nicht alle Einzelheiten aufzählen; wir erwähnen nur, daß Reich gegen Alfred von Berger's Auffassung der „Esther" mit gutem Erfolg polemisirt; daß er sehr überzeugend über den „Bruderzwist" spricht, dessen Held, Kaiser Rudolf II. mit dem Dichter allzu sehr identificirt wurde; daß er eine Entwickelung in den Anschauungen des Dichters vom Individualismus zum Mutualismus nachweist; auch die Charakteristik der „Jüdin" enthält viele gute Bemerkungen; im Kapitel über die „Ahnfrau" spricht Reich sehr verständig über die Schicksalstragödie und dergleichen mehr. Das Wichtigste aber ist seine Grundanschauung vom Dichter, in der Reich mit Alfred Klaar übereinstimmt, der sie schon vorher geäußert hat. Danach ist Grillparzer nicht so sehr der dritte Classiker, als der erste große Realist, der erste moderne Dichter, der in der strengen Naturwahrheit das oberste Gesetz der Kunst erblickte, der die Schönheit und ihre Wirkung der herben psychologischen Consequenz öfter zu opfern bereit war („Treuer Diener", „Jüdin", „Bruderzwist") und sich darum ebenso wie in der verfeinerten Technik mit den Idealen der modernen Dichter, der Naturalisten berührt. Grillparzer ist modern nicht blos wegen dieser Stilrichtung, sondern auch wegen seiner Ethik. Reich weist mit Glück nach, daß die Sehnsucht des Dichters nach dem Glück der Idylle keineswegs so ausschließlich als sein Lebensideal betrachtet werden dürfe, er hatte gewiß nicht weniger Sinn für Ruhm und heldenhaftes Thun, wenn er auch dessen Vergänglichkeit oft betonte. In der „Libussa" zeigte Grillparzer, daß sein Culturideal so welt-

abgewandt, so quietistisch nicht war, als man gemeiniglich annimmt. Libussa möchte wiederkehren, wenn die Ausgleichung von Traumleben und praktischer Lebensarbeit einmal stattgefunden haben wird.

Weder der unbedingte, ziemlich selbstische Individualismus der Schwestern, zu dem anfänglich auch Libussa neigte, noch Primislaus' etwas nüchterne Nützlichkeitslehre erweisen sich als letztes, dies liegt jenseits beider Anschauungen. Eine ferne Zukunft soll das goldene Zeitalter bringen, wo sich jeder hingibt an die Gesammtheit, nur um sich von dieser bereichert zurückzuerhalten, nicht Egoismus, nicht Alturismus, sondern Mutualismus.

Auch eine andere Bemerkung Reich's wollen wir citiren, weil sie gut und richtig ist:

Von allen Seiten umstellt, eingeengt und niedergehalten, konnte Grillparzer's Genius sich nie zu voller Höhe emporrichten; das Größte, was er zu bieten vermochte, ist ungethan, das Lied, in welchem er den herrlichen Verein aller seiner Gaben zugleich entfaltet hatte, ungesungen geblieben. Es gibt kaum ein quälenderes Gefühl, als das höchste, was in uns liegt, nicht rein entwickeln, das beste, was wir mitzutheilen haben, nicht des hohen Gegenstandes werth aussprechen zu dürfen, weil düstere Umstände es verhindern. Dies Gefühl, nie das bieten zu können, was er bieten wollte, nie das Ideal zu erreichen und doch zu wissen, es wäre ihm unter fördernder Gunst der Verhältnisse möglich gewesen, den innern Trieb in edelsten Formen so zu verkörpern, daß nichts zur Vollendung fehle: dies war der große Schmerz im Leben Grillparzer's.

Moritz Necker.

Neue Romane und Erzählungen.

1. Spinngewebe. Roman von Ernst Ziegler. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1894. 8. 5 M.
2. Brigitte. Die Rose von Lavanché. Zwei Erzählungen von Robert Schweichel. Berlin, O. Janke. 8. 1 M.
3. Parzival von Berlin. Roman von Erdmann Graeser. Berlin, Bibliographisches Bureau. 8. 3 M.
4. Im Schatten des Hospitals. Roman von Joachim von Dürow. Leipzig, C. Reißner. 1894. 8. 3 M.
5. Unter gekrönten Häuptern. Roman von V. von Gagern. Leipzig, A. Bergmann. 1894. Gr. 8. 3 M.
6. O, alte Burschenherrlichkeit. Geschichten eines Alten Herrn von Ludwig von Plötz. Berlin, O. Janke. 8. 1 M.

Um mit dem umfangreichsten der vorgenannten Werke zu beginnen, sei zunächst des Romans „Spinngewebe" von Ernst Ziegler (Nr. 1) gedacht. Es ist ein echtes, nach französischem Vorbild geartetes Werk des modernen Realismus, obgleich das Buch nichts enthält, was als neu oder modern bezeichnet werden könnte. Das ist charakteristisch für diese neue Art des Realismus, daß sie etwas ganz Altes ist; man muß nur den Muth haben, schmuzige oder sonst häßliche Dinge, über die der gebildete Mensch stillschweigend hinweggeht, ans Licht zu zerren und ihren Namen laut in die Welt zu schreien. Eines der beliebtesten Themata ist die geschlechtliche Liebe, denn naturgemäß gibt sie prächtige Gelegenheit, Dinge auszusprechen, über die man in guter Gesellschaft nicht gewohnt ist, unverblümt zu reden. Das eben macht Sensation, und Sensation, die braucht der moderne Schriftsteller. So ein „hübscher, gemüthlicher Ehebruch", wie der berühmte Rentier Bliemchen sagen würde, ist immer ein Vorwurf gewesen, den die breiten Massen des Publikums dankbar angenommen haben.

Auch Ziegler rechnet mit dem Sensationsbedürfniß, nur hat er sich die einem wirklich talentvollen Novellisten nicht allzu fernliegende Idee zu Nutze gemacht, dem Schmuz einen wissenschaftlichen Namen zu geben, d. h. er hat den moralisch auf schwachen Füßen wandelnden Personen ein psychologisches Mäntelchen umgehängt. So stolziren sie denn einher, wie Wölfe im Schafspelz. Daß Geist, Menschenkenntniß und schriftstellerische Geschicklichkeit dazu gehören um dieses Experiment so durchzuführen, daß es seinen Zweck erfüllt, ist selbstverständlich.

Da begegnen wir in dem Roman vor allem einem ganz „modernen" Menschen, dem notorischen Frauenverführer, der aber in diesem Beruf durchaus nichts Unrechtes findet. „Der Verkehr mit Dirnen", sagt er, „vergröbert uns, erzieht uns zu Egoisten, er ist eine traurige Schule, in der wir lernen, das Weib minder achten." Um dieser Schule zu entgehen, verführt er nur ehrbare Mädchen und Frauen; er beginnt als junger Mensch mit der Köchin seiner Tante und wächst mit seinen höhern Zwecken. Sein Vorgehen in der Liebeskunst ist ganz methodisch: er schwärmt die Auserlesene zuerst an, berührt dann leise, wie im Vorübergehen ihre Hand, dann hält er Vorträge über die seelische und sinnliche Beschaffenheit der Menschen, beweist haarklar, daß es Unsinn sei, platonisch zu lieben, und schließlich, wenn die Fliege aus dem Spinngewebe nicht mehr heraus kann, spielt er den Unschuldigen, denn das Weib hat sich ihm freiwillig an den Hals geworfen, und er kann für das entstandene Unglück nicht verantwortlich gemacht werden! Das ist der Held des Ziegler'schen Romans. Schade, daß er dem Werke den Titel „Spinngewebe" nicht in dem eben angedeuteten Sinne gegeben hat, das hätte den Kern der Sache besser getroffen, während er so weiter nichts als ganz allgemein irgendeine Angewohnheit der Menschen bedeutet.

Ebenso wie Ziegler es versteht, in seinem Helden den Roué als Philosophen darzustellen, so rückt er auch die übrigen Personen in ein Licht, das die wahren Farben nicht erkennen läßt, und das den dahinter steckenden Cynismus unkenntlich machen soll, ohne damit seine Wirkung auf das Publikum zu beseitigen. Wie sein Held nicht als Wüstling, so mag der Verfasser nicht als unsittlicher Schriftsteller gelten, aber die praktischen Vortheile eines solchen will er sich nicht entgehen lassen. Man merkt die Absicht und wird verstimmt, kann aber nicht umhin, die Gewandtheit zu bewundern, mit der er seine Doppelstellung be-

hauptet. Und da man Ziegler obendrein Lebens- und Menschenkenntniß lassen muß, ebenso wie flotte Schreibweise, so wird er viele über den wahren Werth seines Buches hinwegtäuschen.

Erfreulicher sind die beiden Erzählungen von Robert Schweichel (Nr. 2); sie spielen beide in der Schweiz, und sie sind nicht ohne gewissen culturgeschichtlichen Werth. „Brigitte" führt in die Zeit, „da ein freier Geist zum Lichte drängte, während das absterbende Alte noch einmal sich krampfhaft zusammenfaßte, um die Keime des Fortschritts, die die Sonne des 19. Jahrhunderts geweckt hatte, mit Gewalt zu zertreten". Die Kämpfe, die aus dem Vorgehen der Regierung des Aargaus gegen die Brutstätten der politischen Reaction, die Klöster, zwischen der freisinnigen „jungen Schweiz" und den ultramontanen „Altschweizern" entbrannten, rissen den jungen Lambert von der Seite seiner Gattin Brigitte, und politische und sociale Verhältnisse trennten beide auf Jahre. Mit Recht glaubte einer den andern todt, und mit gutem Gewissen konnte Lambert seine Hand einer andern reichen. Da erscheint eines Tages die todtgeglaubte Brigitte und es beginnt ein mächtiger Kampf der Herzen, der mit dem freiwilligen Tode Brigittens endet, einem Opfer ihrer Liebe gegenüber dem Glücke ihres Mannes und seiner Familie.

Einen ähnlich tragischen Conflict behandelt Schweichel in der zweiten Erzählung: „Die Rose von Lavanché". Der Verfasser hat aber hier die Contraste in der Seelenmalerei noch mehr zugespitzt. Die Liebe bildet auch hier das Hauptmotiv, aber sie ist unter höhere Gesichtspunkte gestellt. Die Zeichnung der Personen und Charaktere, wie des Localcolorits sind gut gelungen, und die unter andern Umständen vielleicht gezwungene Schlußkatastrophe ist hier durchaus wahrscheinlich. Außer seelischen Conflicten behandelt hier der Verfasser auch sociale, wie sie aus der Gegenüberstellung der modernen bürgerlichen Gleichberechtigung mit den herzensharten feudalen alten Gesinnungen sich sehr wohl ergeben können.

Beachtenswerth ist auch der Roman von Erdmann Graeser: „Parzival von Berlin" (Nr. 3). Der Titel ist insofern nicht ganz glücklich, als er auf einen specifisch berliner Roman schließen läßt. Er spielt zwar auch in Berlin und ist zum Theil sogar im berliner Jargon geschrieben, aber das ihn tragende Hauptmotiv ist allgemein philosophisch-religiöser Natur. Wie Wolfram von Eschenbach im Parzival das Kämpfen und Ringen einer jungen Menschenseele nach Wahrheit zeigt, so schildert der Verfasser den Kampf, der in einem modernen Studenten zwischen den positiven Lehren der Naturwissenschaft und den auf gutem Glauben beruhenden Lehren der Religion entsteht.

Fritz, ein religiös wohl erzogener armer Junge wird von einem Professor der Naturwissenschaft väterlich aufgenommen. Da wird in dem heranwachsenden Manne der alte Gottesglaube durch die Wissenschaft zerstört, und Fritz geräth sogar mit seinem Wohlthäter in so ernsten Streit, daß er sich von ihm trennt. Der Professor vertheidigt die Behauptung, daß die Wissenschaft absolut nichts lehre, was den Glauben an Gott erschüttern könne. Auch die Naturwissenschaft müsse zu Hypothesen und Theorien ihre Zuflucht nehmen, die nichts anderes bedeuten, als in der Religionslehre der „Glauben". Was auch Fritz einwenden mochte, der Alte wußte immer Rath dagegen. Nach seiner Trennung von dem Professor kamen für den mittellosen Studenten, der seinen Unterhalt durch Stundengeben verdienen mußte, schlimme und gefahrvolle Tage, denn in den Sumpf der Großstadt war er bedenklich tief hineingerathen. Ein Werk, das die Speculation der Kirche, „dieser Verdummungsanstalt", klarlegen, das die „Heuchler und Lügner von Priestern" von ihrer Höhe herabschleudern und der Menschheit die Augen öffnen sollte, war zwar begonnen, aber es wurde und wurde nicht fertig, und die Hauptsache, die Beweise von der Nichtigkeit Gottes fehlten immer. Und er fand sie auch nie, ja eines schönen Tages vertheidigt er selbst in einer Gesellschaft mit wahrer Wuth den religiösen Glauben und die biblischen Wunder. Er hatte sich plötzlich wieder zu seinem alten Professor bekehrt, der an jene Wunder mit derselben Berechtigung glaubt, wie der Gelehrte an das Dasein eines nie gesehenen noch bewiesenen Fluidums glaubt, das er nur annimmt, um gewisse Naturerscheinungen zu erklären. So endet der Roman mit dem Siege des unbedingten Gottesglaubens über den Materialismus und einer glücklichen Verlobung des Helden Fritz mit der Schwester eines im Sumpfe Berlins untergegangenen Freundes. Der Verfasser kommt in seinen philosophischen Betrachtungen und Beweisführungen in religiösen Glaubenssachen über die Oberfläche des Themas nicht hinaus, und man muß schließlich das Endergebniß ohne innere Ueberzeugung hinnehmen. Mit seinen realistischen Freunden hat es Graeser jedenfalls nicht verderben wollen, denn in der Schilderung der käuflichen Liebe folgt er getreu ihren Spuren, und er thut da mehr, als die Durchführung des Leitgedankens es erheischt. Aber auch an lobenswerthen Einzelheiten fehlt es in dem Roman nicht.

Joachim von Dürow hat mit seinem „Schatten des Hospitals" (Nr. 4) keinen besonders glücklichen Griff gethan. Man kennt Besseres von ihm. Das Werk ist im allgemeinen novellistisch gehalten, doch ist die novellistische Stimmung durch die breiten trockenen Krankenhausscenen und die nüchterne Beschreibung der Krankenhauseinrichtung u. s. w. fortwährend unterbrochen. In dem Werke steckt wenig künstlerische Einheit, und man merkt dem Verfasser Unsicherheit in der Durchführung seiner Idee an. Es scheint, er wollte einmal der Mode wegen im Strome des Realismus schwimmen, aber doch auch die bisher an der Novelle gewohnte Poesie nicht über Bord werfen. Das gab dem Werke die zwei Gesichter. Das Zusammentreffen der beiden adeligen Damen als Johanniterschwestern im Krankenhause ist vielversprechend geschildert, in der Folge aber ist die sich entwickelnde Liebe zwischen der Schwester

Comtesse Brackenhausen und dem Oberarzt Dr. von Ellrichshofen die Hauptsache. Das massenhaft in die Geschichte hineingetragene Beiwerk enthält nur im einzelnen Rühmliches, im übrigen trägt es nur dazu bei, das Ganze zerfahren erscheinen zu lassen. J. von Dürow ist vermuthlich eine Frau, und als solche hat sie hier etwas zu viel gewagt.

Der „Unter gekrönten Häuptern" spielende Roman von B. von Gagern (Nr. 5) beginnt angenehm erzählend. Er führt an den hessischen Hof, besonders in die Gesellschaft der Großherzogin Alice, die ein lebhaftes Interesse für eine junge adelige Malerin hegt, die Tochter eines Hauptrebelsführers vom Jahre 48, Arnold's von Wurzen. Das Vermögen des zum Tode verurtheilten aber nach Amerika entkommenen Revolutionärs wurde confiscirt. Die Tochter hatte man für todt ausgegeben, und eine Hofschranze von einem selbstsüchtigen Onkel Geheimrath freut sich des Lebens auf dem prächtigen Landgute, während dessen eigentliche Besitzerin ein kümmerliches Dasein führt. Die ihr plötzlich durch Zufall zutheil werdende Protection der Großherzogin scheint die Lage der Künstlerin zum Bessern zu wenden, aber der logische Ausgang der Erzählung hat dem Verfasser (oder sollte es eine Verfasserin sein?) nicht behagt, denn die Geschichte wird endlos hingezogen, und zwar ganz nach Art der Schauerromane. Eine Unnatürlichkeit folgt der andern, und nur mühsam bewältigt man die Lektüre. Im großherzoglichen Schlosse soll im Beisein der russischen Kaiserfamilie und des gesammten hessischen Hofes die Verlobung der Malerin mit einem hessischen Offizier gefeiert werden, alles ist versammelt, nur der Bräutigam fehlt, er ist desertirt nach Rußland, ohne daß weder er selbst noch andere einen Grund dafür hätten. Später stellt sich allerdings heraus, daß seine Flucht ein Glück für ihn war, denn er findet in Rußland den todtgeglaubten Vater seiner Braut. Inzwischen hat aber zu Hause der Onkel Geheimrath, um sein unrechtes Gut behalten zu können, einen falschen Vater untergeschoben, der bei Nacht und Nebel mit der Malerin und Pseudotochter nach Amerika durchgehen soll. Nach vieler Noth und Mühe siegt endlich die Tugend, und die Schlechtigkeit wird bestraft. Aber schauderös bleibt die Geschichte doch, da sie statt der zu erwartenden psychologischen Entwickelungen kaum mehr als die banalsten Verbrecherscenen bringt.

Zum Troste dafür greifen wir zur „Alten Burschenherrlichkeit" von Ludwig von Plötz (Nr. 6). Studentengeschichten erfreuen sich einer gewissen Beliebtheit beim großen Lesepublikum, weil sie meist humoristischer Natur sind, und weil in ihnen oft von ausgelassenen Streichen die Rede ist, die gewissermaßen nur dem Studenten zu Gesicht stehen. Eines schickt sich nicht für alle, und so hat denn der Student eine Art Privilegium für gewisse Tollheiten, freilich nur bei den Verfassern von Humoresken und Burlesken, nicht etwa in der polizeilichen Praxis. Literarischen Werth besitzen solche Geschichten nur sehr selten, auch selbst nicht als Humoristika. Aehnlich ergeht es ja auch den sogenannten Militärhumoresken. Die acht Studentengeschichten des „Alten Herrn" von Plötz besitzen aber doch den Vorzug, daß sie bezüglich der Schilderung des eigentlichen Corpswesens und des Lebens im Corps, von dem die Außenstehenden selten eine richtige Vorstellung haben, auf wahrheitsgetreuer Grundlage ruhen. Das warme Eintreten des Verfassers für die Corps ist bei einem „Alten Herrn" selbstverständlich. Im übrigen muß der Verfasser sich schon das oben gegebene allgemeine Urtheil über Studentengeschichten gefallen lassen.

Ernst Roeder.

7. Lockende Liebe. Moderner Roman von Friedrich Kummer. Leipzig, W. Friedrich. 1894. 8. 4 M.

Einen seltsamen, unheimlichen, dabei aber im besten Sinne fesselnden Vorwurf behandelt „Lockende Liebe". In heißer Jugend hat Ludwig Linel „ein süßes, herrliches Mädchen vernichtet, getödtet, hat er ein Frauenleben gebrochen, Jammer und Elend ohnegleichen über eine Familie gebracht". Nach langjährigem Aufenthalt im Ausland kehrt er nun heim. Schmerz und Scham treiben ihn wieder in das Haus Dohrn. Hier findet er in der herangereiften Tochter Anna das Ebenbild seiner unvergessenen Angela. Und „allmählich beginnt das lockende Bild der Todten mit der sinnlichen Gestalt der Lebenden zu verschmelzen". Anna wird sein Weib. Erst spät, zu spät erkennt sie, wie alles gekommen. „Die Aehnlichkeit hatte ihn wundersam berührt, sie hatte ihm Worte der Liebe eingegeben, hatte zu der Kette der Ehe geführt, hatte Anna zu Ludwig's Weib gemacht —". Schwer rächt sich der Irrthum bei beiden. Angela, die Dahingeopferte, wird zur Rachegöttin. Die Erinnerung an sie, die lockende Liebe, erhält Gewalt über Ludwig's Geist, entfremdet ihn seinem Weibe und zerrüttet zuletzt ihn, das Glück der Ehe und seiner Gattin Ehre und Unschuld.

Diese Entwickelung nun von unbändigster Liebe bis zu verstocktestem Haß und wahnwitziger Rachsucht darzustellen und als ihre Ursache die lockende Liebe begreiflich zu machen, ist die Aufgabe unseres Romans. Wahrheitsgetreue Zeichnung der Seelenzustände, scharfe Erfassung der leisen Uebergänge aus einem in den andern, eine überraschende Ergründung des menschlichen Herzens: diese Vorzüge stellen Kummer's Werk hoch über den Durchschnitt. Realistisch sind die Mittel seiner Darstellung, realistisch in dem guten Sinne, wonach diese Bezeichnung alle von Wahrheit und Wirklichkeit losgelöste Phantasterei ausschließt. Kummer sieht das Leben, wie es ist; sein Blick gewahrt nicht ausschließlich idyllische Verhältnisse auf unserm Wandelstern. Indeß so fern er sich von Schönmalerei und Vertuschung hält, so feinfühlig und zurückhaltend erweist er sich in Behandlung heikler Scenen. Wenn somit sein Gemälde starke Schatten aufweist, wenn alle Gestalten seines Romans ihren Theil Schuld tragen, so werden sie nach dem Gesetz der Tragik in Erdendingen in Schuld verstrickt.

Kummer zeichnet nicht charakterloses Gesindel. Durch die Nacht des Irrthums bricht die edle Natur seiner Menschen durch. Selbst die entsetzliche Bosheit des Helden findet ihre Erklärung und ihre Milderungsgründe in seiner Geistesumnachtung. Gerade dagegen aber erheben sich Bedenken. Auf jeden Fall ist es für den Leser unerquicklich und im Grunde eine Enttäuschung des gespannten Interesses, wenn sich schließlich herausstellt, daß Linel im Zustande der Unfreiheit gehandelt hat. Freilich wird erst dadurch die treibende Kraft der Entwickelung, die schwärmerische Verehrung für eine Abgeschiedene, faßlich und glaubhaft. Aber das scheint mir außer Frage: wüßte man voraus, daß Linel den Keim des Irrsinns noch in sich trägt, es würde auch Kummer's Erzählungskunst nicht gelingen, für seines Helden Schicksal Antheil zu erwecken. Demnach hätten wir in des Dichters Verfahren nur einen geschickten Kniff zu sehen? Dem ist doch nicht so. Die Schilderung solch geistigen Niederganges ist nicht Selbstzweck, sondern sein zerstörendes Eingreifen in das Geschick einer ganzen Reihe von Mitmenschen, die Folgen der unseligen Verkettung eines belasteten Geistes mit Wesen von echtmenschlicher Art, die verhängnißvolle Wechselwirkung des Wahns auf der einen und des Menschenrechts auf der andern Seite zu beleuchten, das ist die Idee der „Lockenden Liebe". Diese Idee ist trefflich ausgeführt von der geschickten, stufenweise rückwärtsschreitenden Exposition an bis zu dem wohlbegründeten, versöhnenden Schlusse. Und zwischen beiden welche Fülle von Individualität in den Gestalten, welcher Reichthum und Schwung in der Handlung! Wenn man vom Roman ein umfassendes Bild der Zeit und ihrer Cultur gefordert hat, so besitzt Kummer die unverkennbare Befähigung, diesem Anspruch vollkommen gerecht zu werden. Er kennt Künste und Wissenschaften; mit dem sinnenden Blick des Dichters beobachtet er den vollen, breiten Strom des Lebens. Nirgends aber stellt er sein Wissen aufdringlich zur Schau. Wenige Zeilen charakterisiren oft einen ganzen Zeitraum; mit scharfem Auge erspäht er das Gebrechen der Reichshauptstadt, die seelische Verfassung einer Familie, in der die Beamtenlaufbahn Geschlechter hindurch herkömmlich gewesen ist, und beide Wahrnehmungen erhalten ihren Ausdruck in einer knappen Formel. Mit schönster Wirkung weiß er den Contrast zu verwenden; lückenlos legt er seine Motive an, nur daß er auch einmal den lieben Zufall — bei der Begegnung im Thiergarten — spielen läßt und einmal zu dem verbrauchten Mittel des belauschten Selbstgesprächs — allerdings eines Geistesgestörten — seine Zuflucht nimmt. Unverständlich ist mir des Dichters Absicht mit der Zurückhaltung Anna's vor der Reise nach Italien geblieben; sie muthet mich an wie ein Rückfall in vergangene Zeiten unserer Romanschriftstellerei, während die Jagd des Irren nach seiner Gattin heute als zeitgemäßer, unentbehrlicher Bestandtheil solcher Erzählungen, wie „Lockende Liebe" ist, betrachtet zu werden scheint.

Richard Friedrich.

Lyrisches und Episches.

1. Saitenklänge. Dichtungen von Anna Theis. Dresden, E. Pierson. 1894. 8. 1 M. 50 Pf.
2. Gedichte von Marie von Haugwitz (M. Manuela). Dresden, E. Pierson. 1894. 8. 2 M.
3. Ideale und Skepticismen. Gedichte von Max Jahn. Leipzig, W. Friedrich. 1894. 8. 1 M. 50 Pf.
4. Gedichte von Hermann von Gilm. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1894. 12. 1 M. 50 Pf.
5. Episches und Lyrisches. Gedichte von Jaroslav Vrchlický. Autorisirte Uebersetzung von Edmund Grün. Prag, Verlag von H. Dominicus (Th. Gruß). 1894. 8. 3 M.

Anna Theis (Nr. 1) spricht sich über ihr Schaffen in folgenden, als Leitspruch vorangeschickten Worten aus:

Schwer fiel nie mir die Kunst — und sie ward mir spielend zu eigen —
Doch aus dem tändelnden Spiel wuchs mir die Freundin empor.

Beides ist wahr. Die Gedichte fließen leicht dahin und sie spiegeln das Empfindungsleben der Dichterin rein wieder. Dessenungeachtet sind nur wenige Gedichte so, daß man sie im Gedächtnisse festzuhalten oder in eine Sammlung aufgenommen zu sehen wünschte. Eins von den besten mag hier folgen:

Du weißt ja nicht, was du mir angethan.

So freudig war dein Gruß mit Blick und Hand,
Und dennoch stand ich stumm und festgebannt
Sekundenlang — ich wollte dich nicht sehn! —
Heiß wallt' es auf, fast wandt' ich mich zum Gehn.

Doch wenn auch jäh die Wange mir erblich,
Und tief im Herzen ich trug Leid um dich —
Ich nahm die Hand und nahm sie lächelnd an —:
Du weißt ja nicht, was du mir angethan!

Nicht weniger gefällt mir das sinnige „Träume", ferner „Im Eulbacher Park", ein Gedicht, das, wenn ich mich nicht täusche, den Stempel des Erlebten trägt, und „Zweifel", wo allerdings die letzte Zeile etwas sprachlich recht Bedenkliches enthält. Die Strophe lautet:

Laß ab von mir — nicht kreuze meinen Pfad.
Ich hasse dich, weil du mir je genaht!
Und doch kommt es so eigen über mich
Dir fern — wie Angst, wie heiße Angst um dich.

Ja, das alte Catullische odi et amo wird ewig neu bleiben, so lange es Menschen gibt. Schön ist auch das, im Sinne des um Liebe Werbenden gedichtete: „Ich werbe um dich" — schön, bis auf diesen in der guten deutschen Dichtersprache unerhörten Hiatus, — ferner „Weißt du es noch?" Vollendet endlich möchte ich das Sonett „Doch" nennen. Das andere ist fast durchweg Mittelgut, einiges auch recht schwach. „Sieh dir die Kleine an, wie sie die Puppe trägt und jetzt so sorgsam noch den Schirm darüber" — „legt".

Die „Gedichte" von Marie von Haugwitz (Nr. 2) zeugen von entschiedenem, lyrischem Talente, sind aber ungleich; die besten gehen voran und was sie versprochen, sehen wir in den spätern nur zum Theil erfüllt. „Die Linde blüht" ist wirklich wie von Lindenblütenduft, der, des Sommers Höhe bedeutend, an den Niedergang mahnt, durchathmet. Ebenso sinnig und wahr empfunden ist „Auf der Höh'", „Leb wohl!" und andere. Hier und da zeigt sich eine nicht geringe Fähigkeit anzuschauen und mit Worten das Angeschaute als Bild in die Seele des Lesers zu werfen; so in „Schloß Pangel". Durch schlichte Vollendung nicht unwerth in Herz und Mund des Volkes überzugehen, ist das Gedicht „Thränen". „Mein Abendstern" feiert in innigen Tönen ein reines Eheglück. Auch die Gedichte, in denen die Dichterin sich gedrungen fühlt, ihre Gläubigkeit zum Ausdruck gelangen zu lassen, mögen, in ihrer Ehrlichkeit, gelten, aber auf der Höhe der Poesie stehen sie nicht. Als Balladendichterin zeigt Maria von Haugwitz unzweifelhaft eine kraftvolle Phantasie, aber die Klarheit fehlt, so vor allem in „Buße", wo uns auch ein Deutsch begegnet wie „Des Piraten Haupt, ihn zwingend, Mit dem Schloßherrn rang", ferner in der Entführungsballade „Auf hoher Burg", und in der Ballade „Aus der Historie", die den Nebentitel hat: „Der Graf von Flandern".

Max Jahn nennt seine lyrischen Gedichte „Ideale und Skepticismen" (Nr. 3). Er ist ein echt modernes Menschenkind, reich begabt zum Denken und zum Dichten, und so ist es ihm von dem Tag an, der ihn der Welt verliehen, vorgezeichnet, daß er Bilder des Großen und Schönen schaut und daß er, mit zwiespältiger Seele, sie zweifelnd zu verflüchtigen strebt. Aber auch sein Zweifel dringt nach gestaltenreicher Verkörperung und so wird alles zuletzt doch in die ideale Sphäre erhoben, wird echte Poesie. Aus jenem Widerstreit entstehen zum Theil Dichtungen von einem stark phantastischen Zuge, bald den Todtentänzen sich anreihend, bald Teufelsvisionen verwandt, aber immer die Freiheit des Dichtergeistes bekundend, oft durch eine köstliche Ironie oder durch sarkastische Satire. Eine ganz vorzügliche Dichtung, der Form nach balladenartig, ist „Der Wanderer", mit dem anfangs räthselhaften, später sich bis zu voller Verständlichkeit enthüllenden Kehrverse:

Durch meine Seele seufzte — ferner Fiedelklang.

Mit fröhlichem und glänzendem Geleite zieht der Dichter aus; wie Schiller in den „Idealen", so hat auch er allegorische Gestalten, Liebe, Haß, Begeisterung und Stolz zu Gefährten, aber diese Gestalten sind keine Kinder poetischer Rhetorik, sondern haben ein rein poetisches Leben. Als der Spielmann, der Tod, sichtbar wird, folgen sie ihm alle, denn sie sind nur die Afterbilder von echten Empfindungen; „Der Bursche Unbedacht" hat sich als „Begeisterung" verkleidet, und so sind die andern alle Lügen:

Wie brannte meine Stirne,
Als solches ward mir kund!
Da küßte meine Dirne
Mir schmeichelnd lieb den Mund.

„Du bist der Treue Tugend",
So frug ich „trautes Kind?"
Sie sprach: „Bin deine Jugend."
Und — nach dem Fiedler lugend —
Entfloh sie pfeilgeschwind.
Durch meine Seele seufzte — ferner Fiedelklang.

Entschwunden war im Grunde
So Schar, wie Fiedelmann.
Ich aber schlich zur Stunde
Hinaus vom dunkeln Tann.
— Ich steh' auf freiem Raine
Im vollen Mittagsbrand:
Nun will ich zieh'n alleine
Bis zu des Abends Scheine
Schweigsam durchs weite Land.
Durch meine Seele seufzet — ferner Fiedelklang.

Dieses Gedicht ist in jenem Sinne mysteriös, in dem es nach Goethe die Ballade sein soll, und erinnert an die wunderbaren Balladen von Julius Grosse, das höchste Lob, das ich ihm spenden kann. Die echte Symbolik, die hier lebt — auch dies Wort im Goethe'schen Sinne genommen — offenbart sich unter andern auch in den „Stimmen der Hölle". Das Teufelthum ist echt germanisch durch plastische Individualisirung in eine Anzahl von Gestalten aufgelöst, die beredte Träger von Ideen sind.

Mit großer Erwartung habe ich die neue Auswahl der „Gedichte" Hermann von Gilm's (Nr. 4) in die Hand genommen, welche reichhaltiger ist, als die, die vor fünf Jahren in demselben Verlag, in dem um die deutsche Literatur wohlverdienten Verlage von Liebeskind erschienen ist. Meine Erwartung hat sich aber nur zum Theil erfüllt. Hermann von Gilm wird in seinem Vaterlande Tirol mit vollem Recht verehrt, und auch außerhalb Tirols wird er als Dichter geschätzt, aber nur weniger Gedichte wegen, denn er hat zwar schöne Gedichte geschrieben, aber doch nur in geringer Zahl. Für die Mehrzahl der Leser hat kaum der dritte Theil der in der neuen Sammlung enthaltenen Gedichte Werth. Werthlos sind vor allem die meisten Gelegenheitsgedichte. Der k. k. Gubernialrath und Kreishauptmann Joseph Ritter von Kornburg mag um das Pusterthal die größten Verdienste gehabt haben, aber uns können die Sonette unmöglich interessiren, in denen Städte und Flüsse dieses Thales ihn preisen, außer, wenn es jemand ergötzt Räthsel zu rathen. So spricht Ampezzo:

Die Berge wandelten, der Fesseln ledig,
Womit der große Weltgeist sie gekettet.

„Bergsturz oder Erdrutsch" sagt der Räthselrather.

Ein Held wie du, und die Madonna gnädig:
Cortina jauchzt; Cortina ist gerettet.

Das Komma in Zeile 3 habe ich gesetzt, damit überhaupt ein Sinn entstehe.

Die Straßen öffnet! Ost und West sind thätig;
Die Meeresbraut im grünen Pfühl gebettet
Dies ist der Preis, um den man kämpft und wettet;
Du hast's gewagt, du führst uns nach Venedig.

Der Bau der Straße von Toblach über Cortina nach Belluno, wo die Bahn nach Venedig beginnt, dürfte doch

mehr das Verdienst des Ingenieurs sein. Man thut dem Dichter das bitterste Unrecht, wenn man die Gelegenheitsgedichte abdruckt, die vielleicht der Beamte anzufertigen nicht umhin konnte. Denn wenn auch für Gilm die unfreie Stellung nicht zum Fluche ward, wie für Grillparzer, der ja auch in ihr in ruhmwürdigster Weise seine Freiheit zu wahren wußte, sie brachte ihn doch, ihn, den gutherzigen und gefälligen Mann, sicherlich oft in die Lage, „der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Trieb" Gedichte machen zu müssen. Auch die Schützenlieder erheben sich nur zum Theil über das Niveau der Gelegenheitspoesie, und zwar nur dann, wenn der Ruhm der Vorfahren oder der zukunftsvolle deutsche Gedanke, an dem der edle Dichter mit ganzer Seele hängt, zum Ausdrucke gelangen kann. Andere, frei geschaffene Gedichte sind deshalb nicht recht gelungen, weil unglücklich gewählte Vorbilder, wie Rückert, Platen, Freiligrath den Dichter von dem abbrachten, was ihm gemäß war. So ahmt er dem Schöpfer der „Geharnischten Sonette" in seinen „Zeitsonetten aus dem Pusterthale" nach, oft unglücklich, hier und da glücklich, mit mächtiger Wirkung. So endet ein Sonett:

Nicht lange ist es her, daß wir vertrieben
Die eig'nen Brüder haben, die uns lieben*),
Und sollen die behalten, die uns hassen?

Ihr Jesuiten müßt das Land verlassen!
Die Zeit ist um und Völkerthaten lassen
Sich nicht gleich einer Hochzeitsnacht verschieben.

Wohlgelungen sind auch die Landtagssonette, von denen fünf höchst wirksam mit den Zeilen schließen:

Ich meine, der Congreß soll sich erbieten
Von seiner Majestät die Jesuiten!

Aber sonst sind seine Sonette nicht selten gewaltsam in der Diction oder schwülstig. Am wenigsten mislingt ihm da die Handhabung der Form, wo er seine glänzende Gabe zorniger Satire bethätigen kann. Gelegentlich treibt er auch, nach Freiligrath'schem Muster, mit Fremdwörtern Unfug, so in dem duftlosen Cyklus „Sieben Monate". Hier begegnet ihm auch das Unglück zu schreiben: „Du kannst übersetzen In sanftre Töne meinen Heroid", er kennt also weder die Sache noch den Namen. Bisher habe ich zu tadeln gehabt, habe aber in den Tadel zu meiner Freude schon Lob einmischen können. Jetzt darf ich loben. In seinen bessern Gedichten ist Hermann von Gilm ein ganz vortrefflicher Lyriker. Wie sinnig, wenn vielleicht auch ein wenig zu zart und weich, sind die kleinen Lieder „Märzenveilchen", und welche Perlen befinden sich unter den Liedern aus der Sommerfrische in Natters. Hier ist die Auswahl schwer. Ich greife fast auf gut Glück zu:

Es schelten mich die Leute
Gar oft ob meiner Lieb',
Als wäre er ein Heide,
Brandleger oder Dieb.

Und steht's mit seinem Glauben
Auch übel immerhin,
Es heißt: Wer viel geliebt hat,
Dem wird auch viel verziehn.

Und hat er gelegt auch ein Feuer,
So hat doch kein Wächter gelärmt,
Mir aber haben die Flammen
Mein frierendes Herz gewärmt.

Und hat er auch wirklich gestohlen
Viel Küsse bei Tag und bei Nacht,
So hat er doch niemand ärmer,
Mich aber reicher gemacht.

Derselbe liebenswürdige Humor waltet auch in manchem andern Gedichte. Es ist der Humor glücklicher Liebe. Aber auch in ernster Innigkeit weiß er ihr Glück und ihr Leid zu singen. Und nicht nur die bräutliche Liebe singt er. Wie köstlich sind Gedichte wie „Das kranke Kind", „Die Mutter und Verwandte". „Allerseelen" hat jetzt, dank der schönen Composition von Lassen, eine Weltverbreitung erhalten. Nicht minder kräftig begeistert den edeln Mann der Haß, der nur die Kehrseite der Liebe ist, der Haß gegen alles Gemeine, Niedrige, Lebens- und Wahrheitsfeindliche. Ihm sind die flammenden Jesuitenlieder entsprungen, die den großgesinnten Sohn Tirols den herrlichsten Geisteskämpfern unseres Jahrhunderts anreihen und zu denen gesellen, die eine Zierde des deutschen Namens sind.

Ich komme nun zu einem nichtdeutschen Dichter, dem ich von allen hier besprochenen und noch vor vielen andern den Preis geben muß. So wenig fruchtbar Gilm als Dichter ist, so fruchtbar ist der Czeche Jaroslav Vrchlický (Nr. 5). Aus zweiundzwanzig Büchern des erst neunundddreißigjährigen Dichters hat Edmund Grün die Gedichte ausgewählt, die er in dem vorliegenden Buch übersetzt, Gedichte, von denen keins schlecht, ja vielleicht keins nur mittelmäßig ist, und dabei erklärt der Uebersetzer, daß er die Gedichte nicht nach ihrem größern Werthe, sondern nach ihrer größern oder geringern Uebersetzbarkeit ausgewählt habe. Der czechische Dichter ist eine gedankenmächtige Natur, philosophisch in dem Sinne, wie Goethe es war, gedankenreich und gedankentief, wie nur je einer, lebend und webend in einer Welt, der nicht diese Welt ist, auf den Klängen Beethoven'scher Symphonien schwebend und badend in den den durchleuchteten Abgrundtiefen der „Göttlichen Komödie" und des Goethe'schen „Faust", dessen Zwillingsbruder in seinem Gedichte „Twardowski's Thränen", uns zugleich so verwandt und doch so fremd vorüberschwebt. Als nationale Eigenthümlichkeit spüren wir in Vrchlický's Poesie eigentlich nur die weiche, melodienvolle Schwermuth, die hier doch mit dem Geiste der Kraft wunderbar gepaart ist.

In seinen kleinen epischen Dichtungen wie in den lyrischen klingt uns fast jeder Ton entgegen, der ja ein Menschengemüth zum Mitschwingen gebracht hat. Und dabei findet sich nirgend eine Spur von Anlehnung;

*) Der Dichter meint die Zillerthaler.

jedes Gedicht ist eigenartig und das kommt von der Art, wie der Dichter, obgleich, wie ich sagte, diese Welt nicht seine Welt ist, doch diese Welt und ihr Leben sieht. „Ein erhabener Sinn legt das Große in das Leben, doch er sucht es nicht darin.“ Das ist ja wahr: aber der Dichter ist um so mehr Dichter, je mehr er in den Dingen selbst jedesmal den Punkt erkennt, in dem gleichsam ein Keim des Großen und Schönen liegt, der die sonnige Kraft seiner gemüthbeseelten Gestaltungskraft zu entwickeln und zu entfalten hat. Wo dieser Dichter das Leben berührt, da weckt er Poesie, wie der erste Sonnenstrahl in dem starren Stein der Memnonssäule.

Vrchlicky's Seele ist voll sittlichen Ernstes, aber dieser Ernst ist ohne Härte. Der Dichter fühlt sich als Mensch und fühlt alles Menschliche in sich. Nur so konnte er eine Erzählung schreiben, wie die Dichtung „Johann“ ist. Der moralisirende Poet hätte den Mann, der fern seiner Gattin, in Tirol am Tunnel bohrend, ein Mädchen ihrem Peiniger abkauft, wol auch bei seiner Heimkehr seine Gattin und sein Kind todt finden lassen, aber dann hätte er anders geschlossen. Der Dichter muß doch dem lieben Gott zeigen, wie er eigentlich die Welt regieren müßte. Der Moralist hätte seinen Helden erbarmungslos zu Grunde gehen lassen. Anders der Dichter, der nur Mensch sein will. Sein Gedicht endet so:

Ihm zu Füßen lag ein Bett im Grase,
Mit einer Inschrift, — er bedeckte seine Augen —
Denn seines Weibes vollen Namen las er
Und drunter stand die rührendste der Bitten:
„Wenn du vorbeiziehst, Pilger, bet' für mich!“
Und in die Knie sank er vor dem Kreuze,
Das Bret liebkoste er und mühsam rang
Von seinen Lippen sich der Ruf: Mein Weib!
Sie aber (das Mädchen) neben ihm blieb furchtsam stehn
Und harrte zitternd, was er sprechen werde,
Wenn sich gemildert sein gewalt'ger Schmerz.
Und Nacht war's und die Sterne glänzten schon,
Als er, die Thränen trocknend, sich erhob.
Er reichte ihr die Hand und sprach: „Mein Weib,
Wir gehn zurück; vielleicht war's so bestimmt
Und Martha lächelt jetzt im Himmel droben.“

Die Uebersetzung ist eine wackere Leistung. Es finden sich freilich recht böse Härten, so steht oben, wo ich, einen Sechsfüßler aus einem Fünffüßler machend, „er bedeckte seine Augen“ schrieb, sprachwidrig „er bedeckt' sein Auge“, aber dergleichen kommt ja, leider, auch in Originalgedichten jetzt alle Tage vor. Im Bau der trochäischen Vierfüßler folgt Grün leider dem bösen Beispiel Scheffel's:

Wollen gütigst Sie verzeihn,
Die Acquisition, die neuste,
Fehlt noch im Katalog,
Es ist ein lyrischer Poet.

Diese abwechselnden trochäischen und iambischen Zeilen werden doch nicht dadurch zu reinen Trochäen, daß man in der Schrift „die“ und „Acquisition“, „es“ und „ist“ auseinanderreißt.

Adolf Brieger.

Feuilleton.

Eine schöne Gedächtnißrede, die Wellhausen vor kurzem dem Andenken Paul de Lagarde's gewidmet hat (vgl. Nachr. der Göttinger Gesellsch. d. Wissenschaften 1894, 49 fg.), erinnert uns an ein uns schon längere Zeit vorliegendes kleines Heft: „Paul de Lagarde“ (Kiel, Lipsius u. Tischer. — Aus: „Deutsche Schriften für nationales Leben. Herausgegeben von Eugen Wolff.“ Zweite Reihe. Heft 4), das sich mit der Persönlichkeit und den Ideen des eigenartigen Mannes beschäftigt, und auf das wir die Aufmerksamkeit der Leser d. Bl. schon viel früher zu lenken um so weniger hätten verabsäumen sollen, als es in der That wohlgeeignet ist, in die Lektüre der „Deutschen Schriften“ Lagarde's (Gesammtausgabe letzter Hand, zweiter Abdruck. Göttingen 1891) einzuführen.

Der uns unbekannte Verfasser beginnt mit einigen Angaben über den Lebensgang seines Helden. Paul Anton Boetticher, geboren 1827 zu Berlin, nach Adoption durch eine Verwandte später den Namen de Lagarde führend, studirte seit 1844 in Berlin und Halle Theologie und namentlich im Anschluß an Rückert Orientalia, habilitirte sich 1851 in Halle und konnte durch Bunsen's Verwendung 1852 und 53 in London und Paris seine Forschungen fortsetzen, wurde aber bei seiner eigenartigen und ungewöhnlichen Natur vielfach gehemmt und gehindert, woraus eine gewisse, nie völlig überwundene Verbitterung seines Wesens zu erklären ist, die man vor allem in Rechnung zu ziehen hat, wenn man über seine oft maßlos scharfe Polemik ein Urtheil fällen will. Schwerüberlastete Lehrerjahre, die sich an jene Zeit anschlossen, vermochten die trübe Grundstimmung seines Gemüthes und seiner Denkweise wahrlich nicht aufzuhellen: endlich verbesserten sich seine Vermögensverhältnisse, und 1869 fand er die ersehnte Erfüllung seines Lebensberufes, indem er in Göttingen als Ewald's Nachfolger Professor der Orientalia wurde. Aus dieser Thätigkeit ist er Weihnachten 1891 durch den Tod abgerufen worden.

Auf seine wissenschaftliche Bedeutung einzugehen, ist hier weder der Ort noch fühlen wir uns zu solcher Beurtheilung berufen. Wir verweisen auf die eingangs genannte Rede Wellhausen's vor der Göttinger Societät, deren Mitglied Lagarde seit 1876 war. Nur das eine mag angedeutet werden, daß Lagarde an Umfang des Wissens, an Reichthum positiver Kenntnisse auf den verschiedensten Sprach- und Literaturgebieten unter den Mitlebenden schwerlich seinesgleichen gehabt hat. Seine Forschung bewegte sich nicht selten auf Gebieten, in die nur sehr wenige im Stande waren, ihm mit eigenem Urtheil zu folgen. Und wo immer man mit seinen Wegen zusammentraf, in der Erforschung etwa der niedern Regionen des griechischen Sprachlebens wie in den Mischgebieten des Hellenischen und der Barbarensprachen Kleinasiens, da wurde man fast beschämt über den Reichthum, mit denen hier die Schätze einer Lektüre aufgespeichert waren, deren Quellen man vielfach von Lagarde zum ersten mal überhaupt nur nennen hörte. Und in all diesen überaus gelehrten Schriften fühlt man den Hauch eines scharf ausgeprägten Charakters, der fest, herb, scharfkantig, mit dem Selbstgefühl des siegreichen Forschers, freilich nicht selten im Urtheil über andere hart und ungerecht, bisweilen so malitiös oder grob erschien, daß viel Selbstüberwindung erforderlich war, über der rauhen Schale des goldenen, herrlichen Kernes nicht zu vergessen.

Dieselben Eigenschaften sind es, die die Signatur seiner den öffentlichen Vorgängen und Einrichtungen der Gegenwart gewidmeten „Deutschen Schriften“ bilden; denn Lagarde war kein

friedlicher Stubengelehrter, sondern ein scharfer Beobachter und ein noch schärferer Kritiker seiner Zeit, nach dem ganzen Umfange aller darin wirkenden und ringenden Ideen. Und was an ihm besonders anziehen muß, das ist der starke, überzeugungsvolle, kampfesfrohe und selbstbewußte Schaffensdrang, der ihn nirgends stehen bleiben läßt bei der misvergnügten Bekrittelung des Bestehenden, sondern ihn überall zu positiven Besserungsvorschlägen treibt. So phantastisch und bücherstaubdustend auch nicht Weniges davon sich ausnehmen mag, wir müssen doch — ganz abzusehen davon, daß mehr als eine seiner Voraussagungen sich erfüllt hat — des ehrlichen, von der ganzen Gewissenhaftigkeit des echten Gelehrten getragenen Bestrebens uns freuen, nur dort einzureißen, wo eine tiefe Ueberzeugung den wahrern, bessern, sinngemäßern Aufbau seinem forschenden Sinne erschlossen hat. Wol führt bei ihm ein gewisser abstracter Radicalismus überall das Wort, seine Ueberzeugung ist intolerant, er neigt zum Uebertreiben. Aber um wie vieles liebenswerther sind solche warmherzige und temperamentvolle „Durchgänger", als die glatten und matten Compromißler, deren Anpassungsvermögen und feinfühlige Klugheit ihnen nur erlaubt, Meinungen zu haben, die Meinungen anderer zu achten, hegend und duldend alles und alle zu vermitteln, alles und alle umstrickend mit dem weitmaschigen, nirgends beengenden Netze der „relativen" Urtheile und Anschauungen. Und liebenswerther nicht nur, nein ich meine auch nützlicher sind jene aufs absolute, nicht-relative, nicht nachgiebige gerichteten Naturen, mit ihrem charaktervollen Leitsatze: „Eins nur ist wahr: das andere falsch!" Denn sie stören uns auf aus unserm faulen Frieden, sie reizen uns zum mindesten durch ihre Kritik und ihren rücksichtslosen Widerspruch, alles zu thun, um unsere Position zu befestigen. Sie zwingen zur Selbsteinkehr und Selbstprüfung, und wer da weiß, wie schwer die große Menge aus der Behaglichkeit ihrer opportunistischen und gegenwartszufriedenen Glaubenssätze aufzurütteln ist, der wird auch die Uebertreibung billigen müssen, deren sich der ungestüme Eifer energischer Dränger so gern bedient. Denn, wer mit der Welt markten will, muß hohe Preise setzen, die Trägheit und Unlust dieses Käufers feilscht nur zu viel herunter; wer hier etwas erreichen will, muß sehr viel fordern; wer Widerhall hören will in den Gewissen, der muß Sturm läuten.

Lagarde's unschätzbarer Vorzug ist aber vor allem der, daß sein charaktervolles Feuer nicht das Strohfeuer des journalistischen Esprits, sondern der glühende Ausbruch eines unendliches Wissen bergenden Geistes und einer durch und durch religiösen Seele ist. Ja die Religiösität, dieser heute so seltene Schatz, verleiht seinem Wesen die enthusiastische Kraft und die bezaubernde Weihe. Die Idee der Religion ist das Centralfeuer der Lagarde'schen Ideenwelt, von dieser Idee ist seine ganze Weltanschauung durchleuchtet und durchwärmt, empfängt auch alles Schroffe und Abweisende an ihm einen verklärenden und versöhnlichen Schimmer. Sie hat auch dem harten und keineswegs sprachgewandten Mann poetische Töne abgelockt; jene rührende, freilich nur wenigen verständliche Poesie, wie sie hier und da in den stillen Gehegen der Gelehrten blüht, hart, ringend, ein wenig abstract, meist etwas künstlich, aber tiefsinnig und der Lüge bar. Es weht ein eigener Zauber um solche einsam ernste Blumen, die weder mit dem Treibhaus noch mit der fröhlich bunten Wiese was zu schaffen haben. Die wenigen Verse, die wir von Aristoteles etwa, oder um ein näherliegendes Beispiel zu brauchen, von Lachmann haben, kommen der Lagarde'schen Muse am nächsten.

Leben und unmittelbare Gegenwart in der geistigen Persönlichkeit, das ist es, was er von der wahren Religion verlangt, und diese tiefe Ueberzeugung treibt ihn, gegen die Schranken zu kämpfen, die diese Kraft in den historisch fixirten kirchlichen Formen beengen und verkümmern lassen. Mit scharfer Kritik bekämpft er namentlich die Versuche, das religiöse Leben der Gegenwart zu befriedigen in den Formen längst verflossener Jahrhunderte mit ihren ganz andern und individuellen religiösen Bedürfnissen. Er ist ein Gegner der Reformation, insofern dieselbe auch uns noch binden soll. Er ist aber auch ein Gegner des Katholicismus als einer außerhalb unserer Nationalität stehenden religiösen Form. Und damit berühren wir seinen zweiten Hauptbegriff; die Idee der Nation. Mit ihm innig zusammen hängt sein Antisemitismus, ein Standpunkt, zu dessen Rechtfertigung man bei Lagarde ähnlich wie bei Victor Hehn ganz eigenartige und tiefgeschöpfte Ausführungen finden wird, natürlich thurmhoch erhaben über dem brutalen Geschrei des landläufigen Judenhasses. Mit demselben Nationalitätsbegriff hängt aber auch seine politische Stellung zusammen, über die er sich besonders gern und ausführlich äußert. Auch hier wird man ihn vielfach mit Hehn's Ideen sich berühren sehen, nur ist er leidenschaftlicher und schneller bei der Hand mit Haß und Ablehnung. In einem freilich unterscheidet er sich scharf von Hehn. Die Schöpfung des neuen Reiches ist nichts weniger als nach seinem Sinn: er findet es zu enge, zu republikanisch. Die tief monarchisch veranlagte deutsche Nation verlange einen wirklichen Kaiser, keinen, der nur diesen Namen als Präsident gleichsam des deutschen Bundesstaates führe. Freilich hat Lagarde die überraschende Erfahrung nur zum Theil erlebt, wie viel mehr monarchische Vollmacht in unserer Reichsverfassung verborgen liegt, als man in den beiden ersten Jahrzehnten der neuen Schöpfung wol zu glauben geneigt war.

Auch die Erziehungsfrage war ein Gebiet, auf dem sich Lagarde gern vernehmen ließ. Ein Feind der Ueberfütterung und jenes unseligen „Alleswollens", das er namentlich an den preußischen Lehrplänen mit unermüdlicher Schärfe geißelte, ein Vorkämpfer für die Befreiung der Schule aus bureaukratischer Gängelei, ist er namentlich durch seine köstlich unverblümte Satire auf jene neueste Reformbewegung viel genannt worden, die sich an den Namen Güßfeld knüpfte, und die um gewisser hoher Sympathien willen viel Staub aufgewirbelt hat.

Doch genug der Andeutungen. Lagarde's Angriffe und Vorschläge berühren, wie gesagt, fast alle hervorragenden Punkte in den geistigen und politischen Interessen der Gegenwart. Wir möchten weder von dem Inhalt des orientirenden Heftchens noch von den „Deutschen Schriften" und andern hierhergehörigen Arbeiten Lagarde's, von denen man am Schlusse der angezeigten Schrift die wichtigsten zusammengestellt findet, zuviel verrathen, da wir lebhaft wünschen, auch diese bescheidene Anregung möge dem vielverfeindeten und ruhelosen Kämpfer einige Freunde und Leser mehr gewinnen. Lohnt es doch der Zauber solcher starken Persönlichkeit schon allein, ihren Ideenkreis kennen zu lernen.

— Es ist geradezu seltsam, welcher Misbrauch heutzutage mit der Firma der „Erzählung" getrieben wird. Auch in der Schrift „Das Pathenkind. — Gespräch müßiger Leute. Zwei Erzählungen von Graf Leo Tolstoi. Aus dem Russischen von Dr. Alexis Markow" (Berlin, Bibliographisches Bureau, 1894) haben wir es im Grunde genommen durchaus nicht mit Erzählungen, sondern vielmehr mit katechetischen Lehren und frommen Tractätlein zu thun. Sie sind in der uns leider nur zu gut bekannten mystischen Manier gehalten. Eine harte, trockene, von allen Musen und Grazien verlassenen Sinnesart, aus welcher uns Blutleere, Abgelebtheit und Kraftlosigkeit gespensterhaft angrinsen, weht uns aus ihnen entgegen; der falsche, bis auf die äußerste Spitze getriebene Idealismus, welcher um nichts weniger als der falsche, um das goldene Kalb der „Thatsachen" einen Reigen aufführende Realismus ein Erzfeind aller wahren Menschlichkeit ist, führt in ihnen das große Wort. Man verzeihe uns das herbe Urtheil, aber wie ist es denn möglich, die Frage zurückzudrängen, ob wir einen Mann überhaupt noch ernst nehmen können, welcher sich den Kopf darüber zerbricht, wie das Uebel aus der Welt geschafft werden soll. Tolstoi wird diesem Problem dadurch in die Arme geworfen, daß er, wie dies so häufig bei ihm der Fall ist, das Kind mit

dem Bade ausschüttet. Er möchte das Uebel als solches ausgerottet wissen, weil er zu seinem Entsetzen gewahr wird, daß die Bestrafung der Uebelthäter keineswegs eine Besserung bewirkt, sondern erst recht ihre Verwilderung herbeiführt. Die Frage ist nun allerdings des Schweißes aller edeln Männer werth, welche Mittel die geeignetsten seien, um das Strafrecht, das schon längst von der Vergeltungstheorie abgekommen ist, dem ihm vorschwebenden Ideale der sittlichen Wiedergeburt der Sünder möglichst anzunähern. Zur Ehre der Menschheit muß aber auch anerkannt werden, daß dieses Problem nicht aufhört, die Geister in den civilisirten Ländern in Spannung zu halten. Selbst in Halbasien wird die „Macht der Finsterniß" durch vereinzelte, wenn auch freilich noch schwache Lichtstrahlen gelockert. Wenn der Patriarch von Jaßnaja Poljana folgendes alleinseligmachende Recept eines zufriedenen und gottgefälligen Lebenswandels verschreibt: „Ich gebe das angefangene Studium auf, es wird mich nur zu demselben qualvollen Leben führen, das wir alle jetzt beklagen. Ich will von meinem Gut mich lossagen und werde aufs Land zu den Armen gehen; ich werde mit ihnen arbeiten; ich werde mit den Händen arbeiten, und wenn die Armen meine Bildung brauchen, so werde ich ihnen alles mittheilen, aber nicht durch Anstalten und Bücher, sondern unmittelbar, indem ich mit ihnen brüderlich leben werde", so erlauben wir uns ihm gegenüber den Schwager des deutschen Kaisers, den Herzog Ernst Günther von Schleswig-Holstein, auszuspielen, welcher in einer kürzlich in der berliner Adelsversammlung gehaltenen, durch einen wahrhaft vornehmen Geist geadelten Rede den Segen der von der Wissenschaft durchsättigten Arbeit und des den großen Zwecken der Cultur und Gesittung angepaßten Luxus in trefflichen, warmen Worten pries und den Adelsgenossen die Durchdringung des Lebens mit realen Energien und idealen Antrieben auf das eindringlichste empfahl.

— Die Dichtungen „Ein Primaner-Proletarier und andere sociale Seelen-Dramen" von Peter Merwin (Leipzig, W. Friedrich) haben etwas Agitatorisches; Schiller's „Räuber" haben das ja auch, aber sie sind ein Kunstwerk, was man von dem Gedicht „Ein Primaner-Proletarier" nicht sagen kann. Hier tritt uns nicht nur die Tendenz nackt entgegen, sondern es athmet hier etwas wie persönlicher Haß, vielleicht höchst gerechter, das mag zugestanden werden, denn es ist eine abscheuliche Menschensorte, die hier mit treffender Satire, mit einer nicht gewöhnlichen Gabe der Veranschaulichung geschildert wird, aber Galle ist kein angenehmes Getränk. Auch fehlt der Geschichte der rechte Ausbau. Und dann: warum schreibt der Verfasser nicht Prosa? Die Verse sind oft schlecht und machen oft die Sprache schlecht.

Und der, von dem du liebeflammend schwärmst,
Der sieht sich selber schon, der Aermst',
Mit dem Revolver in der Hand.

Ohne Vergleich besser ist: „Ding Mensch". Die Sprache ist ja auch hier derb, manchmal brutal, die Reime zuweilen höchst gewaltsam, aber alles ist charakteristisch. Zudem haben wir hier eine Fabel, die zwar nicht neu ist, aber, worauf es allein ankommt, gut durchgeführt. Wenn der ganz entschieden poetisch begabte Verfasser sich entschließt, weniger agitatorisch und tendenziös zu schreiben und nach edlerer Form zu streben, so hat er eine Zukunft.

— Ein geklärter, beruhigter und mit Leben und Tod versöhnter Geist ist es, der in dem Adolf Graf von Westarp'schen Buche: „Idyllen und Elegien aus den bairischen Bergen" (München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung) zu uns spricht. Man könnte es vielleicht tadeln, daß der Titel falsche Erwartungen erweckt, denn es werden uns nur Prosadarstellungen geboten. Aber diese Prosa ist bald von idyllischem, bald von elegischem Hauche beseelt und von wunderbarem Zauber. Wir fühlen uns in die herrliche Natur hineingetragen, deren Sinnen uns der Verfasser schauen läßt, und wir empfinden das ganze Buch als Poesie, in der die Seele tief aufathmend genesen kann. Nicht der geringste Reiz ist es, den das Buch durch das persönliche Hervortreten des Dichters empfängt, der uns in sein trauliches, von dem großartigen Zugspitz überragtes Heim einführt. Wir scheiden kaum anders, wie nach leiblichem Schauen und persönlichem Verkehr, mit Segenswünschen für den trefflichen Mann und die Seinen.

— Das von uns früher angezeigte, bei Ferdinand Dümmler in Berlin erscheinende Werk: „Berlin in Wort und Bild" von Paul Lindenberg ist mittlerweile bis zur elften Lieferung vorgeschritten. Das günstige Urtheil, das wir damals über die beiden ersten Lieferungen gefällt haben, bestätigt sich. In frischer, das Interesse des Lesers weckender und wachhaltender Weise führt uns Lindenberg in das Leben und Treiben der Hauptstadt ein. Er schildert uns in den vorliegenden Lieferungen die merkwürdigen Verhältnisse der Verbrecherwelt und deren Beziehungen zu Polizei, Gefängniß und Zuchthaus; ihre Sprache und ihre Kunstgriffe, die uns selbst auf dieser dunkeln Nachtseite des weltstädtischen Lebens ein Fleckchen Humor erblicken lassen; er schildert die Organisation und die Wirksamkeit der Feuerwehr, und eins der Bilder stellt sogar einen grausigen Sprung von dem dritten Stockwerk ins Sprungtuch dar; er schildert das erwachende und das schlafengehende Berlin, den langen Zeitraum der zwischen jenem und diesem, den kurzen, der zwischen diesem und jenem liegt. Ein besonderes Kapitel ist dabei „dem rollenden Berlin", dem Straßenverkehrswesen gewidmet, das auch durch seine historischen Rückblicke interessant ist. Was letztere angeht, so war uns auch das Kapitel: „Was sich die Linden erzählen" recht merkwürdig. Wir behalten uns vor, mit fortschreitendem Druck auf dies sehr empfehlenswerthe Buch zurückzukommen, vielleicht in größerm Zusammenhange, und begnügen uns für heute wieder mit einer mehr summarischen Anzeige.

— Thomas Krag vereinigt unter dem Titel „Einsame Menschen" („Ensomme Mennesker. Lo og andre Fortællinger af Thomas P. Krag" [Christiania, A. Cammermeyer, 1893]) vier kleinere Erzählungen, aber nur die erste, „Lo", kann man eine Erzählung nennen, nur ist sie ziemlich breit und ohne Tiefe: es ist die Geschichte eines Norwegers, der von König Harald abzustammen wähnte, der ein einsames Leben führt und nach dem Tode seiner Schwester nur seinen Hund noch als Begleiter und Umgang hat. Hierauf folgen einige Jugenderinnerungen ohne besondern Gehalt und besonderes Interesse für die Nichtbetheiligten. Dagegen geben treffliche Schilderungen der Natur und der Menschen am Skagerak die beiden letzten Stücke: „Seerauch" und „Die See im Westen". Die Natur macht hier die Menschen zu einsamen Menschen, ist aber auch die Veranlassung, daß einer für den andern einsteht, und daß alle eine große Familie bilden. Zwei kleine Erzählungen von Bewohnern dieser Gegend sind eingeflochten; sie zeigen, wie warm und tief Krag den Schmerz seiner Landsleute mit empfindet.

Bibliographie.

Beuling, W., Vom armen und vom reichen Staate. Finanz- und socialpolitische Rückblicke und Ausblicke. Berlin, H. Bahr's Buchh. (K. Hoffmann). 8. 80 Pf.

Bodmann, E. v., Stufen. Zürich, Verlag von „Stern's literar. Bulletin der Schweiz". 12. 1 M.

Greif, M., Hans Sachs. Vaterländisches Schauspiel. Leipzig, C. F. Amelang's Verlag. 8. 1 M.

Remin, E., Die Wunde der Zeit. Jena, H. Costenoble. 8. 5 M.

Schobert, H., Moderne Ehen. Drei Bände. Roman. Berlin, O. Janke. 8. 12 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

1794. Wilhelm Müller. 1894.

Gedichte

von

Wilhelm Müller.

Mit Einleitung und Anmerkungen

herausgegeben von

Max Müller.

(Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts.)

Zwei Theile. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M. 50 Pf.

Ausgewählte Gedichte

von

Wilhelm Müller.

Miniaturausgabe. Elegant cartonnirt mit Goldschnitt 2 M.

Anläßlich des am 7. October d. J. stattfindenden hundertjährigen Geburtstags des durch seine Müller- und Griechenlieder in weitesten Kreisen bekannten Dichters wird sich die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf seine Dichtungen richten.

Obige Ausgabe der „Gedichte“ ist von dem Sohne des Dichters, dem berühmten Orientalisten Max Müller in Oxford, veranstaltet und mit Erläuterungen begleitet worden. Gustav Schwab's warm empfundene Biographie ist beigegeben.

Die zweite Sammlung bietet eine Auswahl der durch Innigkeit und Wahrheit der Empfindung, durch Frische der Lebenskraft und wunderbare Melodie der Sprache ausgezeichneten Gedichte Wilhelm Müller's.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gespräche mit Goethe

in den letzten Jahren seines Lebens.

Von

Johann Peter Eckermann.

Sechste Auflage.

Mit einleitender Abhandlung und Anmerkungen von Heinrich Düntzer.

Drei Theile. 8. Geh. 6 M. Geb. 8 M.

Eckermann's berühmte „Gespräche mit Goethe“ enthalten einen Schatz wichtiger Mittheilungen über die Entstehung der einzelnen Werke des Dichters, über seine Beziehungen zur deutschen und ausländischen Literatur und deren Hauptvertretern, sowie über seine politischen und religiösen Ansichten. Die sechste Auflage wurde vermehrt durch einen Commentar, zahlreiche Erläuterungen, Nachweise und Berichtigungen von dem vorzüglichen Goethekenner Heinrich Düntzer, und ein vollständiges Namen- und Sachregister.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Volz. Unsere Kolonien: Land und Leute. Mit 71 Abbildungen und 2 Karten. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Deutsche Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Interessante Novitäten!

Soeben ist erschienen:

Württembergische Künstler in Lebensbildern

von

Dr. August Wintterlin,

Bibliothekar an der K. öff. Bibliothek in Stuttgart.

Mit 22 Bildnissen in Holzschnitt.

Preis geheftet M. 5. —; in Orig.-Einb. M. 6. —

Eine glückliche Erzählergabe des Verfassers verleiht diesen Lebensbildern, welche fast sämtlich dem 18. und 19. Jahrhundert angehören, den Charakter kleiner Kunstwerke, ja häufig den Reiz einer voll in sich abgerundeten Künstlernovelle. Der vielseitige Inhalt dient nicht allein den Kunstgelehrten als Bausteine zur deutschen Kunstgeschichte, sondern auch dem weiten Kreise kunstsinniger Männer und Frauen, insbesondere aber der reiferen Jugend zur gleichzeitig belehrenden und anziehenden Lektüre.

Eduard Mörike als Gelegenheitsdichter.

Aus seinem alltäglichen Leben.

Von

Rudolf Krauß.

Mit zahlreichen erstmals gedruckten Gedichten Mörikes und Zeichnungen von seiner Hand.

Preis geheftet M. 3. —; in Orig.-Einb. M. 4. —

Das ansprechende Buch, welches den Dichter Mörike von einer ganz neuen Seite zeigt, ist ein wertvoller Beitrag zur deutschen, speziell schwäbischen Literaturgeschichte, vermag aber auch den, der nur Unterhaltung sucht, angenehm zu fesseln und eignet sich ganz besonders zu Festgeschenken für Familien wie für die reifere Jugend.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Welcher Litterat

würde die Durchsicht oder eventuell auch Umarbeitung eines in Druck zu gebenden nicht wissenschaftlichen Werkchens unter Wahrung strengster Discretion übernehmen?

Gefällige Anerbietungen unter **O 4191** an **Rudolf Mosse, Leipzig.**

Soeben erschien:

Lagerverzeichnis Nr. 118 **Deutsche Literatur** 4254 Nummern. Versand gratis und franco.

Joseph Jolowicz in Posen.

Buchhandlung und Antiquariat.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gerstäcker. Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer. Zehnte Auflage. Mit Illustrationen. 8. Geh. 1 M. Cart. 1 M. 20 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. —— Nr. 41. —— 11. October 1894.

Inhalt: Friedrich Nietzsche. I. Von Otto Immisch. — Das Grillparzer-Jahrbuch. Von Moritz Necker. — Aus der Literatur- und Theatergeschichte. Von Adalbert Schroeter. — Aus der deutschen Geschichtschreibung. Von Georg Winter. — Romane und Erzählungen. Von Heinrich Kraeger. — Feuilleton. — Anzeigen.

Friedrich Nietzsche.

I.

Eins der seltsamsten Schauspiele, das dem Beobachter unserer Zeit sich darbietet, ist die Wirkung von Nietzsche's Schriften und Ideen, die in einem Wirrsal von Widersprüchen, scheinbar jeder Einheitlichkeit entbehrend, in den verschiedensten Sphären des geistigen Interesses, in den verschiedensten Schichten der Gesellschaft sich kundgibt. Wir erleben es, daß sociale Demokraten sich für den radicalsten aller Aristokraten erwärmen; wir staunen über den Eifer der „Modernen", den Mann auf ihren Schild zu heben, der mit dem Positivismus auch die veristische Wirklichkeitsbegeisterung von sich gestoßen hat, dem ein eigenwillig und künstlerisch erdichteter, nie und nirgends vorhandener oder erfüllbarer Typus schließlich das Höchste geworden ist. Wir begreifen es nicht, daß Nietzsche, zwar als Mensch eine feine und zarte Natur und von den Frauen bevorzugt, aber als Schriftsteller von einer so cynischen Härte, daß wol viele mit Recht die Empfindung hatten, nur Männer, denen Geschichtskenntniß und Theilnahme am Leben der Oeffentlichkeit alle Empfindsamkeit hart geschmiedet haben, würden seine Gesellschaft ertragen, daß dieser selbe Nietzsche nun auch als Schriftsteller ein Liebling geistreicher Frauen zu werden anfängt. In der That, hoffnungslos verwirrend muß uns die Wirksamkeit dieses Geistes scheinen: sie wird meines Erachtens noch keineswegs genügend erläutert, wenn man sagen wollte, alle diese verschiedenartigen Anhänger fänden sich zusammen in der rücksichtslosen Verneinung unserer heutigen Cultur, wie sie Nietzsche eigen ist. Die thatsächliche Wirkung Nietzsche's, die unbeachtet zu lassen sich wol schwer rächen dürfte, ist um so unheimlicher, als einerseits wie man hört die Papiere Nietzsche's noch eine schier endlose Reihe von Veröffentlichungen in Aussicht stellen und als andererseits auch der Journalismus, der früher Nietzsche zu ignoriren beliebte, immer mehr sich mit ihm zu beschäftigen beginnt; natürlich nach seiner Art: kokettirend, mit oberflächlicher und verwegener Aufdringlichkeit, ohne Ehrfurcht vor der Tragödie dieses Denkerlebens, nur erfüllt von dem Wunsch, mit den übriggebliebenen Masken und Flittern sein lautes und zuchtloses Spiel zu treiben.

So besteht die Gefahr, daß der Geist Nietzsche's bald „in allen Winkeln unserer Cultur" zu wirken beginnen wird. Und um das Maß des Irrsals voll zu machen, so ertönen gutgemeinte Warnungsrufe, aber so ohne Verständniß für die eigentliche Zaubermacht Nietzsche's, daß es der begeisterten Nietzsche-Gemeinde wahrlich nicht zu verargen ist, wenn sie nur ein höhnisches Lachen als Antwort hat. Man lese nur Wilhelm Jordan's „Tenzone" gegen den Truggeist (in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung", 1893, 7. September) mit ihrer herz- und taktlosen Anspielung auf das jammervolle Schicksal des Philosophen, da doch selbst sachphilosophische Gegner einräumen, daß „selbst die letzten Arbeiten, die wir von ihm haben, von der unmittelbar bevorstehenden Katastrophe so wenig verrathen, wie irgendeine seiner Schriften der achtziger Jahre". Und wie lächerlich muß es wirken, wenn Jordan behauptet: „Seine stärksten Drucker hat er unverkennbar mir gestohlen!" Die Apotheose des Bösen in seinen grandiosen Ausbrüchen, Nietzsche soll sie als „Leihgut" haben aus Jordan's Niblungen! Als ob niemals jemand vor Jordan auf diesen Pfaden gewandelt wäre, als ob nicht beispielsweise bei Shakespeare und Otto Ludwig genau derselbe Gedanke als künstlerisches Motiv lebendig wäre! Und überhaupt, Nietzsche, der schwerlich je von Jordan's Existenz besonders Notiz genommen hat, der reiche Mann als Vergewaltiger des Jordan'schen Schäfleins, diese Vorstellung ist zu komisch, als daß Jordan's geheimniß- und verheißungsvolles Schlußwort die Enthusiasten sonderlich wird beunruhigt haben: „Seid getrost! Schon holt der Hammer aus zum Schlag der Siegesstunde!"

Viel dankenswerther und erfreulicher als solche Poltereien sind die aus ehrlicher Arbeit entsprungenen Versuche, das krause Wirrsal der Nietzsche'schen Schriften wie der Phänomene ihrer Wirkung aufzuklären. Zwei solche Schriften vor allem möchten wir aus der neuern Nietzsche-Literatur hervorheben und demjenigen empfehlen, dem eine Stellungnahme erwünscht ist zu diesem „Modephilosophen" — denn daß er als solcher recht eigentlich der Nachfolger Schopenhauer's und Hartmann's zu werden verspricht, hat man mit Recht bemerkt.

Die beiden Schriften, um die es sich handelt, dürfen um so aufrichtiger empfohlen werden als die eine, das Buch von Lou Andreas-Salomé*), wenn auch nicht aus einer kritiklosen Verehrung heraus geschrieben ist, so doch aus freundschaftlichen Sympathien und aus einer frauenhaft-liebevollen Versenkung in die Persönlichkeit, während das andere Schriftchen, die Arbeit von Ludwig Stein, ursprünglich ein Vortrag, sodann in der „Deutschen Rundschau" von 1893, schließlich als Buch veröffentlicht**), der frische und scharfe Angriff eines Mannes ist, der nur die Sache im Auge, strenge richtet und bei aller Anerkennung der subjectiven, d. h. künstlerischen Bedeutung Nietzsche's, die schlichte und gesunde Frage nach seiner objectiven, d. h. wissenschaftlichen Leistung stellt, nach seiner Bereicherung des menschlichen Wissens, nach seiner Geltung für die Geschichte der Philosophie. Zu dieser Prüfung war Stein durch den weiten Horizont des Herausgebers eines Archivs für Geschichte der Philosophie vor Vielen berechtigt. In den beiden Büchern redet Freund und Feind, man hört das pro und contra, und das dürfte die beste Vorbereitung sein für die eigene Lektüre von Nietzsche's Schriften, die niemand unterlassen sollte, da er zum mindesten den Genuß haben wird, einen wahrhaft begnadeten Künstler der sprachlichen Darstellung, ja einen echten Dichter in Nietzsche kennen zu lernen.

Lou Andreas-Salomé zeigt eine überraschende Kenntniß philosophischer Theorien, sie redet so zünftig, wie nur irgendein Philosoph von Fach (S. 43). Gleichwol hat die Frau in ihr bei jeder Zeile die Feder geführt, das ist unverkennbar. Sie lehnt es — wenigstens für die vorliegende Arbeit — ausdrücklich ab, den objectiven Werth von Nietzsche's Theorien zu prüfen; nicht der Theoretiker, sondern der Mensch Nietzsche steht im Mittelpunkt ihres Interesses, und zwar der Mensch nach seinen Affecten, nach dem Ueberwiegen des Seelisch-Sensitiven gegenüber dem Intellect, — kurz gesagt: nach dem Weiblichen, das sie in Nietzsche's Natur herausgefühlt hat, als eine mächtige, ja als die mächtigste Potenz. Zweifellos mit Recht. So gelangt sie dazu, ihre ganze Arbeit auf eine Analyse der psychischen Beschaffenheit und Entwickelung Nietzsche's zu concentriren. Die Ausführung ist etwas breit und nicht ohne Wiederholungen — das Buch könnte gern nur halb so umfangreich sein — gleichwol ist diese Arbeit ein sehr inhalts- und ergebnißreicher Beitrag zur Nietzsche-Literatur; besonders darum, weil die Verfasserin an ihrer persönlichen Kenntniß von Nietzsche's Person, Lebensschicksalen, Ansichten und Schriften einen festen thatsächlichen Kern besitzt und auf dieser guten Grundlage überhaupt darauf ausgeht, Thatsachen zusammenzustellen, Thatsachen und nicht blos Gedanken. Denn das ist der Fluch der aphoristischen Schriftstellerei Nietzsche's, daß der Hauptschwarm seiner über ihn und seine Lehre schreibenden Verehrer die bunten Perlen und Edelsteine seiner Gedanken zu einer Art Kaleidoskop zu benutzen pflegt, den eigenen Geist hauptsächlich darin offenbarend, daß sie diese glänzenden Farbenbilder zu immer neuen Figuren und Brechungsspielen durcheinanderschütteln. Und in all diesem wechselnden Spielwerk offenbaren sie nach ihrer Meinung den echten Nietzsche, alle diese schillernden Gedankenspiele halten sie für „psychologische" Analysen; denn man muß wissen, jeder Nietzscheaner ist „Psychologe". Das gehört durchaus zur Terminologie dieser neuesten Schule, den Namen dieser gerade jetzt so exact und streng gewordenen Wissenschaft zu übertragen auf das, was man früher harmlos und anspruchslos Menschenkenntniß und Lebenserfahrung nannte. Doch ist das nur ein einzelnes Symptom eines tiefer liegenden Uebels, dessen Sitz bei Nietzsche selbst zu suchen ist. Die ganze Methode Nietzsche's ist nämlich völlig unwissenschaftlich. Schon das Buch über die griechische Tragödie leitete ihn von der schlichten der immer einfachen Wahrheit gewidmeten Forscherarbeit hinüber in jenes Gebiet, das er seitdem nicht wieder verließ, wo nicht mehr der „Hunger nach Thatsachen" seinen Gedankenbahnen die Richtung weist, sondern die freie und undisciplinirte Willkür seines reichen Geistes. Hier herrscht nur noch der glänzende Einfall, die Zurechtbiegung der Dinge nach vorgefaßten Ideen. Er hatte, wie man zu sagen pflegt, die Resultate in der Tasche, ehe er der thatsächlichen Einzelheiten Herr war, eine Gefahr, der phantasie- und geistreiche Forscher sehr leicht verfallen. Sehr charakteristisch ist für die Art, wie seine Verehrer nunmehr solches Verfahren für selbstverständlich und wohlberechtigt halten, eine Wendung, die sich auf S. 89 bei unserer Verfasserin findet. Sie sagt, Nietzsche's Augen- und Kopfleiden „hinderten ihn nunmehr dauernd an einem stofflichen Ausbau seiner Gedanken durch ausgebreitete Studien". Das ist in der That köstlich! Also wenn nur zuerst das Gedankenkartenhaus da ist, dann mag das, was von der soliden Wissenschaft zu Tage gefördert ward, gerade gut genug sein, sich darin einräumen und unterbringen zu lassen! Was widerstrebt, bleibt eben draußen, wird ignorirt! Man braucht ja nur soviel davon, als zu wissenschaftlicher Draperie nothwendig ist! Daß das alles gerade umgekehrt vor sich gehen muß, daß aus einer mühsamen, entsagungsreichen Sammlung des Thatsachenstoffes erst das Material für den Gedankenbau zu gewinnen ist,

*) Friedrich Nietzsche in seinen Werken, von Lou Andreas-Salomé. Wien, Carl Konegen. 1894. Gr. 8. 6 M.

**) Friedrich Nietzsche's Weltanschauung und ihre Gefahren. Ein kritischer Essay von Dr. Ludwig Stein, ord. Professor der Philosophie an der Universität Bern. Berlin, Georg Reimer. 1893. 8. 1 M. 80 Pf.

davon haben — und leider trägt eben der Meister die Schuld daran — die neuen Adepten seiner Lehre keine Ahnung. Sie trauen völlig dem wissenschaftlichen Scheine bei Nietzsche, und es ist bezeichnend, daß man immer beflissen ist, ihn als Philologen zu preisen. Man hat offenbar das Bedürfniß, für den Glauben an Nietzsche's Wissenschaftlichkeit, bei dem es den Anhängern wol selbst bisweilen bange geworden sein wird, eine Art Bürgschaft zu suchen in der Exactheit und Akribie, durch welche philologische Forschung sich auszuzeichnen pflegt. Nietzsche, den Philologen, zu beurtheilen, sind freilich nur die wenigsten der Nietzsche-Schriftsteller in der Lage, auch Lou Andreas-Salomé ist es nicht, und es ist sehr begreiflich, daß die eben bezeichnete Nebenabsicht leicht zu einer Ueberschätzung seiner philologischen Bedeutung führt. Nietzsche ist noch vor Abschluß seiner Universitätsstudien Professor geworden, es heißt auf Grund einer schwerwiegenden Empfehlung Ritschl's; aber man irrt sehr, wenn man glaubt, daß damals epochemachende Leistungen von ihm vorhanden waren, daß überhaupt solche von ihm vorhanden sind: man erwartete Großes von einem so hervorragenden Talente, aber das Urtheil vom Standpunkt des Philologen muß durchaus lauten, daß er diese Erwartungen nicht erfüllt hat. Denn, wie schon angedeutet, auch sein glänzendes Buch über die griechische Tragödie ist wol voll von geistreichen Ideen und anregenden Aperçus, aber wer nach Thatsachen dürstet und nicht nach Hypothesen, den muß es nothwendigerweise unbefriedigt lassen. Nicht einmal die moralgeschichtliche und sociologische Betrachtung des griechischen Alterthums — das römische ist Nietzsche ohnehin nie vertraut gewesen — ist durch ihn im Sinne der Wissenschaft irgendwie gefördert worden. Hier haben Philologen von ganz anderer Bedeutung das Wort genommen, und wenn es den publicistischen Schönrednern um eine ernste und echte Kenntniß dieser Dinge zu thun wäre, so dürften sie bald finden, wie jämmerlich ihre Nachbeterei der Nietzsche'schen Behauptungen vom Standpunkte der Wissenschaft sich ausnehmen muß. Will man einen typischen Vertreter solcher moderner „Culturpsychologen" Nietzsche'scher Observanz kennen lernen, so blättere man in dem Schriftchen Wilhelm Weigand's *) über Nietzsche. Für gallige Naturen freilich ist es nicht rathsam, sich selber davon zu überzeugen, was für „Versuche" in den Tagen Wilhelm Wundt's in Deutschland noch immer das Beiwort „psychologisch" an der Stirne tragen dürfen.

Unsere Verfasserin hält sich, wie gesagt, von diesen Tändeleien frei: sie hat selber einen rühmenswerthen Sinn für das Thatsächliche. So beginnt sie denn auch mit einem Bericht über Nietzsche's Persönlichkeit und äußere Schicksale, und weiß aus eigenster Kenntniß manches Neue und nicht Uninteressante beizusteuern. Wie wir denn vor kurzem ähnliche Mittheilungen auch einer andern ehemaligen Freundin Nietzsche's verdanken, Malvida von Meysenbug (im Feuilleton der „Neuen freien Presse" 1893, 16., 17. Juni, 14. October), nur daß diese Dame allzu viel von ihren eigenen Empfindungen und Ideen mit einfließen läßt. Wer den Vorzug hat, von den für höhere Bildung offenbar sehr wesentlichen Leistungen dieser wagnerbegeisterten Schriftstellerin nicht wie der Referent zum ersten male etwas zu vernehmen, wird das Hervortreten der eigenen Person in den v. Meysenbug'schen Aufsätzen zu schätzen wissen: ich kann dagegen an Lou Andreas-Salomé die strenge Zurückhaltung nur rühmen, in der sie sich einem Stoffe gegenüber zu halten weiß, mit dem sie so viel Persönliches verband.

Ihr Buch schildert also in einem ersten Theile gleichsam die thatsächliche Substanz ihres Objects, die psychische Individualität Nietzsche's. In feiner und sicherer Analyse wird zuerst auf den Hang zur Einsamkeit hingewiesen, aus dem sich das intensive und schließlich bis zur Erkrankung sich steigernde Innenleben, seine Exclusivität, seine ununterbrochene „Selbstbeziehung auf sich", vornehmlich ableitet. Daraus fließt wieder seine Neigung zur Selbstverhüllung, zur Maske, zum Versteckspiel mit Gedanken und Formen. In eine innige Verbindung mit dieser psychischen Disposition tritt als tiefwirkendes Ingredienz sein körperliches Leiden, das Affectleben in ihm immer stärker reizend, mit seinem Gedankenleben immer unlöslicher verschmelzend, sodaß Denken und Leiden, und im weitern Sinne Erkennen und Erleben bei ihm und in ihm eins wird. Subject und Object seiner Forschung liegen so gleichsam in seiner Person beschlossen, an seinem Ich experimentirt er unaufhörlich, bis der Geist diese Selbsttortur weiter zu ertragen unfähig war. Dies Verwachsen des Abstracten und Absoluten mit dem leidenschaftlich Bewegten und an die Materie Gebundenen ist das eigentliche und innerste Geheimniß von Nietzsche's Persönlichkeit und Lehre: hierin liegt auch die tiefe Sympathie beschlossen, die alles Moderne zu ihm hat. Denn das einheitliche Grundwesen der „Moderne" liegt ja doch in der Abneigung gegen das Transscendente, in dem Bestreben aus der Region des reinen Geistes in jene trübere Sphäre zu flüchten, wo Seele und Leiblichkeit verwachsen sind, kurz gesagt in der Unlust oder der Unfähigkeit zu abstrahiren.

Für Nietzsche ergab sich aus dieser Grundstimmung seines Wesens noch ein weiteres von großer Bedeutung: seine Ueberzeugungslosigkeit. Denn nur das Abstracte ist absolut und allgemeingültig; alles was zugleich im Empfindungsleben wohnt, muß nothwendig wie dieses wechselnd, relativ, individuell sein. Daraus fließt die skeptische Grundstimmung Nietzsche's, sein Satz: „Nichts ist wahr."

Hierzu tritt steigernd die tiefe Disharmonie seines Trieblebens wie seiner Anlagen, die unaufhörliche Selbstzersetzung, die schon durch die endlose Fehde des poetischen und des dianoetischen Menschen in ihm gegeben war. Mit dem Künstler in ihm war innig verbunden ein religiöser Trieb („religiöses Genie" ist gewiß zu viel gesagt), der ohne Befriedigung außer sich, schließlich zur mystischen

*) Friedrich Nietzsche. Ein psychologischer Versuch von Wilhelm Weigand. München, H. Lukaschik (G. Franz'sche Hofbuchhandlung). 1893. Gr. 8. 2 M,

Selbstvergötterung führen mußte. Mit dem Dianoetiker wiederum hängt eng zusammen, was uns die Verfasserin als seinen philologischen Trieb schildert. Das Grundwesen ist hier die Neigung zur Kritik, die ihn wesentlich negativ erscheinen läßt und die er am glänzendsten wie auch am willkürlichsten auf dem Gebiete der Cultur- oder Moralgeschichte geübt hat. Endete er hier mit der völligen Zersetzung und Verneinung der herrschenden Begriffe, so trieb ihn der schöpferische Künstler in ihm wiederum zu eigener Neuschöpfung: so entstand der „Uebermensch", der „Europäer von übermorgen", der mitleidlose Vertreter der „Herrenmoral".

Nachdem ungefähr in diesem Sinne das Wesen Nietzsche's geschildert, gleichsam der Bestand seiner Persönlichkeit aufgenommen ist, wendet sich die Verfasserin in einem zweiten Abschnitt zu einer Darlegung seiner Wandlungen. Dieser Abschnitt ist ausgezeichnet; sein Hauptresultat übrigens, wie die Verfasserin mittheilt, schon 1891 von ihr in der Sonntagsbeilage der „Vossischen Zeitung" (Nr. 2—4) vorgetragen. In scharfer Begrenzung werden hier drei Epochen seiner Philosophie geschieden, und man wird nunmehr mit dieser grundlegenden Scheidung überall zu rechnen haben, wo man den Versuch macht, aus den aphoristisch zerstreuten Gedanken Nietzsche's etwas wie eine systematische Darlegung seiner Lehren zusammenzustellen. Es geht nicht mehr an, etwa unter den Rubriken Kunst, Religion, Politik, Nationalität u. s. w. aus allen Schriften durcheinander die Belege zusammenzustellen; die Ordnung des Stoffes nach den drei Perioden ist nunmehr durchgehend erforderlich. Ich hebe das hervor, weil hiermit Schriften, wie die von Hugo Kaatz über Nietzsche's Weltanschauung *) als durchaus überholt erscheinen.

Die drei Abschnitte des Nietzsche'schen Denkens sind erstens die Schopenhauer-Wagner'sche, sodann die durch eine Verbindung mit Paul Rée gekennzeichnete positivistische Richtung, endlich eine in vielen Einzelheiten an die erste

*) Mir ward vorgelegt: Die Weltanschauung Friedrich Nietzsche's, dargestellt von Dr. Hugo Kaatz. Zweiter Theil: Kunst und Leben. Dresden und Leipzig (E. Pierson). 1893. Gr. 8. 2 M.

Zeit wieder anknüpfende Mystik. Die Verfasserin schildert nun auf dem soliden Grunde einer chronologischen Betrachtung von Nietzsche's sämmtlichen Schriften, gelegentlich auch aus den Briefen ihres Freundes diese Entwickelung beleuchtend, auf das eingehendste, wie — immer im Zusammenhange mit persönlichstem Erleben und Empfinden — die leitenden Ideen Nietzsche's eine nach der andern auf- und zurücktreten, das Dionysische, der Décadencebegriff, kurz alle jene Schlagwörter Nietzsche's, die in ihrer complexiven Dehnbarkeit und in ihrer undefinirbar wirksamen, sozusagen helldunkeln Stimmung gegenwärtig so unheimlich und verführerisch wirken. Die ganze Reihe dieser Formeln und Schlagwörter gliedert sich eben nach jener von der Verfasserin aufgezeigten obersten Dreitheilung.

In einem dritten Theile ihres Buches sucht L. Andreas-Salomé sodann den letzten Niederschlag dieser Entwickelungsreihe aufzuzeigen, gleichsam ihre letzte, im eigentlichen „System Nietzsche", uns erfaßbare Gestalt — uns erfaßbar, denn sie scheint zu der Annahme geneigt, daß auch nach dem Aufhören eines Verkehrs dieses verdüsterten Hauptes mit der Außenwelt, von aller menschlichen Theilnahme abgeschlossen, die mystischen Ideen in ihm weiterleben, daß sein letztes Leiden nur ein letztes Zurückziehen in sein innerstes Selbst sei: „Ach, meinen härtesten Weg muß ich hinan! Ach! ich begann meine einsamste Wanderung!" und „Vor meinem höchsten Berge stehe ich —: darum muß ich erst tiefer hinab als ich jemals stieg".

Die Schilderung dieser in eine mystische Apotheose auslaufenden Philosophie vom „Willen zur Macht" entnimmt die Verfasserin den Schriften der achtziger Jahre, von Zarathustra I und II bis zur Götzendämmerung. Ich muß gestehen, daß ich gerade in diesem Abschnitte unter einer gewissen Breite der Darstellung besonders gelitten habe; einiges ist auch nicht völlig klar herausgearbeitet, z. B. die Lehre von der ewigen Wiederkehr der Dinge, auf die hier ein auffällig starkes Gewicht gelegt wird, sehr im Widerspruch mit dem tiefen Dunkel, in dem sie stecken bleibt.

Otto Immisch.

Das Grillparzer-Jahrbuch.

Jene in Nr. 40 von uns geschilderte Charakteristik Grillparzer's von Johannes Volkelt, welcher Emil Reich entgegenzuwirken bestrebt ist, indem er mit den Augen und den Idealen der neuen Generation, des neuen jungen Deutschland, der „modernen" Kunst, den alten Dichter betrachtet, findet nun eine bedeutende Ergänzung und Vertiefung durch den Essay: „Grillparzer als Dichter des Zwiespaltes zwischen Gemüth und Leben", mit dem Johannes Volkelt selbst das diesjährige vierte „Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft" *) eröffnet. Dieser Essay ist ein prächtiges Stück psychologischer Kritik. Man empfängt das Gefühl, als ob Volkelt eine ganz neue Art literarischer Betrachtung geschaffen hätte, und es ist doch im Grunde nur die bekannte, aber von einem tiefsinnigen Denker verwendete Methode, die Verwandtschaft der Motive und Charaktere in den Werken eines Dichters zu dem Zwecke zu erforschen, um nach der Erkenntniß der vorwaltenden Neigungen seines Gemüthes die eigenthümliche Originalität seines Wesens darzustellen — eine Methode, welche Julian Schmidt und nach ihm Wilhelm Scherer (zumal in der Goethe-Kritik) mit Vorliebe und viel Erfolg gepflegt haben; kürzlich hat Alois Brandl in seinem Buch „Shakspere" diese Methode wieder glänzend verwerthet. Grillparzer, mit seinem complicirten Wesen und seinen

*) Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Redigirt von Carl Glossy. Wien, Verlag von Carl Konegen. 1894. Gr. 8. 10 M.

zahlreichen Selbstbeobachtungen, ist nun einer der dankbarsten Stoffe für solch eine psychologisch-literarische Betrachtung, vielleicht überhaupt das dankbarste Object dafür, das in aller Literaturgeschichte zu finden ist und wenn patriotische Kritiker, wie Emil Reich u. a. vor Volkelt's rücksichtsloser und scheinbar kühler Herzensanatomie ein wenig zurückschrecken oder an ihren Resultaten Anstoß nehmen, so müssen wir umgekehrt gestehen, daß der Essay Volkelt's in uns etwas wie ein Gefühl der Erhabenheit hinterließ, weil er bei soviel Ernst doch auch soviel Liebe enthält, und weil er uns geradezu eine Bereicherung des Wissens von der menschlichen Natur überhaupt gewährt. Betrachtungen von so hohem Standpunkte und so geistvoller Nutzanwendung rechtfertigen auch die größte „Indiscretion" und scheinbare Pietätlosigkeit der Wissenschaft — freilich aber auch nur solche Betrachtungen allein. Volkelt bemerkt diesmal, allen Misverständnissen zuvorkommend, ausdrücklich: „Ich möchte nun nicht so verstanden sein, als ob diese Zuspitzung seiner (Grillparzer's) dissonirenden Natur sich nur von innen her vollzogen hätte. Ich weiß sehr wohl, daß mannichfaltige äußere Verhältnisse seine Geistesart in immer schlimmere Zerrissenheit hineintrieben. Doch diesen äußern Einflüssen nachzugehen, liegt außerhalb meiner Aufgabe. Für mich kommt es darauf an, daß, mag man das Bestimmende dieser Einflüsse höher oder niedriger anschlagen, jedenfalls Grillparzer's Innenwesen das von mir charakterisirte Gefüge thatsächlich besaß." Diese Bemerkung Volkelt's ist sehr wichtig, weil man auch in der historischen Betrachtung die Kenntniß dessen, was der Dichter unabhängig von den historischen Mächten war, nicht entbehren kann. Der Charakter eines Dichters ist die Quelle seines Schicksals, nicht umgekehrt. Die Ergänzung, welche Volkelt zu seinem Buche „Grillparzer als Dichter des Tragischen" nachträgt, bezeichnet er selbst mit folgenden Worten:

„In dem Buche bemühte ich mich, den Leser davon zu überzeugen, daß Grillparzer dem Typus der specifischen Männlichkeit auszuweichen liebt und für seine tragischen Verwickelungen weitaus vorwiegend theils den Typus des naturartigen, halbbewußten Gemüthes, theils den Typus der dem Leben nicht gewachsenen Innerlichkeit verwendet. . . . Ueberall aber bestand in meinen Erörterungen über die Stellung Grillparzer's zu den Typen der specifischen Männlichkeit, des halb bewußten Gemüthes und der einseitigen Innerlichkeit ein durchschlagender Gesichtspunkt darin, daß in unparteiischer Weise sowol die Schranken, als auch die Vorzüge, die sich an diese Stellung des Dichters knüpfen, hervorgehoben wurden. . . . Noch von einem vierten Typus könnte mit Rücksicht auf Grillparzer's Dramen die Rede sein, von dem Typus des stillen Sinnes. In «Sappho», «Libussa», im «Bruderzwist», besonders aber im «Traum ein Leben» tritt uns dieser Typus entgegen. Hier haben wir die positive Ergänzung zu der ablehnenden Haltung, die Grillparzer zu dem Ideal der willensstarken, wagenden Männlichkeit einnimmt." Dieser Satz enthält den wichtigsten Fortschritt, den Volkelt selbst seit dem Erscheinen seines Buches gethan, und der Essay ist im übrigen der Betrachtung der Jugenddramen und Dramenentwürfe unseres Dichters gewidmet, welche erst nach der Ausgabe jenes Buches veröffentlicht wurden und darin nicht berücksichtigt werden konnten. Volkelt führt den Nachweis, daß merkwürdigerweise schon in diesen ersten Dichtungen der von ihm dargestellte Charakter Grillparzer's zu Tage tritt. Und endlich verwerthet er die seither neu geöffneten Quellen der persönlichen Kenntniß des Dichters zur Ergänzung seines von ihm entworfenen Charakterbildes.

Der zweite Essay des Jahrbuchs über den „armen Spielmann" von Hieronymus Lorm bietet eine recht angenehme Lektüre. Werthvoller erscheint uns die Abhandlung: „Grillparzer und der Kampf gegen die deutsche Oper in Wien" von Richard Batka. Ueber Grillparzer als Musiker hat Eduard Hanslick eine seiner geist- und anmuthreichen Abhandlungen geschrieben. Der berühmte kritische Gegner Richard Wagner's erzählte darin mit Behagen, daß auch der geliebte wiener Dichter kein Freund Wagner's war und der alten Richtung anhing. Durch Batka, der ein Anhänger Richard Wagner's ist, erhält nun des Dichters Verhältniß zu den zwei sich bekämpfenden Richtungen in der Oper eine wesentlich neue und sehr lehrreiche Beleuchtung. Ein Gegner Wagner's, auch schon Weber's war Grillparzer allerdings, aber er gerieth — nach Batka — damit eigentlich in Widerspruch zu sich selbst; sein Operntext „Melusine" (für Beethoven geschrieben) verräth den Einfluß von Weber's „Freischütz", und Batka weist glücklich nach, daß Grillparzer selbst die Idee des Leitmotivs in der Oper lange vor Richard Wagner, in einem Gespräch mit Beethoven ausgesprochen hat. Batka's Abhandlung enthält auch eine vortreffliche Charakteristik der wienerischen Phäakennatur im Vormärz.

Zwei andere Stücke des Jahrbuchs theilen alte Briefe von literargeschichtlichem Werthe mit. August Sauer: „Briefe von Katharina Fröhlich an ihre Schwestern" aus den Jahren 1826 und 1830, als sie ihre Schwester Josephine nach Dresden und Mailand begleitete, wo diese als Sängerin auftrat. Diese Veröffentlichung Sauer's, die sich in bescheidenen Grenzen hält, verdient den Dank aller, die sich für Grillparzer interessiren, denn endlich lernt man die berühmte „ewige Braut" des Dichters unmittelbar kennen. Das Studium der „Modelle" spielt ja in der modernen Literaturgeschichte eine große Rolle; hier wird es gefördert. Katty schrieb zwar unorthographisch, aber gescheit. Sie plauderte allerliebst, hatte einen klaren Blick für Menschen und war bei aller Lebhaftigkeit und Jugend eine nachdenkliche Frauennatur, mit eigenem künstlerischen und sittlichen Urtheil. Sie liebte ihre Angehörigen sehr, die Trennung von Wien fiel ihr schwer Sehnsucht und Heimweh überkamen sie oft. Am meisten aber die Liebe zu Grillparzer, der in ihrem Hause schon wie ein Verlobter verkehrte und doch mit äußerster Behutsamkeit, einem Gemisch von Liebe und scheuer Ehr-

furcht behandelt wurde. Katty hatte wol den Muth, für seine Wäsche zu sorgen, ihm zum Geburtstag Hosenträger zu sticken, selten aber ihm zu schreiben, er war auch ein so säumiger Correspondent, daß er auf kaum zwei ihrer Briefe einmal antwortete. Er erscheint aus dem Spiegel dieser Briefe Katty's immer schwermüthig, traurig, ein melancholischer Rührmichnichtan. Katty's große Sehnsucht nach ihm findet oft rührenden Ausdruck. Am 29. December 1830 z. B. schrieb sie aus Mailand an die Aeltern und Schwestern nach Wien:

Ihr könnt gar nicht glauben, welche Freude wir hatten, als wir Euren lieben Brief empfingen.... Liebe Netti, sei nur nicht böse, daß ich dich immer mit demselben quäle. Ich lese so wenig von Grillparzer, fragt er denn gar nicht nach mir? und was sagte er über mein Schreiben?... Den 28. hatte Pepi wieder Probe, ich saß und richtete ihr eine Haube. Ich bin jetzt oft und lang allein, wo da meine Gedanken sind, brauche ich Euch nicht zu sagen. Im Bett kommt meistens das Heimweh, doch hat Pepi noch nie davon etwas gemerkt. Eben diese Nacht träumte mir, Grillparzer wäre krank. Darüber wurde ich wach und bekam aber eine solche Sehnsucht, daß ich meinte, ich müßte gleich zu Fuß nach Wien laufen....

Oder einige Tage vorher:

Heute den 26. kaum waren wir aufgestanden, als es klopfte. Es war der kleine Wilhelm, der Sohn des Hauses, der mir einen Brief von Grillparzer brachte. Das Mädchen, welches gerade das Frühstück brachte, muß mich für wahnsinnig gehalten haben, so sprang ich herein, getraute ihn mir aber nicht aufzumachen, bis Pepi es that. Er schreibt wol, mein Brief hätte ihm Vergnügen gemacht, das Uebrige widersprach aber dem ganz. Ich bin nun wieder so eingeschüchtert, daß ich mich kaum getrauen werde, wieder an ihn zu schreiben u. s. w.

Es wäre sehr verlockend, das Profil Katty's nach diesen Briefen ausführlicher zu zeichnen, doch ist hier nicht der Raum dazu.

Die andere Briefpublication rührt von Karl Glossy her, dem Redacteur des „Jahrbuchs" und theilt „Briefe von Ferdinand Raimund an Toni Wagner" mit. In der richtigen Erkenntniß, daß außerhalb Wiens wenig Leser den Werth und die Bedeutung dieser Briefe würdigen könnten, leitete sie Glossy mit einem schönen und warmen Essay ein, worin er die Leser über Raimund's geliebte Toni aufklärt und allerhand neue biographisch wichtige Einzelheiten mittheilt. Es war nämlich auch eine sehr unglückliche Liebesgeschichte. Raimund lernte die hübsche Kaffeehausbesitzerstochter Antonie Wagner 1819 kennen und lieben, durfte sie aber nicht heirathen, weil der ehrsame bürgerliche Kaffeesieder die Schauspieler nicht als ehrbare Leute ansah. Dann heirathete Raimund unter höchst merkwürdigen Umständen eine übelberufene Schauspielerin, die Tochter des Dichters Alois Gleich, wurde unglücklich, und nun fand er seine Toni wieder, ohne aber seine katholisch geschlossene Ehe auflösen zu können. Was der Vater Wagner in legaler Form nicht gestatten wollte, that schließlich die Tochter in freier Liebe, und sie lebte mit dem genialen Dichter und Schauspieler bis an sein frühzeitiges und gewaltsames Ende (30. August 1836) zusammen. Sie war es auch, die ihm das Grabmal errichtete, denn zur eigenen Zeit war Raimund als Dichter nicht so hoch geschätzt wie funfzig Jahre später, nachdem Grillparzer's mächtiges Lob seiner Kunst bekannt geworden war und nachdem seine Stücke die Werke aller andern zeitgenössischen Volksdichter überlebt hatten. Aber besonders liebenswürdig kann uns die ewig eifersüchtige und mistrauische Toni jetzt nicht erscheinen, nachdem wir Raimund's Briefe an sie gelesen haben. Und das persönliche Wesen des Dichters gewinnt auch nicht viel. „Ein tief Gemüth bestimmt sich selbst zum Leide" schrieb er einmal. Nie haben wir den Satz besser verstanden als beim Lesen seiner Liebesbriefe. Da ist ein ewiges Klagen über Misverständnisse von allen Seiten, über schlechte Laune, über rebellische Nerven, eine wahre Lust im Wühlen in Schmerzen; und nur Ein großer schöner Ton dringt immer durch: die Begeisterung für die Schönheit der Natur, die tiefe Sehnsucht nach ihrem Genuß, die echt geniale Lust an der Einsamkeit. Raimund's Geduld gegenüber den hypochondrischen Launen seiner Geliebten ist grenzenlos; er wird nicht müde, in den 120 Briefen, die abgedruckt wurden, und die alle aus den zwanziger Jahren stammen, seiner Toni immer dasselbe zu wiederholen, daß er sie liebe, daß sie ihm vertrauen solle, daß man ihn oft verleumde. Die gute Toni hatte, wie Glossy auch bemerkt, ungeachtet aller Liebe wenig Verständniß für die Individualität Raimund's, darum quälte sie ihn so maßlos in ihrer Leidenschaft, und er, der geniale, tief sittlich empfindende Mann, der sich immer vor Augen hielt, welches Gewissensopfer ihm die streng bürgerliche Geliebte gebracht hatte, verlor darum niemals die Geduld mit ihr. Es muß eine ganz eigene Geschichte gewesen sein, recht unerquicklich! Toni wurde auch eine Betschwester in ihren spätern Jahren, sie starb erst am 25. März 1879, also 43 Jahre nach Raimund, in tiefer Armuth, denn sie hatte ihr ganzes Vermögen ihrer unglücklichen Mutter geopfert: ein Zug großen Edelmuthes! Die Briefe Raimund's wollte sie bei Lebzeiten um keinen Preis hergeben, der größere Theil wurde sogar verbrannt. Was Glossy rettete, ist nun eine werthvolle Quelle zur Biographie des Dichters. Immerhin kann man nicht den Wunsch unterdrücken, daß er weniger von ihnen gedruckt hätte, da sich ihr Inhalt so sehr wiederholt. Man muß wissen, mit welch inniger Liebe Glossy an seinem Raimund hängt, um zu begreifen, daß er sich von jedem Zettelchen des geliebten Mannes nur sehr schwer trennt.

Aus dem weitern Inhalt des „Jahrbuchs" heben wir nur noch die Mittheilung Robert Zimmermann's: „Aus Gesprächen mit Grillparzer" hervor, die werthvolle Einzelheiten enthalten und wegen der Treue des Gesprächstones bewundert werden. Auch ein Essay über Franz Nissel von Moritz Necker ist im „Jahrbuch" enthalten, doch steht dem Referenten darüber kein Urtheil zu.

Moritz Necker.

Aus der Literatur- und Theatergeschichte.

1. Geschichte des königlichen Theaters zu Wiesbaden. Nebst einem Prolog zur Eröffnung des neuen Schauspielhauses von Otto Weddigen. Wiesbaden, C. Schnegelberger. 1894. Gr. 8. Geb. 3 M.

Insofern diese Schrift die Geschichte des wiesbadener Theaters seit seinem Bestehen umfaßt und nicht nur diejenige seiner Epochen, die mit der nassauischen Annexion begann, ist der Titel dem Vorwurf nicht entsprechend, weil er weniger verheißt, als der Inhalt in sich schließt. Der Beängstigung, daß die drei neuen Provinzen ihre vornehmsten und kostbarsten Kunstinstitute, ihre Hoftheater, wenigstens in ihrer bisherigen Verfassung fortzuführen sich begeben müßten, ist — dank ihrem alten Stern — die Grundlage fürs Erste entzogen worden und ganz im Gegentheil rüstet sich die frühere herzoglich-nassauische Residenz, an Stelle des ausgelebten herzoglichen Hoftheaters ein Kunstinstitut zu eröffnen, das an äußerm Glanze sämmtliche königliche Theater der preußischen Monarchie verdunkeln, wie es an Vollkommenheit der technischen Vorkehrungen sie alle überragen wird. Für das, was den Schwesterbühnen zu Hannover und Kassel für immer durch das Ableben ihrer Höfe verloren ging, wurde in Wiesbaden Ersatz gegeben durch die aus seinem blühenden Kur- und Verkehrsleben fließenden unerschöpflichen Mittel, aus denen sich nicht nur die einzelnen Vorstellungen im allgemeinen würdig honoriren, sondern auch dem städtischen Gemeinwesen Fonds zuströmen, welche der Verwaltung eine Unterstützung des städtischen Theaters ermöglichen, die der Leistungskraft der Einwohner an sich nie zugemuthet werden dürfte. Daß auch die Krone Preußen, in welcher der ehemalige Herzogshut aufgegangen ist, das Theater des Weltkurortes, in welchem sich die Gesellschaft aller Zonen vereinigt, ihrerseits mit weit mehr als unumgänglich nothwendigen Zuschüssen in angemessener Verfassung zu erhalten und zweckdienlichst zu heben fortfährt, ist um so freudiger zu bestätigen, je ernster einmal die Möglichkeit hingestellt wurde, daß sich dies Verhältniß, ohne welches eine der anmuthigsten Blütestätten deutscher Bühnenkunst elend verkümmern müßte, lockern oder lösen solle.

Wer einmal in den Zwischenpausen der Aufführung das wiesbadener Theaterrestaurant betreten und sich aufmerksam die vielen, theils mit persönlichen Unterschriften versehenen Bilder betrachtet hat, in welchen das Andenken der Berühmtheiten fortlebt, die auf der alten Bühne bis in die jüngste Neuzeit als Gäste glänzten, der kennt ihre Geschichte. Ihren Höhegang bilden Gastspiele. Läßt sich dem hannover'schen Hoftheater nachrühmen, daß es seit alter Zeit eine Bildungsstätte werdender Bühnengrößen blieb, welche dem mütterlichen Boden nur zu bald undankbar den Rücken zu kehren pflegten, so wußte die wiesbadener Bühne, was ihrem eigensten Verbande an stabilen Prinzen und Prinzessinnen aus Genieland abgehen mochte, durch unaufhörlichen Zuzug gern gesehener Wanderspieler und Wandersänger eifrig zu ersetzen: und die Chronik dieser Fremdenbesuche bildet denn den rothen Faden, auf welchem vorliegende Schrift die sonstigen Vorkommisse des wiesbadener Theaterlebens weist. Offen gestanden, ich bin kein Freund von „Gastspielen". Der Gast sprengt meist den Rahmen, auch wenn er minder vordringlich auftritt, als z. B. Haase, der das immer raffinirter thut. Gastspiele zwingen zu Vergleichen, unter welchen nicht nur der Gesammteindruck im Publikum leidet, sondern auch die Schaffensfreude und Arbeitslust der ständigen Truppe. Die Summen, welche die Gastspieler und Gastspielerinnen verschlingen, sollten vielmehr in den Dienst des Gesammtspiels gestellt werden. Ich bin kein Freund von „Debüts auf Engagement", an denen gerade die jüngste wiesbadener Intendantur Großes leistet. Schließlich engagirt doch der Intendant, nicht das Publikum, dessen Stimme überdies durch die paar Kritiker schließlich nur höchst unvollkommenen Ausdruck findet. Der Intendant aber soll sich persönlich oder durch prüfende Sendboten von größerer und geringerer Tauglichkeit der anzuwerbenden Kräfte überzeugen, ohne das Publikum in Mitleidenschaft zu ziehen durch Probeabende, die zu nichts anderm dienen, als die Unzulänglichkeit des Prüflings zu erweisen. Das wiesbadener Theater hat meist unter Intendanten gestanden, nur von 1814 bis 1839 und von 1848—1857 ruhte seine Leitung in den Händen der Directoren des mainzer Stadttheaters oder einer städtischen Commission, und seit 1866 bis zu Botho von Hülsen's Tode lenkten seine Geschicke Geschäftsträger der berliner Generalintendanz. So blieb es bis deren letzter, Heinrich Adelon, am 1. October 1893 in den Ruhestand trat und Rittmeister von Hülsen, der vierte Sohn des ehemaligen berliner Generalintendanten, auf seinen Posten befohlen wurde. Alle diese oft jähen Wandelungen in der Oberleitung des wiesbadener Hoftheaters finden sich nun sorgfältig in vorliegender Schrift gebucht, ohne freilich die so nothwendige Charakterisirung der einzelnen Perioden zu erfahren. Jedes Theater erhält unter jedem Directoratswechsel ein anderes Gesicht. So waren auch die verschiedenen Gesichter des wiesbadener Theaters unter seinen verschiedenen Oberleitern scharf und schärfer zu fixiren. Das Wesen jeder der einzelnen Intendanturen in ihren Licht- und Schattenseiten, in ihren Sonderarten, Abarten respective Unarten war geschichtlich zu ergründen und pragmatisch vorzuführen. Das Physiognomische der wechselnden Ensembles war liebevoll im einzelnen zu beleuchten und Fortschritte und Rückschritte oder Seitensprünge der Gesammtheit historisch zu verfolgen. Dazu gehörten in erster Linie die Ergründung der jeweilig von oben aus beliebten Principien und die Darlegung, wie weit und mit welchen Mitteln das darstellende Per-

sonal dem jedesmaligen Curswechsel folgte, der, wenn es sich auch nur um Verschiebung der Besetzung und des Spielplans handelt, doch immer ein Wechsel blieb, und endlich war die Höhe zu bestimmen, bis zu welcher die einzelnen Directionen oder Intendanturen die Leistungen ihres Instituts in den besondern Sphären der dramatischen Kunst, der großen Oper und der Spieloper, des ernsten wie des komischen Dramas u. s. w. zu erheben, Geistes- und Willenskraft besaßen. Hierbei dürften die Einflüsse ihres Bestrebens auf Geschmack des Publikums nicht unberücksichtigt bleiben, nicht unberücksichtigt, wie weit die jeweiligen Directionen in ihrer besondern Kunstübung höhern Anforderungen der Stadt und ihrer Gäste gerecht wurden oder den flüchtigen Neigungen fraglicher Moderichtungen liebedienerten. Das Verhältniß der Kritik, soweit sich eine solche nachweisen ließ, zu Bühne und Publikum, der Grad ihres Vermögens, ihr Ernst und ihre Schwäche waren eingehend zu erörtern, um sodann nach objectiver Würdigung solchen Zusammenwirkens der für die Entwickelung eines jeden Theaters entscheidungsvollen geistigen Hauptfactoren mit einem geschichtlichen Rückblick auf die fördernden oder hemmenden Mitwirkungen des technischen Apparats und seiner maschinellen Organe, des decorativen Aufwandes und der decorativen Ein- oder Mißklänge zu schließen. So wäre eine Geschichte des wiesbadener Theaters entstanden, die, seiner würdig, auch höhere historiographische Ansprüche erfüllt und somit allerdings ein Stück süddeutschen Kunstlebens wiedergespiegelt hätte. Otto Weddigen hat auf eine derartige ideale Lösung der Aufgabe von Haus aus verzichtet und nur einen Führer durch die Geschichte des „Wiesbadener Theaters" uns zu schenken, sich zur Aufgabe gestellt. Darüber freilich hätte bereits das Titelblatt orientiren müssen; dann wäre der Verfasser der Pflicht überhoben geblieben, die Aufschrift seines Werkes im Vorwort einzuschränken. Ersichtlich sollte das Ganze ebenso sehr eine Festschrift zur Einweihung des neuen wiesbadener Theaters bilden, als eine Geschichte des alten. Vielleicht nun wäre gerade mit den Schilderungen der Einweihungsfeierlichkeiten und der Aufnahme der unerläßlichen Festreden und Jubelhymnen dem Werke eine Krönung geworden, die seinen Werth und Inhalt ungemein gehoben hätte; denn in wenigen Tagen wird man sagen müssen, daß wir eine Geschichte des wiesbadener Theaters besitzen, in welcher seine glänzendsten Blätter fehlen.

2. Der deutsche Meistergesang. Mit einer literargeschichtlichen Einleitung und Auswahl von Probestücken von Otto Weddigen. Berlin, Friedberg u. Mode. 1894. 8. 1 M.

Der fleißige Verfasser sucht mit vorliegendem Schriftchen unsern Meistergesang weitern Kreisen durch Wort und Probe bekannt zu machen. Aus reich fließenden Quellen engerer Forschung lenkt er einen frischen Born in die Breite ab, der gewißlich manchem anmuthige Belehrung spenden wird. Ob freilich die mitgetheilten Originale nach jedermanns Geschmack sein werden? Für alle Fälle mußten sie zum Theil reichlicher sprachlich und inhaltlich glossirt und besonders „Die zwölf Meister im Rosengarten" literargeschichtlich einem Publikum vorgestellt werden, bei welchem der Verfasser so geringe Kenntniß unserer Dichtung voraussetzt. Es ist wahr, diejenige unseres Meistersanges ist nicht verbreitet, er hat indessen durch R. Wagner eine so feinkomische wie historisch-poetische Charakterisirung gefunden, daß man gern an der Hand der Weddigen'schen Schrift die Vorstellungen geschichtlich nüchtern klären und festigen wird, welche sich aus Tönen und Reimen der „Meistersinger" des modernen Tondichters bildeten. Zweifellos wird man dessen Schöpfung ein gründlicheres Verständniß dort entgegenbringen, wo Otto Weddigen's Schrift empfänglichem Sinn begegnet und Theilnahme an den Zickzackwegen der deutschen Dichtung ihr freundlich gesinnt bleibt, auch wenn sie gänzlich sich zu verlieren scheint.

3. Das Engel'sche Volksschauspiel Doctor Johann Faust als Fälschung erwiesen von Joh. W. Bruinier. Halle a. S., Max Niemeyer. 1894. 8. 2 M. 80 Pf.

Schon Friedrich Zarncke sprach kurz nach Erscheinen des von Karl Engel 1873 veröffentlichten „Volksschauspiels Doctor Johann Faust" (Oldenburg 1874) in meisterhafter inhaltsvoller Anzeige (Literar. Centralblatt 1873, Nr. 52) sein Bedauern aus, daß dem Herausgeber bei aller Verdienstlichkeit seiner Publication jede Spur von philologischem Sinne gebreche, ohne den man an eine Ausgabe mit Einleitung und Bibliographie sich nicht wagen sollte. „Ueber das Manuscript", fährt Zarncke fort, „erfahren wir nichts", nicht woher es stammt, wie es aussieht, aus welcher Zeit es herrührt. Und doch sind diese Momente höchst wichtig bei der Untersuchung über das Alter des Textes. In der That begnügt sich Engel S. 41 seiner Ausgabe mit der ausschließlichen nähern Charakteristik seiner Vorlage als der, welche im Vergleich mit den bereits früher gedruckten Faust-Puppenspielen dem Urtext „am nächsten stehen dürfe". Daß sie diesen selbst gäbe, lehnt er also kurzer Hand ab und schließt seine bei aller systematischen Unzulänglichkeit und stofflichen Unfertigkeit dankenswerthen Einleitung mit dem bündigen Bescheid: „Wir geben hiermit das Stück unverändert mit allen Vorzügen und Mängeln, wie es im Manuscript vorliegt." Sonderbarerweise aber wird dies „vorliegende Manuscript" in der seiner Ausgabe beigefügten, mit großem Fleiße und Sammelglück angefertigten Bibliotheca Faustiana mit keiner Silbe erwähnt, statt dessen unter Nr. 203 als im Besitz des Herausgebers befindlich ein dreiactiges Faust-Schauspiel aufgeführt mit der Bemerkung: „Handschrift nach einem Manuscript des Marionettenspielers E. Wiepking." Dies dreiactige Stück erschien bekanntlich 1879, das Engel'sche Volksschauspiel, in vier Acten, wie wir wissen, bereits 1873/74. Engel selbst theilte hier in der Vorrede mit: „Durch allmähliches Sammeln, theils auf antiquarischem Wege, theils mit mehr oder weniger Mühe direct aus den Händen von Puppenspielern als «Heiligthum» vermacht, sind uns verschiedene

Handschriften altüberlieferter Volksschauspiele zu eigen geworden." Im besondern trug 1878 Creizenach nach, daß die Engel'sche Vorlage seines Volksschauspieles vor etwa sechzehn Jahren, also 1862, in Berlin nach einem Manuscript copirt worden sei, das sich im Besitz eines ehemaligen Puppenspielergehülfen befand.

Nun tritt mit Henkermiene und Henkerwürde — er selbst spricht von dem Henkerdienste, den er spiele — im Sommer des Jahres 1894 ein jüngster Genoß der germanistischen Zunft auf den literarischen Plan und behauptet, daß, dieweil der verdienstvollste Kenner und Heber der verborgenen Schätze des deutschen Puppenspiels ein Faust-Spiel herausgegeben habe, welches zahlreiche Parallelstellen oder „Entsprechungen", wie sich Bruinier geschmackvoller und kerniger ausdrückt, zu den vor ihm bekannten Texten aufweise, dieser Herausgeber ein Fälscher sei. So hat denn Creizenach's „Leichenschändung" in dem Engel'schen Fälscherprocesse durch unsere literarhistorische Criminaljustiz eine würdige „Entsprechung" gefunden. Mit allem blutigen Aplomb tritt nun der Nachrichter der greifswalder Literaturgeschichte vor uns hin mit einem diplomatischen Abdruck der Engel'schen Faust-Komödie und einem Nebendruck aller „Entsprechungen" der Vordrucke. Dies Verfahren halte ich für durchaus ungebührlich. Hatte Engel seine Vorlage oder Vorlagen selbständig gemodelt, so genügte ein Nachweis in den Fachblättern. Dieser Nachweis aber ist nicht im geringsten erbracht. Wenn das stark bei Engel anklingende Wiepking'sche Puppenspiel, das ihm seinerzeit allein bekannt war, dem „ehemaligen Puppenspielergehülfen" unbekannt sein mußte, so dürfte er möglicherweise die Vorstufe oder die Original- und Notenquellen des Wiepking'schen Faust-Spiels um so besser kennen. Aber auch darum handelt es sich gar nicht, sondern ausschließlich um die Provenienz der Handschrift des Puppenspielergehülfen. Daß diese neuen Datums sei, bewies ja schlagend S. 38 des Engel'schen Druckes die Stelle:

Faust. Ist denn die himmlische Freude wirklich so groß, wie sie uns geschildert wird?

Mephostophiles. Diese Freude ist so groß, daß, wenn sämmtliche Menschenkinder vom Anbeginn der Welt nichts weiter gethan hätten als schreiben, bis an der Welt Ende —, sie dennoch nicht im Stande wären, nur den milliardensten Theil dieser Freude zu beschreiben.

Der findige Puppenspieler mußte ja bestrebt sein, seinen Text möglichst „auf dem Laufenden" zu erhalten, also ihn mit der Zeit mitlaufen heißen. Er selbst mochte oft ein geschickter Improvisator sein und dies Talent in den Hanswurstscenen mit Vorliebe bethätigen oder bei bessern und witzigern Köpfen neue Drucker und zugkräftigere Evolutionen suchen. Einer der besten Kenner der ältern Faust-Literatur, A. Kühne in Zerbst, der erste Herausgeber des Spies'schen Faust-Buches, schreibt mir über die Affaire: „Es gibt solchen Krams so viel, daß wenn man ein Puppenspiel (Engel nennt es freilich Volksschauspiel) gelesen hat, man sie alle kennt." Für alle Fälle hat uns Engel anerkanntermaßen das Beste beschert, freilich ein Faust-Spiel, wie es sich immer mehr dem neusprachlichen Geiste nicht nur, sondern auch von innen heraus dem Geiste der Gegenwart angepaßt hatte. Das ist ja hier aber gar nicht die Frage. Es handelt sich hier nur darum, daß ohne irgendwelche Beweise greulichste Beschuldigungen zu Buchform aufgebauscht und mit geistlosem Tamtam in die Welt trompetet wurden. Wie eng oder locker Engel seiner Vorlage verheftet blieb, darf uns hierbei gar nicht kümmern. Thatsache ist es, daß Bruinier gar kein Argument anzugeben vermag, für einen „Fälschungsversuch" des Puppenspielers, dem ja übrigens durchaus erlaubt mußte, sein Textbuch völlig nach seinen Bedürfnissen und nach seinem Geschmacke auszubauen, noch weniger ist dem Henkersburste Bruinier's gelungen, die Nichtexistenz dieses Textbuches an sich nachzuweisen, oder aber Engel irgendwelcher Untreue an dieser seiner Vorlage zu überführen. Solange nun Bruinier jenen Nachweis zu erbringen außer Stande bleibt, für so lange erkläre ich seinen Abdruck des Engel'schen Puppenspiels und seine völlig unberechtigten stoff- wie formlosen Glossen für ein unerhörtes Attentat.

Adalbert Schroeter.

Aus der deutschen Geschichtschreibung.

Weit später als unter den Forschern auf andern Wissensgebieten hat sich unter den deutschen Historikern das Gefühl einer Gemeinsamkeit der wissenschaftlichen Interessen und das Bedürfniß, sich über die Principienfragen ihrer Wissenschaft durch gegenseitigen Meinungsaustausch klar zu werden, geltend gemacht. Es schien fast so, als ginge man der Erörterung der eigentlichen methodischen Grundfragen der Wissenschaft geflissentlich aus dem Wege. Die eigentliche Forschungsarbeit wie die Darstellungen großer wissenschaftlicher Gegenstände nahmen unter der Führung großer und hervorragender Denker, eines Niebuhr, Ranke, Mommsen, Sybel, Waitz u. a. m., einen großartigen Aufschwung, und doch ließen es die Historiker ruhig geschehen, daß Forscher anderer Wissensgebiete, namentlich der Naturwissenschaft, mit besonderer Vorliebe die methodischen Grundfragen der Geschichtswissenschaft erörterten, deren Behandlung recht eigentlich die Domäne der Geschichtschreiber hätte bilden müssen.

Erst in neuester Zeit ist darin ein Wandel eingetreten, und zwar nicht durch irgend eine rein wissenschaftliche Erscheinung, sondern durch bemerkenswerthe Vorgänge, welche sich auf dem Gebiete der Pädagogik abspielten und in der gesammten gebildeten Welt berechtigtes Aufsehen erregten. Die Berathungen über die preußische Unterrichtsreform

und die in ihnen zu Tage tretenden Bestrebungen, dem Geschichtsunterricht ganz neue Ziele und Wege anzuweisen, die schließlich in der Forderung gipfelten, der Geschichtsunterricht solle rückwärts ertheilt werden, d. h. von der Gegenwart ausgehen und von da zur Vergangenheit aufsteigen, ließen es den deutschen Geschichtsforschern doch als das unbedingte Gebot der Pflicht erscheinen, in dieser so viel Staub aufwirbelnden und für die Erziehung der zukünftigen Generation so hochwichtigen Frage auch einmal ein wirklich fachwissenschaftliches Urtheil abzugeben und gegen die der Geschichtschreibung von übereifrigen Pädagogen gesteckten, ihrer wissenschaftlichen Aufgabe genau entgegengesetzten Ziele energischen Einspruch zu erheben.

Behufs Erörterung dieser auch für die allgemeine öffentliche Meinung hochwichtigen Fragen trat im Jahre 1893 in München zum ersten male ein Congreß deutscher Historiker zusammen, dessen Verhandlungen auch von dem weitern Publikum mit großem Interesse verfolgt wurden und eine innigere Fühlung zwischen der wissenschaftlichen Forschung und den im Volksleben selbst wirkenden Kräften herstellten, die alsbald auch auf die Erörterung eigentlich wissenschaftlicher Fragen befruchtend zurückwirkte. Im großen und ganzen trugen die beiden Congresse deutscher Historiker, welche bisher, der eine in München, der zweite in Leipzig, stattgefunden haben, die Signatur der veranlassenden Ursache, welche sie ins Leben gerufen hatte, d. h. jene pädagogischen Grundfragen nahmen in den Verhandlungen einen fast größern Raum in Anspruch, als die eigentlich fachwissenschaftlichen Probleme. Nachdem es aber nunmehr gelungen ist, über jene pädagogischen Fragen zu einem annähernd sichern, dem neuen preußischen Unterrichtsreglement ziemlich schroff entgegengesetzten Standpunkte zu gelangen, ist nun auch für die Verständigung auf dem Gebiete streitiger fachwissenschaftlicher und methodischer Probleme freier Raum gewonnen, und die dadurch gewonnene Anregung wird ohne Zweifel auf den verschiedensten Gebieten geschichtswissenschaftlicher Arbeit zu größerer Klarheit als bisher führen und in der mannichfachsten Weise befruchtend auf die Forschung wirken.

Diesen Uebergang zu den eigentlich fachwissenschaftlichen Leistungen, im Unterschied von den pädagogischen Erörterungen, machte schon ein Theil der mündlichen Verhandlungen des leipziger Congresses, welcher in der Osterwoche dieses Jahres getagt hat. Noch deutlicher aber tritt dieser Charakter in der Festschrift zu Tage, welche diesem Congresse von den Docenten der historischen Wissenschaften auf der leipziger Hochschule als Angebinde überreicht worden ist.

1. Kleinere Beiträge zur Geschichte von Docenten der leipziger Hochschule. Festschrift zum deutschen Historikertage in Leipzig. Ostern 1894. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1894. Gr. 8. 6 M.

Eigentlich pädagogische Fragen kommen in dieser ebenso vielseitigen als gelehrten Festschrift überhaupt nicht zur Behandlung, aber auch die Erörterung methodischer Fachfragen, welche auf dem Congresse selbst eine bedeutende Rolle spielte, nimmt nur einen sehr bescheidenen Raum ein. Nur etwa die interessante und geistvolle Abhandlung von Ernst Elster über „Geschichte und Literatur" könnte hierher gerechnet werden. Dagegen ist die Festschrift in den meisten ihrer Beiträge ein deutlicher Beweis für die Sicherheit, mit der die principiell so selten und so ungern erörterte historische Methode thatsächlich auf den verschiedensten Gebieten historischen Wissens zur Anwendung kommt. Fast keine Periode der weltgeschichtlichen Entwickelung ist in diesen von 17 verschiedenen Verfassern herstammenden Abhandlungen unvertreten geblieben. Streng quellenkritische Untersuchungen über die Geschichte der alten Hyksos und die Chronologie des Pisistratus eröffnen die Reihe, eine sorgfältige Abhandlung Wilhelm Arndt's über eine diplomatische Sendung des 17. Jahrhunderts, welche auf eingehenden archivalischen Studien beruht, schließt sie. In ihrer Gesammtheit bilden die Abhandlungen, auf die im einzelnen einzugehen an dieser Stelle nicht möglich ist, treffliche Typen der verschiedenartigen Richtungen der deutschen Geschichtsforschung. Der größte Theil derselben wendet sich allerdings in Form und Inhalt nur an den engern Kreis der Fachgenossen, doch wird auch der Laie unter der Fülle reicher Gaben so manche entdecken, welche ihm hohes Interesse und lebendige Theilnahme einflößt. Es sei mir in dieser Beziehung nur gestattet, auf die geist- und gehaltvolle Abhandlung Karl Lamprecht's, „Die Stufen der deutschen Verfassungsentwickelung vom 14. bis zum 18. Jahrhundert" kurz hinzuweisen, welche in knappem Rahmen einen klaren Einblick in die Geisteswerkstätte eines der eigenartigsten und originellsten Geschichtschreiber der Gegenwart eröffnet und vortrefflich geeignet ist, eine ungefähre Vorstellung von dem Gedankenreichthum dieses historischen Denkers zu geben. Und wie bedeutend und anregend dieser hervorragende Forscher auch als akademischer Lehrer zu wirken versteht, zeigt eine umfassende Abhandlung eines seiner Schüler, welche soeben aus Lamprecht's Leipziger historischem Seminar hervorgegangen ist:

2. Die kölner Conföderation von 1367 und die schonischen Pfandschaften. Hansisch-dänische Geschichte 1367—1385. Von Ernst Robert Daenell. A. u. d. T.: Leipziger Studien aus dem Gebiet der Geschichte, herausgegeben von W. Arndt, K. Lamprecht, E. Marcks. Erster Band. Erstes Heft. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1894. Gr. 8. 3 M. 80 Pf.

Auch diese methodisch sehr sauber und umsichtig gearbeitete, auf eindringenden Quellenstudien beruhende Abhandlung ist zunächst nur für den Kreis der eigentlichen Fachgenossen bestimmt, doch ist der Gegenstand selbst auch für weitere Kreise von Interesse und wird solches namentlich unter den Freunden und Förderern der hanseatischen Geschichte, auf deren umfassenden Quellenpublicationen die Abhandlung beruht, gewiß auch erregen. Behandelt der Verfasser doch eine jener glänzendsten Epochen kaufmännischer Politik, in welcher die deutsche Hansa in erfolg- und siegreichen Wettbewerb mit dem damals im Norden Europas

überaus mächtigen dänischen Königreiche um die Oberherrschaft in der Ostsee treten konnte. Der Verfasser ist auf diesem ebenso interessanten wie vielumstrittenen Gebiete vielfach zu ganz andern Ergebnissen als seine Vorgänger gelangt und hat durch seine sorgfältigen Quellenforschungen nicht unerheblich zur Klärung einer Reihe von wichtigen Detailfragen beigetragen.

Während diese Abhandlung sich mit einem zwar historisch sehr wichtigen, aber immerhin räumlich und zeitlich eng begrenzten Gebiete der mittelalterlichen Geschichte beschäftigt, sind fast zu gleicher Zeit zwei bedeutende und auf umfassenden Studien beruhende historische Arbeiten erschienen, welche von zwei verschiedenen Seiten her ein großes universalhistorisches Problem der mittelalterlichen Geschichte zu lösen versuchen. Es sind das die beiden Werke:

3. Die Weltstellung des byzantinischen Reiches vor den Kreuzzügen. Von Karl Neumann. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1894. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.
4. Geschichte der Normannen in Unteritalien und Sicilien bis zum Aussterben des normannischen Königshauses. Von Lothar von Heinemann. Erster Band. Leipzig, C. E. M. Pfeffer. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Das eine dieser Werke, das zuletzt genannte, strebt eine erschöpfende, auf erneuter Prüfung des gesammten Quellenmaterials beruhende Darstellung der universalhistorisch so überaus wichtigen und merkwürdigen Begründung der Normannenherrschaft auf italischem Boden, welche für die gesammte weitere geschichtliche Entwickelung Italiens und für den Kampf zwischen Kaiserthum und Papstthum von entscheidendem Einfluß gewesen ist, an, das andere, minder umfassend und erschöpfend angelegt, aber nicht minder eigenartig und selbständig in Auffassung und Behandlung des Gegenstandes, wendet seinen Blick auf die gleichzeitige historische Entwickelung im oströmischen Reiche, dem unter andern großen historischen Aufgaben auch der lange und erbittert geführte, aber erfolglose Kampf mit eben jener neuaufkommenden normannischen Herrschaft in Unteritalien zugefallen war. Dieser Kampf, welchen der eine der Verfasser mit vorwiegender Berücksichtigung der aggressiven, der andere mit ausschließlicher Berücksichtigung der defensiven Kräfte zu schildern unternimmt, war von entscheidender Bedeutung nicht allein für die Geschicke der Mittelmeerländer, sondern für die gesammte Geschichte des Mittelalters überhaupt, namentlich aber für die freundlichen und feindlichen Bemühungen zwischen orientalischer und occidentalischer Cultur, welche für das spätere Mittelalter von den Kreuzzügen an so überaus charakteristisch geworden sind. Beiden Werken kommt ein eigenthümliches und nicht unerhebliches Verdienst für die Geschichte des Mittelalters zu, beide enthalten eine Fülle neuer Gesichtspunkte, unter denen dies eigenartige Problem zu betrachten ist, und eine große Anzahl neuer Einzelergebnisse, an denen namentlich das Heinemann'sche Werk außerordentlich reich ist, während Neumann's Verdienst mehr in der Erschließung neuer Gesichtspunkte zur Beurtheilung der historischen Leistungen des in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung bisher meist über Gebühr geringgeschätzten und vernachlässigten byzantinischen Reichs zu suchen ist. Besonders wichtig ist das Neumann'sche Werk auch durch seine glänzenden Schilderungen der byzantinischen Cultur, welcher das ganze dritte Kapitel „Das Reich im 11. Jahrhundert" gewidmet ist, und unter denen namentlich die Charakteristik des Humanisten Psellos einen hervorragenden Platz einnimmt. Man wird hier den Erörterungen des Verfassers, welche eine ganze Reihe von Problemen in durchaus eigenartiger Beleuchtung behandeln, mit der größten Theilnahme folgen und den Ergebnissen, welche von den bisherigen Anschauungen über diese Epoche nicht selten erheblich abweichen, in der Hauptsache als wohldurchdachten und durch genaue Kenntniß des Quellenmaterials begründeten gern zustimmen. Im Gegensatz hierzu ist der bisjetzt vorliegende erste Band des Heinemann'schen Werkes auf die sehr eigenartigen und für die ganze weitere Entwickelung Italiens folgenreichen Einwirkungen des normannischen Geistes auf das Culturleben der Apenninenhalbinsel bisjetzt noch nicht eingegangen, hat sich vielmehr zunächst darauf beschränkt, die Entstehung und allmähliche Fortentwickelung der normannischen Staatsbildungen zu schildern, die er bis zum Tode Robert Guiscard's, des Normannenfürsten, der so entscheidend an dem Kampfe zwischen Kaiserthum und Papstthum theilgenommen hat, fortführt. Eine Darstellung der Einwirkungen des normannischen Elements auf die Geistes- und Culturgeschichte Italiens hat sich der Verfasser für den zweiten Band seines Werkes vorbehalten. Erst nach dessen Erscheinen wird sich mit Bestimmtheit sagen lassen, inwieweit Heinemann durch die neuere Richtung innerhalb der deutschen Geschichtschreibung, die sich mehr und mehr den Aeußerungen des eigentlichen Volks- und Culturlebens zuwendet, bestimmend beeinflußt worden ist.

Zum Schluß möge dann noch eine kleinere Arbeit Erwähnung finden, welche durchaus dieser neuern Richtung der Geschichtschreibung angehört. Sie beschäftigt sich mit dem Handel Bayerns im Mittelalter und in der Neuzeit.

5. Bayerns Handel im Mittelalter und in der Neuzeit. Von Dr. Manfred Meyer. München, E. Pohl. Gr. 8. 2 M.

Der Verfasser hat, wie schon der Umfang seiner aus einer Reihe von Vorträgen entstandenen Abhandlung zeigt, nicht beabsichtigt, das reiche in den bairischen Archiven für die Lösung seiner Aufgabe enthaltene Material erschöpfend zu verwerthen und so zu abschließenden Ergebnissen über diesen wichtigen Gegenstand zu gelangen. Doch hat er sich nicht damit begnügt, die Arbeiten seiner Vorgänger auf diesem Gebiete, namentlich Riezler's, zu verwerthen und daraus eine neue Darstellung zu compiliren, sondern er hat mit umsichtiger Auswahl auch eine Anzahl von neuen archivalischen Quellen herangezogen, welche die Ergebnisse der bisherigen Forschung über die Handelswege und Handelsartikel, die in der bairischen Geschichte eine

hervorragende Rolle spielen, in manchen nicht unwesentlichen Punkten ergänzen und berichtigen. In der Hauptsache freilich ist er infolge der beschränkten Auswahl neuerschlossener Quellen und infolge des Mangels an monographischen Vorarbeiten nicht erheblich über den bisherigen Stand der Forschung hinausgelangt. Wol aber ist seine Arbeit auch für den Fachmann fördernd und anregend durch die zahlreichen Hinweise auf neue, noch zu erforschende Quellen, und durch die sorgfältigen Mittheilungen über die von anderer Seite in dieser Richtung unternommenen, wenn auch nicht zu Ende geführten Versuche. Der mit dem Stande der bisherigen Forschung weniger vertraute Laie aber wird auch aus der Darstellung selbst mannichfache Anregung und Belehrung schöpfen, zumal der Verfasser erfolgreich bestrebt gewesen ist, die Ergebnisse seiner Studien auch formell in ein angemessenes und für weitere Kreise verständliches Gewand zu kleiden und zugleich durch zahlreiche wörtliche Citate aus den zu Grunde gelegten Quellen concret und anschaulich zu gestalten.

Georg Winter.

Romane und Erzählungen.

1. Eine glückliche Ehe. Von Peter Nansen. Berlin, S. Fischer's Verlag. 1894. 8. 2 M.

Von dem wilden Glück heimlicher Ehen und von den Genies, die ihre eigenen kühnern Ideale gegen die landläufige, aber von der großen Masse wuchtig vertheidigte Moral durchsetzen wollen, hat unser Autor entschieden etwas läuten hören und in seiner Tonart darauf einen Roman zu machen gesucht. Frau Nancy Mogensen in Kopenhagen, so erzählt er, fühlte sich in ihrer Ehe unbehaglich, weil sie von ihrem Manne zu kühl behandelt worden war. Die psychologisch so reizvolle Aufgabe, wie sich nun die beiden Gatten allmählich einander entfremdet haben, läßt der Autor ganz liegen. Die Frau klagt vielmehr das baare Factum einem Freunde ihres Mannes vor, der sich daraufhin der beiden Unglücklichen annimmt und ständiger Gast im Mogensen'schen Hause wird. Gedankenlos und mit einer unglaublichen Leichtfertigkeit entledigt sich der Verfasser des Ehebruchsthemas, obgleich er doch als halbwegs gebildeter Mensch wissen sollte, daß es zu den schwierigsten und größten Dingen gehört, die nur je ein Dichter bisher behandeln konnte. Ein Mensch, in dem sich die übermächtige Leidenschaft gegen das Gebot der Sitte sträubt, das er im Stillen dennoch zaghaft anerkennen muß, und für das ein Gefühl heiliger Achtung nun einmal von Generationen her auf ihn vererbt ist: das gäbe einen großartigen und die Seele ganz erfüllenden Conflict. Aber ein solcher Kampf findet einzig in dichterisch interessanten Menschen statt, d. h. da, wo die Gegensätze bis in die letzten Consequenzen und unter tausend Schmerzen wirklich durchgefühlt werden können, niemals in jenem Alltagsschlage, der Ehebruch mit spatzenhafter Dreistigkeit treibt. Das Problem, tiefer gefaßt, ist ja erstaunlich ergiebig, aber es müßte ein Dichter sein, der es zu schildern unternähme, wie die süßen Früchte verbotener Liebe für einen seligen, mit Zagen vermischten Genuß abgepflückt werden oder wie sich die Leidenschaften so unbändig steigern, weil ihnen über kurz oder lang doch die Entdeckung und das Elend drohen. Die Personen unseres Autors dagegen sind stumpf und todt, die Ereignisse hinterlassen in ihnen weder einen Gefühlseindruck noch eine Phantasieerregung; ihre Misère mag ein Citat erläutern: Frau Mogensen gibt sich dem Freunde unter folgenden Umständen hin:

> Sie wandte sich zu ihm um, warf sich ihm an die Brust und sagte:
>
> „Ich liebe Dich!"
>
> Er erhob sich und nahm sie in seine Arme. Er trug sie durch die Stube nach dem Schlafzimmer. Auf dem Wege dahin fiel sein Blick auf den Schreibtisch, wo ein Bild von Mogensen einem Bilde von Frau Nancy gegenüberstand. Er hielt einen Augenblick inne und sagte zu ihr: „Sieh' da!"
>
> Sie lag in seinen Armen wie ein kleines Kind, nickte lächelnd dem Bild ihres Mannes zu und machte eine Kußhand, dann küßte sie Jermer.
>
> Und er trug sie weiter.

Wo das erste unerlaubte Geständniß, dies verhängnißvollste Ereigniß in der Geschichte eines jeden Ehebruchs, so glatt und scrupellos von statten gehen kann, da muß es sich um eine Sorte geistiger Banausen handeln, die im Leben vorkommen mögen, gewiß!, doch in der Kunst nichts zu suchen haben. Die Moral der Erzählung läßt sich, wenn ich den Dichter recht verstanden habe, folgenderweise formuliren: eine Ehe zu dreien, in welcher der rechtmäßige Gatte den Strohmann spielt, hat vor der traditionellen Ehe den unleugbaren Vorzug des sich stetig erneuernden Reizes, sie vermindert die Langeweile und macht größern Spaß; denn wenn die Frau nach einiger Zeit ihren alten Cicisbeo satt hat, wird ein neuer dazu geladen; nach einem kurzen unerquicklichen Zusammensein à quatre zeigt der frühere Galan dem Verbande seinen Austritt an, so daß sich nun ein neues Trio, ohne ihn, etabliren kann. Dieses Ausscheiden und Ergänzen verläuft organisch, Dynastien folgen auf Dynastien, so lange Du oder Frau Mogensen es wollen. — Diese Sache spricht für sich selbst.

2. Caph. Novellen von Hermann Bahr. Berlin, S. Fischer's Verlag. 1894. 8. 2 M.

Die Erfindung ist in diesen Novellen sehr mäßig, trotz der recht koketten Gegenversicherung des Autors, daß er doch auf seinen wiener Spaziergängen aus „ertappten Gesten und entlaufenen Reden" der Passanten immer „kleine Geschichten", wie er meint, construirt habe. Die mitgetheilten Proben drehen sich meistens um unbedeutende Episoden,

welche aber oft psychologisch gut ausgedeutet sind, oder sie geben Stimmungen wieder, die, wenn sie sich einmal erzählungsartig verdichten wollen, freilich zum Schluß gewöhnlich in sehr windige Pointen verpuffen. So fabelt sich Bahr unter anderm einmal allerlei von einem „Pankisten" zusammen und macht ihn in seiner Phantasie zu einem höchst interessanten Menschen, um bei der ersten nähern Bekanntschaft Reißaus zu nehmen, weil der „Paukist" „entsetzlich böhmelt", was Bahr nicht vertragen kann. Die Satire („Der schöne Mann"), auf Frauengunst und Männerschönheit, ist nur schwach und ohne geistreichen Spott vorgetragen: ein scheuer, häßlicher und armer Mensch wird in der Laune von einem schönen, ekstatischen Frauenzimmer für einen Adonis erklärt; alle Welt vergöttert ihn nun, und er bekommt ein Mädchen aus den „Töchtern der Millionen" zur Frau. Bahr's Witz beschränkt sich dabei auf eine kühle, alberne Zusammenfassung am Schluß: „Aber eigentlich ist alles ganz logisch zugegangen", die er noch refrainartig wiederholt: „Es ist immer eigentlich alles logisch im Leben, wenn man es genau nimmt." Eine Geschichte aus Bahr's Kinderzeit liegt wol der Skizze „Der Teufel im Leibe" zu Grunde. „Man wird es nicht glauben", theilt er uns gesprächig mit, „aber ich war ein Muster an Eifer und Fleiß und erweckte die besten Hoffnungen"; „nur in der Mathematik", so fährt er in seiner Selbstcharakteristik fort, „haperte es oft und im Betragen fehlte viel. Das ist so geblieben. Mit Zahlen und auf Sitten verstehe ich mich noch immer nicht." Unserm kleinen Christen bangte damals vor der ersten Communion und dem Abendmahl, dessen unwürdiges Begehen nach den Worten seines Seelsorgers den Besuch des leibhaftigen Teufels bei dem betreffenden Sünder zur Folge haben sollte. Bahr beging es unwürdig, weil er das strenge Speise- und Trankverbot gebrochen hatte; aber der Teufel wollte sich trotzdem nicht einstellen. Dieser Widerspruch zwischen den Worten des Priesters und der Wirklichkeit regte in dem jungen Knaben das Nachdenken an, „von diesem Tage an hatte die Stadt einen neuen Philosophen". „Die schamhafte Gräfin" behandelt ein pikantes Abenteuer aus dem Leben eines Arztes. Ganz unerwartet gut hat Bahr das Verlöschen einer Neigung in der kurzen Skizze: „Aus" beschrieben, jenen unseligen Zustand, wo wir nicht sagen können, wann denn eigentlich die Liebe zu erkranken begonnen hat, und wir nur an der Schwunglosigkeit unserer Seele merken, daß sie plötzlich gestorben sein muß. Das schöne Gleichniß von der „krystallisirenden" Kraft der Liebe, die ihren Gegenstand wie mit Blüten und Juwelen zauberisch verhüllt, so daß seine wirkliche Gestalt nicht mehr zu erkennen ist, scheint von einem andern Autor herzurühren, Stendhal, den Bahr übrigens auch citirt. Stofflich berührt sich mit Nansen's oben besprochenem Buch die vorletzte Erzählung, in der ein gewisser Moritz Mendel stolz darauf ist, daß ihn ein Prinz zum Hahnrei gemacht hat. „Der Engländer", das letzte Stück, verräth Ausländern eine originelle, recht lose Methode, rasch und sicher Deutsch zu lernen.

Zeitgenössische Persönlichkeiten, mit denen Bahr einmal in Berührung gekommen ist, z. B. ein bekannter und verstorbener berliner Professor, werden in ganz naiver Rücksichtslosigkeit in diese Novellen mit ihren vollen Namen eingeführt, eine aufdringlich decorative Methode, die entschieden unter dem Verdacht der Selbstbespiegelung steht. Bahr spricht auch gern und oft von seiner eigenen lieben Persönlichkeit, von seinem Verleger und seinem guten Freunde, in einer Stelle, die für gewisse Erscheinungen in unserer Literatur allzu charakteristisch und als geschichtlicher Beleg sehr werthvoll ist:

> Im Jahre 1890 gründete der Buchhändler Fischer die „Freie Bühne" und rief mich. Ich sollte mit dem lustigen und verwegenen Arno Holz zusammen den neuen Rummel gegen die alte Kunst (sic! sic!) redigiren. Da war ich denn auf einmal in Berlin. (!!)

Die Schilderungen breiten sich in Bahr's „Novellen" sehr aus; aber die Stimmungen, die den Autor bei einem Gegenstande überkommen, sind mit so viel krausen Elementen versetzt und ohne jede künstlerische Sichtung vorgetragen, daß der Wust den Leser nothwendig verwirren muß. Es läuft alles unklar zusammen, wenn die fünf Sinne gleichzeitig und mit solcher Hast angespannt werden sollen. Vielleicht hat Bahr sich gar auf die Vermengelei noch etwas zugute gethan, als er von einer stolzen Baronin geschrieben hatte, sie schreite „wie ein Fanfarenstoß". An einem Cylinder rühmt er gelegentlich den „geradezu gothischen Schwung" und fährt dann fort: „Er hat Rhythmus und Würde und klingt wie ein spanisches Pronunciamento." Bahr sieht nicht, sondern hört die Blumen blühen und duften, in einer seltsamen Verwechselung der Sinne, die ihm nur zu oft passirt, um noch poetisch zu sein.

Die Fischer'sche Collection zeichnet sich übrigens durch eine nette Ausstattung aus; mit ihrem splendiden breiten Rand an allen vier Ecken, sehen die einzelnen Seiten des Buches ganz artig aus. Den Bahr'schen Novellen ist eine Zeichnung von Bératon, die einen schmauchenden Mann in orientalischem Costüm darstellt, beigegeben. Aber trotz des bestechenden Aeußern wage ich die Skizzen gar niemandem zu empfehlen, denn es ist so viel Affectirtes und so wenig des Guten in ihnen, daß man andere und bessere Sachen darüber nicht versäumen sollte.

3. Der Flirt. Novellen von Rudolf Lindau. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1894. 8. 3 M.

Die Engländer verstehen unter dem Ausdruck „flirt" einen Menschen, der einer tiefen Leidenschaft unfähig, in oberflächlicher Neigung mit den Herzen anderer spielt und tausend Hoffnungen weckt, ohne je einer einzigen zu entsprechen. Das Wort ist auf beide Geschlechter anwendbar. Lindau bezieht es in seiner Novelle, wie wir gleich sehen werden, auf ein Mädchen.

Der Erzähler trägt aus seinen jungen Tagen vor. Der Schnee liegt draußen auf der Straße und im Walde, und er selber sitzt in der Stube und hängt bei der trägen melancholischen Stimmung der Natur seiner Vergangenheit

und den reichen Erinnerungen früherer Reisen nach; aus dem winterlichen Europa flüchtet er in das warme Californien, wo er vor mehr als zwanzig Jahren die Hauptperson in einer Herzensgeschichte gewesen war. Eine nicht gerade originelle, aber doch stimmunggebende Einleitung! Er sollte damals den Brautwerber für einen unbeholfenen Freund spielen und verliebte sich bei der Gelegenheit selber in das Mädchen, das er für den andern gewinnen wollte. Sie hatte bisher die Annäherungen ihrer Freier immer unterstützt, aber im entscheidenden Momente stets jeden kalt und gefühllos abfahren lassen. In dem sichern Bewußtsein ihrer selbst und ihrer Schönheit, mit nixenhafter Ruhe und der Gabe, einen fremden Charakter in seinen Vorzügen und Schwächen sofort zu durchschauen, war diese Cora Niel dazu geschaffen, souverain mit andern zu spielen; anscheinend viel zu müde und theilnahmlos, um selbst energisch lieben zu können, wirkte sie mit ihrer Passivität und geheimnißvollen Traurigkeit, die ihr nach einer schweren Jugendkrankheit zurückgeblieben sein sollte, doppelt reizvoll auf Männer ein.

Der Erzähler scheint auch mit Glück sein eigenes Interesse bei diesem Mädchen zu verfolgen, als sie abermals von einer schweren und diesmal tödtlich verlaufenden Krankheit überfallen wird. Er erhält vor ihrem Ende eine ganz vage, zweideutige Erklärung: „Glauben Sie, was Sie am liebsten glauben möchten. Wenn ich noch einmal gesund werde, will ich Ihnen sagen, ob es das Richtige war.“ Sie wird nicht wieder gesund, und der Schlüssel zu ihren Worten ist mit ihr begraben.

Leider kommt man über die Meinung des Autors nicht ganz ins Klare, ob auch er, wie es die Personen seiner Erzählung thun, Cora Niel wirklich nur für einen „großartigen Flirt“ gehalten hat. Es wäre ja eine feine Ironie, wenn dem Mädchen in einer sonderbaren Verkennung ihres im Grunde ehrlichen, liebebedürftigen Wesens die Herzlosigkeit nur von andern fälschlich angedichtet wäre, und dies melancholische Geschöpf das Unglück gehabt hätte, immer anders als sie wollte, verstanden zu werden. Dagegen liegt für den Erzähler auch wieder die Verführung nahe, uns, die gerade zu glauben anfangen, Cora sei am Ende doch etwas mehr, als was sie scheine, einmal ordentlich zu düpiren und sie zu einem Flirt par excellence zu machen. Daß Lindau sich für keine dieser Möglichkeiten bestimmt entschieden hat, darin liegt eine Schwäche der Novelle; denn das Versteckspielen ist ästhetisch immer bedenklich. Zum mindesten hätte er die Voraussetzungen ganz klar stellen müssen; dann hätte er es auch dem Leser ruhig überlassen können, den einzig möglichen, richtigen Schluß daraus selber zu ziehen.

Zwei kleinere Novellen sind dem „Flirt“ beigegeben. „Die verjährte Schuld“ behandelt einen pariser Criminalfall. Palamède des Adrets, der einen Mord aus Eifersucht geplant und, halb in der Nothwehr vollzogen hat, entflieht, bleibt unentdeckt und führt in Amerika ein einsames, entsagendes Leben. Nach langer Zeit kehrt er nach Frankreich zurück, um doch noch glücklich zu werden und um sich zu verheirathen. Denn gesetzlich kann ihm ja keiner mehr etwas anhaben, weil die That nun verjährt ist, aber ein böser Zufall entdeckt die Schuld dem scrupulösen Vater der Braut, der sich mit den Seinen von Palamède lossagt. Ein Selbstmord sühnt nach nunmehr funfzehn Jahren das unglückselige Verbrechen aus.

In den „Wahngebilden“, der dritten Novelle, sind mit großer Geschicklichkeit die Hallucinationen eines übernervösen Menschen geschildert, der an jener furchtbaren Schwäche leidet, quälende Phantasien nicht durch einen energischen Willen zurückweisen zu können. Wie bei einem Kinde, vermag seine Einbildungskraft einen dunkeln Raum so grauenhaft und gefährlich zu beleben, daß diese Aengstlichkeit jedesmal die entsetzlichste Niedergeschlagenheit des Geistes und Körpers zur Folge hat. Dazu kommt der Zwang, den der Verkehr in der Gesellschaft von diesem Unglücklichen verlangt, der die weibliche Feigheit seiner Seele hinter einem forcirt männlichen Betragen mühsam zu verbergen suchen muß. Das Problem ist interessant; und ich kann mir denken, wie ein Mensch in diesem innern Kampf mit seinem Dämon und durch die stete Unwahrheit gegen seine äußere Umgebung — denn das eine bedingt das andere — kläglich aufgerieben wird. Lindau hat diesen Zwiespalt, der ihn vielleicht später noch einmal zur Behandlung reizen mag, hier nur berührt, und statt dessen von den Visionen erzählt, die in einem solchen Menschen aus einer äußerlichen Verletzung und einer Blutvergiftung entstehen können: die Personen werden willkürlich verwechselt, in der Erscheinung einer vampyrartigen, berückendschönen Frau scheint sich der tückische Geist der Krankheit vorzustellen; tolle Notizblätter mit der Ueberschrift „In der zeitlosen Ewigkeit“ oder „Zur Stunde des Sirius“ werden eingeflochten, auf denen fein versteckt doch die Krisis und Wendung zum Bessern im Befinden unseres Patienten angedeutet wird, bis endlich die Wahngebilde in der tröstlichen Schlußwendung Si vales, bene est; ego valeo verfliegen.

Lindau's nicht sonderlich belebte, etwas kühle Art zu erzählen, kommt diesen Phantasien um so mehr zu statten, als sie dadurch an Wahrscheinlichkeit gewinnen. Ich kann dem Verfasser nicht verhehlen, daß sie auf mich völlig die Wirkung gehabt haben, um die es ihm gewiß zu thun gewesen ist: nämlich vor seinen Lesern Traum und Leben einmal unheimlich und gespenstisch ineinander zu führen.

4. Die Entgleisten. Eine Katastrophe in sieben Tagen nebst einem Vorabend von Ernst von Wolzogen. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1894. 8. 3 M. 50 Pf.

Die „Entgleisten“ sind verkrachte Existenzen, die sich als Lehrer oder Schüler auf der Presse des Rittmeisters a. D. Breidenbauch in einem Städtchen in der Nähe von Berlin zusammenfinden. Die Einrichtungen des Instituts, das von den Umständen und den schlechten Zeiten bedrängt, dicht vor dem Verenden steht und sich nur künstlich mit einem ungeheuern Apparat von Reclame noch halten kann,

sind mit guter Laune geschildert; der alte Rittmeister, der in gewählter Rede die Titulaturen freigebig an die unbetitelten Lehrer seiner Anstalt verschenkt, um dieser mehr Glanz zu verleihen, ist in seiner gespreizten Würdigkeit recht gut getroffen. Sehr merkwürdig werden in diesem Romane die Schicksale der Menschen miteinander verflochten, wobei leider der Zufall zu oft die Rolle des Arrangeurs erhält. Ein trefflicher Mensch, Dr. Huhn, wird mit seiner angeblichen Tochter Lisbeth in Breidenbauch's Institut verschlagen, weil er sich auf andern, bessern Lehrerstellen durch seine individuelle pädagogische Methode misliebig gemacht hat. Das Kind ist in Wirklichkeit die Tochter seiner Stiefschwester, die ihren ersten Mann, einen Offizier, schnell verließ, um dann die Laufbahn einer Perdita zu beschreiten; der Offizier verlor durch die Untreue seiner Frau allen Glauben an die Menschen und an sich, verlotterte, kam von den Husaren zum Train und strandete endlich, mit dem Prädicat eines Gouverneurs, in Breidenbauch's Presse. Seine Gattin ist inzwischen nach vielen Abenteuern die Maitresse eines reichen berliner Judenjünglings geworden, desselben Sigmar Goldstücker, der sich an den Wochentagen bei Breidenbauch für ein verspätetes Militärexamen vorbereitet. Die Entwirrung dieser sonderbar zusammengeschlungenen Fäden kann nicht ausbleiben; binnen sieben Tagen nach dem Eintritt Dr. Huhn's kommt eine Katastrophe fürchterlich zum Ausbruch; die geschiedenen Gatten sehen sich wieder: sie wird ins Kloster geschickt und der Gouverneur erhält durch die Erregung seelisch den Todesstoß; Dr. Huhn und Lisbeth wandern nach Amerika aus. Das Institut fliegt auf, der Rittmeister erliegt rechtzeitig einer Apoplexie. Diese in der gedrängten Wiedergabe sehr brüchig erscheinende Handlung ist, wenn man sich über das Spiel des Zufalls hinwegsetzt, im einzelnen interessant ausgeführt. Das Leben hat aus den Menschen, die es so hart mitgenommen hat, prächtige Originale geformt. Ein kleines Liebesidyll zwischen Kindern, dem schüchternen Schüler Harro und dem Backfisch des Doctors, sentimental von der einen und in entzückender Frische von der andern Seite aufgeführt, bildet einen freundlichen Gegensatz zu den der Katastrophe schnell zudrängenden Leidenschaften der Erwachsenen. Amerika wird in dem Roman wieder als jenes Land des Heils gepriesen, das es schon einmal vor langen Zeiten in unserer Literatur gewesen ist. Dr. Huhn hat wol am meisten Grund, für seine individuellen Anlagen, die nicht in ein von Räthen und Consistorien bestimmtes Schema passen, freiere Regionen aufzusuchen; und vor der neuen Zeit, die nach dem Tode Kaiser Wilhelm's I. hereinbrechen wird (die Erzählung spielt in den Märztagen 1888), friert es vollends den alten Rittmeister.

Je weiter und ernster der Roman vorschreitet, desto seltener werden die Scherze, die uns im Anfang durch das Institut des Rittmeisters begleiten zu wollen schienen; aber ein angenehm flüssiger Ton im Vortrag bleibt doch der Erzählung bis ans Ende erhalten.

Heinrich Kraeger.

Feuilleton.

Aus der französischen Literatur ist in dieser Saison morte wenig zu berichten. Ein sehr merkwürdiges culturgeschichtliches Buch haben wir unsern Lesern zu nennen in: „La vie privée d'autrefois, par A. Franklin" (Paris, Plon, Nourrit u. Comp., 1894). Es bietet eine Reihe von interessanten Schilderungen über Moden, Gebräuche, Sitten der Pariser vom 12. bis 18. Jahrhundert. Die unzähligen Wandlungen der Costüme werden vorgeführt, ebenso die Charakteristik einzelner Stände, wie der Zahnärzte, Chirurgen, Aerzte. Letzteres leider nicht in der von vielen wol gewünschten Ausführlichkeit. Im 12. Jahrhundert wurde jeder Theil der männlichen wie der weiblichen Kleidung von einer besondern Corporation angefertigt, erst nachher gingen alle in der einen der Schneider auf. Seit 1675 erhielten, durch besondern Schutzbrief, die Schneiderinnen das Recht ausschließlich Frauenkleider anzufertigen. Am Ende des 18. Jahrhunderts zählte Paris bereits 17000 „maîtresses couturières". Hinsichtlich der Zahnärzte ist es merkwürdig, daß das Plombieren der Zähne schon im 17. Jahrhundert geübt wurde. Im Jahre 1875 hat man den Frauen die Ausübung der zahnärztlichen Praxis in Paris verboten! Die Mittheilungen über die ärztliche Kunst erwecken wahres Entsetzen: Die Chirurgen und die Aerzte kannten im Mittelalter eigentlich nur ein einziges Heilmittel: den Aderlaß, „la saignée", der sogar drei Tage alten Kindern und hochbetagten Greisen applicirt wurde. Die Hospitäler waren in furchtbarem Zustande: Joseph II., als er das Hotel Dieu besuchte, fand einen Todten, einen Sterbenden und einen Kranken in demselben Bett! Gewöhnlich legte man in diesem berühmten Krankenhause sechs Kranke auf dieselbe Lagerstatt und ließ jedem nur 25—35 Centimeter Raum. Die Sterblichkeit betrug denn auch 1 : 5.

Die „Librairie Alcan" veröffentlichte mehrere Bände, die es verdienen, auch hier angezeigt zu werden. Zunächst „Les transformations sociales", von Hektor Depasse. Der Verfasser huldigt einem weitgehenden socialen Optimismus. Er glaubt eine Lösung der socialen Frage nahe herangekommen. Der Arbeiterstand hat seine bürgerliche Autonomie erlangt: Depasse schildert uns die ganze Serie der von den Arbeitersyndicaten ausgegangenen Maßnahmen. Er misbilligt die Agitationen der Socialisten insofern, als sie einen Bruch der Arbeiter mit der bestehenden Ordnung herbeiführen möchten. Vielmehr soll die bestehende Ordnung sich so umbilden, daß sie den Arbeiterstand als ein gleichberechtigtes Glied in den socialen Körper mit aufnimmt.

Eine Anzahl recht gedankenreicher, wenngleich noch nicht ganz abgeklärter Betrachtungen eines jungen Autors bietet uns „L'idéalisme intégral" von M. Pujo (aus demselben Verlag). Uns Deutsche dürften besonders von den literarisch ästhetischen Aufsätzen die über Friedrich Schlegel und über die Philosophie Novalis' interessiren.

Ein neuer Band der „Bibliothèque Scientifique internationale" bringt uns den Reisebericht eines Mitarbeiters von Dybowski und Maistre, die im Jahre 1892 und 1894 große Reisen nach Innerafrika unternahmen: „Au Centre de l'Afrique, par P. Brunache." Er schildert uns besonders die wenig erforschten Gebiete der Maudschas und der Seras.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 42. — 18. October 1894.

Friedrich Nietzsche.

II.

Das bereits erwähnte Buch von Stein *) erklärt sich aus dem Bestreben, vor den directen Gefahren zu warnen, die mit der Wirkung des Nietzscheanismus schon jetzt vielfach zu Tage getreten sind. Diese Gefahren sind unleugbar. Ist doch z. B. Nietzsche für den einen die „Riesengestalt, die ihren Schatten über Jahrtausende wirft", für den andern der rettende Erlöser aus dem Meer des Irrthums. „Es kam eine große Sehnsucht über mich . . . nach einem «neuen Gotte»! Aber nicht nach einem, der «über den Sternen thront», nein, nach einem frischen, fröhlichen Erdengotte, nach einem Siegfried im Reiche der Geister, nach einem machtvollen, übermüthigen Drachentödter! — Ich fand ihn in — Friedrich Nietzsche!" So Max Zerbst. Wenn solche Stimmen laut werden, dann war es sehr an der Zeit, diesen Schwärmern vor allem einmal deutlich zu machen, wie es denn mit der Originalität Nietzsche's bestellt sei. Stein hat sehr treffend gezeigt, daß man philosophiegeschichtlich im Rechte ist, Nietzsche einen Neucyniker zu nennen. Schon vor Stein hatte ich dieselbe Meinung kurz angedeutet (in d. Bl. vom 21. Juni 1892), und vielleicht macht dieses unbeabsichtigte Zusammentreffen auch die Radicalen denn doch etwas stutzig. In der That schließt sich Nietzsche's Negierung der conventionellen Moral und Cultur, seine Rückkehr zum ursprünglichen Triebleben der unveredelten Natur durchaus an cynische Grundgedanken an, und nicht einmal zuerst hat er diese Gedanken wieder hervorgesucht: mit Recht verweist uns Stein auf Agrippa von Nettesheim, Rousseau u. a. Die Aehnlichkeit mit den Cynikern zeigt sich in hundert Einzelheiten, so beispielsweise in der Beschäftigung mit jener aristokratischen Werthung von „gut" und „böse", wie sie im Ritterspiegel des altgriechischen Dichters Theognis hervortritt, dessen Sentenzen schon für den Antisthenes, den Stifter der cynischen Schule, ein Gegenstand der Aufmerksamkeit gewesen sind; ferner in der scheinwissenschaftlichen Verwerthung von Etymologien, um Urtheile über die Geschichte der moralischen Ideen damit zu begründen, womit Nietzsche ganz besonders viel Unheil angerichtet hat, weil der Schwarm der Nachbeter dem Philologen in ihm nur allzu gläubig zu vertrauen pflegt.

Stein bietet alsdann, nachdem auch er noch kurz über Nietzsche's äußere Lebensverhältnisse berichtet hat, eine Kritik der Metaphysik und Erkenntnißtheorie Nietzsche's, die auf den durchaus berechtigten Standpunkt gelangt, daß wir wol den Schriftsteller in ihm nach seiner formalen Kunst sehr hoch schätzen müssen, allenfalls auch den Geschichtsphilosophen gelten lassen dürfen, daß aber als Philosoph im eigentlichen Sinne Nietzsche ein Dilettant ist. Eine Fülle von Widersprüchen und Ungerechtigkeiten werden ihm außerdem nachgewiesen, und wenn man nach Lou Andreas-Salomé's Buch diese nun auch verstehen lernen kann, ob man sie zu entschuldigen die Pflicht hat, ist denn doch die Frage. Denn nicht jeder ist im Sinne der Nietzscheaner „Psychologe", mit welchem Ehrentitel hier zugleich die Verpflichtung verliehen wird, im Anblick der Verirrung eines menschlichen Geistes wie im festlichsten Genusse zu schwelgen.

Da Stein also in dem Theil von Nietzsche's Lehren seine Bedeutung erkennt, der sich auf Sociologie und Geschichte der Cultur (hier fast identisch mit Genealogie der Moral) bezieht, so prüft er in den zwei noch folgenden Abschnitten seines Buches die Berechtigung, mit der Nietzsche zu seiner Negation des heute Bestehenden als einer allgemeinen Verfallsform gelangt ist, und andererseits den Werth oder auch nur die Durchführbarkeit der

*) Friedrich Nietzsche's Weltanschauung und ihre Gefahren. Ein kritischer Essay von Dr. Ludwig Stein, ord. Professor der Philosophie an der Universität Bern. Berlin, Georg Reimer. 1893. 8. 1 M. 80 Pf.

dazu gehörigen positiven, auf die Aufzüchtung einer neuen Rasse gerichteten Gedanken.

Stein bedient sich hier sehr scharfer Wendungen (wie „crass", „mephistophelisch" u. a.) und sicherlich nicht mit Unrecht. Es ist thatsächlich frivol, die innere Disharmonie und Selbstzersetzung, die Nietzsche, wie wir sahen, zu seinem „Nichts ist wahr! Alles ist erlaubt!" geführt hat, von seiner Person zu übertragen auf die Menschheit. Es ist frivol, allem was die Besten bisher — die zeitweilig auch von Nietzsche innig verehrten Besten, wie Socrates! —, was die Jahrtausende einmüthig als gut und edel erkannt haben, das alles als pöbelhaft in den Koth zu zerren, um schließlich das Ideal zu erblicken etwa in Cesare Borgia! Mit Recht hebt Stein hervor, in welch frevelhafter Höhe des crassesten Egoismus diese Gedanken selbst über dem radicalen Egoisten Kaspar Schmidt (Max Stirner) stehen, mit dem Nietzsche des öftern zusammengestellt worden ist (vgl. d. Bl. vom 21. Juli 1892). Es gibt wol keine bestimmte Spur, daß Nietzsche das Buch „Der Einzige und sein Eigenthum" gekannt hätte, und doch muthet uns der Nietzscheanismus wirklich in vielen Stücken an wie eine groteske Phantasmagorie des Stirner'schen „Einzigen". Mit dem Interesse für Nietzsche ist denn auch das Interesse für Stirner wieder lebhaft geweckt worden: es ist charakteristisch, daß Stirner's Buch kürzlich der Reclam'schen Universalbibliothek einverleibt und somit allen bequem zugänglich gemacht ist. *) In einer kurzen Einführung des Bändchens durch Paul Lauterbach rumort denn auch der Nietzscheanismus, wie zu erwarten.

Um zu Stein zurückzukehren, so verdienen noch ganz besondere Beachtung die Schlußseiten seines Buches, auf denen er die eigentliche Gefährlichkeit Nietzsche's für unsere Zeit genauer bezeichnet. Sie liegt besonders in ihrer Wirkung auf die Oberflächlichkeit und auf die mangelhafte philosophische Bildung unserer Zeit. Stein zeigt das an hübsch gewählten Beispielen. Nietzsche sagt: „Will man Sklaven, so ist man ein Narr, wenn man sie zu Herren erzieht!", er spricht von „Anarchistenhunden", nennt die Socialisten von heute „tölpelhafte Philosophaster und Bruderschaftsschwärmer": wie gründlich müssen die Socialisten den Mann kennen, den sie nach einigen allgemeinen Eindrücken von seiner Abneigung gegen die heutige Cultur so laut preisen! Ein anders geartetes Beispiel läßt sich hinzufügen mit dem Hinweis auf das kürzlich erschienene Heft eines Johannes Poruck über die Religion der Zukunft. **) Dieses krause Kauderwelsch hätte etwa an einer studentischen Tafelrunde bei vorgeschrittener Stimmung durch Entfesselung einer ungetrübten Heiterkeit einen bescheidenen und harmlosen Zweck zu erfüllen. Doch ist es dem Verfasser leider bitter Ernst mit seinen Auseinandersetzungen. Von dem Nietzsche'schen Gewaltmenschen sagt er S. 24: „Gewaltig sein! Also ein gottbefriedigendes Dasein leben!" Ein anderer Abschnitt beginnt mit dem folgenden Gesammturtheil: „Der andere (d. h. eben Nietzsche), dem nicht der Mensch, sondern die außerhalb des Menschen liegende Welt heilig ist" (S. 18). Damit vergleiche man, um es kurz zu machen, Stein's präcise Zusammenfassung S. 34: „Nietzsche's centrales Problem war überhaupt nicht die Welt, sondern der Mensch!" Mit welcher Oberflächlichkeit heutzutage zu rechnen ist, erhellt daraus wol zur Genüge. Und nun stelle man sich Nietzsche's Wirkung auf eine Gesellschaft vor, die durch eine solche Tiefe der Bildung ausgezeichnet ist. Man nehme hinzu, wie auf die überall mit der Halbbildung verbundene Neuerungssucht und Eitelkeit, deren Unternehmungslust nur durch ihren Größenwahn übertroffen wird, wie auf diese Menschen das Evangelium vom göttlich-freien Uebermenschen mit seiner fröhlichen Sündenblüte wirken muß, vorgetragen mit dem Zauber einer geradezu einzig dastehenden Meisterschaft in der künstlerischen Form, deren noch ganz besonders gefährlicher Vorzug in der glücklichen Erfindung wirkungsvoller Schlagwörter beruht, wie sie dem Bedürfniß der Zeit so sehr entgegenkommen. Denn wir alle sind ja, wie Stein sehr richtig bemerkt, nur zu sehr gewöhnt worden, mit Compendien des Denkens uns zu behelfen. Wörter wie Liberalismus, Idealismus u. s. w. sind ja doch gar keine Einzelbegriffe, sondern gleichsam concentrirte Theorien, Formeln, die in sich tausend noch unklare Einzelheiten umfassen und deren Gebrauch fortwährend dazu verführt, das damit gleichsam provisorisch und in weiten Grenzen Angedeutete wie ein wohldurchdachtes und durchaus aufgeklärtes Gedankengut zu verwerthen. Mündet nun in diesen ohnehin trüben Fluß der Terminologie des Denkens auch noch der ganze Strom der Nietzsche'schen Aphorismen, Kraft- und Schlagwörter ein, dann wehe über die heillose Verwirrung, die uns noch bevorsteht.

Stein hat ganz recht, die Ideen Nietzsche's sind an sich völlig ungefährlich für den wirklich Denkenden, „denn für diesen gibt es überhaupt keine gefährlichen Ideen", sondern nur wahre und falsche. Aber in ihrer Wirkung auf die grüne und marktschreierische Halbbildung liegt eine ernstliche Gefahr, weil sie nothwendig das Gedeihen eben dieser Halbbildung mit all ihren Uebelständen befördern werden, wie ein rauschender Sommergußregen das Wachsthum der farbenprahlenden Giftschwämme.

Aber freilich, Nietzsche ist nun einmal da, und die Jüngsten der „Moderne" sind auch da. Was soll nun wol praktisch der Stein'sche Warnungsruf nützen? Die sich ihn vor allen zu Herzen nehmen sollten, die werden ihn wahrlich ablehnen, und das Polizeiverbot, der Scheiterhaufen und der Index nützt heutzutage auch nichts mehr. Die gefährliche Wirkung des Nietzscheanismus liegt ja auch gar nicht in ihm selbst, sondern in dem Boden, auf den er leider gefallen ist. Dort muß die Besserung und Gesundung beginnen, und damit betreten wir ein Gebiet, das zu erörtern weder diese Blätter den geeigneten Ort bieten, noch meine Erfahrung sich genügend vorbereitet fühlt.

---

*) Der Einzige und sein Eigenthum von Max Stirner (Kaspar Schmidt). (Universal-Bibliothek. Nr. 3057/60.) Leipzig, Ph. Reclam jun. Gr. 16. 80 Pf.

**) Die Religion der Zukunft. Eine Studie zur Prüfung der Ideen des Grafen Leo Tolstoi und Friedrich Nietzsche's von Johannes Poruck. Berlin, Friedr. Gottheiner. 1894. Gr. 8. 1 M.

Ich habe hier nur einen Glauben. Wenn dereinst mit dem Phantom einer allgemeinen Gleichheit in Rang und Besitz auch das andere Phantom einer allgemeinen Gleichheit der Bildung geschwunden sein wird; wenn das, was Victor Hehn so hübsch „Diesterwegianismus" genannt hat, verraucht ist; wenn die stufenweise durch die Schichten der Gesellschaft tiefer sinkende „Aufklärung", die oben überwundene, auch unten aufgehört haben wird wirksam zu sein: dann wird hoffentlich die Zeit wieder kommen, in der es keine nur-geistreichen Menschen mehr gibt, in der vielmehr die Bildung des Wissens und die schlichte Einfalt allein vorhanden sind, die sich bekanntlich sehr gut verstehen ohne den Störenfried der Halbbildung in der Mitte. Dann ist auch Nietzsche keine Gefahr mehr. Aber wird sich dieser reactionäre Traum jemals erfüllen? — Reactionär? Ist es nicht auch eine „Reaction", wenn der an Hypertrophie leidende Körper durch eine künstlich hervorzurufende „Rückbildung" gesundet?

Doch lassen wir diese Träume. Stein hat in seinem Buche auch das Bedürfniß gefühlt, mehrfach zu erklären, daß bei aller Härte seines Urtheils „der Mensch und Schriftsteller Nietzsche seine Sympathien in einem Grade besitzt, der selbst von seinen kritiklosesten Nachbetern und Nachäffern nicht leicht überboten werden kann". Er verehrt „in den Werken des begnadeten Schriftstellers die Ausstrahlungen eines wirklichen Genius, der sich nur zum großen Schaden der Menschheit philosophisch verrannt hat". Ich habe das gleiche Bedürfniß, meinen Artikel nicht ohne den wiederholten Ausdruck der aufrichtigsten Bewunderung für Nietzsche, den Künstler, zu schließen. Auch wer sich völlig außerhalb der sachlichen Zustimmung zu den Gedanken weiß, den kann doch die künstlerische Form dieser Schriften zu immer erneuter Lektüre und immer erneutem Genießen dieses Zaubers reizen. Nietzsche's Stilus ist in der That jener Zauberstab, dessen Berührung alles vergoldet, der auch noch das stachlichste Gestrüpp mit Rosen zu zieren vermag. Und diese seine Kunst ist eine bewußte: er übt sie aus in sorgfältigster Berechnung und Abmessung des Einzelnsten. So handeln alle großen Stilisten. So allein ist eine vornehme Schreibweise denkbar, wie denn nach Nietzsche das Wesen des Vornehmen darin beruht, daß „es sich nicht improvisiren läßt". Die feine Grenzlinie freilich zwischen kunstvoll und künstlich sieht und respectirt nur das Genie. Und gerade an diesem Merkmal bewährt sich Nietzsche's glänzende Begabung durchaus. Wollten doch die Nietzscheaner, statt sich in die Substanz seiner Lehren zu versenken, ihre Studien lieber dieser künstlerischen Form zuwenden: ein feinsinnig eindringendes Buch über das Wesen und die innern Momente dieser Stilkunst würde viel fruchtbarer und nützlicher sein als all das verschwommene Gewäsch der Nietzsche'schen „Psychologen". Das Grundwesen von Nietzsche's Stil möchte ich verdeutlichen mit Hülfe einer einfachen aber tiefsinnigen Unterscheidung des alten Theophrast. Er trennt das Gebiet der Prosadarstellung nach den Gesichtspunkten „wissenschaftlich" und „künstlerisch". Das Charakteristische ist dort, daß die Wahl der Ausdrucksmittel nur geleitet ist durch die Rücksicht auf das Object, hier, daß vielmehr die Rücksicht auf den Hörer (oder Leser) das maßgebende ist. Nietzsche's Prosa nimmt seinem ganzen zwiespältigen Wesen zufolge die genaue Mitte zwischen der also bestimmten wissenschaftlichen und künstlerischen Prosa ein: bei ihm ist die Wahl der Darstellungsmittel beständig von beiden Rücksichten geleitet. Und weil nun naturgemäß zwischen dem Gegenstande und dem Hörer einer Rede die Person des Redners steht und überdies bei Nietzsche, wie wir sahen, in jeder Hinsicht das eigene Ich eine centrale Bedeutung hat, so ergibt sich weiter, daß diese mittlere Haltung seiner Prosa auf das allerstärkste individuell sein muß. Und bei der Sensitivität seines Individuums, weiterhin: aufs allerstärkste affectvoll. „Der Stil soll dir angemessen sein in Hinsicht auf eine ganz bestimmte Person, der du dich mittheilen willst. (Gesetz der doppelten Relation)." — „Der Stil soll beweisen, daß man an seine Gedanken glaubt, und sie nicht nur denkt, sondern empfindet." — „Je abstracter die Wahrheit ist, die man lehren will, um so mehr muß man erst die Sinne zu ihr verführen." — „Der Takt des guten Prosaikers in der Wahl seiner Mittel besteht darin, dicht an die Poesie heranzutreten, aber niemals zu ihr überzutreten." (Zarathustra z. B., wo das geschieht, ist also nach Nietzsche's Kunstregel durchaus als Gedicht aufzufassen.) Diese Auswahl aus den von Lou Andreas-Salomé veröffentlichten Aphorismen Nietzsche's „Zur Lehre vom Stil" (S. 125) dürfte die oben angedeutete Gesammtauffassung bestätigen. Die Einzelanalyse hätte darzuthun, in welcher Weise aus dem obersten Princip der Nietzsche'schen Stilkunst die einzelnen Charakteristika hervorgehen, wie auch hier das Künstlerische und die reine Strenge dieser Form sich dadurch kundgibt, daß das Eine so gut in der ganzen Vielheit der Ausdrucksmittel, wie wiederum eben diese Vielheit in dem obersten Einen lebt und webt und immer gegenwärtig ist. Nietzsche's Kunstmittel nach solchen Gesichtspunkten zu erläutern, müßte unendlich reizvoll sein und eine wahre Festlust für eine ästhetisch veranlagte Natur. Da wird zunächst das hervortreten, was ich früher seinen musikalischen Stil genannt habe, die durch kunstvolle Anordnung von Empfindungen, durch den Wechsel von greller Beleuchtung mit traumhaft blassen Farben bewirkte Erzeugung von undefinirbaren, aber stark fühlbaren Stimmungen, die gleichsam den sensitiven Untergrund bilden sollen für die Aufnahme der eindringenden Ideen. Da zeigen sich noch hundert charakteristische Einzelheiten. So beispielsweise die Neigung zum Substantiviren („ein beständiges Wie-auf-Treppen-steigen und zugleich Wie-auf-Wolken-ruhen"), eins der wirksamsten Mittel, die Kraft des bildlichen Ausdrucks zu erhöhen, indem das sonst nur Rhetorisch-Abstracte gleichsam „Substanz" gewinnt und ein Gegenstand wird. Auch die andere Eigenheit Nietzsche's, in auf- und absteigenden Reihen die bildlich-verdeutlichenden Ausdrücke zu häufen, verdiente eine

nähere Betrachtung (die Degenerirung der Menschheit hat stattgefunden „ins Dünnere, Gutmüthigere, Klügere, Behaglichere, Mittelmäßigere, Gleichgültigere, Chinesischere, Christlichere". — „Diese Lust, sich selbst als einem schweren, widerstrebenden, leidenden Stoffe eine Form zu geben, einen Willen, eine Kritik, einen Widerspruch, eine Verachtung, ein Nein einzubrennen" u. s. w.).

Möchte sich bald jemand finden, den diese lohnende Aufgabe lockt, und möchte überhaupt die Fähigkeit, Nietzsche den Künstler von Nietzsche dem Philosophen zu trennen, immer allgemeiner werden! Dann wird auch das Urtheil über ihn immer gerechter ausfallen, und der Fluch seiner geistigen Verirrungen wird sich in Segen verkehren.

Otto Immisch.

Shakespeare-Schriften.

1. Shakespeareana. Von Wilhelm Oechelhäuser. Berlin, J. Springer. 1894. Gr. 8. Geb. 6 M.
2. Shakespeare und das Tagelied. Ein Beitrag zur vergleichenden Literaturgeschichte der germanischen Völker von Ludwig Fränkel. Hannover, Helwing'sche Verl.-Buchh. 1893. Gr. 8. 3 M.
3. Die Singspiele der englischen Komödianten und ihrer Nachfolger in Deutschland, Holland und Skandinavien. Von Joh. Bolte. (Nr. VII der Theatergeschichtlichen Forschungen von Berthold Litzmann.) Hamburg, L. Voß. 1893. Gr. 8. 5 M.

Shakespeare ist nach keiner Seite hin systematisch gebildet: Leben und Verhältnisse haben seinem reichen Geiste mehr gegeben als die Schule. So hören wir gern über ihn das Urtheil eines self-made-man, wie es der Gründer der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft, der Verfasser der in den „Shakespeareana" (Nr. 1) zusammengestellten Aufsätze ist. Oechelhäuser beansprucht für sich nicht die Fertigkeit in wissenschaftlicher Untersuchung; er will sich wesentlich vom „intuitiven Verständniß" leiten lassen. Das ist aber mehr der Ausdruck liebenswürdiger Bescheidenheit; denn für die Beurtheilung Shakespeare's sind wir alle in diesem oder jenem Stücke nur Dilettanten. Dem Philologen fehlt dazu bisweilen die Bühnenkenntniß; der Dramaturg ermangelt, wie wir oft genug erfahren müssen, der eingehenden Kenntniß der Sprache und der literarischen Eigenthümlichkeit des Dichters; der Aesthetiker mag wol den realen Dingen, aus denen Shakespeare's Welt aufgebaut ist, manchmal zu fern stehen, und endlich sind wir in den wichtigsten Punkten, die hier zur Sprache kommen müssen, allesammt Schüler des großen Briten. Oechelhäuser besitzt ein feines Verständniß für menschliche Charaktere und eine außerordentliche scenische Erfahrung, und was er in dem schönen uns vorliegenden Bande bietet, ist uns eben durch diese Vorzüge werthvoll.

Zunächst erfahren wir, wie die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft zu Stande kam und wie sie arbeitet. Es folgt dann ein Vortrag über die Würdigung Shakespeare's in England und Deutschland, den der Verfasser 1869 in der Gesellschaft gehalten hat. Dieser Vortrag ist von lebhaften nationalen Impulsen getragen: Shakespeare sei das geistige Besitzthum Deutschlands, die herzlose Politik der Engländer, die sich um die Bildung des Volkes nicht kümmern möge, und ihre starre Religiosität könne den großen Dichter nicht begreifen. Dieses Urtheil klingt uns heute nach beiden Seiten hin übertrieben. Der Verfasser deutet auch an, daß er heute Lob und Tadel anders vertheilen würde. Außer diesen Aufsätzen und dem letzten, welcher Bemerkungen zur Bearbeitung und Inscenirung einzelner Dramen enthält, bietet das Buch uns nur Abdrücke von Arbeiten, welche der Verfasser für das „Shakespeare-Jahrbuch" geschrieben hat. Unter diesen ist aber die feine und geschichtlich genaue Analyse Richard's III., welche den größten Raum in unserm Buche einnimmt, uns besonders willkommen; denn sie gibt für Shakespeare's Verhältniß zu seinen historischen Quellen überhaupt wichtige Aufschlüsse. Der Dichter hat den fürchterlichen Helden seiner Tragödie nicht schwärzer gemalt, als die Chronisten ihn darstellen, und Elisabeth nimmt Richard's Werbung, wenn wir Oechelhäuser glauben, nur zum Schein an. Diese Untersuchung gewährt uns auch einen Ausblick auf die Geschichte von Heinrich VI., deren zweiter und dritter Theil in der Auffassung des historischen Hintergrundes so genau mit Richard III. zusammenstimmen, daß wir auch die ersten Fassungen dieser zwei Dramen auf Shakespeare zurückführen müssen. Dieses Ergebniß verdankt der Verfasser nicht seinem intuitiven Verständniß, sondern genauer Erforschung der Quellen, aus denen der Dichter geschöpft hat; so darf er sich denn den berufsmäßigen Shakespeare-Interpreten auch in dieser Beziehung getrost an die Seite stellen. Eine feine Bemerkung, die den ästhetischen Sinn Oechelhäuser's bekundet, ist es, daß Anna nicht den Ring vom Könige annimmt, sondern daß dieser ihn an Anna's Finger steckt. Die Bühnenerfahrung des Verfassers tritt aufs glücklichste hervor in den Aufsätzen, welche die scenische Darbietung der Shakespeare'schen Dramen behandeln. Freilich neigt Oechelhäuser bei Besprechung des „Sommernachtstraums" Ulrici's Auffassung, die wir nicht billigen, zu: Shakespeare hat gewiß kein ganzes Stück in parodistischer Absicht geschrieben; der Verfasser hat dagegen recht, wenn er dieser leicht entworfenen Komödie, die so oft unter der Pedanterie der Erklärer und dem plumpen Geschmack der Schauspieler leiden muß, ein ganz leichtes Spiel wünscht. Aber wir gerathen damit an eine dramaturgische Hauptfrage, in deren Behandlung wir mit unserm Verfasser nicht ganz übereinstimmen können. Oechelhäuser hält Bearbeitungen des Dichters für nothwendig, die auch in den Inhalt der Dichtung eingreifen. Shakespeare's dramatische Oekonomie scheint ihm nicht tadelfrei;

daher fügt er selbst neue Glieder ein, welche die Handlung verdeutlichen, besser motiviren sollen (S. 205, 221 fg.). Das wird man natürlich thun müssen, wenn man, um den häufigen Bühnenwechsel zu vermeiden, die Scenen anders ordnet. Wie sehr man damit indessen dem Dichter Gewalt anthut, zeigt schon die auch von Oechelhäuser nicht hinlänglich beachtete Thatsache, daß das Shakespeare'sche Theater grundsätzlich die verschiedenen Handlungen, welche nebeneinander vorgehen, durch häufigen Wechsel der Schauplätze ineinanderflicht. Das macht eigentlich Shakspeare's Dramen auf der modernen Bühne unaufführbar. Darum ist es uns leid, daß Oechelhäuser Genée's Versuch, die Shakespeare-Bühne auf unserm Theater wiederherzustellen, nicht annehmbar findet. Man kann mit Oechelhäuser's Vorschlag, den Decorationswechsel mittels Zwischenprospects bei offener Scene zu bewirken, manches bessern; aber wir müßten mindestens eine ganze Reihe unverfälschter Shakespeare-Vorstellungen, wie sie das münchener Hoftheater geboten hat, studiren, um über eine des großen Dramatikers würdige Inscenirung seiner Werke ins Reine zu kommen.

Zeigt das Oechelhäuser'sche Buch, welche Anregung von Shakespeare ausgeht für die gebildete Welt Deutschlands, so sehen wir an Ludwig Fränkel's Schrift „Shakespeare und das Tagelied" (Nr. 2), was die deutsche Gelehrsamkeit dem englischen Dichter dagegen bietet. Es handelt sich hier um die fünfte Scene des dritten Actes von „Romeo und Julia". Die Liebenden werden aus dem ersten Rausche ihres jungen Glückes aufgeweckt durch die Lerche, die Julia lieber für die Nachtigall halten möchte. Aber es ist doch die Lerche, die so frühzeitig stört: Romeo geht und Julia ahnt, wie sie ihn unten im Dunkel verschwinden sieht, schweres Unheil. Die ganze Scene, insbesondere die poetische Ausstattung mit bestimmten Liebessymbolen erinnert an die Tagelieder der mittelhochdeutschen Literatur. Nun hat die englische Literatur nichts Aehnliches aufzuweisen; auch die italienische, aus welcher der Stoff herstammt, gibt kein entsprechendes Vorbild. Dagegen stimmen die deutschen Tagelieder, die vielfach nach Holland gewandert sind, mit Shakespeare's Versen bis in die unbedeutendsten Einzelheiten der Situation und des Ausdruckes, und gerade mit den Niederlanden war das England der Elisabethanischen Zeit durch einen regen Verkehr auch in literarischen Dingen verbunden. Es scheint also, daß Shakespeare auch hier aus der unerschöpflichen Quelle germanischer Naturanschauung und Poesie geschöpft hat wie in so vielen andern Fällen. Das weist Fränkel mit Aufbietung einer fast grenzenlosen Belesenheit bis ins einzelnste so überzeugend nach, daß wir zu der Annahme gezwungen sind, Shakespeare habe hier mit glücklicher Wahl die englische Poesie bereichert durch ein aus dem allgemein germanischen Poesieschatz geschöpftes werthvolles Gut. Dies Ergebniß, so geringfügig es an sich scheinen mag, ist doch außerordentlich bedeutsam. Es weist uns einmal bei der Erschließung der Quellen Shakespeare'scher Poesie auf einen Weg, der bisjetzt nur mit einer gewissen Aengstlichkeit betreten worden ist. Es ist zum Beispiel recht wohl möglich, daß in die Hamlet-Tragödie auf gleichem Wege die unverkennbaren deutschen Elemente gekommen sind, die wir in derselben finden, obwol die nächste Quelle Shakespeare's hier eine französische ist. In zweiter Linie wirft diese Entdeckung ein helles Licht auf die Art, wie Shakespeare gearbeitet hat: die Poesie aller Länder und Zeiten hat ihm ihre Schätze geöffnet, aber er drückt allen seinen Dichtungen den Stempel des germanischen Geistes auf. Endlich aber, um auf Fränkel's Buch zurückzukommen, zeigt uns an einem kleinen Beispiel diese genaue literarhistorische und philologische Behandlung Shakespeare'scher Poesie, wie viel mehr wirklicher Belehrung uns erwächst aus eingehendster Betrachtung des Vorliegenden und sorgfältiger Vergleichung mit dem Verwandten als aus jener bedenklichen und dilettantischen Art, die aus einigen wenigen, ohne kritische Verarbeitung leicht hingenommenen Nachrichten und um so mehr ausschweifenden Vermuthungen Geschichten zusammenwebt, die ihre Glaubwürdigkeit nur auf die Phantasie eines erregbaren Lesers gründen. Wir hätten gewünscht, daß Fränkel seiner Schrift ein alphabetisches Register beigegeben hätte, welches die Benutzung des ungeheuern Schatzes von Gelehrsamkeit, den er aufhäuft, auch denjenigen ermöglichen konnte, die sich nicht gerade mit Romeo und Julia beschäftigen; aber wir haben den Eindruck, daß die Schrift nur der Vorläufer umfassenderer literaturgeschichtlicher Arbeiten des Verfassers sei.

Wir schließen diesen Shakespeare-Artikel, wie Shakespeare selbst seine Dramen gern begonnen oder geschlossen hat — mit Musik; denn zu Shakespeare's Zeiten war die edle Kunst der Töne noch ein Lebensbedürfniß des englischen Volkes, dem es eine liebevolle und glückliche Pflege zuwandte. Als in Italien die Oper erfunden wurde, das Erzeugniß eines gelehrten Irrthums, kam in England das volksthümliche Singspiel auf. Es war eine künstlerisch sehr harmlose Schöpfung: man trug irgendeine beliebte, mehr oder weniger witzige Farce im Wechselgesang nach der Weise eines oder mehrerer volksthümlicher Strophenlieder vor, und nur selten wurde der in ermüdender Eintönigkeit sich immer wiederholende Gesang durch gesprochene Rede unterbrochen. Der Inhalt dieser Singspiele ist dem derben Volksgeschmack angepaßt. Wenn wir aber in ihnen oft die schlüpfrigen Erfindungen Boccaccio's wiederfinden, nur ohne die Anmuth, die der Italiener ihnen zu geben wußte, so sehen wir eben wieder, wie sehr das Volk von den Brocken lebt, die vom Tische der Großen fallen, und dürften ja auch wol den Schluß ziehen auf die sittlichen Verpflichtungen, die daraus für die Gebildeten erwachsen. Joh. Bolte gibt in seiner Schrift (Nr. 3) von dem englischen Singspiel, das sich mit außerordentlicher Schnelligkeit auch in Deutschland, den Niederlanden und den nordischen Reichen verbreitete, eine anschauliche Darstellung mit Proben des Textes und

der Musik. Wir weisen hier auf die fleißige Schrift hin, weil sie uns von der volksthümlichen Poesie zu Shakespeare's Zeit, die so vielfältig in dessen Dramen hineinspielt, eine deutliche Vorstellung gibt und den Zusammenhang der englischen Literatur jener Zeit mit der der andern germanischen Völker an dieser ihrer unscheinbarsten Gattung aufs neue nachweist.

Ernst von Sallwürk.

Zur Literaturgeschichte.

1. Perspektiven. Vermischte Schriften von Adolf Friedrich Graf von Schack. Erster Band. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1894. 8. 5 M.
2. Aus dem Lavater'schen Kreise. I. Joh. Georg Müller als Lavater-Schüler in Zürich von Eduard Haug. Schaffhausen, C. Schoch. 1894. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.
3. G. Chr. Lichtenberg's schriftstellerische Thätigkeit in chronologischer Uebersicht. Mit Nachträgen zu Lichtenberg's Vermischten Schriften und textkritischen Berichtigungen von Dr. Friedrich Lauchert. Göttingen, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung. 1893. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.
4. Esther im deutschen und neulateinischen Drama des Reformationszeitalters. Von Rudolf Schwartz. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1894. Gr. 8. 4 M.
5. Walther von der Vogelweide. Ein Vortrag von E. Hoffmann-Krager. Basel, Georg u. Comp. 1894. Gr. 8. 1 M.
6. Kurzes Repetitorium der deutschen Literaturgeschichte. Zum Gebrauche für Lehrer und Lernende. Nach den Quellen und den Schriften von J. und W. Grimm, Lehmann u. s. w. von Fritz Lemmermayer. Lief. 63. Wien, M. Breitenstein. 1894. 8. 1 M. 10 Pf.

Der erste Band von A. F. Graf von Schack's „Vermischten Schriften" (Nr. 1) bietet in geschmackvoller Abwechselung eine Reihe geschichtlicher, literarischer, ästhetischer und biographischer Aufsätze. Den Reigen eröffnen Aphorismen über das Drama. Sie erscheinen mir als der werthvollste Theil des Buches. Nicht als ob ich allen darin enthaltenen Sätzen und Behauptungen zustimmen könnte. Aber es spricht darin ein reicher Geist seine aus gründlichster Beobachtung und unabhängigem Nachdenken gewonnenen Ansichten in gewählter Sprache aus. Ueberall wird der Leser gefesselt durch eigenartige Auffassung, überall gewahrt er umfassende Kenntniß und verständnißvolles Eindringen in die Sache, oft mag er seine Begriffe und Grundsätze noch einmal prüfen am Urtheil eines berufenen Kenners, ebenso oft freilich sich in scharfem Gegensatz zu diesem fühlen. Dem Eindruck indessen kann sich niemand entziehen, daß in den Aphorismen das Klagelied einer hohen Seele erklingt von der Qual, verkannt zu sein im eigenen Volk, von der eigenen Zeit. Und doch, welche Zugeständnisse macht Schack in diesem Aufsatze der neuen Zeit, ihrer Kunst- und Lebensanschauung! So findet sein Glaube an sich selbst und seinen Dichterberuf nur in der wiederholt ausgesprochenen Ueberzeugung einen Trost, die Nachwelt werde gerechter sein, als die Mitwelt war. Dieser Glaube ist ein Gebot der Selbstachtung, nicht etwa Ueberhebung. Schack sieht zu weit und zu klar, um je von Menschenwerk Vollkommenheit zu fordern. Aber was andern bewilligt und zugestanden wird, beansprucht er auch für sich: andächtige Hinnahme eines Kunstwerkes als eines Ganzen ohne nörgelndes Zerpflücken und absprechende Kleinkrämerei. Letzteres aber ist ihm geradezu ein Kennzeichen der heutigen Kritik. Was nun solches Verfahren selbst aus den Meisterwerken Lessing's, Schiller's, Goethe's und Shakespeare's zu machen vermöchte, das zeigt Abschnitt XVI., der in seiner ironischen Fassung recht ergötzlich wäre, klänge nicht die Verbitterung des Vertheidigers seiner selbst allenthalben leise und doch vernehmlich durch. Gedanken- und farbenreich sind die „Erinnerungen an Frankreich". „Meine Erstlingsdichtung" gibt mannichfache Beiträge zur Kenntniß von Schack's Lebensgang. Geschichtlicher Art sind die Erzählung von Perez del Pulgar, der Aufsatz über Karl Ed. Liphart und auch der über indische Poesie, während die ästhetische Betrachtung: Ein Wort über arabische Poesie ziemlich scharf mit diesem Zweig der Dichtung im Morgen- und im Abendlande zu Gericht geht, und „Literarisches aus Spanien und Italien" die romanische Kunst im Gegensatz zu der alles andere verketzernden Shakespeare-Verehrung richtig zu würdigen sucht. „Ein Curiosum der Literatur" erörtert die angebliche Abhängigkeit Petrarca's von Omar Ibn Faridh im ablehnenden Sinne. Den Schluß bildet eine eingehende Besprechung von Cervante's „Reise nach dem Parnaß" mit reichlichen, künstlerisch-vollendeten Uebersetzungsproben.

Wenn die Beobachtung nicht trügt, schwindet die wunderliche, widerspruchsvolle Prophetengestalt Lavater's mehr und mehr aus dem Kenntnißbereiche der literaturbeflissenen Oeffentlichkeit. Die Schwerverständlichkeit seines Wesens, die Entlegenheit manches seiner Forschungsgebiete, seine Schwarmgeisterei in Glaubenssachen machen wol diese Abkehr der Theilnahme begreiflich. Und so bewahrt die arg getrübte Erinnerung an diesen Denker und Dichter im wesentlichen nur seine schrullenhafte Hinneigung zur Physiognomik und als kennzeichnende Blüte seiner theologischen Schriftstellerei den vielangefeindeten Pontius Pilatus. Wenn jene schon durch Lichtenberg mit vernichtendem Spott gerichtet wurde, so nimmt man das Recht, über den Pilatus den Stab zu brechen, gewöhnlich aus Goethe's bekannter schneidender Zurückweisung dieses Werkes Lavater's. Und doch ist dieser Schweizer zu seiner Zeit wirksam gewesen in einer räumlichen Weite und mit einer eindringlichen Kraft, die beide Staunen erwecken müssen. In diesem Sinne ist sehr lehrreich der Versuch Eduard Haug's, Lavater's Bild und Bedeutung wiederherzustellen

durch Erforschung seiner persönlichen Beziehungen. Der vorliegende erste Aufsatz „Aus dem Lavater'schen Kreise“ (Nr. 2) behandelt Joh. Georg Müller, den Bruder des bekanntern Johannes von Müller und spätern Professor und Regierungsrath in Schaffhausen. In ihm läßt sich, wie Haug treffend bemerkt, das volle Bild eines Studenten der Theologie nach Lavater's Herzen entrollen. Neunzehnjährig war Müller nach Zürich gewandert, um sich hier von Männern der Lavater'schen Richtung in seinem Glauben befestigen und für seinen Beruf vorbereiten zu lassen. Großes hatte er von diesem Aufenthalt erwartet; wie überschwänglich aber seine Hoffnung erfüllt ward, das sagt sein Tagebuch, auf dem neben einer Reihe von Familienbriefen die Darstellung Haug's beruht. Ist uns auch die darin sich äußernde Empfindungsweise, mehr noch ihre rückhaltlose Aussprache durchaus fremd geworden, so bleibt doch der Ernst, mit dem der Jüngling nach seiner Seele Heil ringt, die Reinheit seines Strebens und seine fast ungestüme Hingabe an die Sache und ihre Vertreter rührend und ergreifend. Doch nicht eigentlich Müller steht im Vordergrund. Vielmehr ist es seines Lehrers Häfeli gewaltige Persönlichkeit, die des Lesers Antheil unwiderstehlich beansprucht. Man mag die theologischen Streitigkeiten, von denen Haug zu berichten hat, unbedingt ablehnen; man mag sich von der Ketzerrichterei, deren Spuren auch auf Lavater'scher Seite nicht fehlen, abgestoßen fühlen: Häfeli wird durch seine Eigenständigkeit, seine Glaubensfestigkeit, seine Klarheit über Ziel und Wege dazu, endlich durch seine überlegene Menschenkenntniß einen nachhaltigen Eindruck im Leser hinterlassen. Diese Wirkung hat vor allem der „Abschied“, eine Art Testament des Lehrers an den scheidenden Schüler. Der Abdruck dieses Schriftstückes allein hätte schon die Veröffentlichung Haug's gerechtfertigt.

Friedrich Lauchert sagt im Vorwort seiner oben citirten Schrift (Nr. 3): „Die gegenwärtige Arbeit faßt zusammen, was ich mir während jahrelanger Beschäftigung mit Lichtenberg's Schriften allmählich zur Ergänzung der Sammlungen seiner «Vermischten Schriften» wie zur Geschichte der einzelnen literarischen Arbeiten oder periodischen Publicationen Lichtenberg's gesammelt habe.“ Für diese „durchgeführte chronologische Uebersicht über die gesammte literarische Thätigkeit“ des bekannten Satirikers gebührt ihm uneingeschränkte Anerkennung und warmer Dank. So unerläßlich Arbeiten wie die Lauchert's als Grundlage für jede wissenschaftliche Forschung sind, so sehr verlangen sie von ihrem Verfasser selbstlosen Verzicht auf Beachtung und Anerkennung in weitern Kreisen. Fernerstehende vermögen gar nicht zu beurtheilen, welche hingebende Treue und wissenschaftliche Gründlichkeit, wie viel unermüdete Bemühungen in solchem Falle erst zum Ziel führen können. Nur der Fachgenosse wird Lauchert's Leistung würdigen, aber auch ganz. Denn ihr Werth erhält erst die richtige Beleuchtung, wenn man sich vergegenwärtigt die Zersplitterung von Lichtenberg's Geistesarbeit über alle möglichen Gebiete und in alle erdenklichen Zeitschriften und gelegentlichen Veröffentlichungen. Doch begnügt sich Verfasser nicht mit der bloßen Aufzählung von Titeln: Ort und Zeit des Erscheinens werden festgestellt, abweichende Lesarten und Textberichtigungen beigefügt, endlich genau angegeben Veranlassung und Umstände, unter denen die einzelnen Stücke abgefaßt wurden, und ihre etwa in literarischen Entgegnungen sich äußernden Wirkungen. Soweit angängig, deutet Lauchert auch den bestimmten Ideenkreis an, dem ein Erzeugniß Lichtenberg's angehört.

Die „Nachlese“ enthält als besondere Zugabe zwei bisher unveröffentlichte Recensionen und eine Sammlung von Gedichten, die in den „Vermischten Werken“ fehlen, endlich drei recht scharfe prosaische Fabeln.

Der Umfang des Stoffs, mit dem sich Rudolf Schwartzens Einzeluntersuchung (Nr. 4) befaßt, ist thatsächlich bedeutend genug, um ihr Dasein zu rechtfertigen. Man müßte staunen über die lange Reihe von Esther-Dramen, wüßte man nicht, auf wie wenig biblische Stoffe sich zuletzt die von der Reformation neubelebte und reich befruchtete Bühnendichtung beschränkt hat. Die sichtbare Vorliebe für das Buch Esther erklärt sich nun zwanglos aus der „Fülle dramatischer Elemente dieses Buchs. Der Fall der Großen und die Erhöhung der Geringen, ferner Contrastfiguren, wie Vasthi und Esther, Haman und Mardochai, ließen sich dramatisch vortrefflich verwerthen. Von der Ausbildung des Esther-Stoffs im deutschen und neulateinischen Drama des Reformationszeitalters ein anschauliches Bild zu entrollen“, ist Schwartzens Aufgabe, für die das Jahr 1623 die zeitliche Grenze bildet. Auf Einzelheiten gehe ich nicht ein, sonst hätte ich der sonderbaren Erscheinung zu gedenken, daß Verfasser aus der reichen Jesuitendramatik eine einzige, allerdings im unverfälschten Prunkstil abgefaßte Esther aufzufinden vermochte. Eine Vermuthung, dies könne zusammenhängen mit der auf protestantischer Seite allgemein geübten Ausdeutung des Esther-Stoffes im antikatholischen Sinne, wäre hinfällig. Das lehren die sechs Jesuitenscenarien, die Schwartz aus dem 17. Jahrhundert mittheilt. Und wenn auch die verschiedenen volksthümlichen Bearbeitungen nicht die Möglichkeit einer andern — sagen wir: objectiven Behandlungsweise gezeigt hätten, so darf man den Mitgliedern der Gesellschaft Jesu unbedenklich Geschick und Gewandtheit genug zu einer Gestaltung der Erzählung in ihrem Sinne zutrauen. Vielleicht könnten die Bibliothekare des Ordens hier mehr Licht schaffen. Auch an dem geheimnißvollen jüdischen Ahasverusspiel gehe ich vorüber, wie an den widersprechenden Nachrichten darüber, nach denen einmal die „Exemplaria verbrandt worden“, andererseits dieses Purimspiel noch heute am Hamanfeste auf Familienbühnen in Polen aufgeführt werden soll.

Des Verfassers Sucherfleiß hat 27 Stücke erkundet. Nur wenige davon muß er sich bescheiden mit dem bloßen Titel und kurzen Bemerkungen anzuführen; von weitaus den meisten gibt er eine ausführliche Inhaltsangabe. Wenn

diese Auszüge durchaus geeignet sind, eine deutliche Vorstellung von den oft gar mühsam zugänglichen Dramen zu geben, so verdient auch die ästhetische Würdigung volle Anerkennung: rein sachlich und erschöpfend, wie Schwartzens Verfahren sich darstellt, erwirbt es sich Vertrauen und damit seinen besonnenen Urtheilen Zustimmung. So darf seine Untersuchung als Abschluß der Forschung auf diesem Gebiete betrachtet werden. Dies gilt insbesondere von der Uebersicht, die auf Seite 171 das Abhängigkeitsverhältniß der Esther-Dramen, soweit solches besteht, in anschaulicher Weise zeichnet. Der „Schluß" zählt die Bearbeitungen des Esther-Stoffes aus der Zeit nach der Reformation bis zum Jahre 1885 auf; es folgt ein Verzeichniß der Aufführungen von 1530 bis 1672, endlich im Anhang ein Abdruck der „Schulkomödie" Kaspar Wolf's aus dem Jahr 1601.

Neues zu bringen ist der Vortrag Hoffmann-Krager's über „Walther von der Vogelweide" (Nr. 5) nicht bestimmt. Er erfüllt, wie alle seinesgleichen, seine Aufgabe, wenn er in gefälliger Sprache und faßlicher Darstellung alle bekannten und nothwendigen Einzelheiten zu einem abgerundeten, eindrucksvollen Ganzen vereint. Das ist dem Verfasser gelungen, wesentlich auch dadurch, daß er mit Proben aus Walther's Dichtungen nicht geizt, deren passende Auswahl sein Verdienst ist. So können wir nur seinen Wunsch theilen, daß sich durch diese Skizze mancher angeregt fühlen möge, Walther's Gedichte wieder einmal in die Hand zu nehmen.

Das erste Heft von Fritz Lemmermayer's „Repetitorium der deutschen Literaturgeschichte" (Nr. 6) reicht bis zum Ausgang des 13. Jahrhunderts. Was sich in Kürze darüber sagen läßt, ist dies. Verfasser hat die Fachliteratur in Einzelschriften und Gesammtdarstellungen gewissenhaft benützt, sehr zum Vortheil seiner Arbeit. Diese hat dadurch die Vorzüge der Vollständigkeit und Zuverlässigkeit gewonnen. Die neueste Forschung erscheint durchgängig berücksichtigt. Ein besonderes Verdienst des Verfassers ist die durchgeführte Gliederung des Stoffs. Besteht doch gerade in der Uebersichtlichkeit ein gut Theil des Werthes solcher Repetitorien. In dieser Hinsicht bietet auch der Druck eine willkommene Unterstützung. Auch was sonst von Werken dieser Art gefordert werden muß, bringt Lemmermayer bei, so Nachweise über Handschriften, Drucke, Ausgaben und ähnliches. Der etwa schwach gewordenen Erinnerung kommt er durch gedrängte Inhaltsangaben zu Hülfe. So kann das Heftchen sehr wohl einer bequemen Wiederholung des literaturgeschichtlichen Stoffes dienstbar gemacht werden, die sonst ohne die leidigen, mühevollen Auszüge schwer möglich ist. Auch ließe sich anscheinend das Büchlein recht gut beim Unterricht in diesem Fache verwenden.

Richard Friedrich.

Zur Sociologie.

1. Der christliche Staat und seine Zukunft von Dr. Ludwig Jacobowski. Berlin, C. Duncker. 1894. Gr. 8. 4 M.
2. Etienne Cabet und der ikarische Communismus. Mit einer historischen Einleitung von Dr. H. Lux. Stuttgart, J. H. W. Dietz. 1894. 8. 1 M. 50 Pf.
3. Die socialpolitischen Ideen Alexander Herzens von Dr. Otto von Sperber. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1894. Gr. 8. 3 M.
4. Handbuch des Socialismus von Dr. jur. Karl Stegmann und Dr. phil. C. Hugo. Erste Lieferung. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 1894. Gr. 8. 80 Pf.

Die Schrift „Der christliche Staat und seine Zukunft" von Ludwig Jacobowski (Nr. 1) behandelt ein schwieriges aber sehr interessantes Thema, leider ohne genügende Ausrüstung des Verfassers für seine Aufgabe. Jacobowski hat den christlichen Staat wie ihn Stahl construirt hat, im Auge. Er gibt daher eine Darstellung des Staatsideals von Stahl, und macht nun für die Unmöglichkeit desselben allerlei Gründe geltend, besonders daß auf Grund des wahren Christenthums Jesu nur ein christlicher Socialismus aber nicht eine nach den Herrscherinstincten des Menschen gebildete Regierungsform, ein Staat möglich sei; er führt Sitten der bestehenden sich christlich nennenden Staaten an, durch die sie gegen das Christenthum verstoßen, z. B. Eid, Lotteriespiel, Klassengegensätze, Duell, Krieg, Diplomatie, er gibt endlich allerlei historisches Mosaik, um den christlichen Staaten der Vergangenheit ihre Unfähigkeit zur Begründung des Glückes ihrer Bürger nachzuweisen. Sowol dem Kirchenstaat wie den katholischen und protestantischen Staaten werden ihre Sünden, wie das Bettler- und Banditenwesen der Campagna, die Bartholomäusnacht, die Zänkereien zwischen Calvinisten und Lutheranern u. s. w. vorgehalten, alle ermangeln des Ruhms, den sie vor Gott haben sollen. „Darum ist das Ende des christlichen Staates für die einsichtigen Parteien (!) Deutschlands eine Thatsache." Ihm stellt er als Zukunftsconstructionen entgegen: den nationalen Staat, der leider Fremdenhaß erzeuge, immer gerüstet sein müsse und den Krieg permanent mache, ohne das große moderne Problem zu lösen, das Problem der Vermenschlichung des Proletariats, ferner den socialistischen Staat, den ethischen Staat, dessen Construction des Verfassers eigenes Werk ist, freilich mit der betrübenden Aussicht auf seine Unmöglichkeit, endlich auch den ethisch gesinnten Anarchismus, dessen Möglichkeit beklagenswertherweise ebenfalls „im dämmerigen Nebel der Zukunft liegt". Ergebniß: „Niemand weiß, wer den christlichen Staat ersetzen, niemand, ob diese Ablösung unter friedlichen Bedingungen (soll wol heißen: Maßregeln) vor sich gehen wird." Dies alles wird ausgeführt unter Mit-

theilung vieler historischer Einzelheiten, die der Sammelfleiß des Verfassers aus Geschichtswerken aufgelesen hat.

Leider ist seine philosophische Bildung seinem Fleiße nicht ebenbürtig. Dies zeigen sowol mehrere Stellen seines Buches, z. B. die ganz naive Auseinandersetzung über den Ursprung des Staates, die von keinem blassen Schimmer der Ergebnisse der wissenschaftlichen Sociologie erhellt ist, als auch sein ganzer Gedankengang. Warum überhaupt von Stahl's Construction so viel Aufhebens machen? Der „christliche Staat" Stahl's ist nichts weiter als ein ausgeklügeltes Zwittergebilde zwischen mittelalterlichem Königthum und constitutionellem „Rechtsstaate", nichts als eine Episode im Uebergange vom Absolutismus zum Parlamentarismus. Der wahre christliche Staat ist nicht von Stahl, sondern vom heiligen Augustinus construirt worden und bedeutet die völlige geistliche und weltliche Herrschaft des christlichen Priesterthums, genau ebenso wie der Staat des tiefsten und größten philosophischen Denkers, Plato's, die unbedingte uneingeschränkte Allgewalt der regierenden Philosophen bedeutet. Beide wollen eben die Alleinherrschaft des Geistes, der geistigen Mächte, denen Herrschaft gebührt. Aber die Wirklichkeit bringt das Ideal nicht rein, sondern gebrochen und verstümmelt zur Ausführung. Der Staat des Mittelalters gestaltete sich nicht blos nach Augustin's Principien, sondern auch nach dem geistigen Zustande der damaligen Gesellschaft, in der bei aller gläubigen Hingebung an das christliche Ideal, doch noch zu viel urwüchsige natürliche Wildheit steckte, als daß eine Alleinherrschaft des Geistes möglich gewesen wäre. Der Compromiß zwischen Wildheit und Christenthum ist die feudale Herrschaftsordnung des Mittelalters. Die Gesellschaft hat sich seitdem verändert, mit ihr die Auffassung des Christenthums, mit ihr die Art der Regierung. Aber alles, was wir von echter Cultur bisher gehabt haben, verdanken wir seinem erziehenden Einflusse. Gegenwärtig gibt es keine Weltanschauung, die so allgemein gälte, so viel Macht über ihre Bekenner hätte, daß sie im Stande wäre, einen erziehenden Einfluß auf eine ganze Gesellschaft auszuüben und uns vor dem Zustande der völligen Barbarei zu retten, dem wir immer mehr uns annähern. Wenn diese neue, selbstverständlich idealistische Weltanschauung nicht kommt, oder nicht herrschend wird, so ist der Untergang der europäischen Völker so sicher, wie der Untergang des römischen Westreichs eine Thatsache ist. Mit der neuen Idee wird aber der Nationalismus nicht aufhören, er ist vielmehr eine nothwendige Stütze, ein nothwendiger Schutz der Völker vor dem Untergange. Er beruht zuletzt auf der Differenz der Rassen. Nahestehende Rassen können sich vermischen, fernerstehende nicht. Die Vermischung letzterer bestraft die Natur mit lebensunfähigen Nachkommen. Die instinctive Abneigung der Völker gegen fremde Rassen, die bisher im Nationalismus enthalten war, wird der wohlberechtigte unentbehrliche Rest des Nationalismus bleiben, ja sogar in seiner wissenschaftlichen Bedeutung erkannt, in Zukunft noch bewußter und kräftiger sich durchsetzen, während der Theil des Nationalprincips, der verwandte Völker entzweit, schwinden wird. Dies alles hat Jacobowski nicht erkannt, seine Schrift ist im wesentlichen dilettantisch, nur durch allerlei zusammengetragene Einzelheiten verdienstlich.

Während Jacobowski sich mit den Principien der Vergangenheit beschäftigt, behandelt H. Lux in der Schrift „Etienne Cabet und der ikarische Communismus" (Nr. 2) einen Zukunftstraum und einen Versuch, die Zukunft der Menschheit zu gründen. Lux gibt zunächst die Geschichte Frankreichs von 1789 bis 1848, natürlich von dem Standpunkte aus, der dem ganzen Verlag von Dietz gemeinsam ist, dem sogenannten materialistischen, der hinter jedem politischen Vorgange, auch hinter der Rückkehr Napoleon's von Elba und den darauffolgenden hundert Tagen, ein ökonomisches Interesse sucht, dann Cabet's Lebensgeschichte, sowol seine politische, oppositionelle Thätigkeit, wie seine Secten bildende communistische Propaganda. Darauf folgt eine Darstellung des Cabet'schen Gesellschaftsideals, wie es in seinem Romane „Reise nach Ikarien" gezeichnet ist.

Dieser Roman ist keineswegs sehr interessant, sondern trocken und langweilig wie alle Utopien, ausgenommen nur das philosophische Werk Plato's und den weniger bekannten Roman des Russen Tschernyschewsky: „Was thun?" Cabet ist durchaus kein Dichter, er versteht es nicht, in einer Anschauung die Gedanken sinnlich zu machen, sondern er entwickelt die weitschweifige, öde Beredsamkeit eines Advocaten. Der ikarische Staat oder vielmehr die ikarische Republik ist die unermüdlich sorgende Mutter aller ihrer Kinder. Sie bestimmt alljährlich das Wieviel der zu erzeugenden Güter, die nur in den Nationalwerkstätten hergestellt werden. Alle über achtzehn Jahr alten Bürger und alle über siebzehn Jahr alten Bürgerinnen müssen darin arbeiten, entweder geistig oder körperlich. Der Lohn ist gleich; kein geistiger Arbeiter wird höher gelohnt als ein Handarbeiter. „Denn die Ikarier glauben, daß Geistesüberlegenheit ein Naturgeschenk ist und man durch nichts in der Welt demjenigen Menschen wehe thun soll, der nicht diese Geistesüberlegenheit besitzt!" Rührend schön, wenn nur die geistige Arbeit nicht so sehr an den Nerven zehrte und darum allein schon andere Lebensweise verlangte! Maschinen verrichten die gröbere Arbeit, fabriciren z. B. die Theile eines Hutes, deren Combinirung allein der Handarbeit übrig bleibt. Die Ehe ist streng monogamisch, sie wird ohne Rücksicht auf äußere Vortheile oder Hindernisse nur aus Neigung geschlossen, kann darum niemals zum Ehebruche führen, die Kinder bleiben in der Familie und erhalten in ihr ihre wesentliche Erziehung, zu der die Schule nur ergänzend hinzutritt, die jüngern Leute verkehren frank und frei miteinander, aber stets unter Aufsicht der Aeltern.

Sehr interessant ist die Kritik, die Lux an dem Leben dieser Idealrepublik übt, da sie vom Standpunkt des ausgeprägten Marxismus geschieht. Ein Zug darin ist sehr berechtigt, nämlich daß Lux nicht mit Cabet an die Zukunft der großen Städte glaubt, sondern eine gleichmäßigere

Vertheilung der Bevölkerung über das Land erwartet. Vernünftig ist es auch, daß Lux nicht wie Cabet die Fragen der Wissenschaft durch Abstimmung des Volkes entschieden wissen will. Ganz naiv aber und völlig befangen in der Marx'schen Blindheit gegen alles, was nicht Wirthschaft ist, zeigt sich seine Kritik des Staates, den Cabet unter dem Namen der Republik einführt, und das tiefsinnige Dogma, das Lux ihm entgegensetzt: „Daß die communistische Productionsform den Staat völlig ausschließt.“ Man möchte diese Herren fragen: „Wenn eure Gesellschaft von den Mongolen angegriffen wird, werdet ihr euch da nicht vertheidigen? Wird zu dieser Vertheidigung nicht eine centralisirte Gewalt nöthig sein mit Befehlen, deren Ausführung nothwendigenfalls erzwungen werden kann? Ist dies nicht der Staat? Wird sich diese Gewalt im Handumdrehen schaffen lassen?“ Ganz von oben, von der erhabenen Warte des Communismus blickt auch Lux auf die „Philisterehe“ der „kleinbürgerlichen“ Ikarier herab, und die Bestimmung, daß die jungen Leute vor der Ehe keusch leben sollen, macht ihm „die ganze Freiheit Ikariens zum Polizeistaat“. Er übersieht dabei, daß dies blos eine Verlängerung der Erziehung ist. Die Herrn Marxisten können freilich die Erziehung nicht genug abkürzen. Es entgeht ihnen, daß sie damit das geistige und physische Niveau des menschlichen Typus herabsetzen. Denn je höher ein Wesen steht, desto längerer Zeit bedarf es um fertig zu werden. Wenn unfertige Menschen aber von einsichtigen Erziehern geleitet werden, so ist dies ihr Vortheil, nicht ihr Unglück.

Der verdienstlichste Theil des Buches von Lux ist der letzte, die Schilderung der Ansiedelungen, in denen Ikarien aus dem Roman auf die Erde herabsteigen sollte. Am ausführlichsten ist die Schilderung der Colonie Nauvoo, am Mississippi, im Staate Illinois, die Cabet von 1849 bis 1856 mit einjähriger Unterbrechung selbst geleitet hat, wesentlich nach dem Berichte eines Socialisten Holinsky, der im Jahre 1855 diese Colonie besuchte. Darin läuft allerlei Interessantes mit unter, z. B. daß die Frauen Cabet am meisten zu schaffen machten wegen ihrer Abneigung gegen das Uniformkleid und ihrer unausrottbaren Neigung zu verbotenem Privatbesitze verbotenen Schmuckes, daß die Colonie selbst sich jedes Alkohols enthielt, aber trotzdem fortfuhr, ihre Mitmenschen damit zu vergiften, weil sie mit ihrer Spiritusbrennerei ein glänzendes Geschäft machte, daß Cabet sich immer mehr zum unfehlbaren, uneingeschränkten Dictator ausbildete. Als er schließlich in offener Feindschaft von der Majorität seiner Colonisten schied, um mit der Minorität eine neue Colonie zu gründen, starb er auf dem Wege dahin. Die neue Colonie Cheltenham bei St. Louis bestand nur zwei Jahre und ging zu Grunde an der Nothwendigkeit einen Dictator einzusetzen, dem eine starke Minderheit sich nicht fügen wollte. Die in Nauvoo Zurückgebliebenen wurden bankerott, sie verliefen sich bis auf 35, die schließlich in Iowa als „Pionniere der Menschheit“ in der Wildniß eine neue Niederlassung gründeten. Nach harter Arbeit brachten sie es 1871 auf siebzig Mitglieder, auch zu einigem Wohlstand, durch eine neue in der Nähe vorbeigehende Eisenbahn wurde sogar der Werth ihres Bodens sehr bedeutend. Aber freilich (nach dem Bericht eines französischen Communards): „in den Söhnen wuchs rasch die Liebe zum Fortschritt, und bald manifestirte sich die Ungeduld, die Unzufriedenheit mit dem systematischen Widerstande, den die Alten jedem neuen Impuls entgegensetzten“. Nach einem sehr heftigen gerichtlichen Processe, in dem sich die bürgerlichen Gerichte anständiger erwiesen als die jungen Ikarier, setzten die Jungen die Alten vor die Thür. Diese wurden nun in einer andern Gegend von Iowa Farmer, und sind jetzt dem Aussterben nahe, nachdem sie das Privateigenthum eingeführt haben. Unter den „Jungen“, obgleich der Communard Peron „dem nebelhaften Gleichheitscommunismus immer mehr die wissenschaftlichen Stützen des Marxismus verlieh“, ging trotz diesen Stützen alles drunter und drüber, „jeder wollte immer alles besser wissen, von wirklicher Solidarität war keine Rede“. Nachdem sehr viele abgefallen waren, gründeten die letzten „Icaria Speranza“ in Californien, das bald zur reinen Actienfarm wurde, indem neun weiße und sechs chinesische Arbeiter durch die Ikarier ausgebeutet wurden. Aber auch diese Kapitalisten liefen bald auseinander.

Für Lux sind die Schicksale der ikarischen Colonien nur ein Beweis, daß Cabet und seine Anhänger noch zu kleinbürgerlich demokratisch gesinnt waren, daß sie vom Geiste des echten Communismus noch nicht durchdrungen waren. Aber die „Jungen“ von Iowa waren doch wol fortgeschritten genug, sogar Marxisten und Mitglieder der großen Internationale waren darunter, dennoch scheiterten sie, entarteten sogar zu ausbeutenden Bourgeois. Dieser Vorgang lehrt doch wol, daß der Communismus überhaupt der Natur des heutigen Menschen widerspricht. Gegen den Verfasser der „Schlaraffia politica“ *), der dieser Ansicht ist, wendet Lux ein, daß die theoretischen wie praktischen Versuche Cabet's „Zeiten und Verhältnissen entsprossen sind, aus denen wir längst herausgewachsen sind“. Wen meint dieses „wir“? Die Menschheit oder die Socialisten? Beide können in dreißig Jahren nicht ihre wesentlichen Eigenschaften in ihr Gegentheil umwandeln. Wenn somit der kritische Theil der Lux'schen Monographie nur seinen Mitgläubigen willkommen sein wird, so ist dagegen der referirende allen zu empfehlen, die sich für jenen Theil der socialen Geschichte interessiren. Denn dieser Theil beruht auf ausgedehntem Studium der Quellen, die auch mit großer Vollständigkeit zusammengestellt sind.

Zur Geschichte des Socialismus gehören auch die unter Nr. 3 und 4 genannten Schriften. H. von Sperber gibt eine Zusammenstellung nicht nur der theoretischen Ideen Herzen's, die so verworren sind wie die aller anarchistisch gesinnten Socialisten, sondern auch seiner greifbarern prak-

---

*) Schlaraffia politica, Geschichte der Dichtungen vom besten Staate. Leipzig, F. W. Grunow. 1892. 8. 2 M.

tischen Vorschläge zur Ausgestaltung des Mir, der russischen communistischen Dorfgemeinde. Es ist dies ein dankenswerthes Unternehmen, da die Schriften Herzen's, der für die Geschichte der letzten Jahrzehnte, besonders auch des Panslawismus wichtig ist, fast alle russisch geschrieben, also nur wenigen der westeuropäischen Gelehrten zugänglich sind. K. Stegmann und C. Hugo wollen in 7—8 Lieferungen „ein Handbuch des Socialismus" geben, von dem die erste Lieferung vorliegt. Es ist nicht dogmatisch, sondern historisch gehalten, zu populären Zwecken wohl zu gebrauchen, für wissenschaftliche jedoch nicht vollständig genug. Denn es zeigt in dem Prospect, der alle Stichworte angibt, wesentliche Lücken. So fehlt Headlam, der englische christliche Socialist, Shelley, der nicht fehlen darf, wo Goethe als Socialist angeführt wird, Henry George und mancher andere.

Paul Barth.

Aus der Erzählungsliteratur.

1. Odemissen. Roman von Wilhelm Oesterhaus. Zwei Theile in einem Bande. Berlin, O. Janke. 1894. 8. 5 M.
2. Komödianten. Roman in zwei Bänden von Reinhold Ortmann. Mannheim, J. Bensheimer's Verlag. 1894. 8. 6 M.
3. Frauenrätsel. Roman von Carl Ed. Klopfer. Zwei Bände. Mannheim, J. Bensheimer's Verlag. 1894. 8. 6 M.
4. Am Alsterufer. Aus der Chronik eines hansischen Patrizierhauses von Gustav Kopal. Berlin, O. Janke. 1894. 8. 4 M.

Diese vier Romane fügen sich leicht in den Rahmen einer gemeinsamen Besprechung; denn sie gehören sämmtlich zu den Erzählungen, die weder durch auffallende Schwächen, noch durch besondere Vorzüge über das herkömmliche Mittelmaß hinausgehen. Am ersten hat noch „Odemissen" von Wilhelm Oesterhaus (Nr. 1) etwas Eigenes, denn während Nr. 2—4 Romane aus der „Gesellschaft" sind, haben wir in jenem im wesentlichen einen Bauernroman, der in frühern Jahren, ehe so manche vortreffliche Muster dieser Gattung vorlagen, als sehr verdienstlich hätte gelten können. Heute aber berührt er doch nur als Nachahmung. Man könnte ihn zur Noth „Montecchi und Capuletti auf dem Dorfe" überschreiben; denn sein Thema ist die ererbte Feindschaft zwischen dem Meierhof des Hans Cord Odemissen im Hessischen und dem Besitzer des Ritterguts, in unserer Erzählung der Familie Behrenstein, in demselben Dorfe. Die Handlung ist interessant, die Sprache rein; die meisten Charaktere erwecken unsere Theilnahme; aber eigentlich originelle Züge fehlen ihnen doch. Wir erinnern uns, Aehnliches nicht selten gelesen zu haben. Der eigentliche Hauptcharakter ist nur ein schwaches Seitenstück von Immermann's herrlichem Hofschulzen, wobei natürlich eine moralische Würdigung beider Figuren ganz ausgeschlossen sein soll; die reizendste Gestalt wird wol für alle Leser seine Tochter Bertha sein. Das Zeitcolorit tritt viel zu wenig hervor. Bis über die Mitte des Romans verrathen nur einige Andeutungen, daß wir uns in der Epoche kurz nach dem Tode des großen Friedrich befinden; erst im letzten Drittel sehen wir darin klarer, aber auch jetzt noch vorwiegend auf Grund der äußern Handlung, nicht durch tiefere Charakteristik des Wesens der Zeit. In der Freude an der Ausmalung des Gegensatzes zwischen einem rauhen Kriegsmann und seiner frommen Schwester hat sich der Verfasser mehrfach zu unschönen Uebertreibungen verleiten lassen. Ich denke da z. B. an die Scene, wo die letztere mit nichts weniger als christlich-demüthigen Worten Bertha ihre heidnische Vorliebe für — Schiller vorhält, und noch mehr an jene andere, wo sie salbungsvoll beginnt: „Höre an was Marcus sagt" und ihr Bruder dies — auf einen jüdischen Viehhändler bezieht. Aber zum Glück stehen solche Geschmacklosigkeiten vereinzelt da und werden durch recht gute Partien aufgewogen. Fürs größere Publikum bietet der Roman immerhin eine gesunde Kost.

In dem Titel des Romans „Komödianten" von Reinhold Ortmann (Nr. 2) liegt, wie der Inhalt zeigt, ein Doppelsinn. Denn diese Komödianten sind theils wirkliche Schauspieler — die allerdings auch im Leben Komödie spielen — theils scheinbare Ehrenmänner, die lange Zeit die Welt über ihre Schlechtigkeit täuschen. Den Schauplatz bildet eine alte Hansestadt — wahrscheinlich Bremen oder Lübeck. Der Held der Erzählung ist der Baumeister Marquardt, der edle und thatkräftige Sohn des scheinbar ehrenfesten, in Wirklichkeit aber durchaus frivolen, schließlich zum Verbrecher herabsinkenden Syndikus der Stadt. Neben ihm steht als Heldin Ellen, die Tochter eines frühern Malers, der jetzt zum Kunstgelehrten geworden ist, und einer Schauspielerin, die er aus Liebe geheirathet, die ihn aber aus Theaterleidenschaft und einer sinnlichen Neigung zu einem andern folgend treulos verlassen hat. Die schwere Versuchung, in die Ellen durch das berückende Spiel und die jugendschöne Gestalt des Schauspielers Astolf Sigurd geführt wird, der Schatten, den diese — wenn auch schnell vorübergehende — Episode auf ihre weitern Mädchenschicksale wirft und noch einmal in verhängnißvollster Weise auf ihr eheliches Glück mit Werner Marquardt zu werfen droht, die schöne That, womit Werner, der, seit ihm der Bau des berliner Parlamentsgebäudes übertragen wurde, ein berühmter Mann geworden ist, sich zunächst ein Anrecht auf ihre dankbare Freundschaft gewinnt, die Verirrungen und Intriguen und der schließliche Untergang des alten Marquardt, dies und manches andere bildet den spannenden, geschickt erzählten Inhalt des Romans.

Auch „Frauenrätsel" von Carl Ed. Klopfer (Nr. 3) ist entschieden geschickt erzählt; der Roman spielt in der

modernen wiener Gesellschaft und eröffnet betrübende Blicke in ökonomisch und moralisch zerrüttete Verhältnisse der österreichischen Residenz, aus denen andere Gestalten um so heller hervorstrahlen. Nach schwerem Leiden, das ihnen hauptsächlich aus der Schuld der Aeltern erwächst — diese haben auch dafür zu büßen, am entsetzlichsten in der effectvollen Schlußscene —, finden Götz und Magda von Puchstein ihr Glück. Unser Interesse bleibt von Anfang bis zu Ende lebendig, und einige Charaktere fesseln in nicht gewöhnlichem Grade. Auch die Sprache verdient im ganzen Lob; sie ist überall lebhaft und interessant und im ganzen auch rein. Aber ab und zu findet sich doch recht Bedenkliches, z. B.:

Er sagt, du wärst ein Reformer, einer von den Neuerern unter dem Adel, welche die geheiligten Traditionen verlachen und alles von Grund aus umgestalten möchten, unter dem Vorwand, es wäre ein Verbot der Zeit und der allgemeinen Entwickelung

oder der Ausdruck „zimperdöckchenhafte Geziertheit" oder die Stelle:

Der Hausherr verbarg die zerfleischende Sorge unter der conventionellen Maske, deren starres, wächsernes Lächeln seine Umgebung noch täuschen sollte

oder endlich der „unheilahnende Schreck".

Sehr verwandt mit diesem Roman, namentlich in der Führung der Handlung, ist „Am Alsterufer" von Gustav Kopal (Nr. 4). In beiden ist der Unheilstifter ein verkommener Vater; in beiden geht es schließlich aus Nacht zum Licht. Freilich während dort der Vater allein als Opfer fällt, stirbt hier außerdem noch der schuldlose Halbbruder der Hauptheldin, vorwiegend aus stillem Kummer darüber, daß sie, die er als Gattin heimzuführen hoffte, sich als seine nahe Verwandte erweist. Statt mit den wiener Adelskreisen wie in jenem Roman haben wir es hier mit hamburger Patrizierfamilien aus der Epoche kurz vor dem großen Brande zu thun. Doch der Vater ist in beiden Fällen ein heruntergekommener Offizier; nur bringt jenem der Trunk, diesem die Spielwuth Verderben. Auch Kopal weiß die Handlung geschickt zu führen; er schreibt gewandt und vermeidet die Stilmängel, die sich bei Klopfer bisweilen zeigen. Die Charaktere sind, wenn auch nicht sehr vertieft, doch mit Geschick gestaltet.

Edmund Lange.

5. Tarantella. Roman von Annie Bock. Zwei Bände. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1894. 8. 5 M.

Dieser Roman dürfte ein Erstlingswerk sein oder, wenn auch kaum das Erste, was die Verfasserin geschrieben hat, so doch das Erste, was von ihr als Buch erschienen ist; wenigstens ist ihr Name in der Literatur ganz unbekannt. Das allein ist aber der Grund zu dieser Vermuthung, denn aus dem Buche selbst, sowol seinem Inhalt als seiner Form nach, kann man diesen Schluß nicht ziehen: nichts darin deutet auf Dilettantismus, auf anfängerhafte Unbeholfenheit, ja so mancher berühmte Romancier könnte sich glücklich schätzen, wenn er ein solches Buch zu Stande brächte. Ohne Uebertreibung kann man sagen: die schreibenden Frauen der deutschen Literatur haben im letzten Jahre nichts gebracht, was besser wäre als dieser Roman, und kaum etwas, was so gelungen ist wie er; man vergleiche nur die neuesten Bücher Schubin's, Marriot's, der Baronin Suttner mit dem Roman Annie Bock's und man muß, will man gerecht sein, diesem den Vorrang einräumen. Er ist klar, und bis auf einige übrigens keineswegs unwahrscheinliche Zufälle entwickelt er sich natürlich und ungezwungen aus sich selbst heraus. Die Hauptpersonen bilden zwei Ehepaare, von denen bei einem der Mann, beim andern die Frau die Ehe zur Hölle macht, und deren leidende Theile einander lieben. Die gequälte Frau befreit sich nach langem Zögern von ihrem jämmerlichen Manne, sie kauft ihm die Einwilligung zur Scheidung um eine hohe Summe ab und lebt fortab nur ihrem Kinde und ihrer Kunst — sie ist Violinvirtuosin. Der leidende Mann in der andern Ehe kann sich jedoch nicht dazu entschließen, sich von seiner kleinlich nörgelnden, erblich belasteten Frau loszusagen, obwol ihn keine Rücksicht auf Kinder hindert, obwol ihm nicht blos Freiheit, sondern die Vereinigung mit der heißgeliebten Frau winkt. Man möchte fast glauben, ein gescheiter Mann könne nicht so unklug handeln! Doch sei damit der Verfasserin kein Vorwurf gemacht, denn sie hat den Charakter dieses Mannes immerhin so darzustellen verstanden, daß ihr diese sonderbare Handlungsweise nicht als Inconsequenz angerechnet werden kann. Und auch das kann man der Verfasserin nicht zum Vorwurf machen, daß man in ihrem Buche jenen geistigen Parfüm vermißt, der das Zeichen eigenartiger literarischer Charaktere zu sein pflegt. Man kann das sogar kaum beklagen, da literarische Eigenart nicht selten zu widerwärtiger, lächerlicher Steckenpferdreiterei wird, wie z. B. bei Jensen und Sacher-Masoch, oder doch zu ermüdender Einförmigkeit, wie bei Marriot und Schubin. Uebrigens läßt sich das Vorhandensein von Originalität doch nicht immer gleich aus dem ersten Buche feststellen.

Was man an dem Roman aber aussetzen möchte, ist, daß die Figur der Heldin denn doch etwas gar zu vollkommen gezeichnet ist, und das fällt um so mehr auf, als es den Anschein hat, als habe sich die Verfasserin damit selbst schildern wollen. Zu dieser Annahme wird man durch folgende Umstände bewogen.

Erstens zeigt die Verfasserin eine so außerordentliche Vertrautheit mit dem fahrenden Virtuosenleben, daß man zur Vermuthung kommt, sie kenne es aus eigener Erfahrung; zweitens stimmt manches in der Schilderung des Gesichtes der Heldin mit dem Bilde der Verfasserin überein, das dem Buche beigegeben ist; und drittens ist die Verfasserin thatsächlich Musikerin, wenn auch vielleicht nur schaffende, nicht ausübende, denn sie hat das Vorspiel zur Tarantella, die dem Buche den Namen verliehen, in Noten dem Texte beigegeben und dazu eigens bemerkt, daß sie es componirt hat. Dieses Vorspiel nun schildert sie in ihrer Erzählung als geradezu hinreißend schön, obgleich von der bezaubern-

den Wirkung, die es auf alle, die es hören, machen soll, gar nichts zu merken ist, wenn man es selbst am Klavier spielen hört. Hat die Verfasserin schon die naive Eitelkeit, ihre Composition so zu verherrlichen, warum soll sie es da nicht auch mit ihrem Aeußern, ihrer ganzen Art thun, indem sie sich selbst zum Modell ihrer Heldin erkoren hat? Jedenfalls liegt diese Annahme sehr nahe.

Aber mag die Verfasserin nun vorher den Bogen geführt haben oder nicht: so viel ist sicher: sie versteht es sehr gut die Feder zu führen.

6. Jean von Kerdren. Roman von Jeanne Schultz. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von Natalie Rümelin. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 10. Jahrgang. Band 23.) Stuttgart, J. Engelhorn. 1894. 8. 50 Pf.

Eine sehr einfache, aber ergreifende Geschichte: ein junges Ehepaar wird in seinem Glück durch die Erkrankung der Frau und deren Tod grausam gestört. Das Hinschwinden der jungen Frau, die von ihrer Mutter die böse Mitgift der Lungentuberkulose erhalten hat, und das qualvolle Leiden, das der Gatte dabei zu dulden hat, der es mit ansehen muß, ohne helfen zu können: das wird mit peinlicher Lebenswahrheit geschildert. Leser, die schon einen ihrer Lieben so hinscheiden gesehen haben, werden dies gewiß bestätigen; zu empfehlen ist es aber eben darum solchen Lesern nicht, denn diese Lektüre würde die vernarbten Wunden wieder aufreißen. Die Uebersetzung ist wie bei Natalie Rümelin immer: vorzüglich.

7. Unter Bauern und andere Geschichten von Hermine Villinger. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 10. Jahrgang. Band 24.) Stuttgart, J. Engelhorn. 1894. 8. 50 Pf.

Es ist wirklich merkwürdig, daß die Uebersetzungen, die Engelhorn — und das gilt ebenso von der Deutschen Verlags-Anstalt — aus fremden Sprachen bringt, fast durchwegs viel besser sind als die deutschen Originalwerke seines Verlages! So stehen auch diese Bauerngeschichten dem eben besprochenen französischen Romane entschieden nach, wenigstens die erste Geschichte „Unter Bauern", die nach der herrschenden Unsitte dem ganzen Buch den Namen gegeben hat. Die andern Novellen, namentlich „Die Flucht ins gelobte Land" sind ganz nett, ohne jedoch bedeutend zu sein. Die Sprache der Verfasserin ist von lobenswerther Frische, die ihrer Personen aber doch feiner als die wirklicher Bauern; überhaupt hat man nicht das Empfinden, als ob die Verfasserin echte Bauern schilderte. Sie erinnert in ihrer Art vielleicht ein wenig an Anzengruber; das bedeutet aber durchaus nicht besondere Hochstellung, denn man hält Anzengruber ganz mit Unrecht für einen tiefen Kenner der Bauern, nicht einmal ihre Sprache hat er ihnen nachzumachen verstanden, denn die Ausdrucksweise, die er ihnen in den Mund legt, wird jeder, der die österreichischen Bauern aus eigener Erfahrung kennt, für grundfalsch halten müssen.

8. Harznovellen von M. Eichler. Leipzig, B. Franke. 1894. 8. 1 M. 50 Pf.

Wenn man diese Novellen liest, so muß man einerseits über die Naivetät staunen, mit der sie geschrieben worden sind, andererseits über die Naivetät, mit der dem Publikum zugemuthet wird, derlei zu lesen. Freilich, selbst in unserer verwöhnten, an raffinirte Kunst gewöhnten Zeit gibt es noch Leute, denen so etwas gefällt; allerdings gehören sie wol ausnahmslos der sogenannten „reifern Jugend" und Leuten ohne literarische Bildung und Geschmack an: wer sonst könnte denn auch an diesen kindlich einfältigen Geschichten Gefallen haben. Nur eine von diesen erhebt sich über das tiefe Niveau, auf dem sie stehen; sie heißt „Die Jagd nach dem Glück" und hat eine harmlose, aber ganz erheiternde Verwechselung nach Lustspielart zum Gegenstande.

9. Fräulein Li und andere Humoresken von Emil Loewen. Dresden, E. Pierson. 1894. 8. 1 M. 50 Pf.
10. Das Recht auf Thorheit. Geschichten einer Schellenkappe von Alexander Engel. Dresden, E. Pierson. 1894. 8. 2 M.
11. Krauser Krimskrams. Märchen und Geschichten für „große Kinder" von Karl Winderlich. Dresden, E. Pierson. 1894. 8. 3 M.

Die Novellensammlung „Fräulein Li" von Emil Loewen (Nr. 9) — wieder heißt das ganze Buch nach der ersten Geschichte! — steht auf der Höhe der zuletzt erwähnten Geschichte „Die Jagd nach dem Glück", das heißt: sie enthält harmlose lustige Geschichten mit Motiven, wie sie im deutschen Lustspiel im Schwunge sind. Als Eisenbahnlektüre annehmbar, sonst ganz werthlos.

Nicht viel höher steht auch die Sammlung „Das Recht auf Thorheit" von Alexander Engel (Nr. 10), obwol der Verfasser offenbar recht bedeutend sein will. Fast alle Geschichten zeigen ein widerwärtiges Gemisch von Sentimentalität, Lüsternheit und geistreichelnder Witzelei. Das verhältnißmäßig Beste findet man in den „Randglossen", von denen einige hier mitgetheilt seien:

> Wer für die Kunst lebt, stirbt Hungers. — Modepoeten sind die Confectionäre der Literatur. — Viele Monumente bestehen aus Steinen, die man dem Todten bei Lebzeiten nachgeworfen. — Die Deutschen bezeichnet man als ein Volk der Dichter, und doch denken sie nur selten an ihre Dichter.

Schon das Gemisch von Novellen, Skizzen, literarischen Satiren und Aphorismen macht einen übeln Eindruck. Das ist so Dilettantenart, alles ohne Wahl zusammenzupferchen, nur um daraus ein Buch zu machen. Auch die Herren vom „jüngsten Deutschland" pflegen übrigens diese Unsitte, die ihren Ursprung wol kindischer Eitelkeit dankt!

Demnach paßte der Titel „Krauser Krimskrams", den Karl Winderlich (Nr. 11) seinem Buche gegeben hat, auch auf das Engel's!

Einen treffendern Titel hätte sich Winderlich übrigens gar nicht aussuchen können, höchstens daß das Adjectiv „kraus" zu wenig bezeichnend ist; es gäbe dafür treffendere Worte, allerdings solche, wie sie Autoren über ihre Bücher

selbst niemals gebrauchen und von andern Leuten nur ungern hören. Was das wol für „große Kinder" sein mögen, für die der Autor sein „Werk" bestimmt hat? Man kann es sich beim besten Willen nicht denken. Kinder wie Erwachsene müssen diesen „Märchen und Geschichten" rathlos gegenüberstehen, klug werden sie sicher nicht daraus werden. Offenbar soll tiefe Weisheit darin stecken, aber wenn dem so ist, dann muß sie sehr tief stecken, denn finden kann man sie nicht!

12. Die Modistin. Novellen und Skizzen von Dora Duncker. Berlin, Freund u. Jeckel. 1894. 8. 2 M.
13. Novellen von Ernst Behrend. Berlin, Freund u. Jeckel. 1894. 8. 2 M.
14. Die Sünder. Eine Liebesgeschichte von Theodor Wolff. Berlin, Freund u. Jeckel. 1894. 8. 2 M.
15. Reiselustiges. Allerhand über Rumtreiben und Zuhausebleiben. Zusammengetragen von Sigmund Haber. Berlin, Freund u. Jeckel. 1894. 8. 2 M.

Dora Duncker, deren Buch (Nr. 12) auch wieder nach der ersten Geschichte betitelt ist, sowie Ernst Behrend (Nr. 13) haben leidlich verständige Novellen geschrieben, aber dabei in keiner Richtung Bedeutendes, Eigenartiges, ja nur Unterhaltendes geschaffen.

Theodor Wolff dagegen hat mit seiner Novelle „Die Sünder" (Nr. 14) eine sehr hübsche Liebesidylle und zugleich Tragödie aus dem Weltstadtleben Berlins erzählt. Sie erinnert manchmal an Ludwig Jacobowski's Roman „Werther der Jude", ohne diesem jedoch an literarischem Werthe gleichzukommen. Jedenfalls bietet sie aber eine anregende Lektüre und sei allen empfohlen, die von einem Buche mehr verlangen, als die obligate Steeple-chase, die Er und Sie durchmachen müssen, ehe sie einander „kriegen".

Das vierte Buch, Sigmund Haber's „Reiselustiges" (Nr. 15), enthält allerhand Betrachtungen über das Reisen, darunter manches nicht üble, aber in dieser Menge ist es zu viel; derartiges kann man sich gelegentlich in einem Feuilleton gefallen lassen, aber ein ganzes Buch daraus zusammenzustellen, ist eine selbstgefällige Geschmacklosigkeit.

Theodor von Sosnosky.

Feuilleton.

Gar mancher Heißsporn würde sich in den bewegten Kämpfen der Gegenwart größerer Mäßigung befleißigen, wenn er bedächte, daß die Gedanken, für die er sich erhitzt, schon in weit zurückliegenden Zeiten verfochten und durch den Gang der Ereignisse entweder in ihrer Berechtigung bestätigt oder widerlegt worden sind. In pädagogischen Kreisen ist man natürlich auch schon darauf aufmerksam geworden, daß die modernen Reformbestrebungen im Alterthum eine lehrreiche Parallele finden. Jetzt hat der Professor der classischen Philologie an der Universität Breslau Friedrich Marx in einer zur Feier des Geburtstages unseres Kaisers gehaltenen Rede es unternommen, die Aufmerksamkeit hinzulenken auf eine Bewegung im Geistesleben allgemein und insbesondere im Unterrichtswesen des römischen Alterthums, die sich vielfach mit ähnlichen Bewegungen der Gegenwart und auf demselben Gebiete vergleichen läßt: auf die Stellungnahme der führenden Kreise des alten Rom zu der griechischen Sprache und Literatur und zu dem griechischen Unterricht, dem dabei zu Tage tretenden Chauvinismus und auf die Bestrebungen, eine Schulreform nach der nationalrömischen Seite ins Werk zu setzen, allgemein, den Erzeugnissen vaterländischer Literatur den Vorrang vor den literarischen Schöpfungen griechischer Herkunft zu erringen. Die Rede ist unter dem Titel „Chauvinismus und Schulreform im Alterthum" erschienen (Breslau, Wilhelm Koebner, 1894). Klar und fesselnd führt der Verfasser den Gang der Dinge vor und weiß durch charakteristische Beispiele die bekannten Thatsachen zu veranschaulichen. „Ueber dritthalbtausend Jahre sind bereits verflossen, während des fast ununterbrochen in der Schule die Lieder des ewigen Homeros mit die Grundlage des Jugendunterrichts gewesen sind, bei Hellenen wie Barbaren, insofern letztere überhaupt griechischer Bildung zugänglich sein mochten." Wenn man nun bedenkt, daß es auch bei den Griechen nicht an engherzigen Bestrebungen gefehlt hat, den Homer aus der Schule zu entfernen, so wird man sich nicht zu sehr wundern, daß der Werth der griechischen Dichter in der neuern Zeit nicht von allen recht erkannt wird. Schon auf griechischem Boden ist der Pflege idealer Güter in grob materialistischer Gesinnung eine Gegnerschaft erwachsen. Aber unaufhaltsam brach sich der griechische Genius Bahn. In griechischer Sprache schrieben die ältesten römischen Geschichtschreiber und ein griechischer Mann steht am Anfange der römischen poetischen Literatur. Ein Act ausgleichender Gerechtigkeit ist es, daß die griechische Bildung triumphirend ihren Einzug in das siegreiche Rom hielt. Unter den Verfechtern nationaler Denkweise und Literatur ragt der alte Cato hervor. Bei andern, wie bei Marius, war die Gegnerschaft gegen die griechische Bildung Ausfluß der eigenen Unbildung und oppositionell demokratischer Gesinnung. Ihr eigenes Grab grub sich die chauvinistische Selbstgefälligkeit der Römer in der Ausbildung einer specifisch römischen Rhetorik, die zugleich der Ruin aller Arten der Dichtung wurde. Frei von chauvinistischen Anwandlungen hielten sich dagegen die besten Männer Roms. „Julius Cäsar, seine Nachfolger, die Kaiser Augustus und Tiberius, waren eifrige Förderer der vaterländischen Literatur, aber zugleich Freunde und Verehrer der griechischen Sprache, der griechischen Schriftsteller und stets von einer Schar der besten Vertreter griechischer Bildung umgeben.... Der feinsinnigste und taktvollste Kritiker der Zeit des Augustus, der Dichter Horaz, wies unbekümmert um das Geschrei selbstgefälliger Chauvinisten auf die ewigen Muster der Griechen hin als das einzige Heil jedweden künstlerischen Strebens." Und die folgende Zeit hat ihnen recht gegeben. Denn, wie Marx am Schlusse betont: „Nach der Ueberwindung einer mächtigen Strömung von nationalem Chauvinismus kam man zu der Anschauung, daß beide Disciplinen für ewig ungetheilt die Grundlage der Jugendbildung bleiben müßten. Dies blieb auch der Grundsatz des Kaisers Vespasian, der zuerst die Besoldung der Professoren auf die Staatskasse übernahm: dem Lehrer des Latein steht gleichberechtigt sein griechischer College zur Seite, und diese Parität wurde gewahrt in großen wie in kleinen Städten bis zum Untergang der antiken Cultur, soweit die Geldmittel der Gemeinden hinreichten und passende Vertreter zur Stelle waren."

Auch Dr. Otto Francke meint in einem im Volksbildungsverein zu Weimar gehaltenen Vortrage: „Herder und das Weimarische Gymnasium" (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Virchow und Wattenbach. Neue Folge, Achte Serie, Heft 183 [Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G.]), bei den lautesten Vorkämpfern im Streite werde der ruhig denkende Beurtheiler den nothwendigen historischen Sinn vermissen,

und greift aus den weisen Männern vergangener Zeit Gottfried Herder heraus als den, der zwar nicht die heutzutage bestehende Gärung in Sachen der höhern Schulen vorausverkündet, dagegen — was viel mehr sei — die brennenden Fragen unserer Zeit in einem der seinigen entsprechenden Umfange mit einer unendlichen Fülle von Gedanken geradezu vorweggenommen habe. Die von ihm gegebene gute Uebersicht über diesen Gegenstand wird vielen willkommen sein. Auf seiner Fahrt über Kopenhagen nach Nantes entwarf Herder den Plan zu einer später in Riga zu gründenden Erziehungsanstalt. Der Grundzug der geplanten Anstalt war, wie Francke näher ausführt, ein durchaus realistischer: das multum, non multa war dabei geradezu auf den Kopf gestellt. Man fragt sich: Wie konnte dieser ideal gesinnte Mann zu einem so weitgehenden Realismus, ja zum äußerlichsten Utilitarismus herabsinken? Es war eben nur die natürliche in jugendlicher Schwärmerei über das Ziel hinausschießende Reaction gegen die einseitige Bildungsrichtung seiner Zeit. In seiner vom 11. October 1776 datirten Bestallung als Gen.-Superintendent überkam Herder unter anderm auch die Aufsicht über das Gymnasialschulwesen des Landes. Die Hauptquelle unserer Kenntniß seines Wirkens in dieser Beziehung sind seine Schulreden. Wie viel in ihnen heute noch Geltung hat, ist ja bekannt. Im Jahre 1785 ging er an eine vollständige Reform. Den Druck seines Schulplans lehnt er jedoch ab, denn „er wird nachher eine Fessel, in der 1¼ Jahrhundert lahm schleichet". Sein Ziel ist wahre Menschenbildung. Die Rücksicht auf den zukünftigen Beruf soll dabei nicht störend wirken. „Ist das Messer einmal gewetzt, so kann man allerlei damit schneiden." Die Ansichten Herder's über die verschiedenen Erziehungsmittel haben sich inzwischen abgeklärt. Interessant sind seine gesunden Anschauungen über den Betrieb von Geschichte, Geographie und Naturwissenschaften. Besonders beweiskräftig werden im Munde dessen, der seine Muttersprache und nationale Gesinnung so hochstellt, die Urtheile über den Werth der alten Sprachen und die antike Literatur sein. In erster Linie steht hier die lateinische Lection, „denn ein Gymnasium ist eine lateinische Schule, und die lateinische Sprache ist das Werkzeug der Wissenschaften". Aber auch dem Griechischen errang er eine ehrenvolle Stellung. Die Alten schildern nach ihm Charaktere, Grundsätze, Sitten, Meinungen; ihre besten Schriftsteller zeigen auf die Tugend als das Zünglein der Wage menschlicher Handlungen und den edelsten Kampfpreis des menschlichen Lebens. Licht und Schatten stellen sie dar, sie contrastiren und gruppiren Gestalten und Sinnesarten, sie flößen uns so das moralische Gefühl des Schicklichen, Großen, Schönen, Anmuthigen und Edeln ein. „Wer, unter welchen Vorwänden es sei" — ruft er ein andermal aus — „der Jugend die Werke der Alten aus den Händen bringt, er kann den Schaden mit nichts ersetzen. Das war Julian's Kunststück, wodurch er seinen Feinden die tiefste Wunde schlagen wollte."

— Der bekannte Herausgeber der Reden Bismarck's, Horst Kohl, bereitet eine Ausgabe der Bismarck-Gedichte des „Kladderadatsch" 1862—94 vor (Berlin, Verlag von A. Hofmann u. Comp.).

— Nach zweijähriger Pause wird Hans Hoffmann einen neuen Roman noch in diesem Herbst veröffentlichen. Er soll „Wider den Kurfürsten" heißen und wird die Belagerung Stettins durch den Großen Kurfürsten behandeln.

— Anfang November erscheint bei C. Bertelsmann in Gütersloh eine neue Grillparzer-Biographie unseres Mitarbeiters Dr. E. Lange. Sie will versuchen, dem ganzen Grillparzer gerecht zu werden, vor allem auch mehr als üblich den Denker und feinsinnigen Aesthetiker zu berücksichtigen.

— Von der Sammlung „Deutschlands Kriege von Fehrbellin bis Königgrätz" (München, C. H. Beck) liegen uns zwei neue Bände, der achte und der neunte, vor. Der eine enthält unter dem Titel „Schleswig-Holstein meerumschlungen" die Darstellung der Ereignisse von 1848—1864, der andere den Krieg von 1866. Der Verfasser, Karl Tanera, zeigt auch in diesen Bänden die Eigenschaften, die ihn zu einem beliebten militärischen Schriftsteller gemacht haben: Klarheit der Auffassungen und Frische der Darstellung. Die Absicht der beiden Bücher wie der ganzen Sammlung ist, zu belehren über diese wichtigen Epochen unserer Geschichte. Diese Belehrung kann aus ihnen jeder schöpfen, der das Buch aufmerksam liest und der sich die Mühe nimmt, die ganz vortrefflichen Karten der einzelnen Kriegsschauplätze zu vergleichen.

— Im Anschluß an die Artikel über Nietzsche in der vorigen und heutigen Nummer theilen wir unsern Lesern mit, daß im Verlage von C. G. Naumann in Leipzig eine Gesammtausgabe der Werke Nietzsche's, herausgegeben von Fritz Kögel und Ed. von der Hellen, erscheinen wird. Die Ausgabe ist auf acht Bände berechnet. Der Subscriptionspreis des Bandes beträgt 7 M. 50 Pf. Wir werden auf diese neue Ausgabe noch wiederholt zurückkommen.

— Unter dem Titel „Sang an Aegir" wird Ende dieses Monats eine Dichtung und Composition von Sr. Majestät dem deutschen Kaiser Wilhelm II. im Verlage von Ed. Bote u. G. Bock in Berlin erscheinen.

— Von Frau von Ebner-Eschenbach ist ein neuer Band Novellen noch in diesem Herbst zu erwarten.

— Von französischen Romanen sind uns zugesandt worden: „L'Etranger", von Jules Case (Paris, Paul Ollendorf) und „Mortelle Intrigue", von Baude de Maurceley (ebenda), beide werden den Liebhaber von Erzählungen, die pariser Sitten und Anschauungen schildern, sehr zu interessiren im Stande sein; beide aber bewegen sich jenseits der Grenzen, wo die Lesbarkeit eines Romans für deutsche Frauen aufhört. Doch wird der gereifte Mann in dieser Eigenschaft an und für sich nicht ein vorwiegendes Interesse finden. Denn beide Romane haben ein wirklich psychologisches Interesse.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir auch, wenn auch etwas verspätet, das Erscheinen von Zola's neuestem Roman „Lourdes" (Paris, Charpentier) anzeigen; es wird später noch an besonderer, wichtigerer Stelle von ihm die Rede sein. Der berühmte Romancier hat hiermit seine sociologischen und psychologischen Studien auf das Gebiet religiöser Erscheinungen ausgedehnt und schildert uns, in der bei ihm gewöhnlichen außerordentlichen Breite, die fast an Goethe's „Wilhelm Meister" erinnert, die Pilgerfahrten nach Lourdes mit allem Zubehör, den ekstatischen Zuständen, den Pilgerextrazügen, den pathologischen Erscheinungen religiöser Suggestion, den Frivolitäten, die sich daran knüpfen. Unsere Leser werden aus den Zeitungen wissen, daß die Kirche auf diesen Roman, der uns den Eindruck halb eines ernsten Buches, halb eines Pamphletes macht, rasch eine Antwort ertheilt hat: Lourdes steht auf dem index librorum vetitorum. Der wahre Sinn und Zweck des Buches ist daraus ersichtlich.

Bibliographie.

Altenkrüger, E., Friedrich Nicolais Jugendschriften. Berlin, C. Heymann's Verlag. Gr. 8. 2 M.

Kohl, H., Die politischen Reden des Fürsten Bismarck. Historisch-kritische Gesammtausgabe. Bd. XI: 1885—1886. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Gr. 8. 8 M.

Riehl, W. H., Religiöse Studien eines Weltkindes. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 8. 6 M.

Telmann, K., Auf eigener Scholle. Dresden, E. Reißner. 8. 7 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. —— Nr. 43. —— 25. October 1894.

Sociale Kernfragen.

Wenn Eduard von Hartmann, der Verfasser der „Philosophie des Unbewußten", ein Buch wie das uns vorliegende *) veröffentlicht, so dürfen wir zweierlei erwarten: erstens, daß wir eine Fülle scharfsinniger, geistreicher und nützlicher Bemerkungen und Ausführungen darin finden werden, und diese Erwartung wird auch vollauf befriedigt, nur daß die meisten der hier zusammengestellten Wahrheiten nichts weniger als neu sind; zweitens, daß das Buch den Einfluß der Hauptbeschäftigung des Verfassers deutlich zeigen werde, das trifft jedoch nur halb zu. Nicht mit Beziehung auf den Standpunkt. Seinen philosophischen Standpunkt hat E. von Hartmann wiederholt als den des eudämonistischen Pessimismus verbunden mit dem evolutionistischen Optimismus bezeichnet. Da sich Massenelend in Deutschland erst seit dem Krachjahr 1873, also vier Jahre nach der ersten Ausgabe von Hartmann's Erstlings- und Hauptwerke eingestellt hat, so mußte er diese Erscheinung, sollte man meinen, als eine Bestätigung seiner Grundansicht, wonach der Culturfortschritt die Menschen immer unglücklicher macht, in den Vordergrund stellen. Statt dessen schiebt er sie beiseite, behauptet, die Lage der Arbeiter habe sich gerade in den letzten zwanzig Jahren gegen früher außerordentlich gebessert und stellt uns eine ganz erträgliche Zukunft in Aussicht, die den bekannten pessimistischen Abschluß des Weltprocesses in eine unendliche Ferne rückt, d. h. einfach verschwinden läßt. Der evolutionistische Optimismus aber führt offenbar zum Socialismus; denn wenn sich der Wirthschaftsbetrieb immer mehr vervollkommet, was anderes sollte da auf den individualistischen Betrieb, bei dem die Entwickelung doch nicht stehen bleiben kann, folgen als der socialistische, da eben der Optimismus den Gedanken einer Rückkehr zur Sklavenwirthschaft ausschließt? Gleichzeitig müßte jene sittliche Entwickelung, an welche Hartmann glaubt, da sie die Ueberwindung des Egoismus durch den Altruismus zum Ziele hat, zur Verzichtleistung auf das Privateigenthum oder wenigstens auf seinen willkürlichen Gebrauch führen; mit jeder Einschränkung der Gebrauchsfreiheit verliert das Eigenthumsrecht an Inhalt und Werth. Statt dessen erscheint die Bekämpfung des Socialismus und die Vertheidigung des Kapitalismus als ein, wo nicht als der Hauptzweck des Buches. Also von Hartmann's Dogmen spürt man hier nichts.

Desto stärker ist unglücklicherweise die Methode der Untersuchung durch die Denkgewohnheiten des speculativen Philosophen beeinflußt worden; statt von der Wirklichkeit auszugehen, geht er von Allgemeinheiten aus, und operirt mit Begriffen, wo es sich um Menschen, Dinge und deren Beziehungen zueinander handelt. Die Einleitung beginnt mit den Worten: „Die sociale Frage besteht in dem Anspruch der niedern Klassen auf eine bessere wirthschaftliche Stellung, auf einen größern Besitz von Genußmitteln und größere Bequemlichkeiten des Lebens." Nein, darin besteht sie nicht! Hat er doch selber im Vorwort ganz richtig gesagt, es sei falsch, die Einzahl zu gebrauchen; was man die sociale Frage nennt, sei ein verwickelter Knäuel von Fragen. Mit ebenso viel Recht könnte man definiren: die sociale Frage besteht darin, daß die Spinner und Weber von Lancashire die indischen Musselinweber ums Brot bringen, um dann ihrerseits von den indischen Webern ums Brot gebracht zu werden, nachdem die englischen Kapitalisten ihre Fabriken „der billigern Arbeitskräfte wegen" nach Indien verlegt haben. Oder sie besteht darin, daß die ehedem wohl angebauten englischen Fluren bis in die Nähe von London veröden, weil die Pächter die Concurrenz des amerikanischen Weizens nicht aushalten, und das in einem Lande, welches selbst bei intensivster Bebauung seine Bewohner noch nicht zu ernähren vermöchte. Die Ansprüche der untern Klassen gehören allerdings auch dazu, aber was der internationalen Arbeiterbewegung ihren gefährlichen Charakter verleiht, das sind nicht die Ansprüche auf höhern Lohn und dergleichen, sondern die

*) Die socialen Kernfragen von Eduard von Hartmann. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1894. Gr. 8. 10 M.

Existenzunsicherheit aller nicht geradezu reichen Menschen, und der jedem Mittellosen drohende Sturz in die Hölle des Lumpenproletariats, eine Hölle, deren Schrecken die der Phantasiebilder Dante's weit übertreffen, das ist es, was die Massen der Armen zur Verzweiflung und zum Wahnsinn, zu Selbstmord und Verbrechen treibt. Weiter heißt es:

„Da nun blos das verzehrt werden kann, was producirt ist, so ist der erste Anspruch nur zu erfüllen entweder durch eine veränderte Vertheilung des schon gegenwärtig Producirten oder durch eine Steigerung der Production über ihr gegenwärtiges Niveau hinaus, der zweite Anspruch, so weit er nicht durch die Erfüllung des ersten schon mit erfüllt wird, nur durch eine Verringerung der Arbeitslast. Hiernach zerfällt die sociale Frage zunächst in drei Unterfragen: 1) Kann das schon gegenwärtig Producirte zweckmäßiger vertheilt werden als bisher? 2) Kann die Production über den gegenwärtigen Stand hinaus gesteigert werden? 3) Kann die Arbeitslast unter ihr gegenwärtiges Maß vermindert werden?"

In die Beantwortung dieser drei Fragen gliedert sich das Buch; angehängt wird dann noch die Bevölkerungsfrage. Die Fragestellung ist nun aber verfehlt, selbst wenn wir zugestehen wollten, daß die sociale Frage blos in den Ansprüchen der Arbeiter bestehe, und daß Rußland und Indien, wo die Bauern und die Musselinweber schweigend verhungern, keine sociale Frage hätten. Danach nämlich, ob die Production gesteigert werden könne, braucht nicht gefragt zu werden, denn kein Mensch zweifelt daran, daß sie beim heutigen Stande der Technik, wenn nicht ins schlechthin Unendliche, so doch ins Unberechenbare gesteigert werden könnte. Danach, ob sie gesteigert werden könne, braucht vor allem deswegen nicht gefragt zu werden, weil die heutige Schwierigkeit, die wichtigste aller socialen Kernfragen, eben darin besteht, daß, wie alle Unternehmer behaupten, zu viel producirt wird, so daß die ostelbischen Rittergutsbesitzer durch die Fülle des Weizens, Roggens und Spiritus, die französischen Weinbauern und die italienischen Grundherrn durch ihren Ueberfluß an unverkäuflichem Wein, die Industriellen durch ihre lagernden Vorräthe von Eisen und Geweben bankerott werden, weshalb denn auch alle ihre Bestrebungen darauf gerichtet sind, durch Trusts, Schutzzölle und Erschwerung des Transports die Gütermenge zu vermindern oder wenigstens ihren Umlauf zu hemmen. Die Frage lautet also nicht (denn so meint sie der Verfasser): wie kann die Production durch Erhöhung der Productivität der Arbeit gesteigert werden? Sondern: wie können die Fesseln gesprengt werden, in welche die ungeheuere Spannkraft der heutigen Productivität geschmiedet ist, und wie können die Hindernisse beseitigt werden, die nicht einmal den vollständigen Verbrauch dessen gestatten, was diese gefesselte Production erzeugt?

Diesen gegenwärtigen Zustand erwähnt auch Hartmann, aber anstatt ihn als das eigentliche Problem an die Spitze zu stellen, versteckt er die Erwähnung an einen Ort, wo sie gar nicht hingehört, unter die Geldkrisen (S. 211—234), um den Geldmangel als Ursache des Widersinns hinzustellen. Es ist aber in Deutschland, in unserm Jahrhundert wenigstens, noch niemals vorgekommen, daß irgendein Gebrauchsgut unverkauft liegen geblieben wäre, weil es an Tauschmitteln für das Kaufgeschäft gefehlt hätte; diese sind immer vorhanden. Warum sie gerade dem oft nicht zur Verfügung stehen, der das Gut braucht, das ist eben die Frage, die beantwortet werden soll, aber nicht mit dem bekannten Witze des Onkel Bräsig; das thun aber alle, welche die Frage als eine Währungs- oder sonstige Geldfrage behandeln.

Die Fesselung der Production ist die Wirkung eines sehr verwickelten Processes, der hier nicht vollständig dargelegt, aber doch wenigstens an einem besondern Falle veranschaulicht werden kann. Der ostelbische Großgrundbesitzer hebt das Instenverhältniß seiner Leute auf, weil ihn das Deputat und die Kuh reuen, die er jeder Familie gewähren muß. Er wirthschaftet mit Dienstboten, Wanderarbeitern und Maschinen weiter und verlegt sich außerdem vorzugsweise auf Zuckerrüben und Spiritus. Die Instenfamilien strömen in die Großstadt und helfen dort die Bodenrente, also für sich selber die Wohnungsmiethe steigern. Die Möglichkeit ist ihnen benommen, sich mit Hülfe von Maurer und Zimmermann eine eigene Hütte in gesunder freier Lage zu bauen, deren Miethwerth auf hundert Mark veranschlagt werden würde, und dreihundert Mark, den dritten Theil ihres Einkommens, muß nun jede Familie für eine beschränktere Wohnung in einem übelriechenden, engen, licht- und luftlosen Hofe zahlen. Durch ihre bloße Anwesenheit befördern also diese Zuzügler den Bau solcher ungesunden Wohnungen. Ihr Einkommen fließt vielleicht aus einer Fabrik, deren Erzeugnisse dem Modeluxus oder irgendeinem Laster dienen. Durch ihre Arbeitsuche drücken sie den Lohn in diesen Industrien, machen diese rentabler und befördern sie also. Die Wohnungsverhältnisse gestatten ihnen weder die Sommererholung im Freien noch das Wintervergnügen in der Spinnstube, wie sie es früher genossen, und lassen ihnen das Wirthshaus als einzige Erholungsstätte übrig. Das Recht, dort zu verweilen, müssen sie sich durch Trinken erkaufen, und namentlich bei kalter Witterung, wo der Magen kein Bedürfniß nach größern Mengen einer kalten dünnen Flüssigkeit empfindet, ziehen sie Schnaps vor; so sehen sie sich indirect von ihrem frühern Brotherrn gezwungen, dessen Spiritus zu verzehren. Sie könnten statt dessen französischen oder italienischen Rothwein trinken und dadurch die französischen Bauern vorm Bankrott und die italienischen Arbeiter vor der Pellagra bewahren — das wäre unserer Ansicht nach den deutschen Arbeitern heilsam und nach Hartmann, der allerdings alle alkoholhaltigen Getränke, auch den Wein, verbannt wissen will, wenigstens weniger schädlich — allein die deutschen Weinbauern erlauben das nicht. Hier sehen wir also, wie die Production höchst nützlicher Güter (die von ländlichen Wohnhäusern und Wein) verhindert, die von schädlichen

oder doch weniger nützlichen Gegenständen (ungesunden Wohnungen, Schnaps, Luxuswaaren) erzwungen oder gefördert wird. Und wer sind die Hindernden und Zwingenden? Die kapitalistischen Unternehmer, die bei der Production nicht danach fragen, was die Nation, was die Gesellschaft braucht, sondern was ihnen größern Gewinn abzuwerfen verspricht.

Anstatt sich mit den hier angedeuteten Hindernissen der Production zu beschäftigten, die in der Natur des kapitalistischen Unternehmerthums und in den zu seinem Nutzen geschaffenen Staatseinrichtungen liegen, erwägt Hartmann eine Reihe von Mitteln zur Vermehrung der Production, die allesammt auf den Witz des Onkel Bräsig hinauslaufen. So unter anderm die Erziehung der Arbeitsscheuen zur Arbeit. Aber wenn die gelänge, so wäre das ja unter den Verhältnissen, die uns der Kapitalismus bescheert hat, geradezu ein entsetzliches Unglück! Ein Unglück freilich, das zuguterletzt in Glück umschlagen könnte, wenn nämlich der Zufluß der zur Arbeit Erzogenen die Concurrenz auf dem Arbeitsmarkte ins Unerträgliche steigerte, die Verzweifelnden zum Massenselbstmorde triebe und so das Gleichgewicht zwischen Angebot und Nachfrage auf einige Zeit wieder herstellte.

In dem Abschnitte, der von der Vertheilung des Arbeitsertrages handelt, ist der zweite Theil überschrieben: „Die Vertheilung des Arbeitsertrages zwischen Kapital und Arbeit." Die Redewendung ist herkömmlich, aber darum noch nicht berechtigt, diesmal um so unberechtigter, als der Verfasser die verschiedenen Bedeutungen des Wortes Kapital fortwährend untereinander wirft. Der Arbeitsertrag wird überhaupt nicht zwischen Abstracten, sondern zwischen Personen vertheilt. Stellen wir uns zwei Fälle von Vertheilung vor, einen aus früherer, einen aus heutiger Zeit. Vor funfzig Jahren wurde in meiner Heimat folgendermaßen gebaut. Der Bürger, der sich ein Haus bauen wollte, dang den Maurer- und Zimmermeister, und diese bestellten ihre Leute. Die Materialien kaufte entweder der Bauherr ein, oder die Bauhandwerker lieferten sie und machten dann selbstverständlich einen Handelsgewinn davon. Jeder Maurer oder Zimmermann bekam Sonnabends vom Bauherrn seinen Arbeitslohn ausgezahlt, etwa zehn Silbergroschen auf den Tag, und davon gab er seinem Meister einen Silbergroschen ab; das war dessen Arbeitslohn; soviel Leute er beschäftigte, soviel Silbergroschen hatte er täglich zu verzehren. Wo steckte da das „Kapital", mit dem die Arbeit den Arbeitsertrag zu theilen gehabt hätte? Nirgends! Es ist gar nicht vorhanden! Das ganze Arbeitsproduct, nämlich das Haus, bekommt der Bauherr. Als Gegenleistung tritt dieser den Arbeitern und Arbeitsleitern einen Theil seines Anspruchs auf anderweitige Gebrauchsgüter ab; diese Abtretung erfolgt in der Form einer Geldzahlung, und in das Geld theilen sich die Arbeiter im engern Sinne und die Arbeitsleiter, die man allenfalls Unternehmer nennen kann, in der Weise, daß jeder Arbeiter dem Betriebsleiter den zehnten Theil abtritt, dieser also den zehnten Theil des gesammten Arbeitslohnes erhält. Und wie wird heute in Berlin gebaut? Der Bauplatzbesitzer schiebt den Strohmann vor, dieser miethet die Handwerker und nimmt Hypotheken auf, die so verwendet werden wie die Panamagelder. Nach Vollendung des Baues verschwindet der Strohmann, das Haus wird subhastirt und der Käufer, oder vielmehr die Gesammtheit seiner Miether, zahlt den Hypothekengläubigern die Zinsen. Wie steht es hier mit der Vertheilung? Das „Kapital", wenn wir diesen schiefen Ausdruck gebrauchen wollen, d. h. die Hypothekengläubiger und der Bauspeculant soweit er der ursprüngliche Besitzer des Baugrundstückes ist, haben den Vortheil einer Kapitalanlage, die vielleicht eine Kleinigkeit mehr Zins abwirft, wie wenn nicht gebaut worden wäre. Die „Arbeit" zerfällt in Meister und gewöhnliche Arbeiter. Die letztern bekommen ihren Tagelohn nicht vom Ertrage der von ihnen geleisteten Arbeit, sondern aus der Tasche des Meisters, so lange es diesem reicht. Dieser, der doch auch zu den Arbeitern gehört, bekommt nichts, rein nichts, nicht mal den Strick oder Revolver, womit er sich zuletzt aus dieser vortrefflichen kapitalistischen Ordnung ins Jenseits oder ins Nichts rettet, und den Geldwerth des geschaffenen Arbeitsproductes trägt der Speculant davon, der große Spitzbube, dem es unsere Justiz als „heiliges Eigenthum" schützt, wenn ihm ein kleiner Spitzbube, etwa ein hungeriger Bettler, vielleicht der Sohn eines von ihm zu Grunde gerichteten Handwerkers, einen Nickel davon entwenden will. Nehmen wir noch einen dritten Fall dazu, wo kein Spitzbube mitwirkt, wo aber die Vertheilung Bedenken erregt, wenn man sich den ersten Fall vor Augen hält. In einer großen berliner Brauerei haben voriges Jahr erhalten: die achthundert Arbeiter einschließlich der Werkmeister rund 800,000 Mark, die Actionäre rund 800,000 Mark, der Director nahe an 100,000 Mark Tantième und sein Gehalt, das in dem mir vorliegenden Nachweis nicht angegeben ist. Der Director entspricht ungefähr dem Zimmermeister des ersten Falls und sein Lohn beträgt ein Neuntel statt eines Zehntels der gesammten Arbeitslöhne, eine Erhöhung, die noch nichts Bedenkliches hat. Aber womit haben die Actionäre ihre 800,000 Mark verdient? Sind sie nothwendig? Natürlich, ohne sie gäbe es keine Actienbrauerei, vielleicht überhaupt keine Riesenbrauerei, aber würde es ohne sie auch kein Bier geben? Nicht doch! Es hat den Deutschen niemals an Bier gefehlt, selbst vor Zeiten nicht, als sie noch gar keine Brauereien hatten; damals hatte jede Hausfrau ihren Braukessel am Herd stehen. Also nicht, um das deutsche Volk mit Bier zu versorgen, sind jene Actionäre mit ihren 800,000 Mark Dividende nöthig, sondern blos, um die kleinen Brauereien aufzusaugen, und deren Besitzer ins Proletariat herabzustoßen.

Statt von solchen concreten Fällen aus in die Vertheilungsfrage einzudringen, thut Hartmann, als ob die Vertheilung des Arbeitsertrages zwischen „Kapital" und „Arbeit" etwas ganz selbstverständliches wäre, räumt er

dem „Kapital“ den ersten Anspruch ein und sucht zu beweisen, erstens, daß sich die Arbeit mit dem begnügen müsse, was ihr das Kapital übrigläßt, und zweitens, daß dieses, solange die Production nicht gesteigert wird, nicht wesentlich mehr übriglassen könne, als es zur Zeit übrigläßt. Diese verkehrte Ansicht stützt sich unter anderm auf die schon von Rodbertus widerlegte Spartheorie in Verbindung mit der wunderlichen Vorstellung, daß, was an Arbeit auf die Production von Gebrauchsgütern und Genußmitteln mehr verwendet wird, der Production von Productionsmitteln entzogen werden müsse, daß demnach die Lage der gegenwärtig lebenden Arbeiter nur verbessert werden könne auf Kosten der künftigen Geschlechter, und daß umgekehrt die für diese spätern Geschlechter zu hoffende Besserung nur durch härtere Entbehrungen der jetzt Lebenden beschleunigt werden könnte.

Die Sparsamkeit als Privattugend in allen Ehren, aber mit der Kapitalbildung hat sie, sofern man unter Kapital die Gesammtheit aller Productionsmittel versteht, nur in vereinzelten Fällen und sehr mittelbar etwas zu schaffen, für die Production aber bedeutet sie das denkbar größte Hinderniß, denn kein vernünftiger Mensch producirt in der kapitalistischen Gesellschaft zu einem andern Zwecke, als um seine Waaren abzusetzen, d. h. also in der Erwartung, daß sie verbraucht werden. Es ist möglich, daß Herr Meyer seine Maschinenfabrik nicht vergrößern kann, so lange er nicht aufhört, mit seinen Freunden Weine, die Flasche 30 Mark, zu kneipen, sei es, daß er damit zu viel Zeit oder zu viel Geld vertrödelt; aber es ist durchaus nicht nothwendig für den Bau einer neuen Maschine, daß überhaupt weniger Wein oder schlechterer Wein getrunken werde, denn die Maschinen werden nicht aus Wein, sondern aus Eisen angefertigt. Wenn Eisen, etwa im geschmolzenen Zustande, getrunken würde, so könnte das ein Hinderniß für den Maschinenbau werden. Die Weinvertilgung aber würde nur in dem Falle ein Hinderniß für die Ausdehnung des Maschinenbaues sein, wenn die für den letztern nöthigen Arbeiter nirgend anders woher beschafft werden könnten, als aus den Rebbauergemeinden, den Kellereien, den Kaufmannscomptoiren und den Weinstuben. Nun beschäftigen viele unserer braven Schlossermeister auf je einen Gesellen zwei bis fünf Lehrlinge, setzen demnach alljährlich tausende von Ausgelernten aufs Pflaster, für die es schlechterdings keine Stellen gibt, die also „auf die Walze“ müssen, d. h. lebendig zu verfaulen verurtheilt sind. Diese überschüssigen Schlosser allein schon würden hinreichen, alle Dampfmaschinen zu bauen, die uns etwa fehlen, oder lieber noch die Elektricitätswerke zu errichten, die uns hoffentlich allernächstens vom Ruß und Qualm der Dampfmaschinen erlösen werden.

Alles, was zur Vermehrung und Verbesserung der Productionsmittel gehört, liegt bereit. Die Erfinder verkümmern, die Techniker warten auf Anstellung, die Arbeiter irren hungernd auf der Straße, das Eisen liegt unverkäuflich in den Hütten, das Brotkorn zur Ernährung dieser Arbeiter verfault in Südrußland, der Wein zu ihrer Erquickung läuft in den Weinländern in Bäche und Düngergruben, die Stoffe zu ihrer Bekleidung werden von verzweifelnden Fabrikanten im Ramsch losgeschlagen und von Hausirern herumgeschleppt, die hoch und theuer schwören, daß sie sich am nächsten Thürpfosten aufhängen müssen, wenn man ihnen nichts abkauft, die Bauhandwerker warten mit Schmerzen darauf, daß man sie einladen werde, jenen obdachlosen Arbeitern Häuser zu bauen, wozu alle Materialien reichlich vorhanden sind. Wie geht es zu, daß diese getrennten Elemente nicht an dem Orte zusammenkommen, wo im schönen Ineinanderspiel ein jedes seine Bestimmung erfüllen und, was die lebendigen anlangt, Befriedigung und Glück finden würde?

In der autarkischen Großgutswirthschaft des Alterthums und des Mittelalters war es der mit Einsicht gepaarte Wille des Gutsherrn oder seines Verwalters, der dafür sorgte, daß sich jederzeit ein jedes dorthin bewegte, wo es gerade nöthig war, und daß weder Menschen noch Materialien ungenützt verkamen. In der kapitalistischen Wirthschaft, die nicht ein großes Landgut, sondern die Welt umfaßt, erwartet man, daß die Selbstsucht unzähliger Unternehmer, Materialienbesitzer und Zins- oder Rentenberechtigten, indem ein jeder nur den eigenen Nutzen sucht, diese Organisation der Arbeit zu Stande bringen werde, was ihr ja auch bis zu einem gewissen Grade gelingt. Diese Function ist gemeint, wenn die Verehrer des Kapitalismus das Kapital einen Productionsfactor nennen und diesen übertreibend der Arbeit zur Seite oder gar voranstellen. Unter Kapital wird in diesem Falle nicht die Gesammtheit der Productionsmittel verstanden, sondern die Gesammtheit der Besitzer, nicht blos der Besitzer von Productionsmitteln, zu denen vor allem auch der Grund und Boden gehört, sondern auch der Besitzer von Geld und Werthpapieren, die sich jederzeit auf Geheiß des Besitzers in Arbeitsmittel verwandeln und zu deren Verwendung Arbeiter herbeilocken können. Diese, und keine andere, ist die Bedeutung „des Kapitals“ für die Production. „Das Kapital“, d. h. der Besitzer von Werthpapieren und von Grund und Boden, kann die Materialien, die ihm gehören oder ihm käuflich zur Verfügung stehen, nach Belieben entweder nützlich verwenden und die Menschen, die es beherrscht oder sich von ihm beherrschen zu lassen willig findet, in Bewegung setzen, sodaß sie Güter verbrauchend Güter schaffen, oder es kann beide, Menschen und Güter, ungenützt verkommen lassen. Seine Function besteht also in der Vermittelung zwischen Menschen und Menschen, zwischen Gütern und Menschen, die es zur Production zusammenführt.

Also die Selbstsucht aller Kapitalbesitzer hat heute im großen und ganzen die Vermittelung übernommen, ohne daß eine solche in jedem einzelnen Falle nothwendig wäre; so z. B. führt der londoner Grafschaftsrath großartige Werke in eigener Regie aus, wobei für keinen Kapitalisten etwas abfällt. Nach diesem Muster gedenkt der Socialis-

mus die Arbeit ganzer Staaten, zuletzt der Menschheit zu organisiren und so das Kapital, d. h. in diesem Zusammenhange die Selbstsucht der Besitzenden, aus dem Productionsproceß auszuschalten, die Vermittelungsfunction Gesellschaftsbeamten zu übertragen. E. von Hartmann verwendet nun eine gewaltige Zurüstung darauf, zu zeigen, daß nur die kapitalistische, nicht die socialistische Gesellschaft dieser Function gewachsen sein könne. Schade um den Schatz von Geist und vielseitigen Fachkenntnissen, den er auf diese überflüssige Mühe vergeudet hat! Zu untersuchen, was die socialistische Gesellschaft, die wahrscheinlich niemals Wirklichkeit werden wird, vermöge, ist das überflüssigste von der Welt. Für uns Heutigen handelt es sich lediglich darum, zu erkennen, daß die kapitalistische Gesellschaft ihre Aufgabe vor der Hand herzlich schlecht erfüllt, und sie zur Besserung zu zwingen. Besserungsvorschläge, die größtentheils mit denen der von Hartmann getadelten Socialreformer, auch mit den meinen, zusammenfallen, macht er nun auch selbst, aber er mag versichert sein, daß die Kapitalisten auf seinen Rath hin nicht eine einzige Aenderung vornehmen werden; was sie nach dieser Richtung hin thun, das thun sie nur, gezwungen durch die revolutionäre Arbeiterpartei. Diese ist also, er mag sich voll Abscheu schütteln wie er will, seine Verbündete. Daß sie von einem unrealisirbaren Ideale träumt, thut der Lösung der ihr zugefallenen weltgeschichtlichen Aufgabe keinen Eintrag.

Karl Jentsch.

Zur neuern Faust-Literatur.

Wir haben vor kurzem (in Nr. 37 d. Bl.) über die neue geistvolle Faust-Erklärung Hermann Baumgart's berichtet, in der gegenüber manchen Einwänden anderer Forscher die Einheitlichkeit des Goethe'schen Meisterwerkes mit Geschick vertheidigt worden ist. In ähnlicher Richtung bewegen sich die Darlegungen Veit Valentin's über die Dichtung, mit denen er zuerst 1891 in einem Vortrag auf der Versammlung der Goethe-Gesellschaft in Weimar, dann in längern Artikeln der „Deutschen Dichtung" (1891) und nunmehr in einem umfangreichern selbständigen Buche*) hervorgetreten ist. Aber abgesehen von der Grundanschauung weisen die Arbeiten der beiden Gelehrten nur geringe Aehnlichkeiten auf: Baumgart läßt die Entstehungsgeschichte nicht unberücksichtigt, er behandelt die Faust-Sage, deren dichterische Verkörperung vor Goethe, besonders durch Lessing, erörtert ausführlich den sogenannten „Urfaust" und vergleicht den aus diesem zu ermittelnden Plan des Dichters mit den später ausgeführten Abschnitten des ersten Theils. Nichts hiervon bei Valentin; er lehnt die entwickelungsgeschichtliche Betrachtung, deren Werth er übrigens nicht verkennt, ausdrücklich für seine Arbeit ab und will statt dessen eine rein ästhetische Erörterung bieten. Hierbei ist sein Augenmerk ganz überwiegend darauf gerichtet, das künstlerische Gefüge der Dichtung zu ermitteln, zu erkennen, in welcher Weise die Fäden der Handlung fortgesponnen und verschlungen sind, wie eine Scene auf die andere hinweist, und alles sich schließlich zu einem harmonischen Ganzen gliedert. Er verweilt selten lange bei einem einzelnen Zuge des Werkes, um seinen Sinn zu erschöpfen und um alle Möglichkeiten der Deutung zu erwägen; vielmehr tritt bei ihm vor allem das Bestreben hervor, zunächst nur jeder Einzelheit ihre Stellung in der Gesammtheit der dichterischen Vorgänge anzuweisen, um so zu zeigen, „wie alles sich zum Ganzen webt, eins in dem andern wirkt und lebt". Daher kommt es, daß sein Werk mehr den Charakter einer Darstellung als einer Untersuchung angenommen hat, was sich auch insofern offenbart, als er noch viel weniger als Baumgart auf die neuere Literatur über den „Faust" Bezug nimmt.

Ohne Frage ist der Betrachtungsweise Valentin's die grundsätzliche Berechtigung nicht abzusprechen; sie tritt vielmehr ergänzend der jetzt vorherrschend zergliedernden Einzeluntersuchung zur Seite, und ist in dieser Hinsicht willkommen zu heißen. Die Grundanschauung, die Goethe's künstlerische Ueberlegung in das beste Licht setzt, ist erfreulich und fördernd, und die Erklärung, daß die Einheit der Composition keineswegs mit einem einheitlichen Ton der Darstellung verbunden sei, zeugt von des Verfassers besonnener Vorsicht.

Wenn wir so dem Gesammtbemühen Valentin's freudigen Beifall zollen, so können wir doch im einzelnen manchen seiner eigenartigen Deutungen und Constructionen nicht zustimmen. Vor allem vermissen wir eine scharfe Herausarbeitung des neuen Sinnes, den Goethe mit den alten Symbolen der Faust-Fabel verbindet, worüber der Artikel in Nr. 37 d. Bl. Genaueres vorbringt. Gerade in dieser Hinsicht ist Baumgart's Buch sehr lehrreich; Valentin jedoch verlangt schlechtweg, daß wir uns auf den Boden der vorkopernikanischen Weltanschauung stellen, und Gott und Teufel, Himmel und Hölle so gelten lassen, wie sie die Sage, der überlieferte Stoff auffassen. Gewiß, rein äußerlich verlangt auch die Fabel ihr Recht; aber zugleich müssen wir Goethe's besondere Deutung der alten Symbole ins Auge fassen, da er doch in einer ganz andern geistigen Sphäre lebte, als die ist, aus der die Sage hervorgegangen ist. Versäumt man dies, so werden die wichtigsten Probleme kaum berührt, wie denn auch thatsächlich bedeutsame Grundfragen, z. B. nach Goethe's An-

*) Aesthetische Schriften von Veit Valentin. Zweiter Band: Goethe's Faustdichtung in ihrer künstlerischen Einheit dargestellt. Weimar, Emil Felber. 1894. Gr. 8. 5 M. 40 Pf.

schauung von dem Bösen und damit nach dem Wesen Mephisto's, von Valentin nicht oder doch nicht befriedigend erörtert werden. Und wo, wie beim Erdgeist, die Auslegung des Symbols unerläßlich ist, da ist Valentin's Deutung nicht zulänglich: er sagt Natur und Erdgeist seien für die Erde dasselbe (S. 81), die Natur sei eine Verleiblichung des Erdgeistes (S. 117), während doch dieser ohne Zweifel zugleich auch ein Sinnbild für alles geistige Leben auf Erden ist, das der spinozistisch angeregte Dichter von der Natur nicht trennt. Interessant ist dagegen Valentin's Erklärung des Homunculus, obwol auch hiergegen von vielen Seiten Widerspruch wird erhoben werden. Es war Faust mislungen, Helena's „Idee", die er von den Müttern heraufbeschworen hatte, auf Erden festzuhalten; ihre rein geistige Existenz versagte die Verbindung mit der Körperwelt. Die „Idee", das Abbild des wirklichen Menschen, ist nur bei natürlicher Entstehung das gestaltengebende Princip, bei künstlicher Entstehung muß sie jedoch durch das „Schattenbild der Unterwelt" ersetzt werden, und es muß die zu dessen Erweckung erforderliche „Lebensenergie" künstlich geschaffen werden; daher ist es erforderlich, daß die Lebensenergie zunächst selbständig entstehe, und dies geschieht nach Valentin in dem Symbol des Homunculus. Dieser sucht in der classischen Walpurgisnacht die Verbindung mit den „stofflichen Elementen", und die zu seiner Verwirklichung dienende „Gestalt" ist Helena, die Faust aus der Unterwelt losbitten muß; so wird Helena (gleich ihren Begleiterinnen) durch Mittheilung der Lebensenergie des Homunculus (am Schluß der classischen Walpurgisnacht) aus einem todten Schattenbild zu einem belebten Wesen, das die Verbindung mit den Gestalten der wirklichen Welt eingehen kann. — Ich vermag meinerseits diese Erklärung Valentin's nicht anzunehmen, da ich die Uebertragung der Lebensenergie auf Helena und ihre Begleiterinnen nicht vermittelt finde; vielmehr sehe ich in Homunculus, der den Weg zur classischen Walpurgisnacht weist, in der Hauptsache nur den Führer zu der in Helena verkörperten vollendeten Schönheit der Antike. Faust soll der höchsten ästhetischen Beseligung theilhaft werden, und der symbolischen Gestalt, die in dieses Reich der reinsten Schönheit führt, kann ich nicht wohl den höchst abstracten Charakter der Lebensenergie beimessen; wollen wir das Sinnbild geschichtlich genauer zu bestimmen suchen, so wäre wol eher mit Schröer an den Humanismus zu denken, durch den die Menschheit eine innere Wiedergeburt erfuhr. Doch das letzte Wort über den Homunculus ist sicherlich noch nicht gesprochen worden. Valentin's Darstellung, in der übrigens die interessanten Paralipomena sorgfältig berücksichtigt sind, ist immerhin als eine selbständige und geistreiche Lösung des Räthsels hervorzuheben.

Auch das Helena-Drama selbst erfordert symbolische Deutung, und selbstverständlich unterläßt es Valentin nicht, eine solche zu geben. Er begnügt sich aber nicht mit dem naheliegenden Hinweis auf Faust's Verbindung mit der höchsten Schönheit der Antike, er sieht in ihr nicht eine Vermählung des germanischen und hellenischen Geistes, sondern vielmehr ein Durchleben der Vergangenheit, aus der Goethe eine der wichtigsten Epochen zur Charakteristik herausgegriffen habe. Natürlich verkennt Valentin die besondere Bedeutung von Helena's Schönheit nicht, aber er verallgemeinert den Sinn der Handlung in der erwähnten, nach unserer Ansicht unzulässigen Weise. Sein Streben, dramatischen Gegensatz und Fortgang überall nachzuweisen, läßt ihn einen Kampf Gottes und des Teufels um Faust's Seele annehmen (S. 46), der in solcher Zuspitzung nicht zugegeben werden kann: läßt doch der Herr den Mephisto nur „frei gewähren", wohl wissend, daß ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange sich des rechten Weges bewußt bleibt. Daher ist es auch irrig, an verschiedenen Stellen der Dichtung Gottes unmittelbares Eingreifen in die Handlung nachweisen zu wollen, wie es Valentin thut; so z. B. soll der Ostergesang, als Faust den Giftbecher ansetzt, der Geisterchor, als er den Fluch der Verzweiflung ausstößt, die Heilung des „Unglücksmannes" durch die Elfen u. dgl. m. der rettenden Hülfe des himmlischen Richters zu verdanken sein. Auch das will uns nicht einleuchten, daß Faust's Selbstmordsversuch den Uebergang von den guten zu den bösen Geistern bedeute, und daß eine der sechs „Episoden" (Valentin faßt das Wort weiter als üblich) als „Faust's Lust an der Zauberkraft" bezeichnet wird, da doch dieser Zug demjenigen nebensächlich erscheinen wird, der den Blick auf den tiefern Sinn der Eindrücke gerichtet hält, die Faust auf seiner gewaltigen Weltfahrt gewinnt. Dagegen ist die abnehmende Bedeutung Mephisto's in der zweiten Hälfte der Dichtung sehr richtig hervorgekehrt, der Umschwung in Faust's Verhalten treffend bemerkt.

Müssen wir manche Darlegungen unseres Verfassers ablehnen, vermissen wir vor allem eine tiefere Ergründung des neuen Sinns der alten Symbole der Fabel, scheint uns seine Construction des Ganges der Handlung gelegentlich etwas äußerlich zugespitzt zu sein: so begrüßen wir doch in Valentin einen selbständigen Betrachter des unergründlichen Werkes, und seine Ansicht der Einheit von der Dichtung ist im wesentlichen auch die unsere.

In ganz anderm Geiste als dieses Werk ist eine besondere Untersuchung über die romantische Walpurgisnacht abgefaßt, durch die Georg Witkowski*) einen interessanten Beitrag zur Faust-Philologie geliefert hat. Die Schrift ist Rudolf Hildebrand am 24. April 1894 zu seinem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum als leipziger Professor gewidmet worden. Witkowski hat mit großem Fleiß die Quellen durchmustert, durch die Goethe seine Anschauungen vom deutschen Volksaberglauben theils gewonnen, theils neu belebt hat, und er verfolgt nun genauer die Spuren, die diese Studien des Dichters in der geistvollen Symbolik der ersten Walpurgisnacht hinterlassen haben. Schon vor unserm Verfasser haben ins-

*) Die Walpurgisnacht im ersten Theile von Goethe's Faust. Von Georg Witkowski. Leipzig, F. W. von Biedermann. 1894. Gr. 8. 2 M.

besondere Erich Schmidt (in den Lesarten der weimarischen Goethe-Ausgabe), Düntzer und Loeper die Anregungen, die Goethe für diesen Theil seiner Dichtung aus literarischen Quellen geschöpft hatte, annähernd festzustellen versucht, aber Witkowski, der auch die Tagebücher des Dichters und die Ausleihebücher der weimarischen Bibliothek zu Rathe gezogen hat, dringt um ein gutes Stück weiter vor als jene, und bietet uns eine sehr werthvolle Bereicherung unserer Kenntniß. Schriften von Erasmus Francisci, Balthasar Bekker, Johannes Baptista Porta, Carpzov, Meyfart, Goldschmidt, Bodinus, namentlich aber von Joh. Praetorius haben dem Dichter als Quellen gedient, und Witkowski weist nun im einzelnen nach, welche besondern Züge einem jeden dieser Werke zu verdanken sein mögen. Es ist das eine fesselnde, anregende Darstellung, die durch Aufnahme zweier drastischen Blocksberg-Bilder aus jenen Quellenschriften an Anschaulichkeit gewinnt; und dabei ist der Verfasser vorsichtig in der Herleitung der einzelnen Züge in Goethe's Werke, indem er höchst treffend bemerkt:

> Alles Angeführte zeigt nur mögliche Wege der Befruchtung seiner Phantasie, keineswegs soll ihm imputirt werden, daß er überall, wo eine Uebereinstimmung sich ergibt, mit fremdem Kalbe gepflügt habe.

Aber Witkowski's Untersuchungen begnügen sich keineswegs mit solchem Quellennachweis, sie enthalten fernerhin eine genaue Datirung der Walpurgisnacht, eine Erklärung und Würdigung des ursprünglichen und des von Goethe wirklich ausgeführten Planes dieser Scene und manche Bemerkungen über die Wandelungen im Stil des ganzen Werkes. Auch diese Dinge sind beachtenswerth, aber nicht immer ganz überzeugend. Bei der Datirung einer Scene sind allemal zwei Fragen zu unterscheiden: wann ist die Scene geplant und wann ist sie ausgeführt worden? Hinsichtlich der Walpurgisnacht hat unser Verfasser nun zweifellos mit der urkundlich beglaubigten Feststellung recht, daß die Ausführung in die Jahre 1800 und 1801 falle. Wenn er aber den Grundgedanken der Scene erst „seit der italienischen Reise" und Umfang und Bedeutung der Ausführung erst in dem Balladenjahre 1797 geplant sein läßt, so bringt er für diese Behauptung keine ganz stichhaltigen Beweise vor. Ich möchte im Gegentheil nach meiner Anschauung von Goethe's Schaffensart annehmen, daß ihm alle Hauptpunkte der „Walpurgisnacht" bereits klar vor Augen standen, als er 1790 das „Fragment" veröffentlichte, denn hier finden sich in der Scene der „Hexenküche" die Worte Mephisto's:

> Und kann ich dir was zu Gefallen thun,
> So darfst du mir's nur auf Walpurgis sagen.

Natürlich übersieht Witkowski diese Stelle nicht, aber er mißt ihr keine größere Bedeutung bei. Dagegen ist jedoch zu bedenken, daß es Goethe's Art nicht war, in abstracter Weise eine irgendwie in der Dichtung noch zu erfüllende Forderung aufzustellen, sondern daß Inhalt und Bedeutung einer Scene mit einem Schlage in seiner Phantasie auftauchten: dachte er überhaupt bereits an die Walpurgisnacht, so erschaute er gewiß zugleich schon den Kern der Handlung, wenn auch das genauere Detail noch fehlte. Liegen die Dinge aber so, dürfen wir schon für 1790 die klare Conception der Scene annehmen, so dürfen wir auch noch weiter zurückblicken. Bereits im Urfaust besteht der Plan, Faust, bevor sich Gretchen's Schicksal entscheidet, durch Mephisto in „abgeschmackten Freuden" zerstreuen zu lassen, und die Andeutung hiervon in der Scene „Trüber Tag. Feld" bezieht sich genau auf dieselbe Zeit, die jetzt durch die Walpurgisnacht ausgefüllt wird. Nun wissen wir, daß Faust's Verbindung mit der Walpurgisnacht unserm Dichter bereits in früher Jugend durch Löwen's Dichtung nahe gebracht war, aus der Witkowski die betreffenden Stellen in dankenswerther Weise anführt. Ist es unter solchen Umständen denn ausgeschlossen, daß Goethe schon in Frankfurt die Grundzüge unserer Scene geplant haben könnte? Läßt sich nicht der Ausdruck „abgeschmackte Freuden" recht wohl mit solch einem Plan vereinigen? Und wäre nicht im Gegentheil eine Reihe rein realistischer „abgeschmackter Freuden" an dieser Stelle der Dichtung störender als die Zaubersymbolik der Walpurgisnacht? Sicherheit läßt sich freilich hierin nicht erlangen, aber den Beweisen für eine spätere Conception der Scene steht doch auch manches gegenüber, was für die frühere Zeit spricht; man sollte daher in dieser Frage mindestens bei einem non liquet stehen bleiben.

Witkowski's Erklärung der ausgeführten Scene, wie sie jetzt in der Dichtung vorliegt, hat neben den neuen geistvollen Erörterungen Baumgart's einen schweren Stand und kann diesen an Werth nicht gleich geschätzt werden. Da ihm das Werk dieses Gelehrten bekannt war, so ist es auffällig, daß er es nicht tiefer hat auf sich wirken lassen. Die Worte

> Wir waschen, und blank sind wir ganz und gar,
> Aber auch ewig unfruchtbar

beziehen sich sicherlich nicht auf die Bemühungen der Sprachreiniger, sondern, wie Baumgart feinsinnig ermittelt hat, auf den frivolen Misbrauch der katholischen Absolution, wozu die darauffolgende Satire auf den Protestantismus vortrefflich paßt. Ueber Mephisto's Worte nach dem Auftreten des Generals, Ministers, Parvenus und Autors schreibt Witkowski:

> Hier verwendet Goethe die Gestalt des Mephistopheles schon in der freien Weise, wie es nachher im zweiten Theil so oft geschieht, indem durch ihn die Schlußformel der gerade gegebenen Situation ausgesprochen wird, ob das seinem sonstigen innern und äußern Gebahren entspricht oder nicht.

Das ist schwerlich richtig! Mephisto verhöhnt vielmehr die alten Herren, er ahmt ihre kümmerliche Erscheinung nach und lallt die ironisch trübsinnigen Worte:

> Und weil mein Fäßchen trübe läuft,
> So ist die Welt auch auf der Neige.

Die Erläuterung des symbolischen Gehaltes der „Walpurgisnacht" ist Witkowski nicht so gut gelungen wie die Dar-

legung der Quellen; man bekommt bei ihm keinen einheitlichen Eindruck von der Scene.

Aber freilich, er leugnet auch, daß ein solcher überhaupt gewonnen werden könne; er meint, daß Gretchen's Erscheinung in der vorliegenden Fassung der „Walpurgisnacht“ keine klare Bedeutung besitze, und daß in Goethe's ursprünglichem Plan, von dem uns die Paralipomena eine zureichende Anschauung gewähren, alles viel besser und ansprechender entworfen sei. Unsere Scene sei nur ein Fragment, zu dem der Schluß fehle. Witkowski skizzirt nun die ältere Gestalt der Scene in anschaulicher Weise, wenn man auch vielleicht bezweifeln darf, daß Faust von den unerhörten Gemeinheiten der Gipfelscene einen „imponirenden Eindruck“ gewonnen habe, und daß aus einem Fragment mit Recht der Plan einer italienischen Reise gefolgert werde (S. 61). Genug, was Goethe ursprünglich darstellen wollte, hat unser Verfasser in der Hauptsache sehr richtig entwickelt. Aber zweierlei müssen wir bestreiten: erstens, daß die jetzige Scene Fragment sei, und zweitens, daß der Plan der ältern besser sei als der der neuen. Die jetzige Scene ist abgeschlossen insofern, als sie eine vollständige und folgerichtig entwickelte Darstellung des Bösen und Gemeinen gibt, und insofern, als sie Faust über Gretchen's Schicksal genau genug aufklärt, ebenso genau, als es nur je nach dem ursprünglichen Plane durch das Geschwätz der Kielkröpfe hätte geschehen können. Daraus ergibt sich, daß die jetzige Darstellung nicht abgebrochen, sondern an die Stelle der ursprünglich geplanten getreten ist. Zwei Gründe haben Goethe sicherlich zu seiner Aenderung bestimmt: er wollte die Scene nicht allzu sehr ausdehnen, wozu ihn der Aufstieg zum Gipfel, das längere Verweilen dort oben und der Abstieg verleitet hätten; und ferner: er scheute sich vor der Beibehaltung und weitern Ausführung der unflätigsten Gemeinheiten. Witkowski bedauert es, daß Goethe diese „Größe des Lasters, die Achtung gebietend wirken könnte“ unterdrückt habe; sie wäre nach seiner Meinung nicht so abstoßend gewesen, wie die Schmuzflecke, die jetzt hier und da über die „Walpurgisnacht“ hingespritzt seien. Hierüber werden jedoch die Ansichten getheilt sein dürfen: ich gestehe, daß mir die andeutende Symbolik der ausgeführten Scene lieber ist als der grelle Naturalismus und die grotesken Gemeinheiten der Fragmente, die zu dem Ton der ganzen Dichtung ebenso schlecht passen würden wie etwa die Schülerscene des „Urfaust“. Doch darüber läßt sich nicht streiten. Genug, Goethe hat die Scene so ausgeführt, wie wir sie jetzt besitzen, und er wußte wohl warum. Dagegen sind Witkowski's Darlegungen über den „Walpurgisnachtstraum“ recht überzeugend: wir können uns all die Satire dieses Intermezzos wegdenken, ohne daß für Faust's innere Entwickelung und für die Handlung etwas Wesentliches verloren ginge. Auch die Darstellung ist in diesem Theil der Dichtung nicht so ansprechend, wie Baumgart's Vertheidigung uns glauben machen will.

Wenn ich in Witkowski's Schrift auch manche Ausführungen finde, denen ich nicht zuzustimmen vermag, so meine ich doch, daß wir seine Belehrungen im ganzen aufs dankbarste begrüßen müssen; wer einen tiefern Einblick in die schwerverständliche Scene der „Walpurgisnacht“ gewinnen will, kann der Auseinandersetzung mit unserm Verfasser nicht entrathen, und er wird für die Mühe, die er hierauf verwendet, reichlich belohnt werden.

Ernst Elster.

Alterthum und Gegenwart.

1. Troja 1893. Bericht über die im Jahre 1893 in Troja veranstalteten Ausgrabungen von Wilhelm Dörpfeld. Unter Mitwirkung von Alfred Brückner, Max Weigel und Wilhelm Wilberg. Mit 2 Plänen und 83 Abbildungen. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1894. Gr. 8. 5 M.
2. Nekyia. Beiträge zur Erklärung der neuentdeckten Petrus-Apokalypse von Albrecht Dieterich. Leipzig, B. G. Teubner. 1893. Gr. 8. 6 M.
3. Beiträge zum Verständniß der tragischen Kunst von Dr. H. F. Müller (Aufsätze und Vorträge aus verschiedenen Wissensgebieten, Band VIII). Wolfenbüttel, J. Zwißler. 1893. 8. 3 M.

Mit gespannter Erwartung haben die Freunde des Alterthums einem neuen Berichte über die Ausgrabungen in Hissarlik entgegengesehen. War doch schon so viel bekannt geworden, daß die Annahmen Schliemann's in einem wesentlichen Punkte berichtigt und beträchtlich erweitert worden seien. Jetzt liegt der Bericht von 1893 (Nr. 1) vor, wie nicht anders zu erwarten war, ein Muster seiner Art. Denn in Wilhelm Dörpfeld ist Schliemann ein vortrefflicher Nachfolger erstanden, der neben Energie und Begeisterung für die Sache auch große Gelehrsamkeit besitzt. Und die Forscher, die ihn unterstützt haben, sind von demselben Geiste erfüllt. Es ist ein anziehendes Bild, diese Männer nach heißer Tagesarbeit in den alten Holzbaracken von Schliemannopolis, wie sie es nannten, zusammensitzen zu sehen. Wenn sie hier in ihrem gemeinsamen Eßzimmer die neuen und die alten Funde besprachen oder zusammen in der „Ilias“ lasen, da fehlte ihnen allerdings der Mann sehr, der früher den Mittelpunkt ihres Kreises gebildet hatte. „Als Heinrich Schliemann“, bemerkt Dörpfeld in einer einleitenden Uebersicht, „im Juli 1890 nach einer fünfmonatlichen Arbeitszeit in Troja den Spaten aus der Hand legte, hoffte er bestimmt, im nächsten Frühjahre die Ausgrabungen fortsetzen zu können. Er ließ deshalb die Holzbaracken, welche er für sich und seine Mitarbeiter errichtet hatte, die vielen Arbeitsgeräthe, mit denen er schon so manche Ausgrabung gemacht, und die Eisenbahnen,

welche er zum Transport der Erdmassen angeschafft hatte, in Troja zurück und gedachte am 1. März 1891 wieder in Hissarlik zu sein, um das angefangene Werk zu vollenden. Das Schicksal hatte es anders beschlossen. Am 26. December 1890 wurde der unermüdliche Forscher durch ein tückisches Ohrenleiden plötzlich in Neapel dahingerafft und wenige Tage später von seinen vielen Verehrern und Freunden zur letzten Ruhestätte geleitet, die er in seiner zweiten Heimat Athen im Angesicht der Akropolis gefunden hat." Den damaligen Stand der Dinge ersehen wir aus dem Berichte über die Ausgrabungen des Jahres 1890. Man war schon nahe daran, den jetzt festgestellten Sachverhalt zu erkennen. Es fanden sich nämlich vor dem Südwestthore sieben übereinanderliegende Schichten von Bauwerken, die nach der Zeit der zweiten Schicht dort übereinander erbaut worden sind. In der mittelsten dieser Schichten, also in der sechsten von unten, zeigten sich nicht nur die Reste bedeutender Bauwerke, sondern neben der hauptsächlich vertretenen sogenannten lydischen Topfwaare auch einige ganze Bügelkannen und zahlreiche Vasenscherben der mykenischen Periode. Die Bauwerke der sechsten Schicht mußten demnach noch in die Zeit der mykenischen Cultur fallen. Daraus den weitern Schluß zu ziehen, daß nunmehr diese Bauwerke einen größern Anspruch darauf hätten, die homerische Pergamos genannt zu werden, als die der zweiten Schicht, daran hinderte der Umstand, daß noch gar nicht feststand, ob die sechste Schicht überhaupt eine Burg oder Stadt enthalte. Die neuen Ausgrabungen erheben es nun nach Dörpfeld's Auffassung, die wir hier wiederzugeben uns begnügen müssen, über jeden Zweifel, daß die sechste Schicht eine stattliche Burg darstellt mit vielen großen Bauwerken im Innern und einer überaus mächtigen Ringmauer. Da die innern Theile dieser Schicht, die sich in Terrassen über den äußern Rand erhoben, mit den darüberliegenden Bauten der siebenten und achten Schicht später von den Römern bis zur horizontalen Linie abgeschnitten worden waren, so hatte Schliemann bei seinen frühern Grabungen an diesen Stellen keine Gebäude mehr vorgefunden. In dem großen nach Westen, Süden und Osten gezogenen Graben hätte er freilich ihre Spuren erkennen können.

Wenn mit der neuen Entdeckung auch eine Lieblingsidee Schliemann's zu nichte wird, so gewinnt doch, wie Dörpfeld richtig bemerkt, das von ihm ausgegrabene Troja in anderer Hinsicht eine ungeahnte Bedeutung für die älteste Cultur- und Kunstgeschichte. Denn „eine Burg aus dem 3. Jahrtausend mit ihren Burgmauern und Thoren, mit ihren Wohnhäusern und Propyläen, mit ihren zahllosen Geräthen des täglichen Lebens und ihren Goldschätzen, füllt in der That ein eigenes und sehr wichtiges Kapitel in der Geschichte der menschlichen Cultur aus". Eine genauere Zeitbestimmung bereitet natürlich große Schwierigkeiten. Die unterste uralte Ansiedelung setzt Dörpfeld in die Zeit von 3000 bis 2500, über der sechsten Schicht, die etwa 1500 bis 1000 anzusetzen wäre, folgen als siebente und achte dorfähnliche Ansiedelungen aus älterer und jüngerer griechischer Zeit (1000 bis zu Christi Geburt) und als neunte die Akropolis der römischen Stadt Ilion mit einem berühmten Heiligthum der Athene und prächtigen Gebäuden aus Marmor. Das größte Interesse erregt begreiflicherweise die sechste Schicht. Unter den Gebäuderesten, die Dörpfeld auf das sorgfältigste erläutert, befinden sich vielleicht auch die Trümmer eines Tempels. Nach Homer scheint Troja zwei Tempel besessen zu haben, wie Athen damals schon auf der Burg einen Tempel der Athene hatte. Und warum sollte es auch — fragt Dörpfeld — zu der Zeit, als König Salomo in Jerusalem den großen Tempel bauen ließ, in Troja noch keine Tempel gegeben haben? An der Burgmauer, die an verschiedenen Stellen freigelegt ist, erregt unsere Aufmerksamkeit besonders ein mächtiger Thurm. Dörpfeld stellt vier Punkte zusammen, die es wahrscheinlich machen, daß in der sechsten Schicht das homerische Troja gefunden ist. Aber ein Beweis braucht seines Erachtens gar nicht erbracht zu werden. „Wenn namhafte Gelehrte schon früher, als weder eine Burgmauer noch Gebäude der mykenischen Epoche auf Hissarlik nachgewiesen waren, ohne Zögern hier das homerische Troja ansetzten; wenn ferner Griechen und Römer, obwol sie von den alten Burgmauern nicht sehr viel und von den Bauwerken im Innern gar nichts mehr sahen, fast ausnahmslos überzeugt waren, daß die Stadt Ilion die Stelle des homerischen Troja einnehme, und daß der berühmte Tempel der ilischen Athena, zu dem ein Xerxes und ein Alexander hinaufgestiegen waren, dasselbe Heiligthum sei, zu dem Homer die Hekabe hinaufgehen läßt, da sollten wir noch Bedenken tragen, die großartigen Burgmauern, welche jetzt unter den griechischen und römischen Bauten zu Tage treten, für die Mauern der heiligen Ilios zu halten, und sollten zögern, in den Resten der stattlichen Gebäude im Innern der Burg die Wohnungen und Tempel der Geschlechter zu erkennen, deren Thaten Homer besungen hat?" Dörpfeld bezeichnet es als eine weitere Aufgabe, festzustellen, wie weit die Beschreibungen des Dichters mit der Wirklichkeit übereinstimmen, und spricht die Hoffnung aus, daß auf diese Weise neue sichere Grundlagen zu gewinnen seien für die Forschungen über die Entstehung und Entwickelung des Epos.

Dieser Bericht wird nicht blos die Fachgelehrten interessiren, sondern alle die, die sich mit historischen Studien beschäftigen. Auch sie werden die Klarheit bewundern, mit der der Verfasser uns in dem Wirrwarr der einzelnen Schichten zurechtzuweisen versteht, wobei er durch die große Zahl guter Abbildungen und Zeichnungen, vor allem aber durch zwei von ihm im Verein mit W. Wilberg aufgenommene Pläne unterstützt wird, die ebenfalls die höchste Anerkennung verdienen. Ergänzt und gestützt werden die Darlegungen Dörpfeld's noch durch die Berichte Alfred Brückner's über die keramischen Funde, über troische Gräber und über die Inschriften, in denen sich gleichfalls manches Interessante findet.

Homer, der Dichter der Griechen schlechthin, hat seinem Volke auch die Götter gegeben. Aber gewaltig irren die, die da glauben, daß der tiefreligiöse Sinn des griechischen Volkes zu allen Zeiten ein Genüge gefunden habe in dem, was Homer lehrt von den Göttern und von dem Leben im Jenseits. Wer würde z. B. nicht glauben, einen Anachronismus zu begehen, wenn er von der Hölle der Griechen reden wollte! Und doch führt von der Hadesfahrt des Odysseus eine ununterbrochene Tradition bis zu Dante's „Divina Commedia". Ein wichtiges Zwischenglied in dieser Ueberlieferung ist die sogenannte Petrus-Apokalypse, die sich neben andern Stücken in einem zu Akhmim in Oberägypten gefundenen Pergamentcodex findet. Sie enthält hauptsächlich eine Schilderung der Aufenthalte der Seligen und der Verdammten, die Christus auf einem Berge dem Petrus zeigt, „eschatologische Bilder, die in früherer christlicher Literatur ohne jede Analogie sind". Den Ursprung dieser Visionen und den Zusammenhang mit altgriechischen Vorstellungen nachzuweisen, hat ein jüngerer, aber durch verwandte Arbeiten schon wohl bekannter Gelehrter, Albrecht Dieterich, unternommen, und hat in einem Werke „Nekyia" (Nr. 2) das Ergebniß seiner eindringenden Studien dargelegt. Es ist bei aller Klarheit kein bequemes Lesebuch, indem der Verfasser auf Grund einer weitreichenden Belesenheit im Verfolg seiner Ideen auch fortwährend Nebenfragen kritischer und literarhistorischer Art zu lösen sucht, aber es ist ein in jeder Beziehung tüchtiges Buch, von dessen Bedeutung wir unsern Lesern eine Vorstellung zu machen versuchen wollen.

Wie die griechischen Lichtgottheiten genau wie die Seligen der Apokalypse geschildert werden, so fehlt es in der griechischen Literatur auch durchaus nicht an Hindeutungen auf ein in bunten Farben, namentlich in roth und weiß, schimmerndes seliges Leben. Entsprechend dem homerischen Gefilde, wo stets ein milder Zephyr weht, erscheint unter verschiedenen Bezeichnungen ein Göttergarten, wie im „Hippolytos" des Euripides:

Zum Garten der Götter
der Flug mir gelänge,
wo menschlichen Schiffern
der Alte der Tiefe
zu fahren verwehrt,
wo Atlas die Grenzen des Himmels behütet
und Hesperos Töchter die güldenen Aepfel.
Da steht der Palast, wo der König der Götter
die Hochzeit begangen, da sprudelt der Nektar,
da spendet die Erde, die ew'ge, den Göttern
die Speise des seligen Lebens.

(von Wilamowitz.)

Andererseits wird in alter Zeit die Erde, der Hades als ein Ungeheuer angesehen, das den Todten bis auf die Knochen verzehrt, woher sich auch die Annahme des Höllenhundes Kerberos und die Bezeichnung Sarkophag (= Sarg) erklärt. Wie ferner schon bei Homer uns die Erinnyen begegnen, die Rache suchenden Seelen, und wie in spätern Unterweltsbeschreibungen fast immer die Geißeln erwähnt werden, so werden in der Apokalypse an dem dunkeln Orte die Sünder von bösen Geistern gegeißelt. Wie könnten in diese Hölle zugleich die Seelen der Ermordeten kommen, wenn nicht eben an die dem griechischen Glauben eigenen Rachegeister gedacht worden wäre? Ist doch sogar noch im Volksglauben der heutigen Griechen neben dem herrlichen Lande des Lichtes und der Freude die dunkle Tiefe mit ihren Quälgeistern und dem furchtbaren Charos haften geblieben!

Die Büßer der homerischen „Nekyia" sind erst im 6. Jahrhundert in die „Odyssee" eingeschoben worden, in einer Zeit, wo der Cult der chthonischen Gottheiten vertieft und eine Versöhnung der unterirdischen Mächte angestrebt wurde. Schon lange bevor Eleusis eine der blühendsten Cultstätten dieser Art wurde, muß Delphi mit seinem Apollocult eine ähnliche Rolle gespielt haben. Wie erklären sich aber Stellen wie in den „Fröschen" des Aristophanes, in denen anscheinend solche heilige Gebräuche verspottet werden? Der Spott richtet sich vielmehr gegen die Lehre orphischer, ihre barbarische Herkunft noch verrathender Mysterien, daß die Geweihten im Hades bekränzt sich ewiger Trunkenheit erfreuen, die Ungeweihten dagegen ewig im Schlamme liegen. Dieser Höllenpfuhl, von dem auch die Apokalypse wiederholt redet, ist der Ausgangspunkt geworden, an den sich dann die andern Formen der Höllenpein ansetzten.

Auf das dunkle Wesen der unteritalischen pythagoreisch-orphisch-bacchischen Mysterien — denn auseinanderhalten lassen sich diese Geheimbünde schwer — ist vor kurzem mehr Licht gefallen durch die in Gräbern um Thurii und Petelia, also an den alten Stätten jener Ordensgesellschaften, gefundenen Goldtäfelchen. Diese geben dem Todten Anweisung über den Weg, den er zu gehen hat, und über das Gebet, mit dem er sich der Königin der Unterirdischen offenbaren soll. Die Lehre von der Seelenwanderung kommt auch auf diesen Täfelchen zur Geltung. Zur Buße für ungerechte Thaten muß die Seele einen „Kreis" immer neuer Geburten durchlaufen, bis sie wieder dahin zurückkehrt, von wo sie ausgegangen ist, und der Göttlichkeit wieder theilhaftig wird, die sie verloren hat. Nach alter Anschauung wird der Todte in der Unterwelt von Durst gepeinigt. Nun heißt auf den Täfelchen das Wasser aus dem Quell der Mnemosyne ψυχρὸν ὕδωρ. Diese und verwandte Ausdrucksweisen leben noch heute fort in der Liturgie der römischen Kirche. Die Formeln, die der Geweihte kennen muß, um des Wassers des Lebens theilhaftig zu werden, haben nach Dieterich zuerst in einer unteritalischen Nekyia, einem orphisch-pythagoreischen „Hinabstieg zum Hades", gestanden. Die Spuren dieses alten Gedichtes verfolgt er weiter und weist sie namentlich in den „eschatologischen" Mythen Plato's nach. Dieser kannte verschiedene orphische Richtungen. „Die eine bekämpft und verspottet er aufs heftigste, das in Griechenland gang und gäbe Treiben der Orpheotelesten und ihre Weisheit vom ewigen Rausch und ewigen Kote drunten." Aber „die

alten rohen Vorstellungen der thrakischen Orpheusdiener und griechischen Winkelpropheten waren veredelt durch die priesterlichen Lehren des apollinischen Weisen, und so hat diese edle Mystik tief und nachhaltig schon auf den jungen Platon eingewirkt und den alternden fast ganz zu ihrem Evangelium bekehrt. Es muß ein großes orphisches Buch gewesen sein, in dem über alles das, was der Hinabsteigende gesehen, von diesem selbst berichtet wird: von den Todtenrichtern, von dem Gericht, von den zu Bestrafenden und ihren Strafen, von den Flüssen der Qual und dem Tartaros, von den zu Belohnenden und den Gefilden der Seligen, von der zweiten Wahl der Lebenslose, dazu auch von dem ersten Sündenfall und der Buße, die dafür gesetzt sei. Ein solches Werk muß schon Empedokles, muß Pindaros vor sich gehabt haben". Dieterich geht dieser Literatur weiter in die nachchristliche Zeit nach. Von der Unterweltsschilderung des Vergil sind wieder die zahlreichen Hadesschilderungen der spätern römischen Dichter abhängig. Nachdem so der Inhalt jener alten „Nekyia" im allgemeinen bestimmt ist, sucht Dieterich die vermuthlich darin vorgeführten Sündertypen und Höllenstrafen wiederherzustellen. Wenn auch der christliche Lasterkatalog durch den Dekalog sehr beeinflußt ist, so verräth doch eine Anzahl von Angaben und Ausdrücken deutlich griechische Anschauung. Weiter finden sich nur an den Stellen, die wir aus andern Gründen auf pythagoreisch-orphische Hadesbücher und Unterweltslehren zurückführen können, denen der Petrus-Apokalypse ähnliche Höllenstrafen. Daß diese nicht etwa aus jüdischer Ueberlieferung stammen, weist der Verfasser in einem besondern Kapitel nach. „So sehen wir denn den für die Religionsgeschichte, für die Genesis christlichen Schriftthums unendlich wichtigen Uebergang sozusagen vor unsern Augen sich vollziehen, daß aus der antiken Literatur der orphischen Gemeinde im Anfang des 2. nachchristlichen Jahrhunderts die Schilderung von Himmel und Hölle übernommen wird in ein Evangelium der Christengemeinde." Dieterich macht durch einen Hinweis auf die damalige Verbreitung der Orphiker diesen Uebergang verständlich. Aber gerade an das eschatologische Stück des Petrus-Evangeliums hat, wie er zum Schlusse betont, zunächst die selbständige Petrus-Apokalypse und dann die ganze reiche Apokalyptik der spätern Zeit angesetzt. Wir haben den Gedankengang des vorliegenden Werkes nur in den Hauptzügen wiedergeben können. Sich in die interessanten Einzelheiten zu vertiefen, müssen wir dem Leser überlassen.

Noch in einer andern Beziehung setzt sich der altgriechische Götterglaube in der Neuzeit fort, nämlich in der Tragödie. Neue „Beiträge zum Verständniß der tragischen Kunst" bringt uns H. F. Müller (Nr. 3). Die erste der vier in diesem Buche vereinigten Abhandlungen: „Was ist tragisch? Zugleich ein Wort für den Sophokles", ist bereits als Beilage zum blankenburger Schulprogramm 1887 gedruckt worden und hat die wohlverdiente Anerkennung gefunden. Hervorgegangen aus einer Polemik hat sie auch nach Jahren von ihrem Werthe noch nichts eingebüßt. Georg Günther war in seinen „Grundzügen der tragischen Kunst" zu dem Urtheil gelangt: Die tragische Kunst erreichte gleich in Aeschylos ihren Höhepunkt. Sophokles weiß sich auf dieser Höhe nicht mehr zu halten; bei ihm zeigen sich schon die Keime des Verfalls, der uns im Euripides nur allzu deutlich entgegentritt. Seine Kriterien: Willensfreiheit und Handeln nach freier Entschließung, nachweisliche Schuld, Sühne und Strafe, angemessenes Verhältniß von Schuld und Sühne, die vermeintlichen Merkmale der Tragik, unterzieht nun Müller einer genauen Prüfung, indem er dabei die tiefsten Fragen des menschlichen Daseins berührt. Er macht Ernst mit der Forderung, daß das Drama ein Bild des wirklichen Lebens sein soll, aber in ganz anderm Sinne, als die „Modernen" es verstehen. Zu einer Einschränkung jener Forderung ist freilich auch er genöthigt: „Was ich jetzt thue, weißt du nicht, wirst es aber hernachmals erfahren": so tröstet uns die heilige Schrift. Aber der dramatische Dichter darf uns nicht auf ein Jenseits vertrösten oder auf eine künftige Lösung verweisen. Wir wollen in diesem Abschnitt aus dem Ganzen ein in sich selbst nach Ursachen und Folgen zusammenhängendes Ganze sehen und das Wie, Warum, Wozu erkennen. Das Leiden muß irgendwie in einem Zusammenhang stehen mit der Person dessen, den es trifft; zwischen dem Leidenden und dem Leiden muß eine gegenseitige Beziehung stattfinden. Aus dem Verfahren und der Handlungsweise, der Natur und dem Charakter des Leidenden hat der Dichter das Leiden zu erklären und zu motiviren. Damit ist über die Schuld des Menschen noch nichts ausgesagt, am allerwenigsten ein entsprechendes Verhältniß von Schuld und Strafe gefordert". Er warnt insbesondere vor dem Misbrauch der Bezeichnung „Schicksalsdrama", wobei wir immer die Zerrbilder eines Müllner und Zacharias Werner im Auge haben. Verstehen wir unter Schicksal das Walten einer gerechten Macht, so möchten alle Tragödien Schicksalstragödien sein. Unsere Schicksale sind die Folgen unserer Handlungen, die Handlungen Folgen der Leidenschaften, die Leidenschaften Folgen des Charakters. Aber hier steht unsere Weisheit still. Den Charakter kann der Dichter nicht weiter motiviren, er kann ihn nur vor unsern Augen sich entwickeln lassen. „Der Dichter übt nach ungeschriebenen Gesetzen, so weit er sie erkennt oder ahnt, Gericht und Gnade, er ist ein Priester und Prophet des höchsten Gottes, dessen Herz größer ist denn der Menschen Herz und dessen Gerichte unbegreiflich sind." Wenn der Verfasser gelegentlich auch den Begriff der Erbsünde einführt und eingehend die Frage der Willensfreiheit erörtert, so ist dies nur geeignet zu zeigen, welche tiefen Probleme hier vorliegen, zur Lösung der uns hier beschäftigenden Fragen tragen diese Erwägungen nicht bei. Denn die Kunst hat es, wie auch Müller annimmt, ausschließlich mit den Erscheinungen, nicht mit den Quellen der Erscheinungen zu thun. Sehr wichtig ist seine nähere Bestimmung des tragischen, die er

durch eine Uebersicht über die einzelnen Formen erläutert. „Antigone" ist ihm je länger desto mehr als Urbild der Tragik erschienen. Denn in eine Lage versetzt zu werden, in der man, was man auch wähle, ein Gesetz übertreten muß, das ist tragisch. Oder will man leugnen, daß es solche Lebenslagen gibt? Wer das Tragische verstehen will, muß das Leid verstehen. „Die Anfechtung", heißt es in der Schrift, „lehrt aufs Wort merken", und „Selig sind, die da Leid tragen".

In den an die erste sich anschließenden Abhandlungen macht der Verfasser Anwendung von seinen Gedanken auf einzelne Stücke. Der Vergleich zwischen der „Orestie" des Aeschylos und Goethe's „Iphigenie" dient ihm dazu, das Wesen von „Schuld und Sühne" darzuthun und zu zeigen, wie erst Goethen gelang, was der antike Dichter nur äußerlich zu Stande brachte, die Entsühnung des Schuldbeladenen. Aus der dritten Abhandlung, „König Oedipus von Sophokles und Schiller's Braut von Messina", die es mit den Begriffen „Schicksal und Schuld" zu thun hat, heben wir nur den tiefsinnigen Vergleich des Oedipus mit Hiob heraus. Der letzte Aufsatz vergleicht die „Phädra" Racine's mit dem „Hippolytos" des Euripides. Das geht aus allen Betrachtungen Müller's deutlich hervor, daß auch uns die Tragödie noch eine Art Gottesdienst sein kann und muß wie den Griechen, und daß die Wirkung der Tragödie, wie sie Aristoteles beobachtet hat, im wesentlichen heute noch dieselbe ist:

Denn ewig gleich durch aller Zeiten Wechsel
In seinem Anspruch blieb das Menschenherz
Und nach Erschütt'rung lechzt es heut wie vormals,
Damit es, von der eig'nen Füll' erlöst
In heiterm Gleichgewicht sich wiederfinde.

Richard Opitz.

Neue Romane und Erzählungen.

1. Venus Imperatrix. Ein Roman aus dem Berliner Leben von O. Elster. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt. 1894. 8. 4 M.
2. Das Affenmädchen. Roman von Maurus Jókai. Ausschließlich ermächtigte Uebertragung von Ludwig Wechsler. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt. 1894. 8. 3 M.
3. Maskenspiel des Lebens. Roman von August Niemann. Zwei Bände. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1894. 8. 8 M.
4. Die Geisterseher. Humoristischer Roman von Fritz Mauthner. Berlin, Verein der Bücherfreunde. 1894. 8. 4 M.
5. Flammen im Herzen. Roman von H. Hermann. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt. 1894. 8. 5 M.
6. Die Frau des Dichters. Roman von Arthur Zapp. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1894. 8. 5 M.

Von den heute zur Besprechung vorliegenden Romanen seien die vorangestellt, die dem Unterhaltungsbedürfniß mehr oder weniger ausschließlich dienen wollen. O. Elster's Roman „Venus Imperatrix" (Nr. 1) scheint zwar in seinem Titel die Liebe als die Weltherrscherin zu verkündigen, und die Schlußwendung kommt auch auf diesen Gedanken zu; indessen ist doch gerade diese Anschauung so sehr die Grundlage weitaus der größten Anzahl aller unserer Romane, daß sie für einen einzelnen kaum als besonderes Charakteristikum gelten kann; und die Art Liebe, die die eine Figur des Romans, die schöne Schauspielerin Lottka, als Venus Imperatrix in dem neuen Theater zu verkörpern scheint, kann und soll doch jedenfalls nicht mit der Allherrscherin Liebe gemeint sein. Im übrigen aber enthält Elster's Werk alle zu einem spannenden und gern gelesenen Romane nothwendigen Bestandtheile in bunter Mannichfaltigkeit: wir werden, wie es sich bei einem Romane aus dem berliner Leben geziemt, in die Kreise der vornehmen Welt, der Lebewelt, der Finanzwelt, auch in die Halbwelt geführt; einen wirksamen Gegensatz dazu bildet eine Liebesidylle im einsamen, waldumrauschten Schlosse; die „actuellsten" Ereignisse der jüngsten Vergangenheit spielen mit hinein, die Gründung eines neuen Theaters unter den Linden steht fast im Mittelpunkte der Handlung; der Berlin-Wiener Distanzritt und in entfernterer Weise auch die Panamagründung und der Panamakrach werden hereinverwebt. Und zum Schluß wendet sich alles zum Guten, der alte Fürst legt die Hand seiner Nichte in die eines einfachen Adeligen, des Sohnes seiner Jugendgeliebten, der nicht einmal eine gesellschaftlich sehr hervorragende Stellung einnimmt; Todfeinde söhnen sich aus; ja sogar ein ganz blasirter Theaterdichter kehrt zu den Idealen seiner Jugend zurück und schreibt ein Stück, das seinen Dichterberuf beweist. Die Erzählung ist gut und gewandt geschrieben; nur eins möchte sprachlich auszusetzen sein: der dresdener Dialekt des Obersten von Rautenstein ist keineswegs „unverfälscht"; vor allen Dingen sagt der echte Dresdener niemals nit für nicht, dafür heißt es ni, nich oder niche.

Auch M. Jókai sucht seinem Roman „Das Affenmädchen" (Nr. 2) einen tiefern Untergrund zu geben, und zwar in einer längern Vorrede, in der er sich über die Häßlichkeit ausspricht. Er beginnt mit der Frage: Gibt es häßliche Mädchen auf der Welt? und erweitert diese gleich dahin: Gibt es überhaupt etwas Häßliches, was durch die Natur erschaffen wurde? Und diese Frage wird dahin beantwortet: Irgendwer findet es doch schön; also gibt es nichts Häßliches. Häßliche Menschen kann es überhaupt nicht geben; denn jeder Mensch hat noch ein „inneres Gesicht" und dadurch kann jedes Gesicht schön werden (man pflegt einfacher da vom Gesichtsausdruck zu reden). Das ist ja wol eine allgemein anerkannte Wahrheit; aber Jókai geht noch weiter: teuflische wilde Leidenschaft nimmt die Gelegenheit wahr, um aus dem Häßlichen das Ideale

zu gestalten, um das Niedrige verlockend erscheinen zu lassen, und dieser teuflische Ausdruck des Häßlichen besitzt die Macht des wahren Zaubers. „Poppaea, die Favoritin Nero's, hatte das Aussehen eines Affen und Kleopatra war eine Negerin." Und in diesem Tone philosophirt und historisirt Jókai noch eine Weile fort. Und nachdem er noch von berüchtigten Frauen gesprochen hat, die ihren Ruhm gleicherweise ihrem häßlichen Gesicht, ihrer verwachsenen, zwerghaften Gestalt und den Erfolgen ihrer Verführungskünste verdanken, kommt er zu dem Schlusse: es gibt keine häßlichen Mädchen, es kann auch keine geben, und verspricht, dieses Thema im vorliegenden Roman auf Grund vollkommen wahrer historischer Thatsachen zu behandeln. Natürlich wird niemand von Maurus Jókai erwarten, daß der Roman diesen versprochenen Beweis erbringe oder gar auf vollkommen wahren historischen Thatsachen beruhe. Diese ganze Einleitung ist nur ein flottes Geplauder, in dem kühne Behauptungen und seltsame Thatsachen mit der gleichen verblüffenden Sicherheit vorgebracht werden, und das denselben Zweck hat, wie der ganze Roman, nämlich in amüsanter Weise zu unterhalten. Und das versteht ja Jókai in ausgezeichneter Weise. Seine Phantasie läßt ihn niemals im Stiche, und da er immer aus dem Vollen arbeitet und sich über Wirklichkeit oder Wahrscheinlichkeit keine großen Bedenken macht, so fließt der Strom seiner Erzählung munter dahin und der Leser läßt sich von den plätschernden Wellen vergnüglich forttragen und sagt sich am Ende mit Befriedigung, daß er die Frage: Wer ist das Affenmädchen, das in wissenschaftlichen Kreisen solches Aufsehen erregte? auf Grund vollkommen wahrer historischer Thatsachen nun sicher beantworten kann.

Dieses Affenmädchen ist nämlich der letzte, körperlich sehr seltsam geartete Sproß eines alten südfranzösischen Grafengeschlechtes, das ein gewissenloser Vetter heirathet, um es dann in Erfüllung einer Wette als Krao-Mädchen im Jardin des Plantes sehen zu lassen, wozu sich das unglückliche Wesen aus Liebe zu ihm auch hergibt. Um diese seltsamen Menschen und Ereignisse gruppiren sich noch eine Reihe ähnlicher Menschen und Ereignisse: der Vater des Mädchens, ein närrischer Graf, der von seiner Frau betrogen worden ist, zwanzig Jahre auf der See zugebracht hat, dann sich einer ganz wunderbaren Kur unterzieht und ein einfaches Bauermädchen heirathet; dieses Bauermädchen, das lange Jahre sich darein findet, als die Geliebte des Grafen zu gelten, während es doch die rechtmäßige Gemahlin ist, die Erzieherin des Mädchens, eine schöne Gräfin, die an ihren gesellschaftlichen Kreisen Ueberdruß gefunden hat und deswegen Erzieherin geworden ist; die Spießgesellen des gewissenlosen Gatten, der selbst als eine Art Spitzbubenkönig geschildert wird, mit ihren Ränken, Bosheiten und Verbrechen — kurz, man findet in dem ganzen Buche wenig einfache und natürliche Thatsachen oder vernünftige und anständige Menschen. Natürlich kann diese Häufung von Seltsamkeiten und Sonderbarkeiten nur durch die große Erzählungskunst und den Geist und Witz des Schriftstellers schmackhaft werden. Aber auch wenn man diese Gaben vollkommen anerkennt, ist man doch versucht zu fragen, ob Jókai das Erzählen oder das Publikum noch völlig ernst nimmt.

Auf ganz anderm Boden befinden wir uns in August Niemann's „Maskenspiel des Lebens" (Nr. 3), das uns ohne allen Anspruch auf Darlegung irgendeiner Wahrheit und ohne allen Ausputz mit irgendeinem „actuellen" Ereignisse einen Ausschnitt aus dem Leben der Gegenwart erzählt, dessen Darstellung so lebendig, mannichfaltig und getreu ist, daß wir den Eindruck vollster Lebenswahrheit erhalten und — wie aus jedem Stück wirklichen Lebens, das wir mit offenen Augen ansehen — mehr Lebensweisheit daraus ziehen, als aus andern anspruchsvoller auftretenden Büchern. Niemann ist ein guter Schriftsteller, der angenehm zu erzählen und vor allem vortrefflich zu charakterisiren versteht. So führt er uns auch hier eine ganze Reihe vorzüglich gezeichneter Gestalten vor: den Major von Bardolix, der sich über sich selbst so vorzüglich zu täuschen versteht, die beiden reichen Sonderlinge Sprecker und Glatschling, von denen der erste sich mit Vorliebe als „einfachen Mann" gibt, während der andere gar zu gern zu den obern Gesellschaftsschichten gerechnet werden möchte, Graf Brenkenheim, der nicht nur für Pferde, sondern auch für Menschen einen scharfen Blick hat, der leichtentzündliche und leichtlebige Prinz Arthur, die stillwirkende tüchtige Hedwig und die empfängliche Irma, deren Charakterstärke erst durch Leid erwacht; kurz von jeder Person gibt uns Niemann ein klar umrissenes Charakterbild. Und aus dem Wesen der Menschen heraus entwickelt sich mit Folgerichtigkeit die Handlung, so daß wir ein wohlgefügtes und klares Ganzes erhalten, das wir mit Vergnügen in uns aufnehmen. Indem wir aber sehen, wie die Menschen so gern sich selbst oder andere über sich und ihre An- und Absichten etwas vorzutäuschen lieben, verschafft uns dieses „Maskenspiel des Lebens" eine Bereicherung unserer Menschen- und Lebenserfahrung, die um so angenehmer gewonnen wird, da wir vom Dichter in keiner Weise außer etwa durch den leisen Fingerzeig des Titels darauf hingewiesen werden.

Während Niemann's Buch durch diese eben angedeutete Lebensauffassung von selbst einen leise humoristischen Anstrich erhält, tritt dieser Zug bewußt und stärker betont in Fritz Mauthner's Roman „Die Geisterseher" (Nr. 4) hervor, der denn auch ausdrücklich als humoristischer Roman bezeichnet ist. In diesem hat aber auch neben dem Humor, wenn auch durch ihn gemildert, die Satire ihre Stelle. Den Gegenstand dieser Darstellung bilden die Verirrungen des menschlichen Geistes, die gegenwärtig viele Anhänger zählen; in erster Linie der Spiritismus, daneben auch etwas Vegetarianismus und Jäger'sche Wolltheorie. Der Held des Buches ist ein alter pensionirter Major, den die allzu früh erzwungene Unthätigkeit zur Beschäftigung mit allerlei Spielereien und Erfindungen treibt und

der durch den Tod seiner Gattin dem Spiritismus in die Arme geführt wird, welche Richtung von einem betrügerischen Kleeblatt möglichst ausgenutzt wird. Die Darstellung des Kampfes, der sich hieraus entwickelt, da der Major sich nicht ohne weiteres gefangen geben will, und in den von beiden Seiten verschiedene Personen eingreifen, mit seinen mannichfachen komischen Auftritten gibt reiche Gelegenheit zur Entfaltung von Satire und Humor. Und diese Gelegenheit weiß Mauthner gut, aber im ganzen mit der nöthigen Zurückhaltung zu benützen; nur gegen den Schluß hin, bei der Entlarvung und der angeblich dadurch herbeigeführten Tötung des betrügerischen Mediums, werden stärkere Anforderungen an die Glaubenslust der betheiligten Personen und damit auch des Lesers gestellt, denen man sich ja aber im Gebiete der humoristischen oder komischen Darstellung leichter zu fügen geneigt ist. Eine ganze Anzahl komischer Gestalten werden uns vorgeführt, die jede in ihrer Art gut festgehalten und durchgeführt sind. Sehr anmuthend dargestellt ist Ernesta von Vehsen, die Tochters des Majors, deren rührende Liebe und Verehrung für ihren alten sonderbaren Vater sie in einen fast tragischen Zwiespalt der Gefühle verstrickt, auf dessen Grunde dann der Humor des Ganzen sich um so wirkungsvoller abhebt. Die am feinsten humoristisch gezeichnete Gestalt ist die des Assessors Cremmen, dessen moderne Lebensweisheit einem tiefern Gefühl gegenüber doch nicht Stand hält, und dessen stolze Klugheit zwar die Entlarvung der Spiritisten herbeiführt, aber doch schmählich Schiffbruch leidet, indem er das spitzbübische Dienstmädchen, das als Medium mitgewirkt hat, mitleidsvoll als armes betrogenes Opfer betrachtet und behandelt. „Und das ist der Humor daran", könnte man hier mit dem rothnasigen Bardolph in Shakespeare's Heinrich IV. sagen.

Weit ernster ist der Grundton der beiden folgenden Romane, zunächst von Hans Hermann's „Flammen im Herzen" (Nr. 5). Obwol Hermann schon als Verfasser von Novellen und Romanen genannt wird, so scheint es doch, als ob man es in dem Buche mit einem Anfänger (oder vielleicht einer Anfängerin?) zu thun hätte. Mancher Ueberschwang der Darstellungs- und Ausdrucksweise, die oft übertriebene und dadurch peinlich wirkende Abgerissenheit des Stils, die häufige und häßliche Weglassung der Hülfszeitwörter am Schlusse der Nebensätze geben dem Ganzen noch das Gepräge des Unabgeklärten und Unausgeglichenen. Der Inhalt aber ist tüchtig und zeugt von hoher, idealer Gesinnung; und auch das spricht für die Selbständigkeit der Verfasserin, daß sie den Muth hat, die Hauptheldin des Romans, die prächtige, tüchtige Jutta, trotz glänzender äußerer Lage und trotz dreier Bewerber oder wenigstens Verehrer, schließlich unvermählt bleiben zu lassen. Die Flammen in ihrem Herzen haben eben eine andere Richtung genommen; sie lodern nicht mehr einer einzelnen Person, sie flammen für die Kunst und für die Armen und Bedürftigen. Zu dieser idealen Höhe der Anschauung ist sie gebracht worden einestheils durch eigenes, schweres Herzeleid, anderntheils durch das Beispiel der heldenmüthigen Entsagung und Opferwilligkeit und der rührenden Menschenliebe des armen verwachsenen Werner, der die flammende Liebesglut seines Herzens zu unterdrücken weiß und nur die mild wärmende Flamme der Menschenliebe hegt und pflegt. Anderer Art sind die Flammen im Herzen des alten Lebrecht (warum nicht Leberecht?) Wendeborn; er vermag das Feuer der Rachsucht, das einst durch schwere Kränkung entfacht wurde, erst spät und nur angesichts des letzten Augenblickes des ungetreuen Freundes zu dämpfen. Und wieder anders brennen die Flammen im Herzen des Lieutenants Spangenfeld. Der reiche, stattliche Offizier wirft die Bequemlichkeiten eines reichlich ausgestatteten Lebens weg, ja verzichtet sogar auf das sich bietende Liebes- und Eheglück, um im freiwillig übernommenen Dienste des Vaterlandes seine Kräfte dem Colonialdienste und der Erforschung ferner Länder zu widmen. In schroffem Gegensatze zu diesen stehen diejenigen, die in ihren Herzen nur die Flammen der Selbstsucht zu nähren vermögen. Die Kunst der Erzählung und Schilderung besitzt die Verfasserin in anerkennenswerthem Maße; am besten scheinen ihr die Gebiete des Reiterlebens in den vornehmen Kreisen zu liegen; aber auch die Schilderung vom Aufenthalte Cilly's in dem dresdener Pensionshaus zeugt von guter Beobachtung, auch wenn man von einigen kleinen „actuellen" Zügen absieht, mit denen dieser Abschnitt ausgestattet ist. Von dem Kunstmittel, Situationen und Stimmungen in entscheidenden Augenblicken wiederkehren zu lassen, wird einige male ganz wirksamer Gebrauch gemacht. Im ganzen darf man H. Hermann günstige Aussichten geben, wenn größere Reife und vielleicht auch reichere Lebenserfahrung den Ueberschwang der Empfindung und des Ausdrucks haben dämpfen helfen und größere Glätte und Ausgeglichenheit der Sprache und des Stils erreicht sein werden.

Ein ernstes und gutes Buch ist Arthur Zapp's „Die Frau des Dichters" (Nr. 6). Es schildert das Martyrium einer Dichtergattin, den Kampf einer liebenden Frauenseele, die ihrem Gatten alles geopfert hat und dann schwer um seinen Besitz ringen muß. Sie hat sich von ihren Aeltern getrennt, eine sorglose, gesicherte Lage aufgegeben, freilich zugleich sich auch vor einer verhaßten Verbindung gerettet, als sie ihrem Gatten folgte; und nun theilt sie sein Schicksal, entbehrt, arbeitet, hungert für ihn, und ermöglicht ihm auf diese Weise die Vollendung seines großen Werkes; dafür aber muß sie dann mit ansehen, wie der leicht Bewegliche und Empfindliche, bald hoch Gestimmte, bald tief Niedergeschlagene sich in den Augenblicken des Triumphes, den sie durch ihre ausdauernde und opferwillige Liebe hat herbeiführen helfen, von ihr abwendet und andern Göttern dient; dann freilich auch wieder, nachdem ihm Mißerfolg zutheil geworden, sich wieder ihr zuwendet und die alte Liebe und Bewunderung zeigt. Aber zu spät: das körperliche Leiden, das sie sich durch harte Arbeit, Entbehrungen und schwere seelische Kämpfe zugezogen hat, rafft sie un-

erbittlich dahin; und damit endet das Martyrium der Frau des Dichters. Sehr wirkungsvoll und gut geschildert ist der Gegensatz: auf der einen Seite die leicht bewegliche, allen Eindrücken zugängliche Künstlernatur, die bald himmelhoch jauchzt, bald zum Tode betrübt ist, die unfähig ist, den Kampf mit den gemeinen Nöthen des Lebens zu bestehen oder wenigstens so darunter leidet, daß ihr bester Theil zu Grunde zu gehen droht, und auf der andern Seite die sich immer gleichbleibende Liebe der Frau, die diese Kämpfe auf sich nimmt und mit dem Opfer ihrer Gesundheit und ihres Lebens bezahlt, unbeirrt durch die wenn auch nicht beabsichtigte doch tief kränkende Undankbarkeit des Gatten. Das alles ist gut dargestellt; die wechselnden Stimmungen des Helden sind vielleicht mitunter etwas gar zu grell aufgetragen: es ist mehr die allgemeine Künstler-, als gerade die besondere Dichternatur, die in ihm dargestellt ist; man ist mitunter eher geneigt, etwa an einen Musiker als an einen Schriftsteller zu denken. Aber die seelischen Vorgänge sind anschaulich und glaubhaft geschildert. Auch andere Gestalten sind gut gezeichnet: der unerbittlich harte Vater der Heldin, die weiche Mutter, die ränkevolle Cousine und andere Nebenfiguren. Im ganzen treten nicht sehr viel Personen auf; es werden uns keine großen, breit ausgeführten Gemälde vorgeführt, aber eine Reihe einzelner, gut abgerundeter Bilder. Die Erzählung verläuft glatt und anschaulich; der Anfang freilich ist wol mit einer mehr auf das Bedürfniß der großen Lesewelt berechneten Ausführlichkeit erzählt; denn die dort geschilderten Ballscenen bieten doch nur schon öfter Dagewesenes. Ueberhaupt gibt das ganze Buch nicht gerade Neues und Großes; aber es ist doch fesselnd und ergreifend und für die Hauptgestalt der Dulderin erwärmend erzählt. Und der Dichter versteht es, auch den tragischen Ausgang nicht beklemmend, sondern versöhnend wirken zu lassen: man gönnt der armen Dulderin die Ruhe.

M. Rachel.

Feuilleton.

Nicht nur der Inhalt der Bändchen der Illustrirten Elzevier-Ausgaben (Verlag von Hermann Seemann in Leipzig; jeder Band geb. 3 M.): Hauff, Phantasien im Bremer Ratskeller. Illustrirt von Adelb. Niemeyer. — Chamisso, Peter Schlemihl. Illustrirt von H. Looschen. — Heine, Harzreise. Illustrirt von Ludwig Stiller. — Shakespeare, Romeo und Julie. Illustrirt von Ludwig Stiller — der spricht für sich —, sondern ihre entzückende Ausstattung gibt begründeten Anlaß, die Aufmerksamkeit aller Freunde geschmackvoller Erzeugnisse unseres Buchdruck- und Buchbindergewerbes auf diese elegante Sammlung zu lenken. In zierlichstem Duodezformat mit einem bei aller Feinheit sehr deutlichen Elzevierdruck empfehlen sich die Büchlein in ihrem weichen Ledereinband auf den ersten Blick, um nicht zu sagen: beim ersten Anfassen einem jeden, der einigen Formsinn und ästhetisches Gefühl besitzt. Der Idee, der diese Liebhaberausgaben ihre Entstehung verdanken, sind durchaus gemäß der künstlerische Bilderschmuck und die Auswahl der Texte. Alles dies zusammengenommen, erscheinen die Prachtstücke bibliographischer Technik recht geeignet, um als vornehmes Geschenk jeden Empfänger zu erfreuen. Dazu wird die Fortsetzung der Sammlung — demnächst erscheinen „Classische Balladen", Eichendorff's „Taugenichts", Lessing's „Minna von Barnhelm", Goethe's „Hermann und Dorothea" und der erste Theil des „Faust" — reichhaltig genug sein, um jederzeit etwas Passendes finden zu lassen.

— Im Verlage von F. W. Grunow in Leipzig ist ein allerliebstes kleines Buch erschienen: „Erinnerungen aus den Knaben- und Jünglingsjahren eines alten Thüringers." Der Verfasser, der nicht mehr lebt, war Gymnasialdirector in einer der östlichen Provinzen, hing aber mit warmer Liebe an seiner thüringischen Heimat. Diese Jugenderinnerungen schildern uns mit der Lebendigkeit liebevoller Anhänglichkeit ein Stück idyllischen Berg- und Waldlebens, in das aber auch die geschichtliche Welt durch die Schlacht bei Saalfeld hineinragt. Ein sehr empfehlenswerthes Büchlein zum Vorlesen im Familienkreise.

— Bei Villaret in Erfurt ist unter dem Titel „Ueber den deutschen Volkscharakter" ein Vortrag erschienen, den Heinzelmann am 26. Januar d. J. zur Vorfeier des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers in der öffentlichen Sitzung der königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften gehalten hat. Wir empfehlen die gründliche und einige gute Gedanken enthaltende Abhandlung immerhin zur Lektüre, bedauern indeß, daß der Gegenstand nicht vielseitiger behandelt worden ist. Ein deutscher, der lange im Ausland gelebt und gesehen hat, wie die Fremden uns beurtheilen, würde manches anders darstellen und würde zum Nutzen seiner Landsleute auch bei den Schattenseiten unseres Volkscharakters etwas länger verweilt haben. Es fehlt die rechte Unbefangenheit und Weite des Urtheils in der sonst gutgemeinten Schrift.

— Im Juni d. J. hat sich in Berlin eine Genossenschaft „Pan" gebildet, über die ein soeben erschienener typographisch und illustrativ künstlerisch ausgestatteter Prospect Aufschluß gibt. Nach diesem ist der „Pan" eine Vereinigung von Künstlern, Schriftstellern und Kunstfreunden, die es sich zum Ziele gesetzt haben, gemeinschaftlich und in Verbindung mit verwandten Kreisen in ganz Deutschland ein umfassendes Organ für Kunst zu begründen, das nicht geschäftlichem Vortheile, noch irgendeiner künstlerischen Sonderströmung dient, sondern lediglich den Zweck hat, ein ungetrübtes und vollständiges Bild der kunstschaffenden Kräfte unserer Zeit, sowie einen Ueberblick über verwandte Bestrebungen früherer Epochen zu geben. Die Monatsschrift wird circa 60 M. jährlich kosten und jedes Mitglied (Antheile à 100 M.) erhält sie mit mindestens 40 Procent Rabatt. Sobald die Garantiesumme für drei Jahre (100000 M.) beisammen ist, wird mit der Herausgabe der Zeitschrift begonnen. Die Redaction wird in den Händen des Vorstandes und eines aus dem Aufsichtsrathe gewählten Ausschusses sein. Vom Aufsichtsrath wurden zu geschäftsführenden Vorstandsmitgliedern gewählt die Herren Otto Julius Bierbaum, Schriftsteller in Tegel bei Berlin, und Meier-Graefe, Schriftsteller in Berlin. Die Geschäftsstelle der Genossenschaft „Pan" befindet sich Berlin W., Schillerstraße 4.

Bibliographie.

Boos, H., Geschichte der Freimaurerei. Ein Beitrag zur Culturgeschichte. Aarau, H. R. Sauerländer u. Comp. Gr. 8. 5 M. 40 Pf.

Frimmel, Th. v., Handbuch der Gemäldekunde. Leipzig, J. J. Weber. 12. 3 M. 50 Pf.

Krauß, R., Eduard Mörike als Gelegenheitsdichter. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 3 M.

Lepsius, J., Ahasver, der ewige Jude. Mysterium in drei Aufzügen und einem Vorspiel. Leipzig, Verlag der Akademischen Buchhandlung (W. Faber). 8. 2 M. 40 Pf.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

(Mit einer Beilage der Schlesischen Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender in Breslau und von F. A. Brockhaus in Leipzig.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 44. — 1. November 1894.

Hans Sachs.

Zum 5. November 1894.

Zwei Dichter dürfen wenigstens dem Namen nach als Zubehör auch des ärmlichsten Wissenstandes, als bekannt in Bildungskreisen vom geringsten Durchmesser gelten: der eine umstrahlt von allem Glanze des Ritterthums, trotzdem aber den hornunc an den zêhen fürchtend, der andere von der Nachwelt allezeit, ob auch verklärt von einem Strahle der Poesie, doch inmitten seiner unscheinbaren Werkstatt vorgestellt, dabei aber bei Lebzeiten ein unabhängiger Mann in auskömmlicher Behaglichkeit; jener an Höfen und auf Burgen ein willkommener Gast, geehrt und umworben von Königen und Kaisern, dieser ein Bürger unter Bürgern, nie sich ablösend vom festen Boden seines umschriebenen Daseins; jener mit dem schmetternden Lärmruf seiner Dichtung nach des Gegners Zeugniß Tausende bethörend, dieser kaum einmal von der Parteileidenschaft über das Maß hinweggerissen; jener Meister einer Sprache, die sich als prächtigste Blüte höfischer Kunst und als letzte Errungenschaft der Arbeit ganzer Geschlechter darstellt, dieser fast unbekümmert um Regelrichtigkeit in Form und Reim, nur auf den wirksamsten, eindringlichsten Ausdruck seiner Gedanken bedacht; dort Empfindung in höchster Verfeinerung und lebendige Phantasie, hier klarer Verstand und geschärfter Blick für die Wirklichkeit; dort fuoge und mâze, hier Sittlichkeit und Herzenseinfalt, — Walther von der Vogelweide, die Lichtgestalt unter den ritterlichen Dichtern, Hans Sachs, der ausgeprägteste Vertreter des bürgerlichen Meistersanges.

Und doch wie viel Gleichheit bei aller Verschiedenheit! Beide, um nur einiges zu erwähnen, zeigen die glücklichste Begabung für das, was ihrer Zeit gemäß war, andererseits stehen sie in bewußtem Gegensatz zu ihr als Kämpfer gegen die hereinbrechende Verrohung und die niedere Sinnlichkeit, als Vertheidiger einer reinern Lebensauffassung, die freilich an den Begriffen ihrer Gegenwart gemessen werden muß. Beide sind gleich gefeiert in ihren Erdentagen und von der Nachwelt mit unvergänglichem Lobe gepriesen worden, der Minnesinger durch Hugo von Trimberg's oft wiederholten Spruch:

> Herr Walther von der Vogelweide,
> Wer des vergäße, thät' mir leide;

der nürnberger Dichter durch Goethe's heftig dreinfahrendes Verdict:

> In Froschpfuhl all das Volk verbannt,
> Das seinen Meister je verkannt.

Beide waren warmherzige Vaterlandsfreunde und gerade darum bei aller Glaubensinnigkeit in Fehde mit Papst und Klerisei, ohne doch des eigenen Volkes Sünden aus schwächlicher Rücksicht zu bemänteln; beide besaßen endlich als vielgereiste, weltkundige Männer einen unbeengten Weitblick.

Es wäre nun eine schlechte Ehrung des unvergeßlichen Handwerks- und Sangesmeisters zu seinem vierhundertjährigen Geburtstage, wollte ich das Bild seines vielseitigen Wesens in den Rahmen dieses Aufsatzes zwängen. Die Unmöglichkeit solchen Beginnens erhellt aus dem bloßen Hinweise auf Sachsens 4275 Meisterlieder, 208 Bühnenstücke und 1700 Erzählungen. Ich bescheide mich deshalb, einige Seiten an diesem ungewöhnlichen Menschen zu beleuchten. Vielleicht ist meiner Absicht mit dieser Beschränkung der ersehnte Erfolg vergönnt, daß sich der und jener Leser d. Bl. angeregt fühlt, persönlich Bekanntschaft mit Hans Sachs zu suchen.

Ein mächtiger Antrieb zu dichterischer Thätigkeit und zugleich Quell gestaltungsfähiger Ideen war für Hans Sachs das Vaterlandsgefühl. Des Reiches Herrlichkeit steht ihm als unverrückbares Ziel in bestimmtester Klarheit vor Augen. Drum wird er nicht müde, die beiden Grundsteine des Reichsbaues, Gemeinsinn und Eintracht, nach seinen Kräften zu befestigen. Nicht aber mit dem hitzigen Eifer des Sittenrichters, nicht mit den Flüchen oder den

beweglichen Klagen des alttestamentlichen Propheten spricht er zu seinem Volke. Einen Spiegel stellt er auf für Jung und Alt, für Fürst und Adel, Bürger und Bauer, in dem jeder und jede mit erschreckender Deutlichkeit die eigene Verfehlung, die Mitschuld an dem staat- und stadtzerstörenden Treiben sehen muß. Gern auch macht er seiner lehrhaften Absicht die leichtverständliche Allegorie dienstbar. Als das bezeichnendste Beispiel hierfür läßt sich „Ein artlich gesprech der götter, die zwitracht des römischen reichs betreffende“ ansehen. Aus Hans Sachsens deutscher Gesinnung erhalten all die hierher gehörigen Zeit- und Sittenbilder ihren gemeinsamen Zug. Was auch in ihnen durcheinander wirbelt: Kaiser und Papst, Adel und Bürgerthum, Jurist und Pfaff, corpus juris und Bulle, alle Gebrechen der Zeit in schicklicher Verkörperung, immer nur werden sie angeschaut in ihrem Verhältniß zum Reich und danach beurtheilt. Ueberraschend ist dabei die stets neue Gestaltung des schließlich doch gleichen Stoffes. Hierin offenbart sich dieselbe Unerschöpflichkeit der Kraft, die in anderm Sinne des Dichters außerordentliche Belesenheit und erstaunliche Kenntniß heimischer und fremder, alter und neuer Literaturen zur Genüge bezeugen. Mancher wird mit Genugthuung erfahren, daß dieser umfassende Geist nur mit Uebersetzungen sich behalf. Nennt er sich doch selbst

— einen ungelehrten Mann,
Der weder Latein noch Griechisch kann.

Nun, für seinen Zweck, Stoffe zu finden, die durch eine lange Folge anschaulich-lehrhafter Vorbilder als positive Ergänzung seiner sonst nur negativen Kritik zur Seite traten, für diesen Zweck also reichten die Verdeutschungen vollkommen aus. Weiteres hat, das darf man sagen ohne Kränkung für den würdigen Meister, Sachs auch nicht aus seinen altclassischen Studien gewonnen. Den ersten Hinweis auf das Alterthum verdankte er wol der Erinnerung an das Gymnasium, die sogenannte Lateinschule, der er acht Jahre angehörte, während die Kraft und Ausdauer seines Forschens in dieser Vergangenheit erschließen lassen, wie offenen Auges und Ohres der Dichter die Neigungen und Strömungen seiner Zeit verfolgte. Diese Fähigkeit und die Empfänglichkeit für die Regungen des Zeitgeistes ist dem Dichter angeboren. Die Ausbildung aber der natürlichen Anlage begründet zum guten Theil seine Volksthümlichkeit. In der Gegenwart lebte und leibte Hans Sachs, darum kam ihm die Gegenwart mit gespanntestem Antheil entgegen. Und was er dem Alterthum entlehnte, wurde im Grunde doch nur zum Gewand, darein er seine Auffassung von und seine Absichten für die Gegenwart kleidete. Dasselbe glückliche Naturell lehrte ihn aber weiterhin, alle volksfremden Tifteleien, die rein schulmäßigen Spitzfindigkeiten, in denen sich die großen Ideen verknöcherten, geschickt zu meiden. Immer ist sein Blick auf den Kern und auf das Ganze gerichtet. Nur was die Gesammtheit angeht, greift er auf. Drum mischt er sich nicht in die theologischen Wortklaubereien, die dem Volke unverständlich und gleichgültig bleiben mußten; heftig erbost er sich dagegen über die kniffliche Ausdeuterei der Gesetze, die seines Volkes Rechtsbewußtsein zu verwirren drohte. Aber mit derbem Wort weist er auch Bürgerthum und Bauernschaft in ihre Schranken zurück, ein Feind jeder Ueberhebung und Sonderbestrebung. Gleich kraftvoll vertritt er umgekehrt beide gegen Bedrückung durch Kirche, Fürst und Adel. So sahen die Bedrückten in ihm ihren Anwalt, ihren Sprecher vor ganz Deutschland, und so wurde Hans Sachs der volksthümlichste Mann neben Luther und Hutten. Mit jenem hat er gemein die glückliche Hand in der Wahl der Mittel, auf weite Kreise zu wirken. Dem bewährten Grundsatze aller Erziehung von dem breve et efficax iter per exempla folgt Sachs durchaus. Und wenn seine Dichtung und poetische Erzählung demnach lehrhaft sein muß und will, so bewahrt sie sich doch vor plumper Nüchternheit durch die Kraft und den packenden Humor ihrer Sprache. Alles Ueberhobene, Gezierte, Gespreizte weist sie ab, in sorgloser Urwüchsigkeit redet sie ohne erheblichen Aufwand von feilender Nacharbeit in der Ausdrucksweise des Volkes zum Volke. Aber was sie redet, ist gesündester Verstand und schlagender Mutterwitz. Mit diesen Bemerkungen muß ich mich begnügen und führe nur noch das wol allseitig bestätigte Urtheil an, wonach eine gleich reiche, ja schöpferische Sprachbegabung wie die Hans Sachsens unser Schriftthum nur bei Luther aufzuzeigen vermag.

Der Zug zur Gegenwart und das Leben in der Wirklichkeit haben ferner mitgewirkt bei der Hinkehr Hans Sachsens zum Drama, sowie neben andern Triebfedern zu seinem Anschluß an die Reformation. In beiden Beziehungen erscheint er wiederum als Kind seiner Zeit, im engsten Verbande mit seinem Volke, dem deutschen Bürgerthum. Was er diesem aber im ganzen Umfang seines Wirkens gewesen ist, dies festzustellen, erfordert eine culturgeschichtliche Betrachtung des Standes im Reformationszeitalter. Daher erscheint es sehr berechtigt, daß Rudolf Genée sein Lebensbild des Dichters*) auf breitestem culturgeschichtlichem Hintergrunde entwirft. Ich darf dem Geschichtschreiber nicht folgen und hebe von einzelnen Zügen zunächst hervor Hans Sachsens stolzes Standesbewußtsein oder, wenn man will, weise Selbstbescheidung. Man stoße sich vorerst nicht an dieser Gleichung. Zwar Ausbrüche dünkelhafter Gesinnung, hochfahrenden Bürgerstolzes wird man vergeblich in seiner Dichtung suchen. Aber die Charakterfestigkeit, mit der er sich gleich fern hält von der Roheit unten und dem Streben nach oben, der lebenslang bethätigte Wille, Bürger zu sein und nichts mehr, geben doch das Recht, von stolzem Mannesgefühl zu sprechen, das durch Stand, Beruf, Umgebung vollauf befriedigt neidlos andere, auch die bevorrechteten Klassen als gegebene Thatsachen gelten läßt. Diese Gesinnung des Dichters

*) Hans Sachs und seine Zeit. Ein Lebens- und Culturbild aus der Zeit der Reformation von Rudolf Genée. Mit 166 in den Text gedruckten Abbildungen, vielen Facsimiles nach den Handschriften und Notenbeilagen von Meisterliedern. Leipzig, J. J. Weber. 1894. 8. 10 M.

ruht auf der richtigen Erkenntniß vom Werthe und von der Bedeutung seines Lebenskreises. Unermüdlich preist er die Tugenden seines Standes, preist ihr Glück und ihren Segen, malt in abstoßenden Farben ihre Gegensätze in Lastern aller Art. Und was den immer erneuten Lobsprüchen, Mahnungen, Warnungen das dichterische Gepräge gibt, das ist die überzeugte Innigkeit, mit der Sachs sie vorträgt und die auch durch Schwänke und Satiren hindurchleuchtet. Durch sie ist bekanntlich auch Goethe begeistert worden, des Meisters Gedächtniß zu erneuern in „Hans Sachsens poetischer Sendung". Was nun Sachs predigt, hat er allezeit selbst geübt. Keine Gegnerschaft hat einen Makel auf seinen Charakter, auf sein Familienleben zu bringen gewußt. Muß sich der Dichter auch gegen „Haß und Ungunst" selbst in nächster Umgebung vertheidigen, nirgends verfällt er der Ruhmredigkeit. Nie hat er sich seines Handwerks geschämt. Und als im Pestjahr 1562 wohlmeinende Freunde ihm nahelegten, die verseuchte Stadt zu verlassen, da siegte des bejahrten Bürgers Gemeinsinn und Heimatliebe selbst über die Schrecken der Todesfurcht: es sterbe niemand zu dieser Frist, als wer dazu verordnet ist; diese seine Antwort hebt einen weitern kennzeichnenden Zug in seinem Wesen ans Licht, seine Frömmigkeit.

Eine innige, ehrliche Natur wie Hans Sachs mußte sich auflehnen gegen

den gotsdienst, der ietzund gat
In vollem schwanck auff gantzer erden
Mit mönnich-, nonnen-, pfaffen-werden,
Mit kutten-tragen, kopff-bescheren
Tag unde nacht in kirchen pleren,
Metten, prim, tertz, vesper, komplet
Mit wachen, fasten, langen bet,
Mit gerten-hawen, creutzweis ligen,
Mit knien, neygen, bucken, biegen,
Mit glocken-leuten, orgel-schlagen,
Mit heilthumb-, kertzen-, fannen-tragen,
Mit reuchern und mit glocken-tauffen,
Mit lampen-schüren, gnad-verkauffen,
Mit kirchen-, wachs-, saltz-, wasser-weyen u. s. w.

Er mußte in der Reformation eine Wiedergeburt und Vertiefung des Glaubenslebens und daher den Reformator als den Verkünder des endlich anbrechenden Tages begrüßen. Und das bekannte Lied, das die wittembergisch nachtigall feiert, enthält auch Sachsens Auffassung des Christenthums als eines praktischen Christenthums:

Solcher gelaub sich dann außbreit
Zu dem nechsten mit warer liebe,
Das er kein menschen thut betriebe,
Sonder ubt sich zu aller zeyt
In wercken der barmhertzigkeit,
Thut iederman hertzlich als gutz
Auß freyer lieb, sucht keinen nutz,
Thut iedem, wie er selber auch wolt
Als das im von im geschehen solt.

Er mußte endlich der Unsittlichkeit da am nachdrücklichsten entgegentreten, wo ihre Folgen geradezu gemeingefährlich werden, auf dem Gebiete der Keuschheit und der Unverletzlichkeit der Ehe. So sehr ihn aber die Verweltlichung des geistlichen Standes und die Veräußerlichung der Lehre Christi anwiderten: seine Kritik hielt sich von Fanatismus frei. Nur einmal gab er dem Rathe seiner Vaterstadt Anlaß zu dem Gebote, „daß er seines Handwerks und Schuhmachens warte und hinfüro dergleichen Fürnehmens sich enthalte", wie in der mit Osiander herausgegebenen „Wunderlichen Weissagung vom Pabsttum", die dafür Luther's ganzen Beifall fand. Freilich auch mit den Haarspaltereien und Wortstreitigkeiten innerhalb des Protestantismus vermochte sich sein auf den Kern dringendes, tiefes Verständniß des Evangeliums nicht zu befreunden. So erklärt sich wol ohne Zwang das spätere Verstummen seiner polemischen Dichtung. Ueberhaupt tritt an der Schwelle des Greisenalters ein Umschwung in Hans Sachsens poetischer Thätigkeit ein. Die hohe Politik, sozusagen, wird abgelöst von der dichterischen Behandlung des bürgerlichen Daseins. Satire und Ironie weichen dem Humor. Der Schwerpunkt des Schaffens wird auf das Gebiet des Dramas verlegt, und hierdurch erlangt Sachs für die Entwickelung unseres Schriftthums eine ähnliche Bedeutung, wie zwei Jahrhunderte später Lessing. Wie dieser hat sich auch der Meistersinger in allen seiner Zeit geläufigen Formen versucht; wie dieser behielt er alle geistigen Bewegungen seiner Gegenwart scharf im Auge; mit Lessing endlich theilt er die Aufmerksamkeit auf das Alterthum. Freilich zu der Aetherhöhe geläutertster Kunstauffassung, zu der Lessing sich verhältnißmäßig früh aufschwang, drang Sachs nicht empor. Durch seine Pflege des Dramas ist er aber unserm Volke ein Wegweiser geworden gleich Lessing. Das Drama bleibt seit Hans Sachs Ziel der literarischen Entwickelung und Bemühung. Bei Sachs finden sich aber auch die ersten Ansätze zu dem, was uns heute noch fehlt, zum nationalen Lustspiel. Und wenn selbst überschwenglichste Werthschätzung des Dichters sich nicht vermessen darf, seinen Stücken Vollkommenheiten anzudichten, die ihnen thatsächlich fremd sind, so kann ich mir doch nicht versagen, gegenüber dem oft gehörten absprechenden Urtheil auf zwei Gewährsmänner, deren Uebereinstimmung in diesem Punkte bei allem sonstigen Gegensatze recht gewichtig ist, zum Schlusse noch hinzuweisen. Wir wissen jetzt, daß der vielgescholtene Gottsched verschiedene Bühnenstücke Sachsens gesammelt hat, was solange unerklärlich bleibt, als man bei ihm nicht eine angemessene Einsicht in ihren Werth voraussetzen will. Sodann ist von anderer Seite darauf hingedeutet worden, daß Goethe an einer Stelle des „Faust" (II, 1) nachweislich zwei Dichtungen von Hans Sachs vor Augen gehabt hat.

Zur Feier dieses vierhundertsten Geburtstages hat Rudolf Genée eine schöne Gabe beigesteuert mit unseres Dichters Lebensbild, dessen ich schon gedachte. Einzelbemer-

kungen dazu verbietet mir die Rücksicht auf die Länge der bisherigen Ausführungen. Um einmal mit dem Schlusse des Buches anzufangen, verdient der Anhang allgemeine Beachtung. Bringt er doch neun verschiedene Meistertöne mit den Gesangnoten, die Schulordnung der Nürnberger Singschule, weiter Hans Sachsens bisher ungedruckten Klagspruch der Stadt Nürnberg und das seiner Zeit vom Rath unterdrückte Gedicht von der Himmelfahrt Markgraf Albrecht's, endlich aus dem eigenhändigen Generalregister auf der Rathsbibliothek in Zwickau das Verzeichniß der Schau- und Fastnachtspiele und der Meisterlieder. Was ferner den eigentlichen Gegenstand Genée's, das Lebensbild des Dichters angeht, so waltet darin epische Vollständigkeit und die jeder Schwärmerei abholde, darum aber desto überzeugendere Ruhe des objectiven Erzählers. Doch die Eigenart des Buches ist damit nicht gekennzeichnet. Diese verleiht ihm vielmehr das durchweg ersichtliche Bestreben, den Dichter aus seiner Zeit heraus zu begreifen und erstehen zu lassen, das möglichst lückenlos angelegte Zeitbild als Untergrund zu benutzen für die eindrucksvolle, anschauliche Schilderung des ganzen Menschen. Diese Erweiterung der Aufgabe schließt freilich eine Erschwerung in sich. Daß aber gerade bei Hans Sachs ein solches Verfahren geboten ist, dieser Weg am sichersten zum Ziele führt, habe ich oben schon angedeutet, muß ich hier wiederholen. Und Genée ist auch dem Neben- und Beiwerk seiner Arbeit mit liebevoller Treue nachgegangen; Beweise dafür sind die ungezählten Einzelheiten, Angaben, Nachrichten, Forschungsergebnisse, die in dem vornehm ausgestatteten Bande enthalten sind. Sehr förderlich für die vom Verfasser beabsichtigte Wirkung, eine deutliche Vorstellung jener Zeit dem Leser zu übermitteln, ist der reiche Bilderschmuck, der dem Buche zur besondern Zier gereicht.

Richard Friedrich.

Sudermann's „Schmetterlingsschlacht“.

Hermann Sudermann's neuestes Stück, die Komödie: „Die Schmetterlingsschlacht“ wurde gleichzeitig, am selben Abend des 6. October d. J., in Berlin und in Wien aufgeführt, und wurde merkwürdigerweise an den zwei Orten verschieden beurtheilt: in Berlin fiel die Komödie durch, in Wien gefiel sie. Das ist das neueste literarische Ereigniß, und es ist in der That denkwürdig genug, daß man dabei verweilen muß.

Theatererfolge hängen bekanntlich nicht blos vom Werthe der Stücke allein ab, sondern auch von der Stimmung des Publikums, von der Stimmung der Zeit, von der Kunst der Schauspieler, welche die Stücke darstellen. Darum ist ein Wort darüber, bevor wir über das Sudermann'sche Stück selbst sprechen, sehr am Platze.

Wien ist bekanntlich keine literarische Stadt und kann sich mit dem heutigen Berlin in seinem Eifer für Literatur, in der Werthschätzung der Dichter auch als Privatpersonen gar nicht messen. Man klagt in wiener literarischen Kreisen sehr oft darüber und vergißt nur, daß dies eine natürliche Folge der politischen Verhältnisse ist. Die führenden Kreise in Berlin sind einheitlich deutsch gesinnt; Wien ist die Hauptstadt des vielzüngigen Oesterreich, und die wiener Aristokratie ist aus Polen, Czechen, Mähren, Ungarn und wol auch schließlich aus Deutschen zusammengesetzt, und diese deutschen Aristokraten Wiens sind meist katholisch-conservativ. Da ist es doch natürlich, daß der deutsche Dichter hier keinen so großen Kreis von Liebhabern wie in Berlin findet. Die Führung in der Literatur geräth in Wien daher sehr bald in einige wenige Hände. Nirgends ist eine literarische oder künstlerische Dictatur leichter als in Wien zu erringen. In den weitern Kreisen aber des großen Publikums empfindet man die Hegemonie Berlins zumal in theatralischen Dingen mit einer Art von Eifersucht. Es ist bezeichnend, daß der Director des Burgtheaters mit Nachdruck darauf bestand, die Première der neuen Komödie nicht später als der berliner Theaterdirector zu geben. Früher einmal machte er einen Contract mit Fulda rückgängig, weil dieser die berliner Première früher als die wiener ansetzen ließ. Diese Eifersucht Wiens auf Berlin kommt den berliner Dichtern aber meist sehr zugute. Vom Publikum und von der Journalistik, die ja nur sein Echo ist, werden sie sehr zärtlich behandelt. Wildenbruch war z. B. auf dem vorjährigen Schriftstellertage, der in Wien tagte, hier Gegenstand sehr vieler Auszeichnungen, obgleich er doch gar nichts Wienerisches an sich hat. Ja, es ist so weit gekommen, daß die jungen wiener Dichter auf kürzere oder längere Zeit nach Berlin auswandern, um dort entweder gleich Carrière zu machen oder um sich doch den Stempel der Anerkennung aufdrücken zu lassen. Es findet also alles, was literarisch aus Berlin nach Wien kommt, derzeit höchste Beachtung, und so fand sie auch Sudermann, nicht allein wegen seiner Verdienste, sondern wegen seiner literarischen Herkunft. Er wurde interviewt von den Zeitungen, aufs auszeichnendste vom Director des Burgtheaters empfangen — die Wiener sind ja stets liebenswürdig und gastfreundlich. Und was das Wichtigste ist: das Burgtheater — anerkanntermaßen trotz aller Anstrengungen Berlins noch immer die edelste deutsche Bühne, denn es hat doch die große Tradition für sich, ohne die kein Kunstinstitut groß werden kann — dieses Burgtheater nahm sich der Sudermann'schen Komödie mit einem Eifer und einer Begeisterung an, die durch nichts anderes zu erklären sind, als durch den Wunsch, den Berlinern ein quos ego zuzurufen. Die ersten Kräfte erhielten die Rollen, und man muß es

nur im Burgtheater erlebt haben, wie Herr Baumeister und Frau Hartmann oder Frau Hohenfels oder Herr Mitterwurzer aus Blei Gold zu machen verstehen, um zu wissen, was es heißt: ein Stück ward durchgehends mit diesen Künstlern ersten Ranges besetzt. Diese Künstler dichten jedes noch so schlechte Werk um, sie zünden auch dem begabtern Dichter ein solches Licht über sich auf, daß er seine Gestalten so verkörpert sieht, wie er sie sich in seinen schönsten Träumen kaum gedacht haben mag. Insbesondere ist die geniale Frau Hartmann von hinreißender Wirkung, wenn es darauf ankommt, deutsches Frauengemüth darzustellen: da verklärt sie uns die deutsche Seele zu einer Reinheit und Güte, daß man von Einem Abend Burgtheater ein Jahr lang zehren kann. Und diesmal hat Frau Hartmann eine Mutter, eine alte, um das Wohl ihrer Kinder besorgte Mutter gespielt! Da kann Sudermann machen, was er will, und er besiegt mit dieser Interpretin die allerkritischesten Zuhörer. Man will eben die Künstlerin genießen.

Das alles sagt sich jeder verständige Mann in Wien selbst und damit verringert sich der Unterschied zwischen den Urtheilen über den Werth der Sudermann'schen Komödie, der an den Premièrenabenden in Wien und Berlin zu Tage getreten ist, sehr erheblich. Man denkt im Süden und im Norden wol ganz gleich über die „Schmetterlingsschlacht", wenn auch der Theatererfolg verschieden war. Ein dauernder Bestandtheil des wiener Repertoires dürfte sie in Wien so wenig wie in Berlin werden, denn dazu genügt die Kunst der Schauspieler doch nicht, und die Gründe dafür will ich so kurz als möglich anzugeben versuchen.

Der Hauptgrund liegt wol darin, daß Sudermann nicht klar und scharf genug die Absicht seines Werkes herausgearbeitet hat, daß es uns daher in verworrenem Gefühl entläßt — das unangenehmste von allen, womit uns ein Dichter entlassen kann.

Die Handlung stellt uns eine Witwe mit drei erwachsenen Töchtern vor, die mit der armseligen Pension von 640 Mark halbwegs bürgerlich standesgemäß leben will und es kaum mit dem Aufgebot aller Arbeitskräfte zu thun vermag. Die Töchter sind hübsch. Was ist natürlicher, als daß sich alle Gedanken der armen Frau um die Hoffnung drehen, ihre Kinder durch Heirathen mit gutgestellten Männern versorgt zu sehen? Wenn man so jammervoll mit dem Pfennig rechnen muß, wenn alle, alle Geisteskräfte eines armen schwachen Weibes sich immer nur damit quälen mußten, Geld für die Stillung der elementarsten Bedürfnisse zu verschaffen, ist es da zu verwundern, daß solch eine Mutter nicht auf den Höhen der Moral einherschreitet und mit dem Gewissen paktirt und nicht dieselben Grundsätze entwickelt, wie eine reiche vornehme Bürgersfrau? Nein, wir empfinden tiefstes Mitleid mit dieser Mutter, sie ist eine lebendige Anklage unserer Zustände. Sudermann vertieft und verschärft noch diese Anklage. Er stellt diese Mutter in Contrast zu einem reichen, aber schmuzigen und herzlosen Geizhals von einem Kaufmann. Die jüngste Tochter, Röschen, der Frau Hergentheim malt Schmetterlinge, Schmetterlingsschlachten auf Fächer; sie zeigt dabei viel Talent, ein Original von ihrer Hand läßt der reiche Kaufmann hundertfach vervielfältigen, die Fächer mit den Schmetterlingsschlachten finden reißend Absatz, er bereichert sich dabei, gibt aber dem ersten Quell dieses Reichthums einen Sündenlohn, und der Familie Hergentheim wird gar nicht geholfen. Also: eine gutbekannte Alltagsgeschichte. Nun sollte man meinen, Sudermann werde diese Verruchtheit des alten Kaufmanns in gebührendem Lichte darstellen und die arme Witwe zur flammenden Anklägerin erheben. Es scheint wol auch, daß er die Absicht dazu hat, aber er hat der Witwe soviel widerlichen Ballast angehängt, sie mit seinem Realismus so sehr in unserer Achtung und Liebe geschädigt, daß wir zu einem klaren und reinen Gefühl der Furchtbarkeit des der Witwe angethanen Unrechts nicht gelangen können. Sudermann wollte offenbar zwei naheliegende Klippen seines Stoffes vermeiden. Er wollte kein triviales Tendenzstück schreiben, und er wollte auch nicht sentimental werden. Dieses Streben war jedenfalls löblich. Er vermied es deshalb, die arme, vor dem Geldsack als der höchsten Autorität sich beugende Frau besser zu machen, als solche Frauen gemeiniglich sind; auch sie hat ihren Theil von Gemeinheit. Daß aber dieser Theil in weit geringerm Grade als ihre Schuld angesehen werden darf, als die Gemeinheit des Kaufmanns: diese Erkenntniß läßt Sudermann in seiner Komödie weder künstlerisch noch auch unkünstlerisch zum Durchbruch kommen. Er zeigt doch nicht Herz genug für dieses Elend, das er mit größter Treue auf die Bühne stellt. Wir, wir Zuschauer nehmen gegen den Dichter Partei dafür, wir verzeihen dieser weiblichen Einfalt alle ihre moralischen Schwächen, die doch ihren letzten Quell in der Mutterliebe haben: und darum verliert der Dichter sein Spiel. Mit diesen Dingen lassen wir nicht scherzen, und wenn schon gescherzt werden soll, dann sollte es mit so viel Güte, so viel Liebe, soviel Mitleid und Wärme geschehen, daß sich alle Jean Paul's und Fritz Reuter's der Weltliteratur zusammenthun müßten, um mit der Unendlichkeit ihres goldenen Humors die Darstellung erträglich zu machen. Darin also liegt der Fehler: Sudermann's Humor ist uns zu hölzern für diese Geschichte. Er wollte kühn spielen mit den blutenden Wunden der Zeit, aber zu solchem Spiele fehlt ihm denn doch die dichterische Kraft. Er ist einerseits zu bitter in seiner Satire, andererseits zu peinlich in seinem Realismus, um eine freie humoristische Stimmung aufkommen zu lassen. Und darum kommt es schließlich so heraus, als hätte er nicht den Muth seiner Meinung; er sagt allen ein Stück Wahrheit, aber er führt über diese übrigens sehr billige Wahrheit durch keinen Gedanken hinaus, bleibt mitten im Stoff stecken, man weiß nicht, was er im Grunde will.

Daß Sudermann bei diesem Grundgebrechen in der Führung der Handlung in der Ausführung der einzelnen Scenen und in der Charakteristik der Gestalten sehr fesselnd

ist; daß oft Naturlaute zu hören sind, wie sie nur ein wirklicher Dichter finden kann, das soll nicht geleugnet werden. Wir können jetzt, wo der Text der „Schmetterlingsschlacht“ noch nicht zugänglich ist, nur nach dem Theatereindruck urtheilen. Doch ist so viel gewiß, daß die besten Schauspieler nicht all das aus der „Schmetterlingsschlacht“ hätten machen können, was sie gemacht haben, wenn der Dichter ihnen nicht in seiner Conception den Stoff dazu geboten hätte. Der Geschäftsreisende Keßler in dieser Komödie ist jetzt schon eine berühmte Figur geworden. Schade nur, daß schöne Einzelheiten kein Stück erhalten können.

Moritz Necker.

Eine Entdeckung über die Entdeckung Amerikas.

Wer hat Amerika entdeckt? Christoph Columbus. Wer war Christoph Columbus? Man erzählt sich allerdings, daß er ein Genuese aus Savona war, aber mindestens hat er sehr vielen Verkehr mit Juden gehabt, wenn er nicht gar — —? Wer hat das Astrolabium so verbessert, daß es für den Verkehr auf hoher See verwandt werden konnte und nun erst die Oceanfahrt möglich machte? Etwa Johannes Regiomontanus in Nürnberg? Durchaus nicht, sondern portugiesische Juden! Diese haben auch den Christoph Columbus erst auf die Idee der westlichen Fahrt gebracht, so daß man von nun an Toscanelli's berühmten Brief an den Genuesen als unbedeutend zu den Acten legen kann. Spanische Juden haben Columbus' Pläne bei dem Königspaar gefördert, bei Isabella sowol, die den Enkel einer Jüdin zum Beichtvater hatte, als auch bei Ferdinand von Aragonien, der selbst der Urenkel einer schönen toledaner Jüdin, Paloma, war. Juden haben den auf dem Wege ins Ausland begriffenen Columbus wieder an den spanischen Hof zurückgerufen, haben das Geld zur ersten Expedition gegeben, sind wesentliche und ausschlaggebende Theilnehmer dieser ersten Fahrt gewesen, ein Jude hat zuerst das Inselchen Guanahani entdeckt, Juden haben sich ausrauben lassen müssen, damit die zweite Fahrt möglich wurde; endlich hat ein Jude, den Vasco da Gama überdies zuvor hatte mishandeln lassen, Cabral den richtigen Weg gezeigt, sodaß er Brasilien zu entdecken vermochte. Alles in allem also gebührt das Hauptverdienst an der Entdeckung Amerikas dem auserwählten Volke, von dessen verloren gegangenen Stämmen übrigens auch die Urbevölkerung des neuen Continents abstammt. Diese Fülle der Erkenntniß hat uns Dr. M. Kayserling in Budapest vermittelt. *)

Im Auftrage der Amerikanisch-Jüdisch Historischen Gesellschaft hat sich der ebengenannte Verfasser an die Beantwortung der Frage gemacht, welchen Antheil der jüdische Stamm an den portugiesischen und spanischen Entdeckungen genommen habe. Er wird sie zur völligen Zufriedenheit seiner Auftraggeber gelöst haben. Dem Recensenten will es scheinen, als ob er seinem Nationalgefühl zu Ungunsten der historischen Wahrheit habe die Zügel schießen lassen. Die astronomischen und nautischen Kenntnisse der Juden und ihrer Lehrmeister der Araber im Mittelalter sind bekannt. Die Verdienste eines Mestre Jaime alias Jafuda Cresques, des Abraham Zacuto u. a. um die nautischen Wissenschaften als auch grundlegend für den Gedankengang des Columbus sind schon lange anerkannt. Gerade dies Auch aber ist zu betonen; denn neben ihnen haben mit gleichem Ruhme auch andere gewirkt und Columbus beeinflußt. Nicht zum geringsten ist auch hervorzuheben, daß die durch die Thatkraft und Kühnheit der vorcolumbischen Seefahrer vermittelte Erweiterung des geographischen und astronomischen Gesichtskreises der wissenschaftlichen Forschung erst die weitern Bahnen öffnete.

Was läßt sich nun aus der Kayserling'schen Schrift an Thatsächlichem lernen, so weit es eben nur das von ihm selbst begrenzte Thema berührt und nicht die Schicksale einer Menge von jüdischen Familien, die damit nur in ganz äußerlichem Zusammenhange stehen, aber doch ebenfalls mit liebevoller Ausführlichkeit behandelt werden? Zunächst daß Columbus' Pläne trotz warmer Empfehlung angesehener Männer am portugiesischen Hofe keine Annahme fanden, weil sich Joseph Vecinho, der jüdische Leibarzt des Königs, eine Autorität auf diesem Gebiete, dagegen erklärte (S. 15). Es wäre wünschenswerth zur Orientirung des Lesers, wenn für diesen Vorgang eine Jahreszahl gegeben wäre (1483); denn die S. 13 erwähnten Schriften des Abraham Ibn Esra, die übrigens mit nautischen Dingen gar nichts zu thun haben, waren damals ebenso wenig in Columbus' Händen, wie das für die Entdeckung Amerikas ebenfalls gleichgültige Bekehrungsbuch des Samuel Ibn Abbas über den Messias. Ihre umständliche Erwähnung erweckt aber dem unkundigen Leser die Anschauung, als ob sie auf des Entdeckers Pläne Einfluß gehabt hätten. Dagegen ist viel zu wenig auf Pierre d'Ailly hingewiesen, dessen Buch von Kayserling übrigens immer als das Imago Mundi bezeichnet wird (S. 13). In gleicher Weise läßt der Verfasser so gut wie unerwähnt, welche persönlichen Erfahrungen Columbus in der zwischen 1472 und 1484 liegenden Zeit sammelte; der Leser von S. 11 fg. erhält den Gedanken suggerirt, als ob Columbus inzwischen wesentlich durch seine Beziehungen zu den jüdischen Gelehrten Portugals sich herangebildet habe. Eine ähnliche Suggestion, die natürlich sehr komisch wirken würde, wenn sie sich in die Form einer Behauptung kleidete, sehe ich in dem Satze: „Seine Jugendzeit verlebte er in Savona, einem am Meere gelegenen Städtchen, in dem, wie in

---

*) Christoph Columbus und der Antheil der Juden an den spanischen und portugiesischen Entdeckungen. Nach zum Theil ungedruckten Quellen bearbeitet von Dr. M. Kayserling. Berlin, S. Cronbach. 1894. 8. 3 M.

Genua, einige jüdische Familien in mittelalterlicher Abgeschiedenheit lebten" (S. 10) in Verbindung mit dem andern Passus (S. 35). „Bei dem am 18. Juli 1489 in Tarragona abgehaltenen großen Auto de Fé erschienen unter andern im Büßergewande auch Andreas Colom, dessen Frau Blanca und dessen Schwiegermutter Franziska Colom; sie alle bekannten, daß sie die Riten, Ceremonien und Feste der Juden beobachtet hätten. Welchen Eindruck mag das wol auf Cristofero Colón gemacht haben, als er hörte, daß Glieder des jüdischen Stammes seinen Namen führen (so!) und dem Tribunal des Glaubensgerichtes verfallen waren?" Wahrscheinlich gar keinen, da er, irgendwo in Castilien aufhältlich, schwerlich eine Nachricht von jenem erschütternden Vorgange in Tarragona erhalten haben wird. Was soll dann aber die Notiz, was jene ganz müßige Bemerkung, daß in Savona auch Juden lebten?

Ich fahre fort in der Aufzählung des Thatsächlichen. Columbus verließ infolge der ihm gewordenen Zurückweisung Portugal und fand zunächst ein Unterkommen bei dem Herzog von Medina-Celi, der sich sehr für sein Unternehmen interessirte und nicht übel Lust gehabt hätte, die Expedition, die Columbus für zwei Caravelen auf nur 3—4000 Dukaten schätzte, gleich selbst in die Hand zu nehmen; er bedurfte aber dazu der königlichen Erlaubniß, die nicht ertheilt wurde. Hierbei erfahren wir, daß die Großmutter des Herzogs aus jüdischem Stamme war; die Quelle, aus der diese etwas allgemein lautende Mittheilung geschöpft ist, kann ich augenblicklich nicht nachprüfen (El Tizon de la Nobleza Española, Barcelona ohne Jahr S. 71).

Hier unterbricht sich der Verfasser, um in einer Episode zunächst von dem großen Ansehen der Juden und ihrem Reichthum und politischen Einfluß zu sprechen. Wir hören, wie ein Jude, Don Abraham Senior, Freiwerber bei Isabella war für Ferdinand von Aragonien und sein Ziel erreichte, wie ferner sowol dieser als jene in den einflußreichsten Stellen Juden hatten. Zu diesen sind nach des Verfassers eigener Versicherung auch die Marranen zu zählen. „Die Marranen oder geheimen Juden gehörten in überwiegender Mehrzahl dem Judenthum weit inniger an, als allgemein angenommen wird. Sie fügten sich dem Zwange (Anussim) und waren Christen zum Schein; dabei lebten sie als Juden und beobachteten die Gesetze und Vorschriften der jüdischen Religion" (S. VI des Vorworts). Gegen Juden und Marranen nun begann im Anfang der achtziger Jahre eine wüthende Verfolgung, die, wie Verfasser auf S. 28 angibt, weniger auf Glaubensfanatismus als auf politische und wirthschaftliche Gründe zurückzuführen ist. Ganz richtig! Weder der König und seine Gemahlin noch der Staatsschatz noch irgendwer im Lande besaß große Kapitalien außer den Juden und den Marranen. Die Frage nach dem Woher? fand alsbald eine der modernen Humanität allerdings widersprechende Antwort. Die Gegenantwort blieb nicht aus, denn in der Nacht vom 15. September 1485 wurde Peter Arbues durch den Marranen Juan de Esperandeu, der eine Gerberei besaß, und durch seinen Gesellen Vidal Durango, einen Südfranzosen, in der Kathedrale von Saragossa ermordet; sie waren die Vollzieher eines durch Marranen und Juden gestifteten Complots (S. 32 fg.). Mit um so größerm Ingrimm, der selbst die Gebeine der Vorfahren nicht verschonte, ging die Inquisition gegen Juden und Judengenossen zu Werke.

Nachdem uns dieses traurige Bild vom Verfasser gemalt worden ist — es schließt ab mit der schon erwähnten Vertilgung der Namensvettern des Genuesen im Jahre 1489 —, kehren wir im vierten Kapitel zu Christoph Columbus zurück, den wir unterdessen beinahe vergessen hätten, und sehen mit Freuden, daß noch immer genug intelligente Juden übrig geblieben waren, um die Projecte des Genuesen zu unterstützen. Da ist zunächst der Bischof von Salamanca, Diego de Deza, zu nennen, der Lehrer des Prinzen Don Juan und spätere Erzbischof von Sevilla, ein gelehrter Theologe jüdischer Abkunft, wie Kayserling ohne Angabe der hierfür von ihm benutzten spanischen Archivalien behauptet; und dann Abraham Zacuto. Von ihm wird uns eine amüsante Anekdote erzählt, wie Columbus den in Victualienlieferung nachlässig gewordenen Eingeborenen irgendeiner der Antillen auf Grund seiner Kenntniß der Zacuto'schen Tabellen mit einer Mondfinsterniß gedroht habe, die dann auch zur rechten Zeit eintrat und ihre rechte Wirkung auf die Gemüther äußerte (29. Februar 1504, s. S. 43 fg.).

Man kennt die langen Verhandlungen zwischen dem schon scheidenden Columbus und der kastilischen Krone, die angebahnt wurden durch den trefflichen Prior des in der Nähe von Palos gelegenen Klosters La Rábida. Als sie sich zerschlugen wegen der hohen Forderungen des zukünftigen Entdeckers einer neuen Welt, der jenem Juden gleich, wie Peschel geistvoll bemerkt, seine kostbare Perle lieber in die Flut werfen als zu billig verkaufen wollte, „traten mehrere Persönlichkeiten zu seinen Gunsten mit männlicher Entschiedenheit auf; es waren das Juan Cabrero, Luis de Santangel, Gabriel Samhez, Alonso de la Caballeria, sämmtlich Männer jüdischen Stammes" (S. 51). Luis de Santangel war es, der die Königin umstimmte, ihr aus der Verlegenheit half, die nicht mehr ganz in ihrem Besitz befindlichen Juwelen zum Zwecke der Expedition versetzen zu müssen, Columbus zurückrufen ließ und aus seiner Kasse 17000 Dukaten vorstreckte (S. 51 und 65). Diese Dinge sind nicht unbekannt. Das Anerbieten der Verpfändung ihrer Juwelen weist Kayserling zurück, weil die Königin ihr Halsband schon während des maurischen Krieges verpfändet hätte. Besaß die Königin nur „ihr Halsband"?

Nunmehr ist es an der Zeit zu wissen: „Wer war Luis de Santangel?" „Luis de Santangel war der Beaconsfield Spaniens" (S. 61). Damit greife ich freilich vor, um dem Leser diese ungemein treffende Parallele, die auf S. 62 weiter ausgeführt wird, nicht länger vorenthalten zu müssen. Aber der Verfasser nimmt schon S. 52 einen

Anlauf, dem wißbegierigen Leser den Stammbaum dieses verdienstvollen Mannes zu enthüllen. Aber er thut das nicht mit der aus dem alten Testament rühmlichst bekannten Einfachheit, die Verse und Kapitel weit Vater und Sohn nennt, sondern er schweift ab und geräth darum, nachdem er eine Menge Santangel's, Ginillo's, Caballeria's, Patagon's zur Strecke gebracht, mit einem male auf S. 61 nochmals auf die Frage: „Wer war Luis de Santangel?" Hier und auch anderswo erscheint uns der Verfasser dem kundigen Theaterdirector vergleichbar; wie bei diesem in der Oper dieselben reisigen Krieger oder friedlichen Landleute immer aufs neue das Auge des naiven Zuschauers durch ihre Massenwirkung enthusiasmiren, so erscheinen in diesem Triumphzug jüdischer Entdeckungszeitaltervorbereiter immer wieder dieselben würdigen Gestalten. Nicht immer in der klaren Beleuchtung der Logik. Gern möchte ich z. B. über solche eigenthümliche Verhältnisse aufgeklärt sein, die S. 52 folgender Satz andeutet: „Als ihr (nämlich der Santangel's) Ahn wird Azarias Ginillo, ein gelehrter Mann, genannt, dessen Gattin nicht zu bewegen war, das Judenthum selbst zum Schein zu verlassen; einige Jahre später (?) reichte sie dem Bonafos de la Caballeria die Hand und folgte mit ihrem Manne dem Beispiele Azarias'" (?). Luis de Santangel war, um es kurz zu machen, Generalzahlmeister, Finanzminister in Aragonien. Er schoß die genannte Summe vor, die er später zurückerhalten hat, und verzinste sie mit 17000 Maravedis, d. i. mit $^1/_3$ Procent, also ganz billig. Warum lehnt sich Kayserling, ohne Gründe anzugeben, dagegen auf?

Mittlerweile war am 31. März 1492 die Vertreibung der Juden und Jüdinnen jedes Alters aus Spanien verfügt worden; die Marranen waren nicht mit eingeschlossen. Am 2. August traten jene ihre Wanderung an; am 3. August stach Columbus in See; an Bord hatte er Männer jüdischen Stammes, darunter den Marranen Luis de Torres, den Columbus seiner Sprachkenntnisse wegen als Dolmetscher mitnahm. Wir kennen die Schicksale dieser Fahrt. Kayserling weiß ihnen einen besondern Reiz zu geben, indem er S. 79 erzählt: „Endlich in der Frühstunde des 12. October, an einem Freitag, an dem Tage, an dem die aus Spanien vertriebenen Juden allüberall das Hosianna anstimmten, wurde von der «Pinta» der Ruf «Tierra! Tierra!» (Land, Land!) vernommen."

Nun nennt Columbus selbst in seinem Schiffstagebuch den Matrosen Rodrigo aus Triana als den ersten, der das Land begrüßt habe, obgleich er für sich selbst Lohn und Ehre des ersten Sehens in Anspruch nahm. Weil aber Gonçalo Hernandez de Oviedo, „der den Auszug der Juden aus Spanien geschaut und ihre jammervollen Klagen vernommen hat", an jenes Stelle einen Mann aus Lepe nennt (wahrscheinlich in Verwechselung mit dem Piloten Rodriguez aus Lepe) und die Nachricht bringt, aus Verdruß über die vorenthaltene Belohnung sei der Mann nach Afrika gegangen und „habe dort das Christenthum mit seinem frühern Glauben vertauscht", so fühlt sich Kayserling veranlaßt, zu fragen, „ob dem Judenthume?" Es genügt zu bemerken, daß Oviedo von einem Vertauschen mit einem frühern Glauben nicht spricht, sondern lediglich von einem Abschwören des christlichen (se passo en Affricay é renego la Fé).

Am sonderbarlichsten erscheint die historische Bestrebung Kayserling's in der Besprechung der portugiesischen Entdeckungen. Vasco da Gama hatte das erste mal Ostindien erreicht und war an der Westküste bis nach Kalikut vorgedrungen. Auf der Rückreise nun legte er bei den Anjediven, einer kleinen Inselgruppe südlich von Goa an; Kayserling spricht von der kleinen Insel Anchediva. Da nun, so berichtet Kayserling weiter, habe sich dem Schiffe des Admirals in einer Barke ein Mann von hoher Statur mit langem weißen Barte genähert, um einen Auftrag seines Gebieters, des maurischen Herrschers von Goa auszurichten, und habe den Portugiesen zu deren Ueberraschung in kastilianischer Sprache den üblichen Schiffsgruß entboten. Es war ein Jude, den abenteuerliche Schicksale aus dem Abendlande dahin verschlagen hatten. „Groß war die Freude der Portugiesen, in einem so fernen Lande heimische Laute zu vernehmen; groß aber auch das Verlangen des Juden, Nachrichten aus der ihm theuren Heimat (?) zu erhalten. Im Vertrauen auf das ihm von den Portugiesen gegebene Versprechen vollkommener Sicherheit bestieg er ihr Schiff. Er wurde mit allen Ehren empfangen und die Schiffsmannschaft lauschte mit Vergnügen seinen interessanten Erzählungen. Er zog aber dadurch die Unterhandlungen (unterhandelte er im Erzählen?) so sehr in die Länge, daß Vasco da Gama Verdacht schöpfte und ihn für einen Spion hielt. Nichts Arges ahnend, wurde er auf einen Wink des Oberbefehlshabers plötzlich an Händen und Füßen gebunden, entkleidet und von zwei Schiffsknechten unbarmherzig gegeißelt. . . . Um den Qualen der Tortur zu entkommen, ging er endlich zu den Portugiesen über und um sein Leben zu retten, versprach er, sich taufen zu lassen: er erhielt den Namen Gaspar da Gama, nach dem Admiral, der sein Taufpathe war" (S. 100 fg.). Welche Schnödigkeit und noch dazu gegen einen so netten alten Mann! Merkwürdig nur, daß die portugiesischen Historiker, die doch Kayserling auch vorlagen, ganz ausdrücklich erzählen, daß der Herrscher von Goa sich zweier zum Kalfatern an den Strand gezogenen Caravelen bemächtigen wollte und damit jenen Juden beauftragte. Der legte zu diesem Zwecke zwei bewaffnete Fahrzeuge in Hinterhalt, recognoscirte bei Nacht die portugiesischen Schiffe und kam dann bei Tage an die Portugiesen, wie erzählt, herangefahren. Vasco da Gama war aber von den edeln Absichten des würdigen Greises durch Fischer unterrichtet worden und so erklärt sich das Weitere von selbst. — Aber dieser Gaspar da Gama sollte dem portugiesischen Staate einen ganz überraschenden Dienst leisten. Er begleitete nämlich im Jahre 1500 den zur zweiten indischen Expedition ausgesandten Pedro Alvares Cabral. „In Calecut ertheilte er dem Admiral den Rath, nach

dem südlich gelegenen Cochin zu fahren, das bei günstigem Winde in einem Tage zu erreichen wäre; dort gäbe es einen guten Hafen und weit mehr Pfeffer und andere Gewürze als in Calecut. Auf Gaspar's Weisung setzte auch Cabral die Fahrt in der eingeschlagenen Richtung fort und gelangte an die Küste eines Landes, welches bis dahin weder die Spanier noch die Portugiesen kannten: es war Brasilien. . . . Cabral fand einen Weg nach der Neuen Welt, indem er dem Rathe des jüdischen Piloten Gaspar folgte und gleichsam über Brasilien stolperte" (S. 102 fg.). Unglaubliches Kunststück! Kalikut liegt 11° nördl. Br., Kotschin südöstlich davon 10° nördl. Br. an der Südwestküste von Dekhan (Ostindien). Da fährt nun also Cabral auf den Rath des jüdischen Piloten munter an der genannten Küste in südöstlicher Richtung weiter und stolpert dabei über Brasilien! Jeder nur einigermaßen in diesen Dingen Unterrichtete weiß, daß Cabral während der Fahrt nach dem Cap der guten Hoffnung von der Guineaküste ab etwas zu weit nach Südwest abhielt, um den Calmen und widrigen Strömungen auszuweichen; dabei gerieth er in den Aequatorialstrom und wurde von diesem in südwestlicher Richtung nach der Küste Brasiliens etwa unter dem 18. südl. Br. geführt.

Aus den angegebenen Beispielen ersieht man, welchen wissenschaftlichen Werth die Arbeit Kayserling's hat. Sie ist freilich durch Professor Charles Gross in Cambridge, Masa, auch schon ins Englische übersetzt. Es ist zu erwarten, daß für diesen „Beitrag zur Geschichte der Entdeckungen" das Tamtam in gewissen Blättern gehörig geschlagen wird. Da erscheint es an der Zeit, die eigenthümlichen Ergebnisse solcher Geschichtsklitterung recht klar zu beleuchten.

Konrad Sturmhoefel.

Neues über Franz Liszt.

1. Franz Liszt's Briefe. Dritter Band: Franz Liszt's Briefe an eine Freundin. Herausgegeben von La Mara. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1894. Gr. 8. 4 M.

Den beiden 1893 im gleichen Verlage wie der vorliegende erschienenen Bänden läßt die bekannte Musikschriftstellerin La Mara (Marie Lipsius) nunmehr einen dritten Band folgen. Derselbe enthält durchweg französisch geschriebene Briefe Liszt's an eine in Brüssel lebende — ungenannte — Freundin, die vielfache Beziehungen zu politisch interessirten Kreisen hatte. Es war eine kleine Schwäche des als Künstler wie als Menschen gleich großen Liszt, daß „er seine Nase gern in alle Töpfe steckte, in die der liebe Herrgott die Zukunft kocht". Bereits in Paris, in den dreißiger Jahren, tritt seine Antheilnahme an allen „actuellen" politischen und socialen Fragen hervor. Und so bewegt sich denn der Inhalt dieser Briefe namentlich in der ersten Zeit (sie beginnen mit dem Jahre 1855) sehr häufig, allerdings stets in harmlos-contemplativer Weise, um Angelegenheiten der europäischen Politik. Allein man wird nicht sagen können, daß dies der interessantere Theil der Briefe wäre: die Adressatin war auch einstens Klavierschülerin Liszt's gewesen und offenbar ein sehr reges künstlerisches Talent. Und so bilden denn gar bald die musikalischen Ereignisse jener vielbewegten Sturm- und Drangzeit: die Schicksale und Werke Richard Wagner's, Liszt's Thätigkeit und Kämpfe als Dirigent und Componist in Weimar und seine sehr zahlreichen Begegnungen mit andern Künstlern auf Concerten, Musikfesten u. s. w. den Hauptinhalt der Briefe. Von ihrer Reichhaltigkeit kann man in dieser Hinsicht kaum eine Vorstellung geben. Es gibt keinen musikalisch irgendwie hervorragenden Namen innerhalb der drei Decennien, die diese Briefe umfassen (1855—86), der hier nicht vertreten wäre; keinen Künstler, der nicht Annäherung an Liszt gesucht und bei ihm nicht irgendwie bald mehr, bald minder Förderung und Unterstützung gefunden hätte. Liszt's unvergleichliche Liebenswürdigkeit im Verkehr mit seinen Kunstgenossen, die eigene Bescheidenheit und Zurückhaltung, auch Anfeindungen und Gehässigkeiten gegenüber, seine rührende Treue und Anhänglichkeit gegen die „Seinen": namentlich gegen seinen „tapfern" Schwiegersohn Hans von Bülow, seine Bewunderung und Liebe für Wagner, sodann die schweren innern Kämpfe und bittern Lebenserfahrungen, die ihm die Lösung der Ehe der Fürstin Wittgenstein und die mit ihr erstrebte Verbindung brachten, die geistige Spannkraft und den edeln künstlerischen Idealismus, der ihn immer wieder über all diese Sorgen zur Sonnenhöhe seiner Kunst trug: alles das und noch viel mehr schildern diese Blätter mit beredter Zunge. Ohne Unterbrechung dauert der Briefwechsel von 1855—1869; dann „verstummt" er bis zum 14. August 1878. Daß der briefliche Verkehr in diesen zehn Jahren geruht habe, ist nicht anzunehmen. Hier ist eine Lücke, die möglicherweise seitens der Adressatin absichtlich offen gelassen wurde und später einmal ausgefüllt wird. Der letzte Brief Liszt's ist am 7. Juli 1886 — also kaum vier Wochen vor seinem Tode — geschrieben. Die Bedeutung dieses Briefwechsels für die Geschichte deutscher Kunst in den verflossenen drei Decennien (1855—1886) ist außerordentlich; aber ebenso außerordentlich auch der Genuß, das Bild einer so großen und reinen Seele, wie die Liszt's war, sich in ungetrübtem Farbenglanze wiederspiegeln zu sehen!

2. Franz Liszt als Künstler und Mensch. Von L[ina] Ramann. Zweiter Band. Zweite Abtheilung. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1894. 8. 9 M.

Mit dieser zweiten Abtheilung des zweiten Bandes hat die Verfasserin ihre „Liszt-Biographie" beendet. Die Jahre 1811—1840, das Werden des Künstlers, die Jahre 1840—

1848, der Höhepunkt der Virtuosenlaufbahn, und die Jahre 1849—1886, die Periode der Meisterschaft und das Ende: diese drei Perioden bezeichnen auch äußerlich den Inhalt der drei nunmehr abgeschlossenen vorliegenden Bände. Sie erschienen 1880, 1887 und 1894, umfassen also ein halbes Menschenalter angespanntester und gewissenhaftester Thätigkeit. Für die positiven Ereignisse in dem reichbewegten Leben des Künstlers bietet das Werk einen absolut sichern Anhalt, nicht minder für die Entstehung seiner Werke. Ein außerordentlich genau angelegtes chronologisches Verzeichniß derselben ist jedem Bande beigegeben und läßt nun erst ein richtiges Urtheil über die außergewöhnliche Fruchtbarkeit Meister Liszt's zu. Umfaßt es doch für die Jahre 1848 bis 1886 nicht weniger als 25 enggedruckte Seiten! Je weniger aber man im allgemeinen noch heutzutage — nach dem Tode des Meisters — geneigt ist, seine Bedeutung als Componist einzugestehen, um so anerkennenswerther und verdienstvoller ist das Bemühen der Verfasserin, in dieser Hinsicht dem verehrten Manne gerecht zu werden. Trotz der großen Zahl von Schülern und Schülerinnen, die zu allen Zeiten das Gefolge des Meisters bildeten, war sie, wie kaum jemand anders, von Liszt selbst mit seinen eigensten Intentionen bekannt gemacht worden. Liszt bezeichnet sie wiederholt als seine „Biographin". Somit erheben ihre theoretischen Erörterungen über Liszt's Werke, Kunstanschauungen und dergleichen fast durchwegs den Anspruch, für „authentisch" zu gelten. Das ist es, was der „Biographie" ihren bleibenden Werth und ihren Vorrang vor allen Liszt-Biographien gibt, die etwa noch geschrieben werden sollten, möchten sie auch im übrigen, als rein literarische Werke, einen höhern Standpunkt einnehmen, als ihn die Verfasserin mit ihrem Werke erreichen konnte.

Man darf das Werk um alles nicht nach dem Maßstabe unserer großen Künstlerbiographien messen, trotzdem Inhalt und Umfang Ursache genug dazu böten. Halb der Memoiren-, halb der panegyrischen Literatur angehörend, fehlt ihm der leitende, große Zug, der Anschluß an einen weitern und höhern Gesichtskreis, von dem sich Liszt's Künstlerleben abhebt. Daher das Sprunghafte und Systematisirende in der Darstellung: „Liszt als Dirigent" (Buch IV, Kap. 3—6), „Liszt als Lehrer der reproducirenden Künstler" (Kap. 7), „Der Schriftsteller Liszt" (Kap. 8), „Liszt's Compositionen deutsch-nationaler Richtung" (Kap. 9—12), „Liszt's ungarische Musik" (Kap. 13), „Die symphonischen Dichtungen" (Kap. 14), „Liszt's Eintreten in die kirchenmusikalische Reform" (Kap. 18 und 19), „Zur Uebersicht der Compositionen Liszt's" (IV. Buch, Kap. 3) u. s. w. Ein wirklicher Biograph mußte nicht nach zum Theil fernab liegenden Eintheilungsprincipien (vgl. die „deutsch-nationale Richtung") suchen, vielmehr aus dem, man möchte sagen, kosmopolitisch angelegten, revolutionären Künstlergeiste Liszt's heraus jede einzelne Schöpfung, und jede von Liszt vertretene Kunstrichtung genetisch entwickeln. Diese Entwickelung geht aber bei Liszt mit der chronologischen streng Hand in Hand, und so wären Anachronismen, Wiederholungen und Sprünge, wie sie die Disposition des vorliegenden Schlußbandes oft in so handgreiflicher Weise bietet, vermieden geblieben.

Was die analytischen Entwickelungen der einschlägigen Werke Liszt's betrifft, so sind sie fast durchweg zuverlässig und verdienstlich. Nur die „Universalität" des Liszt'schen „Christus" muß ich entschieden im Namen und Geiste Liszt's bestreiten. Liszt's „Christus" wie seine „Elisabeth" sind nicht „universell", sondern streng „katholisch"; einem protestantischen Gemüthe werden sie nur schwer zugänglich werden. Auch dagegen muß ich Verwahrung einlegen, daß Liszt's Kirchencompositionen (Messen, Antiphonen, Hymnen, Psalmen) ein „Eintreten in die kirchenmusikalische Reform" bedeuten. Liszt hatte große Sympathie mit den reformatorischen Bestrebungen Witt's; viele seiner kleinen kirchlichen Compositionen erschienen in den „Fliegenden Blättern für katholische Kirchenmusik", dem Organe jenes „Reformators". Gewiß; allein daß sie in dem von jenen Reformatoren ausdrücklich approbirten und sanctionirten Stile geschrieben wären, kann kein Mensch behaupten. Am allerwenigsten seine großen Messen (Graner und Krönungsmesse). Der Stil dieser Messen wurde und wird geradezu von jenen Reformlern perhorrescirt. Daß man das damals nicht offen ausgesprochen hat (neuerdings ist es wiederholt geschehen!), liegt weniger an der persönlichen Hochschätzung, die man dem außerordentlichen Künstler, insbesondere auch dem „Abbé" Liszt, dem Freunde Pius des IX., zollte, sondern in dem reinen katholisch-frommen, mitunter geradezu ekstatischen Geiste, der Liszt's Werken eigenthümlich ist, und den man anerkannte, selbst wo er „contra regulam musices" war!

Sachliche Ergänzungen oder Verbesserungen habe ich naturgemäß nur äußerst wenig nachzutragen. S. 4 ist „Krzyzanowitz" zu schreiben; ebenda ist unter dem „Herrn von Lam." wol nicht „Lamartine", sondern „Lammenais" zu verstehen. Ungleich verbesserungsbedürftiger ist der Stil der Verfasserin, der stellenweise bis zur Unleidlichkeit geschraubt ist und den Gesetzen des deutschen Ausdrucks ins Gesicht schlägt. Hier einige Beispiele: S. 16: „Ihre Gespräche (Liszt's und der Frau von Wittgenstein) blieben nicht im Rahmen geistvoller und blitzender Unterhaltung. Es trieb beide sie vorzuführen zu fertigen Ideen und Principien bis dahin, wo der Gedankentausch genetisch sich zum Resultate rundet. . . ." S. 18 heißt es von Gropius' Dante-Diorama, daß es Liszt „solchermaßen beeindruckt hatte. . . ." Dasselbe Wort noch S. 53, 73 u. ö. S. 39 liest man, daß eine Sanduhr, die auf einem Tischchen in Liszt's Zimmer in der Altenburg stand, „von dem Meister in dem Fugenthema der symphonischen Dichtung «Die Ideale» verewigt worden ist". Wie das möglich war, hätte sicher einer Erläuterung bedurft! S. 46: „Der Schwerpunkt von Liszt's Leben liegt von nun an in dem kräftigen Erfassen seines Genius als Componist. Aber erst allmählich, um nicht zu sagen urplötzlich (?) traten . . .

die breiten Dimensionen seines Schaffens in den Vordergrund, den sein Dirigentenpult bis da mehr und mehr verdeckt gehalten hatte.“ S. 48: „Die «zehnte Muse» . . . beschreibt den Umkreis des Dirigentenstabes Liszt's. . . .“ S. 52: „Liszt's kühne That der Einsetzung des Genius Rich. Wagner's.“ „Gemüthsspreizen des Publikums“ nennt S. 58 die Verfasserin die anfangs zurückhaltende Stimmung der Zuhörer dem „Tannhäuser“ gegenüber. S. 60 liest man: „Phylosophemen“ und „geniusberauscht“. S. 67 ist des sprachkundigen Bülow Unterschrift so zu verbessern: „In hoc signo vinci et vincere numquam desistam“ (nicht „nunquam vincere“!). S. 82 finden sich Substantiva wie: „Vorgeher“ und „Kunstvorhut“ (für: Vorkämpfer in der Kunst), S. 83: außer „Schumanniania“: „Die mangelnde Atmosphäre des Cultus empfand sie (Klara Schumann) . . . als persönliche Kränkung.“ Doch genug! Trösten wir uns für diese stilistischen Auswüchse mit dem zahlreichen Guten und Vortrefflichen, was die nun glücklich zu Ende gebrachte Arbeit bietet.

Heinrich Reimann.

Moderne Geschichten.

1. Rotdorn. Novellen von Gertrud Franke-Schievelbein. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1894. 8. 3 M.
2. Unter uns Junggesellen. Freie Geschichten von Georg Freiherrn von Ompteda. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1894. 8. 3 M. 50 Pf.
3. Falsch gepeilt. Geschichte eines Marineoffiziers von F. Freiherrn von Dincklage. Zweite Auflage. Berlin, R. Eckstein Nachf. (H. Krüger). 1894. 12. 1 M. 50 Pf.
4. Unheimliche Geschichten von Dick-May. Der Fall Allard. Klara Sturm's Tagebuch. Deutsch von Paul Lindau. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 10. Jahrgang. Band 12.) Stuttgart, J. Engelhorn. 1894. 8. 50 Pf.
5. Don Cirillo's Hut. Roman in zwei Bänden von Emilio de Marchi. Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen von Karl Baron Torresani. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 10. Jahrgang. Band 21 und 22.) Stuttgart, J. Engelhorn. 1894. 8. 1 M.
6. Prinz Schamyl's Brautwerbung. Eine Geschichte aus dem russisch-türkischen Kriege von Richard Henry Savage, Verfasser von „Meine officielle Frau“. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Natalie Rümelin. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 10. Jahrgang. Band 25 und 26.) Stuttgart, J. Engelhorn. 1894. 8. 1 M.

Einen prangenden Blütenzweig
Vom Baume des Lebens zu brechen,
Wag' es in schwellender Jugendzeit
Und verachts,
Ob seine Waffen dich stechen.
Besser am Stachel des Schönen verbluten,
Als feige haschen
Nach dornlosen Ruthen.

Diese Worte hat Gertrud Franke-Schievelbein ihrer Novellensammlung „Rotdorn“ (Nr. 1) vorangestellt. Man fühlt sich zunächst versucht, darin den Hauptgedanken der drei hier vereinigten Geschichten zu erkennen. Bei näherm Zusehen aber erscheinen jene Worte vielmehr als eine Kritik, die die Verfasserin an den Geschöpfen ihrer Phantasie selbst übt. Sie ruft sie Hans Herbert, dem Helden der ersten Geschichte, „Erotikon“, zu, dem berühmten Musikpädagogen, dem unfehlbaren Meister eines akademisch-tadellosen Spieles, dem seine unerschöpfliche Arbeitskraft, sein Geizen mit der Minute, sein starres Abweisen jedes störenden Gedankens das geistige Doppelleben des Gelehrten und Künstlers ermöglichten. Eine Verlobungsanzeige regt einmal einen neuen Ideenkreis in ihm an. „Verlobung! Hochzeit!“ . . . „Ein dunkler, knabenhafter Kopf, eine halbkindliche Mädchengestalt im spanischen Wämschen tauchte auf. Ein Klingen und Singen schien von ihr auszugehen, und tief in seiner Brust antwortete ein leises Echo.“ Aber er folgt den schmeichelnden Lockungen nicht. „Das fehlte ihm, die ruhige Fortführung und Vollendung seines großen Bachwerkes durch einen so beweglichen kleinen Kobold in Frage zu stellen!“ Schnell hat er den Entschluß gefaßt, eine seiner Muse weniger gefährliche Dame „zwecks einer eventuellen Verehelichung“ näher kennen zu lernen. Und so läßt er das heißverlangende Menschenkind achtlos zu Grunde gehen, erst an dessen Grabe dämmert in ihm eine Ahnung auf, was er verloren hat. Und das geht alles so schnell vorüber. Mancher Schriftsteller und noch mehr manche Schriftstellerin würde diesen Proceß mit besonderer Vorliebe schildern, aber es charakterisirt so recht die vornehme Zurückhaltung unserer Erzählerin, daß sie über die Leiden ihrer Helden kein Klagelied anstimmt. Gleichwohl versteht sie zu rühren und besonders auch durch den Contrast zu wirken. Der ungebildete, aber biedere Vater, der einen schroffen Gegensatz zu seiner genialen Tochter bildet, schüttelt den Kopf und tröstet sich mit der Phrase: „Kenne doch sonst meine Brut — aber sie — sie war zu jut — für uns — —“, während die Mutter, die zeitlebens still dahinlebte, das Herz der Tochter verstanden hat.

Gewissermaßen bildet die zweite Geschichte „Eltern“ die Fortsetzung zur ersten. Zwar ist Dr. Paul Freymund heißblütiger — aber auch härter — als Hans Herbert, auch hat er nicht den Wünschen seiner Aeltern zu Liebe eine Vernunftheirath geschlossen, sondern ein außergewöhnlich gebildetes, überaus zartsinniges Geschöpf geheirathet. Nach unserer Ansicht hat er es gewagt, einen prangenden Blütenzweig vom Baume des Lebens zu brechen. Und doch! Mit unerbittlicher Energie zeigt die Verfasserin, wie die beiden an sich edeln Naturen sich gegenseitig aufreiben. Wol gibt auch hier der Finger des Todes den irrenden Menschen ein Warnungszeichen, Friede kehrt wieder ein . . ., aber können wir wirklich an die Dauer des

Glückes glauben, nachdem uns die Verfasserin den so harten Sinn vor allem auch des Weibes enthüllt hat? Die dritte Geschichte: „Rechts oder links", ist eine Variante zur ersten. Da haben wir wieder „Hans den Träumer", der um ein Spukbild der Vergangenheit versäumt, ein lebendiges Glück zu ergreifen. Freund Paul ist ein tüchtiger Mensch, wie seine zwei schon genannten Gegenstücke. Er leistet in der Aegyptologie soviel wie sie in ihrer Wissenschaft. „Die berühmtesten Leute seines Faches, ein Mariette, ein Ebers, schenkten ihm Beachtung, und seine Berufung auf einen Lehrstuhl für Aegyptologie stand, wie man allgemein annahm, nahe bevor." Etwas Typisches liegt doch in dieser Aehnlichkeit, und irren wir nicht, so verräth sich hier auch die Frau in der Verfasserin. Immer neue Seiten zeigen dagegen ihre weiblichen Charaktere. Auch ist die dritte Geschichte viel spannender zugespitzt und nähert sich mehr als die beiden andern dem, was wir gewöhnlich Novelle nennen. Ueber die Technik im einzelnen ist nur Lobendes zu sagen. Wir wollen es der Verfasserin auch nicht verübeln, daß sie ein und dasselbe Thema in verschiedenen Tonarten behandelt hat, ihre reiche Bildung und vor allem ihre tiefe Lebenserfahrung lassen vermuthen, daß sie sich auch auf andern Gebieten mit derselben Sicherheit bewegt.

Der obenerwähnte Spruch könnte auch den Novellen des Freiherrn **Georg von Ompteda** (Nr .2) vorgesetzt, werden. Beschäftigt sich doch die sechste von den zehn Novellen, „Glück", die uns als das Herz der ganzen Sammlung erscheint, ganz ausdrücklich mit jenem Gedanken. „Lerne nur das Glück ergreifen!" ruft uns der Verfasser mit Goethe zu. „Glück, Glück! Wer es erhaschte! Wer es bannen könnte und zu sich zwingen!" Da ganz plötzlich hat es der Suchende gefunden: „Liebe ist Glück, mein Glück sollte Liebe heißen! Liebe! Jene abgründige Liebe, die alles umgriff, alles verzehrte, verschlang, die nichts weiß noch kennt neben sich! Jene Liebe, von der das alte, abgegriffene, fromme Buch der Väter, jene große Menschheitsdichtung spricht, von der es sagt, daß sie langmüthig ist und alles duldet und trägt, daß sie nicht eifert und zürnt, daß sie das Höchste ist auf der Welt! Darin lag das Glück, darum wollte ich ringen!" Und siehe da! es ist, als ob der feste Wille zwingende Gewalt übte, das Glück erscheint, und der ernste Träumer errafft es. Die ganze Novelle ist mit hinreißender Gewalt, aber trotz der leidenschaftlichen Glut mit edelm Anstand geschrieben. Schroff bricht die Erzählung ab. Wie immer lauert unter dem Blütenstrauch die Schlange. Aber wir hören ja: „Einen prangenden Blütenzweig vom Baume des Lebens zu brechen wag' es in schwellender Jugendzeit!"

Der Verfasser bewegt sich mit Vorliebe in den Kreisen der vornehmen, namentlich der reichen Junggesellen. Das ewige öde Einerlei ihres Daseins schildert er mit genauer Sachkenntniß und mit großer Kunst. Es kann nicht ausbleiben, daß einer von diesen Menschen einmal von Ekel erfaßt wird ob seines Treibens und daß er gepackt wird durch vornehme, aber einfache und natürliche Weiblichkeit. Verdientermaßen ereilt ihn dann die Nemesis. Wie es in der „Kleinen Baroneß" ein glücklicher Vetter ist, der den armen reichen Lebemann aus seinem Glückstraume reißt, so stört in „Gräfin Ines" der bittere Tod die Zukunftshoffnungen eines zwar ernster angelegten, aber doch auch über die Liebe pessimistisch denkenden jungen Mannes. Die Moral seiner Geschichte gibt er selbst an in dem Bekenntniß, „daß es junge Mädchen dennoch gibt, die Ausnahme bilden von dem Schema, unter das wir uns gewöhnt haben, sie zu zählen. . . . Es ist lange her, daß ich zufällig jener auf meinem Lebenswege begegnet bin . . . lange . . . lange . . . aber . . . ich bin ihr doch begegnet." Im Gegensatz zu den schalen Vergnügungen der modernen Welt preist der Verfasser in „Halali, Halali!" die ritterlichen Freuden der Parforcejagd.

Wenn ich hinauskomme in die weite, freie Fläche, die sich bis zum Horizonte zu dehnen scheint, dann wird mir das Herz weiter, dann athme ich tief auf und fühle mählich von mir alle kleinen Bedenken der Enge abfallen, eines nach dem andern. Das ist die Natur, die mich bedrängt, das ist die Rückkehr zur Natur, die ich feiere.

Unser ganzes Dasein spiegelt sich in solchem Jagen wieder.

Alle können nicht beim Halali sein. Ist's nicht auch so im Leben? Mancher stirbt oder stürzt vorher, so daß er ausscheiden muß im großen Wettkampf um menschliches Glück. . . . Wenn er auch liegen blieb, so ist er doch wenigstens den eigenen Weg gegangen, nicht mit der Heerde auf der Chaussee, wo die Nutzbäume gepflanzt sind, daß sie nur auch ja eine Obsternte bringen. Ja: querfeldein, selbstgebahnte Straße!

In dem Gesellschaftskreise, in dem der Verfasser sich wohl fühlt,

schweigt das Tagesgespräch von Curssturz und neuen Concurrenten vom letzten, geglückten Fest beim Commerzienrath, vom Durchfall bei der Première. Niemand fragt, wo der Hof in den vergangenen Wochen residirt, ob ein Krieg in Aussicht, was die Tagesblätter zur „politischen Lage" sagen. Hierher ist nicht einmal ein Ruf der Kunst gedrungen. Aber hier hat auch noch nicht die Cultur fin de siècle, auf die wir so stolz sind, die Nerven gefressen, die Sprache verbildet, die Seelen verdorben dieser Naturmenschen — in Mitteleuropa, hinter den Hunden.

Aber wo finden wir dieses Land? Der Verfasser liebt es, solche Utopien zu erschaffen. In „Wolkenburg" baut er sich ein Luftschloß auf und ein ideales Leben, in dem sich alle Reize der Natur und die edelsten Genüsse des Geistes vereinen mit dem innigen Glücke des Familienlebens. Aber ach! die Wolkenburg steht nicht auf unserer Erde — der Dichter ist allein in seinem Zimmer. Kein liebes Wort tönt zu ihm. Ihn fröstelt. Der Himmel ist griesgrämig mit Wolken verhangen. Winter ist draußen und an das Fenster seiner Junggesellenklause prasselt ein Hagelschauer.

Wir gehen wol nicht fehl, wenn wir in den berührten Novellen die Kernstücke der Sammlung sehen. Unter sie sind noch eine Anzahl anderer gemischt, die dieselbe Fertigkeit in der Technik zeigen wie die ersten und weitere Beiträge liefern zur Erkenntniß der modernen Gesellschaft.

Wir nehmen sie trotz ihres geringern Gewichtes mit in den Kauf, weil sie uns die Kunst des Verfassers nach anderer Seite hin zeigen. In „Alle neine“ bekundet er auch eine verblüffende Naturwahrheit in der Schilderung des rohen Lebens niederer Volksschichten. Solche Stücke rechtfertigen am ersten den im allgemeinen nicht recht zutreffenden Titel der Sammlung.

Gleichfalls ein Bild aus dem Leben entrollt die Geschichte des Freiherrn F. von Dincklage: „Falsch gepeilt“ (Nr. 3). Schon diese Benennung macht den Leser aufmerksam, daß er zu ihrem Verständniß — wenigstens im ersten Theile — die aus der Lektüre seiner Jugend gerettete Kenntniß der seemännischen Ausdrücke nöthig hat. Eine Zeitlang konn man denken, daß der Verfasser den Curs des „Fliegenden Holländers“ zu kreuzen beabsichtige, zumal wenn man die bedenklichen Aeußerungen des Oberbootsmannes hört: „Recht ist's mit dem nicht. Ein fünf Jahre gefahrener Mann müßte in der Seemannschaft anders getrimmt sein! Nicht einen «Pfahlstek» weiß er zu legen“ u. s. w. Aber es geht alles ganz natürlich zu. Ja, poetischen Naturen mag die Art, wie hier die zarten Liebesbande gelöst und dann wieder angeknüpft werden, etwas zu prosaisch erscheinen. Aber doch folgt der Leser dem Fortgange der Erzählung mit Spannung und fühlt sich schließlich befriedigt davon, daß der Held den rechten Curs findet, nachdem er erst falsch „gepeilt“ hat, fühlt sich wol auch getroffen durch das Geständniß des Erzählers, daß er noch immer erröthe in dem Gedanken, wie schnell doch die Männer bereit seien, das Vertrauen zu den Frauen zu verlieren. Zierliche Vignetten erhöhen die Eleganz dieses kleinen Büchleins, das, wie die Neuauflage zeigt, rasch Beifall gefunden hat.

Die Zeit der Spukgeschichten liegt hinter uns, aber auf dem Boden der modernen Wissenschaft sprossen sie wieder empor. „Auch unserm analytischen Zeitalter“, sagt Dick-May in seinen «Unheimlichen Geschichten» (Nr. 4), „ist der Geschmack am Geheimnißvollen, der von jeher der Menschheit zu eigen gewesen ist, nicht abhanden gekommen. Und je beschränkter in unsern Tagen das Gebiet geworden ist, auf dem sich das Geheimnißvolle bewegen kann, desto lebhafter ist auch der Drang, es aufzuklären, wo immer es sich darstellt.“ Diese Geschichten gehören jenem Mittelgebiet zwischen Wissenschaft und Phantasie an, das seinen bekanntesten Bearbeiter in Jules Verne gefunden hat, nur daß wir uns bei Dick-May ausschließlich auf dem Boden des Nerven- und Seelenlebens befinden. Während wir aber den Phantastereien technischer Zukunftserfindungen eher mit einer gewissen Spannung folgen, wird uns die entsprechende Behandlung von Fragen der Suggestion und dergleichen leicht langweilig. Dick-May hat das Seinige gethan, in der üblichen Weise seinen „Fällen“ den Schein der Wirklichkeit, des Thatsächlichen zu geben, wozu auch die gleichfalls nicht neue Form der Tagebuchaufzeichnungen beitragen soll. Aber aufregend wirken sie nicht, sie stehen an packender Wirkung weit hinter den Geschichten Edgar Allan Poes zurück.

„Don Cirillo's Hut“ (Nr. 5) behandelt die Geschichte eines Mordes. Doch ist sie weit verschieden von sonstigen criminalistischen „Fällen“, bei denen sich alles blos um die That und die Entdeckung des Thäters dreht. In E. de Marchi's Roman erregt hauptsächlich die psychologische Seite der Sache unser Interesse. Der Mörder ist ein Mensch, der über den Vorurtheilen steht. „Das Gewissen, hatte ihn Doctor Panterre gelehrt, ist ein Luxus, einer der Comforts der Glücklichen der Erde.“ Auch nach der That ist er fest überzeugt, „daß jenseits nur das Nichts und daß der Himmel einfach die Rumpelkammer ist, in der wir unsere abgenützten Ideen unterbringen, damit sie uns nicht im Wege stehen, — vor wem, vor was soll ich mich da noch ängstigen? Vor Gespenstern? Traumgesichtern? . . . Was zwischen ihm und mir stattgefunden, ist nichts als der weltbekannte Kampf ums Dasein. Der Sieg ist selbstverständlich dem Stärkern geblieben — siehe Charles Darwin.“ Aber auch er muß erkennen, daß damit nicht alles abgethan ist. Der Kampf dieses modernen Macbeth mit den Verhältnissen und mit seinem Gewissen ist vortrefflich dargestellt. Auch sonst spielen ja in Criminalgeschichten unbedeutende Gegenstände eine wichtige Rolle, aber der Hut, um den sich hier alles dreht, ist den sonst beliebten Beweisstücken weit überlegen. Wie geschickt sind die verschiedenen Nebenhandlungen dem Zwecke der Haupthandlung dienstbar gemacht! Ein wohl gelungenes Gegenstück zu dem Mörder ist der biedere Pfarrer, der schon darüber Gewissensbisse empfindet, daß er einen vertauschten Hut längere Zeit bei sich behalten hat. Auch die Gestalt des Ermordeten ist eine fein ausgeführte Charakterfigur. Ferner fehlt es nicht an treffenden Bildern aus dem Volksleben und der höhern Gesellschaft des modernen Italien. Alles in allem halten wir den Roman für eine hervorragende Leistung.

Viel mehr nach der Schablone gearbeitet ist „Prinz Schamyl's Brautwerbung“ von R. H. Savage (Nr. 6). Den Hintergrund bildet der letzte russisch-türkische Krieg. Auch die beiden Söhne des alten berühmten Schamyl, deren Antagonismus die Triebfeder der Handlung ist, gehören der Geschichte an. Im übrigen spart der Verfasser nicht mit all dem Apparat solcher pseudo-historischer Romane: Attentate, Entführungen, Giftmischerei, Wiedererkennung von Verwandten, Geheimnisse, die erst der nahende Tod entsiegelt, bis in den Tod getreue Diener, verborgene Schätze und geheime Gewölbe, alles ist gründlich ausgenutzt. Damit aber die Schablone nicht zu sehr ins Auge falle, ist alles geschickt mit den Farben des modernen Lebens überstrichen. Die Schilderung des Krieges dehnt sich bei dem Mangel an Abwechselung ermüdend in die Länge. Einzelnes, was der Verfasser von Kämpfen an der armenischen Grenze berichtet, klingt wie die wohlbekannten Indianerkämpfe. Im Gegensatz zu der bündigen, oft sarkastischen Sprache de Marchi's ist Savage wortreich

und mittheilsam. Bemerkenswerth ist die in seinem Buche unverkennbar hervortretende Sympathie für Rußland auf Kosten Englands. Heißt es doch einmal: „«Beschützerin des Glaubens!» Gut, aber welchen Glaubens, Beherrscherin der Meere? Des Kreuzes oder des Halbmondes? Ach nein, der Glaube des Engländers ist der Glaube an die Heiligkeit des englischen Geldbeutels.“

Richard Opitz.

Feuilleton.

Auf ein buchhändlerisches Unternehmen, das trotz seiner großen Bedeutung weder in der Tagespresse noch in den literarischen Zeitschriften bisher gebührend gewürdigt worden ist, wollen wir mit diesen Zeilen die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken. Seit dem 1. October d. J. erscheinen im Verlage des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler in Leipzig täglich die „Nachrichten aus dem Buchhandel und den verwandten Geschäftszweigen. Mittheilungen für Buchhändler und Bücherfreunde“ zum Preise von 6 M. jährlich, für das letzte Vierteljahr 1894 1½ M. Diese „Nachrichten“ enthalten ein Verzeichniß der erschienenen Neuigkeiten (nach den Verlegern und zwar alphabetisch geordnet) des deutschen Buch- und Landkartenhandels (täglich), des deutschen Kunsthandels (monatlich), des deutschen Musikalienhandels (in der Regel zweiwöchentlich), ein Verzeichniß der künftig erscheinenden, an demselben Tage im Börsenblatt zum ersten mal angekündigten Neuigkeiten, ferner ein Verzeichniß der wichtigen Neuigkeiten des ausländischen Buchhandels (in der Regel wöchentlich) und der im Auslande erschienenen Uebersetzungen deutscher Verlagswerke, endlich Gesetze und Verordnungen, die den Buchhandel und die Presse betreffen, Angabe der verbotenen Bücher sowie Aufsätze und Mittheilungen über Vorgänge, die den Buchhandel berühren und das kaufende Publikum interessiren. Bisher war bekanntlich das „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel“, das alle diese Nachrichten enthält, dem Publikum unzugänglich. Der Gelehrte und der Bücherfreund waren daher meist auf die zufälligen Zusendungen und die zufällige Kenntniß ihres Buchhändlers angewiesen, was sich besonders in kleinen Städten als unzulänglich und mislich erwies, oder man mußte sich die Kenntniß aus den erst Wochen oder gar Monate später erscheinenden Recensionen in den Zeitungen und Zeitschriften holen, die nach ihren besondern Tendenzen die Auswahl treffen und somit ein sehr lückenhaftes Bild von den Bewegungen auf dem Gebiete der Literatur geben. Durch das dankenswerthe Unternehmen des Börsenvereins ist es nun einem jeden möglich, nicht nur täglich einen vollständigen Ueberblick über sämmtliche Erscheinungen zu erhalten, sondern auch von den literarischen Unternehmungen, die Autoren und Verleger zu schaffen beabsichtigen, genaue Mittheilungen zu erfahren. Auch der Sortimentsbuchhändler wird nun in der erfreulichen Lage sein, seine Kunden an der Quelle schöpfen zu lassen und ihnen täglich zuverlässigste Auskunft über alles das, was sie erfahren wollen, zu geben. Es ist zu hoffen, daß die „Nachrichten aus dem Buchhandel“ sich bald den Platz bei den Bücherfreunden und Buchhändlern erobern, den sie verdienen.

— „Aus eigenem Rechte der Kunst, ein Wort zur Abwehr“ nennt der bekannte Maler August von Heyden eine Broschüre (Berlin, F. Fontane u. Comp., 1894), in der er gegen die Tendenz einer Schrift des Anatomen Fritsch und eine daran anschließende Auslassung Verwahrung einlegt. Fritsch hatte behauptet, daß die modernen Künstler zum Theil die Natur absichtlich entstellten oder wissentlich schlecht gewählte Modelle minderwerthig darstellten, wodurch das gebildete Publikum der Kunst entfremdet werden müsse. A. von Heyden wirft erst einen Blick auf das Wesen des Impressionismus, umschreibt die Grenzen seiner Berechtigung und weist einen schwachen Punkt in der Beweisführung des Professors nach. Die größten Künstler haben sich Abweichungen von der vollkommenen Naturwahrheit gestattet, nach A. von Heyden mit Recht. Denn er verficht nachdrücklich den Satz, „daß denen, welchen die Gesetze heilig sind, es um eines höhern Zweckes willen gestattet sei, die Gesetze zu übertreten“. „Uns Künstlern“, sagt er, „sind die Gesetze der Natur heiliger wie alles andere, aber darum fordern wir auch für uns das Recht, uns einmal über diese Gesetze zu stellen und sie selbst einmal zu übertreten, wenn die höhern Zwecke und Ziele eines Kunstwerkes dieses fordern. Das eben ist das eigene Recht der Kunst.“ Bei der hier ausdrücklich gemachten Beschränkung wird sich gegen diese Forderung kaum etwas einwenden lassen.

— Das Wesen des Genies ist neuerdings wiederholt Gegenstand der Erörterung gewesen. Nach einem vor einiger Zeit erschienenen Schriftchen: „Das Gesetz der Genialität und dessen Entdecker Wilhelm von Lenz. Eine Anregung von Paul Falck“ (Zürich, Verlag von Stern's literarischem Bulletin der Schweiz, 1894) ist die Sache einfacher als man gewöhnlich denkt. Falck spricht zuerst von Christian Wilhelm von Lenz (geb. in Riga 1809 den 1./13. Juli und gest. als wirklicher Staatsrath in St. Petersburg den 19./31. Januar 1883), der Beethoven besser kannte als dieser sich selbst gekannt haben kann. Denn er wußte nicht nur alles, was über Beethoven zu seinen Lebzeiten und nach seinem Tode in allen Culturländern geschrieben worden war, er kannte auch den ganzen Beethoven in einer Weise auswendig, die an das Unglaubliche grenzt, er konnte z. B. sagen, wie oft eine Vierteltaktspause in allen Musikwerken Beethoven's vorkommt. Es war nun nach Falck ein genialer Gedanke Lenzens, aus den circa 200 Compositionen Beethoven's die 9 (resp. 10) Symphonien als ganz besonders hervorragende Erscheinungen Beethoven's zu erkennen, aus denen sich alles entwickelt, was sonst in der Musik Beethoven's nicht so klar zu Tage tritt, nämlich „die drei Stile in Beethoven“. Diese das Gesetz der Genialität enthaltende Eintheilung hat man bisher nicht verstanden, nach Falck, weil Lenz sich auffallenderweise nicht die Mühe gab, die von ihm entdeckte Wahrheit auf einfacher Grundlage präciser zu formuliren und an mehrern Beispielen klarzulegen. Falck will dies nunmehr nachholen. Dabei kommen freilich Raphael, Dante und Goethe, sowie Schiller, Mozart und Haydn schlecht weg, „sie haben keine Weltenreise vorwärts, wie Shakespeare, Beethoven und Richard Wagner, sondern eine Weltenreise rückwärts zurückgelegt“. „Die erste gegebene Grundform der Autorität, aus der die Freiheit erst als Folge sich entwickeln kann, ist die sanctionirte Herrschaft der Vergangenheit über Gegenwart und Zukunft. Es ist die classische Schulweisheit, wo der Freiheit des Genies kein Heimatsrecht gewährt wird.“ Die erste universelle Durchbrechung der Schranken der Autorität durch die Freiheit des Genies gilt vorwiegend dem Stoff, die zweite vorherrschend der Form. „Es ist die «urfreie Form», eine sozusagen aus der Gegenwart des Geistes geborene Form der Genialität, bedingt durch die Comparation der Freiheit, zur bewußten Nothwendigkeit.“ Hier sind die genannten Künstler, „die doch einst mit einem Fuß bereits im «Genielande» waren“, nicht mit fortgekommen. Die dritte Steigerung betrifft vorwiegend die Idee. „Auf dieser höchsten Stufe hat der ewig scheinende Kampf der sich befehdenden Gegensätze von Autorität und Freiheit aufgehört, resp. durch den Sieg der Freiheit über

die Autorität sind beide als «Selbstautorität» schließlich eins geworden." Wir müssen dem Leser überlassen, die in etwas krausen Wendungen gegebenen Belege selbst nachzusehen, und wollen hier nur noch fragen: Wie verträgt sich diese schablonenmäßige Behandlung an sich mit dem Begriffe Genie? Macht sich nicht das Genie selbst sein Gesetz? Neben den oben angeführten drei Männern ist Falck geneigt, auch andere wie Bismarck als Genies anzuerkennen. Wir wären neugierig, auch diesen Riesen des Geistes und der Willenskraft in des Verfassers Prokrustesbett gespannt zu sehen.

— Es fehlt unter den pädagogischen Schriftstellern der Gegenwart neben den Gegnern des Alterthums heutzutage auch nicht an solchen, die immer ausschauen nach dem Neuen, das an die Stelle des Alten treten soll, und doch nicht loskönnen vom Alten, eben weil sie zu ehrlich sind, um seine Entbehrlichkeit, zur Zeit wenigstens, zu leugnen. In ähnlicher Lage ist Professor Dr. Theobald Ziegler, der auf der Delegirtenversammlung des allgemeinen deutschen Realschulmännervereins zu Berlin vom 28. März 1894 über „Nothwendigkeit und Berechtigung des Realgymnasiums" einen Vortrag gehalten hat (Stuttgart, G. J. Göschen, 1894), der sich nach seiner eigenen Angabe mit der fünften seiner Vorlesungen über die Fragen der Schulreform nahe berührt. Wir haben gegen das Bestehen der Realgymnasien nichts einzuwenden, wenn wir auch die Erwägungen, mit denen Ziegler ihre Berechtigung zu erweisen sucht, nicht für überzeugend halten. „Fürs erste", meint er, „drei Schularten erscheinen mir unter allen Umständen erwünschter als zwei". Wirklich? Wenn man auch zugeben mag, daß neben der humanistischen Bildung eine ausgesprochen realistische für gewisse Berufe angezeigt erscheint, so ist dafür eben die Oberrealschule da. An sich scheint uns die einheitliche Ausbildung wenigstens aller, die sich den Wissenschaften widmen, das Wünschenswerthe, wobei wir an Herder's bekannten Ausspruch denken. Recht deutlich kommt des Verfassers Schwanken zum Ausdruck in einer andern Aeußerung. Er möchte das humanistische Gymnasium innerlich so stark wie möglich gemacht sehen, „gerade weil es Uebergangszeit ist, haben wir kein Recht, das Alte voreilig in Trümmer zu schlagen und preiszugeben, wo doch noch kein Neues sichtbar, greifbar vor uns steht". Trotzdem behauptet er schon auf der nächsten Seite: „Das Realgymnasium ist die Anstalt der Uebergangszeit, des Uebergangs vom Alten zum Neuen in Schule, Staat und Kirche, im ganzen Geistesleben unseres Volkes, ist somit das moderne Gymnasium, das nur nicht an der Stelle, aber neben dem alten humanistischen seine in sich und in der Zeit begründete Existenzberechtigung hat." In der Hauptsache geht des Verfassers Streben dahin, nachzuweisen, daß das Lateinische eine Säule des Realgymnasiums sein und bleiben müsse. Entgegen der Herabminderung der Stundenzahl in diesem Fache dringt er auf einen nachdrücklichern Betrieb. Es soll nicht nur die Grundlage sprachlich grammatischer Schulung bilden, sondern auch die Kenntniß römischer Cultur vermitteln. „Bringen es aber die Realgymnasien nicht dahin, Tacitus und Horaz mit ihren Schülern zu lesen, so fehlt ihnen gerade das Interessanteste, das Fesselndste, das den Geist am meisten Befruchtende und Bildende aus der römischen Literatur." Wird aber ein solcher Betrieb des Lateinischen auf dem Realgymnasium möglich sein? und wenn er möglich ist, kann ein wirkliches „Gefühl der historischen Continuität", wie es der Verfasser verlangt, ohne Kenntniß der in vielen Stücken viel werthvollern griechischen Cultur über die Schüler kommen? Schwer ist endlich zu verstehen, mit welchem Rechte der Verfasser dem Realgymnasium trotz der zugegebenen Beschränkung in der historischen Vorbildung die Zulassung zu allen Universitätsstudien eingeräumt wissen will, obwol er annimmt, daß die zukünftigen Theologen und classischen Philologen wol nie, die Juristen, letztere aus äußerlichen Gründen (?), selten auf dem Realgymnasium ihre Vorbildung suchen werden.

— Am 20. August d. J. feierte der greise Dichter und edle poetische Zeitgenosse Anastasius Grün's und N. Lenau's, Hermann Rollett, zu Baden in Niederösterreich seinen fünfundsiebzigsten Geburtstag. Aus diesem Anlasse hat die Stadt Baden, zu deren gefeiertsten Mitbürgern der auch daselbst geborene Poet gehört, eine Festschrift: „Hermann Rollett's Leben und Werke von Leopold Katscher" (Wien, M. Perles, 1894) herausgegeben, in welcher mit inniger wohlthuender Wärme die Bedeutung Rollett's als Dichter besprochen wird, dieser Besprechung sind verschiedene der besten Poesien Rollett's einverleibt. Auch der Lebenslauf des Gefeierten — dessen Name merkwürdigerweise in Wurzbach's Lexikon vermißt wird — finden in der Festschrift seine ausführliche Schilderung. An dieser Stelle möchten wir nur noch daran erinnern, daß Rollett außer seinen bedeutenden Poesien auch das große Prachtwerk über die „Goethe-Bildnisse" im Jahre 1882 herausgegeben hat, welches die reichste Sammlung von Abbildungen des großen Unsterblichen von Weimar bildet und für die Goethe-Forschung ein sehr wichtiger Behelf ist. Rollett lebt als Stadtarchivar des von ihm selbst geschaffenen Archivs in Baden. Möge er noch recht lange auf literarischem und poetischem Gebiete thätig sich eines heitern ungetrübten Lebensabendes erfreuen, der umstrahlt ist vom Schimmer jener Poesie, die dem Edeln stets treu geblieben ist.

— Von Marie von Ebner-Eschenbach sind soeben die „Neuen Erzählungen", enthaltend die Novellen: „Die Freiherrn von Gemperlein" und „Nach dem Tode" in dritter, der Novellenband: „Zwei Comtessen" im Verlage von Gebr. Paetel in Berlin in vierter Auflage erschienen. Auch von Hans Hoffmann's „Geschichte aus Hinterpommern" und Wilhelm Jensen's „Eddystone" zeigt derselbe Verlag neue Ausgaben an.

— Von dem bekannten Literarhistoriker Adolf Stern in Dresden erscheinen demnächst achtzehn Essays unter dem Titel: „Studien zur Literatur der Gegenwart" (im Verlage von V. W. Esche in Dresden).

— Von Paul Heyse ist in wenigen Wochen eine neue Novellensammlung unter dem Titel: „Melusine und andere Novellen" (Verlag von W. Hertz in Berlin) zu erwarten.

— Im Anschluß an den Artikel in dieser Nummer zum Hans Sachs-Jubiläum bemerken wir, daß im Verlage von J. Ph. Raw in Nürnberg eine Festschrift unter dem Titel „Hans Sachs-Forschungen" im Auftrage des Stadtmagistrats von Nürnberg, herausgegeben von A. L. Stiefel (geb. 7 M.), erscheinen wird.

Bibliographie.

Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten. Vierter Band: Konstantin Kawelins und Iwan Turgenjews social-politischer Briefwechsel mit Alexander Iw. Herzen. Mit Beilagen und Erläuterungen herausgegeben von Prof. M. Dragomanow. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Gr. 8. 3 M.

Feldegg, B., Scolarenlieder. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 8. 1 M. 50 Pf.

Grillparzer's Dramen. Fünfzehn Vorlesungen von Dr. Emil Reich. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 8. 3 M.

Hodermann, R., Geschichte des Gothaischen Hoftheaters. 1775—1779. (Theatergeschichtliche Forschungen von Berth. Litzmann. IX. Band.) Hamburg, L. Voß. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Peard, F. M. Mademoiselle. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 11. Jahrgang. Band 4.) Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 50 Pf.

Philippi, Charlotte, Die Familie Schönberg-Cotta. 10. Aufl. Basel, Adolf Geering's Verlag. 8. 3 M.

Schack, A. F. Graf v., Perspektiven. Zweiter Band. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gr. 8. 5 M.

Stern, A., Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. Erster Band. Berlin, Verlag von W. Hertz (Besser'sche Buchhandlung). Gr. 8. 10 M.

Waser, Hedwig, Joh. Kaspar Lavater nach Ulrich Hegner's handschriftlichen Aufzeichnungen und „Beiträgen zur nähern Kenntniß Lavaters". Zürich, Albert Müller's Verlag. Gr. 8. 3 M.

Wildenbruch, E. v., Schwester-Seele. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 8. 4 M.

Wrzecionko, Dr. R., Der Grundgedanke der Ethik des Spinoza. Wien, W. Braumüller. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

(Mit einer Beilage: Mittheilungen von F. A. **Brockhaus** in **Leipzig**, 1894, Nr. 3.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 45. — 8. November 1894.

Friedrich Wilhelm Joseph Schelling.

„Es irrt der Mensch, so lang er strebt."
Goethe.

Jung Schelling war ein Wunderkind, und zwar eines von denen, die als Mann nicht halten, was sie in der Jugend versprechen, ähnlich dem jäh aufflammenden Gestirn, das den Sternkundigen als werdende Sonne erscheint und sich schließlich als sicheres Zeichen eines Weltenunterganges entpuppt. Schelling's tief angelegte, phantastisch-philosophische Faust-Natur blieb ungeläutert, ungeklärt; statt des werkthätigen Faust zeigte sich dem enttäuschten Publikum ein wundergläubiger Pater ecstaticus, der die alten mystischen Weisen durch neue Variationen wieder zu beleben suchte. Es ist ein herbes, aber wahres Wort: das Dreigestirn Fichte, Schelling, Hegel bedeutete den Niedergang der deutschen Philosophie.

Wie sich diese Pseudowissenschaft entwickelte und wie ihre Vertreter in falsche Bahnen einliefen, wird uns nirgends vollständiger dargethan als in dem Hauptwerke Kuno Fischer's, des nunmehr Siebzigjährigen, der es sich zur Lebensaufgabe gemacht hat, die Geschichte der Philosophie im richtigen Lichte zu zeigen. Wäre es in unsere Hand gegeben, so brächten wir heute dem Jubilar eine Huldigung dar, ihm und seiner Meisterleistung, der „Geschichte der neuern Philosophie", deren sechster Band in seiner ersten Hälfte das Leben Schelling's*) behandelt. Wenn wir im folgenden nicht durchaus in das Urtheil Kuno Fischer's über Schelling einzustimmen scheinen, so liegt das nicht nur an der Verschiedenheit des Standpunktes, sondern zu gutem Theile mit an dem Bestreben Fischer's, sich während der Darlegung des Entwickelungsganges seines Philosophen mit ihm innerlich Eins oder sozusagen als dessen Anwalt zu fühlen; möglich auch, daß der nächste Halbband, der die Lehre Schelling's behandelt und in kurzem erscheinen soll, die Beurtheilung nach der negativen Seite hin ergänzt.

*) Geschichte der neuern Philosophie von Kuno Fischer. Neue Gesammtausgabe. Sechster Band: Friedrich Wilhelm Joseph Schelling. Heidelberg, C. Winter. 1894. Gr. 8. 10 M.

Wenn wir heute auf Schelling zurückkommen, so geschieht dies nicht nur, weil er der geistvollste in jener Trias ist, sondern vor allem, um darauf hinzuweisen, daß jeder fremde Commentar, und wäre er noch so ausführlich, unzulänglich ist, den Werth eines solchen Mannes richtig zu schätzen: es hilft nichts, wir müssen bis zur Quelle wandern und ihn selbst lesen. Gewiß, für die Weiterentwickelung der Philosophie, wie sie unser Jahrhundert beansprucht, hat er wenig genug geleistet; aber mit diesem negativen Ergebniß ist der Bach noch nicht erschöpft. Es finden sich auf dem Grunde noch genug Goldkörner anderer Art, die das eingehendere Studium reichlich lohnen. Wer unter den Laien den „zerschmetternden" Urtheilen eines Dühring oder Lorm blindlings Glauben schenkt, wird es freilich nicht der Mühe werth halten, nach Schelling's oder Nietzsche's Werken zu greifen. Ohne diese Vorbemerkung könnten auch wir leicht misverstanden werden, da in dem folgenden kurzen Abriß fast nur der Philosoph Schelling, wenn auch meist im Lichte der Fischer'schen Darstellung, zur Geltung kommt.

Im übrigen bietet der Entwickelungsgang eines geistig hochveranlagten Menschen in jedem Wendepunkte ein anziehendes psychologisches Problem, und nicht zum wenigsten bei Schelling, der sich schließlich in mystische Tiefen verliert und allen Anhalt mit der Wirklichkeit aufgibt, ohne daß an eine Abnahme seiner Verstandeskräfte zu denken wäre; freilich, eine absonderliche Schwärmerei spukte schon im Kopfe des Knaben.

Ueber die ungewöhnliche Begabung des Knaben liegen mannichfache Zeugnisse vor. Noch bevor er sein zwölftes Jahr vollendet hatte, erklärten seine Lehrer, daß er auf der Lateinschule zu Nürtingen nichts mehr zu lernen habe. In Bebenhausen zeigte er sich bald den übrigen Klosterschülern überlegen, und 1789 war er für das tübinger theologische Seminar reif, obgleich ihm noch vier Jahre bis zur vorgeschriebenen Altersstufe fehlten.

In Tübingen wurde indeß auch das Selbstgefühl des Frühreifen durch den immer siegreichen Wetteifer mit den ältern Genossen in bedenklicher Weise genährt und so der Grund zu der später immer mehr hervortretenden Selbstüberhebung und dem überspanntem Ehrgeiz gelegt. Selbst Herzog Karl wurde auf ihn aufmerksam und zeichnete ihn vor den andern aus, indem er ihn auf Grund einer Anrede zum Primus des Seminars machte. Als aber die Wellen der französischen Revolution an die Mauern des Stiftes schlugen, weckten sie begeisterten Wiederhall, der sich namentlich im Absingen französischer Freiheitslieder kund gab. Auch Schelling gehörte unter die Aufgeregten und galt für den Uebersetzer der Marseillaise. Als die Kunde von dieser Haupt- und Staatsaction den Herzog erreichte, eilte er sofort nach Tübingen und kanzelte die Rädelsführer vor versammeltem Zötus ab. Schellingen, in dem er einen zweiten Schiller witterte, hielt er die Uebersetzung der Marseillaise mit den Worten vors Gesicht: „Da ist in Frankreich ein sauberes Liedchen gedichtet worden, wird von den marseiller Banditen gesungen, kennt Er es?" Die darauffolgende Strafpredigt schloß mit der Frage an Schelling, ob ihm die Sache leid sei, worauf dieser zu allgemeiner Verblüffung geantwortet haben soll: „Durchlaucht, wir fehlen alle mannichfaltig."

Nach dem Studium der ersten Schriften Fichte's kommt bereits — 1794 — seine eigene productive Selbstthätigkeit in der Philosophie zum Durchbruch. Unterdessen arbeitet der Achtzehnjährige auch auf theologischem Gebiete rüstig weiter und bezeichnet mit sicherm Griffe das historisch-kritische Verfahren als den einzig richtigen Weg, um zu einer wissenschaftlichen Erforschung der biblischen Schriften zu gelangen, und als Hölderlin auf seiner Rückreise von Jena, wo er Fichte gehört hatte, Schelling in Tübingen aufsuchte, durfte er den jüngern Freund, der sich in der Philosophie nicht genug thun konnte, mit der Versicherung trösten: „Sei nur ruhig, Du bist gerade so weit als Fichte." Ja, noch vor der Wende des Jahrhunderts hatte seine Naturphilosophie sowol unter Dichtern, Goethe an der Spitze, als unter Naturforschern, wie Ritter und Steffens, begeisterte Anhänger gefunden. Sein belebender Einfluß auf eine großartige Auffassung und Behandlung von Natur und Geschichte ist nicht hinwegzuleugnen.

Während Fichte die Natur nur als ein Mittel für sittliche Bethätigung der Menschen auffaßte, sie aber aller Selbständigkeit, alles Eigenlebens und aller Zeugungskraft bar erklärte, läßt Schelling aus ihrem Schoße, aus der bewußtlosen, erstarrten Intelligenz den Geist hervorgehen: Indem er die Fähigkeit des Fichte'schen Sichselbstsetzens auf die Natur überträgt, hebt er das „Aschenbrödel der Fichte'schen Wissenschaftslehre" auf den Fürstenthron seiner Naturphilosophie. Mit dem Erwachen der Empfindungen hat die Natur ihr Ziel, die Intelligenz, erreicht.

Die Naturobjecte betrachtet er als Erzeugnisse eines zum Bewußtsein hinstrebenden schöpferischen Grundes eines Ursubjects. Wie Fichten ist auch ihm das Thun ursprünglicher als das Sein. Wie sich die anorganischen Stoffe nur durch das Gradverhältniß von Abstoßung und Anziehung unterscheiden, so ist, wie schon bei ältern Physiologen, der Unterschied der Organismen durch das Verhältnis der drei Lebensfunctionen bedingt: in den niedern, den Pflanzen, hat die Reproduction (Stoffwechsel) die größte Ausbreitung; allmählich nimmt die Irritabilität (Reizbarkeit) zu (in den Thieren); in den höchsten (den Menschen) erhält die Sensibilität (Empfindungsfähigkeit) über beide das Uebergewicht. Alle diese Gebilde sind aber durch ein gemeinsames Leben verknüpft, alle Stufen sind nur Hemmungen einer und derselben Grundkraft. Hier bekunden seine Ideen eine gewisse Aehnlichkeit mit denen Darwin's, wie er später auch selbständig auf die Annahme eines allgewaltigen Willens verfällt, zweiundzwanzig Jahre vor Schopenhauer's Inthronisirung des Willensdämons.

Aber schon auf den ersten Stufen seiner philosophischen Entwickelung zeigt es sich, daß Schelling's Stärke nicht in logischer Strenge, sondern in einer ungewöhnlichen Kraft der Phantasie liegt, die seiner Lehre wol das Gepräge des Schwungvollen, Anregenden und daher theilweise auch des Anziehenden verleiht, jedoch fast nie der wissenschaftlichen Kritik Stich zu halten vermag.

Sein System ist nichts weniger als einheitlich. Er ergreift jede sich ihm darbietende Anregung, um Standpunkt und Ziel zu ändern, häufig ohne daß er selbst sich dessen recht bewußt wird. So hat er unversehens Kant's Problem von Ursprung, Gesetzen und Grenzen der menschlichen Erkenntniß verlassen und es darum, trotz des Jubels seiner Anhänger, auch nicht gelöst, ja nicht einmal verstanden, sondern sich sehr bald auf ein wesentlich anderes Problem, auf das des realen Verhältnisses zwischen Natur und Geist, gestürzt.

Im Anfange sind es Plato, Leibniz, Kant und Fichte, die auf seine Naturphilosophie befruchtend einwirken, während ihn das neue Jahrhundert bereits auf den Spuren von Spinoza und Giordano Bruno findet. Jenem ahmt er zuerst sogar in der geometrischen Beweisform nach: ein Misbrauch der Mathematik, wie er höchstens noch in bekannten scherzhaften Syllogismen erscheint. Von da ab entfernt er sich immer mehr von jeder wissenschaftlichen Philosophie: „Die Dinge construiren heißt sie darstellen, wie sie in Gott sind. In Gott aber sind alle Dinge eins, im Absoluten ist alles absolut, ewig, die Unendlichkeit selber." Selbst Hegel fand das zu bunt und spottete: „Das Absolute ist die Nacht, in der alle Kühe schwarz sind." Dabei ist das Identitätssystem, das von dem Satze ausgeht, daß Denken und Sein identisch seien, noch am ehesten als originale Leistung Schelling's anzusehen. Von seinem Vorbilde Spinoza unterscheidet er sich hier insofern, als dieser das Denken in Abhängigkeit von der Ausdehnung zu bringen geneigt ist („die Seele stellt vor, was der Leib ist"), während Schelling wie Fichte den Geist prävaliren läßt; außerdem liegt auch der Gedanke der Entwickelung Spinoza ganz fern, während er bei Schelling alles durchdringt.

Von jetzt an, als er im Beginn der Dreißig stand, versiegt die Quelle eigener schöpferischer Kraft bei Schelling fast vollständig: er verfällt dem gewöhnlichen Schicksale der Wunderkinder. Zu der unentrinnbaren Vermischung der verschiedensten Systeme drängt sich ein anmaßender, alles Maß und Ziel übersteigender Mysticismus, dessen erste Anklänge sich bereits in den Vorlesungen über akademisches Studium finden.

Wenn Kuno Fischer schreibt: „Von der Selbsterkenntniß zur Welterkenntniß, von der Wissenschaftslehre zur Naturphilosophie und Kosmologie, von hier zur Religionsphilosophie: dieser in sich nothwendige Gang der Probleme bezeichnet die Studien, die Schelling's philosophischer Entwickelungsgang durchläuft", so klingt das zum mindesten sehr vertrauenerweckend: als hätte Schelling einen wissenschaftlichen Eroberungszug durch das ganze philosophische Gebiet mit den von alters her gesteckten Grenzen vollbracht, während er doch, namentlich zuletzt, in seinen Kreuz- und Querfahrten nur eine Phantasiereise gen Wolkenkukuksheim zu Stande gebracht hat. Man könnte fast vermuthen, Kuno Fischer wäre überzeugt von der vollen Wissenschaftlichkeit unseres Philosophen, zumal kurz vorher die mehrfach citirten selbstbewußten Worte Schelling's angeführt werden, mit denen seine Antrittsrede vom 26. November 1827 in München schließt: „Wer hätte es damals (zu Fichte's Blütezeit) glauben sollen, daß er, ein namenloser Lehrer, an Jahren noch ein Jüngling, einer so mächtigen und ihrer leeren Abstractheit ohnerachtet doch an manche Lieblingstendenzen der Zeit sich anschließenden Philosophie sollte Meister werden?" Endlich deutet er an, daß er es gewesen, der die Philosophie von beengenden Banden und Schranken befreit habe, daß ihm es gelungen sei, ihr den Durchbruch in das freie offene Feld objectiver Wissenschaft zu erringen. Wenn wir Kuno Fischer recht verstehen, will er mit obigen Worten nur sagen: Schelling habe den hohen Flug durch jene Gebiete in seiner Art versucht: daß es ein Ikarusflug war, will er uns später, in der Beurtheilung der Schelling'schen Lehren darlegen.

Indeß auch dann noch kommt der Philosoph Schelling hier zu gut weg: trotz aller Ausstellungen, die Kuno Fischer an verschiedenen Stellen, namentlich in den einleitenden Worten zu den einzelnen Werken, einfließen läßt, ist er nur zu häufig geneigt, den „Dichter" für den Philosophen zu nehmen. Der Satz „Schelling erweitert die Wissenschaftslehre zu einer Entwickelungslehre der Natur und der Welt" soll unbeanstandet bleiben" und wenn er hinzufügt: „Der Typus, in dem sein Werk auftrat und fortwirkt, ist der Gedanke der Weltentwickelung, umfassender und tiefer, als er je vor ihm gedacht worden", so finden wir dies Lob zwar etwas überschwenglich, aber auch von anderm als dem Fischer'schen Standpunkte aus begreiflich; wenn er aber in den Fichte'schen, Schelling'schen und Hegel'schen Lehren eine Weiterentwickelung der Kant'schen erblickt und zwar nach vorwärts und nach oben, so ist das nur vom Standpunkt des Verfassers aus zu erklären, der hier als Senior der Hegel'schen Schule zu uns spricht. Erwägt man, daß alles, was Schelling außer jenem Entwickelungsprincipe Naturphilosophie nannte, im Grunde nur eine Verquickung dichterischer, selten logisch verknüpfter Gedankenreihen und eines meist unverstandenen und misdeuteten Naturwissens war — ein Verfahren, das sich später E. von Hartmann zum Muster nahm —, so fällt es uns vom streng wissenschaftlichen Standpunkte aus in der That schwer, hierin den Schwerpunkt des Schelling'schen Verdienstes zu erblicken.

Eine Folge des unklaren und oberflächlichen Wissens, sowie des Bestrebens, überall „Identität" zu wittern, ist die vermittelnde Art, mit der er versucht, bereits vorhandenen und einander widerstreitenden Ansichten zu gleicher Zeit gerecht zu werden. So schlägt er zwischen der mechanischen Erklärung des Lebens und der Annahme einer besondern Lebenskraft einen Mittelweg ein; so entscheidet er sich in der Elektricitätslehre weder für die unitarische Hypothese, noch für die Annahme zweier Elektricitäten; so versucht er in der Optik zwischen Newton'scher Emanationstheorie und Huygens'scher Wellenlehre eine Brücke zu schlagen; in der Chemie aber kehrt er seinen Spieß sowol gegen die Anhänger als gegen die Leugner des Phlogiston.

Die Pfeiler seines philosophischen Baues erleiden in jeder neuen Schrift auch neue Verschiebungen und Abänderungen. Das Absolute erklärt er zuletzt als Identität des Endlichen und Unendlichen, wobei er das Endliche dem Realen oder dem Sein, das Unendliche dem Idealen oder dem Erkennen gleichsetzt. Im Absoluten oder Ewigen sind das Endliche und Unendliche gleich absolut. Gott ist das Ewige oder die Einheit von Endlichem und Unendlichem, der Sohn das Endliche in Gott, der Geist das Unendliche oder die Rückkehr des Endlichen ins Ewige — ähnlich, wie sich ein Lessing die Dreieinigkeit philosophisch zu deuten bemühte. Ebenso finden sich in der „reellen Reihe" die paradoxesten Analogieschlüsse. „Die Materie im Ganzen ist als ein unendlicher Magnet anzusehen. Die Schwerkraft ist durch die Cohäsion als seiend gesetzt. Im Licht ist die absolute Identität selbst. Die allgemeine Tendenz des chemischen Processes ist, alle Materie in Wasser zu verwandeln. Der Stickstoff ist die reelle Form des Seins der absoluten Identität" — Sätze, die nur von Hegel'schen Selbstironisirungen übertroffen werden, oder ist es etwa weniger wissenschaftlich und geheimnißvoll zu gleicher Zeit, wenn die Liebe als „Identität der Realität und Idealität verbunden mit Carnität" definirt wird?

In der „Lehre von der Freiheit des Willens" und in seiner (positiven) „Philosophie der Mythologie und Offenbarung" artet die Phantastik des Philosophirens in vollständige Schwärmerei und Mystik aus. Nach dem Vorbilde Jakob Böhme's ergeht er sich in den wunderlichsten Speculationen.

Schon in der Schrift vom Wesen der menschlichen Freiheit steht er nicht nur unter dem Einflusse von Kant's intellegibler Freiheit, sondern auch unter dem des görlitzer

Theologen. Die Identität von Natur und Geist ist hier wieder aufgegeben. Beide gehören zum Wesen Gottes, aber Natur ist als Sehnsucht und dunkler Drang nur die Grundlage des Geistes und von diesem gleichsam überwunden.

Die Macht der mythologischen Vorstellungen erklärt sich ihm daraus, daß die Götter nicht ersonnene Gebilde, sondern reale Mächte sind, jene Potenzen, die die Substanz des menschlichen Bewußtseins bilden. Im mythologischen Processe herrscht von den drei göttlichen Potenzen immer je eine vor, im Christenthume aber kehren „Grund, Sohn und Geist" wieder zur Einheit zurück. Die drei Perioden der Entwickelung der Kirche kennzeichnen sich in Einheit, Freiheit und der Versöhnung beider. Die erste, päpstliche, wird durch die Person Petri verkörpert, Paulus stellt die protestantische dar, die Kirche der Zukunft aber wird von Johanneischem Geiste erfüllt sein. In welcher Weise er hierbei die Schwächen anderer verwerthet, zeigt am besten sein Versuch, Christi Himmelfahrt durch die Kant'sche Lehre von der Idealität des Raumes begreiflich erscheinen zu lassen.

Daß das Schelling'sche System — wie vordem das Böhme'sche und später das E. von Hartmann'sche — mit wirklicher Wissenschaft nur wenig gemein hat, liegt auf der Hand, und kein Versuch, es zu einem solchen zu stempeln, von welcher Seite er auch kommen mag, wird es wieder zu Ehren bringen. Die verhältnißmäßig große Wirkung, die es erst auf die Gemüther ausübte, war nur möglich in einer Zeit, in der man mit Spannung der Lösung der von Kant und Fichte gestellten Probleme harrte, erklärlich auch durch die Persönlichkeit des erfinderischen, geistvollen Gründers selbst. Schon ein A. von Humboldt hatte den wahren Werth der philosophischen Productionen seiner Zeit erkannt, als er 1841 an Varnhagen schrieb: „Es ist eine bejammerswerthe Epoche gewesen, in der Deutschland hinter England und Frankreich tief herabgesunken ist." Humboldt denkt hier an Stuart Mill und August Comte, vielleicht auch an Sophie Germain; die beiden letzten Namen lassen uns das beschämende Urtheil erst in seiner ganzen Schwere fühlen.

Wollten wir hier schließen, nachdem wir mit wenigen, unzureichenden Worten Schelling's Stellung zur Philosophie zu kennzeichnen versucht haben, so würden wir sowol Schelling selbst, als seinem Geschichtschreiber Kuno Fischer wie den aufrichtigen Bewunderern des Philosophen Unrecht thun. Wol verliert sich sein Ideengang schließlich in mystisches Dunkel, wol ist sein Vortrag oft ohne logischen Zusammenhang und seine naturwissenschaftlichen Deductionen sind fast durchweg ohne Sinn und Bedeutung; in hochfahrendem Tone mißt er sich eine Bedeutung bei, die ihm nicht im entferntesten zukommt, und wie Fichte und Hegel schreibt er sich eine innere Erleuchtung zu, die in Anbetracht der von ihm zu Tage geförderten Funde und Ergebnisse vollständig überflüssig gewesen wäre. Wie erklärt sich dieses Fehlschlagen der unleugbar vorhandenen großen geistigen Anlagen? Doch nur daraus, daß er sich für seine specifische Begabung nicht das adäquate Feld für ihre Bethätigung erwählt hatte. Die Gabe poesievoller Auffassung der Natur und der Geschichte, der hohe Flug der Phantasie, die Kühnheit der Entwürfe, Eigenschaften, die ihm niemand, der seine Werke kennt, absprechen wird, alles in allem eine auserlesene Führer- und Dienerschar, die ihm auf seinem Wege nach dem Lande der Wahrheit zu Gebote stand — aber sie reicht nicht aus, wenn das Leitseil fehlt: die wissenschaftliche Strenge und Besonnenheit.

So kommt es, daß die Darlegungen seiner Philosophie, selbst an der Hand eines Kuno Fischer, das bessere Theil des Mannes in uns nicht zur vollen Geltung kommen lassen: das Gefühl der Unhaltbarkeit des Systems begleitet uns auf Schritt und Tritt. Aber auch in der Schilderung seines Lebensganges treten die Schwächen mehr hervor als die Vorzüge: sein Verhalten gegenüber A. W. Schlegel und Hegel entbehrt der innern Wahrhaftigkeit, und in seinem Verhältniß zu Karoline von Schlegel — das psychologisch interessanteste Kapitel des Buches — vermissen wir das gerade männliche Wesen. Um seine Vorzüge würdigen zu können, bleibt nur eins übrig: seine Werke selbst aufzuschlagen. Nur hier leuchtet das künstlerische Genie Schelling's in voller Kraft und Glut, vor allem, wenn er dem Elende des Daseins Ausdruck verleiht oder die Kunst als das wahre Organon und Document der Philosophie preist. „Alles, was wird, kann nur im Unmuth werden, und wie Angst die Grundempfindung jedes lebenden Geschöpfes ist, so ist alles, was lebt, im Streit empfangen und geboren. Schmerz ist etwas Allgemeines und Nothwendiges in allem Leben. Schmerz kommt nur von dem Sein. Auf allem Leben ruht ein Schleier der Schwermuth, eine tiefe, unzerstörliche Melancholie." Er bezeichnet den Weg, den ein unbekanntes Wesen durch die Natur hindurch zurücklege, als einen Schmerzensweg und ruft dafür den Zug des Schmerzes, der auf dem Antlitz der ganzen Natur liege, als Zeugen auf. Die Geschichte ist ihm eine große Tragödie — hier reichen ihm Justinus Kerner und Schopenhauer die Hand.

Durch seine Schriften wird uns der Mann in anderer Weise menschlich näher gebracht; erst durch sie wird uns die Bewunderung seiner Zeitgenossen und die Verehrung erklärlich, die ihm König Maximilian II. zollte. Nur die Macht seiner ganzen Persönlichkeit war im Stande, einer Epoche der deutschen Philosophie den Stempel aufzudrücken, und darum gilt in gewissem Sinne auch von ihm das Wort Nietzsche's: „Sein System ist widerlegt und todt, aber die Person dahinter ist unwiderlegbar, die Person ist gar nicht todt zu machen."

Ernst Lehmann.

Neue Goethe-Schriften.

I.

1. Goethe. Von Richard M. Meyer. Preisgekrönte Arbeit. Berlin, E. Hofmann u. Comp. 1895. 8. 7 M. 20 Pf.
2. Goethe's Frauengestalten. Von Dr. Louis Lewes. Stuttgart, C. Krabbe. 1894. Gr. 8. 5 M.
3. Zur Geschichte des leipziger Musenkrieges im Jahre 1768. Von Otto Günther. (Sonderabdruck aus den Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft zu Leipzig. Neunter Band. Erstes Heft.) Leipzig, K. W. Hiersemann. 1894. Gr. 8. 3 M.
4. Urkundliche Forschungen zu Goethe's Sesenheimer Idylle. Von G. A. Müller. Bühl-Baden, Actiengesellschaft Concordia. 1894. Gr. 8. 3 M. 75 Pf.
5. Sesenheim, wie es ist und der Streit über Friedrich Brion. Von G. A. Müller. Bühl-Baden, Actiengesellschaft Concordia. 1894. Gr. 8. 6 M.
6. Goethe's Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. I. Abtheilung. Band 16 und Band 17. II. Abtheilung (Naturwissenschaftliche Schriften). Band 4 und Band 10. IV. Abtheilung (Briefe). Band 15 (Kleine Ausgabe). Gr. 8. 20 M. 80 Pf. Einbände à 2 M.; große Ausgabe Lex.-8. 27 M. Einbände à 2 M. 60 Pf. Weimar, H. Böhlau. 1894.

Die Besprechung der zuerst erschienenen unter den Goethe-Biographien neuesten Datums in d. Bl. (Nr. 2 1894) hat eine Beschwerde veranlaßt über einseitige Hervorhebung einzelner Schwächen, über zu große Härte und unfreundliche Behandlung. Wenn ich nun auch diese Vorwürfe zurückweisen konnte und bei der Besprechung der Biographie Goethe's von Richard M. Meyer (Nr. 1) schon deshalb von einem ungünstigen Vorurtheil nicht die Rede sein kann, weil der Verfasser sich durch kleine Arbeiten über Goethe vortheilhaft bekannt gemacht hat, so will ich doch diesmal von einem Eingehen auf Einzelheiten absehen (zumal Verfasser ausdrücklich erklärt, kein Goethe-Philolog zu sein), und unsern Lesern nur von dem Eindruck berichten, den die Lektüre dieser neuen Goethe-Biographie bei mir hinterlassen hat.

Meyer's Buch liest sich wie eine Sammlung abgerundeter, in lebendiger Sprache von einem vielseitig gebildeten Manne geschriebener, von manchen neuen und originellen Gedanken durchzogener Essays, die, mit Geist und Geschick verarbeitet, H. Grimm's bekannte Vorlesungen über Goethe sich zum Vorbild genommen zu haben scheinen.

Durch eine neue und für seinen Zweck gewiß geschickte Vertheilung des Stoffes, durch geistreiche Streiflichter auf die Gegenwart versteht es der Verfasser, nicht blos der großen Gefahr einer allmählichen Abschwächung des Interesses zu entgehen, sondern dieses vielmehr in steigender Bewegung zu erhalten und am Schluß die besten Trümpfe auszuspielen. Offenbar von dem Wunsche geleitet, Goethe's Bedeutung für die Gegenwart recht eindringlich darzustellen, hat er Goethe weniger im Zusammenhange mit seiner Zeit als vielmehr vom Standpunkt eines kenntnißreichen Kritikers der Gegenwart dargestellt und ist soweit entfernt, ein blinder Goethe-Schwärmer zu sein, daß er seinen Helden auch dort tadelt, wo ein „liebevollerer Advocat" von einem andern Standpunkt aus ihn vertheidigen oder wol gar loben dürfte.

Was wir an dem Buche Meyer's auszusetzen haben, ist der allerdings schwerwiegende Umstand, daß es nicht die Biographie Goethe's geworden ist, die wir erwarten, ja daß es vielmehr, trotz des stolzen Titels „Goethe", überhaupt keine Goethe-Biographie ist, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil Meyer das Moment, das das wichtigste sein müßte, zugleich aber auch das schwierigste ist, die Darstellung der Entwickelung Goethe's zurücktreten, ja oft ganz fehlen läßt. Schon der äußere Umstand, daß die Schilderung des greisen Goethe weit über die Hälfte des Buches einnimmt, deutet darauf hin, daß der Verfasser mehr den gewordenen als den werdenden darstellen wollte. Was wird man aber dazu sagen, daß dem jungen Goethe nur der sechste Theil des Buches gewidmet ist, daß Herder auf wenigen Seiten abgethan, daß des erzieherischen Einflusses der Frau von Stein und der Amtsthätigkeit nur nebenbei gedacht wird, daß der gewaltigen Entwickelung in den ersten zehn Jahren in Weimar keine zusammenhängende Darstellung gegönnt ist, und daß man vergeblich nach einem Kapitel sucht, das die Wandlung der Goetheschen Kunstanschauung bis zur Reise nach Italien darstellte. Selbst das so bequem gebotene Mittel, durch Vergleichung der beiden Bearbeitungen des „Götz" ein Beispiel der wunderbar schnellen Entwickelung und Vervollkommnung der Dichter zu geben, hat Meyer verschmäht. Vielleicht war dem offenbar immer um neue, originelle, geistreiche Darstellung bemühten Verfasser dies und anderes zu trivial, zu „abgedroschen"; aber gerade darin liegt ein Hauptfehler der Gelehrten, die, wie doch auch Meyer will, für ein größeres Publikum schreiben. Sie können den Standpunkt des Gelehrten, der in seiner Zunft durch neue, geistreiche, überraschende Darstellung glänzen will, nicht verlassen. Sie haben, trotzdem sie sich als populäre Schriftsteller ausgeben, immer den Goethe-Philologen als Leser, den Referenten des „Literarischen Centralblattes" als Kritiker vor Augen.

Doch diesmal trifft vielleicht unser Vorwurf nicht den Autor, sondern den Verleger. Der Stoßseufzer des Verfassers, daß die Preisrichter, wie er aus Höflichkeit gegen den Verleger sagt, eine „nachmalige Kürzung bei Verkündigung des Urtheils forderten", zielt vielleicht eben dorthin, wohin unsere Klagen zielen; Meyer's „Goethe" hat bei einer von dem frühern Verleger der „Führenden Geister", oder wie sie jetzt etwas weniger geschmackvoll „Geisteshelden" heißen, veranstalteten Preisconcurrenz unter drei Goethe-Biographien den Preis davongetragen. Wie erfreulich auch für den Verleger eine solche Concurrenz sein mag, bei der er eine von Fachmännern geprüfte und immerhin relativ gute Arbeit ohne große Unkosten erhält,

für die Wissenschaft und für das Publikum sind diese Preisausschreiben meist von geringem Gewinne. Nicht die Initiative des Autors, nicht der in ihm lebende, schwer zurückzudämmende Drang, wie wir uns doch immer noch ein gutes Buch entstanden denken, sondern die zufällige Erwägung des Verlegers, daß ihm unter den „führenden Geistern" noch ein „Geistesheld" Goethe fehle, hat das Buch ins Leben gerufen. Das Preisausschreiben, nicht der Autor bestimmte die Fassung und die Begrenzung des Themas, den Umfang der Darstellung, ja die Zeit der Abfassung.

So ist denn ein Buch entstanden ganz im Sinne und Ton seiner Collegen. Neben Columbus, Hölderlin, Reuter, Anzengruber figurirt nun Goethe als „auch Einer". Meyer's „Goethe" ist keine erschöpfende oder umfassende, die Entwickelung des Dichters und Menschen darstellende Biographie, sondern ein mehr an der Oberfläche bleibender, oft geistreicher Bericht über die einzelnen Werke Goethe's und die Ereignisse seines Lebens und über alles das, sei es nun eine Thatsache oder ein Urtheil, was der moderne Gebildete von und über Goethe sich schnell aneignen möchte. Es bleibt zu bedauern, daß einer so tüchtigen Kraft als die sich der Verfasser auf manchen Seiten des Buches zu erkennen gibt, durch äußere Umstände versagt war, mehr in die Tiefe zu gehen.

Als eine, wie es uns scheint, besonders charakteristische Probe aus dem Buche mag das hier folgen, was Meyer über Goethe und Schiller sagt (S. 245—248):

Von allen Schlagworten, mit denen man Goethe und Schiller einander gegenüberzustellen versucht hat, dürfte am meisten noch die oft angewandte Bemerkung Stich halten, daß Goethe inductiv verfahre, Schiller deductiv: dieser geht vom Allgemeinen zum Besondern, Goethe vom Besondern zum Allgemeinen. Auch das gilt nicht völlig; aber es bezeichnet doch einen sehr wesentlichen Punkt. Kamen sie aber so von verschiedenen Seiten und gingen nach verschiedenen Zielen, so bewegten sie sich doch auf demselben Wege und mußten sich in der Mitte treffen. Die Mitte aber bilden die Typen. Sie enthalten genug Individuelles, um das Besondere, genug Generelles, um das Allgemeine vertreten zu können. „Jeder Charakter, so eigenthümlich er sein möge, und jedes Darzustellende, vom Stein herauf bis zum Menschen, hat Allgemeinheit; denn alles wiederholt sich, und es gibt kein Ding in der Welt, das nur einmal da wäre"; so sagt Goethe selbst. Und nun hebt die Kunst solche Fälle hervor, in denen diese Allgemeinheit besonders deutlich hervortritt, jene Fälle also, jene Gegenstände, die Goethe „symbolisch" nennt: „Eminente Fälle, die in einer charakteristischen Mannichfaltigkeit als Repräsentanten von vielen andern dastehen." Und indem diese typischen Fälle und Gegenstände zwischen der „Natur", das heißt der Fülle der Einzeldinge, und der „Idee", das heißt der geistigen Concentration des Zusammengehörigen, vermitteln, werden sie dem obersten Begriff Goethe's, der „Natur", und dem höchsten Begriff Schiller's, der „Idee", zugleich gerecht. Und über beiden, über der wirklichen Welt und über der der Gedanken, erhebt sich, beide beherrschend, eine dritte Welt: „Das dritte Idealische, was Natur und Kunst zuletzt zusammenknüpft", so spricht es Schiller aus. Hier finden die Antipoden ihre höhere Einheit. Und eben deshalb ist hier vielleicht der beste Boden, um ihren Unterschied zu begreifen.

Wie gelangt Goethe zu seinen Kunstwerken? Eine Reihe eigener Aussprüche sowie das Studium der allmählichen Entstehung seiner Werke ermöglichen es uns, sein dichterisches Verfahren mit ziemlicher Vollständigkeit zu beschreiben. Vor allem faßt er die Dinge, wie Gott sie geschaffen hat, stark und fest ins Auge. Sorglich vermeidet er es, vorgefaßte Meinungen oder Absichten in sie hineinzustopfen, wie etwa jene Reflexionspoesie Hebbel's es thut. Denn er ist überzeugt, daß in einem günstigen Moment die Dinge dem liebevollen Beschauer ihr Geheimniß selbst verrathen. Dieser günstige Moment ist es, den Goethe und Schiller „Stimmung" nennen, den sie als Göttergeschenk empfinden und durch keine Störung der Außenwelt sich verderben lassen. Zweierlei verräth jedes Ding dem glücklich Erkennenden: die Eigenheit der Art — und die Eigenheit des Exemplars. Wer nur das Eine erfaßt, dem verflüchtigt sich entweder das Lebendige zur todten Nummer einer großen Zahl, oder es bleibt ihm ein isolirtes und darum unverständliches Etwas. Nur wer beides erfaßt, sieht die Dinge wie sie sind: sieht auf der Grundlage der ewigen Typen die unendliche Lebensfülle der beständig wechselnden Erscheinungen.

Hat Goethe diesen Punkt erreicht, so ist für ihn die Anschauung ausgereift. Er hat nur noch von dem ihm symbolisch gewordenen Einzelfall abzulesen, was die dichterische Oekonomie verlangt. Denn was er einmal so erschaut hat, das sieht er so deutlich, so leibhaft, daß er eben nur zu erzählen braucht, was er sieht. Er sieht Gretchen, gerade diese eine einzige Gestalt, gerade sie, nicht ein beliebiges Mädchen in altdeutschem Costüm (wie etwa Fouqué oder die modernen „Butzenscheibendichter"), nicht irgendein von Liebe und Angst erfülltes Kind; und er sieht sie gerade in dieser Situation, vor der Madonna knieend und nicht vor irgendeinem beliebigen Heiligenbild. Ihre Gestalt erblickt er deutlich vor sich und sieht ihren verweinten Augen an, daß sie mit Thränen am frühen Morgen die Blumen brach, die er sie in der Hand halten sieht; er liest aus ihrer müden, gebrochenen Haltung heraus, daß sie früh beim ersten Sonnenstrahl in ihrem Jammer auf ihrem Bette saß. Und er sieht in ihr Herz hinein, er fühlt, wie der Schmerz ihr im Gebein wühlet, wie ihr armes Herz zittert und verlangt; denn sobald er sie vor der Madonna erblickt, erkennt er aus dem Blick, den sie auf das Heiligenbild heftet, wie dies verzweifelnde Herz die Gleichheit des Schmerzes in einem andern weiblichen Herzen aufsucht, wie sie die Madonna zu rühren sucht mit der Anrufung ihrer eigenen Schmerzen. All das sieht er vor sich, in voller Beleuchtung, greifbar, und er schreibt es nur nach. Aber gleichzeitig sieht er hinter dieser einen so völlig individuell erfaßten Gestalt eine unendliche Reihe anderer Gestalten. Wie der Geist, den Macbeth sieht, trägt sie gleichsam einen Spiegel, in dem noch viele sich zeigen. „Sie ist die Erste nicht", kann Mephistopheles sagen: die ganze Schar der armen verführten, verzweifelten, hoffnungslos betenden Mädchen sieht er in der Einen. Denn eben dadurch gewinnt sie für ihn erst Bedeutung, daß sie einen großen Typus in classischer Deutlichkeit verkörpert. Nun denken wir uns einen Dichter, bei dem dieser selbe Proceß sich noch schneller vollzieht: dem beim Anblick des Einzelnen mit solcher Schnelligkeit und Gewalt das Allgemeine sich vor Augen stellt, daß er darüber die deutliche Anschauung des Einzelnen gleich wieder verliert. Er sieht den individuellen Fall nur einen Augenblick lang, wie vom Blitz beleuchtet; und gleich dann sieht er die allgemeine Regel, den Gesammttypus. Dieser Dichter ist Schiller.

Das Buch von Louis Lewes: „Shakespeare's Frauengestalten" ist vor einiger Zeit in d. Bl. mit Anerkennung und Lob bedacht worden. Dem neuen Werke desselben Verfassers, „Goethe's Frauengestalten" (Nr. 2), können wir leider nicht viel Lob ertheilen. Es überstieg wol auch die Kräfte eines Mannes, in so kurzer Zeit zwei Bücher zu schreiben, die die genaueste Kenntniß Shakespeare's und

Goethe's voraussetzen. Um unser Urtheil kurz zusammenzufassen: Louis Lewes' „Goethe's Frauengestalten“ ist ein überflüssiges und ein verfehltes Buch. Sein Ziel bezeichnet der Verfasser mit den Worten:

Die Frauengestalten in Goethe's Dichtungen im Zusammenhang mit denjenigen zu behandeln, welche entscheidend oder auch nur einwirkend in sein Leben eingegriffen haben, und daran den Beweis zu knüpfen, daß die Goethe'schen Dichtungen nicht abstract von der Phantasie des Dichters erfundene Gestalten sind, sondern daß er dieselben aus dem Innersten seines Herzens geschöpft und in voller Lebenswahrheit vor uns hingestellt hat.

Das brauchte aber nicht erst gezeigt zu werden; es ist ja hundertmal gesagt und bewiesen worden. Kein Gebiet der Goethe-Forschung ist so bearbeitet, wie gerade dieses. Aber vielleicht hat Lewes das alte Thema in neuer, origineller Auffassung und mit neuen Ergebnissen dargestellt. Ganz im Gegentheil; er ist von seinem Vorgänger geradezu sklavisch abhängig und der „berühmte“ oder „vortreffliche Stahr“ folgt uns auf Schritt und Tritt. Wenn Lewes Stahr für so vortrefflich hielt, weshalb ließ er es nicht bei Stahr's denselben Titel führendem Buche bewenden? Auch andere Goethe-Forscher werden so häufig citirt, daß man verdrießlich fragt, ob denn Lewes nicht auch einmal ein eigenes Urtheil zur Verfügung habe. Wer, wie Referent, alte und neue Goethe-Literatur zu lesen gezwungen ist, hat bei der Lektüre des Buches von Lewes alle Augenblicke die erfreuliche Gelegenheit, einem alten Bekannten die Hand zu drücken. Und wirklich sind es oft recht alte Bekannte. Manche Stellen machen den Eindruck, als wäre das Buch vor zwanzig Jahren geschrieben und als hätte der Verfasser, ein neuer Epimenides, diese Zeit verschlafen, ohne allerdings besonders gestärkt erwacht zu sein. Was aber noch viel schlimmer ist, das Buch ist auch nach Form und Inhalt verfehlt. Der Form nach, weil Verfasser es nicht verstanden hat, sich in den Grenzen seines Themas zu halten und so viele Personen und Dinge, die gar nichts damit zu thun haben, wie Merck, Herder, Tasso, Antonio, Alphons und die genauen Inhaltsangaben einer Reihe Dichtungen mit hineinzieht, so daß man oft glaubt, eine Goethe-Biographie vor sich zu haben und ferner, weil der Stil sehr ungleichmäßig und oft sehr mangelhaft ist. Eine Probe möge genügen. Ein geschmackvoller Schriftsteller wird ungern einem Hauptsatz zwei Relativsätze beifügen. Nun lese man den ersten Satz des Kapitels über Gretchen, dem wir viele ähnliche beifügen könnten.

Nach seiner ersten Liebe, welche der kaum zum Jüngling herangewachsene Knabe so innig empfunden hatte, um so unsanft aus allen seinen Himmeln herausgerissen zu werden, nach Gretchen, hat Goethe das unvergleichliche Frauenbild genannt, welches er als Verkörperung des himmlischen Zaubers, welcher eben in der ersten Liebe das Herz entzückt, in seine ebenso unvergleichliche Tragödie des Menschen, in seinen ersten Theil des „Faust“, welchem keine Literatur etwas auch nur ähnliches an die Seite setzen kann, hineingestellt hat.

Und diese Mängel hat der Verfasser nicht durch feinsinnige, dem Dichter nachfühlende Charakteristik, durch geniale Kraft der Gestaltung ersetzt. Manches ist ja ganz hübsch gesagt, aber um mit Goethe auch nur im entferntesten zu wettweifern, dazu sind des Verfassers Kräfte nicht ausreichend. Wir fragen uns unwillig, was denn diese Uebersetzung erhabenster Poesie in die alltägliche Prosa bezwecke.

Man lese z. B. aus Lewes' Darstellung der Kerkerscene folgende Stelle:

Faust erneuert seine dringende Bitte, sie möge ihm folgen, wenn sie fühle, daß er gut und fromm ist. Zögernd fragt sie: Da hinaus! und mit warmem Ton antwortet er: Ins Freie! Gretchen aber widerstrebt der Rettung, vollständig ergeben in den Tod, der ihr als gerechte Sühne ihrer Schuld erscheint. Wenn draußen das Grab ist, wenn der Tod vor der Thür lauert, dann will sie folgen, von hier aus will sie in das ewige Ruhebett gehen und weiter keinen Schritt. Die Trennung von dem Geliebten aber bereitet ihr bei aller Resignation um so mehr Schmerz, als sie dessen glühenden Wunsch, sie mit sich zu führen, erkennt, und sie spricht mit Wehmuth: „Du gehst nun fort? O Heinrich, könnt' ich mit!“ Faust misversteht den Gedanken, welcher diesem sehnsüchtig ausgesprochenen Wunsche zu Grunde liegt, er deutet ihn auf die physische Möglichkeit, den Kerker zu verlassen und versichert ihr, sie könne, wenn sie nur wolle, die Thür sei offen. Aber so meint es Gretchen nicht. Sie fühlt sich durch eine andere Fessel im Kerker festgehalten, durch die Pflicht, ihre Schuld durch den Tod zu sühnen, ihr ist jede Hoffnung diesseits des Grabes versagt. Und was kann sie, selbst wenn sie die Flucht versuchte, für dieses Leben noch hoffen? Nichts als den tiefsten Jammer, das äußerste Elend. Man wird ihr auflauern; es ist so elend, betteln zu müssen und noch dazu mit bösem Gewissen, es ist so elend, in der Ferne zu schweifen und man wird sie doch ergreifen.

Daß Lewes die Erzählungen Goethe's in „Dichtung und Wahrheit“, z. B. in dem Kapitel „Friederike“, ganz kritiklos verwerthet, sei nur nebenbei erwähnt. Das Curiosum aber müssen wir tiefer hängen, daß das genannte Kapitel mit den Worten, die Robert Prutz in einer schwachen Stunde entschlüpft sein sollen, schließt:

Dem Manne ist dafür (für die Untreue gegen Friederike) auch niemals die Hand eines edeln, reinen Weibes zutheil geworden, er hat nie das Glück des häuslichen Herdes gekannt, eine Maitresse waltete in seinem Hause, der er nur nachträglich, halb aus Mitleid, halb aus Scham, das Almosen seines Namens zuwarf, der einzige Sohn aber, der ihm aus diesem wüsten Verhältniß übriggeblieben war, ein Sohn, den die Lorberen seines Vaters erdrückt und unglücklich gemacht hatten, ging vor ihm in die Gruft und ließ dem mehr als achtzigjährigen Greise nichts als die Hoffnung, ihm bald nachzufolgen.

So sind die Thränen, fügt Lewes hinzu, der Sesenheimer Friederike gerächt worden. Und dieser Mann, der ein so thörichtes Gerede nachschreibt, der es nicht der Mühe für werth gehalten hat, sich durch die jetzt veröffentlichten Briefe Goethe's an seine spätere Gattin und die der Frau Rath an „ihre liebe Tochter“ über die wahre Natur des Verhältnisses aufzuklären, schreibt ein Buch über Goethe's Frauengestalten!

Karl Heinemann.

Biographisches.

Leipziger Philosophen. Porträts und Studien aus dem wissenschaftlichen Leben der Gegenwart von Moritz Brasch. Leipzig, A. Weigel. 1894. 8. 4 M.

Eine Anzahl früher veröffentlichter Feuilletonartikel hat der Verfasser unter dem obigen Titel zusammengestellt, in der Hoffnung, damit „einen beachtenswerthen Beitrag zur innern Geschichte der leipziger Hochschule in unserm Jahrhundert" zu liefern. Diesen Ursprung verräth das Werk in der Auswahl wie in der Behandlung des Stoffes. Man vermißt zunächst irgendwelches leitende Princip in der Auswahl der Männer, die hier als Repräsentanten der Philosophie an der leipziger Universität in unserm Jahrhundert dargestellt sind. Während Ziller, Hartenstein, Avenarius, Göring (Verfasser des „Systems der kritischen Philosophie") übergangen werden, finden sich unter den dreizehn behandelten „Philosophen" ein exclusiver Philologe, Stallbaum, der Nationalökonom Roscher, der vom Verfasser selbst als „Historiker und Publicist" eingeführte Biedermann, sodann ein Philosoph, Ueberweg, der niemals Beziehungen zu Leipzig gehabt hat. Die Art, wie die Heranziehung des Letztgenannten motivirt wird, zeigt, daß dem augenscheinlich etwas industriell veranlagten Verfasser daran lag, das vorhandene Material an früher verfertigten Artikeln entsprechend auszunutzen. Auch die Ordnung der bunt zusammengewürfelten „Porträts und Studien" zeigt keinerlei herrschenden Grundgedanken. Wer etwa erwartet, daß die Entwickelung der modernen Philosophie an der leipziger Universität hier in zusammenhängender Weise verfolgt werde, wird sich gründlich enttäuscht finden.

Es wird dem Zwecke dieser Besprechung genügen, wenn wir eine oder die andere der Brasch'schen Monographien kurz charakterisiren, als Stichproben für die Arbeitsweise des Verfassers.

Sogleich das erste „Porträt", das G. Th. Fechner's, des bekannten Physikers und Philosophen, kann nur den Rang einer Caricatur beanspruchen. Wir erhalten da zuerst eine Analyse einiger zusammenhanglos herausgegriffener Hauptgedanken der Fechner'schen Psychophysik. Die Darstellung ist, wo es sich nicht um wörtliche Ausschreibungen aus Fechner handelt, ganz falsch und zeigt dem Eingeweihten, daß Herr Brasch auch nicht die elementarsten Vorstellungen dieser Wissenschaft sich angeeignet hat, obendrein bewegt sich unser Autor hier in einer so unverständlichen Sprache, daß vollkommene Beherrschung des Stoffes dazu gehört, um herauszuschälen, was Brasch eigentlich gemeint hat. Unrichtig ist zuerst die historische Notiz, daß E. H. Weber, dessen Grundgesetz der Beziehungen zwischen Reiz und Empfindung Fechner zu einem allgemeinen Gesetz der Beziehungen zwischen geistiger und körperlicher Welt erweitern wollte, dieses Gesetz „für Druckempfindungen und Tonhöhen" bewiesen habe. Vielmehr hat Weber nur die Intensität von Druckempfindungen, sowie die Muskelempfindungen bei Gewichtshebungen, die Tonhöhen aber gar nicht für seine Versuche über das erwähnte Gesetz in Betracht gezogen. Sodann ist die bei Brasch mehrfach (auch in der Charakteristik W. Wundt's) wiederkehrende Formulirung dieses Gesetzes das eine mal immer noch fehlerhafter wie das andere. (Vgl. S. 2, 4, 54.) Die ganze nun folgende Erörterung über die für die Psychophysik grundlegende Frage der Meßbarkeit der Empfindungen ist Satz für Satz unrichtig. Ganz unnöthigerweise wird dabei die den Fechner'schen Ausführungen weit nachstehende Darstellung herangezogen, die der französische Psychologe Ribot — in seinem „gut geschriebenen Buche" (wie der Verfasser geschmackvoll bemerkt) über die deutsche Psychologie — der Frage der Meßbarkeit der Empfindungen gegeben hat, und der Ribot'sche Text ist durch einige thörichte Zuthaten von seiten Brasch's verfälscht.

Wir hören sodann weiter, die Untersuchungen Fechner's hätten ergeben:

> daß ein Reiz, damit er empfunden werde, um so schwächer sein muß, je schwächer der Reiz ist, dem er zugefügt wird, zu welchem er kommt.

Dieser schöne Satz zeigt die wahrhaft elementare Unwissenheit des Verfasser's. Fechner's „Untersuchungen" sagen überhaupt nichts darüber aus, wie „ein Reiz" sein muß, „damit er empfunden werde", sondern sie erstrecken sich auf die Wahrnehmbarkeit einer Reizveränderung. Mit welchen Gefühlen wird nun der Leser, der sich durch dieses Gedankengestrüpp hindurchgewunden hat, die Kritik hinnehmen, die Brasch an einem Manne wie Fechner ausübt! Fechner's Definition der Psychophysik wird mit einer ganz unlogischen Begründung für „offenbar zu weit" erklärt; „darf man bei Fechner's verwickelten und scharfsinnigen Untersuchungen . . . von einem Resultat sprechen, so" u. s. w.

Gegen den Schluß seiner Darstellung der Fechner'schen Psychophysik bringt Brasch in einem gelegentlichen Citat Fechner's Unterscheidung der „äußern und innern Psychophysik". Nun hatte Fechner mit dieser Grundeintheilung des ganzen psychophysischen Forschungsgebietes sich die Möglichkeit erschlossen, die Psychophysik nicht auf das Verhältniß von Reiz und Empfindung zu beschränken, sondern sie auszudehnen auf das Verhältniß von Gehirnvorgängen zu geistigen Vorgängen überhaupt, und man versteht die Breite des Programms, das Fechner seiner psychophysischen Forschung zu Grunde legte überhaupt nur, wenn man diese Eintheilung von vornherein ins Auge faßt. Die Darstellung des Herrn Brasch ist nun aber so unordentlich, daß diese Grundunterscheidung Fechner's nur in einem gelegentlichen Citate vorkommt, wo sie natürlich jedem mit der Sache nicht schon vertrauten Leser unverständlich bleiben muß. Es ist bezeichnend für die salope

Art, in der diese Monographien Brasch's zusammengeschrieben sind, daß sich an die Wiedergabe der Psychophysik Fechner's auf einmal seine Lebensgeschichte anschließt, mit welcher dann der Leser in die allgemeine Weltanschauung des Philosophen hinübergleitet. Zum Schluß krönt der Verfasser seine Studie wiederum mit einer falschen historischen Notiz. Fechner's Psychophysik wird als der „Mutterboden" bezeichnet, aus dem die physiologische Psychologie erwachsen sei. Thatsächlich ist die physiologische Psychologie eine sehr viel ältere Wissenschaft, die ihren ganz selbständigen Entwickelungsgang genommen hat neben der Psychophysik, indem sie seit Hartley, Bonnet und Condillac's Arbeiten sich verfolgen läßt bis in die Anfänge unseres Jahrhunderts, wo sie von der Physiologie aus einen neuen Anstoß erhielt.

Sehr viel eingehender wird sodann der nächste Philosoph, Drobisch, vom Verfasser behandelt. Die zweite Hälfte dieser Studie über Drobisch gehört zu den bessern Partien des Werkes. Um so schlechter ist die erste Hälfte. Unrichtig ist zuerst die historische Bemerkung (S. 16), daß die Herbart'sche Philosophie, und besonders Drobisch's Vertretung derselben zuerst in den Kreisen der Mathematiker und Naturforscher „gezündet" habe, weil hier „die Traditionen" „des Kant'schen Kriticismus am meisten herrschend waren", und „man" „den intensivsten Widerwillen" gegen die Schelling-Hegel'sche Speculation gehegt habe. Gerade die Naturforschung (man denke an Liebig und Fechner selbst!) war durchaus eine Zeit lang in den Banden jener Speculation, aus denen sie sich nicht mittels Herbart'scher Einflüsse, sondern durch die exacte Einzelforschung selbst befreite. Von „Kant'schen Traditionen", die sich etwa im Beginn unseres Jahrhunderts bei Naturforschern und Mathematikern allgemein erhalten hätten, kann keine Rede sein. Sodann aber hat Drobisch selbst sich in der Vorrede zur „Ersten Grundlegung der mathematischen Psychologie" (Leipzig 1850) beklagt: „Dagegen hat der mathematische Theil von Herbart's Theorie des geistigen Lebens weder bei den Psychologen noch bei den Mathematikern sich einer günstigen Aufnahme zu erfreuen gehabt". In welch gewissenhafter Weise nun Herr Brasch seine Quellen benutzt, sieht man daraus, daß eben diese Stelle aus Drobisch's Vorrede S. 31 vom Verfasser erwähnt wird, allerdings mit Weglassung der Bemerkung über die Mathematiker! Die sodann folgende Wiedergabe der mathematischen Psychologie Herbart-Drobisch's ist ein wahres Monstrum unlogischer Darstellungsweise. Um nur eins zu erwähnen, so erklärt der Verfasser: „Die Proportionalzahl . . . heißt die Hemmungssumme" (S. 18). Brasch hätte von jedem normalen Elementarschüler lernen können, daß eine Proportionalzahl ein Quotient ist und keine Summe.

Weit schlechter noch ist die sodann folgende Charakteristik Wilhelm Wundt's. Bezeichnend für die Denkweise des Verfassers ist zunächst, daß er Wundt's Berufung nach Leipzig wegen des damals herrschenden Herbartianismus für „eine bisjetzt unaufgeklärte Merkwürdigkeit" erklärt. Brasch setzt also die absolute Parteilichkeit bei solchen Berufungen voraus. Thatsache ist, daß gerade der Herbartianer Strümpell sich um die Berufung Wundt's bemüht hat. Nachdem der Verfasser dann noch einmal über das Weber'sche Gesetz gestolpert ist, das wieder in falscher Formulirung vorgetragen wird, erhalten wir eine Analyse der Hauptwerke Wundt's, die in höchst anmaßendem Tone (vgl. S. 63) geschrieben, die Grundgedanken durchweg in sehr entstellter Form wiedergibt. So wird (S. 61) das Verhältniß von Wundt's metaphysischem und psychologischem Seelenbegriff einfach auf den Kopf gestellt. Es möge — des Raumes halber — mit diesen Proben der wissenschaftlichen Befähigung des Verfassers genug sein. Keine der übrigen Monographien, ausgenommen vielleicht die über Schuster, steht auf einem höhern Niveau als die bisher charakterisirten. Man kann von niemandem verlangen, daß er Philosoph ist, wol aber gilt für jeden die Forderung, daß er grobe Flüchtigkeiten vermeidet. Selbst dieser Forderung hält Brasch nicht Stand. Der Stil des Verfassers zeigt die größte Nachlässigkeit, S. 30 hören wir, daß man beim Studium der Psychologie von Drobisch „den Wunsch hat, diese oder jene Partie weiter ausgeführt, durch Excurse erläutert und überhaupt den . . . Ausbau des Ganzen durch einige freiere Formen gemildert wünscht"; der sehr eilige Verfasser hatte am Schlusse des Satzes den Anfang vergessen. Kurzweg bewegt sich Brasch im reinsten Zeitungsdeutsch, würdig des Briefkastens eines bekannten Witzblattes. So S. 225: „Da Ueberweg's Bedeutung in der Philosophie wesentlich als Logiker hervorgetreten ist" und an vielen andern Stellen. Daß der Leser auf Schritt und Tritt, logischen Verstößen der gewöhnlichsten Art, und natürlich auch zahlreichen sinnstörenden Druckfehlern begegnet, ist danach zu erwarten. Mit Vorliebe construirt der Verfasser Nachsätze mit „jedoch" und „aber", die mit dem Vordersatz in keinerlei logischem Zusammenhang stehen, wodurch dem Leser nicht selten amüsante Ueberraschungen bereitet werden (vgl. S. 10, 13, 14 und andere). Breite Wiederholungen — zur bessern Raumesfüllung — directe Widersprüche (vgl. S. 29 mit 232, 13 mit 53), unrichtig angebrachte Citate überzeugen uns überall von der Eile und Flüchtigkeit des Verfassers.

Das Opus des Herrn Brasch hat in den Tageszeitungen wiederholt jene bekannten Anpreisungen erfahren: „der geistreiche und scharfsinnige Autor", „die tiefgreifende Darstellung", „die geistvolle Analyse", und ähnliche Wendungen, zu denen keinerlei Sachkenntniß erforderlich ist. Die Wissenschaft aber hat alle Ursache, sich gegen das Aufkommen solcher Zerrbilder vom wissenschaftlichen Leben, wie sie die „Porträts und Studien" von Moritz Brasch darstellen, öffentlich zu verwahren. Ernst Meumann.

Neue Romane.

1. Schwester-Seele. Roman von Ernst von Wildenbruch. Stutgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 1894. 8. 4 M.
2. Werde zum Weib. Roman von Ida Boy-Ed. Zwei Bände. Dresden und Leipzig, Verlag von C. Reißner. 1894. 8. 7 M.
3. Eine Dichterliebe. Erzählung von Rudolf von Gottschall. Dresden und Leipzig, Verlag von C. Reißner. 1894. 8. 3 M.
4. Qualm. Studenten-Humoreske von Richard Heine. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1895. 2 M.
5. Scheintodt. Roman von Baronin Elisabeth von Grotthuß. Mit der Erzählung: Am Fenster. Augsburg, B. Schmid. 1894. 8. 3 M. 40 Pf.

Ein dichtender Regierungsreferendar und ein dichtender Gerichtsreferendar stehen rechts und links neben einer Dame, deren „Schwester-Seele" langweilig hin- und herpendelt zwischen jenem, ihrem leiblichen Bruder, und diesem ihrem, nach des Verfassers Meinung seelenverwandten Liebhaber. So war immerhin die Möglichkeit gegeben, ein weites Stück modernen literarischen Lebens vor uns zu entrollen und die Kämpfe aufstrebender Talente auf das Vielseitigste in Scene zu setzen. Leider müssen wir sagen, daß der Verfasser, wenn er auch das Schwergewicht seiner Erzählung in die schwesterseelische Entwickelung verlegen mochte, gleichwol über eine höhere Spinnstubengeschichte selbst dort nicht hinauskommt, wo er die zwiespältige Heldin zeitweise ohne innern Grund und wieder besseres Absehen an die Riviera verpflanzt. Gerade in Schilderungen des dortigen Spielerlebens leistet der Verfasser nichts, was sich über die Alltäglichkeit unserer Kreisblatt-Novellistik erhöbe, ja, in seinen Naturbildern bleibt er hinter deren Durchschnitt nicht eben um ein Kleines zurück. Doch der Hauptschauplatz bleibt die Provinzialstadt und man weiß, daß auch innerhalb einer solchen „Rivieren" blühen, falls sie der dichterische Blick nur zu erfassen vermag oder zu erfassen beliebt; denn kleinstädtisches Leben ist nicht jedermanns Freude und über den Geschmack läßt sich streiten. Wenn wir aber verurtheilt werden, einen dickleibigen Roman hindurch kleinstädtische Vorleseabende und Theekränzchen über uns ergehen zu lassen, so verlangen wir hier mindestens poetische Würze, gleichviel ob tragischen oder komischen Geschmacks. All diese Vorführungen aber verharren auf niederer Darstellungsstufe, und wohl wird es uns eigentlich nur, wenn wir mit der schönhalsigen Freda und ihrem Bärenfell unter uns sind. Ich mache gerade ihren schönen „gebieterischen" Hals vor ihren andern Reizen allen hier namhaft, weil derselbe, einmal mit einer Lilie und ein anderes mal mit einem Pfeilschaft so anmuthsvoll als anschaulich verglichen, wiederholt in unsere unmittelbare Vorstellung gehoben wird. Nicht minder gern theilen wir auch ihre Selbstbetrachtungen — vor dem Spiegel, die sie uns zu verschiedenen malen, die Arme erhoben, mit trunkenem Blick ihr sich brüstendes Bild genießend, zu belauschen gönnt. So ist denn gegen ihr Aeußeres und gegen ihre Manieren nichts einzuwenden, aber das Räderwerk, das ihren Geist in Bewegung setzt, ist verstimmt und verschraubt. Ein normales Mädchen bedarf einer Intelligenz, wie sie der Dichter seiner Heldin verschreibt, keineswegs, um einzusehen, daß ihr Bruder in poetischer Unergiebigkeit verharren werde. Das einfachste Misel vielmehr hätte dieses leicht und frühe begriffen, dieweil er noch Student oder Primaner war. So oder so: die Erkenntniß der brüderlichen Benommenheit kommt dem für so klug ausgegebenen Mädchen viel zu spät. Findet diese Dürftigkeit alltäglicher Menschenkenntniß ein Gegenstück in der leichten Art, mit welcher der professionelle Spieler zu Bordighera sich den nähern Verkehr mit der verschlossenen deutschen Provinzlerin zu erschmeicheln versteht, so fällt gleichwol mit jenem Compositionsfehler jede Concurrenzwahrscheinlichkeit des Gerichts- und des Regierungsreferendars in sich zusammen, zunächst aus rein äußerlichen Gründen, weil dieser sein poetisches Nichtvermögen längst gezeigt haben mußte, ehe jener noch den erschütternden Prolog schrieb, dessen Vollkraft die kritische Freda zu jener ästhetischen Ekstase fortreißt, aus welcher für den unglücklichen wirklichen Dichter zu Gunsten des unwirklichen Soll- und Would-be-Dichters Percival ein in sich so übel begründetes wie übel wirkendes Odium erwächst. Uebrigens ist diese unter allen die am besten gezeichnete, die einzig wahre Figur: der Regierungsreferendar, wie er sich in den kleinen Städten wohl fühlt, zufrieden mit der stätig wiederkehrenden Anzahl von Cotillonbouquets und einer schließlichen correcten Heirath in der fröhlichen Zuversicht auf den nahen Regierungsrath. Dürftiger ausgestattet ist Schottenbauer, so heißt der Referendar, der Dramatiker. Dort nämlich zeichnete das Leben das simple Charakterbild, hier malt die Phantasie aus Nichts ins Nichts. Denn wir werden nirgends in die tiefere Geisteswelt des Dichters eingeführt. Sein Erfinden, sein Schaffen, seine Stoffe selbst bleiben uns verborgen; verborgen Einblicke in seine Sprache, seine Technik. Es tritt vor uns hin ein unzulängliches schemenhaftes literarisches Charakterbild. Fertig wie Minerva springt er über seine Stücke im Schubfach auf die meininger Bühne um, in der Versenkung derselben ebenso plötzlich verschwunden, taucht er in Berlin wieder auf, bis er die Breter des Schauspielhauses erklettert. Aus alle dem hätte sich fraglos ein großes Stück actuellen Lebens machen lassen. Die Minutien des meininger Treibens; die Kunstprincipien; die darstellenden Männer und Frauen; die Decorationen, Maschinen, Requisiten; über dem allen der Herzog, die Freifrau, der Hof; das Publikum der Stadt und der Landschaft: welche unerschöpfliche Fülle von Stoff hätte sich hier ergeben, ohne die Oekonomie des Romans, die freilich steuerlos genug ist, zu beschweren. All das ist ja für die Herausarbei-

tung des Hauptcharakters des Romans viel wesentlicher als das nichtsnutzige Gemisel und Geklatsch des kleinen Ortes. Uebrigens wirkt der Umschlag des Urtheils, das Schottenbauer jetzt glorificirend, kurz darauf zähneknirschend über nicht gehaltene Versprechungen, an den Meiningern übt, ästhetisch erkältend mehr gegen ihn als gegen sie. Kurzum, der Roman ist eine unerfreuliche Erscheinung, indem er ein weites großes glänzendes Stoffgebiet von allgemeinster Anziehungskraft preisgibt, um uns in einem Haufen schaler Schwätzer und Schwätzerinnen einer norddeutschen Bezirksstadt ein paar Stunden lang geistig und seelisch derartig zu dämpfen, daß wir dürstend nach dem ersten besten Wanderliede Wilhelm Müller's greifen, den E. von Wildenbruch in seiner Bevorwortung der wesenlosen Gedichte der „schönen Müllerin" mit so fachwidriger Geringschätzung nennt, um uns den Staub dieses seelengeschwisterlichen Abderas aufathmend von den Füßen zu schütteln. Ja, wenn reichere seelische Bilder für den Mangel wirkungsvoller Decorationen und die Abwesenheit vollendeter Begebenheiten entschädigten! Aber dieser Schottenbauer verharrt in sich ohne künstlerische sowol als menschliche Entwickelung. Freilich biegt sich die spröde Freda schließlich in sich zusammen wie die Heroinen der Marlitt-Bürstenbinder, aber ihre seelischen Processe ermangeln packender, mit sich reißender Verdichtung; wenigstens verschwendet der Verfasser seine psychographischen Künste an unrechter Stelle, vor allem vernachlässigt er das Hauptgebot, das der Roman an ihn richtete: aus der immer gespanntern geistigen Annäherung der Hauptfiguren den Funken springen zu lassen, in dem nicht nur ihre intellectuelle Welt, sondern auch ihr Seelen- und Sinnenleben zusammenschmelzen. So hat die Dichtung keine Nerven; die Phantasie, die sie ersann, hat nirgends Flügel; der Verstand, der in ihr waltet, wird vergeudet in wesenloser Dialektik. Und doch läßt sich diesem Buche trotz stilistischer Sorglosigkeiten Fleiß nicht absprechen und die Stubenwärme bei Frau Glöckchen und den Nöhring's ist wenigstens nicht parfümirt.

Auch in dem Roman „Werde zum Weib" von Ida Boy-Ed (Nr. 2) steht ein Regierungsassessor im Centrum. Ich bin nun durchaus der Meinung, daß auch Regierungsassessoren poetisch sein und poetisch wirken können; nicht aber ist dies dem unserigen beschieden. Seine Figur hat keine Gelenke, seine Dialektik ist steifleinen und nicht einmal immer correct, denn sein Conversiren vergreift sich in Form und Ton. Er ist so ganz der Sohn seiner hölzernen Mutter — so ausgesucht uninteressant! Was aber sollen uns in der Dichtung Individuen, deren Papiergesichter und lederne Reden uns abstoßen? Es ist auch hier die Frage, wie weit der natürliche Mensch, d. h. ein der Natur haarscharf nachgezeichnetes Subject, in der Poesie Recht behält oder vielmehr, ob er in der Dichtung Rechte überhaupt besitzt! Lieber einen Werther als fünfhundert Wildenbruch'sche Percival's oder Boy-Ed'sche Eugen's; lieber ein Gretchen als tausend Hanneles! Dabei gebe ich ohne weiteres zu, daß der vorliegende Roman, so poesieleer einige seiner Hauptfiguren sind, das Product einer ungewöhnlich scharfen Beobachtungsgabe, achtungsgebietender Arbeitstreue und ernster Selbstbescheidung ist, so viel von letzterer bei Dichterinnen die Rede bleiben kann, welche Männer von Studium zu Hauptträgern ihrer Erzählungen machen. Und doch muß auch hier gesagt werden, daß, wo sich das Philosophiren unseres Regierungsassessors vergreift, dies mehr in der Form und im Ausdruck als in der Sache geschieht. Steht aber immerhin schief darum; denn meist philosophirt unser Eugen am unrechten Orte, wie er denn überhaupt mehr zum Schulmeister als zum Diplomaten geboren ward. Immerhin gönnen wir seiner Tugend die hübsche Mannelo, deren prickelnder Esprit das Blei seines geistigen und ethischen Wesens in Fluß bringen möge. Aber offen gestanden, ich verstehe ihre Wahl nicht und — was schlimmer ist — ich halte es für nicht wohl möglich, daß das geistvolle Mädchen einen so doctrinären Gesellen nimmt, der sie bereits beim ersten ehelichen Morgenkaffee ins Gähnen dociren wird. Ein Roman verlangt eben von seinen Männern mehr, als daß sie ganze Männer seien; sie sollen als dichterische Charaktere innerlich mehr besitzen als was da ausreicht zum strebenden Beamten und tugendsamen Ehemann. Dessenungeachtet enthält der vorliegende Roman außerordentlich viel, was Ida Boy-Ed unmittelbar neben unsere allerbesten Erzählerinnen stellt. Die Blicke der Gräfin Ebner-Eschenbach und Bertha von Suttner reichen wol weiter, aber kaum tiefer; ihre Darstellungsmittel sind wol reichere und glanzvollere, aber nicht solidere. Und an Ernst der Gedankenarbeit und Adel der Anschauung ist ihnen Ida Boy-Ed völlig ebenbürtig.

Daß die „Blätter" immer mit besonderer Freude eine neue Schöpfung ihres frühern, langjährigen Leiters begrüßen ist selbstverständlich, und selbstverständlich, daß diese Freude um so herzlicher ist, wenn vor ihrem Urtheil diese neue Schöpfung des ruhmvollen literarischen Namens Rudolf von Gottschall als würdig besteht, wie solches in den allermeisten Fällen sich wiederholt. Diesmal (Nr. 3) ist es eine Jugendliebe Schiller's, welche der immer farbenblühenden Erzählungslust des Dichters den Inhalt leiht. Es ist ja in einem gewissen goethomanen Kreise unseres zeitgenössischen Literaturcults Mode geworden, die Achseln zu zucken, wo Goethe mit beiden Ohren zuhörte. Daß man lieber darüber nachsänne, wie weit Goethe seinem Freunde verpflichtet bleibt und mit R. Hildebrand zu ergrübeln suchte, welchen Gang oder Flug die Entwickelung Goethe's genommen hätte, wäre Schiller ein längeres Dasein beschieden worden. Da ist es denn erquicklich, wenn sich immer neue Biographen Schiller's finden, und Geister, die wie R. von Gottschall mit literarhistorischem Erkennen künstlerisches Können verbünden, der Aufgabe walten, sein Bild, umrankt mit dichterischen Arabesken, immer tiefer in unsere Seelen zu zeichnen. Diese dresdener Episode Schiller'schen Lebens, geschichtlich skizzirt, novellistisch mit

verhältnißmäßig bescheidenen Mitteln ausgeführt, wird denn auch überall dort vollen Dank und fröhliche Aufnahme finden, wo man nicht hochmüthig auf den Todten wie den Lebenden herabsehen zu dürfen glaubt.

Die Pierson'sche Verlagsbuchhandlung hat um die moderne Schriftstellerwelt das unzweifelhafte Verdienst sich erworben, daß sie manch einem mehr oder minder talentvollen Anfänger in den Sattel half. Wer es aus eigener Erfahrung erzählen kann, auf wie peinliche Schwierigkeiten der „angehende" namenlose Autor stößt, um sein Erstlingswerk flott zu machen, der weiß die Wohlthat zu preisen, die dem jungen Lyriker oder Dramatiker, Erzähler oder Satiriker zutheil wird, wenn ihm ein freundwilliger Verleger wenigstens die Möglichkeit gewährt, die Erstlinge seines Talentes dem Publikum bekannt zu machen. Meist ist deren Erfolg dann entscheidend für die schriftstellerische Zukunft des Autors, wenn der Versuch günstig verläuft und das Opus „geht"; im andern Falle sieht sich der junge Dichter in die Nothwendigkeit versetzt, um einen künftigen Erfolg weiter zu ringen und damit unter Umständen einen Kampf aufzunehmen, in dem er verblutet, wenn sich Talent und Charakterstärke nicht die Wage halten. Richard Heine (Nr. 4) gehört hoffentlich zu der erstgenannten Klasse; er schreibt solid, beobachtet sorgfältig und zeigt bei entschiedenem Wollen gesundes Können. Die Geschichte selbst von der schönen Cigarrenladnerin, welche mit Anmuth und Würde zwei Studenten an der Nase herumführt, um mit irgendeinem Dritten auf Reisen zu gehen, ist so alt, wie das Institut hübscher Cigarrenverkäuferinnen. Das einsichtige Ladenmädchen bevorzugt eben als tüchtige Geschäftsdame die volle Börse des ersten besten Commisvoyageur vor der idealen Anbetung eines in meliorem fortunam darbenden Studiosen. Die Erzählung ist amusant genug und wird vielen, wie wir hoffen, harmlos heitere Stunden bereiten. Künftig möge sich der Verfasser nur angelegen sein lassen, die humoristischen Hauptmomente schärfer herauszuarbeiten und näher aneinanderzurücken. Das wird ihm auch unschwer gelingen, sobald er sich erst mit der schwersten Kunst des angehenden Dichters befreundet, d. i. derjenigen, welche sich selbst ins Fleisch schneidet, indem sie das ob noch so heiß geliebte Rankenwerk beschneidet, damit die Blüten um so reicher und voller sich entfalten und um so kräftigere Früchte treiben.

Elisabeth von Grotthuß, eine unserer fruchtbarsten Erzählerinnen, führt uns in dem Roman „Scheintodt" (Nr. 5) in ein düsteres Reich, dessen Schatten, nachdem wir an der studentischen Lebenslust der vorigen Humoreske Theil genommen haben, um so eisiger wirken. Das pathologische Element überwiegt zu sehr. Der Ernst indessen, mit welchem die Verfasserin an ihre schwere Aufgabe herantritt, verdient die größte Hochachtung. Nur wirkt die fortwährende physische und psychische Krankenstubenluft, in welcher sie uns festhält, erschlaffend, sowie die criminalistische Atmosphäre der zweiten Erzählung ihre geringen poetischen Keime nicht zur Entfaltung gelangen läßt. Doch verharren beide Werke in lebhafter Bewegung und wissen die Spannung des Lesers frisch zu halten; ja, es wohnen beiden Geschichten gewisse galvanische Potenzen inne, auf welche der „Neue Pitaval" eifersüchtig werden könnte. Es überwiegt das Grauen und wer das Gruseln nicht gelernt, wird die Verfasserin jedenfalls auf bestem Wege finden, es zu lehren. Die Welt der Poesie ist ja groß und die Muse will auch ihre Gruselecke haben.

Adalbert Schroeter.

Ricarda Huch.

Gedichte von Ricarda Huch. Leipzig, H. Haessel. 1894. 8. 3 M.

Mit lässiger Hand griff ich wieder einmal in die Sendung Lyrik, die sich auf meinem Tische eingefunden hatte, und zog einen Band heraus, der einen mir gänzlich unbekannten, dazu weiblichen Namen trug, Ricarda Huch. Ich blätterte in dem Buche und wurde von der Eigenart der Dichterin gefesselt; ich las, und mein Staunen wuchs von Seite zu Seite; aber es war freudiges Staunen, daß unter so vielen dichterischen Nieten, die Jahr für Jahr herauskommen, endlich einmal wieder ein Treffer und zwar ein großer Treffer war.

Man hat es uns Kritikern schon verargt, daß wir so manches achtungswerthe dichterische Talent gering gewerthet haben, weil es nicht originell war, weil es aus dem allgemeinen dichterischen Schatz Kleingeld ausmünzte, aus dem Einschmelzen allgemein zugänglichen Dichtergoldes neues Geschmeide gewann. Man hat behauptet, es sei fast nicht mehr möglich, originell zu sein; denn selbst, wenn der Dichter alles aus dem eigenen Herzen hervorhole, so sei in demselben doch soviel aus dem angehäuft, was wir unwillkürlich durch unsere Bildung und Lektüre in uns aufnehmen, daß man gar nicht mehr im eigentlichen Sinne originell sein könne.

Wie ungerecht jener Vorwurf und diese Behauptung ist, das beweist geradezu glänzend Ricarda Huch. Nicht als ob Ricarda Huch sich nicht auch an gewissen Mustern gebildet hätte; aber wenn man da ein Gedicht findet, das mit Mörike, dort eins das mit Lenau und gar manches, das mit Conrad Ferdinand Meyer in die Schranken tritt, so ist damit nicht gesagt, daß die Dichterin Nachahmerin wäre. Am meisten ähnelt ihre Eigenart wol der C. F. Meyer's, insbesondere in den Balladen, deren Stoffe sie sich mit gleicher Sicherheit aus dem Alten Testament wie aus dem classischen Alterthum, aus der Renaissance wie

aus der Gegenwart holt. Die Verfasserin hat nicht blos eine umfassende Bildung des Geistes und Herzens, wie sie nothwendig ist, um bedeutende Gedichte hervorzubringen; ihre Gedichte verrathen auch auf Schritt und Tritt, daß sie ein feines Vermögen besitzt, nach der Natur hinzuhorchen, daß sie sich eine gewisse herbe Naivetät der Seele bewahrt hat, was unter den heutigen Verhältnissen geradezu ein Wunder ist, wie ihr denn auch hier und da der Volkston im besten Sinne des Wortes gelingt. Hier ein solches Lied:

Sehnsucht.

Um bei dir zu sein
Trüg ich Noth und Fährde,
Ließ ich Freund und Haus
Und die Fülle der Erde.

Mich verlangt nach dir,
Wie die Flut nach dem Strande,
Wie die Schwalbe im Herbst
Nach dem südlichen Lande.

Wie den Alpensohn heim,
Wie er denkt nachts alleine
An die Berge voll Schnee
Im Mondenscheine.

Aehnlich originell im Volkston gehen die Lieder „Liebesreim VII", „Verstoßen", „Im Hochgebirge" mit dem Schlusse:

Mein Herz ist voll Sehnsucht,
Meine Lippen sind rein.
Was die Liebe zum Lieb ist,
Das wüßten sie kaum,
Hätten sie nicht zur Nachzeit
Dich geküßt jüngst im Traum.

Die zahlreichen Naturlieder, Herbst, Winter, Tag und Nacht u. s. w. bewegen sich nie im hergebrachten Geleise; und wo dies der Fall zu sein scheint, da hat das Ganze doch einen ganz eigenartigen Klang, z. B.:

Vorfrühling.

Verdrießlich schmilzt der letzte Schnee,
Der Erde braunes Antlitz seh ich;
Gebannt mit feuchtem Auge steh ich,
Das Altvertraute anzuschauen.
Gesendet vom befreiten See
Die Winde athm' ich froh, die lauen,
Und fühle sacht, vom Herzen thauen
Ein heimlich namenloses Weh.

Aehnlich ist es mit den „Liebesreimen", deren 46 in kleinen Gruppen durch die ganze Gedichtsammlung sich hindurchziehen, eine zuerst befremdende Anordnung, der man aber bald die Berechtigung zugesteht. Das ist nicht das gewöhnliche Liebesgetändel, noch die übliche Minnelyrik; und wo sich naturgemäß Gedanke und Gefühl der Dichterin mit dem decken, was tausend und abertausendmal gewesen, da tritt es uns doch in durchaus eigener Fassung entgegen:

Tief ist der Abgrund, der uns trennt,
Du darfst den kühnen Sprung nicht wagen;
Kein einzig Wort darf ich dir sagen,
Wie sehr mein Herz nach deinem brennt.
Nur neige dich ein wenig noch,
Dann schau ich deine Augen doch,
Ob sie auch braun noch sind wie einst,
Seit du so viele Thränen weinst.

Ein klein Vöglein wär' ich gern,
Schwirrt um meinen guten Herrn.
Honig hat er auf den Lippen
Und ich dürfte daran nippen;
Wenn ich wollte, könnt' ich's wagen,
Niemals würd' er mich verjagen.
Und zum Dank pfiff ich ihm Lieder
Stolz von seiner Schulter nieder.
Käm' der liebe Mondenschein
Schlief in seiner Hand ich ein —
Wär' ich nur sein Vöglein klein.

Aus den wenigen Versen, die ich angeführt habe, erhellt nicht der Zug ins Große, der vielen Gedichten eigen ist; ich müßte mehr Raum in Anspruch nehmen, als mir hier zu Gebote steht, wenn ich hiervon Proben geben wollte. Doch sei wenigstens eins ihrer epischen Gedichte hier angeführt. Es ist das dritte von „Aus dem Dreißigjährigen Krieg":

Das erste ist ein „Wiegenlied", welches beginnt:

Horch, Kind, horch wie der Sturmwind weht,
Und rüttelt am Erker!
Wenn der Braunschweiger draußen steht,
Der faßt uns noch stärker.
Lern beten, Kind, und falte fein die Händ',
Damit Gott den tollen Christian von uns wend'!

Das zweite „Christian von Braunschweigs Tod" schließt:

Schrei nicht, mein Knapp, und thue
Mir den besten Panzer an.
Gott ließ ich stets in Ruhe,
Daß er mir nicht zürnen kann.
Will schon gen Himmel fahren:
Ich schickte ganze Scharen
Pfaffen, Wegeweiser, mir voran.

Das dritte endlich heißt „Frieden":

Von dem Thurme im Dorfe klingt
Ein süß Geläute;
Man sinnt, was es deute,
Daß die Glocke im Sturme nicht schwingt.
Mich dünkt, so hört' ich's als Kind;
Dann kamen die Jahre der Schande,
Nun trägt's in die Weite der Wind,
Daß Frieden im Lande.

Wo mein Vaterhaus fest einst stand,
Wächst wuchernde Haide;
Ich pflück', eh ich scheide,
Einen Zweig mir mit zitternder Hand.
Das ist von der Väter Gut
Mein einziges Erbe;
Nichts bleibt, wo mein Haupt sich ruht,
Bis einsam ich sterbe.

Meine Kinder verwehte der Krieg;
Wer bringt sie mir wieder?
Beim Klange der Lieder
Feiern Fürsten und Herren den Sieg.

Sie freuen sich beim Friedensschmaus,
Die müß'gen Soldaten fluchen —
Ich ziehe am Stabe hinaus,
Mein Vaterland suchen.

In diesen drei kurzen Balladen sind die dreißig Jahre des Elends in der That so „verdichtet“, daß der ganze Jammer auch des Friedens uns vor der Seele steht.

An Vielseitigkeit und Tiefgründigkeit wird diese Gedichtsammlung von keiner übertroffen, die mir im letzten Jahrzehnt vor die Augen gekommen sind; durch das hundertfache lyrische Getön hindurch klingt einem hier der Naturlaut einer starken Seele entgegen, und dabei beherrscht die Dichterin die Kunstmittel in ungewöhnlichem Grade. Nur im Sprachklang bleibt hier und da zu wünschen übrig („Behalte mich wie ich dich lieb“), auch auf sprachliche oder metrische Härten stoßen wir („der lehrt dich zu schweigen“, „ich zieh hinaus, mein Vaterland suchen“ — dort ein „zu“ zu viel, hier ein „zu“ zu wenig!) und der Ausdruck dürfte manchmal dichterisch reiner sein. Auch den Grenzen des Geschmacks in der dichterischen Anschauung nähert sich das eine oder andere Bild, obgleich es noch schön ist, wenn ein Gedicht lautet wie folgt:

Tod.

Rosen fallen auf den Schnee der Berge
Aus der wunden Sonne Haar herab,
Sonnenherzblut schiffen Wolkensärge
Langsam segelnd in ein felsig Grab.
Doch darüber einsam sitzt der Tod,
Und in seinem Schos zu sel'gem Sterben
Bettet sich das müde Abendroth.
Neu erblüht wird es den Osten färben.

Doch das sind Kleinigkeiten gegenüber der Fülle des Schönen. Wir brauchen der Dichterin nicht den üblichen Wunsch mitzugeben, sie möge sich weiter und zu Höherm entwickeln: was sie uns gab, ist bedeutend genug, um sie mit einem Schlag unter die ersten Dichter der Gegenwart einzureihen.

Eine Gedichtsammlung von 162 Seiten, in welcher nicht ein einziges unbedeutendes Gedicht steht, ist eine Seltenheit. Wir wollen nicht unhöflich-liebenswürdig sein und sagen, vollends wenn sie von einer Frau stammt. Denn Ricarda Huch hat uns einen gewaltigen Respect von den Schwestern in Apoll eingeflößt.

Richard Weitbrecht.

Feuilleton.

Ein seltsames Buch ist das von Martin May: „Beiträge zur Stammkunde der deutschen Sprache nebst einer Einleitung über die kelt-germanischen Sprachen und ihr Verhältniß zu allen andern Sprachen. Erklärung der perusinischen (tuskischen) Inschriften und Erläuterung der eugubinischen (umbrischen) Tafeln“ (Leipzig, F. W. von Biedermann). Der Verfasser hat zunächst den Versuch gemacht, mit seinen Anschauungen Fr. Kluge, den Herausgeber des etymologischen Wörterbuchs der deutschen Sprache, zu beeinflussen, ist aber unbeachtet geblieben. Nun hat er von seinem Standpunkte aus die Kritik des Kluge'schen Buches durchgeführt und bietet jetzt seine Beiträge als eine „geradezu unentbehrliche Ergänzung“ dazu. Was will er? Er geht von dem Gedanken aus, daß die heutige Sprachwissenschaft infolge der verkehrten Vorbildung ihrer Jünger auf lateinischen Schulen in bedauerlicher Vorliebe für die alten Sprachen zum Schaden des Germanischen befangen sei, und thut damit namentlich unsern Germanisten bitter Unrecht. Insbesondere verwahrt er sich dagegen, daß so viele deutsche Worte als Lehnworte aus dem Lateinischen aufgefaßt würden. Auf Grund namentlich des reichhaltigen isländisch-englischen Wörterbuches von Cleasby und Vigfusson sucht er fast alle diese Worte als ursprünglich germanisch oder keltisch (beides ist nach ihm so ziemlich dasselbe) zu erweisen. Indeß die ganze Frage ist nicht nur sprachlich, sondern hauptsächlich culturhistorisch zu fassen. Mit dem Patriotismus hat sie ganz und gar nichts zu thun. Wie die Römer nachweislich eine große Anzahl Wörter einfach von den nahe verwandten Griechen übernommen haben, so haben auch die Germanen wieder von den Römern mit den entsprechenden Gegenständen viele abgeleitete Bezeichnungen (z. B. Fenster, Mauer, Kalk u. a.) übernommen, deren Grundformen sie vielleicht schon als altes Erbe in ihrer Sprache hatten. May nun geht in der Ausführung seiner Annahmen durch dick und dünn. Während er, um die Möglichkeit einer Entlehnung zurückzuweisen, jede kleine Abweichung der Bedeutung geltend macht (z. B. unter Ampel, Nerv), so bewegt er selbst sich in seinen Ansätzen äußerst frei. Was dabei herauskommt, kann man unter „Abenteuer“ sehen, wo drei bis vier verschiedene germanische Worte verglichen werden und dann fortgefahren wird: „Bei der Mannichfaltigkeit der germanischen Anknüpfungen ist Entlehnung aus mittellateinisch adventura zurückzuweisen.“ Schon in diesem Theile kommen zahlreiche unrichtige Angaben vor. Unter „Affe“ heißt es: „Sanskrit kapi «Affe» paßt nicht zu griechisch κηπορ (sic!), welches «Garten», nicht «Affe» bedeutet“, während κῆπος thatsächlich beides heißt. Noch stärker ist die Unsicherheit in der allgemeinen Einleitung. Hier erscheinen z. B. auf S. xxxi die römischen Schriftsteller Flotus und Novenius. Der Verfasser behauptet nichts Geringeres, als daß so ziemlich alle Sprachen der Welt miteinander verwandt seien. Ja, warum nicht? Aber welcher ernste Forscher wird den Beweis für eine so schwerwiegende Behauptung führen wollen auf Grund von ein paar zusammengerafften Notizen, wie es der Verfasser z. B. bei den afrikanischen und australischen Sprachen thut? Kühn geht er auch auf das Problem des Etruskischen los; er erklärt es als keltgermanisch, nimmt aber zur Erklärung der perusinischen Inschriften zum großen Theil lateinische Worte zu Hülfe. Daß das Etruskische ein Glied der indogermanischen Sprachfamilie sei, diese Annahme ist ja nichts Neues, sie wird auch heute noch nachdrücklich vertreten, aber freilich so leicht wie May ist noch niemand mit dem Problem fertig geworden. Aehnlich verfährt er in Bezug auf das Baskische. Auch hier sieht er von der bisherigen Forschung ab und benutzt nur das in Meyer's Konversations-Lexikon Gesagte als Zielscheibe. Die vergleichende Uebersicht hochdeutsch-keltgermanischer und entsprechender lateinischer und griechischer Worte ist überaus fehlerhaft. Wir geben nur einige Proben. Der Verfasser führt als lateinisch an ferere, sapiere, bous, coulis, annum, aestuosus = Hitze, mörk = Zeichen, Grenze, digium = Zeichen; die griechischen Infinitive der Verba auf -μι lauten z. B. μιγνύμειν, δειχνύμειν. Mit solchen Fehlern werden auch die Etymologien des Verfassers gestützt, plorare mit πλαειν, πλαυματα;

παρεχειν soll „riechen" bedeuten. Sollen wir an eine Verwechselung mit „reichen" glauben, obwol das Verbum eben mit fragrare (für *bragare) „stark riechen" und mit „Bracke" zusammengestellt ist? Jedenfalls liegt auch hier ein starkes Misverständniß vor. Danach erscheint allerdings des Verfassers Abneigung gegen die alten Sprachen in eigenthümlichem Lichte. Sehr bequem macht er sich seine Arbeit auch dadurch, daß er ohne weitere Rücksicht auf Sprachgesetze beliebige Urformen zu den erhaltenen Formen ansetzt: venire aus *cemire = kommen, tractare für *traftare = treiben, fundere (tusum [sic!]) für *studere, *stusum = stoßen. Von den Etymologien des Verfassers noch ein paar Proben: honos, honor „Ehre", eigentlich hon „Mann", ora „Ruf". Danach müßten also alle Worte auf -or mit „Ruf" zusammengesetzt sein. Ebenso wörtlich führen wir an S. LI: „In Bezug auf den Namen der Stadt Rom findet sich im And. rúm (as. rum) «Raum, Ort, Stelle, Land, Gegend, Sitz», — a «Fluß»; die ursprüngliche Bedeutung von Roma ist hiernach «Ort am Fluß», was der Lage entspricht." Vorher heißt es aber schon: „Wegen dem (!) ersten Theil von Romulus vgl. lateinisch rumor «Ruf», wegen dem (!) zweiten Theil lateinisch ullus «jemand». Romulus wäre hiernach «ein Mann von Ruf». Im And. begegnen dafür rómr «Ruf», und ullr (Name des Stiefsohns von Thor) «der ruhmreiche», was eine bessere, auch lautlich entsprechendere Erklärung gibt wie das Lateinische." Das Gesagte dürfte zur Charakterisirung des Buches genügen.

— Gleich im Beginne der fesselnden Geschichte „Gerda. Eine norwegische Erzählung für junge Mädchen von Mary Ottesen" (Gotha, F. A. Perthes) kommen wir in jene heimliche Stimmung, in die uns weiland E. Flygare Carlèn und Friederike Bremer so meisterhaft zu versetzen verstanden. Die Verfasserin verfügt über einen einfachen, herzerquickenden Erzählerton; es ist da alles so klar, wie die Decembernacht, die sie mit Geschick schildert. Etwas Romantik spukt wol auch in der Geschichte, aber man nimmt die geheimnißvolle Persönlichkeit des Zigeuners und die noch geheimnißvollere Silbereassette aus dem Grunde leichter in den Kauf, weil beides zur Entwickelung und Lösung sehr wichtig ist. Ich freue mich durch dies liebenswürdige Buch die Bekanntschaft der Schriftstellerin gemacht zu haben. Warum sie aber dem Titel die Bemerkung beifügt: „für junge Mädchen", das ist mir durchaus nicht einleuchtend.

Diese Bezeichnung ist gerechtfertigt bei dem Buche: „Holde Siebzehn. Eine Erzählung für junge Mädchen von Bernhardine Schulze-Smidt" (Bielefeld, Velhagen u. Klasing). Das ist einmal eine echte rechte Backfischgeschichte, die das ist, was sie sein will. Ich gestehe gern, daß ich mit einem gewissen Unbehagen an die Lektüre schritt, man ist für dergleichen literarische Kost doch schon zu alt geworden. Aber ich war angenehm enttäuscht. Die Verfasserin ist natürlich nicht frei von den Diminutiven der Verkleinerungsseuche, man muß gelegentlich auch ein „Sofachen" in den Kauf nehmen, von den unzähligen Hannchen, Papachen u. s. w. abgesehen, man darf sich an der behaglichen Breite nicht stoßen, denn sie wird hier fast zur Nothwendigkeit, — aber seine Freude wird man haben an dem herzenswarmen und erquickenden Ton, der uns unwillkürlich mitreißt. Mit einem Worte: in dem 414 Seiten starken und von der Verlagsbuchhandlung elegant ausgestatteten Werke pulsirt warmes Leben und man freut sich zum Schlusse an dem Glücke der siebzehnjährigen Heldin, an dem Sonnenschein, der ihr junges Sein verschönt. Die gelungenste Partie des Ganzen scheint mir der erste Ball der holden Siebzehnjährigen; das ist ein kleines Meisterstück der Schilderung.

— „Schiller. Dem deutschen Volke dargestellt von J. Wychgram" (Bielefeld, Velhagen u. Klasing, 1894). Hier wird der Leserwelt die erste Lieferung eines volksthümlichen Prachtwerkes — zugleich mit einem das Ganze bereits hinlänglich charakterisirenden Prospect — vorgelegt, welches der deutschen Nation eine Biographie Schiller's schenken soll; sie will in zahlreichen Lichtdrucken, vielen authentischen Beilagen und Textabbildungen das Leben des großen Dichters auch der äußern Anschauung auf jenem Wege näher führen, welcher sich durch die R. König'sche Literaturgeschichte als so probat erwies. Wir wünschen nur, daß sich das Aeußere dem Innern hier harmonischer verbünde, als es dort der Fall war. Verdrossen hat uns in dem vorliegenden Bruchtheilchen des auf 30 Druckbogen löblich geplanten Werkes zunächst eine Anmerkung, welche Schiller's Mutter zu Frau Rath in eine unliebsame Parallele stellt. Der Biograph vergißt, daß, wenn sich Frau Rath an den Werken ihres Sohnes entzückte, solches Entzücken nicht so sehr mütterlichem Stolze als dem ihr innewohnenden ästhetischen Sinn entströmte, der in den Dichtungen ihres großen Sohnes minder diese, als die vornehmsten Erzeugnisse der deutschen Literatur erkannte und bewundernd ins Herz schloß. Gleichwol sehen wir mit freudigster Gespanntheit der Fortsetzung des schönen Werkes entgegen, das wie so viele Hervorbringungen des geschätzten Verlags dem deutschen Buchhandel so sehr zur Ehre gereichen wird wie die in zwei Lieferungen bereits vorliegende Prachtausgabe des unsterblichen Romans von Alexander Dumas: „Die drei Musketiere", welche die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart in 25 Lieferungen von je 3—4 Bogen à 50 Pf. weitesten Kreisen unserer Leserwelt auf das Wohlfeilste zugänglich macht. 250 Illustrationen von Mauriee Leloir gereichen dem vorzüglich ausgestatteten Werke zu wahrhaft künstlerischem Schmucke und stellen in brillanter Costumtreue die allbeliebten Figuren der historischen Dichtung wie lebend vor uns hin, so das Verständniß der fernen Zeit auf das Angenehmste erleichternd und verschönernd. Daß würdige Einbanddecken beiden Werken bei ihrem Abschluß zum besondern Schmucke dienen und den Gesammteindruck auch decorativ zum vollkommenen machen werden, versteht sich von selbst, und so erscheint beiden ein voller großer Erfolg bereits verbrieft, wie ihn das deutsche Publikum, wenn Autoren und Verleger sich so verdienstvoll die Hand reichen, selten nur illusorisch macht.

— Von Joseph Lauff wird im November eine neue Dichtung im Verlage von A. Ahn in Köln unter dem Titel „Die Hauptmannsfrau, ein Todtentanz aus dem 16. Jahrhundert" erscheinen.

— Im Anschluß an unsern heutigen Bericht über die neueste Goethe-Literatur wollen wir der jüngst erschienenen dritten Auflage des sogenannten Urfaust gedenken: „Goethe's Faust in ursprünglicher Gestalt nach der Göchhausen'schen Abschrift herausgegeben von Erich Schmidt" (Weimar, H. Böhlau). Der Werth dieser neuen Ausgabe liegt in der bedeutenden Erweiterung der Einleitung; Erich Schmidt setzt sich hier in einer Reihe von Zusätzen und neuen Kapiteln mit der in den letzten Jahren überreich hervorgesprossenen Faust-Literatur auseinander. Niemand, der sich als Gelehrter oder als Freund des Dichters mit „Faust" beschäftigt, wird an dieser instructiven und geistreichen Einleitung zum Urfaust vorübergehen können.

Bibliographie.

Berger, W., Daheim und Draußen. Novellen. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 5 M.

Düntzer, H., Goethe's Stammbäume. Gotha, F. A. Perthes. 3 M.

Eisenberg, L., Johann Strauß. Ein Lebensbild. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 4 M.

Grunzel, J., Sturmflut. Drama in fünf Aufzügen. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag. 8. 1 M. 50 Pf.

Harder, Agnes. Sommervögel. (Eine lustige Sommergeschichte.) Berlin, Otto Janke. 8. 4 M.

Möllhausen, B., Der Talisman. Roman. 2 Bde. Jena, Hermann Costenoble. 8. 11 M.

Hermine Spieß. Ein Gedenkbuch für ihre Freunde von ihrer Schwester. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 8. 5 M.

Zobeltitz, F. v., Die Johanniter. Roman. Jena, Hermann Costenoble. 8. 6 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 46. — 15. November 1894.

Voltaire.

(Zum 21. November 1894.)

Am 21. November 1694 wurde in Paris François Marie Arouet, der sich später Voltaire nannte, geboren. In weniger Menschen Hand ist die Feder ein so gewaltiges, mächtiges Werkzeug geworden, wie in seiner. Darum geziemt es diesen Blättern wol, mit einigen besondern Worten des zweihundertsten Geburtstages dieses Mannes zu gedenken.

Voltaire's Bild schwankt nicht mehr in der Geschichte; wol aber hört man in den Kreisen der sogenannten Gebildeten, jenseits wie diesseits der Vogesen, die gegensätzlichsten Urtheile über ihn. Den einen ist er der fleckenlose Apostel neuer Gedanken, einer bessern Weltordnung, den andern der frivole Spötter, dem nichts heilig war, als die eigene Eitelkeit und der eigene Geldbeutel, ein Atheist, ein Antichrist. Die einen wissen von ihm nur, daß er muthig, mit eigener Gefahr, für die Opfer eines schändlichen Aberglaubens und einer noch schändlichern Miswirthschaft eingetreten ist, die andern glauben zu wissen und behaupten keck, daß er auch den Glauben, ja alle Ideale mit jenem Aberglauben in einen Topf geworfen habe.

Eine bessere, vorurtheilslosere Betrachtung, die den Mann in seinen eigenen Schriften sucht, hat längst mit jenen Einseitigkeiten aufgeräumt; gerade die besten, nicht blos die scharfsinnigsten, sondern auch die edelsten Geister hat es von jeher angezogen, sich in den wunderbar gemischten Charakter Voltaire's zu vertiefen. Wir Deutschen haben unter uns die Erscheinung erlebt, daß eins der schönsten Meisterwerke biographischer Kunst ihm gewidmet ist, Straußens Vorträge über Voltaire. Wer den berühmten Franzosen verstehen will, wird, selbst wenn er die endlosen „Œuvres complètes de M. de Voltaire" studirt haben sollte, doch zu dem Straußischen Buche sich wenden müssen, wenn er alle die auseinanderlaufenden Fäden der menschlichen Entwickelung aus der schriftstellerischen Thätigkeit Voltaire's in einheitlichem Bilde zusammengefaßt erblicken will.

In der That, widerspruchsvoll, sprunghaft ist das Wesen Voltaire's. Leben und Schriften bezeugen es.

Der Vater, ein Notar, wollte ihn in seine eigene einträgliche Laufbahn führen. Aber der veränderungsbedürftige Sohn entlief der langweiligen Schreibstube. Ein eleganter Abbé, sein Pathe, führt ihn in die vornehme Welt ein, deren Manieren und Neigungen ihm gefallen. Er folgt als Page einem Bruder seines Pathen nach dem Haag; aber sein unstetes, gereiztes, bissiges Wesen macht ihn hier unmöglich. Man schickt ihn in das Advocatenbureau zurück. Ein satirisches Gedicht macht ihn beim Prinzen von Orleans misliebig: er wird in die Bastille gesperrt. Das war damals der beste Wege zur Popularität, etwa wie heute das polizeiliche Verbot eines Buches. Er benutzte den Moment, da man von ihm sprach, um sich dem Gedächtniß der Leute fester einzuprägen: seine erste Tragödie „Oedipe", die dem heutigen Geschmack als eine entsetzliche Verballhornung der berühmten Sage erscheint, fand großen Beifall. Sein literarischer Ruf war gemacht. Er war damals vierundzwanzig Jahre alt. Der grollende Vater verzichtete auf den Wunsch, aus dem Sohn einen Advocaten zu machen. Nun warf sich Voltaire, der in der Bastille Homer und Virgil gelesen hatte, aufs Epos: er schrieb seine berühmte Henriade. Die Welt sah darin ein Meisterwerk ersten Ranges; man berauschte sich an den pomphaften Versen, an den allegorischen Gestalten, die uns heute so dürr und so kraftlos erscheinen. Die Tendenz des Gedichtes, die Lobpreisung religiöser Toleranz machte ihn beim Hofe verdächtig: man sann darauf, den gefährlichen Liebling der vornehmen Welt los zu werden. Ein übler Vorfall, in den ihn seine grenzenlose Eitelkeit verwickelte — er wurde von einem

adeligen Offizier durchgeprügelt und wagte es, er der Bürgerliche! diesen Offizier zu fordern — gab erwünschten Anlaß. Die Regierung steckte ihn zunächst wieder in die Bastille, dann beförderte man ihn mit bewaffneter Hand nach Calais und verbannte ihn nach England. Hier lebte er drei Jahre, durch Lord Bolingbroke in die vornehmsten, durch andere Freunde in die bürgerlichen Kreise eingeführt. Mit staunendem Auge sah er die englischen Zustände, die Vielgestaltigkeit des socialen Lebens, die unbegrenzte Preßfreiheit, die kraftvolle Regellosigkeit der Literatur, des Theaters. Die tausendfältigen neuen Eindrücke faßte er, immer mit wenig schmeichelhaften Seitenblicken auf die heimischen Zustände, in den berühmten lettres anglaises zusammen. Nach Frankreich zurückgekehrt, beutet er die neuen Anregungen auch schriftstellerisch aus; eine lange Reihe von Tragödien sollte den Franzosen zeigen, was von Shakespeare zu lernen sei. Wir wissen durch Lessing, daß das tiefere Verständniß des großen Briten ihm doch nicht aufgegangen war; seine „Eriphyle" sollte den Hamlet, seine „Zaïre" den Othello nachahmen, und „La mort de César" erinnerte schon durch den Namen an das große Vorbild.

Diese und andere Dichtungen trugen ihm wieder die Gunst des versailler Hofes ein. Er benutzte diese Gunst, um andere Beziehungen spielen zu lassen. Friedrich der Große hatte ihn lange verehrt; manches schmeichelhafte Billet war nach Frankreich hinübergewandert, um womöglich den geistvollen und gewandten Schriftsteller nach Berlin zu ziehen. Voltaire stellte der französischen Regierung vor, daß er das Wohlwollen Friedrich's — als dieser nun den Thron bestiegen hatte — politisch ausbeuten könne. Man schickte ihn in der That mit diplomatischen Aufträgen nach der preußischen Hauptstadt. Aber Friedrich ließ den Diplomaten nicht an sich heran, während er dem Schriftsteller den Hof machte. Dadurch erbleichte Voltaire's Stern in Versailles. Nun wurde er den Werbungen des Preußenkönigs zugänglicher. Ein anderer Umstand brachte den Entschluß, nach Berlin zu gehen, zur Reife. Er hatte einen großen Theil der letzten Jahre auf dem Schlosse der Marquise du Châtelet zugebracht, in der sonderbaren Doppeleigenschaft als begünstigter Liebhaber und als Theilnehmer an ausgedehnten experimentalen Studien über die Newton'sche Lehre. Die Marquise starb; damit endete eine Zeit idyllischen Glückes für Voltaire, und er entschloß sich, in andern Verhältnissen und in der Ferne Tröstung zu suchen. Friedrich baute ihm eine goldene Brücke über den Rhein. Der große König empfing ihn wie einen Freund und ehrte ihn wie einen König, und nun beginnt das merkwürdige Verhältniß beider Männer, das, eine Zeit lang fast schwärmerisch, sich durch die in der Nähe grell hervortretenden unverträglicher Eigenschaften Voltaire's allmählich abkühlte und durch einen eclatanten Bruch beschlossen wurde. Des Wanderns müde, suchte nun Voltaire ein ruhiges Plätzchen für das herannahende Greisenalter: in Ferney bei Genf fand er es. Reich geworden durch seine Werke, durch Lotteriegewinn und gewandte Speculationen kauft er eine Quadratmeile Landes, baut sich ein Schloß, verbessert die Lage seiner Bauern, baut ihnen eine Kirche, die die berühmte, viel Aergerniß erregende Inschrift Deo erexit Voltaire trug, und gedachte hier, ein kleiner Fürst inmitten beglückter und liebender „Unterthanen" sein Leben zu beschließen. Da lockt ihn der egoistische Rath seiner Umgebung und die eigene Eitelkeit im vierundachtzigsten Lebensjahre nach Paris, wo man seine letzte Tragödie aufführen wollte. Die Pariser bereiten ihm glänzende Ovationen, große Volksmassen belagern seine Thür und huldigen ihm mit jubelndem Zuruf, wo er erscheint, die Akademie hält ihm zu Ehren unter seinem Vorsitz eine Festsitzung ab, die Schauspieler des Théâtre français bekränzen in seiner Gegenwart seine Büste und streuen ihm Palmenzweige. Aber dem Alten werden die Gemüthserregungen zu viel: es überwältigt ihn und er stirbt inmitten seiner Pariser. Die Kirche wollte dem Abgott der vorrevolutionären Gesellschaft das ehrliche Begräbniß verweigern: die Revolution gab seinem Leichnam die ehrenvollste Stätte todter Franzosen, das Pantheon.

Der Ruhm, den Voltaire von den Tagen, da er auf Erden wandelte, bis heute in Frankreich genossen hat, gilt nicht dem Dichter. Ungemein vielseitig war freilich seine poetische Thätigkeit; eine lange Reihe von Trauer- und Schauspielen stellt seinen Namen, so berechtigt die vielfältigen Ausstellungen an diesen Erzeugnissen auch sein mögen, an die Seite von Corneille, den er besonders verehrte; seine Lyrik, in dem oft versuchten großen Kunstgedicht frostig und schwülstig, ist anmuthig, fein, zierlich, schlagend, witzig in den zahlreichen Gelegenheitsgedichten, den „poésies fugitives"; und wenn wir auch heute an der „Henriade" nicht das geringste Gefallen mehr haben können, so müssen wir doch dem Epiker Voltaire zugestehen, daß er ein kunstreicher Erzähler war, sobald er die Prosanovelle angriff; „Candide", „Zadic" und manche andern kleinen Cabinetsstücke zeugen von seiner Meisterschaft. Doch aber wird von den dichterischen Erzeugnissen Voltaire's als solchen heute weder in Frankreich noch bei uns sonderliches Aufheben gemacht, und wäre Voltaire's Name auf sie angewiesen, so würde ihm nur eine literarhistorische Bedeutung zugeschrieben werden können.

Sein Ruhm ruht auf andern Grundlagen. „Ecrasons l'infâme" pflegte er oft zu sagen, „écrasons l'infâme" pflegte er als seinen „Schlachtruf" in Briefe und Schriften einzuflechten. Man hat diesem berühmten Worte vielfache Auslegung gegeben, und manche Zionswächter haben sogar wider besseres Wissen einen gehässigen Angriff gegen das Christenthum darin gefunden. Und doch ist der Sinn so einfach: Voltaire's Feindschaft galt allem Aberglauben und aller aus Beschränktheit quellenden Bosheit und Scheußlichkeit. Wer das Frankreich des ancien régime kennt, weiß zu ermessen, was das heißt. Die Kirche als gefügige und begierige Dienerin weltlicher Interessen scheute vor keiner Ungerechtigkeit, keiner Gewaltthat zurück,

wenn es die Vertreter freier Ideen zu unterdrücken galt; die Parlamente, die obersten Gerichtshöfe Frankreichs, übten unter Wahrung veralteter oder willkürlich geschaffener Rechtsformen die schreiendste Ungerechtigkeit; ungerechte Hinrichtungen, Verbrennungen, Vertreibungen von Haus und Hof waren an der Tagesordnung. Hier griff Voltaire ein. Wo er von derartigen Fällen hörte, trat er mit der ganzen Wucht seiner schriftstellerischen Kunst, mit unablässiger Mühe, die ihm Wochen und Monate, oft sogar große Geldsummen kostete, aus rein menschlichem Interesse für die Opfer einer beschränkten und entarteten Justiz ein. Er rettete einige, er setzte wenigstens durch, daß die Processe anderer, die er nicht mehr hatte retten können, revidirt und zu einem freisprechenden Urtheil durchgeführt wurden. „Was Voltaire auch leichtfertig oder in leidenschaftlichem Zorn gesündigt haben mag", sagt Rosenkranz sehr treffend, „der Genius der Menschheit muß es ihm vergeben, wenn man den Greis mit solcher Gewissenhaftigkeit und Emsigkeit sich des unterdrückten Rechtes der Unschuld annehmen sieht. Ferney wurde die Zuflucht der Bedrängten. Hier fanden sie Herberge, Rath, Unterstützung; hier erblickte man das Tribunal der Menschheit, und die Bosheit fing an, über Frankreich hinaus den unermüdlichen Voltaire zu fürchten." Wir erinnern unsere Leser nur an die Namen Calas, für den Voltaire seine edelste, schönste Schrift, den „Traité de la tolérance" verfaßte, an Surven, an Lally Tolendal. Die Angelegenheit des letztern hat ihn noch auf dem Todtenbette erregt. Tolendal war unter dem ungerechten Vorwurfe der Feigheit und der Pflichtverletzung hingerichtet worden; Voltaire hatte alles gethan, um die Ehre des Todten herzustellen. Als er auf dem Sterbebette lag, erschien der Sohn des Hingerichteten und theilte ihm mit, daß in erneutem Processe der Urtheilsspruch gegen den Vater cassirt worden sei. Da richtete sich Voltaire auf, über seine Züge ging ein freudiger Schimmer, und er sagte zu dem jungen Offizier: „Nun sterbe ich zufrieden."

Als Voltaire im Jahre 1778 über die Straße in Paris ging und die Menge den sonderbar gekleideten Greis im scharlachrothen Mantel und der hohen viereckigen rothen Mütze nicht erkannte, rief eine alte Frau: „C'est le sauveur de Calas!" und das Volk brach in laute jubelnde Huldigungen aus. Der Calas'sche Proceß war schon funfzehn Jahre zuvor geführt worden; das Volk aber hatte die tapfere That Voltaire's nicht vergessen. Und dem Retter des unschuldig und frevelhaft Verurtheilten, dem Vorkämpfer für Toleranz und Gedankenfreiheit, nicht dem Dichter galt der Zuruf des französischen Volkes.

Es geschah so viel himmelschreiendes Unrecht, religiöse, politische und sociale Intoleranz sündigten allenthalben so viel, daß die wenigen Rettungen Voltaire's an und für sich nicht sehr ins Gewicht fallen konnten; aber das bedrückte Volk und die besser denkenden Gebildeten fühlten heraus, daß diese wenigen Thaten des gefeierten Mannes typisch waren, daß sie hervorgingen aus einer Weltanschauung, die den Besten der Zeit genügte, die wie ein Morgenroth würdiger Zukunft erschien. Diese Weltanschauung prägt sich in den Prosaschriften und den Briefen Voltaire's, so weit sie sich mit tiefern Fragen des Lebens und der Welt beschäftigen, allenthalben aus. Voltaire ist, so sehr es nach den landläufigen Urtheilen so scheinen möchte, keine negative, sondern eine durchaus positive Natur gewesen. Das ist der wesentliche Unterschied zwischen den beiden einflußreichsten Schriftstellern Frankreichs im 18. Jahrhundert: Rousseau verwarf, weil er eine entartete Cultur sah, die Cultur überhaupt und predigte die rohe Natur, empfahl, wie Voltaire sich einmal etwas boshaft ausdrückte, „auf allen Vieren zu kriechen"; Voltaire war ebenso wenig blind für die Entartungen, aber er suchte die organische Weiterbildung des immer noch vorhandenen Guten, er appellirte an die edeln Triebe der Menschen, er wollte die augenblickliche Cultur heilen durch eine höhere Cultur. Auch der Spott, den niemand jemals so scharf, so beißend, so zermalmend gehandhabt hat, wie er, diente diesen edlern Zwecken: er galt den Feinden des Fortschritts. Voltaire's leitender Gedanke war: Aufklärung, Bekämpfung der Vorurtheile, „Freiheit durch Bildung", in ganz ähnlichem Sinne, wie Schiller in den ästhetischen Briefen eine höhere Bildung, eine bessere Cultur durch geistigen Fortschritt predigt.

Von diesem Gesichtspunkte aus wird man leicht das Verständniß für Voltaire's übrige Schriften gewinnen. Sein prosaisches Hauptwerk der „Essai sur les moeurs et l'esprit des nations", ein Vorläufer von Herder's Ideen, ist zwar in der Hauptsache eine auf breiter Grundlage gegebene Cultur- und Thatsachengeschichte seit Karl dem Großen, aber es geht doch durch das ganze Werk der Gedanke des organischen Fortschritts der Menschheit zu immer vollkommenerer „Humanität"; dieselbe Idee beherrscht auch die unter dem Titel „Siècle de Louis XIV." erschienene Fortsetzung jenes Essay. Den Fortschritt aber erwartet Voltaire nicht durch die Einwirkung einzelner noch so mächtiger Persönlichkeiten. Das Zusammenspiel aller im Staate vereinigten menschlichen Kräfte bewirkt ihn; selbst der stolze König, der „roi soleil" ist nur ein Moment in diesem Zusammenspiel. Insofern ist Voltaire ein Verkünder der Gedanken, die der französischen Revolution zu Grunde lagen und unsere ganze moderne Entwickelung beherrscht haben und noch beherrschen. Voltaire war — was auch oft verkannt oder nicht gewußt wird — ganz im Gegensatz zu Rousseau durchaus monarchisch gesinnt, aber er sah Wesen und Aufgabe der Monarchie nicht in den Vorbildern ausgeprägt, die es damals gab, nicht einmal in Friedrich dem Großen, der sich wol den „ersten Diener des Staates" nannte, doch aber der absolute Herr des Volkes war. Vielmehr schwebte ihm, theils aus rein rationalistischen Erwägungen, theils aus den in England gemachten Beobachtungen geschaffen, das Bild einer constitutionellen Monarchie, des Zusammenwirkens eines aufgeklärten Königs und eines durch Bildung freien Volkes

vor. Dies zu erreichen, ist ihm die erste und ernsteste Aufgabe seines Schriftstellerberufes gewesen; alle Kämpfe, die der „Alte vom Jura“ übernahm, sind diesem Ziele gewidmet gewesen. Ihm diente der heilige Eifer für die traurigen Opfer der Gebundenheit des Geistes, ihm der vernichtende, ja giftige Spott, mit dem er alle Dunkelmänner und alle Vergewaltiger, alle Dummen und alle Schlechten verfolgte.

So hat Voltaire eine unermeßliche Bedeutung gehabt für die Heraufführung der leitenden Gedanken, die auch unsere Zustände und Entwickelungen beherrschen; und sein Einfluß hat über das ganze westliche und mittlere Europa wie über Nordamerika sich verbreitet. Goethe und besonders Schiller haben ihn sehr geschätzt und Lessing's Widerstreit gegen ihn beschränkt sich auf das verhältnißmäßig unwichtige Gebiet der Dramaturgie. Einer solchen Bedeutung gegenüber könnten wir füglich darauf verzichten, zu seinem zweihundertsten Geburtstage an die vielen menschlichen Schwächen und Flecken zu erinnern, die dem Bilde Voltaire's den nöthigen Schatten geben. Er war nicht ohne Rachsucht, wie die bekannte Entwickelung seines Verhältnisses zu Friedrich dem Großen zeigt; und aus den Abwandlungen dieses Verhältnisses wissen wir auch, daß er einen ausgeprägten Erwerbssinn hatte, der ihn sogar mit dem Sittengesetz in bedauerliche Conflicte brachte; und wer sich ferner ein Bild machen will von der fast kindischen Eitelkeit, die zu Zeiten Herrin über ihn wurde, braucht ebenfalls nur seine berliner Zeit und die darauffolgenden Monate durchzugehen. Aber gerade Friedrich der Große hat uns auch gezeigt, daß das alles nur verzeihliche Ausbrüche eines cholerischen Temperaments waren, denn er, der Schwerverletzte, hat den ersten Schritt zur Aussöhnung mit Voltaire gethan, weil er diesen Mann nicht entbehren konnte. Und wen der große König seiner Freundschaft für werth hielt, den werden wir füglich nicht verdammen dürfen. Daß aber Voltaire auch Herzensgüte hatte, das wird uns vollends zur Gewißheit, wenn wir hören, daß die Bauern seiner Gutsherrschaft und die Handwerker, denen er eine Freistatt in seinem kleinen Ländchen gewährte, bittere Thränen weinten, als ihr „König“ sich auf die pariser Reise machte, von der er nicht wiederkehren sollte.

Voltaire ist einer der größten, geschicktesten, aufrichtigsten Vorkämpfer für Gedankenfreiheit und Humanität gewesen; er hat diesen Kampf mit bewunderungswerthen schriftstellerischen Fähigkeiten und mit ebenso bewundernswerther Beharrlichkeit durchgeführt. Dafür gebührt ihm der Dank der Nachwelt; denn auch sie ist noch nicht des Schlachtrufes überhoben: „Ecrasons l'infâme“.

J. Wychgram.

Neue Goethe-Schriften.

II.

1. Goethe. Von Richard M. Meyer. Preisgekrönte Arbeit. Berlin, E. Hofmann u. Comp. 1895. 8. 7 M. 20 Pf.
2. Goethe's Frauengestalten. Von Dr. Louis Lewes. Stuttgart, C. Krabbe. 1894. Gr. 8. 5 M.
3. Zur Geschichte des leipziger Musenkrieges im Jahre 1768. Von Otto Günther. (Sonderabdruck aus den Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft zu Leipzig. Neunter Band. Erstes Heft.) Leipzig, K. W. Hiersemann. 1894. Gr. 8. 3 M.
4. Urkundliche Forschungen zu Goethe's Sesenheimer Idylle. Von G. A. Müller. Bühl-Baden, Actiengesellschaft Concordia. 1894. Gr. 8. 3 M. 75 Pf.
5. Sesenheim, wie es ist und der Streit über Friederike Brion. Von G. A. Müller. Bühl-Baden, Actiengesellschaft Concordia. 1894. Gr. 8. 6 M.
6. Goethe's Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. I. Abtheilung. Band 16 und Band 17. II. Abtheilung (Naturwissenschaftliche Schriften). Band 4 und Band 10. IV. Abtheilung (Briefe). Band 15 (Kleine Ausgabe). Gr. 8. 20 M. 80 Pf. Einbände à 2 M.; große Ausgabe Lex.-8. 27 M. Einbände à 2 M. 60 Pf. Weimar, H. Böhlau. 1894.

Im funfzehnten Bande des „Goethe-Jahrbuches“ (1894) hatte G. Witkowski auf Grund der Acten im leipziger Rathsarchiv über den sogenannten leipziger Musenkrieg vom Jahre 1768, den Goethe in Leipzig mit erlebt und in „Dichtung und Wahrheit“ erwähnt hat, ausführlich gehandelt. Otto Günther, der seiner Darstellung (Nr. 3) einen zeitgenössischen auf der leipziger Universitätsbibliothek handschriftlich erhaltenen Bericht und die Acten des dresdener Hauptstaatsarchivs zu Grunde gelegt hat, kommt zu einer nicht unwesentlich abweichenden Auffassung. Günther nimmt die Studenten gegen die Darstellung der Quelle der erstgenannten Schrift, in der diese recht schlecht wegkommen, in Schutz und zeigt, daß sowol ihre Forderung nicht ohne Berechtigung und ihre Haltung durchaus nicht „roh und unreif war“. Neu und interessant ist der Zusammenhang, in den Günther den Studentenkrawall mit der Geschichte des deutschen Theaters bringt. Eine Hauptbeschwerde der Studenten richtete sich gegen das von Professoren der Universität angeregte Theaterverbot, nach dem an fünf Tagen der Woche nicht gespielt werden durfte. Die Folge der Niederlage der Studenten war die Aufrechterhaltung dieses Verbotes, wodurch die treffliche Koch'sche Schauspieltruppe veranlaßt wurde, Leipzig zu verlassen.

Es scheint Schicksalsbestimmung zu sein, daß wir keinen unserer vierteljährigen Berichte über die neueste Goethe-Literatur bringen können, ohne Schriften über Friederike zu erwähnen. Der neueste Autor in dieser Literatur, der

Museumsbevollmächtigte (?) Dr. Gustav A. Müller in Straßburg im Elsaß hat gewiß den besten Willen und die besten Absichten gehabt. Den oben unter Nr. 4 und 5 citirten Schriften verdanken wir manchen hübschen Fund und manche Belehrung, auch eine Reihe Abbildungen, wie die corrigirte Copie des falschen Bildes von Friederike, von dem alten und neuen Pfarrhause, der Kirche, des Kirchplatzes, der Goethe-Eiche, Friederikensruhe und sogar des Pfarrstuhls (!), in dem Goethe und Friederike saß; um diesen hier bethätigten Eifer die Krone aufzusetzen, hat Müller sogar ein Goethe-Museum mit einer Bibliothek in Sesenheim gegründet und die Herausgabe eines kleinen Führers für die Wallfahrer nach Sesenheim beschlossen. Aber war es denn wirklich nothwendig, daß der bekannte Klatsch in einem besondern Buche nochmals vorgetragen wurde? Und was werden die Spötter von einem Buche sagen, dessen Kapitel unter anderm lauten: „Die Lehrer Friederikens"; „Des Lehrers Sohn, Heinrich Kruse's alter Ochsenwirth"; „Der Barbier"; „Feste, Hochzeiten und Kindtaufen zu Goethe's Zeiten"; „Der George der Idylle und der historische Georg Klein von Drusenheim"; wenn wir einem sorgfältig zusammengestellten Verzeichnisse der Daten solcher Taufen von 1761—1786 begegnen, bei denen die Töchter der Familie Brion Pathen gewesen sind, und wenn wir gleich darauf lesen: „Ich halte es für angebracht, auch die Aeltern und den Bruder Christian-Mose als Pathen anzuführen." Max Koch hat kürzlich ein treffendes Wort aus Schack's „Episteln und Elegien" solcher Art Forschung gegenüber citirt. Wir lassen die Verse hier ebenfalls statt weiterer Kritik folgen:

Entsetzlich waren wol Italiens Reimer,
Die wäss'rige Sonette, wie uns Scherr
Erzählt, ausgossen Eimer hinter Eimer;
Behüten mag vor ihnen uns der Herr!
Doch das Geklatsche von der Sesenheimer
Friederike und der Frau von Willemer
Dünkt mich noch schrecklicher.

Der Verfasser thäte gut, seine etwaigen weitern Schriften über Goethe vor dem Druck einem in der Goethe-Literatur bewanderten Gelehrten zur Durchsicht zu geben. Er würde dann nicht, um von andern ganz zu schweigen, als Titelbild ein Bild bringen, das gar nicht Goethe darstellt, sondern den jungen Reichsgrafen Christian Friedrich von Stolberg-Wernigerode. Von einem mit Bleistift corrigirten Abdruck einer später verloren gegangenen Radirung, von der sich noch eine Photographie in Zarncke's Sammlung befindet, hatte A. Diezmann mit Zuhülfenahme einiger Goethe-Bildnisse eine Zeichnung herstellen lassen, nach der ein Kupferstich in der „Allgemeinen Modenzeitung" 1860, Nr. 13 mit der Bezeichnung Goethe von Oeser gemalt erschien. Zarncke gelang der Nachweis — cf. „Allgemeine Zeitung", Beilage Nr. 173, 1887 und Beilage Nr. 94, 1888 —, daß dieses Bild überhaupt gar nicht Goethe vorstelle, sondern den obengenannten Grafen Stolberg (s. Zarncke's Verzeichniß der Originalaufnahme von Goethe's Bildniß, S. 11).

Ueber die neuen Bände der Sophien-Ausgabe von Goethe's Werken haben wir schon so oft eingehend berichtet, daß es uns gestattet sein wird, uns diesmal kurz zu fassen, zumal auch der Inhalt der neuen Bände (Nr. 6) zu keiner ausführlichen Erörterung Veranlassung gibt.

Von den zwei Bänden der eigentlichen Werke Goethe's enthält der sechzehnte, dem das Krause'sche Aquarellbild „Das Neueste von Plundersweilern" in einem Lichtdruck beigegeben ist:

„Das Jahrmarktsfest und das Neueste von Plundersweilern", „Ein Fastnachtsspiel vom Pater Brey", „Satyros oder der vergötterte Waldteufel", „Prolog zu den neusten Offenbarungen Gottes", „Parabeln", „Legende", „Hans Sachsens poetische Sendung", „Auf Miedings Tod", „Künstlers Erdewallen", „Künstlers Apotheose", „Epilog zu Schiller's Glocke", „Die Geheimnisse", „Maskenzüge", „Im Namen der Bürgerschaft von Karlsbad", „Des Epimenides Erwachen", „Requiem dem frohsten Manne des Jahrhunderts".

Die Lesarten bringen zu des „Epimenides Erwachen" umfangreiche und interessante Actenstücke, zuerst das Programm, das Goethe zur vorläufigen Orientirung über seine poetischen Absichten am 24. Mai 1814 an Iffland nach Berlin geschickt hatte mit sehr eingehender Angabe der Decorationen, dann die Anmerkungen, die er der Sendung der ersten Abtheilung des ausgearbeiteten Stückes am 15. Juni 1814 übersandte, dabei die bemerkenswerthen Worte:

Bey einem gewissermaßen mysteriösen Werke, wie dieses, hat man freylich darauf zu sehen, daß keine falschen Deutungen gemacht werden; damit man also nicht etwa hinter dem Epimenides den König suche, wird Epimenides in der ersten und zweiten Scene, erst allein, sodann mit den Genien, sich, sein Schicksal und seine Personalität exponiren.

Darauf eine „Geschichtserzählung" der Entstehung des Werkes, ursprünglich als Beschwerdeschrift am 6. März 1815 abgefaßt an die berliner Theaterintendantur wegen Verzögerung der Aufführung, die aber gegenstandslos wurde, weil die Aufführung bald darauf erfolgte. Im Anhang sind Entwürfe zu einer Todtenfeier Schiller's abgedruckt, für die Goethe eine größere dramatische Dichtung zum Andenken des großen Freundes plante und eine ebenfalls nur Entwurf gebliebene Cantate zum Reformationsjubiläum (1817), über die wir aus dem Goethe-Zelter'schen Briefwechsel folgendes erfahren:

Entsprechend dem Gegensatz von Gesetz und Evangelium, Nothwendigkeit und Freiheit, auf welchem das Lutherthum in seinem Hauptbegriff beruhe, denkt er sich den Aufbau der Tondichtung zweitheilig. Mit dem Donner auf Sinai, mit dem Du sollst! sei zu beginnen, mit Christi Auferstehung aber und dem Du wirst! zu schließen. „Der Text bestünde aus biblischen Sprüchen, bekannten evangelischen Liedern, dazwischen Neugedichtetes, und was sich sonst noch finden würde." Zur Erläuterung schaltet er „die Folgenreihe des Ganzen", ein kurzes Schema (Nr. 1) ein und stellt für die Ausführung das Gesetz auf: „Diese Dinge dürfen nicht historisch, sondern lyrisch verknüpft werden; jedermann kennt das Ganze und wird sich auf Flügeln der Dichtkunst gern aus einer Region in die andere versetzen lassen."

Der siebzehnte Band bringt den „Triumph der Empfindsamkeit", „Die Vögel", „Den Groß-Cophta" und „Den

Bürgergeneral". Auf die sehr wichtigen Paralipomena zum Großcophta, die den ursprünglichen Plan der zuerst als Oper gedachten Dichtung enthalten, haben wir bei anderer Gelegenheit in Nr. 29 d. Bl. aufmerksam gemacht.

Die neuen Bände der naturwissenschaftlichen Schriften haben sich wieder Kalischer's und Steiner's unermüdlicher Sorgfalt zu erfreuen gehabt. Eine große Zahl bisher ungedruckter Aufsätze Goethe's, in den Text, in die Lesarten und Paralipomena vertheilt, tritt uns in ihnen zum ersten mal entgegen. Wir gewinnen durch sie neue und bedeutende Unterlagen für die Kenntniß des Umfangs und der Bedeutung der Naturstudien Goethe's. Der vierte Band, mit zwölf zum Theil farbigen Tafeln geschmückt, führt die Geschichte der Farbenlehre von der sechsten Abtheilung weiter fort. Der zehnte — „Mineralogie und Geologie, Theil 2" betitelt — enthält „alle Aufsätze, die sich damit beschäftigen, unmittelbar auf Grund der Erfahrung die Principien und die Terminologie des von Goethe im Gegensatze zum Atomismus vertretenen Dynamismus in der Geologie zu formuliren".

„Die Ausgabe der Briefe ist diesmal nur um einen Band (1800—1801) vorgerückt. Ihr Hauptwerth besteht, wie natürlich, in den Briefen an Schiller. Aus den zahlreichen hier zum ersten mal gedruckten, sind wieder einige liebenswürdige Schreiben an das „Mutterchen Christiane" aus Leipzig, Jena, Göttingen, Pyrmont an sie geschrieben, ferner an Maler Müller und an die alte Jugendfreundin Johanna Schlosser, geb. Fahlmer, deren Sohn Goethe besucht hatte, hervorzuheben, endlich ein Brief an Bitaubé in Paris, den Uebersetzer von „Hermann und Dorothea", aus dem wir folgende Stelle citiren:

> Ich wünsche Ihrer Arbeit in Frankreich um so mehr Beyfall, als schon der Inhalt für den Leser nicht ohne Nutzen bleiben kann. In jedem Staat, besonders aber in einer Republik, ist es höchst wichtig, daß der Mittelstand geachtet werde und sich selbst achte; welches bey Ihren Landsleuten nicht immer der Fall zu seyn scheint.
>
> Wäre ich jünger, so würde ich den Plan machen Sie zu besuchen, die Sitten und Localitäten Frankreichs, die Eigenheiten seiner Bewohner, so wie die sittlichen und geistigen Bedürfnisse derselben nach einer so großen Crise näher kennen zu lernen. Vielleicht gelänge es mir alsdann ein Gedicht zu schreiben, das, als Nebenstück zu Herrmann und Dorothea, von Ihrer Hand übersetzt, nicht ohne Wirkung bleiben sollte; die. wenn sie auch nur beschränkt, wäre, doch dem Uebersetzer wie dem Verfasser genug thun könnte.

Karl Heinemann.

7. Kaiserin Maria Ludovica von Oesterreich (1787—1816). Nach ungedruckten Briefen von Eugen Guglia. (Oesterreichische Bibliothek, herausgegeben von Dr. Albert Ilg. III. Bd.) Wien, C. Graeser. 1894. Gr. 8. 2 M.

Es ist keine Monarchin von welthistorischer Bedeutung, welche E. Guglia zum Vorwurf einer eingehenden biographischen Arbeit im dritten Bande der „Oesterreichischen Bibliothek" genommen hat, keine jener Persönlichkeiten, die in das Rad der Geschichte tief einzugreifen berufen waren, aber ein liebenswürdiges sinniges Frauenbild, eine Kaiserin von echter Weiblichkeit und reich an edelm Sinn für Hohes und Schönes, endlich eine höchststehende Dame, welcher selbst von dem Geistesfürsten der Ausdruck ganz besonderer Verehrung dargebracht wurde, zu deren Verherrlichung der große Dichter in Weimar eine Zahl hervorragender Dichtungen zu Beginn des Greisenalters geschaffen hat, zumal ihm die Freude zutheil wurde, persönlich mit der Kaiserin verkehren zu dürfen. Letztere Umstände lassen die dritte Gemahlin des Kaisers Franz von Oesterreich als eine auch für literarische Kreise besonders bemerkenswerthe Persönlichkeit erscheinen, welche insbesondere die Aufmerksamkeit der großen und immer weiter sich ausbreitenden Goethe-Gemeinde in ganz hervorragender Weise auf sich zu ziehen berufen ist.

Bisher waren über die Kaiserin Maria Ludovica nur in verschiedenen Schriften zerstreute Nachrichten bekannt; was ihren Verkehr mit Goethe betrifft, so haben die von R. M. Werner 1884 herausgegebenen „Briefe Goethe's an die Gräfin O'Donell", eine Hofdame der Kaiserin, manche Andeutung und hier und da auch Ausführlicheres geboten. Dem Verfasser der vorliegenden Arbeit standen aber insbesondere die Schriften des Estense'schen Familienarchivs, das zahlreiche eigenhändige Briefe Maria Ludovica's enthält, zu Gebote und in Verbindung mit den oben erwähnten Nachrichten, zumeist neuerer österreichischer Historiker, sowie mit der bemerkenswerthen Sammlung Düntzer's, welcher auch in dieser Richtung alles auf Goethe Bezügliche herauszufinden wußte, gelang es E. Guglia, ein überaus ansprechendes Lebensbild der leider so früh Dahingeschiedenen zu gestalten. Maria Ludovica, als Tochter des Erzherzogs Ferdinand am 13./14. December 1788 zu Monza geboren, vermählte sich am 6. Januar 1808 mit dem Kaiser Franz von Oesterreich. Aber schon am 7. April 1816 starb sie zu Verona; Karl August von Weimar berichtete, wahrscheinlich durch die Gräfin O'Donell unterrichtet, an Goethe über ihre letzten Stunden. Das Leben dieser ihrem Gemahle mit der innigsten Liebe, ja mit höchster Verehrung ergebenen Frau war ein stilles, ruhiges, sie hat eine an Kämpfen und Leiden für das Reich schwere Zeit mitgemacht, aber sich an dem politischen Leben und Treiben anfangs nur insofern betheiligt, als es die Persönlichkeit des Kaisers selbst betraf. Allerdings verfolgt sie später z. B. im Jahre 1809, mit regem Interesse die Kämpfe und Bewegungen der Armeen und gibt sogar in den Briefen an die Mutter Erzherzogin Maria Beatrix manche kritische Bemerkung über die Kriegführung kund, sie bespricht mit Schärfe die wagramer Schlacht und in dem berühmten Jahre 1813 nimmt sie nach der vorliegenden Correspondenz außerordentlichen Antheil an jeder einzelnen militärischen Operation. Eigenthümlicherweise findet die Entscheidung von Leipzig in ihren Briefen nicht den enthusiastischen Wiederhall, den man vermuthen sollte, „es ist, als wäre sie deren gewiß gewesen", meint der Verfasser. Dieser weiß uns neben einer klaren Uebersicht der historischen Zustände und der bemerkenswerthesten Persönlichkeiten jener

Zeit immer wieder die liebliche Gestalt der Monarchin vor Augen zu führen, von ihrem Privat- und Familienleben zu erzählen und aus ihren Briefen so manche hübsche Einzelheit dieses Privatlebens mitzutheilen, welche uns die Kaiserin als sorgsam waltende Hausfrau vorführt. Auch über große öffentliche Ereignisse, an denen Maria Ludovica theilnahm, von der Verlobung und Hochzeitsfeier, vom ungarischen Reichstag 1811 und dergleichen bietet Guglia eingehende sehr ansprechende Schilderungen nach zahlreichen zeitgenössischen Quellen.

Im Sommer des Jahres 1810 kam die Kaiserin auf ärztliches Anrathen nach Karlsbad, sie lebte dort heiter und ungezwungen, spielte sogar selbst Komödie und zwar die Rolle der Frau von Langsalm in Kotzebue's „Wirwarr" und lernte Goethe kennen, welcher für die Bürgerschaft das Begrüßungsgedicht: „Zu des einz'gen Tages Feste" verfaßt hatte, das der Kaiserin bei ihrem feierlichen Empfange übergeben wurde. Am Tage der Uebergabe ließ sie sich den Dichter vorstellen, der sie von da an häufiger sah und sprach und ihr verschiedene Dichtungen vorlesen durfte. Es trifft sich gut, daß gerade jetzt der Band der weimarer Ausgabe von Goethe's Werken (Band 16) erschienen ist, welcher des Meisters an Maria Ludovica gerichtete Poesien: „Im Namen der Bürgerschaft von Karlsbad" mit den bekannten vortrefflichen Erläuterungen und der genauen Angabe der Lesarten (nach der Bearbeitung R. M. Werner's) enthält und damit gewissermaßen eine weitere Ausführung zu Guglia's Buche bietet.

Goethe war am 19. Mai nach Karlsbad gekommen, Maria Ludovica traf am 6. Juni ein, „sie war ihm keine ganz Fremde. Zwei Jahre vorher hatte ihm Marianne von Eybenberg, eine geistreiche und schöne berliner Freundin, die aber seit geraumer Zeit in Wien lebte, hier in demselben Karlsbad viel von der neuen Kaiserin, ihrer Mutter, ihrem Betragen und ihrer Umgebung erzählt". Als die Kaiserin zum ersten male den Brunnen besuchte, hatte wieder Goethe „aus Gefälligkeit für die Karlsbader" das ihr mit dem Trinkbecher übergebene Gedicht: „Der Kaiserin Becher" („Dich klein geblümt Gefäß, mit Schmuck und Leben") verfaßt. Am Abend desselben Tages berichtete er brieflich an seinen Herzog über den angenehmen Eindruck, welchen die Monarchin auf ihn ausgeübt hatte. Die spätern Gedichte an sie waren schon ganz „aus eigenem Antriebe" verfaßt und als ihre Abreise nahte, erhielt der Dichter von ihr den Auftrag, den Karlsbadern zum Abschied „ein gutes Wort" in ihrem Namen zu sagen. Allerdings gedenkt die Kaiserin in ihren Briefen nicht häufig des großen Dichters, stets aber war sie ihm huldvoll gewogen und behandelte ihn mit Auszeichnung.

Die Monarchin befand sich im Mai 1812 in Prag, Teplitz und Dresden, am 1. Juli reiste sie wieder nach Teplitz und traf mit Goethe, der um die Mitte Juli daselbst ankam, wieder zusammen. Wir sehen die Kaiserin abermals in einem Gedichte („Wie lange harren wir gewisser Kunde!") gefeiert, das auch der Tage in Dresden und des Aufenthaltes in Prag gedenkt. Der Dichter wurde gleich am Tage seiner Ankunft am frühen Morgen zu ihr beschieden, sie zog ihn in den sechsundzwanzig Tagen des Verweilens in Teplitz elf mal zur Tafel, „beinahe täglich durfte er sie sehen und sprechen, sieben mal hat er ihr vorgelesen". Wir wissen diesmal auch, welche Stücke Goethe zum Vorlesen wählte, so war es einmal die zweite Elegie „Alexis und Dora", ein anderes mal „Der neue Pausias und sein Blumenmädchen", Theile der „Pandora", Scenen der „Iphigenie", die Ballade „Wirkung in die Ferne", welche er zum Vortrage brachte, daneben aber auch Gedichte, Dramen und Aufsätze Schiller's und Anderer. Die Kaiserin, welche wol bis zur Bekanntschaft mit Goethe wenig von dessen Dichtungen selbst kennen gelernt, gewann damit durch den berühmten Autor selbst einen Ueberblick und manches Gespräch über ästhetische Themata mag sich entwickelt haben, so daß noch in spätern Jahren Goethe rühmend zu Eckermann des Urtheils der Kaiserin in ästhetischen Dingen gedenken konnte. Da auch wieder Komödie gespielt wurde, veranlaßte Maria Ludovica den Dichter, das kleine Stück „Die Wette" abzufassen, in welchem sie selbst mit spielte. In den Teplitzer heitern Tagen war die Kaiserin auch wahrscheinlich als Prinzessin im ersten Acte des „Tasso" aufgetreten, wobei der Dichter selbst den Helden dargestellt haben soll. Goethe hatte für diese Aufführung den Epilog gedichtet, welchen die Gräfin O'Donell als Eleonore sprach.

Am 10. August verließ die Kaiserin Teplitz, sie hatte dem Dichter zum Andenken die 1808 erschienene Prachtausgabe der Werke Bondi's geschenkt, welches Geschenk das schöne am 5. August geschriebene Sonett: „Aus jenen Ländern echten Sonnenscheins" zur Folge hatte.

Ein Brief Goethe's an Reinhard zeigt den gewaltigen Eindruck, welchen die gütige und liebenswürdige Monarchin auf ihn ausgeübt hat. Der Dichter verließ einen Tag später als Maria Ludovica Teplitz und begab sich nach Karlsbad, die Kaiserin aber sollte er nicht wieder sehen. Karl August war nicht minder von der hohen Dame entzückt. Dieser aber hatte der Aufenthalt in Karlsbad und Teplitz doch leider nicht geholfen. Kaiser Franz fuhr mit ihr im Jahre 1815 nach Italien, in das Land ihrer Heimat; sie sollte nicht mehr zurückkehren, denn am 7. April 1816 starb Maria Ludovica im Palazzo Canossa zu Verona.

Ihr Andenken bleibt durch unsern größten Dichter für alle Zeiten erhalten. Guglia aber hat durch die vorliegende Arbeit eine ebenso werthvolle als ansprechende Lebensschilderung der vortrefflichen hohen Frau geboten, welche Goethe so hoch gepriesen hat.

Anton Schlossar.

Musikalische Literatur.

1. Illustrirte Bibliothek der Kunst- und Culturgeschichte. Band IV: Geschichte der Musik. Von Otto Keller. Mit 96 Originalillustrationen nach Zeichnungen von Arthur Keller in München. Leipzig, P. Friesenhahn. 1894. 8. 4 M.

An illustrirten Musikgeschichten ist kein Mangel. Zumeist sind die Illustrationen das Beste und der Preis entsprechend hoch. Dies Werk macht eine Ausnahme: es ist ebenso spottbillig als — grundschlecht. Ich sage dies im vollsten Bewußtsein meiner Verantwortlichkeit für ein derartiges unbedingt ablehnendes Urtheil. Dabei ziehe ich wol in Betracht, daß das Buch keinen Anspruch erheben will, für ein wissenschaftliches Werk zu gelten und demgemäß auf jede selbständige Forschung verzichtet; ich tadle auch gar nicht einmal, daß es sich der Hauptsache nach aus Citaten, obendrein recht zweifelhafter musikhistorischer Autoritäten zusammensetzt, daß die Disposition verworren ist und z. B. die Darstellung von „Orlandus Lassus" auf die „Musik im Volke im vorchristlichen Zeitalter" (S. 52), von Palestrina auf „die altvenezianische Schule" (S. 98), von Leoncavallo auf Stefano Golinelli zurückspringt und schließlich die neuern Meister in einem ethnographischen Ramsch abmacht; daß die Illustrationen durchweg Muster von geschmackloser, zum Theil caricaturenartiger Ausführung sind (vgl. das schiefgestellte Porträt Mozart's, das Bild Rossini's, Goldmarck's, Joachim's, Brahm's, Gade's; S. 271 hat sich an Stelle Méhul's Meyerbeer eingeschlichen): das alles will ich für mein obiges Urtheil nicht so sehr in die Wagschale werfen, als die geradezu unglaubliche Nachlässigkeit und Flüchtigkeit, die sich der Autor in sachlichen und stilistischen Dingen zu Schulden kommen läßt. Mir ist ähnliches in der ganzen Literatur meines Wissens noch nicht begegnet. Auch der Hinweis auf den Druckfehlerteufel kann solche Flüchtigkeit nimmermehr entschuldigen. Ich citire, was mir bei erneuter flüchtiger Durchsicht gerade auffällt: S. 27: „Alkmann", S. 29 Dyonisius, S. 30: „Odisee", S. 34: „Saulus ruft den Ephesern und Kolossern zu", S. 36: „Ambrosius stellte alle mit dem gleichen Ton schließenden Gesänge zusammen, und erhielt dadurch die vier [Kirchen-] Tonarten." S. 39: „Die Tonhöhe der Neumen wird durch Linien, über welche sie gestellt waren, genau bestimmt." S. 41/42 heißt es von Guido von Arezzo, daß sein praktischer Sinn ihn veranlaßt habe, „sein verdienstvolles Werk, das Notentreffen, ins Leben zu rufen". S. 44: „Deckant" für Discant und: „falso bourdone"; S. 44: „Guillaume de Machau"; S. 60 dagegen: „G. de Machaud" (beides ist bekanntlich falsch; es soll „Machault" heißen); S. 46 „Combert" statt „Gombert"; S. 48: „Glarean" (statt Glarean) und Souter-Liedckens" (für Souter-Liedckens); S. 50 bezeichnet der Verfasser den 15. Juni 1594, S. 92 den 2. Februar 1594 als den Todestag Lasso's; S. 57: „Die Schlacht bei Forteney" (statt Fontenay). Ueber Palestrina's Bedeutung erhält S. 88 Anna Morsch das entscheidende Wort. S. 95: „Madregal"; S. 104 wird Prätorius' „Sintogma musicum" (d. i. Syntagma musicum) citirt; ebenda: „Il più dolce signo" (statt „cigno"); S. 107: „Gravicembani" (für „Clavicembali"), „Carnetti" (für Cornetti); Muffat's „Apparatus" erschien 1690, nicht wie S. 146 angegeben 1695; von Reinhard Keiser's Bedeutung weiß der Verfasser S. 194 so gut wie nichts zu sagen; ebenso wenig über den Begründer des deutschen Singspieles A. Hiller, S. 194, während bald darauf sämmtliche bei einem wiener Hoffest mitwirkenden Dilettanten mit Namen genannt sind; protestiren muß man gegen die Erniedrigung Dittersdorf's, der S. 198 mit Strauß, Offenbach und Genée auf gleiche Höhe gestellt wird. S. 204: „Mondonoille" statt „Mondonville." S. 206: „Paride ed Elera" (Elena!). S. 245 spricht der Verfasser von Schubert's B-dur-Trio für Streichinstrumente; gemeint ist das bekannte Klaviertrio. Cimarosa's „Il Matrimonio segreto" soll nach S. 250 an „Reichthum der Erfindung" noch heutzutage „ihresgleichen" suchen! Eine Stilblüte — eine unter zahllosen — darf ich nicht übersehen: S. 106: In Bardi di Vernio's Gesellschaft „faßte man den Plan, ein dem Griechischen so ähnlich wie mögliches Drama mit Gesang herzustellen". S. 262 „Opernstazione" (für Opernstagione). Cherubini's Oper „Lodoisca" wurde nach S. 262/63 in Paris, sodann auch in Wien componirt. Spontini's (1774 geboren) „Vestalin" wurde „1704" (S. 264) zum ersten male aufgeführt. Als Auber's Geburtstag ist der 23. Januar 1784 — anstatt der 29. Januar 1782 — angegeben. Die angebliche Oper Auber's „Léo ladi" (S. 265) stellt sich als verkannte „Léocadie" heraus und „La dos de Lucatte" (S. 265) soll heißen: „La dot de Suzette". Daß Mendelssohn und Brahms Symphonien (wieviel? welcher Art?) geschrieben, erfährt man nirgends, ebenso wenig welches die Hauptgesangswerke und Symphonien Gade's sind. S. 306 steht „Würst" für „Wüerst", „Brombach" für „Brambach", S. 325 „poliphon", S. 327 „Remengi" für „Remenyi", S. 349 „Erdan, Wotan" für „Erda" u. s. w. S. 350 wird mitgetheilt, daß Wagner „in der Nähe des Festspielhauses (!!) zur ewigen Ruhe gebettet liegt". Von Wagner kommt der Verfasser S. 351 wieder auf den „Kastratengesang" zurück, den er im elften Kapitel angeblich einer „eingehenden Würdigung unterzogen". In dem betreffenden Kapitel steht von „Kastraten" keine Spur; es handelt von Rossini und seinen „Epigonen": Bellini, Donizetti und Marcadante (sic!), von Verdi, Mascagni und den übrigen Grün-Italienern. Noch folgende Namenverballhornungen seien erwähnt: S. 346 „Pannina" für „Pamina", „Nachbauer", „Kohout", „Oldon" (Moran-Olden) auf S. 364; S. 375: „Schuppenzipf" statt „Schuppanzigh", S. 378: „Wioniawski" statt „Wieniawski", S. 380: „Jaoll" statt „Jaell", S. 384: „Raidny" für „Raiding" (Geburtsort Liszt's).

Bülow wirkt nach S. 388 am Mara'schen (statt Marx'schen) Conservatorium; der Name der bekannten Chopin-Spielerin „Essipoff" ist S. 393 zweimal zu „Essigoff" verdorben, S. 412: Reichardt zu „Reichhardt" und selbst den wiener „Weinzierl" verunstaltet der Verfasser zu „Wemzierl"; Spohr's Oper „Zémire und Azor" wird zu „Zenaire und Agar", der „Alchymist" zu „Alchymst" (S. 373), Löwe's Ballade „Tom der Reimer" zu „Tom der Romier" (S. 405), ebenda „Edwo rd" für „Edward", Glinka's bekannte nationale Oper: „Ruslan und Ludmila" erscheint als „Rußland (!!) und Ludmilla".

Ich könnte dieses Fehlerverzeichniß noch ansehnlich vermehren; aber ich muß noch einiger Kraftaussprüche und Urtheile des neuesten „Musikhistorikers" gedenken. Daß die Wagner'sche Kunst nichts taugt, hat ihm sein Hauptgewährsmann, „Herr Hofrath Professor Dr. Hanslick" (so citirt er den bekannten Kritiker stets!) gelehrt. Darum also keine Feindschaft! Aber wenn Neßler, der Componist des „Trompeter" S. 398 „nie sentimental" und S. 400 Kretschmer, der Componist „Heinrich's des Löwen" — eines schwachen Aufgusses des „Lohengrin" — ein „kräftiges ursprüngliches Talent" und S. 423 Lecoq's „Madame Angot" und „Giroflé-Girofla" im Gegensatz zu Offenbach „sehr decent" genannt werden —, so ist das eben gegen jede Vernunft, die man dem Verfasser einer Musikgeschichte doch zutrauen muß.

Band I und II der „Illustrirten Bibliothek" sind „preisgekrönt", der dritte Band (Henne am Rhyn's „Geschichte des Ritterthums") ist auch in d. Bl. anerkennend besprochen worden. Der vierte Band ist also seiner Vorgänger so unwürdig als nur irgend möglich.

2. Die moderne Oper. Von Ferdinand Pfohl. Dresden und Leipzig, C. Reißner. 1894. 8. 5 M.

Gegen gesammelte Tageskritiken, die seit Hanslick's Vorgang Mode geworden sind, habe ich immer ein Vorurtheil. Tageskritiken sind zumeist im Augenblick entworfene Stimmungsbilder, die viel häufiger das subjective Behagen oder Unbehagen eines Kritikers wiederspiegeln, als eine objective, besonnene und mit Ruhe entworfene Beurtheilung aufkommen lassen. Wenn die Lektüre dieses in gedachter Weise zusammengestellten Buches mir diesen Gedanken nur in den von Mascagni und den „Sonzognisten", von Alexander Ritter's „Wem die Krone?" und Chabrier's „Gwendoline" handelnden Kapiteln aufkommen ließ, so darf man das gewiß — mit aller Bescheidenheit sei dies gesagt — als ein gutes Zeichen ansehen. Ich halte diese Pfohl'sche Sammlung von offenbar sehr stark über- und durchgearbeiteten Kritiken für durchaus gut und empfehlenswerth, schon deswegen, weil der Verfasser seine Abhandlungen sämmtlich auf den einen Grundton abgestimmt hat, den er in dem ersten Satze seines Vorwortes ausspricht:

Die Strahlenbrechung der Kunst Wagner's im künstlerischen Schaffen der Gegenwart zu zeigen und zugleich ein farbenreiches, lebensvolles und treues Bild der modernen musikalisch-dramatischen Composition aufzurollen, stellt sich das vorliegende Buch zur Aufgabe.

Dieselbe wird gelöst durch eine Anzahl textlicher und musikalischer Analysen, unter denen die des Cornelius'schen „Barbier von Bagdad" mir die allersympathischste ist.

Um von der Reichhaltigkeit des Inhalts eine Vorstellung zu geben, seien hier kurz die hauptsächlichsten Opern erwähnt, die zur Besprechung gelangen: Goldmarck's „Merlin", Franchetti's „Columbus", Albert's „Almohaden", Heuberger's „Manuel Venegas", Flotow's „Indra" und Herzog Ernst's von Coburg-Gotha „Cassilda" (bei beiden ist wol von „Strahlenbrechung des Wagner'schen Genius" nichts zu spüren), Massenet's „Manon", Chabrier's „Gwendoline", Tschaikowsky's „Jolanthe", Verdi's „Othello und Falstaff", Mascagni's „Cavalleria", „Freund Fritz" und „Rantzau", Tasca's „A Santa Lucia", Leoncavallo's „Pagliacci", Puccini's „Die Willis" und „Manon Lescaut", Reinecke's „Gouverneur von Tours", Heuberger's „Abenteuer einer Neujahrsnacht", A. Ritter's „Wem die Krone?", Brüll's „Gringoire", H. Hofmann's „Aennchen von Tharau", Neitzel's „Der alte Dessauer", Smetana's „Die verkaufte Braut". Ausnahmslos vortrefflich sind die kritischen Besprechungen der betreffenden Textbücher. Dies ist des Verfassers stärkste Seite. Seine Achillesferse (nicht: „Achyllesferse", wie S. 171 zu lesen ist) sind die eingefügten musikalischen Beispiele, die sich weder im allgemeinen noch im besondern möglichster Correctheit erfreuen. Der Verfasser entnahm sie nicht aus den Partituren, sondern zumeist aus „Klavierauszügen". Dazu ist der Druck vielfach misrathen! Daß ich hinsichtlich des musikalischen Urtheils nicht überall dem Verfasser recht geben kann, habe ich schon bemerkt. Am stärksten ist mein Widerspruch gegen die allzu günstige Beurtheilung Mascagni's. Zum Beispiel: „In ihrem ruhigen prachtvollen (!) Religioso-Charakter erhebt sich diese einfache und warme Melodie des «Intermezzo»", und „der Tod selbst schreitet in den dumpfen Schlägen der großen Trommel über die Scene (!)"; die „lispelnden schnatternden (?) Sextaccorde" und die „sonderbaren Querstände" sollen in der Einleitung zum „Freund Fritz" ein „discretes Bild des lispelnden Rabbi" zeichnen; „man meint seine Ohrlöckchen pendeln zu sehen". Leoncavallo's Prolog zu den „Pagliacci" schätze ich dagegen ungleich höher, als der Verfasser, der dabei an das

Höret an die Mordgeschichte,
Die sich zugetragen hat —

denken will.

Vor allem aber bedauere ich, daß der Verfasser offenbar Verdi's „Falstaff" nicht in der Darstellung der Italiener genossen hat. Sein Urtheil über die Fuge am Schlusse der Oper, die in der deutschen Form unter einem schwerfälligen, unbrauchbaren Text (trotzdem er von M. Kalbeck ist!) arg zu leiden hat, wäre sicher günstiger gewesen. Die „Arie" endlich bei Verdi kann ich nicht so absolut zum musikdramatischen Sündenbock machen, als

dies der Verfasser thut. In der „Arie“ entwickelt sich Verdi allmählich aus der alten Schablone zum musikalischen Dramatiker. Die Verdi'sche „Arie“ ist so mannichfaltig und schwankt lange Zeit zwischen dem trivialsten Klingklang und wahrem, echt dramatischem Ausdruck. „Traviata“, der in dieser Hinsicht allzu sehr geschmähte „Troubadour“, und „Rigoletto“ sind die vollgültigsten Zeugen dafür. Und ferner meine ich, daß gerade die „Final-Ensemble-Sätze“ (vgl. S. 176) immer und überall Verdi's stärkste und nicht schwächste Seite gewesen sind (vgl. „Ernani“, „Maskenball“). Ueber Herzog Ernst's Befähigung zum Operncomponisten habe ich wiederum nicht die günstige Meinung gewinnen können, die der Verfasser hat. Ich halte seine Opern stellenweise für rechte Dilettantenmusik, gar oft zopfig und geschmacklos. Doch genug der Opposition! In weitaus den meisten und wichtigsten Fällen, namentlich über Cornelius, Goldmarck, Massenet, vor allem aber in des Verfassers Ausführungen über Wagner, der Centralsonne dieses ganz vortrefflichen Buches, weiß ich mich vollkommen einig mit ihm. Das geistvolle und unsere Literatur wirklich bereichernde Werk sei allen empfohlen — trotz so mancher Derbheiten in Stil und Ausdrucksweise (vgl. S. 112, 138, 171 u. s. w.). Wie ernst der Verfasser es im übrigen mit seinem Berufe als Kritiker nimmt, davon gibt die Anmerkung auf S. 268 beredtes Zeugniß.

3. Orlando di Lasso. Ein Lebensbild zum 3. Centenarium seines Todestages (14. Juni 1894) von Ernst von Destouches. München, J. J. Lentner. 1894. 8. 1 M. 50 Pf.

Der Verfasser ist „königlich bairischer Archivrath, Archivar und Chronist der Stadt München“. Das mag einerseits entschuldigen, daß er sich über die musikalische Bedeutung des großen Zeitgenossen Palestrina's vollständig ausschweigt, dieselbe vielmehr von vornherein als in größtmöglicher Potenz gegeben annimmt. Das „wie“ und „warum“ kümmert ihn wenig; ihm ist es nur darum zu thun, den „hochberühmten Tonheros des 16. Jahrhunderts“ als „einen der Unsern“, als „Münchener“, als Leiter „unserer Hofkapelle“ und als Begründer einer hochangesehen gewesenen „münchener Familie“, „zu Ruhm und Ehr' unserer Stadt zu schildern“. Wem es also in erster Linie darum zu thun ist, über die Vermögens- und Familienverhältnisse des Meisters und seiner Nachkommen, über die Geschichte der Orlando-Häuser (auf dem durch das Hofbräuhaus weltberühmt gewordenen münchener „Platzl“) urkundlich Sicheres zu erfahren — auch Abbildungen der Häuser sind beigegeben —, der greife nach diesem Buche. Seltsam hat mich berührt, daß der Verfasser (als „Archivar“!) sich dem Schwanken Sandberger's gegenüber nicht bestimmt für das Jahr 1532 als Geburtsjahr Orlando's ausgesprochen hat. In der bei Sandberger arg entstellten Grabschrift Lasso's heißt es: „Post lustra ac hyemes sena bis acta duas.“ Danach ist der Meister zweiundsechzig Jahre geworden. Da er 1594 gestorben, so steht 1532 als Geburtsjahr fest. Damit stimmt die Frage über das „Sexennium“ (bei Sandberger S. 68), die Zeitangabe der Reise mit Brancaccio und der ausdrückliche Vermerk auf dem Sadeler'schen Bilde: Aet[atis] suae LXI. An° Dno (sic) 1593. Gegen die Bedeutung und die überzeugende Kraft dieser fünf Angaben kommen doch die Datirungen der andern in den „Bußpsalmen“ enthaltenen Bilder — mit offenbar ungefähren Zeitangaben (zwei Jahre Differenz, Abrundung nach oben!) — nicht in Betracht.

4. Jenny Lind. Ein Cäcilienbild aus der evangelischen Kirche von C. A. Wilkens. Sonderabdruck aus „Beweis des Glaubens“. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1894. 8. 80 Pf.

Wie der Titel bereits andeutet: eines der sonderbarsten Bücher, die mir je in die Hand gekommen! Fast eine Prosanirung evangelischen Geistes durch einen offenbar hyperorthodoxen, sich in den Dunst nebelhafter Schwärmerei verlierenden „Doctor der Theologie und Philosophie in Kalksburg bei Wien“. Nicht das Lebensbild einer großen Künstlerin will der Verfasser geben, dazu verfährt er viel zu oberflächlich, unkritisch und bewußt oder unbewußt lückenhaft, sondern in phantastisch-religiöser Verzückung, die infolge einer höchst mangelhaften musikalischen Sachkenntniß jeden Augenblick ins Lächerliche umschlägt, will er „Jenny Lind“ mit der Cäcilien-Gloriole einer evangelischen Musterchristin umgeben und sie — ja, man kann es kaum anders bezeichnen — „canonisiren!“ Ich lasse dem Verfasser selbst das Wort. In dem Abschnitt: „Die Christin als Primadonna (!) ihrer Zeit“ (S. 13 fg.) heißt es: „Die glockenhellen, hohen Töne hatten das Flöten und leichte Moduliren der Nachtigall. Das «Mezza voce» klang wie Aeolsharfe. Die raschesten Noten legato oder staccato gesungen, rollten wie auf Sammt oder tönten scharf und klar wie die Mandoline. Jetzt schwoll die Stimme zu erschütterndem Sturme an“ (die Lind hatte bekanntlich eine sehr schwache, etwas verschleierte Stimme!). S. 15: „Die Lind hatte die Kindlichkeit, Wahrhaftigkeit, Natürlichkeit des geheiligten Genius“. „Selbst Goethe und Schiller affectirten beim Vorlesen ihrer Gedichte. Nichts lag der Lind ferner.“ Die Künstlerin studirte eifrigst, „im Gehorsam gegen Gottes Gebot, 'weil sie wußte, was sie durch Gottes Gnade sein konnte, also sein sollte.“ S. 17 ist von Lind's Gesichtszügen die Rede: „Man spricht mit Recht von beauté de diable und ihren Teufelsaugen. Hier war das Wort wahr, Augen hast du wie Sterne. Ohne Exaltation durfte man von himmlischem Glanz . . ., vom Leuchten prophetischer Inspiration reden.“ S. 22 ist von der Donizetti'schen „Regimentstochter“ die Rede: „Wie um Berlin viel Raum ist für eine schöne Gegend, bot der Text Motive, um einen Typus schlichter Naivetät zu schaffen. . . . Das Cisternenwasser des Es rückt an, Frisch darauf, Es ist da, Paßt auf verwandelte dieser Gesang in Johannisberger (wörtliches Citat, im Originale kein: „ “!). S. 23: „Die Lind, ein Angelo Mai der Musik, entdeckte im Norma-Charakter ein Palimpsest. Obendrauf die Fracturschrift der Sündenzüge (!), darunter redeten fein punktirte

Züge von einer Priesterin und Prophetin, deren Seele Resonanz hat für göttliche Dinge." Von der „Nachtwandlerin" sagt der Verfasser S. 25: „Die Empfindungen werden nicht alterirt oder gebunden. Denn ein Ich lebt diesem Doppeldasein." „Frappant wird die Einheit der beiden Stimmen durch Monotonie fixirt." S. 29: „Die Tamina (sic! für «Pamina») war für eine zeitgenössische Sängerin mit Bravourpartien bedacht, die Nachfolgerinnen Thränen des Unmuthes und der Angst auspreßten. Die Lind sang die Coloraturen im Allegro des «Ach zittre nicht, mein lieber Sohn», trotz der höchsten Töne, wie Eine, der selbst das dreigestrichene Fis (!!) kein Noli me tangere war." S. 32: „Meyerbeer hatte das «Feldlager von Schlesien» mit der Vielka (sic! statt Vielka) für den Liebling geschrieben." S. 33: „Sie ist rein durch und durch, eine Lilie im Sumpf des Theaterlebens." S. 34: „Die kindliche Unschuld, womit sie, ohne Ahnung des Inhalts, neunjährig, im Landpoeten unpassende Scherze sprach, erhöhte sich zu einer Reinheit, die ihrem Spiel einen religiösen Charakter (!!) gab." „Jenny Lind war eine streng gläubige Christin, die nie aus der Taufgnade gefallen ist." (!!!) S. 51: „Im Sinne der Lind war es, wenn man von dem Apostolat ihres Gesanges sprach." S. 52: „Sie wollte immer die letzte sein, und wußte an dem, was sie gebe, sei nichts vom verbotenen Baum. So konnte sie ohne Schaden für ihre Seele den verjüngenden Stahltrank verdienten Lobes nehmen." Und noch S. 63: „Den erbsündlichen Zug zum rothen Golde, der auf der Verwandtschaft zwischen diesem Mineral und dem Staub unseres Leibes ruht, hatte sie nie empfunden."

Es ist als charakteristisch für diese Schrift, noch anzufügen, daß auch hier (in der Vorrede) „der Professor der Aesthetik u. s. w. Hofrath Dr. jur. und phil. E. Hanslick" als Hauptautorität citirt wird (S. 6) „gegen die revolutionären, parzifalischen Kronprätendenten und ihre tiefsinnige Musik!" Habeat sibi! Heinrich Reimann.

Eigenartige Gedichte.

1. Offenbarungen. Dichtungen von Alberta Puttkammer. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 1894. 8. 4 M.
2. Neue Gedichte von Emil Claar. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 1894. 8. 4 M.
3. Trotz alledem! Einiges aus meinem Schatzhaus von Franz Held. Berlin, Fresko-Verlag. 1894.
4. Der Geisterkampf und Neue hebräische Lieder. Nachtrag zu den „Letzten Gedichten" von Adolf Schafheitlin. Berlin, Rosenbaum u. Hart. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.
5. Gesammelte Werke von Johannes Wedde. Erster Band. Inhalt: Persönliches (Gedichte). Hamburg, Hermann Grüning. 1894. 8. 4 M. 50 Pf.

Die Gedichte von Alberta Puttkammer (Nr. 1) hinterlassen den Eindruck, als ob die Vollkommenheit ihrer Sammlung nicht blos einer sorgfältigen Auswahl zu danken sei, sondern daß die Dichterin wirklich nur Reifes schaffe. Es ist ihr allerdings ein Glück geworden, von dem sie selbst singt:

Weh über die,
Welchen in jenen heiligen Stunden
Erwachenden Menschenthums
Unverstehn, Niedrigkeit
Oder Thorheit die Richtung deuten!
Glück aber
Und Seligkeit über die,
Welche ein weitausschauender Geist
Milde in Ufer der Schönheit leitet!
Fast war ich ein Kind noch —
Funfzehn mal war der Sommer
Ueber mein Haupt und meine Seele
Reifend gegangen;
Da ward ich einem blinden,
Alten und klugen Mann
Liebreiche und feinaufmerkende Führerin.
Ich weiß es:
Ich hab' ihn die Wonnen des Schauens gelehrt;
Doch er lehrte mich größere Wonne
Des Anschauens:
Er lehrte die Seele sehn.
— — — — —
Wenn ich das Tiefste und Geistigste
Und das Geheimste
Aus allen Dingen schauen lernte,
So lehrtest du's mich.

Die Dichterin hat hiermit selbst ausgesprochen, was ihre Gedichte so werthwoll macht: sie klebt nie an der Oberfläche, sie schaut in das Wesen der Dinge hinein, wird davon im tiefsten Innern ergriffen und schreit nun nicht wie die Modernen prompt zu Michaelis oder Weihnachten oder sonst zu einer passenden oder unpassenden Jahreszeit ihre Gedanken und Gefühle in die Welt hinaus, sondern läßt alles in sich reifen bis zu einer glücklichen, auch der künstlerischen Formengebung günstigen Stunde. Es schafft in ihr nicht rasch, sondern langsam; es quillt in ihr empor, weil es quellen muß, und sie faßt es in Rhythmen, weil sie nicht anders kann.

Woher ich das alles weiß? Aus ihren Gedichten selbst, obwol sie kein Wort davon verrathen, und ich glaube, die Dichterin wird mich ob meiner Psychologie ihrer Dichtkunst nicht Lügen strafen können.

Es ist wirklich ein Genuß, sich in diese Gedichte zu vertiefen: die Balladen zu lesen, von welchen ich einigen nur einen weniger pathetischen oder weniger reflectirenden Schluß gewünscht hätte, den „Offenbarungsnächten", den Zwiegesprächen eines hohen Geistes, einer tieffühlenden Seele mit den großen Geistern der Vergangenheit, zu lauschen und sich von ihren „Empfindungen und Stimmungen" bezwingen zu lassen. Von letztern ein Probe:

Die Einsame.

Sie war eine wendsame, blasse Gestalt —
Sie schien fast zeitlos — nicht jung, nicht alt,
Sie hatte scheue, krystallene Augen,
Die zum harten Leben nicht mochten taugen. . . .

Sie schwebte so zart durch Zeit und Raum,
Als ob sie befinge ein fremder Traum,
Und die fordernde Pflicht und die lärmenden Stunden,
Die mochten ihr seltsames Herz verwunden.

Sie schien mir auf Erden heimatlos —
Es suchte ihr Blick, so fragend groß
Nach süßen, fernen Unmöglichkeiten
In Menschenherzen und Himmelsweiten. . . .

Man nannte sie unnütz und überspannt,
Denn die arme, die blasse, die kranke Hand,
Die konnte nicht fröhlich ringen und schaffen
Und das Glück durch frische Thaten erraffen.

Dann löschte sie aus wie ein Lichtlein im Wind,
Wie ein fallender Stern in Lüften zerrinnt —
Es war in den ersten Frühlingstagen —
Und Keiner, Keiner wird um sie klagen. . . .

Mich aber trifft manchmal zur Dämmerzeit
Ihr sterbender Blick voll glühendem Leid;
Und mitten im wildesten Weltgetriebe
Anklagend, hülflos, fragend um Liebe — —

Die „Neuen Gedichte“ von Emil Claar (Nr. 2) bewegen sich auch nicht auf dem Boden des Gewöhnlichen. Vor allem zeichnen sie sich aus durch die durchweg abgeglättete, wohlbedachte und wohlgefeilte Form, was gegenüber der modernen Schlottrigkeit äußerst wohlthuend berührt. Die poetische Form ist und bleibt das Kleid des Gedankens und Gefühles, und wenn ein Gedicht so sauber angezogen um Einlaß bittet, so öffnen wir ihm immer lieber, als wenn es unordentlich oder halb angekleidet daherkommt. Allerdings: Kleider machen Leute, aber nicht Gedichte. Wenn hinter der schönen Form nichts steckt, dann lieber unordentliche Form mit dichterischem Inhalt. Aber Claar gibt seinen Gedichten Inhalt. Er ist wol keine eigentlich lyrische Natur, obgleich in dem Abschnitt „Junge Töne“ und sonst manchmal echt lyrische Klänge hineintönen; er pflegt sozusagen lyrisch zu philosophiren; seine Muse ist zum Sentenziösen geneigt und liebt das Knappe des Gedankens mehr, als das Breite der Gefühle, wie er selbst singt:

Die junge Hoffnung liebt zu kleiden
In üpp'ge Wortflut ihre Leiden.
Die Einsicht schreitet silbenkarg
Zum Sarg.

Das eigentlich Epigrammatische (S. 173—196) fehlt deshalb so wenig, als das epigrammatisch Zugespitzte in den andern Gedichten. Der Dichter wirft vom Standpunkte umfassender Bildung und von einer gereiftern Weltauffassung aus Streiflichter auf Irdisches und Ewiges, beides gern in ironische Farben tauchend. Er hofft wenig und fürchtet wenig, aber er bleibt nicht kalt, sondern weiß mitzufühlen, und auf das schöne Menschenrecht, zu ahnen, wo wir nichts wissen, verzichtet er nicht:

Aufblick.

Hier ein Etwas: dieses Sein.
Dort der Tod: das leere Nichts.
Doch die Kluft erfüllt ein Schein
Milden, hoffnungsreichen Lichts.
Und du träumst im Dämmerbann,
Daß es Ewigkeiten gibt;
Daß nicht ganz vergehen kann,
So ein Menschenherz, das liebt.

Claar philosophirt gern, aber er umkleidet seine Philosophie nicht blos mit Poesie, sondern er versteht das Philosophische in das Poetische zu erheben:

Der Kuß.

Ein Kuß,
Nur ein Berühren
Vom Munde zu Munde,
Und schon ein Schicksalsschluß,
Schon ein Verführen
Im tiefsten Seelengrunde.

Von Lippe zu Lippe ein wortlaus Plaudern,
Und welch ein zitterndes Schaudern,
Als ob das Weltall gewanket hätte,
Und welch eine Kette
Von Schwüren,
Von unausgesprochenen,
Geheiligten oder gebrochenen!
Und nur ein Berühren!

Ein Kuß,
Geweiht zum Willkommen,
O süßer Genuß!
Aber zum Abschied genommen
Zum letzten Begegnen
Auf blassende Wangen gehaucht
In brechende Augen getaucht,
O bitteres Sorgen und Segnen!
Und nur ein Kuß.

Auch die größere Dichtung „Maximilian von Mexiko“ ist in geschichtsphilosophische Betrachtung gerückt, während in dem Cyklus „Francesca“ das Recht der Schönheit und Sinnenfreude in glühenden Versen bei schwül italienischer Beleuchtung gefeiert wird. Der bekannte Stoff: blondes deutsches verrathenes Lieb, italische Liebeswonne, bekommt unter Claar's Händen eine neue eigenartige Färbung.

Um die Form kümmert sich wenig Franz Held. Schon der Titel seiner neuesten Sammlung „Trotz alledem“ (Nr. 3) ist ein echter Franz Held; das Buch selbst, nach Anordnung, nach den sechs Widmungen vor jedem Abschnitt, nach der üblichen jungdeutschen Reclame („Liliencron's des Großen Werke“) ganz modern; der Inhalt auf jeder Seite echt Franz Held. Er ist immer derselbe, was er auch veröffentlicht, und wer etwas von ihm gelesen hat, weiß genau, zwar nicht was, aber wie er fernerhin gestalten wird. Wuth, Grausen, Sinnenlust, Humor, bitterste Satire, echtes Dichtergold, öde Schlacken, Fertiges und Halbfertiges, Halbgedachtes und Tiefgefühltes, das alles untereinander in einer dichterischen Sprache, die außer Held niemand spricht — so stellt sich auch diese neue Sammlung dar.

Adolf Schafheitlin (Nr. 4) hat seinen „Letzten Gedichten“ einen Nachtrag folgen lassen. Es ist gewiß originell,

mit vierzig Jahren seine letzten Gedichte zu schreiben, dann einen Nachtrag folgen zu lassen, dem sicher, wie bei gewissen Schaustellungen, die allerletzte und auf allgemeines Verlangen die allerallerletzte Sammlung folgen wird. Aus den dieser Sammlung beigegebenen Stimmen der Kritik über seine frühern Gedichte ersehe ich freilich, daß das allgemeine Verlangen nach Schafheitlin's Gedichten bisjetzt noch ausbleibt, was durchaus nicht hindert, in ihm eine ursprüngliche poetische Kraftnatur anzuerkennen. Ich begreife aber nach Lesung dieses Bandes sehr gut, warum sich das deutsche Volk gegen ihn ablehnend verhält, obgleich er mehr dichterisches Kaliber hat, als viele andere. Vor allem weht ein starker Mismuth durch diese Blätter, und man hat den Eindruck, daß der Dichter, wenn es ihm klar ist, warum er erbittert ist, jedenfalls nicht im Stande ist, dies klar zu sagen. Es ist mir noch bei keinem Dichter so viel unklar geblieben wie bei den Versen dieses Dichters, und ich bekenne, obwol ich schon tiefsinnigeres verstanden habe, als was hier geboten wird, daß mir der größte Theil seines Geisterkampfes und ein gut Theil seiner neuen hebräischen Lieder und der übrigen Gedichte unverständlich geblieben ist. Erwärmt und im Innersten gepackt, haben mich nur wenige, die einfachsten noch am meisten. Ich suchte den Fehler zuerst bei mir und dachte, daß mir das poetische Nachfühlen einer besonders tiefgründigen Dichternatur versagt sei, obwol ich bisher glaubte, hierin nicht ganz unbegabt zu sein. Deshalb wandte ich mich an einen Dichter, an einen wirklichen Dichter bemerke ich; denn ein Dichter muß den andern doch verstehen, und von einem Dichter Winke anzunehmen, ist für einen Kritiker gewiß keine Schande. Besagter Dichter ließ etwa folgendes verlauten: Schafheitlin scheint mir einer jener Dichter zu sein, wie sie besonders unsere Zeit hervorbringt. Sie empfinden als Dichter mit besonders feinem Sinn, daß etwas nicht in Ordnung ist in der Welt, aber wissen nicht recht, wo und wie; sie haben ein warmes Herz für alles Erdenelend und möchten ihm abhelfen, aber sie thun nichts als Verse darüber machen. Sie fahren mit Visionenstangen in allen Weltnebeln herum und bringen es nicht zu Klarheit über sich und ihre nächste Umgebung. International angehauchte Geister von hohem Poetenbewußtsein, grollen sie über die Thorheiten ihres Vaterlandes, arbeiten und kämpfen aber nicht mit seinen Nöthen, sondern sitzen in Zürich oder Rom oder Capri oder sonst wo in der Welt und schlingen sich einsam den Lorber um die Stirne. Sie dürfen sich deshalb nicht wundern, wenn ihre Nation sie stehen läßt. Sie haben formale poetische Begabung, der zuweilen etwas wirklich Schönes, Ganzes und Rundes gelingt, aber keinen bestimmten Lebensinhalt, dem sie Form geben sollten. Auch ihre Weltanschauung ist eine bloße Form ohne Inhalt, und weil kein bestimmter Inhalt von innen heraus in die Form dringt, so werden sie auch der Form nicht Herr. Sie sprudeln Verse heraus und zetteln Bilder herum, aber selten bringen sie es zu geschlossenem Rhythmus und zur Verdichtung der Anschauung.

So etwa ließ sich der Dichter vernehmen und überließ es dem Kritiker, nun die Anwendung auf den speciellen Fall zu machen. Ich denke, Schafheitlin selbst wird, wenn auch mit einigem Unmuth, das Berechtigte an obiger Kritik anerkennen. Dem Leser aber will ich ein paar Proben nicht vorenthalten:

Auch meine Brust vermaß sich, wie ein See
Würde sie einst den Himmel spiegeln,
Ich kann die Sehnsucht nicht bezügeln (!);
Doch ach, mich trübt der Myriaden Weh'!

Du gabst, o Herr, mir Flammendrang,
Der aufwärts strebt, wie alle Reinheit.
Entschleire von der Weltgemeinheit
Die Pilger nach verborgner Glocke Klang!

Klage.

Die Welt ist taub und kann auch nicht versteh'n
Klagen, die ein verlassen Herz durchweh'n.
Du aber schufest mich Poet.
O Last, die über meine Kräfte geht,
Verschweigen müssen unter des Gleichmuths Scheine,
Was — Himmelshohe! Gönne diesem Herzen das Eine,
Vor dir, vor dir sich auszuweinen und klagen:
Du weißt, ich darf nicht alles sagen.

Das ist zugleich auch eine Probe, wie Schafheitlin mit dem Rhythmus und der Sprache umgeht. Doch kann er es auch anders; davon sei folgendes ergreifende Gedicht Zeugniß:

Träteſt du zu mir ins Zimmer
Mit dem einst geliebten Blick,
Mit der süßen Augen Schimmer,
Die so lange mein Geschick.

Träteſt du mit Geisterschritten
In die Thür und sähst mich an —
Glaubst du, es bedürfe bitten?
Nein, nimm mich zur dir hinan!

Diesen Traum von Licht und Dunkel
Lösch ihn aus, ich bin bereit:
Trägt mich deines Aug's Gefunkel
Liebend durch die Ewigkeit.

Auf sechs Bände sind **Johannes Wedde's** Werke (Nr. 5) berechnet; der erste mit 422 Seiten Text, 75 Seiten Erläuterungen und Anmerkungen, 53 Seiten Vorwort und Uebersicht über Leben und Werke liegt uns vor. Die Gedichte sind numerirt, die Strophen gezählt; die Anmerkungen bewegen sich durchaus im Stile der Goethe-Forschung. Zum Beispiel zu Gedicht 150 und 159:

Mit diesen Gedichten begann Wedde sich ein neues dickes Octavheft anzulegen, von dem jedoch nur die ersten Seiten, eben mit diesen Gedichten, beschrieben sind. 159 stand zwischen 155 und 156 — — die jetzigen Ueberschriften sind erst später entstanden. Ursprünglich waren ihnen statt dessen die folgenden Bemerkungen vorgesetzt: 150 4—5/4 81 ABC-Straße. In schlafloser Nacht, nach erfolgter Zusage betreffs der Bürgerzeitungsgründung u. s. w.

Und Gedicht Nr. 106 lautet folgendermaßen: „Auf dem Hanstein 1865. Ins Fremdenbuch, am Tage nach dem Tode meiner Mutter, als ich noch nichts wußte (der Text fehlt).“

Es ist schwer, bei solchem Forscherfleiß ernst zu bleiben. Ist denn Wedde ein Goethe? Mag er für Hamburg, insbesondere die dortige Socialdemokratie unendlich viel bedeutet haben, was ist uns Hekuba! Die Kritik fragt nach der innern Berechtigung, die Gedichte eines Dichters in dieser Weise herauszugeben, zu commentiren, zu erforschen und zwar mit dem ganzen Kammerdienereifer und der in Demuth ersterbenden Bewunderung jedes Zettels, die uns bei der Erforschung des Größten, Goethe's, so widerwärtig berührt. Nun finde ich aber in dem poetischen Werth von Wedde's Gedichten diese Berechtigung keineswegs. Es ist ja viel Poetisches jeder Gattung in diesem Bande aufgespeichert, da in chronologischer Reihenfolge alles, was ein so reicher Geist wie Wedde von 1856 bis 1889 an Versen hervorgebracht hat, wiedergegeben wird. Daß darunter viel Schönes, Originelles, Tiefsinniges sich befindet, soll nicht bestritten werden; aber es ist wirklich eine Aufgabe, es sich herauszusuchen. Ich glaube, daß kein Mensch im Stande ist, das Buch Seite für Seite zu lesen; ja selbst an einzelnen Gedichten, die oft von ungeheuerer Länge sind, erliegt man, zumal wenn der Dichter etwa ein Gedicht von 247 Zeilen mit lauter Assonanzen auf o und e dichtet, und zu diesem Behufe Formen bildet wie entbronnen und geschmogen! Dazu sind Dutzende von Gedichten mit so viel persönlichen, localen oder zeitlichen Anspielungen durchzogen, daß man sie ohne Commentar gar nicht versteht. Wer den Dichter Wedde studiren will, der hat in diesem Bande alles, was er bedarf; wer ihn genießen will, dem hätte der zehnte Theil in guter Auswahl und Zusammenstellung genügt.

Richard Weitbrecht.

Feuilleton.

Von den neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der englischen Literatur verdienen die folgenden Bücher besondere Erwähnung: „William Blake, His Life, Character and Genius by Alfred J. Story" (London, Swan, Sonnenschein) ist ein neuer und im Bezug auf die literarische Gestaltung des Stoffes nicht besonders gelungener Versuch, das Leben und Wirken des eigenartigsten aller englischen Dichter und Künstler in gedrängter Form zur Darstellung zu bringen. Vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren gab Gilchrist eine gediegene und ziemlich erschöpfende Biographie dieses sonderbaren Mannes heraus und seit der Zeit sind zahlreiche Aufsätze in amerikanischen und englischen Zeitschriften über ihn veröffentlicht worden. Was Story diesen verschiedenen Mittheilungen hinzufügt, ist nicht von Belang und was die Anordnung des Materials anbetrifft, läßt sein Werk viel zu wünschen übrig. William Blake wurde als der Sohn eines kleinen Strumpfhändlers 1757 zu London geboren. Schon als kleines Kind fing er an Visionen zu haben und als er neun Jahr alt war, kam er eines Tages nach Hause und erzählte, wie er in Peckham Rye eine große Anzahl von Engeln in einem Baum wahrgenommen habe; er wurde deshalb vom Vater ein lügenhafter Bube gescholten und nur durch die gütige Vermittelung der Mutter vor einer Tracht Prügel bewahrt. In seinem zehnten Jahre kam er in eine Zeichenschule und drei Jahre später begann er originale Gedichte zu schreiben, die eine in der Literatur höchst seltene Frühreife des poetischen Talentes an den Tag legen. Als Künstler ist er hauptsächlich durch seine Aquarellen „Fire", „Plague", „War", „Pestilence", „Famine" und „Inventions to the Book of Job", und als Dichter durch die zwei Sammlungen „Songs of Innocence" und „Songs of Experience" bekannt. Der deutsche Maler Götzenberger (ein Schüler von Cornelius), der England im Jahre 1827 besuchte, sagte, er habe dort viele talentvolle Männer, aber nur drei Männer von Genie gefunden, nämlich Coleridge, Flaxman und Blake, und von diesen sei Blake weitaus der größte.

Sehr werthvoll, wenn auch allzu weitschichtig, ist das zweibändige Werk „Readings on the Inferno of Dante. Chiefly based on the Commentary of Benvenuto da Imola. By the Hon. William Warren Vernon (London, Macmillan) mit einer Einleitung von dem ehrwürdigen Edward Moore. Der Verfasser ist der Sohn des durch seine Prachtausgabe von „Dante" (London 1858) rühmlich bekannten Lord Vernon, und hat bereits das Fegefeuer in derselben sorgfältigen Weise veröffentlicht und beabsichtigt mit noch zwei dem Paradies gewidmeten Bänden den großartig angelegten und oft mit peinlicher Umständlichkeit ausgeführten Commentar abzuschließen. Daß man die göttliche Komödie in Prosa übertragen kann, ohne sie aller Poesie zu berauben und fade und langweilig zu sein, hat Charles Eliot Norton zur Genüge bewiesen. Diese Fähigkeit scheint Vernon vollständig abzugehen; die Uebersetzung ist die allerschwächste Seite des Buches und der Auslegung völlig untergeordnet. Auch typographisch macht das Ganze einen störenden und höchst unangenehmen Eindruck wegen der sechs verschiedenen Lettern, die zur Anwendung kommen.

„A Journey in other Worlds" von John Jacob Astor (Berlin, Karl Ulrich u. Comp.) ist eine auf die wissenschaftlichen Errungenschaften der fernen Zukunft gegründete wilde Phantasterei. Die großen Entdeckungen der letztern Jahrzehnte, namentlich auf dem Gebiete der Elektricität, haben die Einbildungskraft des Verfassers stark erregt, der ihr nach dieser Richtung hin in der ausgelassensten Weise den Zügel schießen läßt. In dem vierten und fünften Kapitel des ersten Buches gibt er eine Schilderung der Welt im Jahre 2000. Die amerikanische Republik hat die zur Zeit herrschende politische Corruption glücklich überlebt und sich über das ganze Nordamerika ausgedehnt; sie umfaßt 11,000000 Quadratmeilen und eine Bevölkerung von 300,000000 Seelen. Die Stadt Newyork allein zählt 14½ Millionen Einwohner und, was von noch größerer Bedeutung ist, erfreut sich einer anständigen und durchaus ehrlichen Verwaltung. Die wichtigste Entdeckung jedoch ist die der „Apergie", welche stärker als die Schwerkraft wirkt und das Befahren der Räume des Himmels ermöglicht. In einem durch diese neue Kraft getriebenen, hermetisch verschlossenen walzenförmigen Luftschiff „Callisto" besuchen drei Herrn zuerst den Jupiter und dann den Saturn, wo sie allerlei Abenteuer erleben, auf die Jagd gehen, schwere Kämpfe gegen Drachen und ähnliche Ungeheuer bestehen, mit Geistern verkehren und nach einer ungefähr sechsmonatlichen Abwesenheit nach der Erde zurückkehren. Der Saturn, wie wir erfahren, ist eine Art Scheol oder Todtenreich, wo die Reisenden einigen verstorbenen Landsleuten begegneten. Nach der Rückkehr feierte der jüngere der drei Herrn seine Hochzeit mit der schönen und trotz der großen Entfernung ihm treu gebliebenen Sylvia, die ohne den Trost eines Briefwechsels mit dem Geliebten ausharren mußte, da eine Postverbindung mit den Planeten noch nicht bestand. Wer an derartigen Romanen Gefallen findet, wird auch dieses Buch mit Vergnügen lesen.

In einer von Bruno Schulze in Dresden gedruckten „Note on the Ancient Mexican Calender System" hat Frau Zelia

Nuttall einen neuen und sehr wichtigen Beitrag zu dem von ihr entdeckten altmexikanischen System der Zeiteintheilung in Jahre, Monate und Tage geliefert. Die in dieser Broschüre niedergelegten Ergebnisse ihrer weitern Untersuchungen auf diesem Gebiete theilte die gelehrte und scharfsinnige Forscherin dem im vorigen Sommer zu Stockholm tagenden zehnten internationalen Amerikanisten-Congreß mit, und wird bald ein vollständiges, mit vierzehn erläuternden Tafeln versehenes Werk über denselben Gegenstand im Verlag des Peabody-Museums der Harvard Universität zu Cambridge in Nordamerika veröffentlichen.

„Ideala, a Romance of Idealism by Charles Grissen" ist der Titel eines in reimlosen Versen abgefaßten Büchleins, das uns von Charles Grißen, McMinnville, Oregon, zukommt. Die Dichtung leidet an auffallenden metrischen und sprachlichen Mängeln, ist jedoch nicht ohne eine gewisse Originalität der Auffassung und Ausführung. Am besten gefallen uns die darauffolgenden kleinern Gedichte.

George Moore's zweibändiger Roman „Esther Waters" (Leipzig, Heinemann u. Balestier) macht uns mit Leuten bekannt, mit denen wir im wirklichen Leben nicht gern verkehren. Hier haben wir mit allerlei Turfsport treibendem Gesindel zu thun, Stallburschen, Roßkämmen, Reitknechten, Raufbolden und den gemeinen Weibern, die solchen Gaunern und Grobianen Gesellschaft zu leisten pflegen. Aus diesen niedrigen Kreisen kommt man gar nicht heraus. Diese pöbelhafte Roheit ohne den leisesten Anhauch der Poesie schildert der Verfasser mit außerordentlicher Wahrheit, die den Leser zuweilen unwiderstehlich hinreißt, aber zu oft mit Widerwillen erfüllt. Die brutalen Vorgänge in der öffentlichen Entbindungsanstalt, wo die Heldin ihr uneheliches Kind zur Welt bringt, sind mit einer Anschaulichkeit und Ausführlichkeit dargestellt, um welche der derbste französische Realist G. Moore wol beneiden dürfte, aber es ist zweifelhaft, ob solche Scenen in den Bereich der Dichtung gehören. Die Charaktere sind stark individualisirt und scharf gezeichnet und die mannichfaltigen Begebenheiten und zuweilen ekelhaften Situationen mit künstlerischem Geschick in die Handlung zu einem Ganzen verarbeitet. G. Moore kennt das englische Volk und gibt ein treues, aber wenig erfreuliches Bild von dessen Leben und Treiben, worin die Kehr- und Schattenseite des von dem britischen Gentleman so leidenschaftlich getriebenen Sports hervortritt. In der Originalausgabe hat der Roman bereits einen ungewöhnlichen buchhändlerischen Erfolg gehabt.

In der spannenden Erzählung „Philip and His Wife" (Boston, Houghton, Mifflin u. Comp.) behandelt Frau Margaret Deland eine brennende Frage der Gegenwart, nämlich das wahre Wesen der Ehe, und schildert mit großer Kraft und lebendiger Anschaulichkeit die traurigen Folgen verschiedener Misheirathen in den untern sowie in den obern Schichten der Gesellschaft. Der Held der Dichtung, Philip Shore, ist zu der festen Ueberzeugung gekommen, „that marriage without love is as spiritually illegal as love without marriage is civilly illegal"; und um die Beleuchtung und Anwendung dieses Satzes dreht sich die ganze Geschichte. Das gewissenhafte und beharrliche Festhalten an diesem Grundsatz führt zu ernsten Auseinandersetzungen und schließlich auch zur Trennung von seiner eigenen schönen, geistreichen, aber wenigstens ihm gegenüber herzlosen und gefühllosen Gattin, die von der Bildfläche nach Paris verschwindet, um die Zahl der dort in bedenklicher Weise sich ansammelnden dames déclassées noch zu vermehren. Der äußerst interessante Roman bricht mit der wieder erneuerten Verlobung des Herrn Roger Carey mit der jugendlichen und pflichttreuen Alicia Drayton ziemlich schroff ab und flößt dem empfindsamen Leser eine gewisse Bangigkeit um die Zukunft dieses Ehepaares ein. Ueberhaupt sollte die Verfasserin noch einen Band recht bald erscheinen lassen, um die praktische Wirkung der Shore'schen Ehescheidungstheorie und den Einfluß derselben auf den sittlichen Charakter und das Lebensschicksal der Geschiedenen darzuthun. Wir haben das Recht, billigermaßen wenigstens zu verlangen, daß der als Ehemann unthätige und unbedeutende Philip ein hervorragender Künstler und die cynische, selbstsüchtige Cecil eine liebenswürdige und uneigennützige Wohlthäterin und Trösterin der Armen und Unglücklichen sein werden. Frau Deland ist durch mehrere Prosadichtungen, „John Ward, Preacher", „Sidney", „The Story of a Child", „Tommy Dove and other Stories", rühmlich bekannt; namentlich in der Schilderung der Kinderwelt hat sie Ausgezeichnetes geleistet. Ueber die von der kleinen Molly aufgestellte Frage, warum Gott den Teufel nicht umbringe, haben schon große mittelalterliche Theologen sich den Kopf zerbrochen, und die Sorgfalt, mit der sie einen ausgefallenen Milchzahn bis auf den Auferstehungstag in einer Schachtel aufbewahren wollte, erinnert an die naive Vorstellung manchen Glaubenslehrers über das Wiederzusammenfinden der zerstreuten und verwesten Gliedmaßen der Verstorbenen beim jüngsten Gericht.

— Auch in diesem Jahre ist ein neuer Roman von Georg Ebers zu erwarten. Er hat den Titel: „Im Schmiedefeuer" und spielt in Nürnberg zur Zeit Rudolf's von Habsburg.

Bibliographie.

Bekenntnisse eines alten Pfarrers. In Briefen an seine Frau. Leipzig, H. Haessel. 8. 1 M. 60 Pf.

Blum, Dr. H., Fürst Bismarck und seine Zeit. II. Band: 1853—63. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchh. 8. 5 M.

Buch, M., Aus dem Lande der tausend Seen. Finnische Novellen. 2 Bde. Leipzig, H. Haessel. 8. 4 M. 80 Pf.

Buchner, W., Feldmarschall Graf Helmuth von Moltke. Festgabe zum fünfundzwanzigsten Jahrestage der Schlacht bei Sedan. Lahr, Moritz Schauenburg. Gr. 8. 5 M.

Delbrück, H., Die Polenfrage. Berlin, Hermann Walther. Gr. 8. 80 Pf.

Deussen, Dr. P., Allgemeine Geschichte der Philosophie mit besonderer Berücksichtigung der Religionen. Leipzig, F. A. Brockhaus. Gr. 8. 7 M.

Dittmar, F., Balladen und poetische Erzählungen. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag. 12. 75 Pf.

Eck, U. v., Zigeuner der Großstadt. Roman. Berlin, O. Janke. 8. 4 M.

Ewald, H. F., Griffenfeld. Historischer Roman. Berlin, Otto Janke. 8. 4 M.

Geiger, L., Karoline von Günderode und ihre Freunde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 3 M. 50 Pf.

Kupka, P. F., Wiener Papyri. Skizzen aus Jung- und Altägypten. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag. 8. 4 M.

Löwe, F., Renatus. Ein märkisches Reiterbild. Epos in drei Theilen. Leipzig, A. Fischer. 8. 5 M.

Moltke, H. Graf v., Geschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870—71. Volksausgabe. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 8. 3 M.

Philippi, A., Die Frauenfrage. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing. 8. 80 Pf.

Reusche, Dr. Friedrich, Gefängniß-Studien. Leipzig, Renger'sche Buchh. 8. 2 M.

Rosegger, P., Als ich jung noch war. Neue Geschichten aus der Waldheimat. Leipzig, L. Staackmann. 8. 4 M.

Rümelin, G., Reden und Aufsätze. Dritte Folge. Freiburg i. Br. u. Leipzig, Akad. Verlagsbuchh. von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 8. 6 M.

Rüttenauer, B., Zeitiges und Streitiges. Ein literarisches Skizzenbuch. Heidelberg, Georg Weiß. 8. 3 M. 20 Pf.

Schanz, Frida, Aehrenlese. Neue Sprüche. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing. 8. 1 M. 20 Pf.

Schenk, Luise, Mühlengeschichten. Breslau, Ed. Trewendt. 8. 5 M.

Stalker, D. James, Das Leben Jesu. Freiburg i. Br., Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 8. 80 Pf.

Treitschke, H. v., Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. V. Theil: Bis zum Jahre 1848. Leipzig, S. Hirzel. Gr. 8. 10 M.

Verne, J., Der Findling. 2 Bände. Wien, A. Hartleben. 8. 1 M. 50 Pf.

Wille, Eliza, Fünfzehn Briefe von Richard Wagner. Nebst Erinnerungen und Erläuterungen. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 3 M.

Willner, A. M., Sphinx Amor. Novellen. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag. 8. 3 M.

Witten, Margarete v., Undine. Dramatisches Märchenspiel. Leipzig, Georg Wigand. 8. 80 Pf.

Wolzogen, E. v., Fahnenflucht. Novelle. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 1 M.

Yonge, Charlotte M., Die Taube im Adlerhorst. Eine Geschichte aus vergangenen Tagen. 3. Auflage. Leipzig, Fr. Richter. 8. 3 M.

— — Ein Maßliebchenkranz. Eine Familienchronik. 3. Auflage. Leipzig, Fr. Richter. 8. 4 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Gespräche und Briefwechsel
mit

Arthur Schopenhauer.

Aus dem Nachlasse von
Karl Bähr
herausgegeben von **Ludwig Schemann.**

8. Geh. 2 M. 50 Pf.

Der Verfasser, Justizrath Dr. Karl Bähr, war ein besonderer Liebling Schopenhauer's, der dessen Briefe an ihn selbst als die interessantesten bezeichnet, die er erhalten. Diese Briefe erscheinen hier zum ersten mal, ergänzt durch Schopenhauer's Antworten. Von hervorragendem Interesse sind auch Dr. Bähr's Aufzeichnungen über die Gespräche, die er während wiederholter Besuche mit Schopenhauer geführt hat, eine Sammlung charakteristischer Aussprüche des großen Philosophen. Der Herausgeber, Professor Dr. Ludwig Schemann, hat die Schrift mit einem Vorwort und Nekrolog versehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schopenhauer-Briefe.

Sammlung meist ungedruckter oder schwer zugänglicher
Briefe von, an und über Schopenhauer.
Mit Anmerkungen und biographischen Analekten herausgegeben von
Ludwig Schemann.
Nebst zwei Porträts Schopenhauer's von Ruhl und Lenbach.

8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

Die in dieser Sammlung mitgetheilten Briefe liefern ein interessantes Charakterbild des berühmten Philosophen von seiner frühesten Jugend bis an sein Ende. Eine Einleitung und zahlreiche Notizen des Herausgebers dienen zur Erleichterung des Verständnisses. Die beigegebenen zwei Porträts Schopenhauer's werden hier zum ersten mal veröffentlicht.

Das Werk ist ein wichtiger Beitrag zur Schopenhauer-Literatur, unentbehrlich für alle Besitzer der Schriften des Philosophen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wohlfeile Lieferungsausgabe von

Arthur Schopenhauer's
Sämmtlichen Werken.

8. 45 Lieferungen von je 5—6 Bogen. Jede Lieferung 40 Pf.

Auch in 6 Bänden zu beziehen. Jeder Band geh. 3 M., geb. 4 M.

Diese Originalausgabe entspricht ganz den strengen Anforderungen, die Schopenhauer an die Veröffentlichung seiner Schriften gestellt hat. Sie zeichnet sich aus durch deutlichen Druck, gute Ausstattung und Vollständigkeit des Textes. Der wohlfeile Preis und die bequemen Bezugsbedingungen gestatten jedem den Erwerb dieser Originalausgabe.

Deutsche Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Neue belletristische Erscheinungen.

„Wie ich's sah!“

Erzählungen von
Wolfgang Alexander Meyer.
Preis geheftet M. 3. —; fein gebunden M. 4. —

Der Herr von Zalaur.

Roman von
Alice von Stürckow.
Preis geheftet M. 4. —; fein gebunden M. 5. —

Ferner ist soeben erschienen:

Karoline von Günderode
und ihre Freunde.

Von
Ludwig Geiger.
Mit dem Porträt der Dichterin.
Preis geheftet M. 3. 50; fein gebunden M. 4. 50

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Glänzendes Weihnachtsgeschenk
für alle Gebildeten!

Studien zur
Litteratur der Gegenwart.

19 allgemeinverständliche, fesselnde Feuilletons über Hebbel, Freytag, Storm, Bodenstedt, Fontane, Scheffel, Keller, Wildenbruch, Rosegger, Baumbach, Seidel, Hauptmann, Sudermann, Daudet, Ibsen, Tolstoi, Besant, Rydberg, Snoilsky von Professor Dr. **Adolf Stern.** **Gediegenstes** Werk des berühmten Litterarhistorikers. **Prachtvolle** Ausstattung, hocheleganter Einband, **vorzügliche Illustrationen.** Pr. Mk. 10.50 br., Mk. 12.50 geb.

Hervorragendste Novität.

V. W. Esche, Verlag
Dresden-A. 16.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Urvasi.

Indisches Schauspiel von **Kalidasa.**
Deutsch metrisch bearbeitet von
Edmund Lobedanz.

Dritte Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 47. — 22. November 1894.

Philipp Spitta.

Am 13. April dieses Jahres beschloß Philipp Spitta, der bekannte Musikforscher, sein Leben. Als Sohn des Dichters von „Psalter und Harfe" am 27. December 1841 zu Wechold (Hannover) geboren, studirte er in Göttingen Philologie, war dann Gymnasiallehrer in Reval (1864—66), Sondershausen (bis 1874) und Leipzig (1874/75). Zwei Jahre nach dem Erscheinen des ersten Bandes seiner Bach-Biographie (1873), also im Jahre 1875, wurde er nach Berlin in die Stellung berufen, die er bis zu seinem Tode bekleidet hat.

Sein Leben war reich an Arbeit, aber auch reich an Erfolgen. Unter ihnen wird man die äußern, an Titeln und Auszeichnungen, gewiß nicht zu den ersten und höchsten zu rechnen brauchen. Seine Haupterfolge gründen sich auf die großen Verdienste, die er sich als akademischer Lehrer und Musikforscher erworben hat. Was man in dieser Hinsicht als das „Werk Spitta's" bezeichnen darf, ist bedeutend genug, um auch an dieser Stelle gebührend, wenngleich ohne jede Voreingenommenheit gewürdigt zu werden.

Spitta ist wol der erste akademische Lehrer der Musikgeschichte gewesen, um den sich eine Anzahl junger Gelehrter, seine Schüler, zu einer festgeschlossenen Gruppe oder „Schule" vereinigt haben. Sein früherer Beruf als Gymnasiallehrer, den er offenbar aus innerster Neigung gewählt hatte, machte ihm auch in seiner spätern Stellung den Umgang mit jungen, strebsamen Männern zum Bedürfniß. Anregung zu geben und Anregung zu empfangen, galt ihm als schönste Lebensaufgabe. Und so schuf er sich in einer Anzahl trefflicher Schüler, die den liebenswürdigen immer entgegenkommenden, hülfsbereiten Lehrer mit glühender Hingabe verehrten, das schönste und bleibendste Denkmal. Je nach der individuellen Begabung und Neigung des Einzelnen wußte er seinen Schülern ein geeignetes Arbeitsfeld zuzuweisen. Auf dem noch so viele öde Strecken aufweisenden Gebiet der Musikgeschichte fand sich für jeden etwas, das mit frischer Kraft in Angriff genommen wurde. Das Gebiet der ältern italienischen Oper (namentlich Monteverdi) übernahm Vogel, der späterhin mehrere höchst werthvolle bibliographische Arbeiten veröffentlicht hat; Fleischer versuchte sich auf dem Gebiet der Neumen und der Geschichte der ältern Instrumentalmusik; Seyffert behandelte mit sehr gutem Erfolge die ältere niederländische Organistenschule, die sich um Meister Sweelinck gruppirt; Friedländer die Geschichte des deutschen Liedes, insbesondere aber die Biographie Franz Schubert's, Sandberger Orlando di Lasso und seine Zeit u. s. w.

Dies sind die bedeutendsten unter den zahlreichen Schülern Spitta's; was sie und die übrigen geleistet haben, geschah fast ausnahmslos auf Anregung ihres Lehrers, der allein schon dadurch — ganz abgesehen von dem was er selbst Förderliches für die Musikwissenschaft gethan — das Anrecht auf die höchste Anerkennung der Nachwelt sich erworben hat.

Spitta's eigenstes Werk aber ist seine Bach-Biographie. Mit diesem größten Meister der Töne ist sein Name, man kann wol sagen, für immer verknüpft. Daß der Sohn des Dichters von „Psalter und Harfe" gerade für diesen Meister eine ausgesprochene Vorliebe von Kindheit an hatte, ist leicht begreiflich. Die Vorarbeiten zu dem Werke begannen, wie man einer Notiz auf S. XIX der Vorrede entnehmen kann, in Reval. Spitta's Vorbild war Otto Jahn's Mozart-Biographie. Wie Otto Jahn aus der vor Mozart liegenden Kunstepoche all' die Fäden herausgriff, an die Mozart's Kunst anknüpfte, wie er zum ersten mal in einer Musikerbiographie bemüht war, das Wirken und Schaffen seines Meisters im historischen Zusammenhange mit der Vorzeit zu beleuchten, so versuchte Spitta die gleiche Arbeit bei Bach. „In dem vorausliegenden Zeitraume die Fäden auszusondern, welche jenen Knoten schürzen sollten, den Ursachen nachzuspüren, warum sie gerade in einer Persönlichkeit wie Bach zusammenlaufen konnten" (vgl.

Vorwort z. „Seb. Bach" I, S. VI), war das Haupterforderniß, wenn eine so riesengroße Erscheinung wie die Sebastian Bach's nach dem Maßstabe ihrer Zeit richtig gemessen werden und in ihrer ganzen Eigenart vollkommen erkannt und gewürdigt werden sollte. Der längere Aufenthalt in Sondershausen, also in der Nähe der thüringischen Heimat Bach's, die nahen Beziehungen zu Leipzig, die Spitta in jener Zeit anknüpfte, förderten seine Arbeit, für die er eine bewundernswerthe Energie, Umsicht, vor allem aber einen über alles Lob erhabenen Fleiß an den Tag legte. Selbst das Geringste und Kleinlichste schien ihm, wenn es Bach betraf, bedeutend genug, um für seine Zwecke verwerthet zu werden. Vor allem wandte er auf die Vorgänger Bach's als Orgel- und Vocalcomponisten das eingehendste Studium. Die Früchte dieses Studiums, gewissermaßen „Parerga" dazu, waren die Ausgabe der Orgelcompositionen Buxtehude's und die Vorbereitung einer Ausgabe der Werke Schützens, deren letzter Band erst kurz vor des Herausgebers Tode seinen Abschluß fand. Hier wie überall, wo Bach's Lebens- und Entwickelungsgang in den anderer Meister eingreift, bietet Spitta in seiner Bach-Biographie Excurse, so eingehend, gewissenhaft und gründlich, als man sie nur wünschen mag. Die mehr als hundertjährige Familiengeschichte der thüringischen Künstlerfamilie Bach, die geschichtliche Entwickelung der von Bach gepflegten musikalischen Formen: Choral, Cantate, Oratorium (Passion), die Geschichte der kirchlichen Liturgie in Leipzig, die historische Bedeutung Pachelbel's, Muffat's, Buxtehude's, Kuhnau's, Reinken's und vieles andere dieser Art sind ausführlich entwickelt. Dadurch ist um das Wirken Bach's selbst ein so dichtes Gewebe von anderweitigen Specialforschungen gehüllt, daß allerdings das Hauptbild selbst mitunter verdeckt und der Leser weit ab von dem eigentlichen Thema geführt wird. Man erkennt dementsprechend überall das mühevolle, rastlose Ringen Spitta's mit der Ueberfülle des sich ihm darbietenden Stoffes und hat nicht selten — so recht im Gegensatz zu Otto Jahn's Mozart — den Eindruck, daß der Stoff des Verfassers Herr ist. Otto Jahn dagegen hatte es meisterhaft verstanden, sich den nicht minder reichen, allerdings nicht gar so entlegenen Stoff, vollkommen zu unterwerfen, das Wesentliche, Charakteristische auszuscheiden und in wenigen, kurzen Zügen mit der Hand des Meisters das Bild einer Kunstepoche oder einer Einzelerscheinung zu entwerfen. Jahn faßte zusammen — Spitta legte auseinander. Jahn entwarf ein Bild in den natürlichen Farben seines Meisters, dieser durchsetzte es vielfach mit fremden Farben; dort haben wir eine einheitliche concentrirte Darstellung, hier eine vielfach durchbrochene und divergirende. Daher auch leicht erklärlich ist, weshalb Jahn's „Mozart" von Anfang bis zu Ende gleichmäßig fesselt und den Leser anzieht, während Spitta's „Bach" an die Ausdauer des Lesers mitunter sehr harte Anforderungen stellt. Aber ist auch die Methode und die Lösung der Aufgabe hier und dort recht verschieden, in der Hauptsache ist das Resultat bei beiden Gelehrten dasselbe: eine auf feste Fundamente gegründete und mit größter Hingabe zuverlässig und sicher gearbeitete Künstlerbiographie, ein rühmliches Denkmal deutschen Fleißes und deutscher Wissenschaft. Wie bei Otto Jahn, so gründet sich bei Spitta die wissenschaftliche Forschung so weit als möglich auf die einzig sichere Quelle: auf die Handschriften Mozart's und Bach's, um deren Auskundschaftung, Erforschung und Ausbeutung sich beide ein gleiches unvergängliches Verdienst erworben haben.

Die starke Betonung seines philologisch-historischen Standpunktes Bach gegenüber, insbesondere der Grundsatz: der Genuß eines Kunstwerkes beruhe auf historischer Einsicht; das Kunstwerk müsse deshalb genau so, wie es der Künstler geschaffen, zur Darstellung kommen, verwickelte Spitta in eine scharfe Polemik mit einer Anzahl nicht blos theoretisch, sondern auch — und zwar in hervorragendem Maße — praktisch gebildeter Musiker, insbesondere mit Julius Schäffer, dem Director der breslauer Singakademie. Den äußern Anlaß bot die erste Aufführung des von Spitta begründeten leipziger Bach-Vereins (am 23. Januar 1875), über die Spitta einen Bericht in der „Allgemeinen Musik-Zeitung" veröffentlicht hatte. In demselben war auf die Robert Franz'schen Bearbeitungen Bach'scher Cantaten hingedeutet, in denen die für diese Werke unerläßliche Orgelbegleitung durch ein Bläserquartett (Clarinetten und Fagotte) ersetzt ist. Schäffer faßte diese Notiz als eine Ablehnung der von Franz meisterhaft ausgeführten, aber eventuell einem Bläserquartett überwiesenen Orgelstimme auf. Spitta beging in der Erwiderung („Musikal. Wochenblatt", Jahrgang 1875) den Fehler, daß er die Ausführung der Orgelstimme an sich für eine relativ leichte und minder bedeutende Arbeit ansah, die Bach zum großen Theil andern Organisten überlassen habe, während er sie selbst freilich — vorkommendenfalls — auf das kunstvollste zu improvisiren pflegte. Sein Festhalten an der Wiedergabe Bach'scher Compositionen in historisch getreuer Form stieß des weitern an die Unmöglichkeit, einzelne Instrumentalpartien (z. B. Trompeten, Oboenchöre), so wie sie Bach geschrieben, zur Ausführung zu bringen. Dazu kam das Unglück, daß die unter Spitta's Einfluß herausgegebenen Cantaten hinsichtlich der Ausführung der Orgelstimme weit hinter den Anforderungen, die an einen correcten musikalischen Satz zu stellen sind, zurückblieben. Das gab Schäffer Veranlassung, in einer erbitterten Broschüre (Sebastian Bach's Cantate: „Sie werden aus Saba alle kommen", Leipzig 1877) gegen Spitta vorzugehen.

Eine ähnliche Polemik wiederholte sich 1889 nach dem Erscheinen der von Spitta herausgegebenen Sonaten Friedrich's des Großen, deren Klavierbegleitung ebenfalls empfindliche Mängel aufweist. Man wird demgegenüber begreiflich finden, wenn Spitta's Gegner in einseitiger Auffassung des „Musikhistorikers" verlangte, der Historiker solle nicht auf ein Gebiet hinübergreifen, das dem Künstler zugehöre. Den rechten Standpunkt fand keine der streitenden Parteien: den nämlich, daß der wirkliche Musiktheoretiker auch ein

in jeder Beziehung gebildeter praktischer Musiker sein müsse. Nur die Vereinigung der theoretischen Erkenntniß und historisch-philologischen Bildung mit wohlgebildetem praktisch-musikalischem Sinn befähigt zur vollkommenen Lösung von Aufgaben, wie die unter Spitta's Einwirkung unternommenen waren. Daß Spitta darin nicht so glücklich wie in seinen rein literarischen Leistungen war, kam daher, daß seine praktisch-musikalische Bildung nicht auf gleicher Höhe mit seiner theoretischen stand. Der neuern Musik — mit Ausnahme des stellenweise archaisirenden Brahms — stand er kühl bis ans Herz hinan gegenüber. Mit der romantischen Schule von Spohr bis Schumann-Brahms schloß sein tiefergehendes Interesse für die musikalische Production. In diese Zeit hatte er sich in seinen letzten Jahren ganz versenkt, wie zahlreiche Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften beweisen, Aufsätze, die in zwei stattlichen Bändchen „Zur Musik" (1892) und „Musikgeschichtliche Aufsätze" (1894, nach seinem Tode) bei Gebr. Paetel in Berlin erschienen. Ueberall folgt man hier mit größtem Interesse der emsigen und gewissenhaften Arbeit des Verfassers; überall sieht man ihn mit rastloser Geschäftigkeit Bausteine — oft aus den entlegensten Winkeln — herbeitragen, um diese oder jene Lücke in unserer musikwissenschaftlichen Kenntniß auszufüllen; überall empfindet man, daß ihm nichts höher gilt, als der Wissenschaft in reinster und selbstlosester Hingabe zu dienen, Wahrheit zu suchen und Wahrheit zu verkünden. Wo er irrt, irrt er menschlich. Wohl allen, die nicht schwerer irrten als er! Niemand darf sagen, daß er sich hier wie überall seine Aufgabe leicht gemacht und etwas vertheidigt habe, wovon er nicht im Tiefinnersten überzeugt war.

Aus der Feder der Schüler Spitta's ist nach seinem Ableben so manches Wort des Lobes über ihren Meister geflossen. Man hat seine Verdienste uneingeschränkt gepriesen, und dem Bilde des Lehrers nur verklärte, sonnenhelle Züge gegeben. Das ist begreiflich und entschuldbar. Wenn ich es unternahm, das Werk Spitta's nicht blos nach der einen Seite hin zu beleuchten, so geschah das wahrlich nicht, um das Andenken eines so hochverdienten Mannes herabzusetzen, sondern nur, um ein wahres und durch keine Voreingenommenheit beeinflußtes Bild des verdienstvollen Musikforschers und seiner Bedeutung für die Musikgeschichte zu entwerfen.

Heinrich Reimann.

Von deutschen Universitäten.

1. Kurze Uebersicht über die Geschichte der Universität Halle a. S. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Von Professor Dr. Gustav Hertzberg. Halle a. S., Ed. Anton. 1894. 8. 1 M.
2. Festschrift zur Feier des zweihundertjährigen Bestehens der Universität Halle. Festausgabe der Saalezeitung. Herausgegeben von Dr. Just. Heudel. Halle, O. Hendel. 1894. 8. 75 Pf.
3. Aus zwei Jahrhunderten. Geschichte der Studentenschaft und des studentischen Corporationswesens auf der Universität Halle. Nach urkundlichen Quellen bearbeitet von König, Landgerichtsrath. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1894. 8. 4 M.
4. Heidelberger Studentenleben zu Anfang unseres Jahrhunderts. Nach Briefen und Acten von Dr. Ed. Heyck. Zweite Ausgabe. Mit 4 Lichtdruckbildern. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 1 M.

Die erhebende Jubelfeier der Universitäten Halle und Königsberg, die vor kurzem unter zahlreicher Betheiligung begangen worden sind, haben die öffentliche Aufmerksamkeit wieder einmal lebhafter als gewöhnlich der Bedeutung unserer Hochschulen für deutsches Leben und deutsche Bildung zugewandt. Natürlich haben sie auch eine Anzahl von Festschriften hervorgerufen, von denen wir auf die, welche uns neuerdings zugegangen sind, heute einen Blick zu werfen gedenken, indem wir ein in zweiter Auflage vorliegendes, das heidelberger Studentenleben angehendes Büchlein anschließen.

Wer sich nicht an Schrader's großes in d. Bl. schon besprochenes Werk wagen will, der findet in G. Hertzberg's Schrift (Nr. 1) einen — freilich nicht ausreichenden — Ersatz dafür. Denn was wir in diesem aus zwei Vorträgen erwachsenen Büchlein erhalten, das scheint mir doch mehr als nöthig den Charakter des bloßen Referates zu tragen. Wir erfahren zwar alle Hauptthatsachen aus der behandelten Zeit; wir werden auch in einige ihrer wichtigsten Epochen, wie die Zeiten des Pietismus und des „gemüthvollen Rationalismus" etwas genauer eingeführt; aber in großen Partien bleibt die Darstellung doch allzu unbelebt. Gewiß durfte der Verfasser bei dem Zweck, den er verfolgte, eine bestimmte Ausdehnung nicht überschreiten; das wäre aber auch zur Erreichung dessen, was ich vermisse, nicht nöthig gewesen. Er hätte sich nur entschließen sollen, alles für uns Unwesentliche, statt es kurz zu besprechen, ganz zu streichen, dadurch wäre nach mäßiger Schätzung mindestens ein Viertel des Raumes für weitere lebensvolle Ausführung der wichtigern Partien verfügbar geworden. Jetzt bietet die Schrift bisweilen seitenlang nicht viel mehr als verklungene Namen von Professoren mit Angabe des Faches, das sie seiner Zeit vertraten. Das zeigt sich schon in der ältern Zeit manchmal; am störendsten tritt es aber hervor im letzten Abschnitt, der der Entwickelung der Universität von den Freiheitskriegen bis etwa 1850 gewidmet ist. Sollte diese wichtige Periode überhaupt noch behandelt werden, so durften wir unbedingt mehr über sie erwarten. Was nützt es denn, Männer wie Tholuck und den alten Erdmann — um von vielen andern zu schweigen — mit wenigen Zeilen abzuthun? Da wäre ein früheres Abbrechen entschieden vorzuziehen

gewesen. Für den dadurch abermals verfügbar gewordenen Raum hätte sich reichliche Verwendung gefunden. Wird doch z. B. Friedrich August Wolf's entscheidungsvolle Thätigkeit in Halle, der Schrader die dreifache Zahl von Seiten widmet, bei Hertzberg in zehn Zeilen mit folgenden Worten abgethan:

Dieselbe Zeit sah den großartigen Aufschwung einer Wissenschaft, die bis dahin in Halle noch keinen epochemachenden Vertreter gefunden hatte, nämlich der Sprach- und Alterthumsforschung. Hier gewann einer der genialsten deutschen Philologen, der seit 1783 als ordentlicher Professor in Halle thätige F. A. Wolf, ein gebietendes Ansehen. Von bleibender Bedeutung wurde das philologische Seminar, welches nach dem Vorgange von Erlangen und Göttingen Wolf im Einverständniß mit dem Kanzler am 15. October 1787 ins Leben gerufen hat.

Und sogar ein für Halle so unvergleichlich bedeutungsvoller Mann wie August Hermann Francke tritt durchaus nicht mit der nöthigen Lebendigkeit vor unsere Augen. Besonders stiefmütterlich aber sind die Universitätseinrichtungen und das studentische Leben bedacht worden. Wol nimmt Hertzberg bisweilen einen Anlauf, darauf einzugehen, aber die Ausführung entspricht niemals selbst bescheidenen Erwartungen. Wenn ich so mancherlei an der Schrift anders wünschte, so will ich dem Verfasser doch die Anerkennung, die er verdient, nicht verkürzen. Was er gibt, das ist in einer, wenn auch nicht besonders lebhaften und anregenden, so doch durchaus reinen Sprache geschrieben, und er bewahrt den verschiedenen theologischen Richtungen und überhaupt den Zeitströmungen gegenüber, die es zu schildern gibt, sowie in seinem Urtheile über einzelne hervorragende Persönlichkeiten stets die ruhige Objectivität des Historikers — oft wäre vielleicht sogar eine etwas lebhaftere persönliche Antheilnahme nicht vom Uebel gewesen, namentlich in einer Schrift, die doch nicht für die Fachkreise, sondern fürs größere gebildete Publikum bestimmt ist.

Die Festschrift (Nr. 2), die die Redaction der „Saalezeitung" hat erscheinen lassen, zeichnet sich vor Hertzberg's Buch durch einen frischern Ton aus. Das in lateinischer und deutscher Fassung gegebene Festgedicht von Felix Dahn wirft in geschickter Weise einen Blick auf Hauptmomente und Hauptpersönlichkeiten der hallenser Universität. Es folgt ein gut geschriebener Aufsatz von Hertzberg „Zur Entwickelung der Fridericiana"; dann widmet Rudolf Wather dem „Academicus Halensis" eine frischgeschriebene Plauderei. Beiden Aufsätzen sind passende Holzschnitte beigegeben. Wol den werthvollsten Beitrag zur Festschrift aber bringt Arnold Wellmer in seiner wehmüthig-schönen Plauderei über Gaudeamus igitur und (dessen Erneuerer) Magister Kindleben. Theile daraus sind wol allen unsern Lesern aus den Zeitungen bekannt geworden. Es folgen endlich „Gedenkblätter", d. h. Mittheilungen aus den Dankzuschriften, die dem Festcomité zugegangen sind.

Eine willkommene Ergänzung zu Hertzberg's Schrift bildet König's (warum fehlt der Vorname?) Buch „Aus zwei Jahrhunderten" (Nr. 3); denn das studentische Leben, das in jener eine allzu dürftige Berücksichtigung findet, bildet in diesem den einzigen Gegenstand und wird mit großer, ja zum Theil wol mit übertriebener Ausführlichkeit behandelt. Der Verfasser bekennt sich als frühern Corpsstudenten; aber wenn auch eine allzu sehr ins Einzelne gehende Breite bei dem Abschnitt über die S.-C.-Streitigkeiten am meisten hervortritt, so hat dieser Umstand seine ruhige Unparteilichkeit und Sachlichkeit anscheinend nirgends zu beeinträchtigen vermocht: er wird nicht nur den Burschenschaften, gegen deren polizeiliche Verfolgung er scharfe Worte findet, sondern selbst Verbindungen wie dem Wingolf mit seinem schroffen Gegensatz gegen das Duell und manche damit zusammenhängenden studentischen Sitten gerecht; denn die Bemerkung, daß jener sich geringer Sympathien in den akademischen Kreisen erfreue, ist ja sachlich begründet. König gliedert sein Buch in eine kurze orientirende Einleitung und die vier Abschnitte: I. „Der Comment"; II. „Die Studentenschaft und ihre Obrigkeit"; III. „Die Studentenschaft unter sich"; IV. „Die Studentenschaft und das Militär". Natürlich fehlt es nicht an culturgeschichtlich interessanten oder humoristisch gefärbten Abschnitten; ich denke dabei an den Theaterskandal gegen Döbbelin 1771, an den Studentenauszug vom Februar 1822 und die ihn schildernde im biblischen Chronikenstil gehaltene kurze Schrift, an die Vorgänge in der Sylvesternacht 1830/31 und ihre Folgen, an das königliche Rescript von 1767 (S. 121 fg.) und an manches andere. Am längsten und nach meiner Meinung zu ausführlich ist der dritte Abschnitt; er umfaßt beinahe zwei Drittel des Buches und geht theilweise auf ganz unbedeutende Vorgänge innerhalb der einzelnen Corporationen ein, die doch eigentlich nur für deren Mitglieder oder alte Herren Interesse haben können; in diesen Dingen hätte der Verfasser wol etwas mehr an weitere Kreise denken können. Auch eine etwas frischere Darstellung, die mit der so wohlthuend berührenden Sachlichkeit gewiß nicht unvereinbar gewesen wären, würde dem Buche zum Vortheile gereicht haben. Aber auch so wie es ist, darf es mit Freuden begrüßt werden und hat gewiß in den Kreisen der „Alten Herren" zahlreiche dankbare Leser gefunden.

Anziehender wol als Hertzberg's Werkchen, das freilich zunächst mehr Leser finden wird, dürfte sich doch auf die Dauer E. Heyck's Buch (Nr. 4) erweisen, das bei Gelegenheit des heidelberger Universitätsjubiläums zuerst erschien. Es wird, mit seinen vier hübschen Lichtdruckbildern, auch jetzt wieder unter den Freunden Altheidelbergs nicht nur, sondern des deutschen Studentenlebens überhaupt freundliche Aufnahme finden. Es schildert in anmuthig belebter Art die wichtigsten Vorgänge aus der Zeit von der Wiederaufrichtung der Ruperto-Carolina in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts bis zur Auflösung der Burschenschaft im Jahre 1819. Nach einigen einleitenden Betrachtungen widmet Heyck einem Auszug nach dem benachbarten Neuenheim und einem noch an ältere Zeiten gemahnenden Streite mit den Handwerksburschen einen

Abschnitt, und wendet sich weiter zur Schilderung von Thibaut's bedeutsamem ersten Rectorat, um dann das studentisch-gesellige Leben im allgemeinen, das Treiben der Landsmannschaften und Corps, das hier verhältnißmäßig spät erfolgende Erwachen des nationalen Gedankens und endlich das Emporkommen der heidelberger Burschenschaft, ihre Verhandlungen und Conflicte mit dem Senat und den andern Verbindungen und ihre zeitweilige Auflösung infolge der Mordthat Sand's darzustellen. Doch besser als weitere allgemeine Bemerkungen wird eine Stelle aus der Schilderung eines Fackelzuges, den die Burschenschafter im Jahre 1817 dem Verbot des Senats zum Trotz in kecker, aber gelungener Improvisation dem damals auf der Höhe seines Dichterruhms stehenden Jean Paul darbrachten, in die Art des Buches einführen:

Mächtig und feierlich erklang das dreifache Hoch auf „Jean Paul Richter, den Lieblingsdichter der Deutschen" und ihm folgte nun eine überschwenglich sentimentale, aber schöne und ernste Scene, ein echt Jean-Paul'sches Stimmungsbild. Ein von Carové verfaßter Festgesang ward angestimmt, die erwählten Ehrenritter wollten sich zu Richter, bei dem Voß und Schwarz waren, hinauf begeben, „da trat", so erzählte ein Theilnehmer, „der herrliche, liebreiche Kraftmensch mit Thränen im Auge selbst in unsere Mitte. Jeder wollte ihn sehen, jeder ihn herzen; es war ein Kampf, seine Hände zu drücken. . . ." In der laubumkränzten Mütze eines der Burschen ging Jean Paul eine Strecke mit ihnen über die Brücke; beim Abschiede sprach er noch die Worte: „Ich dachte jetzt mehr an Gott als an uns!" Die Burschen, noch immer überselig in Freude, Rührung und Begeisterung blieben in der Hirschgasse bis zur Polizeistunde zusammen, dann kehrten sie ruhig heim, und erst ein später Schlaf leitete die Eindrücke des unvergeßlichen Abends in glückliche Träume hinüber.

Edmund Lange.

Zur neuern Literatur über Amerika.

Die Weltausstellung zu Chicago führte neben den vielen, die zum Vergnügen, aus Neugierde, oder aus technischem Interesse die Metropole am Michigansee besuchten, selbstverständlich auch manchen Zeitungsberichterstatter hinüber, der dann nach dem von Schiller gekennzeichneten System „des kurzen Gedärms" sofort in den Spalten seiner Auftraggeberin seine Abenteuer auf der nicht mehr unbekannten Route Newyork-Niagara-Falls-Chicago zum Besten gab. Wenige, unter die Paul Lindau rühmlichst zu rechnen ist, haben ihre Reise weiter ausgedehnt und ihre Kenntniß von Land und Leuten sowol nach Breite wie nach Tiefe zu erweitern gestrebt. Bei allem redlichen Bemühen wird es aber doch nicht möglich sein, dem deutschen Leser eine klare Einsicht in amerikanisches Denken und Fühlen und insbesondere in die Stellung und Eigenart des Deutschamerikaners zu geben, wenn man nicht längere Zeit an einem Orte weilend den Finger an den Pulsschlag des öffentlichen Lebens beobachtend hat legen und auch in das private Leben tiefere Einblicke hat thun können. Mit Interesse habe ich darum ein Büchlein durchgelesen*), das zunächst einmal mit der Jubiläumsausstellung gar nichts zu thun hat und sich auf einen, allerdings typischen Ort des Westens, auf Kansas-City im Staate Missouri, beschränkt. Die darin niedergelegten Beobachtungen sind schon im Jahre 1890 während eines längern, mehrere Monate dauernden Aufenthaltes gemacht worden, sind also nicht mehr ganz neu. Theilweise gilt hier, was der Verfasser selbst (S. 11) sagt: „Wer aber die Vereinigten Staaten wiedersieht, nachdem er sie zehn bis funfzehn Jahre nicht gesehen hat, der findet des Unerwarteten und Neuen kein Ende." Das trifft jedoch nur zu für die äußern Erscheinungsformen des amerikanischen Lebens, für das gewaltige Anwachsen der Städte, für die findigen Verbesserungen in Industrie und Hauswirthschaft; es gilt aber viel weniger von der innern Entwickelung. Der Charakter des Yankee, des Iren, des eingewanderten und des in Amerika geborenen Deutschen und die davon abhängigen Verhältnisse weisen keine solchen Schwankungen auf, wie ich bei einem Vergleiche mancher eigener während eines fast dreijährigen Aufenthaltes in Neu-England und während weiterer Reisen nach dem Westen vor einem Jahrzehnt gemachten Beobachtungen mit den Below'schen Schilderungen von heute wieder gesehen habe.

Below, der schon früher längere Zeit als Arzt in Newyork prakticirt hat, führte die Absicht nach Kansas-City, die dortigen großartigen Armour'schen Schlachthäuser zu besuchen. Er wollte nicht blos einen Einblick in die Technik eines solchen Riesenunternehmens gewinnen, sondern mehr noch interessirte ihn die hygienische Seite der Sache. Die Technik, die uns übrigens als in einigen Punkten noch vervollkommnet durch die Zeitungsberichte neuesten Datums über chicagoer Schlachthäuser bekannt geworden ist, ist unbedingt staunenswerth; sie ermöglichte damals (S. 59) eine tägliche Abschlachtung von 8000 Schweinen, 1200 Ochsen und 500 Schafen, wenngleich diese höchste Zahl nur selten erreicht wurde: z. B. hielt sich die gewöhnliche bei den Schweinen durchschnittlich auf 6000. Die vom Verfasser gegebene Schilderung des Ganzen ist sehr anschaulich und berührt noch besonders sympathisch dadurch, daß auch die Stimme der Menschlichkeit in liebenswürdiger Weise zum Ausdrucke kommt. Was ist doch der Mensch für ein gefräßiges Raubthier! — Die gleiche Anerkennung, wie der Technik, vermag aber der Verfasser den hygienischen Vorkehrungen nicht zutheil werden zu lassen. Eine Untersuchung der Schweine auf Trichinen findet nicht statt, schon weil, wie mit souveräner Hochachtung vor sich und seiner Nation Herr Armour dem Verfasser erklärte, „es keinem

*) Bilder aus dem Westen. Von E. Below. Leipzig, F. W. Grunow. 1894. 8. 3 M.

gesitteten Menschen in Amerika einfällt, auch nur ein Stück ungekochten Schweinefleisches, weder rohen Schinken noch Cervelatwurst, in den Mund zu nehmen" (S. 104). Die seither für den Export behördlich angeordnete Trichinenschau wird in der Fußnote zu S. 105 erwähnt. Wer amerikanische Verhältnisse kennt, ersucht jedermann, nicht darüber zu lachen. Auch die Beobachtung der Rinder auf Aktinomykose (Entwickelung des Spaltpilzes im Maule der Thiere) läßt alles zu wünschen übrig, ingleichen die auf Perlsucht. So meint denn der Verfasser auf S. 103: „Die Zustände im Weltfleischmarkt müssen eben jeden denkenden Menschen auf eine nothwendige Inangriffnahme (!) internationaler hygienischer Maßnahmen aufmerksam machen." Ein Ergebniß, das unsern Manchestermännern und ihrem Anhange bei Beurtheilung des amerikanischen Fleischimports immer vor Augen gehalten werden müßte.

Aber diese Verhältnisse sind es doch eigentlich nicht, die dem Verfasser die mittheilende Feder in die Hand gedrückt haben. Es sind allgemeinere Gesichtspunkte und daran sich anknüpfende Betrachtungen, und diese verleihen dem Buche einen über das sonst für solche Schilderungen geöffnete Tagesfeuilleton der Zeitungen hinaus einen bleibendern Werth. Er erzählt in dem einleitenden Kapitel, wie er und die Mitreisenden bei ihrer Ende Januar 1890 angetretenen Fahrt im Ocean ins Treibeis geriethen. Die dieses Erlebniß im ersten Kapitel wiedergebende Naturschilderung liest man mit der wachsenden Ueberzeugung, daß der Verfasser ein schönes Verständniß für die ursprüngliche Großartigkeit der Natur im Herzen trägt; es bekundet sich auch an andern Stellen (s. u. a. S. 214 fg.) und hat zugleich den Vorzug, nicht überflüssiges Nebenwerk zu sein, sondern für die Hauptsache die Stimmung vorzubereiten. Nachdem die Dania, ein hamburger Schiff, jene Schwierigkeiten überwunden hat, kommt es zu einer behaglichen Aussprache der Reisenden mit dem bisher immer im Dienste angespannten Kapitän. Kein Mensch hat während des Anschauens und Bewunderns des schönen Naturschauspiels an die wirklich vorhandene Gefahr gedacht. Der wackere Schiffsführer klärt seine Zuhörer beim Nachtschoppen darüber auf und in den sich anspinnenden Gesprächen stellt er die europäischen Staaten in ihrer augenblicklichen Lage in Vergleich mit seinem eben aus dem Eise mit ruhiger Sachkenntniß und Kaltblütigkeit herausgeführten Schiffe; er wünscht den Leitern, daß sie zu ihrer Nautik des Staats eine vom Glück und von reichlicher Energie und Vernunft recht unterstützte Fähigkeit bezeugen möchten. Gleichzeitig vergleicht er das immer noch wachsende und werdende Amerika mit Rom. Nicht mit dem Rom unserer Tage, nicht mit dem des Mittelalters, sondern mit dem des Alterthums, das durch den Zuzug von allen Seiten schließlich zur Weltmacht herangewachsen sei. Dieser Gedanke kehrt dem Verfasser dann in der letzten Zeile seines Büchleins wieder, er ist also auch sein eigener geworden.

Das ist ohne Zweifel ein geistreicher Gedanke und derartige begegnen dem Kenner amerikanischer Zustände in dem Buche noch oft. Man bedauert nur immer, daß man die Verwirklichung solcher Gedanken wahrscheinlich, im vorliegenden Falle sicher, nicht mit erlebt. Denn es handelt sich um nichts Geringeres, als um die Hoffnung auf die dereinstige Niederkämpfung des in Amerika noch immer viel furchtbarer als bei uns und darum vielleicht auch um so eher dem Verderben entgegeneilenden Mammonismus, und dann um die Besiegung des in der Praxis mindestens ebenso oft, wenn nicht öfter, als das wahre Christenthum, auftretenden und herrschenden Pseudochristenthums, jener hochmüthigen, die Herrschaft über alles anstrebenden, fluchwürdigen Heuchelei, die auch den überzeugten Bekenner des Gottmenschen nach außen zum grinsenden Mephisto macht. Aber der Verfasser glaubt an diese Möglichkeit: wenn erst die Welt regiert wird nicht blos durch die Kenner des römischen Rechts, sondern durch die Kenner der Natur — ich vermeide, um Misverständnissen vorzubeugen, den Ausdruck Naturrecht —, so wird es zunächst hier in Europa und dann auch drüben in Amerika besser werden. Der Mann ist ja ein Revolutionär — wie kann man Eisenbahnen, Unterricht, Landwirthschaft und ähnliche Dinge ohne Juristen richtig verwalten?! Aber zum Glück zeigt der Verfasser in versöhnender Weise an, auf wen er seine Hoffnungen setzt. Er meint, das deutsche Volk werde diese hohe Mission so hier, wie dort erfüllen können. Ich wünschte, der Verfasser behielte recht; aber ich glaube nicht daran. Ohne mich auf diesseitig-continentale Verhältnisse, wie sie nun eben sind, einzulassen, möchte ich seine jenseitigen Hoffnungen schon deswegen bezweifeln, weil er selbst wenig entzückt ist von der politischen Intelligenz und dem sonstigen Charakter unserer deutschen Landsleute; er sagt es mitunter geradezu, mehr noch aber sieht es der kundige Leser zwischen den Zeilen, daß dieser amerikanische Deutsche alles Mögliche prätendirt, alles Mögliche zu sein hofft und nebenbei den Yankee als eine verächtliche Menschenklasse betrachtet — in seinen Turner- und andern Sonntagsversammlungen, um dann befriedigt in das Joch des Alltags bis zum nächsten Sonntag zurückzukehren, wo er sich bei Bier und Rauchtabacк von dem Nachbar und vice versa seine politische Ueberlegenheit klar machen lassen kann. Denn im Bier liegt die Freiheit! Und darum gibt es keinen bessern Apostel dieser hehren Göttin, keinen erlauchtern Vertreter deutscher Cultur als den deutschen Bierwirth in den sämmtlichen nicht-temperenzlichen Staaten von Nordamerika, gewisse Ausnahmen, aber wenige selbstverständlich, gern zugestanden. Die für Kansas-City beobachteten Beispiele gibt Below an verschiedenen Stellen, und das ist gerade charakteristisch; denn sonst wiederholt sich ein gescheiter Autor nicht gern (vgl. S. 28 fg., 205 fg., 238 fg. und sonst gelegentlich). Wenn man diese Bierbankpolitiker jämmerlichster Prägung nicht selbst kennen gelernt hätte, so würde man manches von Below Erzählte für

Uebertreibung oder müßige Erfindung halten. Aber es ist buchstäblich wahr und in Wirklichkeit, namentlich zur Zeit der Wahlen, die der Verfasser wenigstens während seines diesmaligen Aufenthalts, nicht miterlebt hat, noch viel schlimmer. Wer will es da dem geschäftskundigen und nüchtern erwägenden Yankee übel nehmen, wenn er unsere deutschen Landsleute ebenso wie die Iren als voting cattle betrachtet und behandelt? Ich thäte es auch so!

Es gibt zwar noch immer Leute, die kraft ihrer höhern Bildung ein Gegengewicht gegen solches Plebejerthum abgeben könnten. Mit Recht betont aber der Verfasser an verschiedenen Stellen, daß das Gros der deutschen Ansiedler aus dem Heimatlande einen giftigen Haß mitgebracht hat gegen alles am Landsmanne, was nach höherer Bildung aussieht. Es will sich nun mal auch ohne diese idealste Beschränkung im Genusse seiner Freiheit kannibalisch wohl fühlen. Am betrüblichsten macht sich das auf dem Gebiete der Heilkunde bemerklich. Nur im Nothfalle consultirt der Durchschnitts-Bier-Germane den akademisch gebildeten deutschen Arzt. Sonst ist ihm jeder Quacksalber lieber, wenngleich das Unerhörteste und Albernste in Reclame und Pfuscherei geleistet wird. Das vierte Kapitel des Buches und sonst oft wiederkehrende Beobachtungen sind, wie ich aus eigener Erfahrung bestätigen darf, Wort für Wort zu unterschreiben. Diese Mittheilungen sind deswegen auch für uns in Deutschland nicht ohne Interesse, weil nach der durch den Fortschritt errungenen socialen Stellung der Aerzte als Handwerker kein Hinderniß vorliegt, daß die Verhältnisse sich bei uns mit der Zeit ähnlich gestalten.

In dieser Richtung gewährt bei Below der bisherige Pastor Fischer, der nach dreisemestrigem Studium den Talar mit dem Doctorstab vertauscht, eine treffende Illustration. Zur bessern Fundirung seiner neuen Existenz betrügt er seine bisherige Gemeinde um die für Erwerbung des Bauplatzes und Errichtung der Kirche eingezahlten Gelder, und viele finden das so „smart“, daß sie beschließen, ihn von nun an zu ihrem Arzte zu machen. Bei dieser Gelegenheit erhalten wir ein Bild davon, wie neue Stadttheile entstehen. Ein Consortium reicher Leute oder auch ein Nabob für sich kauft ein gewaltiges Areal in der Nähe der werdenden Großstadt. Das wird nun ausgelegt, der Plan mit bekannter Reclamefertigkeit veröffentlicht und zum Kaufe eingeladen. Mit geringer Anzahlung, schon von 5 Dollar an, kann man Grund- und Bodeneigenthümer werden. Es steht wol auch schon eine kleine Holzvilla auf dem Grundstück, die Holztrottoirs sind auch schon gelegt — alles womöglich auf Credit, und der neue Eigenthümer kann sich ganz gemüthlich einrichten, vorausgesetzt, daß er seine beim Kauf ausgemachten Abschlagszahlungen gehörig einhält, die, wie bei allen solchen Geschäften, um zwei- bis dreihundert Procent zu hoch berechnet sind. Thut er das nicht, so fällt das Grundstück wieder dem ursprünglichen Besitzer anheim; dem bisherigen Inhaber bleibt dann wenigstens die schöne Erinnerung, einmal Villenbesitzer gewesen zu sein. Dieser Vorgang wiederholt sich aber um so öfter, als die Stadtverwaltung das Legen von Gas- und Wasserrohren und der Schleusen Unternehmern überläßt, denen sie nur die Rechnungen bestätigt. Diese müssen binnen spätestens zwei Jahren bezahlt sein; der derzeitige Grundstückseigenthümer haftet mit seinem Grund und Boden für diese Schuld. Das weitere kann man sich denken; denn der Unternehmer behält diese ihm von der Stadt gegebene Anweisung nicht in Händen, er sucht sie sobald als möglich zu discontiren; dabei ist ihm der ursprüngliche Unternehmer gern behülflich und so hat dieser dann ein Mittel mehr in der Hand, den Käufer aus seinem Besitzthum zu verdrängen, wenn die Zeit gekommen ist.

Ein besonderes Kapitel ist den amerikanischen Frauen gewidmet. Ihren Charakter sucht man dem besuchenden Fremdling durch verschiedene Gespräche klar zu machen. Diesen Gesprächen, die sich sehr oft zu Monologen des einen besonders Unterrichteten umgestalten und auch an andern Stellen sich über andere Gegenstände in dieser Weise ausspinnen, kann man eine gewisse trockene Lehrhaftigkeit nicht absprechen; wenn der Verfasser sich Zeit hätte nehmen können, insbesondere aus den darin sehr reichhaltigen Zeitungen das und jenes zur Illustration seiner einzelnen Abstractionen zu verwenden, so würde er interessanten Stoff genug gehabt haben. Die von ihm erzählte Geschichte der jungen, muthigen Deutschamerikanerin, die mit ihrer zähen Energie schließlich einem betrügerischen Rechtsanwalt, übrigens einer Säule der Kirche, ihr und ihres Bräutigams Vermögen entreißt und dadurch ihrem Erwählten, einem Deutschen von ausgezeichneten Geistesgaben, den Glauben an den Werth des Daseins wiederschenkt, diese Geschichte bildet doch nur den Beleg für den einen, allerdings bei Amerikanerinnen nicht zu selten zu findenden Charakterzug großer Selbständigkeit im Denken und Handeln ohne Darangabe feinern weiblichen Taktes. Aber als die Regel ist er doch nicht zu bezeichnen, ebenso wie ich nicht glaube, daß die Liebe allein bei der Amerikanerin nur eben so weit reicht, als der Mann ihrem in ihm gesehenen Idealbilde treu bleibt. Das dürfte, wo von solchen Gefühlen überhaupt die Rede sein kann, wol unter den Gebildeten aller Nationen der Fall sein. So ganz stimmt das auch nicht mit der in einem der frühern Kapitel mitgetheilten, übrigens völlig richtigen Beobachtung, daß die amerikanische Frau bei dem völlig in der Dollarjagd und Dollaranbetung aufgehenden Dasein des Mannes in vielen Fällen allein die Aufgabe erfüllt, das geistige Herdfeuer zu hüten. Auf die Schattenseiten einer bei weitem größern Anzahl von Amerikanerinnen kommt der Verfasser so gut wie gar nicht zu sprechen: ich rechne dahin große Oberflächlichkeit sowol in geistiger als gemüthlicher Beziehung, allzu kühle Berechnungsgabe, wenig Freude an dem stillen häuslichen Walten, ein Fehler, der leider auch bei uns sich immer mehr bemerklich macht; die Unlust, sich selbst

um gewisse häusliche Aufgaben zu bekümmern, insbesondere um die Küche, — es liegt ihr ebenso viel Hochmuth als Trägheit zu Grunde — versteckt sich hinter der Behauptung, daß so etwas nicht ladylike sei; von Putzsucht soll nicht hervorhebend geredet sein: die Alte Welt ist da durchaus nicht in der Lage, sich „bieten" (to beat) zu lassen, wie der wohlredende Deutschamerikaner zu sagen pflegt —. Nach dieser Seite hin also hat der Verfasser durch eine zu günstige Brille im einzelnen Falle das Allgemeine gesehen. Das gilt wol auch von seiner Beurtheilung des amerikanischen Schulwesens (Kapitel 13, S. 179 fg.). Er zeigt in seiner Beurtheilung doch nur den modernen Arzt, der bekanntlich auch auf Pädagogik geaicht ist und neben der Krankenkassenpraxis auch das Gebiet der Schulhygieine und Schulreform als ersprießlich betreibt.

Von ganz besonderer Wichtigkeit ist jedoch das „Menschenleben und Eigenthum" überschriebene zehnte Kapitel. Es beweist an dem Malling'schen Proceß, dem als Folie die summarische Aburtheilung eines Pferdediebes beigegeben ist, wie das Geschworenenwesen und die ganze Rechtspflege in demokratischen Staaten, ganz besonders aber in Amerika, geeignet sind, eine völlige Rechtlosigkeit, vor allem des minder Begüterten herbeizuführen. Wie steht es da aber mit der Zukunft Amerikas als des Roms der Zukunft? Zwar manches gerade in neuester Zeit Geschehene und Geschehende weist auf gewisse Aehnlichkeiten; z. B. scheinen die letzten Arbeiterunruhen, denen gegenüber der Staat eine Zeit lang sich machtlos erwies, für denkende Köpfe den Gedanken der Dictatur seines frühern Schreckens entkleidet zu haben. Aber gerade darin liegt auch der Gegenbeweis. Was in dem Kampfe der Plebs gegen die Patres, natürlich gewisse Vorgänge zu Zeiten höchster politischer Leidenschaft ausgenommen, so überraschend und großartig wirkte, das ist die Gesetzlichkeit, das Gefühl für die alle verpflichtende Kraft des Gesetzes. Dem steht in Amerika jener auf Rousseau's Lehren begründete Individualismus gegenüber, der mit jedem Tage neue und wunderbarere Blüten treibt; allerdings läßt das auch wieder auf einen Rückschlag hoffen. Eine Notiz der „Nation" vom 10. April 1884 — das Blatt wurde bis etwa um jene Zeit noch von Karl Schurz geleitet — kam mir bei diesen Gedanken in Erinnerung. Es handelt sich in der betreffenden Nummer unter anderm um das betrübliche Factum, daß in Cincinnati ein Mann, der vom Schaffner der Pferdebahn nicht bemerkt wurde, als er für sich das Halten des Wagens wünschte, auf den rücksichtslosen Beamten mit dem Revolver schoß. Dazu bemerkt die „Nation": „Wahrscheinlich war der Gedankengang des Mannes etwa folgender: «Die Leitung dieser Pferdebahngesellschaft ist schon lange unerträglich gewesen. Die Leute lassen zu wenig Wagen laufen und deren Schaffner sind nachlässig und unverschämt. Dieser Bengel da sieht sich nicht nach den Fahrgästen um, wie es seine Pflicht wäre, sonst hätte er mich gewahr werden müssen. Würde ich mich nun an der Geschäftsstelle über ihn beklagen, so würde mir das, selbst wenn ich die Nummer wüßte, nichts nutzen, denn sie sind alle miteinander Spitzbuben. Die Gerichtshöfe sind ebenfalls verderbt und faul. Ich muß deswegen die Vollmachten zu meinem Schutze, die ich den Beamten dieses Staates und dieser Stadt ertheilt habe, zurücknehmen und muß diesen Wagen auf die natürliche Weise zum Stehen bringen, in der Pferdebahnwagen vom Urmenschen, ehe sich Staaten gründeten, zum Stehen gebracht wurden.» So bum, bum, ging seine Pistole. Schade, daß er arretirt wurde, ehe Schaffner und Fahrgäste ihrerseits ihre Beziehungen zum Staate lösen und zur Selbstvertheidigung auf ihn pfeffern konnten."

Ich schließe mit dem nochmaligen Hinweis darauf, daß das Below'sche Buch des Anregenden und Lesenswerthen recht viel enthält.

Konrad Sturmhoefel.

Allerlei Poesien.

1. Tag und Nacht. Gedichte von Alfred Mombert. Heidelberg, J. Hörning. 1894. 8. 2 M.

Eine Lyrik des realen Lebens — warum nicht, wenn sie die Merkmale der Poesie aufweist? Niemand meine, daß das Leben der Wirklichkeit weniger poetisch sei als erdichtetes Leben. Alfred Mombert behandelt in seinen Gedichten Menschen und Sachen, die in der sinnenfälligen Welt bestehen, die Arbeit, die Armuth, die Krankheit, das Laster und dergleichen; aber von Poesie ist vorderhand nur hin und wieder ein leiser Hauch zu verspüren. Er bemüht sich krampfhaft, modern zu sein. Aehnlich den sogenannten Impressionisten, einer Malergruppe, deren Werke in den meisten Fällen Farbenkleckserei sind, behandelt auch er irgendein realistisches Thema nur andeutungsweise, abgerissen, mit ein bischen Stimmung, am öftesten in reimlos fortfließenden, prosaähnlichen Zeilen. Das Gesuchte und Affectirte, das dabei herauskommt, ist nichts weniger als künstlerisch. Manches ist in seiner skizzenhaften Manier der reine Unsinn, bei dem der Leser nicht weiß, was er denken soll, z. B. das Gedicht „Freund":

Hinter blaurothem Vorhang . . .
Fern überm Ocean . . .
Mexiko . . .
Nur in Nächten — Nächten,
Da mein Geist einsam
Belauscht das All —
Hinter dem Vorhang
Grell blitz es auf!
Pistollenknall!

„Freund — Freund“ — —
Hinter blaurothem Vorhang . . .
Fern überm Ocean . . .
Mexiko . . .

Das ist das Lallen und Stammeln eines Kindes oder eines Stotternden, kein dichterisches Gestalten. Wenn ihr die Wirklichkeit schildern wollt, so schildert sie mit Fülle, wie es euch ein Moderner, Gottfried Keller, gelehrt hat. Zeilen, wie die citirten, kann jede Talentlosigkeit ein paar Hundert im Tag hinschreiben. Der letzte Eindruck ist der unfreiwilliger Komik. Der Verfasser ist vermuthlich jung und wird sich hoffentlich noch bessern. Daß er unter Umständen auch etwas kann, beweist sein Gedicht „Spaziergang“, dem eine gewisse Mystik zu eigen ist, welche mit zu den bedeutenden Eigenschaften der echten Lyrik gehört.

2. Natur und Welt. Gedichte von Julius Gersdorff. Dresden, Moritz Näke. 1894. Kl. 8. 2 M.

Neues, Kräftiges, Kühnes wird man in dem kleinen Büchlein vergebens suchen, aber — im herkömmlichen Gleise sich bewegend — manches Freundliche, Friedliche, Glaubensfrohe. Das alte, ewig neue, unerschöpfliche Thema: die Natur mit ihrem Werden und Vergehen liebt der Verfasser über allen andern. Er besingt die Tages- und Jahreszeiten, die Blumen, die Thiere und sonst noch allerlei, zwar nicht mit originellem, aber doch feinem Geiste, in bewegter, reinlich dahinfließender Sprache. Zur Bestätigung mögen ein paar Proben folgen:

Im Maien.

Veilchenzeit,
Alle Herzen neu belebende,
Schwebende, sehnende Wünsche so nah,
Maienzeit,
O, du Lieb' und Freude bringende,
Singende, jubelnde Vöglein sind da.

Der Rose Erwachen.

Aus dem Grün des Blumenkelches,
Eingefaßt wie in Smaragd,
Taucht die Glut der Rosenknospe
Schön in märchenhafter Pracht.
Und die Sonne küßt sie schweigend
Wach aus träumerischem Sinn,
Da erblüht mit tausend Reizen
Schön die Blumenkönigin.

Wie aus der Natur, so holt Gersdorff auch aus der Welt Stoff und Stimmung und erweist sich dabei besonders nach der Gemüthsseite hin als poetisch, z. B. in dem Gedicht „Mutterherz“:

Vergeben und vergessen
Die allergrößte Schuld,
Kann nur des Mutterherzens
Langmüthige Geduld.
Es ist doch nichts so edel
Und es ist nichts so rein,
Als einer Mutter stiller
Verborg'ner Herzensschrein.

3. Neue Gedichte von Arthur Pfungst. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1894. 12. 2 M.

Hier schlagen die Pulse kräftiger. Zwar gehört Pfungst nicht zu denen, die sich stolz „Moderne“ nennen, doch liegt in dem Hefte etwas Modernes, d. h. Aufgewühltes, Klage und Anklage, auch beschäftigt er sich hin und wieder mit Problemen, welche die Furien der Zeit entfesselt haben; allerdings mehr verwerfend als anerkennend. So wenn es heißt:

O Jahrhundert, eb'ne nicht so eilig!
Was die Zeit erschuf, gefeit ist;
Stürz' in Trümmer nicht, was alt und heilig,
Und durch die Vergangenheit gefeit ist!
Tiefer Sinn im Alten liegt verborgen,
Deine Väter hießen es ersteh'n,
Und es sah dich kommen unter Sorgen
— Soll es nicht auch einst dich scheiden seh'n?

Der Verfasser hat ganz recht; aber er hat es unterlassen, die Kehrseite hervorzuheben: es ist in unserm Jahrhundert ebenso wie im vergangenen: das Alte, sofern es morsch und todreif ist, muß naturgemäß zu Grunde gehen. In einem andern Gedicht wird derselbe Gedanke sehr hübsch variirt, in die Pointen auslaufend: „Das gute Neue ist das gute Alte“ und „Das gute Alte ist das gute Neue.“ Windthorst wird mit Recht als ein Mann von starkem Sinn und reinem Herzen gefeiert und mit demselben Rechte verworfen, weil sein Kampf nicht der „Freiheit der Geister“ gegolten hat. Lombroso wird als „mächtiger Geist“ gepriesen, als Begründer der „großen Wahrheit“, daß das Genie nur eine Krankheit ist — mit weniger Recht. Erstens ist der Gedanke durchaus nicht neu, so hat z. B. schon der alte Pope auf die Verwandtschaft zwischen „Genie und Irrsinn“ hingewiesen; und zweitens ist das gleichnamige Buch Lombroso's, mancher Wahrheitserkenntnisse ungeachtet, voll von thatsächlichen Irrthümern und Phrasen. Ohne weiter in Einzelheiten einzugehen: Arthur Pfungst ist ein Dichter. Er hat Gedankenfülle, poetische Kraft, starke Empfindung, und jeder ordentliche Leser kann ihm dankbar sein für die Anregung, die er ihm bietet. Als charakteristisch für seine Anschauung und sein Können citire ich „Lebensfahrt“:

Nicht ziemt's dem Sterblichen vorauszusagen
Die Wirkung seiner Thaten in der Welt,
Er gleicht dem Schiffer, der die Fahrt muß wagen
Ins Meer hinaus — wo manches Schiff geschellt;

Er gleicht dem Landmann, der in Lenzestagen
Den Samen ausstreut und das Land bestellt,
Und der nicht weiß, ob edle Früchte tragen,
Ob in der Glut verdorren wird sein Feld.

Doch wie der treue Sämann unentwegt (!)
Aufs neu' die Körner in den Boden legt,
Den Blick erhellt von froher Hoffnung Schimmer,

So soll der Mensch auch säen seine Thaten,
Vielleicht wird reicher Herbst aus seinen Saaten.
Und für die Guten ist der Lenz ja immer.

4. Zeit-Sonette von Theodor Maurer. Worms, H. Kräuter. 1894. Gr. 8. 1 M.

In der ersten Abtheilung werden den Kaisern Wilhelm und Friedrich die üblichen Huldigungen dargebracht, die zweite Abtheilung geht Bismarck und den jungen Kaiser an. Worte und Thaten sind in Reime gebracht, alles in Sonettenform. Die Gesinnung ist warmer Patriotismus, aber der poetische Gehalt ist nicht groß. Die Sonette sind hart, die Wortstellung ist kraus und der Sinn unklar. Als Beleg diene „Berlin, 26. Januar 1894":

Erschien des Tages junge Königin,
Hält erst sie inn' in jungfräulichem Zagen,
Bis gleich, aufspringend, stolz der Sonnenwagen
Einfährt zum Morgenthor die Siegerin:

Wol säumtest du auch, daß der blöde Sinn,
Das warme Herz erbangend mochte fragen,
Mit Zweifelsorgen sich aufs neue plagen,
Ob doppelt der Verlust gar, statt Gewinn. —

Steige zur Sonne, stolzer Zollern-Aar,
Mit unserm Dank und Jubelgruß, der nie
Zu deinem Tag so warm der Brust entstieg!

Da ist der Alte; „unsern Bismarck", sieh! —
Das Wort in Volkesmund und ist es wahr?:
„Sich selbst besiegen, ist der schönste Sieg."

In ähnlicher Weise geht es durch dreißig Nummern fort. Von diesen Sonetten kann man sagen: man sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht.

5. Sommer. Neue Gedichte von Wilhelm Weigand. München, Hermann Lukaschik (G. Franz'sche Hofbuchhandlung). 1894. 8. 3 M.

Der Titel „Sommer" ist wol symbolisch zu nehmen: er scheint sich auf die Altershöhe des Dichters zu beziehen. Thatsächlich sind die meisten der zahlreichen Stücke abgeklärt, doch nicht müde oder langweilig. Sie haben Schwung, hin und wieder wird ein leichter Ton angeschlagen, doch das Schwere überwiegt, der Verfasser liebt eine gewisse wortreiche Breite. So wenn es gleich am Eingang heißt:

Friede, Friede!
Frühlingsfriede des leuchtendsten Tages!
Zuweilen nur athmet
Ein schmeichelwarmer, duftschwerer Hauch.
Sonst sonniger Ruhe Gottesschweigen.
Aus dem goldsmaragdenen Rasen
Glühen die weißen, goldgekrönten
Sterne makelloser Narcissen,
Und darüber ragen dunkle Cypressen.

Manchmal thut Weigand an schmückenden Beiwörtern zu viel des Guten. Voltaire hat es gesagt, daß das Adjectiv der Feind des Substantivs ist. Das zarte, sangbare Lied gelingt ihm denn auch weniger als die in fortlaufenden Versen abgefaßte, auf Stimmung berechnete Beschreibung. An Mannichfaltigkeit des Stoffes fehlt es nicht. Aus der Natur, aus fremden Ländern, aus der Welt der Kunst und Literatur, aus dem Leben der Gegenwart und dem eigenen Empfindungsleben werden Motive geschöpft und mit einer Gestaltungskraft durchgeführt, welche diese Gedichte weit über das Niveau der emsig betriebenen Durchschnittslyrik emporhebt.

6. Excelsior. Gedicht von E. Salburg. Graz, Verlag Styria. 1894. 8. 1 M. 20 Pf.

In einem Cyclus von Gedichten wird eine Novelle erzählt. In einem alten, reichen Kaufmannshause leben zwei früh verwaiste Geschwister in innigster Liebe: Martha und Hermann. Martha, die viel ältere, hat den Knaben treu und aufopfernd, wie eine Mutter, erzogen und freut sich, als in dem zum Manne Gereiften die edle Saat Früchte zu tragen beginnt. Hermann hat einen Freund, den Grafen Othmar, welcher um die schöne Schwester wirbt, und nicht vergebens, sie wird seine Braut. Aber eines Tages erfährt das reine Wesen, daß der Graf ein Wüstling ist und ein schlechtes Weib zur Maitresse hat. Daraufhin gibt sie ihm den Abschied. Der Bruder zürnt über ihre scheinbare Härte, der Abgewiesene brütet Rache. Indessen erzieht Martha ein armes Mädchen aus dem Volke, Agnes, mit gütigem Sinne heran und hofft, in ihr das richtige Weib für den Bruder gefunden zu haben. Othmar hingegen umgarnt Hermann; ihn, ihr Theuerstes auf Erden, will er ihr rauben, um sie zu Tode zu treffen. Er führt ihn ein in die Welt üppigen Genusses und macht ihn mit Doris, einem verführerisch schönen Weibe, bekannt, das den unerfahrenen jungen Mann schlau in ihre Reize verstrickt. Nachdem er sich sterblich in sie verliebt hat, gesteht sie ihm, daß sie eine Sünderin sei, aber fortan wie Maria Magdalena büßen wolle. Hermann erwählt sie zur Braut. Martha gibt, wenn auch bangen Herzens, ihre Zustimmung und öffnet dem Mädchen ihre Arme. Da kommt ein alter Oheim herzu, er erkennt in Doris die verworfene Geliebte des Grafen, es kommt zu aufgeregten Scenen. Hermann glaubt der Kunde nicht und beharrt auf seinem Entschluß, Doris zu heirathen. Martha, in ihrem Leid wie ein Schatten dahin wandelnd, tritt reisefertig vor den Bruder, sie will seine Schande nicht theilen und das ehrwürdige Aelternhaus verlassen. Doch Hermann fleht sie an, zu bleiben, nicht vorschnell zu richten und das Herz der Erkorenen erst zu erproben; er wolle mit der Hochzeit warten, bis der Schwester Klarheit geworden. Darauf eilt er zu Othmar. Dort trifft er bei schwelgerischem Mahle seine Braut — die Maitresse des Grafen. Vom Liebesrausch geheilt, kehrt er reuig zur Schwester zurück. Nach einem Jahr führt er Agnes zum Altar. Nicht in dieser Fabel liegt der Reiz der Gedichte, sondern in der überaus fein geführten Darstellung. Da ist allenthalben echte Poesie. Ein sinniger Geist, ein tiefes Empfinden, eine edle Anschauung — das sind charakteristische Merkmale, und dazu eine Form, die durch Zartheit und eine Reinheit, wie sie in der modernen Lyrik selten ist, sich angenehm auszeichnet. Wortverstellungen und Satzverrenkungen kommen nicht vor, der Sprache ist der klare, natürliche Fluß gelassen, die Versmaße wechseln mannich-

faltig, mit Vorliebe erscheint die modificirte Nibelungenstrophe angewendet, wie in Uhland's „Des Sängers Fluch". Die Gedichte oder vielmehr, wie es auf dem Titel heißt, das Gedicht, ist indessen nicht episch, vielmehr ist der darüber gebreitete lyrische Hauch die vorzüglich anziehende Eigenschaft. Hier eine kleine Probe:

Die Kirche ist dämmerstille;
Im grünen Friedhofshag
Tönt aus der Blumenfülle
Der Nachtigallenschlag.
Vor dem Marienbilde,
Wo matt die Lampe glüht,
Da duften süß und milde
Viel Myrten, frisch erblüht.

Da kniet, verhüllt im Schleier,
Lang eine Beterin,
Hält eine stille Feier
Der Himmelskönigin.
Das sind die Weihestunden,
Wo Freude wird der Schmerz,
Wenn seinen Weg gefunden
Hat ein verirrtes Herz.

Die Tendenz liegt in dem Worte „Excelsior" — empor im Lebenskampfe, das ist der Grundsatz der mit besonderer Liebe dargestellten Heldin Martha. Man merkt eine subtile Empfindung und eine anmuthige und elegante Hand an dem Verfasser — oder vielmehr an der Verfasserin: denn kein Zweifel E. Salburg ist eine Dame.

7. Lieder aus dem Metzer Lande. Französische Volkslieder verdeutscht durch Emil Erbrich. Metz, Paul Even. 1893. 12. 1 M. 50 Pf.

Erbrich hat sich mit seinen polnischen Volksliedern „Straduna" als gewandter Uebersetzer erwiesen; die vorliegenden französischen stehen hinter jenen nicht zurück. Aus einer im Jahre 1865 für das ehemalige Mosel-Departement erschienenen Sammlung entnommen, sind die sechzig mitgetheilten Stücke mannichfaltig in Inhalt und Form, bald sind es Balladen, bald Lieder im engern Sinne. Wie Erbrich im Vorwort mittheilt, sind sie großentheils in der Fremde entstanden und von Soldaten, blinden Sängern und allerhand fahrendem Volk in das metzer Land gebracht worden, wo sie, von Mund zu Mund gehend, bald populär wurden; andere wieder sind auf heimischem Boden entsprossen und spiegeln das einfache Leben der Landleute in wechselnden Strahlenbrechungen. In ihrer jetzigen Gestalt sind die Lieder nicht alt, aber alt ist ihr poetischer Kern, der sich in den Liedern anderer Völker wiederfindet. Man kennt den Ton in seiner schlichten, treuherzigen Art. Liebesnoth ist das am häufigsten vorkommende Motiv, daneben die Freuden des Lenzes, Tanzlieder, Ernstes und Schalkhaftes. Die Uebersetzung ist wohl gelungen, ohne Zwang und ohne Härte; die Natur, die Unbefangenheit, die Einfalt des Originals ist gewahrt Ueber den Werth des Volksliedes an sich braucht man nichts mehr zu sagen. Man hat seit Herder gelernt, es als eines der köstlichsten nationalen Besitzthümer zu lieben.

Fritz Lemmermayer.

Aus der Erzählungsliteratur.

Der Kriegscorrespondent. Erzählung aus dem russisch-türkischen Kriege von W. W. Wereschagin. Deutsch herausgegeben und eingeleitet von Eugen Zabel. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 1894. 8. 2 M.

„Der Kriegscorrespondent" ist eine ganz eigenartige Erzählung, welche von den landläufigen Erzählungen vortheilhaft absticht. Wir begegnen in ihr Gestalten, welche in sehnendem und liebendem Aufstreben Idealen nachjagen und mit ihren großen Zwecken sichtlich wachsen. Die Heldin geht mit sich streng ins Gebet; sie ist keine Modedame, keine Salonheldin, sie schwelgt nicht in weltlichen, sinnlichen Genüssen, ihr Sinnen und Trachten ist nicht auf das zweifarbige Tuch gerichtet; weit entfernt von Oberflächlichkeit, geht sie vielmehr in die Tiefe. Ihr imponirt gründliches Wissen, wenn es auch nicht mit dem Strome schwimmt, Charakterfestigkeit und werkthätige Nächstenliebe. Wol mag es gar viele Leser und Leserinnen geben, welche, gewöhnt an gesalzene, gepfefferte Lektüre, die Nase rümpfen, wenn Natascha vor dem Geliebten ihres Herzens das Glaubensbekenntniß ablegt: „Ich mag gern nachdenken, ich mag gern lesen, ich mag mich gern freundschaftlich unterhalten, aber nicht mit vielen zugleich, nicht mit Cavalieren, sondern mit gescheidten und einfachen Menschen, aber am meisten möchte und mag ich noch jetzt mit dir sprechen, dir angehören. Du sprichst so gut, ich möchte immer bei dir sitzen und dir zuhören." Das ernste „dumme Gänschen", das so rührend einfach spricht, trägt jedoch durch seine schlichte, verständige und sinnige Art dem wahren Wesen des Ewig-Weiblichen vollauf Rechnung. Nicht ganz mit Unrecht wirft Robert Hamerling den Frauen vor, daß sie einen eleganten Ladendiener, der sie geschickt am Arme führt, einem Newton, welcher diese Führung ungeschickt handhabt, vorziehen. Natascha trifft dieser Vorwurf nicht; sie ist eine Zierde ihres Geschlechts. Ihr steht der seine Tänzerinnen durch seine Ungelenkigkeit in Verlegenheit bringende, aber talentvolle Schriftsteller Werchowzew, dessen Tod nach dem Urtheile der sechsten Großmacht für Rußland „so viel wie eine verlorene Schlacht bedeutete", über die Maßen höher als der schmucke und von der petersburger Gesellschaft „angesteckte" Ordonnanzoffizier des Oberstcommandirenden, welcher sich in der einmal von einem reichen Faulenzer gehörten Phrase, wo-

nach „der Erfolg in der Gesellschaft bei pünktlichem Dienst mehr nützt als das Ochsen“, gefällt. Sie spielt nicht, wie so viele unserer erwachsenen Mädchen, mit Soldaten, und darum verliert sie ihr Herz nicht an Wolodja, der mehr oder weniger Puppen liebt, sondern an den kernigen, gereiften Mann mit dem scharfen, genau beobachtenden Blicke, welcher das Recht auf Glück durch Fleiß und Arbeit erkaufen zu müssen glaubt, aber keinen Augenblick Anstand nimmt, es auf dem Altare des Vaterlandes zu opfern.

Sehr interessant ist die psychologische Analyse des künstlerisch schaffenden und gestaltenden Werchowzew, hinter dem sich offenbar Wereschagin selbst verbirgt. Werchowzew dient ihm als Vorwand, um darzustellen, wie ihm selbst beim künstlerischen Schaffen zu Muthe ist. Er geht von der empirisch verbürgten Thatsache aus, daß viele unsterbliche Erzeugnisse der Wissenschaft, Literatur und Kunst unter den alltäglichsten Umständen zur Reife gekommen sind, und knüpft daran die folgende Betrachtung:

Wenn das „Schaffen“ heißt und das Bedürfniß dazu Inspiration, so hängt diese nicht unmittelbar vom Glanz oder der Armseligkeit der Umgebung ab, sondern ist eher durch eine lebensfreudige oder trübe Stimmung bedingt. Daß die Inspiration unmittelbar wirkt, daß sie fruchtbarer ist unter dem ersten Eindruck, muß man vielleicht dem Umstand zuschreiben, daß ein Mensch, der sich glücklich fühlt, zum Beispiel ein Verliebter, nach dem französischen Ausdruck „expansiver“ ist und die Neigung hat, sich auszusprechen, während ein Trauriger, ein Unglücklicher, ein Betrogener eher geneigt ist, sein Unglück zu verbergen. Diesem ist es nicht um die Darstellung seiner Gedanken zu thun. Zur Inspiration ist sehr viel und zugleich sehr wenig nothwendig. Zu ihr führen häufig jene Augenblicke, in denen beim Zusammentreffen vieler günstiger Umstände der Mensch genießt, erfolgreich spielt, sei es Billard, mit liebevollem Auge schöne Landschaften betrachtet oder — leidenschaftlich Pilze sucht und dabei auf eine Waldwiese stößt, die mit ihnen bedeckt ist. . . . Manchmal brachte Sergei Iwanowitsch den ganzen Tag nichts zu Stande und erst der Abend oder die Nacht kamen ihm zu Hülfe und entschädigten ihn dafür. Sobald er auf Hindernisse stieß, namentlich wenn er die Literatur des Gegenstandes zu studiren, Nachforschungen über Localitäten, Costüme und Charaktere der Personen und dergleichen anzustellen hatte, ging eine solche Masse von Kraft bei diesen Vorbereitungen verloren, daß für das Schaffen selbst wenig mehr übrig blieb, so daß es dadurch verlangsamt wurde. Es bedurfte einer starken Inspiration und Stimmung, um alle diese Hindernisse zu beseitigen. Sofort etwas zu erfahren, festzustellen und die Bibliotheken durchzustöbern, wurde ihm manchmal so sauer, daß die geplante Arbeit aufgehalten wurde.

Im übrigen ist es freilich kein lichtes, sonniges Gemälde, welches der Verfasser von dem künstlerischen Ringen Werchowzew's entwirft; es trägt nicht einmal helldunkle, sondern ausschließlich dunkle Farben. Er malt sich als einen Märtyrer seines schriftstellerischen Hanges und Dranges, welcher kein rechtes Vertrauen zu seiner schöpferischen und verdichtenden Kraft hat und nur mühsam im Schweiße seines Angesichts durch hartnäckigen Fleiß und unermüdliche Ausdauer jeden Schritt nach vorwärts dem in seinem Geiste bohrenden und nagenden Wurm des Zweifels abquälen und abringen muß. Wie unter diesen Umständen ein in sich harmonisch geschlossener, einheitlicher, organischer Aufbau, ein unmittelbares, aus einem Gusse hervorgehendes Ganzes zu Stande kommen kann, welches nicht die Spuren des Zusammenschweißens und Zusammenleimens verräth, ist mir allerdings vollkommen unbegreiflich.

Die vorliegende Erzählung ist in Sprache und Gedanken männlich, energisch, bilderreich, originell und ausdrucksvoll. Sie bringt uns die bekannten Generäle Skobelew und Gurko menschlich näher, sie entrollt in packender, lebendiger Weise bewegte Scenen aus dem unvergeßlichen Kriegstheater um Plewna und aus den Spitälern. Wie von den Gegenständen dieser Schilderungen, so gilt von den Schilderungen selbst der classische Ausspruch: „Ein Bild, würdig des Pinsels von Salvator Rosa.“ Der berühmte Maler bewährt sich auch, wenn er die Feder führt, als ausgezeichneter Maler, der farbiges Leben vor unsern Augen entstehen läßt. Einen ganz besondern Reiz aber erhält der „Kriegscorrespondent“ durch die freilich etwas zu breit ausgesponnenen Monologe der Hauptgestalten, in denen sie sich über ihr Thun und Treiben und die Personen, die in ihr Schicksal eingreifen, Rechenschaft abzulegen bemüht sind.

Bernhard Münz.

Biographisches.

Siebzig Jahre. Geschichte meines Lebens. Von Otto Roquette. Zwei Bände. Darmstadt, A. Bergstraeßer. 1894. Gr. 8. Geb. 7 M. 50 Pf.

Selten hat uns ein Memoirenwerk so kühl gelassen, ja um es ganz offen zu gestehen, so gelangweilt wie dieses, und wenn wir sagen müßten, warum, so kämen wir in große Verlegenheit, das Ding beim rechten Namen zu nennen. Denn für die Tugenden des Mannes sind wir gewiß nicht blind. Eine freundliche Seele, ein empfängliches Gemüth, ein wohlwollendes Herz war dem Selbstbiographen von Jugend auf eigen. Er hat auch das Seinige redlich gethan um sich eine achtungswerthe Stellung zu erwerben, er hat jahraus jahrein fleißig geschaffen: Gedichte, Novellen, Dramen, gelehrte Bücher, und mit seinem Erstling, „Waldmeisters Brautfahrt“ hat er sogar Ruhm und zahlreiche Auflagen erlebt. Aber wir schwärmen leider weder für den „Waldmeister“ noch für seinen noch schwächern „Rebenkranz zur silbernen Hochzeit“; es sind recht gewöhnliche Verse, die den Vergleich weder mit Scheffel noch mit Baumbach aushalten. Noch weniger haben wir uns je für seine Novellen und Dramen erwärmen können, und wenn wir nun in diesen „Siebzig Jahren“ ausführlich die Entstehungsgeschichte aller dieser Werke lesen mußten, so konnten wir nicht viel Interesse

daran finden. Nur erschien es uns wunderlich, daß Roquette selbst so viel darüber berichten konnte, da doch sein eigener Bericht so oft mit einer merkwürdig aufrichtigen Verurtheilung einer großen Zahl seiner eigenen Schöpfungen schloß. Im ganzen lagert über dem Buch die Stimmung eines zwar resignirten, aber sehr unzufriedenen Mannes. Er findet sich zumal als Dramatiker verkannt. Er ist sich seiner Kleinheit bewußt, aber gar so klein, wie es manche belieben, möchte er sich doch auch nicht machen lassen. Er hat sich nicht leicht in die Enge des kleinstädtischen Lebens eingelebt, aber, wie alle schwachen Menschen hat auch er seinen Käfig lieben gelernt, und er nimmt Partei für seine kleine Stadt, die ihn ehrt und darum doppelt von ihm geliebt wird. Es liegt etwas unsäglich Trauriges in diesem sich Assimiliren an die Umgebung und die Lebensgeschichte Roquette's macht es uns klar, daß er von Natur aus zu solchem Schicksal bestimmt war, denn seine Persönlichkeit wurde ihm schon in den Jugendjahren verkümmert, von rohen Lehrern und Erziehern in sich zurückgeschreckt, und Roquette erzählt es selbst einmal an einer Stelle, daß er die Fähigkeit, sich durchzusetzen, immer an sich vermißt hat. Und darin liegt, unserm Gefühl nach, auch eine der Schwächen seiner literarischen Production: er ist ein gebildeter Dichter, dem es an Originalität mangelt, der gerade nichts ganz Schlechtes macht, nie aber zündend wirken kann. Wir haben solcher Dichter viele gehabt. Mit seiner Bildung und mit seiner wenig künstlerischen Natur hängt es auch zusammen, daß er seine eigene Lebensgeschichte genau so schreibt, wie die eines andern Dichters, nach dem geläufigen Muster der Lebensgeschichten. Es fehlt ihrer farblosen Prosa der Reiz der Eigenthümlichkeit, sodaß auch manches nicht zur Geltung kommt, was dies wol verdiente, wie z. B. die Schilderung des Studentenlebens 1848 in Berlin, gemeinsam mit Paul Heyse und andern nachher berühmt gewordenen Männern. Es geht alles seinen einförmigen Gang. Am hübschesten sind die Erinnerungen aus der Jugendzeit, wol darum auch, weil sie in einer frühern Zeit größerer Frische niedergeschrieben wurden; und da befinden sich einige Porträtskizzen: Bogumil Goltz und Theodor Rötscher (der Dramaturg), später Koberstein und Gutzkow, noch später David Friedrich Strauß, die sich dem Gedächtniß einprägen. Je weiter man kommt und sich der Gegenwart nähert, um so farbloser werden die Charakteristiken, um so zurückhaltender und vorsichtiger wird der Erzähler, sodaß man nur berühmte Namen und selten einen Beitrag zu ihrer nähern Kenntniß hört. Das ermüdet schließlich auf die Dauer und man legt das Buch ohne Befriedigung aus der Hand. Vielleicht wird es in Zukunft als Beitrag zur Literaturgeschichte seiner Zeit etwas mehr Werth gewinnen; wenn es nämlich durch die Kenntniß anderer Memoirenwerke ergänzt werden wird.

Moritz Necker.

Feuilleton.

In neuerer Zeit geht in der wissenschaftlichen Behandlung von Dichtungen ein bedeutungsvoller Wandel vor sich. Die ausschließliche philologische Betrachtungsweise hört auf Alleinherrscherin zu sein, und es tritt neben sie die ästhetische, also die Betrachtungsweise, die darauf ausgeht, dem Dichtwerk als einem Kunsterzeugniß gerecht zu werden und die Seite seines Wesens recht lebendig zum Bewußtsein zu bringen, um derentwillen es in erster Linie geschaffen worden ist. Es ist keine Frage, daß jedes Kunstwerk einer Reihe von Betrachtungsweisen unterliegen kann, die alle an ihrer Stelle durchaus berechtigt sind: eine Dichtung ist stets das Erzeugniß einer bestimmten Culturentwickelung, für deren Charakterisirung sie daher mit vollem Recht herbeigezogen wird; sie ist ein lebendiges Zeugniß für eine bestimmte Stufe der Sprachentwickelung, so daß der Sprachforscher mit vollem Recht sie als Quelle für seine Forschungen behandelt; die Gestaltung ihres Wortlautes ist vielerlei verändernden Einflüssen unterworfen: der Philologe findet darum eine dankenswerthe Aufgabe in dem Bestreben, eine sorgfältige Textkritik zu üben. Aber alle diese Betrachtungen treffen doch nicht mit dem Ziele zusammen, für welches der Künstler sein Werk geschaffen hat. Ohne die andern Behandlungsweisen an ihrer Stelle zu beeinträchtigen, darf daher doch die Betrachtungsweise, die dieses Ziel des Künstlers zu erforschen und zum klaren Bewußtsein zu bringen bestrebt ist, das Recht für sich in Anspruch nehmen, gleichwerthig als wissenschaftliche Behandlungsweise in die Schranken zu treten. Am unbestrittensten dürfte dieses Recht da sein, wo recht eigentlich die künstlerische Seite der Dichtung als mitwirkendes Element zu Hülfe gerufen werden muß: in der Erziehung unserer Jugend. Dem heranwachsenden Menschen soll die Dichtung nicht durch philologische oder historische Untersuchungen vergällt werden: mit vollen Zügen soll er den belebenden und erfrischenden Quell echter Dichtung in sich aufnehmen. Diese Aufgabe der Schule zu fördern stellen sich im Gegensatz zu so manchen andern Bearbeitungen von Dichtwerken für die Schule als ihren Hauptzweck die „Deutschen Schulausgaben“, die soeben im Verlage von L. Ehlermann in Dresden zu erscheinen beginnen. Sie beabsichtigen „eine Bearbeitung der hervorragendsten, für den Gebrauch an den höhern Schulen bestimmten dichterischen Kunstwerke in der Weise, daß die Darstellung der etwa in Betracht kommenden geschichtlichen Verhältnisse nur insoweit Behandlung findet, als sie zum Verständnisse des der Dichtung zu Grunde liegenden Inhaltes unbedingt nothwendig sind, und zwar möglichst in der Vorbereitung mitverwoben, daß dagegen auf die ästhetische Seite des Kunstwerks das Hauptgewicht gelegt wird. Die Aufgabe wird sein, die Gliederung des Aufbaues, den Werth und die Bedeutung der einzelnen Glieder für das Ganze und den Zusammenhang des Ganzen in knapper, eine Vorbereitung von seiten des Schülers ermöglichender Weise darzulegen“. Nach der Ankündigung sollen sowol deutsche Dichtungen aus der mittelalterlichen und neuen Zeit, als auch fremde Dichtungen herbeigezogen werden, die durch gute Uebersetzungen Eigenthum des deutschen Volkes geworden sind und jetzt zum festen Bestande seiner Bildung gehören. An diese erste Reihe von Schriften wird sich eine zweite Reihe anschließen: sie soll die wichtigsten ästhetischen Schriften selbst umfassen, in denen unsere großen Dichter und Denker die Ergebnisse ihrer forschenden Betrachtungen niedergelegt haben. In einer dritten Reihe sollen solche prosaische Werke

historischen Inhaltes folgen, die zugleich durch künstlerische Darstellung charakteristische Muster für die Behandlung geschichtlicher Stoffe abzugeben vermögen. Im Zusammenhang damit sollen solche Gebiete, die für den Unterricht vielfache Verwendung haben, in Erläuterungsschriften ihre Behandlung finden.

Für die Durchführung dieses reichen Programms haben sich zwei durch ihre wissenschaftlichen Leistungen auf ihren besondern Gebieten wohlbekannte Männer verbunden: Geheimrath Schiller zu Gießen hat die Leitung des historischen Gebietes übernommen, Professor V. Valentin zu Frankfurt a. M. wird die in das ästhetische Gebiet fallenden Arbeiten leiten. Es liegen bereits sieben Bändchen der „Deutschen Schulausgabe" vor. H. Schiller hat Goethe's „Dichtung und Wahrheit" in zwei Bändchen herausgegeben (Nummer 3 und 4), so daß das erste Bändchen die Ereignisse „aus des Dichters Jugend bis zum Uebergang auf die Universität Leipzig" behandelt, während der zweite Theil „Goethe's Urtheile über den Zustand der deutschen Literatur in den Jahren 1764—1775" zusammenfaßt. Einen besondern Schmuck und zugleich eine sehr nützliche Beigabe bilden die zahlreichen Illustrationen. Der erste Theil gibt zunächst Goethe's Aeltern in der für die Zeit charakteristischen Silhouettenform, sodann vierzehn Holzschnitte, die aus dem Frankfurt zur Zeit Goethe's interessante Bilder geben, so die beiden Goethe-Häuser, den Römerberg, die Brückenthürme, die Römerhalle, das zum „Römer" gehörige Haus Wahnebach mit seinem stimmungsvollen Hofe, die Judengasse u. a. Dem zweiten Theil ist das Porträt Goethe's von Juel beigegeben, das aus den ersten Jahren der Uebersiedelung nach Weimar stammt, und Goethen also in der Gestaltung gibt, wie er um die Zeit des Abschlusses seiner Lebenserinnerungen zu denken ist. Von den „dichterischen Kunstwerken" ist Goethe's „Iphigenie" von V. Valentin bearbeitet erschienen (Nr. 5). In knapper Fassung behandelt der Herausgeber in der Einleitung die „Dichterischen Voraussetzungen", „Das künstlerische Problem der Dichtung", „Die dramatische Gestaltung der Dichtung", „Der dramatische Aufbau der Dichtung". Von besonderm Interesse ist die von ihm gegebene Erläuterung der Heilung des Orest, die dem Bändchen eine über den Schulgebrauch hinausgehende Bedeutung gibt. Von den „ästhetischen Schriften" liegt Lessing's „Laokoon" vor, von V. Valentin bearbeitet (Nr. 6 und 7, in einem Doppelbändchen). Der Herausgeber weist die Gliederung und den künstlerischen Aufbau der unvergänglichen Abhandlung auf, wodurch zugleich die Gedankenentwickelung in ihrer vollen Klarheit erscheint. Die Einleitung schildert „Entstehung und Charakter der Untersuchung", das „Hauptproblem der Untersuchung", den „Aufbau der Untersuchung", und „Laokoon in Bild- und Dichtkunst". Als Illustrationen sind die Laokoongruppe in zwei Wiederherstellungen, die pompejanischen Wandbilder das „Opfer der Iphigenie" und „Medea", sowie das Vasenbild der „Rasende Ajax" beigegeben. Die Auslassungen im Text sind theils durch den Schulzweck, theils und vorzugsweise durch Beseitigung der die Abhandlung belastenden „Ausschweifungen" veranlaßt, die Lessing selbst bei einer neuen Ausgabe wegzulassen entschlossen war. Von „Erläuterungsschriften" liegen zwei vor: „Götterglaube und Göttersagen der Germanen" und „Deutsche Heldensage" (Nr. 1 und 2), beide Schriften von Dr. Wolfgang Golther, dem durch seine Forschungen auf diesem Gebiete wohlbekannten Gelehrten: diese Bändchen werden nicht nur dem Schüler, sondern auch dem Lehrer ein erfreuliches und förderndes Material für den Unterricht geben.

In der Behandlung ist mancherlei Neues: wir verweisen besonders auf die orientirenden Seitenüberschriften. In der Erklärung wird Maß gehalten: der Schüler soll angeregt und in eigener Betrachtung gefördert, der Lehrer aber durchaus nicht überflüssig gemacht werden. Die Ausstattung in deutlichem Druck, geschmackvollem Umschlag ist eine gute, der Preis — und das ist für die Benutzung in der Schule eine Hauptsache — ein überraschend billiger: das Bändchen von 4—6 Bogen kostet 50 Pf.

— Das Buch eines bewährten Reiseschriftstellers, „Die Steiermark von Dr. Gsell Fels" (Bruckmann's illustrirte Reiseführer Nr. 44—48, [München, A. Bruckmann's Verlag, 1894]), ist nicht nur ein gewissenhafter vortrefflicher Führer durch alle Gebiete der Steiermark, sondern überhaupt eine genaue Schilderung des Landes bis in kleine Einzelheiten, eingeleitet durch eine allgemein gehaltene geographisch-historische Skizze, welche aller Culturfactoren im Lande und ihrer Entwickelung gedenkt und eine gute Uebersicht der Geschichte der Steiermark von den ältesten Zeiten an bietet. Es ist um so erfreulicher, daß sich ein so tüchtiger Kenner von Land und Leuten wie Dr. Gsell Fels der steirischen Gegenden und ihrer vielen Schönheiten und Sehenswürdigkeiten angenommen hat, da bisher trotz aller Anstregungen touristischer und anderer Vereine die Aufmerksamkeit weiterer Kreise noch immer nicht auf diese schönen Gebiete in dem Grade gelenkt werden konnte, wie sie es verdienen. Erst Rosegger mit seinen prächtigen Schöpfungen und Schilderungen aus der steirischen Bergwelt hat es vermocht, derselben einen weiter reichenden Ruf zu verschaffen, aber eben auch nur den Alpen, Thälern und Seen, Städte und Ortschaften, Schlösser und architektonisch oder kunsthistorisch bemerkenswerthe Gebäude und Gegenstände sind noch immer nur von wenigen Eingeweihten gekannt. Die Grenzlande der Mark: Kärnten, Tirol, Salzburg genießen wohlverdienten weitverbreiteten Ruf, ihre Natur- und Kunstmerkwürdigkeiten sind durch alle Welt bekannt und obgleich der Weg zu ihnen leicht durch das schöne Steirerland zu nehmen ist, wenn der Reisende aus dem deutschen Norden kommt, so pflegen doch Wenige diesen Weg einzuschlagen und wenn sie dies auch thun, eilen sie achtlos an manchem Schönen vorüber, das in einem andern Gebiete Aufsehen erregen, jedenfalls aber nicht unbeachtet bleiben würde. Schöne Städte in anmuthiger, meist romantischer Lage, großartige Schlösser und Burgen, leicht zu erreichende aussichtsreiche Berghöhen, liebliche heilkräftige Wässer bietende Badeorte, weisen eine große Zahl sehens- und des Besuches werther Objecte im Lande, dessen südlicher Theil mit seinem mildern Klima sogar in vorgerückter Jahreszeit und für längere Zeit ein angenehmer Aufenthaltsort ist. So ist es denn recht zu begrüßen, daß in diesem hübsch ausgestatteten Bande ein gutes Handbuch erscheint, das allen Merkwürdigkeiten im Lande gerecht wird und ebenso ausführlich über das Berggebiet und dessen Großartigkeit handelt wie über die Sehenswürdigkeiten der Ebene in architektonischer und historischer Beziehung. Gsell Fels verzeichnet eine große Zahl von Reiserouten im Lande, nachdem er dasselbe im allgemeinen geschildert hat; diese Routen berühren jeden auch nur einigermaßen bemerkenswerthen Punkt, selbst die östliche Steiermark, welche sich bisher immer die Bezeichnung der „vergessenen Lande" gefallen lassen mußte, und die südliche Mark sind in diese vorgezeichneten Reisewege mit einbezogen. Jedermann, der dieses Buch als Reisebuch benutzt, wird dem wackern Verfasser Dank wissen dafür, daß er ihn auf so viele ungeahnte Schönheiten aufmerksam gemacht hat. Ueberdies ist das Buch reich illustrirt und die meisten der Landschaftsbilder sind auch vortrefflich ausgefallen. Ein Plan von Graz und eine gute Karte von Steiermark sind dem Buche beigegeben worden, das hiermit jedermann auf das Wärmste empfohlen sei.

— Nachdem der erste Band des Sammelwerkes: „Die jüdische Literatur seit Abschluß des Kanons, herausgegeben von J. Winter und Aug. Wünsche" (Trier, Sigm. Mayer) unlängst beendet worden, nähert sich nun auch der zweite Band seinem Abschluß. Die jüngst erschienene, von S. Bäck besorgte zwanzigste Lieferung des Werkes (Band II, S. 593—688) bringt aus dem halachistischen Schriftthum des 15. bis 18. Jahrhunderts außer einem Literatur-

nachweis noch einige Traktate von Sam. Edels, dem Frankfurter Meïr Schiff, dem frankfurter Oberrabbiner Josua Falk und dem Polen Ezechiel Landas. Den größern Theil des Heftes nehmen die Deraschim, d. h. Prediger, aus demselben Zeitraum ein, die sich vorzugsweise in Spanien und in den Ländern finden, in welchen die aus Spanien vertriebenen Juden sich niedergelassen hatten: im türkischen Reich, in Italien, in den spanischen Gemeinden Hollands und Englands, während in Deutschland nur die wenigen sich hervorthun, die sich an den spanischen Mustern gebildet haben. Das zeitgenössische Bedürfniß nach Predigten war in den genannten Ländern so groß, daß an jedem Sabbat und Festtag zwei- und dreimal geredet wurde. Dem Inhalt nach herrschte in den Vorträgen bald das exegetische, bald das ethische, bald das philosophische und kabbalistische Moment vor. An der Spitze jeder Derascha steht in der Regel ein doppelter Text: ein Schriftvers und eine Haggadastelle aus dem Talmud oder eine Midraschstelle, denen dann eine mehr oder minder philosophisch gehaltene Einleitung sich anschließt, auf welche die durch Erklärung einer Schrift- oder Talmudstelle vermittelte eigentliche Predigt und ein das Ganze abschließendes Gebet folgt. Um von den Juden aller Länder verstanden zu werden, bediente man sich meist der hebräischen Sprache. Unter den deutschen Predigern, von deren Redekunst uns Proben vorgelegt werden, nimmt vornehmlich der aus Polen stammende und seit 1740 in Metz, dann in Hamburg-Altona thätige Jonathan Eibenschütz unser Interesse in Anspruch, nicht blos durch die geistreiche Art seiner Schrift- und Haggadabehandlung, sondern auch durch den ausgedehnten Gebrauch, den er in der Predigt von seinem profanen Wissen, seinen Kenntnissen in der Astronomie, Medicin und Alten Geschichte macht. Unter den Oesterreichern nimmt Salomo Ephraim Lenczyz, unter den Polen der geistvolle, durch seine originellen Gleichnisse fesselnde Zebi Hirsch Waidoslaw einen hervorragenden Platz ein.

— Etwas verspätet treibt uns der Zufall ein Bändchen „Gedichte“ von Paul Sarasin zu (Wiesbaden, C. W. Kreidel's Verlag). Während wir beim ersten Durchblättern offen gestanden keinen tiefern Eindruck gewannen, hat uns, als wir pflichtgemäß uns ernstlich in des Verfassers Gedanken und Stimmungen versetzten, manches sympathisch berührt. Wir lernen hier einen wissenschaftlich gebildeten Mann kennen, der es ernst nimmt mit dem Leben und dem auch die Poesie kein bloßes Spiel, sondern eine Freundin und Trösterin ist. Eine tiefe Empfindung für Freundschaft zieht sich durch diese Gedichte. Mahnend, tröstend, ermuthigend wendet sich der Verfasser namentlich an den Freund, dem die Sammlung gewidmet ist: „Ohne Kämpfen kein Gewinnen, ohne Schmerzen keinen Sieg.“ Darum: Sursum corda! und: im Glücke bleibe stets bei kaltem Blut und froh im Unglück bis zum Uebermuth! Bisweilen freilich beschleicht ihn auch des Zweifels Qual, oder sein Geist sucht „der Mystik öde Landeswüste“. Aber er weiß die „Geisterfurcht“ zu bannen:

Gespenster schrecken
Des Abends am meisten,
Wirst vergebens dich decken,
Wenn sie sich erdreisten;

Doch was sie gesponnen,
Zusammenbricht
Vor heiterer Sonnen
Durchdringendem Licht.

Er preist das Glück des wissenschaftlichen Lebens. Will er auch manchmal fast verzagen, wenn es ihm nicht gelingt, ins Innere der Natur zu dringen, so bietet er doch auch wieder, freudig gedenkend der genossenen Befriedigung, in „Naturae interpres“ den kleinsinnigen Verächtern der Naturwissenschaft Trotz. Der Werth der einzelnen Dichtungen ist verschieden. Recht hübsch ist der Vergleich der Frauen mit den Spinnen ausgeführt, nett ist auch „Sehnsucht“ S. 66, „Ausrede“ S. 92. Weniger dagegen scheint uns der rechte Ton getroffen zu sein in „Schwere Folgen“ S. 75, „Vergangenes“ S. 77, „Die Courtisane“ S. 78; „Unnöthig“ S. 99 ist zu wenig originell, „Der Prinz und die Paria“ S. 60 ermangelt der rechten Pointe. In den Liebesgedichten — namentlich in der „Angelika“ betitelten Gruppe — vermissen wir öfter die wahre Leidenschaft. Die Sprüche und Epigramme enthalten einzelnes, was zu selbstverständlich ist, z. B.: „Achtet die Secten nicht für Spaß, sie schüren gern Unfrieden und Haß“, oder: „Glücklich heute — morgen pleite“, wobei auch die Form nicht glücklich ist. Die Sprache ist im allgemeinen glatt und ohne Anstöße.

— Das bekannte treffliche Buch von C. Leimbach: „Emanuel Geibel's Leben, Werke und Bedeutung für das deutsche Volk“ (Wolfenbüttel, J. Zwißler) ist soeben in zweiter, sehr vermehrter und neubearbeiteter Auflage neu herausgegeben worden. Der neue Bearbeiter, Max Trippenbach, hat den biographischen Theil fast ganz umgearbeitet und eine vollständige Biographie Geibel's mit genauer Angabe der Literatur gegeben. Diese volksthümliche von wärmster Begeisterung getragene, mit 8 Illustrationen geschmückte Darstellung des Lebens und Wirkens Geibel's verdient um ihres Helden, sowie um ihrer selbst willen die weiteste Verbreitung.

— Von der „Geschichte des Deutsch-Französischen Krieges 1870/71 vom Grafen Helmuth von Moltke“ ist im Verlage von E. Mittler u. Sohn in Berlin eine Volksausgabe mit elf Bildnissen in Holzschnitt und vielen Karten erschienen. Die hübsche Ausstattung und der geringe Preis sichern auch dieser neuen Ausgabe die weiteste Verbreitung.

— Von dem Roman Adolf Wilbrandt's: „Meister Amor“ ist soeben die zweite Auflage (Verlag der J. G. Cotta'schen Buchh. Nachf. in Stuttgart) erschienen.

— Ende November wird der sechste und siebente Band von H. von Sybel's Werk: „Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I.“ (im Verlag von R. Oldenbourg in München) erscheinen.

— Von Könnecke's bekanntem „Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur“ wird noch im November die zweite, sehr vermehrte Auflage erscheinen (Elwert'sche Buchh. in Marburg).

— Von Friedrich Spielhagen ist im Verlage von L. Staackmann in Leipzig soeben ein neuer Roman erschienen unter dem Titel: „Stumme des Himmels“.

Bibliographie.

Bourget, P., Kosmopolis. Zwei Bände. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 11. Jahrgang. Band 5 u. 6.) Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 1 M.

Dichtergrüße aus dem Osten. Japanische Dichtungen. Deutsch von K. Florenz. Auf japanischem Papier, farbig illustrirt. Leipzig, C. F. Amelang. 8. 5 M.

Eckerth, W., Auf der Fahrt zum Nordkap. Prag, H. Dominicus (Th. Gruß). Gr. 8. 8 M.

Hevesi, L., Glückliche Reisen. Stuttgart, A. Bonz u. Comp. 8. 4 M.

Hofmann, B., Der Bürgermeister von Rothenburg. Trauerspiel. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchh. 8. 2 M.

Kohlrausch, R., Das Bild des Herrn Bertram. Novelle. Stuttgart, R. Lutz. 8. 1 M. 60 Pf.

Janitschek, Maria, Pfadsucher. Vier Novellen. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 8. 4 M.

Lange, Dr. E., Franz Grillparzer. Sein Leben, Dichten und Denken. Gütersloh, C. Bertelsmann. 8. 2 M. 40 Pf.

Meyer, W. A., Wie ich's sah. Erzählungen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 3 M.

Pressensé, E. de, Madame. Mutterseelenallein. Deutsch von Clara von Strantz. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 8. 3 M.

Remin, E., Die Wunde der Zeit. Roman. Jena, H. Costenoble. 8. 5 M.

Schmidt, E., Reise nach Südindien. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 8. 8 M.

Steffen, G. F., Aus dem modernen England. Leipzig, Peter Hobbing. In 6 Heften zu je 1 M.

Wahle, Dr. R., Geschichtlicher Ueberblick über die Entwickelung der Philosophie. Wien, W. Braumüller. 8. 1 M. 40 Pf.

Zolling, Theophil, Bismarck's Nachfolger. Roman. Berlin, Verlag der Gegenwart. 8. 6 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

(Mit einer Beilage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 48. — 29. November 1894.

Friedrich Pecht.

Als achtzigjähriger, noch immer rüstiger, noch immer kampffroher Mann hat Friedrich Pecht seine Memoiren zu schreiben unternommen*), und wenn irgendjemand in unserer, an solchen Werken nur allzu fruchtbaren Zeit berufen war, ein gutes und interessantes Memoirenwerk zu schreiben, so war es der berühmte münchener Kunstkritiker. Denn seine Erinnerungen reichen weit zurück in eine Zeit, von der nur wenige Ueberlebende aus eigener Anschauung berichten können. Pecht denkt noch der berühmten „Göttinger Sieben“ (1837), denkt noch Heine's in seiner blühendsten Lebenszeit (1841), des Cornelius', der Delaroche und Delacroix, Schelling's und Görres', Ludwig Tieck's und Friedrich Lentner's, und mit manchem der berühmtesten deutschen Männer war er befreundet: mit Joseph Victor Scheffel und Richard Wagner, mit Hans Makart und Gottfried Semper. Kurz: Friedrich Pecht hat durch das besondere Schicksal seines Lebens, das ihn früh aus dem väterlichen Hause in Constanz hinaus in die weite Welt trieb, damit er sich selbst sein Brot verdiene, Gelegenheit gehabt, nicht blos die berühmtesten Männer aller Jahrzehnte, die er von ungefähr 1835 bis 1887 an sich vorübergehen ließ, kennen zu lernen, sondern auch an der ungeheuern Entwickelung, welche Deutschland gerade in diesem Jahrhundert durchmachte, innern Antheil zu nehmen, wenn auch nur in der bescheidenen Stellung eines kritischen Journalisten. Ein solcher Mann kann natürlich viel und allerlei Interessantes erzählen. Tritt noch dazu die ursprüngliche und durch Jahrzehnte lange Uebung bis zur Virtuosität ausgebildete Kunst im Charakterisiren, im Porträtzeichnen, so ist solch ein Mann der geborene Memoirenschreiber, denn in Lebenserinnerungen hat ja das Persönliche den Vorzug vor dem Objectiven, hier sucht man nach Mittheilungen über die berühmten Menschen, wie sie im Alltagskleide sich gaben, über Schauspieler hinter den Coulissen, über Maler im Atelier. Daran ließ es nun Friedrich Pecht auch nicht fehlen und ging in der Offenheit der Mittheilungen so weit, als man eben nur gehen kann. Nicht blos sein hohes Alter hob ihn über allerlei Rücksichten hinweg, sondern auch sein eigener, freimüthiger Charakter, der die Gelegenheit mit Freuden ergriff, um sich über allerlei Personen, Einrichtungen und Zustände einmal so recht aufrichtig auszusprechen, gleichviel ob Empfindungen dabei verletzt werden oder nicht. So z. B. vergißt es Pecht dem alten Kolb, der die augsburger (jetzt münchener) „Allgemeine Zeitung“ in den schwierigsten Jahrzehnten zu europäischer Bedeutung erhob, noch jetzt nicht, daß er sich Eingriffe in seine kritische Freiheit gestattete, und Pecht ergänzt das freundliche Bild, welches Wilhelm Lang von Kolb in einem seiner schönen Essays entwarf, durch wenig vortheilhafte Schilderungen der augsburger Redactionswirthschaft in Kolb's letzten Lebensjahren; oder er schreibt anläßlich des Uebergangs der „Allgemeinen Zeitung“ an die gegenwärtigen Besitzer, ungeachtet seiner eigenen fortdauernden Mitarbeiterschaft an derselben Zeitung Folgendes:

„Wenn aber, wie jetzt in Deutschland der Fall, fast alle bedeutendern Blätter Eigenthum großer Verleger sind, deren Interessen sie zu vertreten haben, ihnen wenigstens nie widersprechen dürfen, so ist das gewiß ein schwerer Uebelstand, und es ist schon urkomisch, da noch von Freiheit der Meinungsäußerung zu sprechen, während sicherlich nichts gedruckt wird, was dem Vortheil gewisser Klassen widerspricht, vor allem dem der Geldaristokratie, die in den Annoncen ein unfehlbares Mittel der wirksamsten Corruption besitzt und dasselbe bei rücksichtsloser Dreistigkeit ausbeutet, da alle großen Blätter auf den Ertrag der Inserate angewiesen sind, ohne ihn nicht existiren könnten.

*) Aus meiner Zeit. Lebenserinnerungen von Friedrich Pecht. Zwei Bände. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vormals Friedrich Bruckmann. 1894. 8. 12 M.

Allerdings erkauft man durch sie bei honetten Blättern nur das Schweigen, das genügt aber in der Regel vollständig, da die Annoncen selber oder die Börsenberichte dann schon das Uebrige besorgen, um so mehr als die Redacteure gewöhnlich von Nationalökonomie u. dgl. herzlich wenig verstehen, also hier nur zu oft nicht einmal im Stande sind, ihre eigenen Correspondenten zu controliren.“ (II, 182.)

Diese Probe wird genügen, nicht blos um Pecht's Freimuth zu zeigen, sondern auch seine völlige Rücksichtslosigkeit, die sogar nicht davor zurückschreckt, auf sich selbst den Schein des unconsequenten Handelns zu lenken. Denn man muß doch in dem Zusammenhange, in welchem Pecht's citirte Bemerkungen über unsere Zeitungen stehen, annehmen, daß die „Allgemeine Zeitung“, an der er noch mitarbeitet, vom allgemeinen Laster keine Ausnahme macht.

So bieten denn seine Memoiren nicht weniger Bekenntnisse als Erzählungen und der Autor selbst mit seiner Bildungsgeschichte steht im Mittelpunkte des Interesses ebenso wie der Darstellung.

Pecht's Lebensgeschichte erinnert an die Gottfried Keller's, den ersten Band seiner „Lebenserinnerungen“ könnte man als Gegenstück zum „Grünen Heinrich“ betrachten, und es leidet keinen Zweifel, daß Pecht das selbst wußte, wenn er auch den berühmten Roman zu nennen vermeidet. Pecht hat nämlich auch als Maler begonnen und als Schriftsteller aufgehört; er hat seine Anfänge auch unter schlechter Leitung gemacht, und als er in Paris bei Delaroche Unterricht nahm, machte er ähnliche Erfahrungen wie Keller wenige Jahre vorher sie in München gemacht hatte. „Mir“, sagt Pecht (I, 179), „der ich die Malerei hier zehn Jahre zu spät anfing, wurde sie sehr schwer, und ich blieb ein mittelmäßiger Schüler mit wenig technischem Geschick, den die meisten weit übertrafen, die freilich auch alle drei bis fünf Jahre im Atelier blieben unter des Meisters Zucht und dann zuletzt alle etwas lernten.“ Keller's Unglück als Maler war auch die schwache Grundlage seiner Kunst, der zu späte Eintritt in München und der Mangel an Lehrern daselbst. Keller's träumerisch schwerfälliger Natur fiel es jedoch nicht ein, sich durch niedere künstlerische Arbeit, Lithographien, Porträts und dergleichen die Mittel zu einer Reise nach Paris zu schaffen, wie es der elastischere Pecht that. Damit hört eben auch die Verwandtschaft beider auf. Pecht wurde von seinen malerischen Neigungen noch ungleich viel länger erfüllt als Keller. In seinen Memoiren spricht Pecht über sich als Maler zwar mit großer Strenge; sieht man aber näher zu, so findet man, daß er Pinsel und Palette erst in seinem 64. Lebensjahre endgültig aus den Händen legte. Die Malerei und Schriftstellerei vertrugen sich in ihm also recht wohl die längste Zeit seines Lebens, ja eine Kunst förderte die andere, wie er selbst öfter betont. Wegen seiner literarischen Bildung und Interessen konnte er ein Kunstgenre schaffen, das bedeutendere Künstler nach ihm zu hoher Blüte gebracht haben, nämlich die gemalte Literaturgeschichte und die Illustration der Classiker. Er war der erste, der Goethe, Klopstock, Schiller in historischen Bildern malte, und er gab auch mit Ramberg zum ersten male den Cyklus einer „Schiller-Galerie“ heraus. Dieser machte zu seiner Zeit großes Aufsehen damit und fand, wie man weiß, viele Nachfolger. Andererseits bewirkte seine genaue Kenntniß der Malerkunst vom technischen Standpunkte, daß seine Kritiken neuer Gemälde verständiger waren als die der Kunstgelehrten, die von den Geheimnissen der Farben nichts wußten. Pecht dürfte in Deutschland der erste Kunstkritiker gewesen sein, der auch ins Innere der Kunstproduction, in ihr Handwerk Einsicht hatte. Er begründet damit nicht blos den Erfolg seiner literarischen Arbeiten, sondern auch sein Glück in der Entdeckung junger Talente. Stets trat er für sie ein. Er schreibt (II, 203): „Wahrhaft urwüchsige Talente rasch zu erkennen, ist überhaupt sehr selten Sache der Kunstgelehrten, welche gerade die starke Eigenart gewöhnlich erst zum Widerspruche reizt, da sie nur das gelten lassen wollen, was sich schon durchgesetzt hat. Wenn ich mir daher auf irgendetwas zugute thue bei meiner kritischen Wirksamkeit, so ist es das, daß ich als Künstler immer eine sicherere Empfindung für echte Schöpferkraft hatte als alle meine Collegen, und speciell das Verdienst beanspruchen darf, daß ich alle jungen Talente der münchener Schule von Piloty bis auf Uhde zuerst dem Publikum vorgeführt. Ich glaube mich auch nie getäuscht zu haben, weil eben ein Maler rein malerische Vorzüge am raschesten versteht.“ Darüber wollen wir nun nicht mit Pecht rechten, ob er sich in der That nie geirrt habe oder nicht. In einzelnen Fällen erlauben wir uns schon anderer Meinung zu sein als er, so im Falle Makart, von dem Pecht überschwenglich sagt: „Er hat so viel neue Farbentöne erfunden als Goethe Worte und unsern Besitz damit bereichert“, und den er ein anderes mal auch sogar als Charakteristiker — was doch wahrlich Makart's allerschwächste Seite war —, Shakespeare congenial erklärt.

Das besonders Charakteristische an den „Lebenserinnerungen“ und an der Persönlichkeit, wie auch an der historischen Stellung Friedrich Pecht's liegt indeß in seinem Eifer, ja in seiner Leidenschaft für die Nationalität. Er hat noch die Zeit durchgemacht, in der Deutschland in drei Dutzend Vaterländer zerfiel, kein nationales Bewußtsein im stolzen Sinne der Gegenwart hatte, und da die Kunst dem classischen Alterthum und der Schule der Franzosen nachhing. Pecht hat dann die ganze mächtige, welthistorische Bewegung von der Paulskirche, deren Redner er im Jahre 1848 fast alle mit dem Zeichenstift porträtirt hat, bis zum Jahre 1870 und bis zu Bismarck's Sturz als reifer Mann und thätiger Journalist miterlebt. In seiner den Bewegungen der Zeit mit großer Empfänglichkeit folgenden Seele hat er alle Ideale mit verfochten und ausgelebt, die in diesen Jahrzehnten die Deutschen erfüllten, und ist schließlich auf den Standpunkt jener Ultranationalen gelangt, die nur den eigenen gelten lassen. Pecht ist auch Antisemit, Agrarier, Franzosenhasser geworden — in oft

recht unerquicklicher Art, und wie es bei so leidenschaftlichen Menschen zu gehen pflegt, so färbt sich auch die Vergangenheit nach ihrer gegenwärtigen Anschauung, und ihre Berichte verlieren an Wahrhaftigkeit, ohne daß es gewollt wäre. So kann man Pecht nicht den Vorwurf ersparen, daß er nach der Art Treitschke's Geschichte construirt, und daß er sich nicht selten mit sich selbst in Widerspruch bringt.

Es ist doch beispielsweise eine bekannte Thatsache, daß die neue Malerei ihren Ausgang von Paris genommen hat, wo die großen Realisten und Coloristen die ältere klassicistische Schule zuerst verdrängten. Pecht's Ruhm gründet sich auf seinen kritischen Kampf für die Maler gegen die Zeichner, für Piloty gegen Cornelius, und die Anregungen zu diesem kritischen Kampfe hat er sich bei seinem längern Aufenthalte in pariser Meisterateliers geholt. Wenn er nun bei seinem Berichte darüber entschuldigend sagt (I, 215): „Daß ich dennoch dahin ging, daran war der die ganze Zeit beherrschende Irrthum schuld, daß die Kunst etwas Internationales, eine Art Weltsprache sei, die man überall verstehe, also auch überall lernen könne" — so verschiebt er doch den wahren Sachverhalt. Er hat seinem eigenen, wenige Seiten später (S. 231) ausgesprochenen Bekenntnisse gemäß in Paris allerdings etwas, ja viel gelernt: „Ueberhaupt ging es mir jetzt", sagt er da, „wo ich mit Ruhe das in Paris rasch Erraffte langsam in eigenen Besitz verwandeln konnte, allmählich besser mit dem Malen, so daß ich mir nach und nach so viel verdiente, um im Herbst . . . nach München zurückkehren zu können." Und wieder wenige Seiten später (S. 234) spielt er seine in Paris erworbenen bessern Kenntnisse vom Malen gegen Kaulbach aus, welchen er ja immer als einen der nur Geist habe, aber keine Farben, bekämpfte. Da sagt er: „Um diese Zeit lernte ich . . . Kaulbach kennen. Er malte gerade an seiner Zerstörung Jerusalems, die mir, in Paris bereits doch an solidere Malerei Gewöhnten, wie ein Feuerwerk vorkam."

An solchen Widersprüchen wie die eben aufgezeigten ist Pecht reich. Merkt man diese seine Schwäche, dann liest man sein Buch mit jener Vorsicht, die alle Parteischriften erfordern; im übrigen kann man sich dabei recht gut unterhalten, wenn man sich nicht über den stellenweise allzu arg vernachlässigten Stil dieser Prosa ärgern mag. Moritz Necker.

Zur Literaturgeschichte.

1. Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgange des Mittelalters von Rudolf Koegel. Erster Band: Bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts. Erster Theil: Die stabreimende Dichtung und die gothische Prosa. Straßburg, K. J. Trübner. 1894. Gr. 8. 10 M.

Der Verfasser geht von der Erwägung aus, daß seit Koberstein und Wackernagel ein ernstlicher Versuch, die Ergebnisse der Forschungen auf dem Gebiete der ältern deutschen Literatur in einem Handbuche zusammenzufassen, nicht gemacht worden sei, obwol seit Jahrzehnten die Wissenschaft auch auf dem hier in Frage kommenden Gebiete rüstig vorgeschritten sei. Man erkennt auf den ersten Blick, daß der Verfasser seiner Aufgabe wissenschaftlich durchaus gewachsen ist. Nur mit der Architektur und Oekonomie des Buches uns zu befreunden, will uns nicht gelingen. Selbst wenn das Buch ausschließlich wissenschaftlichen Zwecken dienen sollte, war auf die stilistische Verarbeitung der gefundenen Resultate ein ungleich schwereres Gewicht zu legen. Der Verfasser, wiewol er sein Werk Zarncke's Andenken widmet, erweist sich hier in jeder Faser seines literarischen Wesens und jeder Schwingung seiner philologischen Denk- und Schreibweise als Schüler Müllenhoff's. Das ist ohne Frage ein schönes Lob für den Gelehrten, aber ein durchaus fragwürdiges für den Schriftsteller. Und wir sind nun allmählich so weit gediehen, daß wir schriftstellerische Fähigkeiten von Philologen fordern, die aus dem Bereich des Fachblattes in die Buchliteratur hinüberwechseln. Es wird auch hier für alle Zeiten Wahrheit bleiben: Eines schickt sich nicht für alle. In dieser Voraussetzung nun, daß vorliegendes Buch für den engsten Kreis der deutschen Alterthumskundigen geschrieben ist, nimmt es neben dem Werke Müllenhoff's vielleicht den vornehmsten Rang ein. Es bietet den gesammten Stoff in feiner philologischer Läuterung, dessen eine Literaturgeschichte unserer ältesten Zeiten bedarf, um sich zum allseitig willkommenen Buche abzuklären. Dies hohe Verdienst darf man schon heute Rudolf Kögel bewundernd zuerkennen. Daß das schwerwiegende Werk seiner selten vergeblich bohrenden Forschung und mühseligen Combinationen und Schlußfolgerungen würdig ausgestattet ist, bedarf keiner Versicherung. Und so möge unsere Germanistik des neuen Ehrenpreises froh und froher werden.

2. Die deutschen Alterthümer des Nibelungenliedes und der Gudrun. Von Oskar Hartung. Cöthen, O. Schulze's Verlag. 1894. Gr. 8. 9 M.

Der Verfasser stellt mit liebevollem Fleiße, einem Wink J. Grimm's folgend, zusammen, was unsere volksthümlichen Epen an „deutschen Alterthümern" enthalten, an deren Kenntniß und Verständniß ein feineres und tieferes Eindringen in unsere Epen gebunden bleibe. Es handelt sich also darum, was Friedrich Zarncke unter „Realien" verstand. Er vor allem wußte, daß gerade das Nibelungenlied eines eingehenden Realcommentars bedürfe. Oskar Hartung kommt, diese Forderung Zarncke's an unsere Erläuterungsliteratur umfänglich einzulösen, da er selbst uns entrückt worden ist, bevor er der schwiertgen Aufgabe, die er nie aus dem Auge verlor, sich widmen konnte. Oskar

Hartung handelt zunächst eingehend über Sippe und Stand. Er untersucht das Verhältniß des Adels zum Freien, definirt auf das Gründlichste die Begriffe des „Unfreien" und des „Ritterstandes". Dann trägt er alles Material zusammen, das beide Epen liefern, um klar zu stellen, in welchen Grenzen sich „König" und „Königin" bewegen und offenbaren; Gerichtswesen und Lehnsmannenthum wird sorglich aufgeklärt, das ganze ritterliche Leben vor uns aufgerollt, Turnier, Jagd, Wohnung, Kleidung, Speise, Trank, Gastlichkeit, Botenwesen, Krieg, Waffen und die Stellung der Frauen liefern immer neuen, vielgestaltigen Stoff für immer neue gehaltvolle Kapitel, sodaß ein Codex mittelalterlicher Realien sich bildet, dessen ansehnlicher Umfang der Wichtigkeit seines Inhalts entspricht.

3. Ueber Hartmann von Aue. Drei Bücheruntersuchungen von Anton E. Schönbach. Graz, Leuschner u. Lubensky. 1894. Gr. 8. 12 M.

Das Werk ist Elias Steinmayer gewidmet. Auch diese neue Errungenschaft germanistischen Fleißes steht im Dienste der Realien. Sie selbst bezeichnet sich als „Sachencommentar" zu Hartmann's Werken. Daß der Name schief ist, thut nichts zur „Sache", die um so gründlicher bearbeitet ist. Ein Verzeichniß der „besprochenen und erwähnten Stellen aus Hartmann's Werken" ist beigegeben. Diese Zahlensprache hat etwas Ergreifendes. Daß der Verfasser von Fedor Bech's Commentar „gelernt" hat, wie er sagt, ist erfreulich, daß er zu mannichfach andern Ergebnissen gelangt, ist ja selbstverständlich; es wäre ja ein deutschphilologisches Wunder, wenn nicht zwei Commentatoren der gleichen Materien zu abweichenden Ergebnissen gelangten. Hoffentlich gibt Fedor Bech seinerseits eine demnächstige Auflage seines „Hartmann" baldigst Gelegenheit, die Schönbach'schen Entdeckungen für eine größere Allgemeinheit zu verwerthen. Daß sich der neue Sachen-Commentator Hartmann's mit Liebe bis zur Selbstvergessenheit in seinen Poeten versenkt hat, wie nur immer Roethe in seinem „Reimmar" gethan, sei gelobt, daß er im allgemeinen aber seine Erläuterungen gar zu sehr breit und weit gesponnen, sei beklagt. Gleichwol geben wir unserer Freude bewegten Ausdruck, daß sich zu Fedor Bech's vorzüglicher Gesammtausgabe ein so fleißiger Realcommentar als würdiges Supplement gesellt.

4. Die Teufelliteratur des 16. Jahrhunderts. Von Max Osborn. (Sonderabdruck aus „Acta Germanica". III. 3.) Berlin, Mayer u. Müller. 1893. Gr. 8. 7 M.

Nicht die Bedeutung der Figur des Satan für die deutsche Literatur des 16. Jahrhunderts will die Schrift erörtern, noch will sie darstellen, was sich aus den gedruckten Quellen für den Teufelsglauben der Zeit ergibt, sondern sie stellt sich zum Gegenstande ihrer Untersuchung nur die satirisch-didaktischen Bücher der protestantischen Prediger, welche, angeregt durch Luther's Teufelslehre, sich im Kampf gegen das Böse dämonische Personificationen der Laster und Thorheiten ihrer Zeit schufen, um die so entstandenen Teufel zu Titelhelden ihrer Schriften zu machen. Die Aufgabe ist mit idealer Hingebung gelöst worden und ihr Interesse reicht weit über die Fachwissenschaft hinaus. Sie ist angeregt worden von Erich Schmidt, dessen ersichtliches Streben es bleibt, wo er der engern Literaturgeschichte Bereicherungen zuführt, Formen zu finden, mit welchen auch weitere Kreise sich befreunden mögen. Das Werk ist eine der erfreulichsten Erscheinungen unseres wissenschaftlichen Büchermarktes überhaupt, wissenschaftlich im innersten Gefüge, und schriftstellerisch geklärt und geschmeidigt in der stilistischen Erscheinung.

5. Die unehrlichen Leute in älterer Zeit von Christian Meyer. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rudolf Virchow und Wilhelm Wattenbach. Nr. 193.) Hamburg, Verlags-Anstalt u. Druckerei, A.-G. 1894. Gr. 8. 80 Pf.

Es ist dies eines der anziehendsten und lehrreichsten Hefte, welche in der Virchow-von Holtzendorff-Wattenbach'schen „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" erschienen sind. Es beleuchtet ein Stück deutschen Culturlebens von weiter Verzweigung und allgemeinstem Interesse. Die Darstellung ist flott und anschaulich und der Inhalt wird nirgends überladen; vielleicht behauptet der Scharfrichter zu einseitig den Mittelpunkt, so daß die Proportionen des Vortrages sich verschieben. Die Spielleute heischten besondern, liebreichen Excurs, und die Prärogative wie die gesetzlichen Exclusivmaßregeln, welche das Leben der Dirnen begleiteten, ein theilnehmendes Verweilen. Der gedruckte Vortrag fordert ja wesentlich erhöhte Ansprüche an Inhalt und Form heraus. Trotzdem ist das hier Gebotene vielseitig genug, daß es den Wunsch wachruft, der Verfasser möge dem bunten Thema eine vertiefte und beträchtlich erweiterte Darstellung gönnen, vor allem die Rechtspflege und ihre Details in den einzelnen Ländern des Südens und Nordens verfolgen, die im allgemeinen und besondern den „unehrlichen Leuten" gegenüber ihre Abweichungen gehabt zu haben scheinen. Der Stoff ist weit und anziehend genug, um sich auf das Kurzweiligste und Dankbarste in größerer Ausdehnung behandeln zu lassen und unsere Culturgeschichte dem Autor auf das Angenehmste zu verpflichten.

6. Tannhäuser. Inhalt und Form seiner Gedichte von Johannes Siebert. Berlin, C. Vogt. 1894. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Die Schrift bildet die fünfte Nummer der germanischen Abtheilung der von Emil Ebering herausgegebenen „Berliner Beiträge zur germanischen und romanischen Philologie". Sie hat den historischen Tannhäuser und sein Dichten zum Gegenstande unter ausdrücklicher Verzichtleistung auf eine Behandlung der Tannhäuser-Sage und ihrer wechselnden Gestalten im Lauf der Jahrhunderte. Uebrigens knüpft sie sach- und naturgemäß an bereits vorliegende Untersuchungen an und sucht dieselben fortzuführen, „nimmt aber die bereits eingehender erörterten Punkte auf, falls es die Einheitlichkeit erfordert oder abweichende Ansichten zum Ausdruck zu bringen sind". So bildet sie die

eingehende Fortsetzung der A. Oehlke'schen Dissertation über Tannhäuser's Leben und Dichten, beginnt mit einer biographischen Skizze des Sängers, um sich dann eindringenden Analysen seiner Poesie zu widmen. Die Untersuchung legt erst ihre Grundlagen und Ausgangspunkte fest, faßt dann Tannhäuser's dichterische Eigenart, ihren Gesammtcharakter, ihre Vorzüge und Schwächen mit strenger Wissenschaftlichkeit ins Auge, um sich endlich Metrik und Rhythmik zuzuwenden, indem sie zunächst die Gedichte in gleichmäßigen Strophen und sodann die Composition der Leiche und Tanzleiche behandelt unter besonderm Eingehen auf Tannhäuser's daktylische Systeme. Die Schrift bewegt sich methodisch und inhaltlich auf den Höhen der Forschung.

7. Böhmen die Heimat Walther's von der Vogelweide? Von Hermann Hallwich. Prag, Verlag des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen (H. Dominicus). 1893. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Es ist ein Separatabdruck aus den „Mittheilungen des Vereins". Die Arbeit bringt die freilich immer im Fluß verbliebene Frage nach Walther's Heimatsland und Heimatsort in neue Bewegung. Jedenfalls wird man aufmerksam aufhorchen müssen auf das, was der Verfasser ruhig und sachlich vorträgt. Maßgebend ist ja die Thatsache, daß ein altes Meistersängerlied Walther ausdrücklich als aus „Böhmen" bezeichnet, am wenigsten und auch die topographischen Merkmale sind im Grunde vager Natur, soll es gelten, Walther zum Böhmen aus der Landschaft Dux zu machen. Aber man wird einräumen müssen, daß die Gründe, aus denen man ihn zum Tiroler machte, ganz ungleich dürftiger waren. Ein emsigeres Tiefergraben wird hoffentlich zu immer hellern Quellen führen.

8. Die Faust=Sage und ihre poetische Gestaltung. Von J. Nover. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von Rudolf Virchow und Wilhelm Wattenbach. Nr. 201.) Hamburg, Verlags=Anstalt u. Druckerei, A.=G. 1894. Gr. 8. 1 M.

Der gewaltige Stoff ist völlig ungeeignet, um in einem ob noch so „gemeinverständlich" wirken wollenden „Vortrage" wissenschaftlich behandelt zu werden. Irgendeine Seite, irgendeine Figur, irgendeine Scene, irgendein Motiv der Faust=Sage mag man meinetwegen in ihrer poetischen Um= oder Ausgestaltung in einem „gemeinverständlichen wissenschaftlichen Vortrage" verfolgen; die gesammte Faust=Sage in ihrer poetischen Gestaltung durch die Jahrhunderte und ihre internationalen Literaturen in einem Vortrag behandeln zu wollen, übersteigt den Grad von Selbstvertrauen, den wir erforderlich halten, um einen „Faust" zu schreiben!

9. Das Gerippe von Goethe's Faust. Eine Zeichnung unseres geschichtlichen Entwickelungsganges nach seinem innern Werthe von F. G. Hugo Hoffmann. I—IV. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer. 1894. 8. 2 M. 50 Pf.

Das Buch bildet ein Glied in der unendlichen Kette jener Arbeiten, welche aus dem heißen Drange nach möglichster allseitiger Durchdringung des Goethe'schen „Faust" an die Allgemeinheit heraustreten, ohne ihr mehr zu frommen und ihr mehr zu nützen, als Bekanntes zu Bekanntem zu häufen oder durch Paradoxen oder möglichste Subjectivität der Anschauung die Archive der Faust=Forschung um Meinungen zu bereichern, welche der endgültigen Erschließung der letzten Dinge des Faust nur höchst mittelbaren Vorschub leisten. Das Meiste hat ja der Dichter selbst zur Erklärung seines „Faust" direct oder indirect offenbart und wo er in seinen Deutungen Spielraum gelassen, wird sich eine absolute Einigung der Deuter und Deutler überhaupt nie erzielen lassen und mit jedem vorrückenden Jahrzehnt wird das Einzelne aus der Dunkelheit in immer neuer Beleuchtung in neue Discussion treten. An eindringendem Studium hat es der Verfasser nicht fehlen lassen, aber das „Gerippe", d. h. die äußere Composition und innere Construction des Goethe'schen „Faust" ist dem Beflissenen durch seine Schrift nirgends um ein wesentliches verständlicher gemacht worden, als es der allgemeinen Erkenntniß bereits vorlag.

10. Geschichte des Gothaischen Hoftheaters 1775—1779. Nach den Quellen von Richard Hodermann. Hamburg, L. Voß. 1894. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Es ist die neunte Veröffentlichung der von Berthold Litzmann herausgegebenen „Theatergeschichtlichen Forschungen". Ob diese fragmentarische Herausgabe aus der reichen Geschichte des gothaischen Hoftheaters am Platze war und nicht vielmehr eine Ausweitung derselben bis zum Todesjahre des Herzogs Ernst II. angezeigter und ersprießlicher gewesen wäre, muß ich bezweifeln. Aber diese Veröffentlichung hat denn doch vor neuern Veranstaltungen auf dem Gebiete der deutschen Theatergeschichte den großen Vorzug, daß sie sich über eine rein schematische, annalistische Geschichtsschreibung, die sich mit schlichter Registrirung der Gastspiele und Directoratswechsel begnügt, beflügelt erhebt und auf gründlicher literarhistorischer Schulung fußend, die einzelnen Epochen und ihre Gesichter so scharf voneinander abzugrenzen, wie innerlich und äußerlich zu charakterisiren sich bestrebt. Dabei wird das Chronistische nirgends beeinträchtigt, wiewol dem Verfasser eine Durchsicht der Acten des Oberhofmarschallamtes erst spät möglich wurde. Die Arbeit wurde dadurch allerdings nur im einzelnen und nicht im ganzen beeinträchtigt. Ein ganz besonderes Interesse bietet der Anhang durch „Ekhof's Tagebuch". Schade, daß alle diese theatergeschichtlichen Fragmente Berthold Litzmann's ohne Porträts an die Oeffentlichkeit treten, es würde das Interesse an ihnen sich wesentlich erhöhen, wenn sie durch gute Bilder der schauspielerischen Größen der vorgeführten Zeitabschnitte belebt würden.

11. Die französische Heldensage. Akademische Antrittsvorlesung von Dr. Karl Voretzsch. Heidelberg, C. Winter. 1894. Gr. 8. 80 Pf.

Der Verfasser beschäftigt sich hauptsächlich mit der Schwierigkeit, die Heldensage literaturgeschichtlich zu ergründen. Sie sei lediglich Problem der Volkskunde.

Andererseits seien gerade die Volks- oder Heldenepen in vielen Fällen die einzige Quelle für unsere Kenntniß der volksthümlichen Heldensage, deren Ursprung an sich sich allenthalben als historisch erweise. So seien wir für das Studium der Heldensage auf die schriftlichen Quellen angewiesen, auf die zufällig überlieferten Zeugnisse für die Existenz der alten Sage und auf jene Denkmäler, welche Gegenstände der Heldensage irgendwie benutzt und verarbeitet haben. Die Rede, welche weniger eine solche als ein Essay ist, schließt mit dem Hinweis, daß eine Gesammtdarstellung der französischen Heldensage sich sehr anziehend gestalten könne.

12. Briefe von Wilhelm von Humboldt an Georg Heinrich Ludwig Nicolovius. Herausgegeben von R. Haym. (Quellenschriften zur neuern deutschen Literatur- und Geistesgeschichte. Herausgegeben von Alb. Leitzmann. I.) Weimar, E. Felber. 1894. 8. 3 M.

Haym weiß, daß diese Briefe des großen Staatsmannes, wenn auch im bescheidenen Maße, dazu dienen werden, hier und da ein Moment seines äußern Lebens, eine Beziehung seiner frühern oder spätern Staats- und Geschäftsthätigkeit zu beleuchten und seine eigenartige Persönlichkeit, wenn nicht durch neue Züge verständlicher, so doch durch die Wiederkehr der wohlbekannten anschaulicher zu machen. Zweifellos wird dem Biographen Wilhelm von Humboldt's diese schöne Briefspende mannichfachen Stoff bieten, um sein Bild lebensvoller zu schattiren und seine reiche Innenwelt uns vielseitiger zu erschließen.

Adalbert Schroeter.

Militärschriften.

1. Vierzig Jahre in der österreichischen Armee. Von H. Ritter von Foedransberg. Erster Band. Dresden, Alexander Beyer (E. Pierson's Buchh.). 1894. 8. 4 M.

Durch körperliches Leiden gezwungen, in den Ruhestand zu treten, hat sich der Verfasser entschlossen, die Erlebnisse seiner langen Dienstzeit in der österreichischen Armee zu schildern. Da die Zeit seines Eintritts in diese weit vor die Reformen fällt, die dort eine nahezu vollständige Neugestaltung der Verhältnisse des Dienstes und namentlich des Offiziersersatzes bewirkt haben, und da die Schilderung den Eindruck peinlichster Treue und Wahrheitsliebe macht, so ist sie für die Kenntniß der Zustände in der frühern Armee sehr werthvoll. Zum wenigsten gilt dies von dem jetzt vorliegenden Bande, der die Erzählung nur bis kurz vor 1866 führt. Aus welchen Gesichtspunkten das Buch im übrigen gelesen und beurtheilt sein will, lassen die nachfolgenden Schlußsätze des Vorworts am besten erkennen:

> Was den Stil betrifft, so dürfte derselbe wol Einiges zu wünschen übrig lassen.
>
> Es ist eben „österreichischer Militärstil" aus älterer Zeit, welcher nach achtunddreißig effectiven Dienstjahren in Fleisch und Blut übergegangen ist und den ich in meinen alten Tagen auch noch gebrauchen muß und nicht mehr ändern kann.
>
> Manche ältern Kameraden werden sich an ihre Jugendzeit erinnern und ausrufen: „Ja, so war es" und jüngere werden staunen, daß es einst „so gewesen"; dabei Gott danken, daß vieles besser wurde.
>
> Grundsätzlich habe ich keine Namen genannt und es kann und wird sich daher durch meine Erzählungen niemand verletzt fühlen.

Die obige Entschuldigung des Autors wegen seines Stils wird jeden Leser versöhnen, aber man muß ehrlich gestehen: sie war nothwendig. Es gibt ohnehin eine Menge von specifisch österreichischen Wendungen, z. B.: Nur mehr statt nur noch, über Rath statt auf Rath, nachdem statt weil, aufkommen statt ruchbar werden, nächst statt in der Nähe, übersetzen statt versetzen. Diese Wendungen gebraucht auch der Verfasser; daneben aber bedient er sich einer ganzen Reihe von Ausdrücken, die dem Verfasser der gegenwärtigen Besprechung zufällig aus seinem frühern Bundesgarnisonsleben geläufig sind, die aber außerhalb Oesterreichs theilweise kaum ohne Mühe verstanden werden dürften, namentlich soweit sie der specifischen alten „Armeesprache" angehören. Diese wimmelte, was mit auf die große Zahl von Völkerstämmen, die den Armee-Ersatz bildeten, zurückgeführt werden kann, von Fremdwörtern; namentlich die italienische Sprache lieferte deren eine Menge, aber auch lateinische Benennungen waren in vielleicht noch größerer Zahl üblich, als etwa französische in der alten preußischen Armee. Einige jener dem Reichsdeutschen wunderlich klingenden Ausdrücke seien hier unter gleichzeitiger, nicht wortgetreuer, aber sinngemäßer Uebersetzung wiedergegeben. Ex propriis-Gemeiner (auf Beförderung zum Offizier Dienender), Ubicationen (Quartiere, Kanzleien, Kammern), Unfermer (noch nicht völlig ausgebildeter Rekrut), Concretualstatus (bestimmter Präsenzstand), Cavalett (Bettgestell), Urgenzen (dringliche Aufforderungen zur Erledigung befohlener Eingaben), Mappeur (Kartenzeichner). Auch das schöne Wort „Hundecontumaz" gehört hierher. Es bedeutet eine Vorschrift, die für Hunde das Tragen von Maulkörben (nicht „Beißkörben", wie einige wollen) anordnet. Commod-Adjustirungen, Revisoriate, Transferirungen und Systemisirungen seien nur der weitern Charakteristik wegen angeführt.

Mit Freimuth, aber ohne jede verletzende Schärfe schildert H. von Foedransberg die mislichen Verhältnisse, die durch die sehr häufige Beförderung ungebildeter und nicht genügend charakterfester Unteroffiziere zu Offizieren entstanden, sowie die Mängel in der sachlichen Beaufsichtigung der Ausbildung und Verwaltung. In formeller Beziehung war diese Beaufsichtigung bis ins kleinste geregelt und verursachte dem Verfasser, der im Anfang seiner Dienst-

zeit „Compagniemanipulant“ (etwa Feldwebel und Zahlmeister zugleich) war, Mühe genug. Aber all die vollbeschriebenen Bogen und Listen — sie hatten theilweise etwa anderthalbfaches Folioformat — konnten die Unterschlagungen nicht verhindern; so blieb eine Compagnie tagelang ohne Verpflegung, da die Händler den mit dem Lebensmitteleinkauf betrauten Unteroffizieren ohne Bezahlung nichts mehr liefern wollten, und da das Menagegeld von dem betreffenden Hauptmann für sich verwendet worden war.

Auch im Deutschen Reich sind Gegenden vorhanden, in denen das dort garnisonirende Militär gehaßt wird oder mindestens unbeliebt ist; nicht nur nationale, sondern schon landsmannschaftliche Unterschiede rufen Abneigung hervor. Ein aus Norddeutschland sich ergänzender Truppentheil würde jetzt, wo die Begeisterung von 1870/71 längst verraucht ist, in Baiern oder Würtemberg üble Tage haben (während freilich in Norddeutschland, wenige Landstriche ausgenommen, eine süddeutsche Truppe wahrscheinlich verhätschelt werden würde), aber eine geradezu feindselige Haltung der Bevölkerung, wie sie den nicht in ihrer Heimatsprovinz garnisonirenden österreichischen Truppen gegenüber früher fast allgemein gezeigt wurde, gehört im Deutschen Reich doch zu den Ausnahmen. Der Verfasser hat diese feindselige Haltung in Bologna, in Pest und in Lemberg erleben müssen und macht darüber, sowie über die „unterdrückten Völkerstämme“ Oesterreichs überhaupt, recht lesenswerthe Bemerkungen. Von den Slowenen heißt es, sie hätten 1856 ihre Nationalität noch nicht entdeckt gehabt, in Laibach seien z. B. bei dem damaligen Besuch des Kaisers die Ansprachen des Bürgermeisters, des Bischofs und der sonstigen Würdenträger, die Transparente u. s. w. ausschließlich deutsch gewesen. In den pester Cafés dagegen bedienten die — unverfälschtes Wienerisch redenden — Kellner in verschnürten Attilas und Czismen (ungarische Stiefeln) mit klingenden Husarensporen. In Lemberg trugen die Cousinen des Verfassers, obgleich ganz deutscher Gesinnung, die übliche Landestrauer, weil man sonst ihre Kleider mit Vitriol bespritzt hätte. In Bologna wurden die Truppen während der Anwesenheit des Papstes durch Pfeifen insultirt. (Beiläufig bemerkt, mußte auf Befehl Gyulai's bei der damaligen Parade vor dem Papst jeder ausgerückte Offizier und Mann einen schwarzen Schnurrbart haben; „dabei war es ganz gleichgültig, ob der Einzelne einen blonden oder auch gar keinen Bart hatte, bei Letztern mußten die Oberlippen geschwärzt sein. Die Mannschaft machte sich diese Zierde mittels Stiefelwichse gegenseitig“. Jeder Soldat, einerlei welcher Confession, mußte, wenn er dem Papst begegnete, den militärischen Kniegruß machen, d. h. sich auf das linke Knie niederlassen.

Seine persönlichen Erlebnisse, die übrigens zum Theil an und für sich recht interessant sind, schildert der Verfasser so ungeschminkt, daß man sie gern liest. Es ist schade, daß er während des Feldzugs von 1859 nicht zur Action gekommen, sondern im Sicherungsdienst bei Triest verwendet worden ist. Im nächsten Bande hoffen wir über seine Thaten im Feldzuge von 1866 und über die Eindrücke, die die Neugestaltung Oesterreich-Ungarns auf ihn, den Alt-Oesterreicher, gemacht hat, näheres zu erfahren.

Das Lob ungeschminkter Aufrichtigkeit verdient auch das zweite Buch:

2. Bei der Landwehr. Vor Metz und die Schlacht von Beaune la Rolande. Von Gneomar Ernst von Natzmer. Mit drei Karten. Gotha, F. Perthes. 1894. 8. 4 M.

Die Aufrichtigkeit des Verfassers geht sogar so weit, daß man sie Rücksichtslosigkeit nennen müßte, wüßte man nicht, daß der Verfasser kaum ein Blatt vor den Mund nehmen konnte, wenn er das, was er vorzubringen hatte, begründen wollte. Ernst von Natzmer hatte am 28. November 1870 die Aufgabe, die etwa 1000 Meter lange Westfront von Beaune la Rolande mit seinem Bataillon, dem I. des 3. Westfälischen Infanterieregiments Nr. 16, zu halten; die fünfhundert Gewehre dieses Bataillons reichten hierfür um so weniger aus, als die Westfront die gefährdetste der ganzen Position war. Hauptmann von Natzmer erhielt Verstärkung durch fünf Züge des II. und Füsilierbataillons seines Regiments und durch vier, anfangs fünf Züge des 8. Westfälischen Infanterieregiments Nr. 57. Die Züge von seinem Regiment hatte er und sein Adjutant beim Regimentscommandeur erbeten, die vom Regiment 57 hatte er, nachdem er sich vergewissert hatte, daß sie zwar zu ihrem Regimente zurückmarschiren sollten, aber keinen speciellen Auftrag zur Verwendung gegen den Feind hatten, aufgehalten und zur Verstärkung der Besatzung des zu seiner Front gehörigen Kirchhofs und der Häuser vor dessen Eingang verwendet. Nach andern Darstellungen hätte sich der bei jenen Zügen befindliche älteste Offizier selbständig entschlossen, diese — angeblich noch nicht vertheidigte — Position zu besetzen, und hätte sie demnächst in leitender Stelle, wesentlich ohne Mitwirkung der Sechzehner, vertheidigt. Gegen diese Darstellungen zieht der Verfasser mit sehr scharfen Waffen zu Felde, jede seiner Behauptungen belegt er mit Aussagen von Augenzeugen und führt seine Gegner siegreich ab.

Man kann es bedauern, wenn zwischen den Offizieren zweier Truppentheile, die während langer Monate zusammen gefochten haben, eine scharfe Polemik über die Leistungen des einen und des andern geführt wird, allein der Verfasser hat jedenfalls bei der Beurtheilung zwei Entschuldigungsgründe zur Seite. Zunächst hatte er keinen ausführlichen Gefechtsbericht einreichen können, weil er zwei Tage später einen Schuß durch beide Backenknochen erhielt; der Gefechtsbericht der Siebenundfunfziger, der natürlich die Leistungen der vier Züge 57 mehr in den Vordergrund rückte als diejenigen der 11+5=16 Züge des Regiments 16, wurde daher für die Darstellungen des Gefechts als einzige Quelle benutzt. Sodann hat der Verfasser für seine Person höhern Ortes überall Auszeichnung und Anerkennung genug erfahren; es ist ihm

daher nur darum zu thun gewesen, daß die Leistungen seiner Offiziere und seines Regiments nicht durch einseitige Berichte und Quellenbenutzungen dauernd verkleinert blieben.

Hat man sich mit dieser Betrachtung über den immerhin unbehaglichen Eindruck des polemischen Charakters des Buches — und diesen hat die vom Verfasser vorgenommene Trennung des erzählenden Theiles von den andern Theilen nicht verwischen können — hinweggesetzt, so erfüllt die Lektüre des Buches mit hoher Freude. Denn daß von einem nur nothdürftig zur Vertheidigung vorbereiteten Ort 700 (später 750) Mann die Angriffe einer besser bewaffneten, gut geführten und tapfern Infanteriemacht von etwa zehnfacher Stärke sieben Stunden hindurch siegreich abschlagen, obgleich sie an Munition Mangel litten und die Geschütze des Feindes ihnen die Häuser über dem Kopf zusammenschossen, ist ein in der Kriegsgeschichte einzig dastehendes Vorkommniß.

Wie nach dem oben Dargelegten erklärlich ist, nimmt die Schilderung des Kampfes um Beaune la Rolande, speciell um dessen West- und Südwestfront, den Haupttheil des Buches ein. Auch die Erzählung der sonstigen Kriegserlebnisse des Verfassers indeß bietet viel Interessantes; seine Begegnungen mit dem bisherigen Reichskanzler Graf Caprivi, dessen erschöpfenden klaren Vortrag bei dem commandirenden General er rühmt, des Verfassers Correspondenz mit dem preußischen Prinzen Alexander, der sich einfach als sein „treuer Freund Alexander" unterzeichnet, eine — übrigens merkwürdig ungeschickt erzählte — pikante Geschichte vom napoleonischen Hofe, des Verfassers lehrreiche Beobachtungen über Disciplinlosigkeit im Rücken der deutschen Armee und anderes. An manchen Stellen sind Herrn von Natzmer kleine Irrthümer untergelaufen. Die Gewehre seiner Leute vom Landwehrbataillon Unna werden nicht solche vom System Thouvenin (nicht Thouvenain), sondern vom System Minié gewesen sein. Das von den Sechzehnern in momentaner Ablösung der Regimentsmusik gesungene „O Hannes, wat'n Haut!" (O Hannes, was für ein Hut) hat der Verfasser als „O Hannes hat den Haut" verstanden. Bedauerlich ist besonders, daß das auf dem Schlachtfelde aufgenommene und später maßstabgerecht gezeichnete Croquis der West- und Südwestfront von Beaune la Rolande nicht correct orientirt ist.

Auch das folgende Buch:

3. Die Kriegsmarine, ihr Personal und ihre Organisation. Von B. von Werner. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1894. 8. 4 M.

trägt einen ausgesprochen polemischen Charakter. Sein Verfasser beschreibt Organisation und Ausbildung der deutschen Kriegsmarine, aber gleichzeitig kritisirt er sie und schlägt hier Neuerungen, dort Zurückgehen auf Aelteres und Abgeschafftes vor. Ein Theil der Tagespresse hat unter Wiedergabe der abfälligen Beurtheilung, welche ein specieller Abschnitt des Buches in England erfahren hat, dem Bedauern darüber Ausdruck gegeben, daß Admiral von Werner, obgleich er schon nahezu zehn Jahre aus der Marine geschieden sei, über sie kritische Bemerkungen mache. Indessen, soviel Aenderungen die Marine in diesem Zeitraum auch erfahren hat, gewisse Grundsätze und Grundanschauungen über ihren Zweck im Frieden und Krieg, sowie über die Stellung und Ausbildung des Ersatzes für das Offizier- und Unteroffiziercorps müßten richtig oder falsch sein und bleiben, gleichviel ob sie damals oder vor etwa einem Jahre proclamirt worden sind.

Wirksamer als die vornehme Hinweisung auf den Umstand, daß Admiral von Werner seit längerer Zeit nicht mehr im Dienst ist, wäre jedenfalls eine Widerlegung etwaiger irriger Ansichten gewesen.

Wenn z. B. B. von Werner die Größe der jetzigen Schuljungenschiffe als der Erziehung und Beaufsichtigung der Jungen schädlich hinstellt, wenn er Schiffe von der Größe und Bauart des „Rover" und des „Musquito" vorzieht, so wäre es doch ganz zweckmäßig gewesen, officiös die sachlichen Vorzüge des jetzigen Ausbildungsmodus klarlegen zu lassen. Wenn B. von Werner sagt, die deutsche Flagge werde seit dem Abgange des Herrn von Stosch an auswärtigen Küsten, wo deutsche Handelsinteressen zu vertreten sind, zu wenig gezeigt — eine Klage, die auswärts sehr vielfach gehört wird —, so wäre auch hier eine kurze Begründung dafür, daß die deutsche Marine in jener Beziehung jetzt weniger zu leisten vermöge als früher, recht angebracht gewesen; noch willkommener wäre freilich der Nachweis, daß sie eben dasselbe oder mehr leiste als damals. Auch die Ansichten des Verfassers über die zu hohe Altersgrenze für den Eintritt der Cadetten sind einer Widerlegung wohl werth; ebenso die über die Unterstellung des Artillerieschulschiffs, das das Schießen aus Schiffsgeschützen und zwar von See aus lehren soll, unter die Inspection der Küstenartillerie, die es mit dem Bedienen von Geschützen der Landbefestigungen und mit dem Legen von Seeminen zu thun hat; endlich diejenige über die Gefahren, die die beinahe gänzliche Entwöhnung des gesammten seemännischen Personals von der Handhabung der Segel mit sich bringt. Mit dem Einwurf, daß das, was im Gefecht nicht gebraucht werde, im Frieden nicht geübt zu werden brauche, ist diese Frage nicht abgethan; denn — abgesehen davon, daß von diesem Gesichtspunkt aus auch die Erlernung des Segelgebrauchs auf den Cadetten- und Schiffsjungenschulschiffen, die doch thatsächlich erfolgt, nicht gerechtfertigt werden könnte — ist jener Einwurf deshalb nicht stichhaltig, weil auch in der Landarmee eine ganze Anzahl von Dienstzweigen betrieben wird, die für das Gefecht durchaus ohne Nutzen sind, die man aber für die Erziehung und Gesammtausbildung des Soldaten mit Recht für sehr wichtig hält.

Viel zu radical und theilweise auch zu schwer durchführbar sind die Vorschläge des Verfassers für die Umgestaltung des Lehrplanes der Marineakademie und für die theoretische Unterweisung der Cadetten.

Was B. von Werner über die unbequemen See-Eigenschaften geschützter Kreuzer sagt, mag unzutreffend sein;

daß aber die von ihm empfohlene Rücksicht auf das Behagen der Mannschaft und auf deren Nerven gerade in England als bespöttelnswerth hingestellt worden ist, muß befremden, denn es ist bekannt, daß der englische „Cerberus“ sich auf der Reise nach Australien in See so benommen hat, daß schon in Suez ein großer Theil der Mannschaft desertirte, weil er das ewige Schlingern und Stampfen des Schiffs, auf dessen Deck überdies ein Aufenthalt kaum möglich war, nicht länger aushalten wollte.

Es ist in vorstehender Besprechung verhältnißmäßig viel auf Einzelheiten eingegangen, die nur dem mit dem Seewesen Vertrauten sofort verständlich sind, allein die Besprechung des sehr lesenswerthen Buches wäre sonst völlig farblos gewesen.

Rein wissenschaftliche Ziele verfolgt das Buch:

4. Die Befestigungswerke der Freien Reichsstadt Aachen. Von C. Rhoen. Aachen, Anton Creutzer. 1894. 8. 3 M.

Mit dem Verfasser muß man das Bedauern darüber theilen, daß im Gegensatz zu Frankreich, wo namentlich die Thätigkeit Viollet-le-Duc's fruchtbringend wirkte, in Deutschland für die Erforschung der alten Städtebefestigungen so wenig geschehen ist. Die städtischen Archive und die an zahlreichen Orten noch vorhandenen Reste von Gräben, Mauern, Thürmen und Wällen böten gewiß reiches Material. Der Verfasser hat im aachener Archiv, in dem man ihm übrigens anscheinend seine Arbeiten nicht gerade erleichtert hat, und an den Befestigungsbauten selber, soweit das an den vorhandenen Resten und bei Gelegenheit von Abbruchsbauten, Canalbauten u. s. w. möglich war, die Befestigungen Aachens studirt und in seiner Schrift viel Interessantes darüber publicirt. Die älteste stammt danach aus dem Ende des 12., die zweite aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts. Ein Plan, in den beide eingetragen sind, erleichtert das Verständniß.

Daß die Beschreibung nicht mit den Fachausdrücken des Baumeisters und Ingenieurs gespickt ist, läßt sie diesem dilettantenhaft erscheinen, dem Laien wird das Verständniß dadurch erleichtert. Für jeden Leser aber ist es eine Freude zu sehen, wie sorgfältig der Verfasser dem Ideengang der Kriegsbaumeister der damaligen Zeit nachgegangen ist. Da der Verfasser auch die von der Stadt Aachen geführten Fehden nothgedrungen in den Kreis seiner Betrachtungen ziehen mußte, wirft das Buch auch auf die damaligen allgemeinen Zustände interessante Streiflichter. So auf die ungenirte Einmischung des Papstes in rein weltliche Angelegenheiten; auf die Opferwilligkeit der Bürger, die Bannfluch, furchtbares Kriegselend, ja selbst die Zerstörung ganzer Stadtviertel durch Feuer und durch Wasser (der Feind staute die drei Bäche, die die Stadt durchflossen, an) nicht zu beugen vermochte; auf die Bewaffnung der Bürger und die Ausrüstung der Befestigungswerke. In letzterer Beziehung mag erwähnt sein, daß Feuergeschütze in Aachen verhältnißmäßig früh, 1346, verwendet worden sind.

Bedauerlich sind einige Wiederholungen (S. 73, 92 und 81, 169) und stilistische Flüchtigkeiten, auch der sehr häufige Gebrauch von „und“ mit folgender Inversion wirkt störend.

In die Kategorie der zuerst besprochenen beiden Bücher gehört:

5. Aus den Erlebnissen und Erinnerungen eines alten Offiziers. Von Betz, Oberst z. D. Karlsruhe, J. J. Reiff. 1894. 8. 2 M.

Das kleine, anspruchslose Buch ist in den Tageblättern mehrfach citirt worden und enthält allerdings einige, das große Publikum interessirende Stellen. Darunter gehört die Erzählung von jenem badischen Hauptmann, der 1849 die Fürsten, vor allem den Herzog Ernst II. von Coburg, umgebracht hatte wissen wollen, und den der Herzog, obwol er die betreffende Aeußerung deutlich in Erinnerung behalten hatte, in seinem Memoirenwerk edelmüthigerweise nicht erwähnt hat. Ebenso werden diejenigen Abschnitte des Buches, die den Friedensdienst in dem kleinen badischen Contingent und die entsetzliche Disciplinlosigkeit, die es in den Revolutionsjahren zeigte, schildern, überall mit Interesse gelesen werden, um so mehr, als der Verfasser nicht versäumt hat, auch Züge aus der ruhmvollen neuern Geschichte der jetzigen badischen Truppen dem Schriftchen einzuverleiben. (Wo das norddeutsche und preußische Soldatenwesen erwähnt wird, verfährt der Verfasser mit seinem Lobe vielleicht etwas zu verschwenderisch; man athmet als Norddeutscher ordentlich auf, wenn man einmal auf einen sanften Tadel norddeutsch-preußischen Wesen stößt.)

Im ganzen wendet sich das Büchlein wol mehr an die badischen Landsleute des Verfassers, die manchem, was dem größern Leserkreise zu fern liegt, aus persönlicher Kenntniß der Verhältnisse Interesse entgegenbringen werden.

Bedauerlich sind übrigens die sehr zahlreichen Flüchtigkeits- und Druckfehler (Debût, aeigu) und einige Wiederholungen; diese sind freilich erklärlich, wenn — wie es den Anschein hat — das Buch zum Theil eine Sammlung von Einzelskizzen darstellt.

Victor Kurs.

Neue Romane und Novellen.

1. Auf eigener Scholle. Roman in zwei Bänden von Konrad Telmann. Dresden, C. Reißner. 1894. 8. 7 M.
2. Die Teufelsgrethl. Bauernroman aus den oberbairischen Bergen von Otto von Schaching. Jena, H. Costenoble. 1894. 8. 5 M.
3. Ambros, der Fuhrmann von Oberbühl. Romantische Dorfgeschichte von Paul Friedrich. Einsiedeln, Benziger u. Comp. 1893. 8. 40 Pf.
4. Erntenovellen. Von Hermann Stegemann. Basel, Benno Schwabe. 1894. 8. 3 M. 20 Pf.

5. Der vergangene Auditor. Humoreske von Maximilian Schmidt. München, Seitz u. Schauer. 1895. 8. 1 M.
6. Verkannt. Roman von O. Elster. Mannheim, J. Bensheimer's Verlag. 1894. 8. 4 M.
7. Ein Reiterschwert. Historisches Charakterbild von Robert Byr. Jena, H. Costenoble. 1894. 8. 4 M.

Reichthum verpflichtet und nicht zuletzt der von den Ahnen überkommene Besitz an Land und Boden — das ist die Hauptlehre, die aus Konrad Telmann's zweibändigen Roman: „Auf eigener Scholle" (Nr. 1) zu ziehen ist. Der gewandte Erzähler verlegt seine Handlung dieses mal in die östlichen Provinzen, in die Kreise des altangesessenen Großbesitzes, der auf eigener Scholle lebt. Bei der Schilderung dieser Kreise hat ihm keine agrarierfreundliche Stimmung die Feder geführt; wenigstens ist ihr des Günstigen für die viel angefeindeten und selbst gern anfeindenden Herren der nothleidenden Provinzen nicht viel zu entnehmen. Dieser Anschein einer einseitigen Beleuchtung raubt dem Leser — sehr zu Ungunsten des Erzählers — jenes bereitwillige Vertrauen, das die Tiefe und Reinheit der Eindrücke so stark beeinflußt, und so sieht sich selbst der williger Folgende schließlich veranlaßt, an der Zuspitzung der Tendenz, die in dem Siege des demokratischen Fortschrittes über den aristokratischen Conservativismus gipfelt, Anstoß zu nehmen. Die Karten sind eben von Anfang falsch vertheilt oder doch so ungleich, daß der Ausgang des Spieles kein anderes Bild zeigen konnte. So wird die tendenziöse Färbung zu einem künstlerischen Fehler. Es hat überhaupt sein Bedenken, so verworrene und widerspruchsvolle Streitfragen der Politik und der Wirthschaftslehre im Rahmen des Romans zu behandeln, zumal wenn der Verfasser eine überzeugende Lösung nicht zu bieten vermag. Der Verkünder und Verfechter der neuen Lehre in Telmann's Roman, Cäsar von Doeren, kommt von jenseits des Meeres, wo er gelernt hat, Standesunterschiede gering und nur den reinen Menschenwerth hochzuschätzen. Dieser vom Verfasser sehr sympathisch gezeichnete Held wird nun durch die Verhältnisse in eine Fehde gegen den Geist der Ueberlieferung und der Standesbegriffe gezogen; sein Hauptgegner wird sein Bruder. Diesen stehen fast alle nachbarlichen Adeligen helfend zur Seite. Der Persönlichkeit aber des weitherzigen und in seiner Ehre unantastbaren Demokraten bringen zunächst die Kinder des aristokratischen Bruders Liebe und Verehrung entgegen, bis sie in sein Lager abschwenken. Die Nichte, die schon lange an der scheinheiligen Frömmigkeit im elterlichen Hause Anstoß genommen, reicht dem Sohne eines Müllers die Hand, dessen Existenz ihr Vater durch einen verwerflichen Proceß zu vernichten drohte. Leider hat der Verfasser verabsäumt, zu zeigen, wie ein so emancipationslustiges Fräulein in dem frommen, aristokratischen Hause gedeihen konnte. Feiner ist die Wandlung in dem Wesen ihres Bruders motivirt. Der abtrünnige Cäsar von Doeren besiegelt endlich seinen Abfall von dem Geiste seiner Ahnen und seiner Familie dadurch, daß er die Tochter eines jüdischen Wucherers, der zum Aerger aller Erbangesessenen ein stattliches Gut in jener Gegend erworben hat, zu seiner Gemahlin wählt. Diese Jüdin ist als Priesterin der helfenden Liebe gezeichnet, in deren Hause alle Armen und Kranken eine Zufluchtsstätte finden. Da auch hier wieder eine Motivirung der Widersprüche in dem Wesen des jüdischen Wucherers und seiner mildthätigen Tochter nicht gegeben ist, wirkt gerade diese Gegenüberstellung der jüdischen Samariterin zu dem engherzigen Adel in verwirrender Weise tendenziös. So wird der Roman: „Auf eigener Scholle" trotz aller Gewandtheit der Schilderung und des Aufbaues mindestens ebenso lebhaften Widerspruch als Beifall finden.

In Otto von Schaching (Pseudonym für Otto Denk) tritt uns, d. h. dem Berichterstatter, eine neue literarische Persönlichkeit entgegen, die jedoch, wie wir aus dem kleinen Kürschner ersehen, bereits eine Fülle von Schriften politischer, culturgeschichtlicher und schöngeistiger Art der Oeffentlichkeit übergeben hat. Der vorliegende Roman: „Die Teufelsgrethl" (Nr. 2) zeigt den fruchtbaren Schriftsteller mit einer hervorragenden Gabe volksthümlicher Darstellung ausgestattet, die immerhin selten genug erscheint, um an sich lebhaftes Interesse zu erwecken. Beim Lesen des Romanes, der in der oberbairischen Gebirgsgegend, in der Nähe von Miesbach, spielt, gewinnt man den Eindruck, daß der Verfasser mit Land und Leuten auf das Innigste vertraut ist. Einem solchen Kenner widerstrebt jede romantische Schönfärberei von selbst; das Land wirkt auf ihn mit der Herbheit der Wirklichkeit, wo das Auge des Städters nur zu leicht in die Fehler verfällt, entweder über die rauhe Außenseite des Gesehenen nicht hinwegzukommen, oder aber nur idyllische Bilder ländlichen Friedens zu sehen. Otto von Schaching beobachtet den Bauern bei der Arbeit, bei dem schwierigen Kampf ums Dasein, beim Ringen mit den wilden Elementen; einen besonders scharfen Blick aber besitzt er für die mächtigen Leidenschaften jenes Volksschlages, die, lange verborgen, plötzlich mit der Gewalt eines Gießbaches hervorbrechen und zerstörend und verheerend wirken. Wenigstens tritt uns O. von Schaching's Talent in der „Teufelsgrethl" in dieser Richtung am überraschendsten entgegen. Die dämonische Macht eines begehrlichen und sinnlichen Weibes ist in der Gestalt der Heldin des Romans, einer durch Trug und List zur Großbäuerin emporgestiegenen Abenteurerin in fesselnder Weise verkörpert. Mit vortrefflicher Kunst des Aufbauens und des Vorbereitens schildert der Verfasser, wie diese Teufelsgrethl, unterstützt von ihrer durchtriebenen Mutter und dem dämonisch wirkenden Zufall, einen jungen Bauern in ihre Netze lockt. Daß sich aber der Schmetterling an dem lockenden Lichte nur die Flügel verbrennt und nicht gänzlich zu Grunde geht, ist, neben einem Spiel des Zufalles, das Verdienst der Mutter des Bauern und einer ihm in heimlicher Liebe zugethanen Magd, die dann auf dem Hofe des Bauern als Bäuerin einzieht. Der herbe Ernst, der die ganze Erzählung durchweht und den ein scharfer

spöttischer Humor wenig mildert, steigert sich endlich zu düsterer Tragik. Die erschütternden Ereignisse drängen sich bis zum Tode der Mutter der Teufelsgrethl, um dann erst in dem friedlich ausklingenden Ende einer heitern Stimmung Raum zu gewähren. Erscheinen auch die krausen Momente zum Schluß zu sehr gehäuft, so wird man doch das Buch, dessen kurze Naturschilderungen durch Anschaulichkeit und Klarheit anziehen, nicht ohne Ergriffenheit aus der Hand legen, weil selbst im Tragischen der Reiz der Wahrheit mächtig bleibt.

Ein hübsches Talent, volksthümlich zu erzählen, bekundet auch Paul Friedrich in seiner romantischen Dorfgeschichte: „Ambros, der Fuhrmann von Oberbühl" (Nr. 3). Der Held dieser anspruchslosen Erzählung, die eine ziemlich unbedeutende Handlung in behäbiger Breite vorträgt, ist der Vertreter einer Zeit, die noch nicht unter dem Zeichen des Verkehrs stand. Diese neue Zeit ist vielmehr erst im Anbruch und beunruhigt mit ihren Anzeichen den Bauern Ambros, der mit seinem Gespann allwöchentlich einmal die Verbindung zwischen seinem Heimatsdorf und dem Nachbarstädtchen vermittelt. Ambros nun, der sein langsames Verkehrsmittel nicht nur vom Standpunkt des Geldverdienstes betrachtet, ist ein kleiner Bauernphilosoph und Dorfpolitiker, dessen Gedanken über den Kampf der guten alten Zeit mit der schlechten neuen, des geruhsamen, stetigen Dorflebens mit dem hastenden, wechselvollen der Stadt sich recht hübsch lesen. Es berührt merkwürdig, wie viele dieser rückwärts gewendeten Gedanken sich heute einer modernen Wiederbelebung erfreuen, nachdem man hinter den Segnungen des Fortschrittes im Verkehr auch seine Schatten gesehen hat. Gerade diese wehmüthig stimmende Erkenntniß bereitet die Empfänglichkeit vor, mit der wir den idyllischen Schilderungen unseres Erzählers willig begegnen. Das schlichte Büchlein wird in Volksbibliotheken sich bald ein Plätzchen erobern.

Der erzählenden Kleinkunst befleißigt sich Hermann Stegemann in seinen „Erntenovellen" (Nr. 4). Statt mit breitem Pinsel gemalter Bilder bietet er Skizzen, die freilich in sich mit so feiner Strichelmanier ausgeführt sind, daß sie mit einem Bilde wetteifern können. Sie stellen eine Kunstgattung für sich dar und vergleichen sich wol auch einer impressionistischen Skizzenmalerei, die sich um Ausführung des Hintergrundes, um Gruppirung der Töne, Abrundung der Linien wenig kümmert, wenn es ihr nur gelungen ist, das, was das Auge des Malers momentan besonders reizte, auf die Leinwand zu bannen. Eine solche Kunst wird gut thun, ihren Gesichtskreis jeweilig in engen Grenzen zu halten, und zwar sowol in räumlicher wie in inhaltlicher Beziehung. Je mehr sie sich hierin beschränkt, um so mehr wird es ihr gelingen, die flüchtige Erscheinung mit ihrer ganzen momentanen Intensität festzuhalten. Wird dieser Rahmen überschritten, so muß das Interesse an der Fülle der Einzeleindrücke und der Einzelbilder ermüden. Vor allem liegt die Entwickelung eines größern epischen Herganges außerhalb der Möglichkeit dieser Technik. Diese Betrachtungen ergeben sich aus der Lektüre der Stegemann'schen Novellen. Wo der Verfasser weiter nichts gibt, als ein Stimmungsbild in knapper Form, erzielt er den tiefsten Eindruck, so in den knappen Skizzen: „Frauenbrunnen" und „Der Apfel". Die Geschehnisse, die hier vorgetragen werden, sind unbedeutend: Ein Mädchen schöpft aus dem Brunnen, dem die Sage Liebeszauber zuschreibt, netzt die Stirne des Geliebten mit Tropfen des geheimnißvollen Wassers und Blitz und Sturm führen das Paar einander in die Arme. Noch sinniger und natürlicher in der Herbeiführung des Liebessieges ist die Skizze: „Der Apfel", in der die erprobte Evafrucht abermals ihre kupplerischen Dienste thut. Besonders wirksam erweist sich hier der ungezwungene Symbolismus, den der Dichter zwischen Mensch und Natur herzustellen weiß, ein ungezwungener Symbolismus schon deshalb, weil der Dichter nur Naturkinder schildert, Landleute, Bauern, Dirnen und Knechte aus dem Vogesenlande. Ihren Titel aber empfangen die Novellen von der Zeit, in der sie spielen; es ist die schwüle, sengende Zeit der Ernte. Die Halme fallen unter der Sense des Schnitters, nachdem sie die Schwere der Reife schon halb zur Erde gebeugt, die Menschen gleichen den kornbeschwerten Halmen, den glühenden vollen Trauben; die Schwüle der Leidenschaft hat sie gereift wie jene die Glühsonne des Hochsommers. So liegt über den Novellen der betäubende Duft der Erntezeit, eine volle und satte Stimmung, deren Zauber wirksam bleibt, auch wenn der Dichter sich breitere Stoffe wählt, als seine Technik gestattet. Auch hier herrscht jene Schärfe der Beobachtung, die uns das Knarren der Räder des schwerbeladenen Erntewagens ebenso wenig vorenthält, wie die Spuren, die sie in den eingefahrenen Gleisen der Dorfstraße hinterlassen. Aber jene Deutlichkeit des Sehens, jene Körperlichkeit der Darstellung werden hier nur zu leicht zu Hemmnissen des Interesses, das der That gern der Handlung Namen verleihen würde. Da jedoch auch hier die eigenthümliche Kraft des Dichters, deren Eindruck in der Erinnerung noch gewinnt, allenthalben wirkt, bleibt ein ansprechender Gesammteindruck in dem Gedächtniß des Lesers haften.

Eine harmlose, aber hübsch zu lesende Humoreske bietet Maximilian Schmidt unter dem Titel: „Der vergangene Auditor" (Nr. 5). Der vergangene heißt der verirrte. Der Auditor gewinnt auf einem Ausflug ins Gebirge einen Bauernburschen zum Führer durch das „Pangerfilz"; der Zufall führt ihm in diesem Burschen den Angeklagten in die Arme, gegen den er am Tage darauf im Kriegsgericht Recht sprechen soll. Da ihm der Bursche auf dem nächtlichen Wege den Thatbestand der Klage erzählt, ist der Auditor in der Lage, dem arg verwickelten Proceß einen alle überraschenden Ausgang zu bereiten. Die Ausführung dieser kleinen Geschichte ist recht geschickt und ansprechend.

Unter dem Titel: „Verkannt" erzählt O. Elster (Nr. 6) die Geschichte einer jungen Frau. Die etwas breit ange-

legte Erzählung zwingt uns sehr allmählich Interesse ab, fesselt uns aber dann durch die natürliche Verwickelung der Verhältnisse bis zu dem versöhnenden Schlusse. In dieser äußerlichen Schürzung des Knotens und in der glücklichen Lösung der ernsten Conflicte liegt der Reiz des Buches, das sich, was die Charakteristik der Personen und die Eindringlichkeit der Beobachtung anlangt, kaum irgendwo über das Maß einer gerade noch unterhaltenden Lektüre hinaushebt. Personen und Geschehnisse muthen uns sehr alltäglich an, und wo der Verfasser, wie in der Schilderung des Barons Arno, über das Nüchterne hinaus will, erliegt er der Gefahr der Geschraubtheit und der Unnatur. Wer sich an einer zwar stets taktvollen, aber doch oberflächlichen Behandlung gesellschaftlicher Probleme begnügen will, wird sich von O. Elster gern erzählen lassen, wie seine verkannte Heldin den Banden einer unwürdigen Ehe entrinnt und bei einem edel beanlagten Manne endlich das verdiente Glück findet.

Als historisches Charakterbild hebt sich ein neues Werk von Robert Byr: „Ein Reiterschwert" (Nr. 7) schon durch den Titel von den andern hier besprochenen Büchern ab. In der That ist das romanhafte hier nur Beiwerk, eingeflochtene Episode, der Kern des Ganzen ist die Schilderung des Charakters und der hauptsächlichsten Thaten eines tapfern und verwegenen Reiteroffiziers, des Baron Pforzheims, der sich bei Collin in den Reihen der Blanebee's die ersten blutigen Lorbern gepflückt hat. Doch nicht diese jugendliche Heldenthat ist der Gegenstand Robert Byr's — er erwähnt sie nur in einer Reminiscenz —, sondern die Theilnahme dieses Helden an den Kämpfen der österreichischen Armee gegen die Insurgenten in Luxemburg und Belgien in den Jahren nach 1789. Dabei entrollt der Verfasser ein geschichtlich interessantes Bild dieser, von Frankreich aus beeinflußten eigenthümlichen Aufstandsbewegung; weit mehr Geschick aber zur lebendigen Veranschaulichung als in diesen Schilderungen entfaltet er in der Darstellung kriegerischer Bilder, der Stille vor dem Gefecht, des Lagerlebens, der wildentfesselten Schlacht und der Ruhe nach erfochtenem Siege. In diesen Stellen ruht die Hauptkraft der Darstellungskunst; sie werden dem mit außerordentlicher Wärme geschriebenen Buche bei hierfür geneigten Lesern Freunde erwerben. Leonhard Lier.

Oesterreichische Dialektgedichte.

Wieder liegen einige kleine zierliche Büchelchen vor, deren Verfasser sich an das Publikum wenden, welches der volksthümlichen und gemüthvollen Poesie in der Mundart verschiedener österreichischer Gebiete Aufmerksamkeit und Interesse entgegenbringt. Die vielleicht in ihrer strengen Durchführung so manchem nicht ganz geläufige Mundart braucht jedoch auch den weitern Kreis der Leser in nördlichern deutschen Gegenden nicht abzuschrecken. Die Schriften Ganghofer's, H. Schmied's, Rosegger's und anderer, sowie über alle deutschen Bühnen verbreitete Schauspiele haben schon unendlich viel zum Verständniß des bairisch-österreichischen Dialektes beigetragen und mit diesem haben wir es ja in nahezu allen Ländern des österreichischen Alpengebietes zu thun. Außerdem aber mildern die Verfasser selbst schon im eigenen Interesse der Verbreitung ihrer Poesien den strengen mundartlichen Ausdruck und suchen das Wortbild so zu gestalten, daß es keinem deutschen Leser als ein allzu fremdes erscheint. Dieses Vorgehen ist auch, den Fall vorausgesetzt, daß dadurch die Eigenthümlichkeit der Sprache nicht verwischt, sondern nur dem mit ihr weniger Vertrauten nähergerückt wird, vollständig zu billigen. Der eigentliche Bauerndialekt mit seiner breiten Aussprache und mit allen ins Einzelne gehenden Derbheiten darf also in diesen Poesien nicht gesucht werden. Trotzdem wird gerade der Landbewohner des betreffenden Gebietes, der etwa ein solches Gedichtchen vortragen hört, ihm volles Verständniß entgegenbringen und in Ton und Ausdrucksweise ebenso wie in Stoff und dessen Bearbeitung die Eigenart des heimischen Gaues getreu wiedergegeben finden. Allerdings ist hierzu die Bekanntschaft des Vortragenden selbst mit der Mundart nothwendig. Ein mit dem Dialekte Vertrauter wird aber auch den Fernerstehenden im Vortrage vollständig verständlich sein. Aehnlich ergeht es dem Dialektdichter, welcher für den Leser dichtet und nicht blos den Hörer im Auge hat; wenn er seine Mundart beherrscht, wird er bei aller Milderung und Dämpfung für weitere Kreise verständlich erscheinen und ihnen den Humor und die Eigenart seiner Landsleute in deren Sprachweise ganz gut vermitteln.

Diese Bemerkungen gelten für alle nachstehend besprochenen Sammlungen mundartlicher Poesien; es schien mir nicht unnöthig, diese Sätze vorauszuschicken.

1. Aus meiner Werkstatt. Gedichte in niederösterreichischer Mundart von Moritz Schadek. Wien, C. Konegen. 1894. 8. 1 M. 20 Pf.

Schon öfter sind wir diesem Poeten begegnet, welcher mit Sprache und Verhältnissen seiner ländlichen Heimat ganz besonders vertraut ist, daneben aber auch insbesondere inniges Gefühl und dichterische Gestaltungskraft besitzt. Schadek dichtet in der Mundart eines bestimmten Gebietes von Niederösterreich, weiß sie aber auch für Nichtkenner so klar zu gestalten, daß nicht einmal eine besondere Erläuterung einzelner Ausdrücke nothwendig geworden ist. Er schildert uns die Denk- und Anschauungsweise von allerlei volksthümlichen Gestalten wie etwa des Steinklopfers, der verliebten Bauerndirne, der Stalldirne,

des Landpfarrers, des lustigen Burschen und vor allem des Bauern selbst in den verschiedenen Situationen. Daß dem Humor dabei reicher Spielraum geboten ist, läßt sich denken. Manche heitere ländliche Liebesscene, manche lustige Episode aus dem Eheleben oder aus dem Volksleben überhaupt weiß der Verfasser in seinen Versen mitzutheilen und verräth damit neuerdings, wie schon in frühern ähnlichen Sammlungen, wie tiefe Blicke er in die Zustände und Verhältnisse seiner Landsleute gethan hat. Die köstlichen Aussprüche und Bemerkungen, welche er diesen in den Mund legt, sind auch oft so ursprünglich, daß man sie durchaus nicht als erfunden zu betrachten braucht. Selbstverständlich geht es ohne Derbheiten in der Ausdrucksweise niemals ab, diese sind aber ganz in der Anlage des Volkscharakters begründet und gehen niemals in Unanständigkeiten über. Eine kleine Probe folge hier. Sie zeigt uns recht heiter und drastisch die Langsamkeit und Unbeholfenheit des überlegenden und schwer zum Entschlusse gelangenden Dorfbewohners, „Wigl-Wagl“ (etwa Unentschlossenheit ausdrückend) ist das Stückchen überschrieben:

„Mann, a Kalbl wa' zu'n kafa“ (wäre zu kaufen)
„Eh recht; i hab nix dageg'n,
Nur, du woaßt, glei (sogleich) thua i gar nix,
I muaß all's erst überleg'n“ —

„Also guat, so überleg's halt.“
Und dös thuat er; schatzt all's a, (schätzt alles ab)
Was dafür is und dawider,
Sagt bald na und sagt bald ja.

No, auf d'Letzt, da mag er do fest (doch fest entschlossen)
Is für'n Kauf; iatzt wurd's scho g'wiß;
Nur koa Kalbl gibt's iatzt nimmer,
Weil's daweil a Kuah wor'n is.

Auch ernstere herzliche Töne fehlen übrigens diesen Liedern nicht, insbesondere wo der Dichter ihm unvergeßliche schöne Stätten seiner engern Heimat besingt und preist.

2. A lustiges Spatzl. Gedichte in niederösterreichischer Mundart von Carl Muckenschnabel. Leipzig, Robert Claußner. 1894. Gr. 16. 1 M. 65 Pf.

Dieses lustige „Spatzl“ macht der selbgewählten Bezeichnung Ehre, es singt wie ihm „der Schnabel gewachsen“ ist und zeigt ein ursprüngliches Talent, welches ohne gerade auf die Form genau zu achten, den Leser durch ganz neckische Liedchen erfreut. Natürlich darf dieser Leser nicht gar zu streng sein in der Beurtheilung der Vers- und Strophenform. Dagegen verwahrt sich der Dichter auch gleich in dem Einleitungsgedicht „Ih und d' Kritika“:

Drum sing ih mei Liadl
Vom Herz, wia ih will,
Ih kenn ka Gramatik,
Ih kenn ah kan Stüll:
Schimpft a Kritka doch mei Streben:
Buck mih (bücke mich), und er — haut daneben.

Muckenschnabel weiß uns viel Lustiges aus dem Weingebiete Oesterreichs und manche das edle Getränk betreffende Anekdote zu erzählen, bietet auch wol heitere Geschichten aus der kleinen Welt der Schulkinder und ergötzt durch mislichen Ausgang manches Liebesabenteuer, weiß ferner komische Jägerstückchen mitzutheilen und macht sich schließlich in einem längern Gedichte über den „Hochturisten“ und seine Bergfahrten lustig. Einzelne dieser Kleinigkeiten enthalten in wenigen treffenden Strophen eine Fülle von Humor. Deshalb und weil der Verfasser gar so bescheiden auftritt, wollen wir ihm auch durchaus nicht die Versfüße nachzählen, zumal ja das Volkslied, dessen Ton er gut anschlägt, bekanntlich mit Vers und Reim es auch nie genau nimmt.

3. Ohne Schneid ka Freud! Gedichte in kärntnerischer Mundart von Hans Tschebull. Villach, Selbstverlag. 1894. 50 Kr.

Auch dieses Heft schlägt heitere Bahnen ein, die „karntnerische“ Mundart ist jene des herrlichen Alpenlandes Kärnten; der Verfasser hat sich im Lande durch seine launigen Vorträge solcher Stückchen schon einen gewissen Namen gemacht und diese nun für seine Freunde und für weitere Kreise veröffentlicht. Ein Festgruß zum fünfundzwanzigjährigen Jubelfest des Deutschen und österreichischen Alpenvereins, gesprochen zu München anläßlich der Festversammlung in diesem Jahre eröffnet das launige Büchlein und zeigt uns schon neben der humoristischen Begabung auch die kerndeutsche Gesinnung des Verfassers. Die folgenden kurzen gereimten Geschichtchen haben uns vielfach wehmüthig an den prächtigen Freund Stieler erinnert. Wie dieser erzählt Tschebull in knappster Form seine Schnurren und weiß die Schlußpointe aufs beste hervorzukehren. Oft wirkt diese so überraschend, daß für keinen Leser der heitere Erfolg ausbleibt. Die Geschichten sind zwar zumeist dem kärntnerischen Volksleben entnommen, aber auch von anderwärts hat der stets heitere Verfasser seine Stoffe hergeholt. Ein kleines Pröbchen:

Zur Hebung des Fremdenverkehrs.

A Tyroler wird von an g'frogt beim Aernt'n:
„Wo geht der Weg hinein nach Kärnten?“
Do hot der höfli g'sogt unverdrossen,
Weil's die fremden zu uns nit gern einerloss'n (hineinlassen):
„Mit so dumme Frog'n losch an in Ruh,
Esel! Der Weg geht überhaupt nit, geh'n muascht Du.“

Man ersieht daraus zugleich, daß der Verfasser seine Scherze in verständlicher Weise wiederzugeben weiß. Wir wünschen dem Büchlein eine baldige ebenso heitere Fortsetzung.

4. Schnaderhüpfeln aus den Alpen. Herausgegeben von Ludwig von Hörmann. Dritte verbesserte Auflage. Illustrirt von Philipp Schumacher. Mit Singweisen. Innsbruck, Wagner'sche Universitätsb. 1894. 16. 2 M.

Zwar haben wir es in der reizenden Sammlung Hörmann's nicht mit Kunstdichtungen, sondern mit den bekannten Volksreimen, ferner auch schon mit einer dritten

Auflage zu thun, aber die hübsche Anordnung und nunmehr besonders originelle Ausstattung dieses prächtigen Büchleins, welches so vortrefflich zu den oben besprochenen Dichtungen paßt, veranlaßt uns, die Leser auf diese Schnadahüpfelsammlung im neuen Gewande besonders aufmerksam zu machen. Der echte Volkshumor der Alpenländer gelangt wol nirgends so vortrefflich zum Durchbruche als in diesen vierzeiligen Liedchen, welche in mustergültiger Weise von dem bekannten tiroler Dichter und Culturhistoriker zusammengestellt und auch mit sprachlichen Erläuterungen versehen sind. Das Bändchen umfaßt über 1000 Schnadahüpfeln; auch dieser neuen Auflage sind in dankenswerther Weise Musikbeilagen angefügt. Die zierliche Ausstattung wird durch die niedlichen Bildchen und Vignetten Schumacher's noch mehr hervorgehoben und wird dazu beitragen, daß die ohnehin schon verbreitete Sammlung in die weitesten Kreise dringt, was sie vollauf verdient.

5. Wia d' Leut san — und wia s' sein söll'n. Gedichte in niederösterreichischer Mundart von J. G. Frimberger. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1895. 8. 1 M. 80 Pf.

Auch der Verfasser der vorliegenden Dialektgedichte ist kein Neuling mehr auf seinem literarischen Gebiete. Er hat neben verschiedenen Dorfgeschichten ebenfalls schon mehrere Sammlungen solcher Poesien in der heimatlichen Mundart veröffentlicht. Scherz und Ernst wechseln in den vorliegenden Liedern ab, die uns ebenfalls ein Stück Dorfleben und manches bäuerliche Idyll in hübschen Versen vorführen. Neben Liebesliedern und lustigen Vierzeiligen sind auch ganz heitere Stücke geboten, welche uns Charakterfiguren wie den „Schlompatatsch" oder den „Schmierteg'l" vorführen und dem Leser viel Spaß machen werden. Rührende Gedichtchen wie jenes vom „ormen Büawerl" oder „'s vadorrte Röserl" zeugen von der innigen Herzenswärme und Gemüthstiefe des Verfassers, welcher auch ernster wehmüthiger Stimmung ihr Recht widerfahren läßt. In der Abtheilung: „Wia d' Leut' sein söll'n" hält der Dichter seinen Landsleuten gar einen kleinen Spiegel vor und gibt den unter solchem Titel gruppirten Stücken einen gewissermaßen didactischen Anstrich. Daß auch mancher Scherz in wenigen Zeilen gelingt, erweise die kleine Probe:

A gspoaßiga Ding. (Ein drolliger Kauz.)

Da Brummla von Streiting,
Der hot schier an Sporn,
On dem hot de Welt
An Profet'n valor'n.

Eh's schön wird, so locht er,
Wia's reg'nt trutzt er gleih (gleich),
Eh's sturmt noch, so streit' er
Und prüg'lt sei' Wei(b.)!

Die Schreibweise des Dialekts hat Frimberger etwas weniger einfach gestaltet als die übrigen hier besprochenen Poeten in der Mundart und wäre darüber mit ihm über so manches zu rechten. Doch sind dafür reichlich Erläuterungen in Fußnoten beigefügt, welche jede wünschenswerthe Erklärung bieten.

Diesen Dialektgedichten schließen wir eine Sammlung von Erzählungen im bairischen Dialekt an:

6. Kriewige G'schicht'n aus dem Gebirg von Franz Jos. Bronner. München, Münchner Handels-Druckerei u. Verlagsanstalt M. Poeßl. 1894. 8. 2 M.

Das vorliegende Buch eines Autors, welchem wir schon mehrere Erzählungen aus seiner schönen Heimat, dem bairischen Hochlande, zu verdanken haben, beschäftigt sich, abgesehen von der ersten längern Geschichte: „Nur ein Lautenmacher" damit in freundlich erzählendem Gewande uns verschiedene Uebungen, Gebräuche, Volkssitten und Volkssagen aus jenem Gebiete zu vermitteln und da der Verfasser auch zu erzählen versteht, so werden seine Darstellungen gewiß überall freundlich aufgenommen werden. Schlicht und bescheiden macht er uns mit dem „Georgiritt in Traunstein", in einer hübschen Skizze mit verschiedenen Kinderspielen, wie sie daselbst üblich sind, mit einer düstern Sage „der Fluch" und sogar in einem tief empfundenen Gedichte: „Schnee- oder Christröslein" mit einem Märchen vom todtkranken Kinde bekannt, welches nach den Blüten der Todtenblume: Schneeröslein verlangt, und mit diesem in der Hand zum tiefen Schmerze der Aeltern wirklich stirbt. Eine längere ganz vortrefflich durchgeführte Erzählung ist die oben erwähnte: „Nur ein Lautenmacher", sie enthält die Lebens- und Liebesgeschichte des Lautenmachers Mathias Klotz in Mittenwald und zeichnet mit kräftigen geschickten Zügen den Helden, welcher durch seine Kunst vortreffliche Instrumente zu machen sich schließlich die Geliebte zur Gattin erringt, sowie auch den Anstoß gibt zu dem Aufblühen seines Heimatsortes durch die Verfertigung von Lauten und ähnlichen Instrumenten; ebenso erscheinen die übrigen Personen der ansprechenden, übrigens auf historischer Grundlage beruhenden Geschichte geschickt und naturwahr entworfen. Der mundartliche Dialog ist leicht verständlich, hier und da erläutern das eine oder andere Wort hochdeutsche Uebertragungen, in Klammern beigefügt. Eine kleine Liebesgeschichte, „Beim Katzenmutterl", schließt den Band ab, auch sie verdient ihrer guten Durchführung wegen Erwähnung. Das ganze Buch bildet zugleich einen Beitrag zur Kunde des Volkes aus der Gegend von Traunstein, der Sitten, Gebräuche und Anschauungen daselbst und verdient in dieser Richtung ebenfalls Aufmerksamkeit. Es ist deshalb auch den culturhistorisch beachtenswerthen Schriften beizuzählen, die neben der Unterhaltung auch Belehrung bieten.

Anton Schlossar.

Feuilleton.

Von der neuen „Zeitschrift für Culturgeschichte“, herausgegeben von Dr. Georg Steinhausen (Verlag von Emil Felber, Weimar; Preis des Jahrgangs von sechs Heften 10 Mark), liegen uns Heft 2/3 als Doppelheft und Heft 4 vor. Wir haben unsern Lesern das neue Unternehmen nach dem Inhalt des ersten Heftes warm empfohlen (Nr. 12 d. Bl. f. 1894), wir können diese Empfehlung heute nur wiederholen. Das Doppelheft 2/3 bringt einen Aufsatz von F. von Bezold „Ueber die Anfänge der Selbstbiographie und ihre Entwickelung im Mittelalter“, der reich an feinsinnigen Bemerkungen, den Zwischengliedern zwischen den Bekenntnissen Augustin's und Petrarca's nachgeht und die Selbstbetrachtung eines Ratherius, Otloh, Guibert von Nogent, Abälard u. s. w. treffend charakterisirt. Sodann bietet Liebenam den zweiten Theil der im ersten Heft begonnenen Arbeit: „Aus dem Vereinswesen im römischen Reiche“, der der Verfassung der Vereine, ihrem Leben und Treiben, ihrer Bedeutung für die Bürgerschaft gewidmet ist. Es folgt ein Aufsatz von G. Winter über „die Begründung einer socialstatistischen Methode in der deutschen Geschichtschreibung durch Karl Lamprecht“. Ausgehend von dem Gedanken, daß die Politik der Gegenwart die Richtung für die Erforschung der Vergangenheit mitbestimme, weist er darauf hin, wie mit dem Hervortreten der socialen Frage die deutsche Geschichtsforschung sich von der rein politischen Betrachtungsweise abgekehrt und sich den wirthschaftlichen Fragen der Vergangenheit zugewandt hat. Zuerst habe K. W. Nitzsch den innern Zusammenhang zwischen dem äußern Gange der deutschen Politik und den wirthschaftlichen Zuständen des Volkes zum Mittelpunkt seiner geschichtlichen Auffassung gemacht; doch habe er die neue Anschauung nur in großen Zügen darlegen, wegen des Mangels ausreichender Vorarbeiten nicht immer im einzelnen beweisen können. Gleichzeitig hätten auch Nationalökonomen als Grundlage für Beurtheilung der wirthschaftlichen Zustände der Gegenwart die Erforschung der wirthschaftlichen Verhältnisse der Vergangenheit gefordert und gefördert. (Hier werden Knies, Hansen, Meitzen, Schmoller, Inama-Sternegg, nicht aber Roscher erwähnt.) Der eigentliche Nachfolger Nitzschens indeß sei Karl Lamprecht, der in seinem „Deutschen Wirthschaftsleben“ die statistische Methode für das Mittelalter angewandt, aus zahllosen Urkunden Tabellen über die Höhe des Zinsfußes, der Preise u. s. w. zusammengestellt und damit die Möglichkeit gewonnen habe, die von Nitzsch in großartigem Wurfe gezeigte Auffassung streng wissenschaftlich zu begründen und auszubauen. Zugleich aber besitze er auch die Fähigkeit, alle Aeußerungen des vielgestaltigen geschichtlichen Lebens zu einem einheitlichen Gesammtbilde zu vereinen. Winter's Aufsatz ist also jenem Wandel der geschichtlichen Betrachtungsweise gewidmet, dem auch die vorliegende Zeitschrift ihre Entstehung verdankt, er beschäftigt sich deshalb auch fast ebenso sehr mit Nitzsch wie mit Lamprecht. Das Heft enthält weiter einen Aufsatz von P. Bahlmann über „Münsterische Fastnachtsbelustigungen“, von der die Mittheilungen des am 7. December 1606 verstorbenen münsterischen Domcantors Melchior Röchell, ins Hochdeutsche übertragen, wiedergibt. Unter den folgenden Miscellen, Mittheilungen und Notizen, Bücherbesprechungen weisen wir im Zusammenhang mit Winter's Aufsatz noch auf die Erörterungen über das Verhältniß von Culturgeschichte und politischer Geschichte hin, die niedergelegt sind in einem Referat über einen Aufsatz Professor Ritter's in der „Allgemeinen Zeitung“, der „den Streit zwischen politischer Geschichte und Culturgeschichte“ behandelt, und in einem Bericht über Professor Lehmann's leipziger Antrittsrede (Geschichte und Naturwissenschaft) und Professor Lamprecht's im Colleg darauf gegebene Antwort. Die letztern Vorgänge hatten seinerzeit ein gewisses peinliches Aufsehen erregt; wir hoffen, daß aus dem Streit zwischen den beiden Richtungen geschichtlicher Betrachtung immer mehr die Erkenntniß herauswächst, daß beide sich nicht ausschließen, daß sie vielmehr einander fördernd sich gegenseitig durchdringen müssen. Heft 4 hat folgenden Inhalt: G. Liebe: „Die Anfänge der lombardischen Wechsler im deutschen Mittelalter“; K. Adam: „Das Reisestammbuch des Dr. Albr. Plato von 1607—1616“; G. Sello: „Der Löwenkampf Graf Friedrich's von Oldenburg in Sage, Kunst und Dichtung“; K. Biedermann: „Zur Förderung der Culturgeschichte durch Laien“; G. Liebe: „Bahrrecht und Fürbitte in deutschen Städten des Mittelalters“; „Miscellen“; „Mittheilungen und Notizen“; „Besprechungen“. Ein näheres Eingehen auf die einzelnen Aufsätze müssen wir uns zwar versagen, wir schließen aber diese Anzeige mit einer wiederholten Empfehlung der neuen Zeitschrift, die des gerade für weitere Kreise Interessanten sehr viel bietet.

Bibliographie.

Bilderbuch zu den heiligen zehn Geboten. Zehn Erzählungen von L. Thiele und R. Zarnack. Leipzig, Reinhold Werther. Gr. 8. 4 M.

Blackmore, R. D., Lorna Doone. Roman. Zwei Bände. Stuttgart, Rob. Lutz. 8. 3 M. 20 Pf.

Delbrück, H., Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neidhardt von Gneisenau. 2 Bände. Berlin, H. Walther. Gr. 8. 10 M.

Eggert, E., Der letzte Prophet. Dichtung. Stuttgart, Süddeutsche Verlagsbuchhandlung (Dan. Ochs). 8. 3 M.

Ellis, Dr. H., Mann und Weib. Anthropologische und psychologische Untersuchung der secundären Geschlechtsunterschiede. Deutsch von Dr. Hans Kurella. Leigzig, G. H. Wigand's Verlag. 8. 7 M.

— — Verbrecher und Verbrechen. Deutsch von Dr. Hans Kurella. Leipzig, G. H. Wigand's Verlag. 8. 5 M.

Etlar, C., Der Gjöngenhäuptling. Historischer Roman. 2 Bände. Berlin, U. Meyer. 8. 4 M. 50 Pf.

de La Motte Fouqué, Friedrich, Baron, Sintram und seine Gefährten. Braunschweig, C. A. Schwetschke u. Sohn (Appelhans u. Pfenningstorff). 8. 2 M.

Güßfeldt, P., Der Montblanc. Studien im Hochgebirge. Berlin, Gebr. Paetel. Gr. 8. 12 M.

Gutjahr, E. Dr. phil., König Gustaf II. Adolfs von Schweden Beweggründe zur Theilnahme am deutschen Kriege auf Grund besonders der schwedischen Quellen aus den Jahren 1629 und 1630. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 1 M.

Hartleben, O. E., Goethe-Brevier. Goethes Leben in seinen Gedichten München, Karl Schüler. 8. 4 M.

Hilty, C. Prof. Dr., Lesen und Reden. Frauenfeld, J. Huber, Leipzig. J. C. Hinrichs'sche Buchh. 8. 1 M. 40 Pf.

Hultzsch, J. Th., Irene. Ein Frühlingstraum in acht Gesängen. Halle a/S., C. A. Kaemmerer u. Comp. 8. 60 Pf.

Jonin, A., Durch Südamerika. Reise- und kulturhistorische Bilder. Deutsch von M. v. Pezold. Berlin, S. Cronbach. 8. 15 M.

Juncker, E. (Elise Schmieden), Frühlingsstürme. Roman. 2 Bände. Berlin, O. Janke. 8. 9 M.

Jugenderinnerungen eines deutschen Theologen. Bremen, M. Heinsius' Nachf. 8. 4 M.

Kapitel aus einem bewegten Leben. 1855—1864. Von . . . dw . . . . Leipzig, S. Hirzel. 8. 3 M. 60 Pf.

Kingsley, Charles, Römer und Germanen. Vorträge, gehalten an der Universität Cambridge. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 8. 4 M.

Lange, Dr. J., Thorwaldsen's Darstellung des Menschen. Deutsch von Mathilde Mann. Berlin, Georg Siemens. Gr. 8. 5 M.

Prutz, Dr. H., Rechnungen über Heinrich von Derby's Preußenfahrten 1390—91 und 1392. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 6 M.

Schemann, L., Gespräche und Briefwechsel mit Arthur Schopenhauer. Aus dem Nachlasse von Karl Bähr. Leipzig, F. A. Brockhaus. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Sohnrey, H., Verschworen — verloren! Eine Volkserzählung aus dem südhannoverschen Berglande. Leipzig, R. Werther. 8. 2 M.

— — Hinter den Bergen. Dorfgestalten aus Hannoverland. Leipzig, R. Werther. 8. 2 M.

Studentensprache und Studentenlied in Halle vor hundert Jahren. Halle a/S., Max Niemeyer. 8. 3 M.

Wilbrandt, A., Meister Amor. Roman. Zweite Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 8. 3 M. 50 Pf.

Woude, J. van, Tom und Ich. Novelle. Köln a./Rh., J. P. Bachem. 8. 3 M.

Zola, E., Lourdes. Roman. 2 Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 6 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 49. — 6. December 1894.

Zur Gustav-Adolf-Feier
am 9. December 1894.

Das evangelische Deutschland feiert in diesen Tagen den Geburtstag Gustav Adolf's vielleicht mit noch wärmern Gefühlen als sein eigenes Vaterland. Wird in Schweden mehr das nationale Hochgefühl in den Vordergrund treten, einen ruhmgekrönten König und Feldherrn, der auch im Frieden ein ausgezeichneter Herrscher war, feiern zu dürfen, so stattet ihm das evangelische Deutschland den Zoll der Dankbarkeit ab, weil er der Retter des Protestantismus in Zeiten der höchsten Noth war. Mag man sonst seine Persönlichkeit auffassen wie man will, mögen die Motive, die ihn geleitet haben, nicht alle von Selbstsucht frei gewesen sein, ja wäre er sogar ein religiöser Heuchler gewesen, was er aber nicht war: die Thatsache bliebe doch bestehen, daß er den Protestantismus und damit die Geistesfreiheit in Deutschland gerettet hat. Darum allein handelt es sich, und die Feier seines Geburtstages ist lediglich eine That der Dankbarkeit. Uebrigens haben sich die Ansichten über Gustav Adolf so ziemlich geklärt und die zahlreiche Literatur, welche evangelischerseits durch die Feier hervorgebracht wurde, ist von Einseitigkeiten frei. Durch G. Droysen's grundlegendes Werk: „Gustaf Adolf" (Leipzig 1869/70) war die einseitig protestantische Auffassung beseitigt, wenn auch Droysen's Auffassung, daß Gustav Adolf nur durch die politischen Ereignisse der Zeit und durch seine politischen Zwecke bestimmt worden sei, wiederum einseitig war. Diese Erkenntniß und die Thatsache, daß nach Droysen alle populären Gustav-Adolf-Biographien veraltet waren, hat E. Lamparter zu einer umfassendern Biographie veranlaßt (Barmen, D. B. Wiemann, 1892), die freilich auf Droysen ruht, wie ihrerseits auf Lamparter's Buch die meisten populären Gustav-Adolf-Schriften dieses Jahres fußen, die aber doch mit Geschick gegen Droysen die Ansicht vertritt, „daß in dem Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, das ihn auf Grund des einen Glaubens mit den deutschen Protestanten verband, in der Theilnahme an dem schweren Geschick, das diese betroffen, und in dem Entschlusse, der papistisch-habsburgischen Propaganda Einhalt zu thun, die eigentlichen Beweggründe zu suchen sind, die ihn im Jahre 1630 das kühne Wagniß unternehmen ließen". Die Briefe und Reden des Königs geben hierzu die Belege, und durch sie ist es auch absolut ausgeschlossen, daß Gustav Adolf ein Heuchler war; ebenso wenig ist er aber auch ein „Mordbrenner" gewesen, mit welchem Namen die ultramontane Presse ihn belegt, um dadurch die Feier brandmarken zu können. Schon seine urkundlich von katholischer, sogar jesuitischer Seite bezeugte Duldsamkeit gegen die katholische Kirche mit allen ihren Einrichtungen in den von ihm eroberten deutschen Ländern hebt ihn über alle katholischen und ein gut Theil der evangelischen Fürsten jener Zeit weit hinaus, selbst wenn das ganz auffallend anerkennende Urtheil des Papstes Urban VIII. über ihn nicht mit völliger Sicherheit zu belegen wäre. Erklärlich ist dies Urtheil übrigens, weil beide einen gemeinsamen Feind hatten, so sonderbar das dem Geschichtsunkundigen klingen mag: das ländergierige Haus Habsburg.

Nur eine geschichtliche Untersuchung ist aus Anlaß der Feier erschienen, Gutjahr's Vortrag *); sie ist durchgehends eine Polemik gegen Droysen. Da sie aber nach streng geschichtlicher Methode gearbeitet ist, so kommt ihr trotz ihrer Kürze eine Beweiskraft zu, wie sie Lamparter's doch mehr populärem Werke nicht innewohnt. Gutjahr läßt durchgängig die Quellen sprechen und zwar theilweise in berichtigter Uebersetzung. Eine der Hauptstellen, auf welche sich das Für und Wider gründet, die bei Droysen wie

*) König Gustaf II. Adolfs von Schweden Beweggründe zur Theilnahme am deutschen Kriege auf Grund besonders der schwedischen Quellen aus den Jahren 1629 und 1630. Von Dr. phil. Emil Gutjahr. Leipzig, Dörffling u. Franke. 1894. Gr. 8. 1 M.

in allen Gustav-Adolf-Festschriften falsch wiedergegeben ist, wird hier zum ersten mal richtig übersetzt — ich sage das nicht als ein des Schwedischen kundiger Kritiker, sondern in der aus Gutjahr's ganzer Schrift gewonnenen Ueberzeugung, daß er in diesem Stücke vollkommenes Vertrauen verdient. Die Stelle lautet: „Ich bitte Euch (seinen Reichskanzler Oxenstjerna), Euch nicht beirren zu lassen durch die Widerwärtigkeiten, die uns in diesen beschwerlichen Zeiten entgegentreten, sondern zu bedenken, daß unseres Vaterlandes Freiheit (Majestät) und Gottes Kirche, die darauf (sc. auf dieser Freiheit des Vaterlandes) beruht, wohl werth ist, daß man für sie alle Mühe, ja selbst den Tod erleidet, und je mehr scheinbare Unmöglichkeiten man überwindet, desto höher ist auch die Ehre und der Ruhm, den es mit sich bringt in diesen gegenwärtigen wie in den zukünftigen Zeiten."

Gutjahr wirft am Schlusse seiner Untersuchung nach Herbeiziehung aller sonstigen Aeußerungen des Königs die Frage auf, was ihm höher stand, die Vertheidigung des Vaterlandes oder die Rettung der evangelischen Kirche, und kommt zu dem Schlusse: „Offenbar nach dem causalen Sinne des Relativsatzes, «welche (ja) auf der Freiheit Schwedens beruht», die Freiheit der evangelischen Kirche. Praktisch freilich muß ihm die Freiheit Schwedens höher stehen. Er will nicht die Kirche Gottes vertheidigen, um Schweden zu retten, sondern er will Schweden vertheidigen, um die Kirche Gottes zu retten. . . . Dann aber ist zweifellos der Sinn der urkundlichen Aeußerungen, «die Freiheit Schwedens ist die Vorbedingung zur Freiheit der evangelischen Kirche; aber die Freiheit der evangelischen Kirche ist das ausschlaggebende Moment in den Beweggründen Gustav Adolf's zum deutschen Kriege». Damit ist eigentlich die Frage nach den Beweggründen des Königs zur Theilnahme am deutschen Kriege gelöst; es sind nicht Gründe durchaus politischer Natur, wie Droysen nachzuweisen versucht hat, nein vielmehr der politische Grund, die Freiheit Schwedens, steht im Dienste der höchsten Absicht, die Freiheit der evangelischen Kirche. Die Nachwelt hat recht gehabt, wenn sie von Geschlecht zu Geschlecht stets mit größerer Zuversicht erzählt hat, Gustav Adolf sei von Norden her im deutschen Reiche erschienen, um die evangelische Lehre zu erretten und zu beschützen. Daran können die Aeußerungen, die der Kanzler Oxenstjerna und andere nach Gustaf Adolf's Tod thun, und die wiederum nach Lage der Sache offenbar nur der Darstellung der politischen Grundlage und Beweggründe für den König, also dem Werkzeug und nicht dem Ziele seiner Politik gelten, nichts ändern."

Mit Geschick zeigt Gutjahr, daß Droysen's Bemerkungen über „Mangel an Verständniß für politische Dinge" und „mangelhafte Kenntniß der Quellen für die Geschichte Gustaf Adolf's" auf Droysen selber zurückfallen, so sehr er diesen sonst anerkennt. Beiläufig begründet er auch seine und Droysen's Schreibung des Namens Gustaf Adolf. Der König selbst unterschrieb sich entweder lateinisch Gustavus Adolphus oder germanisch-schwedisch Gustaf Adolf.

Funfzehn Beweggründe für Gustav Adolf erweist Gutjahr nach sorgfältiger Erwägung der Urkunden mit Belegen aus ihnen in seiner Schrift. Die wichtigsten sind: des Vaterlandes Freiheit und Gottes Kirche, die darauf beruht; Gottes heiliger Name und unsere Seligkeit; Vertheidigung des Glaubens; die unterdrückten Religionsverwandten aus den Klauen des Papstes zu befreien; daß das Reich Schweden geschützt werde; gegen den Kaiser, der alle Evangelischen haßt und verfolgt; die Ruhe der Christenheit; die Vertheidigung des wahren Glaubens und der reinen lutherischen Religion.

Freilich muß Gutjahr zugeben, daß die Kenntniß schwedischer Quellen trotz einigen neuern französischen und englischen Arbeiten auf diesem Gebiete noch der Vertiefung durch genauere zukünftige Forschungen auf Schwedens Archiven und Bibliotheken harrt. Aber er glaubt doch jetzt schon mit Gewißheit der Droysen'schen Formel die andere entgegensetzen zu können: „Gustav Adolf's Beweggründe zur Theilnahme am deutschen Krieg waren sowol politische wie religiöse, aber die religiösen waren die maßgebenden."

Eine gerechte Beurtheilung Gustav Adolf's wird also auch nach Gutjahr's Schrift wol zu keinem andern Ergebniß kommen, als der Artikel „Gustav Adolf" im Brockhaus' „Konversations-Lexikon" (14. Auflage, 8. Band, S. 574):

„Die Beurtheilung der großen Persönlichkeit Gustav Adolf's hat vielfach geschwankt; weder war er nur der ideale Glaubensheld, zu dem ihn eine protestantisch-theologische Auffassung gemacht hat, noch war er nur der Realpolitiker, dem der Kampf um den Glauben nur ein von ihm selbst verspotteter Vorwand war, wozu ihn eine ins Gegentheil verfallende Geschichtsauffassung hat stempeln wollen. Die Wahrheit liegt in der Mitte. An der Wahrhaftigkeit seiner tiefen und begeisterten Religiosität kann kein Zweifel bestehen. Aber schon allein die Erhaltung des norddeutschen Protestantismus war, von allen andern Zielen abgesehen, für das protestantische Schweden das ernsteste Lebensinteresse. Gustav Adolf's letzte politische Ziele ermessen zu wollen, ist schwer; die Gründung eines schwedischen Ostseereiches und damit auch Deutschlands Abdrängung von diesem schwedisch gemachten Meere wird das Aeußerste gewesen sein, dem er wirklich zugestrebt hat. Es waren Ziele, die zum Theil von Schweden in endlichem Frieden durchgesetzt worden sind."

Wenn wir den Zwecken d. Bl. entsprechend die Wirkung der Gustav-Adolf-Feier auf literarischem Gebiet betrachten, so zeigen sich diese nach zwei Richtungen: einmal Neubelebung des Volksfestspieles, zu dem das Luther-Jahr 1883 die erste Anregung gegeben hat, und fürs andere Popularisirung der Forschung über Gustav Adolf.

Ein halbes Dutzend Festspiele verherrlichen Gustav Adolf; sie sind theils früher gedichtet (Kaiser, Devrient), theils erst durch die Feier veranlaßt (Thoma, Treller u. a.). Die Kritik ist zum Theil sehr scharf mit diesen Festspielen ins Gericht gegangen, auch in d. Bl., und mit Recht, so-

weit es sich um die strengen Forderungen des Dramas und um rein ästhetische Beurtheilung handelt; aber von überall her liest man, mit welcher Begeisterung diese Dramen gespielt und aufgenommen werden. Ich hatte selbst Gelegenheit, mehrern solchen Aufführungen anzuwohnen, sowol in großen Städten als in bescheidenen Landstädtchen, und ich war überrascht davon; daß unser Volk heute noch gerade so volksschauspielfreudig ist wie, man darf gewiß im Jahr der Hans Sachs-Feier daran erinnern, zur Zeit des nürnberger Schuhmachers. Gar manche Parallele ist mir während der Aufführungen und insbesondere in den Zwischenacten durch den Kopf geschossen, die ich hier nicht weiter darlegen kann. Aber eins war das Ergebniß bei mir, der ich selbst auf dem Gebiet der Volkserzählung thätig bin: mehr Volksschauspiele, weniger Volkserzählungen!

Es ist mit nichten protestantischer Fanatismus, der bei diesen Gustav-Adolf-Festspielen die Zuhörer trägt oder erregt; denn die Schauspiele selber geben hierzu keinerlei Anlaß. Sie sind zum Theil fast nüchtern und setzen sich wie Devrient und einigermaßen auch Thoma mit etwaigen Kaisergelüsten Gustav Adolf's fast allzu historisch-kritisch auseinander. Aber sie sind alle von einem Hauch religiöser und patriotischer Begeisterung erfüllt, und wo man den Deutschen an seinem religiösen und vaterländischen Gefühl packt, da geht auch dem Geringsten im Volk, dafern er nicht römisch-fanatisch oder international-vaterlandslos gemacht ist, das Herz weit auf. Am weitesten, wenn die Gestalten auf der Bühne lebendig werden. Man muß einmal ein solches Festspiel von einfachen Bürgern (Bierbrauern, Schneidern, Spenglern u. s. w., gottlob noch neben Staatsanwälten, Aerzten u. s. w.) dargestellt gesehen haben — und wie trefflich ohne theatralische Mache — man muß auf dem letzten Platz zu funfzig Pfennigen fast erdrückt worden sein und die Leute, die hier standen und saßen, beobachtet haben, um zu begreifen, daß hier, nicht in den ständigen Theatern, die ja sehr zweifelhafte „moralische Anstalten“ sind, die Hoffnung unseres deutschen Dramas liegt. Kehrt man in diesen bereits bei billigen Eintrittspreisen zum deutschen Volksmärchen zurück, warum soll nicht die Volksbühne mit deutschen Stoffen eine Zukunft haben? Man schreibe nicht Dramen, deren Aufführung drei bis fünf Stunden dauert, sondern kurze von höchstens ein bis zwei Stunden; man mache einen Schritt weiter von den confessionellen zu den religiösen Dramen (Weihnachtsspielen, Osterspielen u. s. w.); man wage sich an rein vaterländische Stoffe, die beiden Confessionen gemeinsam sind, und man scheue auch in den ernstesten Schauspielen nicht vor echt deutschem Humor zurück: und man wird wirklich patriotische Thaten gethan haben. Das deutsche Volk lechzt inmitten der papiernen Sündflut, in der es zu ertrinken droht, danach, seine Lieblinge mit Augen zu sehen, und was in seiner Seele lebt, auf der Bühne gegenständlich zu haben. Ein neuer Hans Sachs fürwahr thäte uns noth; denn bei ihm war alles echt volksmäßig vereinigt. Die stehende Bühne kommt selbst mit den freilich spärlich genug aufgeführten vaterländischen Schauspielen in keiner Weise unserm Volk und seinen Bedürfnissen entgegen, sie ist kein Factor unseres nationalen Lebens. Dies kann nur die Volksbühne sein, und sie kann von unberechenbarem Segen sein. Wenn dazu die Gustav-Adolf-Feier einen neuen Anstoß gibt, dann hat der Schwedenkönig nach dreihundert Jahren noch einmal einen Sieg errungen und Deutschland ein Gut gerettet, das ihm seit Hans Sachs mehr und mehr verloren ging.

Ich will mit diesem Lob der Gustav-Adolf-Schauspiele den Werth der populären geschichtlichen Darstellungen seines Lebens keineswegs heruntersetzen. Es sind sehr tüchtige Leistungen, die auf diesem Gebiet in diesem Jahre dem deutschen Volke geboten worden sind.*) Allen gemeinsam ist das Fehlen jeder Art von Ueberschwenglichkeit in der historischen Auffassung, wenn auch der eine eine nüchternere Sprache spricht, der andere mehr einen poetischen Flug nimmt. Von der protestantischen Popularisirung der Geschichte wenigstens darf nach diesen und vielen andern Proben gerühmt werden, daß unsere großen deutschen Historiker nicht umsonst gelebt haben, daß man sich protestantischerseits redlich Mühe gibt, das Volk mit den wirklichen Ergebnissen der Geschichte, nicht mit einem dogmatisch befangenen Zerrbild vertraut zu machen. Bei der einen dieser Schriften kommt der Reiz reicher Illustration dazu, bei der von Thoma etwas, das wir noch höher schätzen als die hier auch nicht fehlenden Bilder: die Illustration der ganzen geschichtlichen Lage durch reichlich eingestreute Volkslieder aus jener Zeit. Hottinger illustrirt seine Schrift nicht blos mit zeitgenössischen Bildern, sondern auch mit vielen zeitgenössischen Berichten, sodaß diese beiden Schriften zusammen wol das anschaulichste Bild der Zeit und des Schwedenkönigs geben.

Daß auch die Erzählungsform nicht fehlen würde, um Gustav Adolf unserm Volke ins Gedächtniß zu rufen, war zu erwarten. In frischer Darstellung geleitet uns Wachsmann**) an der Hand einer Liebesgeschichte bis nach Lützen und macht von dem Recht des Poeten Gebrauch, den Herzog von Lauenburg eine verhängnißvolle Rolle spielen zu lassen. Geschichtlich ist nicht zu erweisen, daß der Lauenburger irgendwie eine Schuld am Tode Gustav Adolf's gehabt habe; aber gerade das Dunkel, das über Gustav Adolf in letzter Lebensstunde schwebt, hat die Dichter gereizt.

*) Ich nenne einige: Gustav Adolfbüchlein von D. Bernhard Rogge. Wittenberg, R. Herrosé's Verlag. 1894. Gr. 8. 60 Pf. — Gustav Adolf. Ein christliches Heldenleben von D. Paul Kaiser. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. 50 Pf. — Das Leben Gustav Adolf's fürs deutsche Volk von Albrecht Thoma. Karlsruhe, J. J. Reiff. 1894. Gr. 8. 50 Pf. — Gustav Adolf, der Held des Dreißigjährigen Krieges und Befreier des protestantischen Glaubens. Festschrift von Rich. Jordan und A. E. Totzke. Neuwied, Heuser's Verlag. 1894. Gr. 8. 1 M. — Gustav II. Adolf, König von Schweden. Zur Erinnerung an die 300ste Wiederkehr seines Geburtstages. Dargestellt von Professor Dr. Chr. G. Hottinger. Straßburg, Verlag von Dr. Chr. G. Hottinger's Schriften. 1894. 30 Pf.

**) Liebe und Treue. Eine Erzählung aus der Zeit Gustav Adolf's. Von C. von Wachsmann. Dresden, Gustav Adolf-Verlag. 1895. Kl. 8. 1 M.

So hat auch Konrad Ferdinand Meyer in seiner Novelle „Gustav Adolf's Page" (Leipzig, H. Haessel) — beiläufig gesagt, eine der besten des Meisters und weitaus das Bedeutendste, was die deutsche poetische Gustav-Adolf-Literatur besitzt — den Lauenburger nicht entbehren wollen, und der Annahme, daß dieser den verhängnißvollen Schuß auf Gustav Adolf abgegeben habe, durch seine Darstellung Vorschub geleistet.

Wie es sich aber auch mit dem Tode des Königs verhalte, was einst Paul Flemming 1632 dem König nachrief, das bewährt sich angesichts seiner Geburtstagsfeier:

Des Helden hoher Preis
Wird ewig bleiben stehn. Sein Ruhm der wird nicht greis,
Sproßt immer jung herfür. Die Zeit, die noch wird kommen,
Wenn anders noch in ihr wird leben was von Frommen,
Die wird auch dankbar sein. Er hat es recht verdient,
Daß seines Namens Lob zu allen Zeiten grünt.

Richard Weitbrecht.

Ein neuer Liederhort.

Deutscher Liederhort. Auswahl der vorzüglichern deutschen Volkslieder, nach Wort und Weise aus der Vorzeit und Gegenwart gesammelt und erläutert von Ludwig Erk, neu bearbeitet und fortgesetzt von Franz M. Böhme. Band 2 u. 3. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1893—94. Gr. 8. Jeder Band 12 M.

In Nr. 31 d. Bl. f. 1894 wurde des ersten Bandes der vorliegenden Arbeit gedacht und der hohen Bedeutung, welche man schon nach der Anlage jenes Bandes und nach den Ausführungen im Vorworte daselbst dieser großen deutschen Volksliedersammlung beimessen durfte. Zwei Folgebände, die das Ganze abschließen, sind nun mit rühmenswerther Raschheit ebenfalls erschienen und man kann die umfassende Anlage und die Reichhaltigkeit dieses „Deutschen Liederhortes" jetzt vollständig übersehen. Zunächst soll die Bemerkung vorausgeschickt werden, daß wenige Nationen eine Sammlung ihrer volksthümlichen Lieder von solchem Umfange aufweisen können und daß man neben dem leider verstorbenen Ludwig Erk und dem unermüdlichen Herausgeber F. M. Böhme allen jenen Persönlichkeiten zu besonderm Danke verpflichtet sein muß, welche das Zustandekommen und vor allem die Veröffentlichung eines solchen großartigen Werkes ermöglicht haben. Zu den ausgezeichnetsten unter ihnen aber gehören die beiden Monarchen Kaiser Wilhelm I. und Kaiser Wilhelm II., der die Hauptkosten zur Drucklegung gespendet sowie der Cultusminister Dr. von Goßler, welcher ebenfalls viele zur Veröffentlichung der Arbeit nöthige Mittel verschafft hat. Dem Kaiser Deutschlands, Wilhelm II., ist das ganze Liederwerk auch gewidmet und die Annahme dieser Widmung legt ein prächtiges Zeugniß ab von dem warmen Interesse des Kaisers an den idealen Schätzen, welche in den Volksliedern der verschiedenen deutschen Gaue verborgen, nunmehr vereint, gehoben und dem gesammten deutschen Volke geboten erscheinen.

Inwieweit die Arbeit Erk's für die nun vorliegenden drei Bände in Betracht kommt, wurde früher schon bei Besprechung des ersten Bandes angedeutet; der treffliche Volksliederkenner hat sein ganzes Leben damit ausgefüllt, Wort und Weise der Lieder zu sammeln, alles so weit es möglich wenigstens im allgemeinen zu sichten, sowie Belege und Nachweise beizufügen, kurz, das hauptsächlichste Material, welches den Inhalt der Bände bildet, ist dem unermüdlichen Fleiße des genannten Forschers zu verdanken. Dieser hatte ja schon einen Band seines „Liederhortes" im Jahre 1856 herausgegeben, welcher eine kleine Auswahl des bis dahin Gesammelten bildete und immerhin damals großer Beachtung werth erschien. Wenn man aber bedenkt, was seitdem die Forschung für neues Material aufgedeckt, wie Erk selbst bis zu seinem Tode im Jahre 1883 weiter gesammelt und gearbeitet hat, so verschwindet die Bedeutung jenes Bandes vor der überwältigenden Fülle des nunmehr Dargebotenen, dem alles später Gesammelte und Untersuchte noch zugute gekommen ist. Noch werthvoller aber gestaltete sich der „Liederhort", welchen leider Erk selbst nicht herausgeben sollte, als sich in F. M. Böhme ein anderer vortrefflicher Sachverständiger fand, der nicht nur das feinste Verständniß für Erk's Lebensarbeit bekundete, sondern auch hingebend und selbstlos einen selbstgesammelten Volksliederschatz mit den von Meister Erk gesammelten Liedern vereinigte und große Mühe und Arbeit nicht scheute, die eigentliche Sichtung und Zusammenstellung, die Gruppirung und Ordnung der Lieder vorzunehmen; er fügte ein ausgezeichnetes Quellenverzeichniß und die reichen Literaturangaben, endlich Worterklärungen, sittengeschichtliche Anmerkungen und unzählige andere Ausführungen und Erläuterungen bei und übergab so erst die Sammlung druckfähig und für jeglichen Gebrauch vortrefflich eingerichtet der Oeffentlichkeit. Sie enthält nun in den drei gewaltigen Bänden nicht weniger als 2175 Lieder, von deren manchem mehrere Versionen, ja sogar mitunter mehrere verschiedene Melodien abgedruckt erscheinen. Die Melodien in einfachem klaren Satz sind überhaupt jedem der mitgetheilten Lieder beigefügt und schon dieser Umstand unterscheidet den neuen „Deutschen Liederhort" wesentlich von allen andern ähnlichen Sammelwerken, welche häufig den Liederweisen geringe Beachtung zuwenden. Von den Erklärungen und Nachweisen, die ebenfalls bei jedem einzelnen Liede ihre Stelle gefunden, sind besonders hervorzuheben: die Quellenangabe für Text und Melodie, die Nachweise ähnlicher vorkommender Texte, die Varianten und Wort- sowie Sacherklärungen. Letztere sind mitunter so ausführlich, daß sie förmlichen knapp gehaltenen Abhand-

lungen gleichkommen. Des Quellenverzeichnisses zu Anfang des ersten Bandes, welches ja auch für die folgenden Bände gilt, muß nochmals besondere Erwähnung geschehen. Dasselbe bildet eine so reichhaltige bibliographische Zusammenstellung der deutschen Volksliederliteratur im weitesten Sinne des Wortes wie sie bisher noch nirgends veröffentlicht worden ist, nicht nur erscheinen die gedruckten Sammlungen und Werke des erwähnten Gebietes darin verzeichnet, sondern auch gegen hundert Liederhandschriften aus den verschiedensten Jahrhunderten nebst Angabe der Verfasser, der Besitzer und der Fundorte. Unter diesen Handschriften nimmt wol Erk's eigene Sammlung in einundvierzig Quartbänden, die Arbeit seines Lebens, die hervorragendste Stelle ein und es sei nur angedeutet, daß diese Sammelbände etwa 12000 Lieder und 15000 Kinderreime enthalten und von den Liedern die meisten mit Melodien versehen sind. Erk hat daran von 1830 bis 1882 gesammelt und es ist durchaus keine Uebertreibung, wenn Böhme selbst die Sammlung als „die reichste und wegen ihrer Musikbeigaben einzig dastehende in Deutschland" bezeichnet.

Die Anordnung des eigentlichen Textes ist ebenso für allgemeinere Kreise übersichtlich als auch in sachlicher und wissenschaftlicher Beziehung zweckdienlich gut durchgeführt. Gelegentlich der Besprechung des ersten Bandes wurde erwähnt, daß dieser die verschieden erzählenden Lieder, also Balladen und dergleichen enthält. Im zweiten Bande schließen sich daran die wichtigen und auch für den Geschichtsforscher überaus beachtenswerthen historischen Lieder, mit dem Urtexte des Ludwigs-Liedes aus dem 9. Jahrhunderte beginnend. Ihnen folgen die ältern und neuern Liebeslieder, welche ja immer im Volksgesange eine so hervorragende Rolle gespielt haben und spielen werden, ferner Abschieds- und Wanderlieder, sowie die uralten Tagelieder und die Kiltgesänge (d. h. nach einem schweizer Ausdrucke die Liedchen, welche der Bursche vor dem Fenster seines geliebten Mädchens singt; in Baiern, Oesterreich u. s. w. werden diese Lieder Gassellieder genannt). Nach einer Gruppe Hochzeits- und Ehestandslieder, sowie eigenartiger Nonnenklagen schließen lustige Tanz- und Spiellieder den Band ab. Der dritte Band wird durch „Räthsel-, Wett- und Wunschlieder" eröffnet, bietet eine reiche Zahl von Trinkliedern, „Ansingelieder" von Festen, Ständelieder (Soldat, Jäger, Bergmann, Seemann u. s. w.), Scherz- und Spottliedchen, eine Lese von Kinderliedchen, Vermischtes und schließlich von Nr. 1918 bis 2175 geistliche Gesänge der verschiedensten Art.

Einige Bemerkungen seien hier beigefügt, welche den Werth dieses gewaltigen Werkes durchaus nicht vermindern sollen, aber andeuten möchten, daß die Gleichartigkeit nicht in allen Gruppen durchgeführt zu sein scheint. Insbesondere dürften süddeutsche oder österreichisch-deutsche Volksliedersammlungen (obgleich sie allerdings in dem bibliographischen Theile angeführt sind) bei der Auswahl weniger berücksichtigt worden sein. So wären unter den Hirtenliedern doch wol so manche aus Oberbaiern, Salzburg, Kärnten, Steiermark und den Erzherzogthümern Oesterreich, aus Tirol oder Vorarlberg anzuführen gewesen, woselbst ja gerade das Alpenlied in herrlichster Blüte steht. Dasselbe gilt von den Bauerngesängen und insbesondere von den Jäger- und Wildschützliedern, welche geradezu eine berühmte Eigenthümlichkeit des Volksgesanges in den angeführten Ländern bieten. Einige deutsch-österreichische Soldatenlieder wären der Gleichartigkeit wegen ebenfalls aufzunehmen gewesen, denn es gibt prächtige Stücke darunter. Weiter sind die in den süddeutschen und österreichischen Alpenländern vorkommenden geistlichen Weihnachtsgesänge nicht einmal durch Proben vertreten, es gibt deren aber viele Hunderte, zumeist uralte, und auch sie erschienen für den Volksgesang gerade jener Gebiete charakteristisch. Allerdings sind fast alle der erwähnten Gesänge in der Mundart abgefaßt, die aber sehr leichtverständlich wiedergegeben werden kann. Mehrere schöne Bergmannsgesänge, welche gewissermaßen berühmt sind und in den meisten Bergwerksgebieten ertönen, haben wir ebenfalls vermißt.

Mit besonderer Freude muß man einer Bemerkung zu Anfang der Kinderliedergruppe entnehmen, daß der Herausgeber aus Erk's Nachlasse ein eigenes deutsches Kinderbuch noch folgen lassen will, welches zweifellos die bedeutendste Sammlung werden dürfte, die auf diesem Gebiete existirt. Der Verfasser dieser Zeilen, selbst seit Jahren Sammler auf dem Gebiete des Volksliedes, stellt gern seine in süddeutschen Gebieten angestellten Beobachtungen und Sammlungen dem schönen Zwecke zur Verfügung.

Es braucht wol kaum bemerkt zu werden, daß dem großen Werke vortreffliche Register (Sachregister, Liederanfänge) beigegeben sind, welche das Auffinden des Einzelnen nach jeder Richtung hin erleichtern. Möge dieses schöne deutsche Nationalwerk allüberall die Würdigung finden, welche die großartige Arbeit verdient.

Anton Schlossar.

Neue Prachtwerke.

1. Freund Allers. Ein Künstlerleben von Dr. Alexander Olinda. Mit Bildern von C. W. Allers. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft. 1894. Gr. 8. Geb. 20 M.
2. Rügen. Von H. Kohnert. Zwölf Blatt Radirungen. Berlin, P. Sonntag. 1894. Folio. 30 M.
3. Sulden-Trafoi. Schilderungen aus dem Ortlergebirge von Th. Christmannos. Mit Illustrationen nach Originalen von Compter, Franz Grubhofer, W. Humer u. a. Innsbruck, A. Edlinger. 1894. Folio. 7 M.
4. Amor bei Jung und Alt. Von K. Gehrts. Mit Dichtungen von Storm, Reinick, Wilbrandt u. s. w. Leipzig, Titze. 1894. Folio. 25 M.

5. Vom Kätzchen. Von F. van Osterwyck. Mit Illustrationen von Julius Adam. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft. 1894. 4. 10 M.
6. Franz Stuck. Ueber hundert Reproductionen nach Gemälden und plastischen Werken, Handzeichnungen und Studien. Text von O. J. Bierbaum. München, Dr. E. Albert u. Comp. 1894. Folio. Geb. 50 M.
7. Porträtsammlung von 25 bekannten Persönlichkeiten. Nach Bleistiftzeichnungen von Ismael Gentz. Mit Sinnsprüchen und kurzen Biographien der Dargestellten. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1894. Folio. In Mappe 25 M.
8. Die Heinzelmännchen. Zeichnungen von H. de Bruycker. Leipzig, Artur Seemann. 1894. 4. 15 M.

Das Feld, auf dem die großblättrigen Erzeugnisse der Literatur wachsen, wird zwar noch immer eifrig bestellt, doch die vielfachen Versuche, dem Boden etwas abzuringen, fallen nur in wenigen Fällen günstig aus. Wie rasch die Entwickelung dieser Gewächse vollendet ist und wie bald ihre Fruchtbarkeitsperiode vorüber ist, sieht man an den Werken von C. W. Allers, der eine Zeit lang das Gebiet beherrschte und dessen Werke mit einer Intensität Früchte trieben, die an die beste Zeit der Prachtwerke erinnerte. Als eine Nachlese aus seinen „sämmtlichen Werken" ist das soeben erschienene Buch „Freund Allers" von Dr. Alexander Olinda (Nr. 1) aufzufassen, das ihn, den Verfasser so vieler gangbarer Prachtwerke, wiederum zum Object für ein Werk stempelt. Interessant ist die Thatsache, daß der vielgenannte Künstler einst seine ersten Studien zum Club Eintracht einem bekannten, vielfach erfahrenen Kunsthändler und Verleger Münchens vorlegte, sich aber einen ablehnenden Bescheid holte, als die Verlagsfrage erörtert wurde. In sehr vielen Fällen werden gute Verlagsobjecte eben gar nicht als solche erkannt, selbst wenn sie in die Hände von gewandten Jüngern Gutenberg's gerathen. Allers publicirt nun zwar noch weiter, doch glauben wir nicht fehlzugehen, wenn wir das Ende der rasch aufgeloderten Gunst des Publikums für seine lustige, burschikose Art voraussagen; schon die historisch-biographische Betrachtung seines Daseins ist ein Symptom dafür, daß er in einiger Zeit zu den „Abgelösten" zählen und bald sein Prachtwerksportefeuille einem Neuling überlassen wird, den die rasch wechselnde Gunst des Publikums zum literarischen Minister beruft, um ihn binnen kurzem ebenfalls wieder fallen zu lassen. Er theilt dieses Schicksal mit Paul Thumann, Albert Hendschel, Hermine Stilke und andern Vorgängern, die sich in nebelgrauer Ferne verlieren.

Drei Dinge sind es vor allem, auf die der moderne Prachtwerkserzeuger sein Augenmerk zu richten pflegt, wenn er es versucht, den Widerstand der stumpfen Welt zu besiegen, mit dem sie das obligate Zwanzigmarkstück festhält, das für den literarischen Schmuck der Salons gelegentlich aufgewendet wird. Er appellirt entweder an die geographische Wißbegierde, an die Naturschwärmerei, oder an die lyrische Empfindung, an das „Gemüth", oder drittens, an die Lachlust. Es ist bekanntlich jedem eingeboren, daß sein Gefühl hinauf und vorwärts bringt, und so haben Werke, die von fremden Ländern und Menschen, von hohen Bergesspitzen und gefahrdrohenden Schluchten erzählen, immer Aussicht auf Beachtung. Freilich sind auch hier die Ansprüche erheblich gewachsen und der Unternehmer thut gut, das literarische Reiseziel möglichst weit zu stecken. So wird z. B. die neu erschienene Mappe von H. Kohnert über „Rügen" (Nr. 2) mehr um ihres Kunstwerthes und der Affection willen, die der Naturfreund dem größten deutschen Eilande entgegenbringt, gewürdigt werden, als weil sie uns etwas noch nicht Dagewesenes zeigen könnte. Weit mehr an die Lust, seine Gedanken am traulichen Kamin in weite Fernen schweifen zu lassen und die halbe Welt in einer halben Stunde zu durchfliegen, gemahnt eine große Mappe des Malers Th. Ohlsen, der die einzelnen Punkte einer Fahrt nach Südamerika in funfzig großen Blättern fixirt hat. Sie sind in Heliogravüre dargestellt und lassen geographische und ethnographische Scenen und Bilder in wechselnder Fülle vorübergleiten. Alle Stadien der Reise haben Berücksichtigung erfahren: die Ausfahrt in Hamburg, die Nordsee, der biscayische Meerbusen, Madeira, Valparaiso, Valdivia und Santiago, die Cordilleren, Mendoza, Buenos-Aires und Montevideo.

Das dritte der geographischen Werke zeigt uns einen vielbesuchten Punkt der Alpen: „Sulden-Trafoi" von Th. Christmannos (Nr. 3) und führt die Umgebung des Ortler in Bild und Schrift vor.

Die zweite Kategorie von Prachtwerken, die sich an das unmittelbare Gefühl wendet, vereinigt meist Poesie und bildende Kunst unter einer Decke. Nach diesem so oft bewährten Recept ist ein neues Erzeugniß der Firma Ad. Titze in Leipzig zusammengestellt, das außer einer Reihe von Gedichten von Wilbrandt, Storm u. a. prächtige Aquarelle von Karl Gehrts wiedergibt und den Titel: „Amor bei Jung und Alt" führt (Nr. 4). Die ganze Ausstattung dieses Buches ist reich und vom besten Geschmacke geleitet gewesen. Die Farbendrucke der Firma Meißner und Buch sind mit den Originalen verglichen, von einer staunenswerthen Treue, die Originale selbst von einem Reiz der Farbe und einer Anmuth der Linien, die beweisen, daß der talentvolle Künstler ein Mehrer des Ruhms der düsseldorfer Kunst ist. Auch die begleitenden Gedichte, die den Anstoß zu den malerischen Compositionen gegeben haben, sind mit farbigen Zeichnungen verziert. Hier hat der mehrfarbige Zinkdruck eine Verwendung gefunden, die es wünschenswerth macht, daß diese Technik recht eifrig gepflegt und ausgebildet werden möchte. Die graziösen Erfindungen sind in zarten Tönen ausgeführt und contrastiren wirksam gegen den satten Farbenreichthum der Vollbilder. Angesichts des Kunstwerthes und der treuen, sorgfältigen Gediegenheit, die sich in der ganzen Erscheinung des Werkes ausspricht, sollte man ihm ohne weiteres ein günstiges Schicksal voraussagen können. Können! Und doch ist nichts ungewisser als der Beifall der Menge. Gerade die Besten erringen ihn oft nicht, wie das Schicksal eines der besten Werke von Adolf Menzel, der Illustrationen

zum „Zerbrochenen Krug“ beweist. Das beweist auch, unter anderm Arnold Böcklin, der zwar vielgenannt, aber trotz unablässigen Schaffens, trotz unzähliger Lobreden, trotz der vielen Nachahmer, die er hervorrief, doch nicht volksthümlich geworden ist. Daher ist das Werk, das seine Thätigkeit, seinen Geistesreichthum vor Augen führt, auch nicht durch großen Absatz, sondern auf eine kleine Gemeinde sehr zahlungsfähiger Käufer berechnet. Die Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft hatte bereits vor mehrern Jahren einen Band Heliogravüren nach Böcklin'schen Bildern herausgegeben und läßt heuer einen zweiten folgen, der vierzig Blätter solcher Art zum Preise von hundert Mark (für besondere Liebhaber eine Ausgabe von der Schrift für 200 Mark) darbietet. Es liegen uns leider nur einige Blätter aus dem Werke vor, sodaß wir mit einer Blumenlese aus dem Inhalt des seltenen Werkes nicht aufwarten können. Der „Anachoret“ und die „Teufelsbrücke“ waren uns schon aus dem Werke über die Galerie Schack bekannt, das die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst ehedem herausgegeben hat; wie uns dünkt, waren die dortigen Radirungen der heutigen Heliogravüren in der Wirkung weit überlegen.

Die gleiche rührige Verlagsgesellschaft bietet einen literarischen Leckerbissen von weniger ungefügem Kaliber, sodaß man den Mund des Geldbeutels weniger weit aufzureißen braucht, wenn man seinen Weihnachtsappetit damit stillen will. Das äußerlich sehr elegant aussehende, mit einem weichen, gepolsterten Seideneinbande versehene Büchlein ist dem Kätzchen gewidmet und verherrlicht diesen Liebling der Menschen in allen Lagen und Gestaltungen durch Wort und Bild. Den sehr ansprechenden Text hat F. van Osterwyck, die Bilder der berühmte Katzenmaler Julius Adam geliefert (Nr. 5). Die zierlichen Darstellungen sind zum Theil in autotypischen Textbildern, zum Theil in Glanzlichtdrucken gegeben. Die Ausstattung des Buches ist durchaus elegant, und dieses wohl werth, unter den Nippsachen eines Boudoirs die Literatur zu vertreten.

Ein Künstler, der rasch zur Berühmtheit gelangt ist und bei aller Originalität in Böcklin oft seinen Lehrmeister sieht, ist „Franz Stuck“ (Nr. 6), der Bannerträger der neuern oder neuesten Kunst. Er ist kein stiller Einsiedler wie Böcklin, sondern eine streitbare Kraftnatur, die mit manchem ihrer Werke eine Tonne für die kritischen Walfische, um mit Lessing zu reden, hinwarf. Er ist zugleich ein echt modernes Experimentalgenie, das alles probirt, und allenthalben Effectvolles, wenn auch nicht immer Schönes, erzeugt. Ein sprudelndes Gebirgswasser voll überschäumender Kraft, wälzt er manchen Stein kritischen Anstoßes und höhlt starre Kunstanschauung in immer neuem Anprall aus. Auch ihm ist ein literarisches Monument gesetzt in einem Werke, das über hundert Nachbildungen von Werken seiner Hand darbietet und nur die beiden einsilbigen Worte „Franz Stuck“ auf dem Deckel trägt. Ein Humorist hat einmal gesagt, für einen tüchtigen Künstler sei nichts bezeichnender als sein — Name; hier trifft das leere Wort einmal in besonderm Sinne zu. Denn so knapp, gedrungen, wie mit einem Ruck hervorgestoßen, scheinen viele seiner künstlerischen Kraftäußerungen zu sein, die doch, wie die Studien des Künstlers beweisen, oft sehr gründlich und sorgfältig vorbereitet sind. Typisch ist in dieser Beziehung der „Athlet“, eine Verkörperung der physischen Kraft oder die kühne realistische Allegorie der Sinnlichkeit, vor der manche zart besaitete Natur einen Schauder empfinden mag. Ueberall erweist sich Stuck als ein vorzüglicher Zeichner. Concessionen darf man aber nirgends von ihm erwarten.

Noch ein weiteres eigenartiges Künstleralbum liegt in Gestalt einer „Porträtsammlung“ vor, das von Ismael Gentz (Nr. 7), dem Sohne des Orientmalers Wilhelm Gentz, herrührt. Es ist eine stattliche Gesellschaft meist weithin bekannter Personen, deren Conterfei der gewandte Zeichner uns hier vorführt. Der Reihenfolge nach stellen sich dar der Politiker Robert von Benda, der Chirurg E. von Bergmann, die Schriftsteller Ed. Engel und Theodor Fontane, der Minister von Friedberg, Wilhelm Gentz, Klaus Groth, Friedrich Haase, Staatssecretär Karl Herzog, der Dichter Hans Hoffmann, der Violinvirtuos Joachim, der Bildhauer Max Klein, der Maler und Bildhauer Max Klinger, Ludwig Knaus, Admiral Knorr — doch wozu alle aufführen? Man sieht ja schon, welch auserlesene Gesellschaft in diesem Salon zusammentrifft. Die vortrefflichen Zeichnungen des Künstlers sind in vornehmster Weise durch Heliogravüre vervielfältigt und jedem Bildnisse ist noch ein Spruch, ein Motto oder dergleichen in der Handschrift des Dargestellten beigefügt. R. von Benda begleitet sein Abbild mit folgenden Zeilen:

Ein Freund der tugendhaften Frauen
Ein Schwäher Ismael's ist hier zu schauen,
Er liebt die Kunst, er liebt die Jagd,
Doch Verse hat er nie gemacht.

Hans Hoffmann gibt folgende poetische Visitenkarte ab:

Das Glück, deß ahnend wir einst geharrt,
Das hat uns alle zugleich genarrt:
Wie ein Gießbach sollt' es berauschend schön
Herstürzen aus unbegriff'nen Höh'n —
Wir haben dergleichen nicht wahrgenommen:
Aber das Glück ist uns doch gekommen,
Nicht in stürmenden Wogen und Schwellen,
Aber in tausend sickernden Quellen,
Reinen, lieblichen, silberhellen.

Zum Schlusse möchten wir noch eine liebenswürdige Gabe signalisiren, die ihrem Inhalte nach ein Erzeugniß des feinern Künstlerhumors ist und das Material dazu aus dem Reich der Sage borgt. Eine Mappe mit neunundzwanzig Scenen, zum Theil drolligen Inhalts, betitelt „Die Heinzelmännchen“ (Nr. 8), zeigt uns die Abkömmlinge Alberich's in mannichfacher prosaischer Thätigkeit und in behaglicher Ruhe das Dasein genießend. Der Künstler, der diese flotten Zeichnungen mit sicherer Hand entwarf, H. de Bruycker, lebt in Hamburg und bekundet in der vorliegenden Sammlung eine große Phantasie auf kleinem

Gebiete, eine vortreffliche Art der Wiedergabe und einen eigenthümlichen Humor. Diese Gestalten, kurzbeinig, gewandt und möglichst ungenirt, stolziren oft in einer Toilette einher, die auf völlige Urwüchsigkeit des edeln Schneiderhandwerkes in diesen Schichten der unterirdischen Gesellschaft schließen läßt. Heitere Bei- und Unterschriften erhöhen die Wirkung der muntern Darstellungen.

Nautilus.

Neue Romane.

1. Der Talisman. Roman von Balduin Möllhausen. Zwei Bände. Jena, H. Costenoble. 1894. 8. 11 M.
2. Menschen von heute. Roman von M. von Eschen. Dresden, Carl Reißner. 1894. 8. 3 M. 50 Pf.
3. Familie Hartwig. Roman von Ernst Eckstein. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1894. 8. 7 M.
4. Die Geschichte einer Trennung. Roman von J. Niemann. Zwei Bände. Dresden, Carl Reißner. 1894. 8. 6 M.
5. Die Wunde der Zeit. Roman von Ernst Remin. Jena, H. Costenoble. 1894. 8. 5 M.

Wer kennt nicht die alte Mär von jenem Mönche zu Heisterbach, der sich grübelnd und zweifelnd im Walde verirrt, um nachher bei seiner Rückkehr sich plötzlich inmitten einer neuen und fremden Welt zu sehen, die ihn nicht mehr versteht, ihn kopfschüttelnd betrachtet? An diese kleine Geschichte wird man durch den Balduin Möllhausen'schen Roman „Der Talisman" (Nr. 1) häufig erinnert. Er steht inmitten der andern da wie ein ganz Fremder, als der Vertreter einer Literaturströmung, von der die heutige Welt kaum noch etwas weiß. Gleich das Widmungsblatt muthet so seltsam an: „Seinem Freunde, dem gefeierten Schriftsteller Philipp Galen" steht darauf. Aber vor „gefeiert" ist das Wörtchen „einst" vergessen.

Es ist fast ein kleines Neidgefühl, mit dem man diesen Roman liest. Dieses naive Beiseiteschieben aller psychologischen Ausführungen, diese Freude am rein Stofflichen, am Fabuliren — das hat für den modernen Menschen etwas so Fröhlich-Altväterisches wie jene lang zurückliegende Zeit, in der die ersten „Seeromane" auftauchten. Ein directer Sprößling dieser „Seeromane", die natürlich in dem colonienreichen England zuerst entstehen mußten, ist auch das neueste Möllhausen'sche Buch. Ohne Marryat und Clark Russel, ohne Armand und Gerstäcker wäre es nicht geschrieben. Kein Ton der aufgeregten Zeit scheint in die Klause des Siebzigjährigen gedrungen zu sein, und eine Grizzlybärenjagd ist ihm noch immer interessanter, als alle socialen Probleme der Gegenwart. Im „Talisman" erzählt er die Geschichte eines jungen mittellosen Adeligen, der in die weite Welt zieht. Die aufregendsten Abenteuer hat er dabei zu bestehen. Gefährliche Jagden wechseln mit grausamen Indianerkämpfen; Mädchenräuber, californische Goldgräber, geheimnißvolle Fremde und ehrenwerthe Männer, denen es auf einen Mord mehr oder weniger nicht ankommt, tauchen dazwischen auf, und ein Menschenleben gilt genau so viel wie unsern teschingbewehrten Tertianern ein Sperling. Bei der ununterbrochenen Spannung, in der sich der Leser befindet, kommt er gar nicht dazu, jede neue Situation auf ihre Wahrscheinlichkeit zu prüfen. Ueberhaupt wäre es thöricht, an einen solchen Roman den Maßstab zu legen, den unser modernes ästhetisches Empfinden uns an die Hand gibt. Möllhausen will unterhalten und will gleichzeitig nach seiner Art belehren. Das gelingt ihm, und damit hat das Buch seinen Zweck erfüllt. Ab und zu erreicht der Verfasser aber auch noch mehr: er stellt mit kurzen derben Strichen einen Nebencharakter hin, der höhern literarischen Ansprüchen genügt; so die arme todtkranke Lucy Perkins, den Schenkwirth Crawfish, den gutmüthigen Professor. Nur dort, wo eine psychologische Entwickelung in Frage kommt, scheitert er völlig.

Versetzt uns der „Talisman" in jene goldene Zeit, wo man mit glühenden Wangen und kurzen Hosen den „Lederstrumpf" unter der Schulbank las, so führen uns die folgenden Romane mitten in das gärende Treiben unserer Tage. Die großen politischen, socialen und religiösen Streitfragen, die mehr oder minder stark in jedem einen Widerhall finden, bilden das gemeinsame Band, das die vier erzählenden Werke bei aller sonstigen Ungleichheit verbindet.

Da ist zuerst der Roman einer Dame, M. von Eschen, mit dem verlockenden Titel „Menschen von heute" (Nr. 2). Um es gleich zu sagen: ein talentloseres Buch ist mir noch nicht vorgekommen, und nur weil es für die Art der heute üblichen Romanfabrikation typisch ist, lohnt es sich, dabei zu verweilen. Die einzelnen Gestalten sind einfach aus andern Büchern zurechtgeschnitten; von dem Präsidenten bis zu dem verführten Bauernmädchen begegnen uns nur die ältesten Bekannten. Die Mädchen sind alle „ungewöhnlich schön", daneben noch Künstlerinnen, die vormittags Michel Angelo's „David" und nachmittags ein Blumenstück in Wasserfarben „fertigstellen", die „Helden" schriftstellern bald in ihren Mußestunden, bald singen sie mit herrlicher Baritonstimme. Säbelrasselnde Lieutenants, Backfische, Assessoren tauchen dazwischen auf, nicht nur verschwommen, sondern direct jämmerlich charakterisirt. Von Seite zu Seite widersprechen sie sich. Raffinirte Gesellschaftsdamen benehmen sich wie Pensionsgänschen, ein Assessor, der kühle, schlaue Streber, der den Don Juan bei der Präsidententochter spielt, „stottert ungeübt und verwirrt", als er — vor einem hübschen Dienstmädchen steht. Geschieht etwas, was dem Helden die Sympathie der „schönen Leserin" rauben könnte, so sagt die Verfasserin ganz naiv: „Können wir ihm das wirk-

lich so übelnehmen? Wenn man bedenkt u. s. w." Aber sie kann auch geistreich sein. Hier eine Probe: „Otto, den die verwöhnte Dame leicht als Luft behandelt, der sehr gern Luft hat, aber durchaus nicht gern selbst sein will, macht sich aus dem Staube." Der Schluß ist natürlich im höchsten Grade „versöhnend". Alle guten Mädchen kriegen einen Mann, nur die böse Tilli, die so sehr geangelt hat, muß mit einem „Aetsch" abziehen.

Von der bodenlosen Flüchtigkeit, mit der das Machwerk geschrieben ist, kann man sich schwer einen Begriff machen. Das Aufheben der Tafel wird mit „Tischaufbruch", ein galanter Cavalier mit „Damenherr" bezeichnet. Lateinische und französische Constructionen wirbeln bunt durcheinander; jede Zeile fast ist eine Sprachverhunzung. Der Widersinn erreicht die Spitze, wenn z. B. gesagt wird: „Der Ausgang kann dem Landrath, wenn auch nicht den Hals, doch seine Stellung kosten, was ihm im Augenblick viel mehr bedeutet!!" Und das letzte Beispiel, das mit süßer Wehmuth genossen werden sollte: Donach hat einer Liebe wegen den Dienst quittirt:

> Es war übereilt und thöricht gewesen, und zu seiner Ehre . . . trug nicht allein die Romantik die Schuld daran, vielmehr auch der Aerger und die Empörung, daß sein Chef so uncollegialisch handeln konnte, ihm, dem noch unbesoldeten Assessor, bei der Geliebten den Rang streitig zu machen. Empörung, daß ihm nun nichts anderes bleiben sollte, als seine Meinung darüber in loyalem Gehorsam todtzuschweigen: heißt es doch auch (?) für den Beamten in Gehorsam und Loyalität nach oben sehen.

Das genügt wohl. Wer Interesse an unfreiwilliger Komik hat, sollte sich diesen Roman anschaffen.

Da ist der neue Roman „Familie Hartwig" von Ernst Eckstein (Nr. 3) doch ein ganz anderes Buch! Zwar eine literarische That ist er auch nicht, aber eine ehrliche und fleißige Arbeit, die zu den besten des liebenswürdigen Schriftstellers zählt. Eckstein's größter Vorzug ist die geschickte Gruppirung, die technische Gewandtheit. Er versteht, wenn der Ausdruck erlaubt ist, sich selbst in Scene zu setzen, er gibt sich literarische Allüren und hat die Welt eine Zeit lang über seine Begabung getäuscht. Denn im Grunde war und ist er nichts, als ein besserer Unterhaltungsschriftsteller. Wo er sich an Stoffe macht, die ihm „liegen", erfreut er durch eine burschikose Frische, durch einen feucht-fröhlichen Studentenhumor. Als er jedoch der Welt beweisen wollte, daß er auch Leidenschaften schildern, die schwierigsten psychologischen Probleme meistern und große Culturgemälde geben könne, da versagte sein Talent so gänzlich wie in seinem „Nero".

Diesmal erzählt er das Glück und Ende einer Schneiderfamilie. Und in der Technik übertrifft dieser Roman seine frühern noch. Er spinnt sein Garn so glatt ab, daß es eine Freude ist. Die literarische Färbung fehlt auch diesmal nicht: im Rahmen der spannenden Familiengeschichte versucht er, die Vernichtung des Kleinbetriebes, des selbständigen Handwerkers durch die Großindustrie dichterisch zu bewältigen. Aber ein volles Gelingen blieb ihm versagt. Er machte sich die Arbeit leicht, indem er auf der einen Seite Schurken, auf der andern ehrliche Leute zeichnet; er wirthschaftet ferner mit Zufällen. So kann er uns nicht völlig überzeugen. Der Agent und der Großindustrielle hätten genau so grundehrliche Menschen sein müssen wie Hartwig und Behrend; die Waffen wären dann wenigstens in dieser Beziehung gleich gewesen, und der Conflict wäre dadurch schärfer und tragischer geworden. Jetzt aber hat man das Gefühl, daß dem ehrbaren Schneider Schurken und Feinde ein Bein gestellt haben, und daß sein Sturz nicht die Folge einer ehernen Nothwendigkeit, sondern einer gewöhnlichen Intrigue ist. Dadurch wirkt der Abschluß, der den Triumph der Schurken und das Ende des braven Mannes zeigt, im höchsten künstlerischen Sinne unsittlich und unwahr. Um das weniger auffällig zu machen, wendet Eckstein das Mittel an, den Helden noch mit einer „Schuld" zuguterletzt zu beladen; er merkt aber nicht, daß er sich dadurch selbst nur noch mehr in die Enge treibt und den Leser doppelt vor den Kopf stößt. Ebenso wenig hat er verstanden, die Gestalt Schubart's auszumeißeln. Er soll als kluger, prächtiger Mensch vor uns stehen, als tüchtiger Nationalökonom, und dabei wirkt er gerade darin nur schwätzerhaft. Er spricht fortwährend von der so einfachen Lösung der socialen Frage, von dem Ei des Columbus, aber was er an geeigneter Stelle auskramt, weiß jeder Student im ersten Semester.

Braucht Eckstein einen sehr großen Apparat dazu, die Spannung wachzuhalten, eine bunte Fülle von Personen und seine ganze technische Gewandtheit, so wirkt Johanna Niemann in der „Geschichte einer Trennung" (Nr. 4) durch viel einfachere Mittel. Wenn man die beiden Bände gelesen hat und sich in Gedanken die äußere Handlung wiederholt, so erstaunt man nicht wenig. Denn diese Handlung ist so geringfügig, daß die Mehrzahl unserer Schriftsteller knapp eine Novelle daraus zurechtschneiden könnte, geschweige denn einen zweibändigen Roman. Und doch ist nicht eine einzige der 450 Seiten überflüssig und langweilig.

Es sind religiöse Kämpfe, die von den Helden des Romans ausgefochten werden. Frau Luise Kramer, die Gattin eines Dompredigers, verläßt den geliebten Mann, weil sie seine orthodoxen Anschauungen nicht theilen kann. Die seelischen Wirren vorher, die Kämpfe zwischen Gattenliebe und Ueberzeugung, das mähliche Durchringen zu einem klaren Entschluß — das glaubhaft und psychologisch wahr zu schildern, war die gewiß nicht leichte Hauptaufgabe der Verfasserin. Aber mit einer gerade bei einer Frau überraschenden Kraft ward diese Aufgabe bewältigt. Der grundsätzliche Gegensatz von Urchristenthum und Staatskirche ist in einer Dichtung selten trefflicher verkörpert worden als hier, und die wenigen Einwände, die der Kritiker zu machen hat, können und sollen dem Roman seine Bedeutung nicht rauben. Vielleicht hätte eingehender geschildert werden sollen, wie Luise allmählich stutzig wird, zum Zweifel kommt. Denn eine langjährige glückliche Ehe liegt hinter ihr, als der Roman einsetzt. Und vielleicht

hätte dafür der letzte Theil, der sowieso etwas in der Luft schwebt, gekürzt werden können. Aber diesen Fehlern gegenüber stehen Vorzüge ungewöhnlicher Art. Vor allem schwebt ein künstlerisches Taktgefühl über dem Roman, das Frauen am seltensten haben. Sicherlich hätten neunzig Schriftstellerinnen ihre Heldin das bekannte „neue Glück“ an Igele's Seite finden lassen, und ebenso sicher wären neunundneunzig in den bei dem Eckstein'schen Roman gerügten Fehler verfallen, die Gegenpartei, hier also den orthodoxen Prediger, in den schwärzesten Farben zu schildern. Johanna Niemann hat beides vermieden und hat durch ihren Roman von neuem bewiesen, daß sie ernst genommen zu werden verdient.

Den reinsten Genuß von allen hier genannten Werken gewährt aber der Roman „Die Wunde der Zeit“ von Ernst Remin (Nr. 5). Der Verfasser scheint den deutschen Adel ausgezeichnet zu kennen. Wo Eckstein den üblichen „Fliegende-Blätter“-Lieutenant zeichnet, greift sich Remin ein paar Gestalten heraus, bei denen einem das Herz im Leibe lacht. Man kommt aus der hellen Freude gar nicht heraus, und so plastisch stehen alle Gestalten vor dem Leser, daß man unwillkürlich darnach sucht, wo man ihnen schon einmal begegnet ist. Socialistische Kritiker werden dem Roman gewiß eine reactionäre Tendenz vorwerfen. Man wird vielleicht auch die Composition für nicht geschlossen genug erklären und den fleißigen Arnold Rathjens etwas weniger genial wünschen, aber was verschlägt das gegen die sich überall bemerkbar machende ursprüngliche Kraft der Darstellung! Es geht ein großer, prächtiger Zug durch das Buch, und ein Dichter hat es geschrieben. Weit über den Durchschnitt emporragend, ist es ein Zeitdocument, fängt es im Spiegel der Dichtung die große Sehnsucht unserer Tage ein, die Sehnsucht nach Glück und Frieden, nach Erlösung und Gott. Wo Remin die Erfüllung dieser Sehnsucht sucht, ist, ästhetisch betrachtet, gleichgültig. Jedenfalls hat er seine Ideen in großer Kraft zu verkörpern vermocht.

Karl Busse.

Philosophische Schriften.

1. Spinoza. Von Wilhelm Bolin, Professor an der Universität Helsingfors. Der neunte Band der unter dem Titel: „Geisteshelden“ von Dr. Anton Bettelheim herausgegebenen Sammlung von Biographien. Berlin, E. Hofmann u. Comp. 1894. 8. 2 M. 40 Pf.

Der Verfasser, dessen treffliche Schrift: „Ludwig Feuerbach, sein Wirken und seine Zeitgenossen“ wir in Nr. 45 d. Bl. f. 1891 anzeigen durften, erfreut uns jetzt mit der pietätvollen Darstellung eines Denkers, der wie Feuerbach seine Wege einsam und angefeindet gehen mußte. In seiner Zuschrift an „B. Carneri, den treuen Kämpfer für eine einheitliche, ideale Weltanschauung“, sagt der Verfasser:

> Mein Buch ist, der Bestimmung der Sammlung gemäß, zu welcher es gehört, für gebildete Leser berechnet, ohne Ansprüche, dem Fachgelehrten irgendetwas Neues oder für sie Wichtiges zu bieten. Am Herzen lag mir besonders, der neuerdings wieder aufgekommenen Geringschätzung Spinoza's entgegenzutreten, zu zeigen, daß wir ihn als einen der edelsten und bedeutendsten Mitstreiter im Ringen um die kostbaren Lebensgüter zu erkennen haben.

In der Einleitung betrachtet der Verfasser die Ursachen, weshalb Spinoza zu seiner Zeit mehr Gegner als Freunde hatte. Er sieht sie darin, daß der Drang nach freier Forschung und selbständiger Wissenschaft bereits erwacht war; um so mehr aber stand (S. 7):

> auf beiden Seiten, der katholischen wie der protestantischen, eine auf das Gedeihen und die Macht ihrer Kirche rastlos bedachte Hierarchie an der Spitze, unduldsam gegen Andersgläubige, unter Umständen auch zu Grausamkeiten und Gewissenlosigkeiten bereit.

Der Verfasser hätte die jüdische Orthodoxie mitnennen müssen, denn deren Vorgehen gegen Uriel Acosta und Spinoza, den das Rabbinerthum, als er vierundzwanzig Jahre alt war, wegen seiner selbständigen Forschung in jüdischen, heiligen Schriften mit dem Bann belegte, zeigt gleiche Gesinnung und lenkte zuerst die Aufmerksamkeit auf Spinoza. Mit Recht aber hebt der Verfasser (S. 9) hervor, daß in jener Zeit selbst ein Bacon die freie Forschung als das niedere Wissensgebiet gegenüber der heiligen Theologie ansah, daß ein Hobbes, der unerschrockene Verkündiger einer mechanischen Naturauffassung, Gehorsam forderte gegen die von staatswegen anerkannte Religion. Descartes, der Verkünder des Princips des freien Denkens, zieht (S. 13 u. 14) ein Werk: „Die Welt“ (Le monde) aus der Druckerei zurück, als er von Galilei's Verurtheilung hörte,

> aus dem persönlichen Bedürfniß eines guten Einvernehmens mit der Kirche, deren erhabene Wahrheiten zu beurtheilen mehr als ein menschlicher Geist gehöre.

An diesem selben Bedürfniß, fügen wir bei, ging Galilei unter, den die jetzt in dieser Hinsicht bedürfnißlosere Zeit einen Schwächling nennt. Dieses Bedürfniß aber hielt selbst solche, welche nach freierer Forschung dürsteten, von Spinoza, dem unerschrockenen Kämpfer für Wahrheit, fern. Der Verfasser zeigt auch, wie die Cartesianer, deren System sich der vorhandenen scholastischen Theologie anpaßte, gegen den neuen Philosophen eiferten.

Die Vergewaltigungen der Wissenschaft durch die Orthodoxie riefen endlich die Reaction hervor. Die deutsche Aufklärung (S. 3) und die ihr folgende Literaturperiode gaben Spinoza die verdiente Ehrenstellung. Lessing, Herder, Jacobi, Goethe, Schiller, Schleiermacher priesen ihn und die speculativen Philosophen, Fichte, Schelling, Hegel, mit der freien Vernunft Ernst machend und bewußten Sinnes bestrebt,

sich von den Vorstellungen einer geistknechtenden Kirche fern zu halten, stützten sich alle auf Spinoza. Schopenhauer rühmt sich sogar, sein System verhalte sich zu dem Spinoza's wie das neue Testament zum alten (S. 5).

Der Verfasser erblickt (S. 5) in dem Wiederaufleben von Spinoza's Lehre eine rückläufige Bewegung und schreibt dessen System (S. 17) bei vortrefflichen Einzelheiten auf psychologischem und ethischem Gebiete ein blos noch sachliches Interesse zu. Aber er meint dies wol nur in dem Sinn, daß jedes System den Stempel seiner, also einer jetzt vergangenen Zeit trägt, und daß die mathematische Methode Spinoza's mangelhaft ist. Denn vieles von dem, was der Verfasser aus Spinoza's „Theologisch-politischer Abhandlung" anführt, wie das S. 79, 82, 83, woselbst Spinoza zum Theil mit Worten des ersten Johannesbriefes entwickelt, daß

der Glaube an Gott durch Gehorsam gegen Gott bewiesen und lediglich durch Nächstenliebe bethätigt werde; denn wer da seinen Nächsten liebt, ist aus Gott geboren und kennt Gott; wer nicht liebt, der kennt Gott nicht; denn Gott ist die Liebe.

Oder Stellen aus der „Ethik", wie die S. 126, 127, 145 fg., worin Spinoza die Selbsterhaltung des Menschen nicht im Essen und Trinken, sondern stolzern Sinnes im Verharren und Fortbilden des Geistes der Wahrheit erblickt. Diese und viele andere Stellen, welche der Verfasser anführt, zeigen, daß gerade diese beiden Hauptwerke Spinoza's unvergänglichen Werth haben, da sie Forderungen wiedergeben, die seit und durch Christus im Bewußtsein der Völker lebendig wurden, aber nur unvollkommen verwirklicht sind.

Der Inhalt dieser Schriften ist in vielen Fachschriften niedergelegt, deshalb stehen wir ab, näher darauf einzugehen, zumal wir nicht wagen wollen, die schlichte, einfache, für nichtphilophische Leser berechnete Darstellung des Verfassers zu zerstückeln, wobei wir rühmend hervorheben, daß er jenen wohlfeilen Schein prunkhafter Gelehrsamkeit bei Anwendung schwulstiger Fremdwörter vermeidet und in schlichtem, verständlichem Deutsch philosophirt. Die Darstellung des einsamen Denkerlebens gliedert der Verfasser in fünf Kapitel: „Jugendzeit in Amsterdam"; „Wechselnder Aufenthalt"; „Die ersten Jahre im Haag"; „Philosophisches Stillleben"; „Das Lebenswerk (die «Ethik»)". Er gibt den Abschnitten anschauliche und anregende Lebendigkeit, indem er, wie er in der Einleitung entwickelt, jedes mal zugleich auf die geistigen Arbeiten eingeht, welche Spinoza in dieser Zeit beschäftigen; und indem er dabei stets auch die Zeitverhältnisse zu veranschaulichen sucht, so bringt er thatsächlich ein höchst empfehlenswerthes „Cultur- und Lebensbild jener Epoche". Aber empfehlenswerth, selbst für Fachphilosophen, ist die Darstellung, weil sie den ernsten Denker nicht nur in seiner ganzen Liebenswürdigkeit erscheinen läßt, sondern auch seine fremd anmuthende Gottes- und Sittenlehre menschlich näher rückt. Spinoza wollte seiner Glaubenslehre zufolge (S. 141) „kein Bildniß oder Gleichniß" von Gott machen und da Gott mehr und anders als ein Mensch sein soll, so kann er nur in der Auffassung Spinoza's gedacht werden, in der geistigen Eigenschaft des Denkens und der körperlichen, der Ausdehnung.

Aber ist der Mensch nicht ebenfalls Denken und Ausdehnung? Der Mensch, wenn er auch kein Holz- oder Steinbild machen soll, kann doch von Gott nicht anders reden als in Gleichnissen. Spinoza kam zu seiner Erklärung, da in der Philosophie seit Plato Gott als das Denken, die Materie als das Räumliche, Ausgedehnte betrachtet wurde. Plato ließ beide Substanzen von Ewigkeit her getrennt nebeneinander bestehen; der monotheistische Spinoza, verkennend, daß die Materie der Erde und Sterne, so lange sie in ihrer gesetzlichen Weise verharrt, ein durch Gottes Willen in dieser Weise Erscheinendes und somit Erschaffenes ist, und deshalb auch die Schöpfungsvorstellung verwerfend, konnte daher nichts anderes thun als behaupten: Gott, das Eine, selbst ist das Denken und die Ausdehnung. Der Verfasser läßt aber erkennen, daß Spinoza neben dieser abstracten Vorstellung noch eine andere hatte, wonach Gott neben dem Denken auch die Liebe ist und der Wille, Gehorsam der Nächstenliebe zu fordern. Hieraus aber ergibt sich ein anderes Gleichniß zwischen Gott und Menschen, wie das von Denken und Ausdehnung. Gott ist das reine Denken, die reine Wahrheit, die ewige Liebe, der heilige Wille. Hieraus aber folgt die Strenge von Spinoza's Ethik: der Mensch soll reine Wahrheit, erbarmende Liebe, reiner Wille sein wie Gott; er soll ein Kind sein des himmlischen Vaters.

2. Jakob Frohschammer, der Philosoph der Weltphantasie. Von Bernhard Münz. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlags-Anstalt. 1895. 8. 1 M. 50 Pf.

Als Bauernsohn in Illhofen bei Regensburg am 6. Januar 1821 geboren, ward Frohschammer von seinem Vater zum Geistlichen bestimmt, da er zu nichts anderm zu brauchen sei. Auf der Universität München studirte er aber zuerst mehr Religionsphilosophie und naturwissenschaftliche Werke als Theologie. Doch sah er sich durch Vermögensverhältnisse gezwungen, die erste Weihe zu nehmen. Seine Bitte, sich für das Lehramt ausbilden zu dürfen, ward abgeschlagen. Er ward 1847 als Subdiaconus in der Diöcese Regensburg verwendet. Erst als er 1848 drohte, er werde freiwillig auf seine geistlichen Functionen verzichten, gab der Bischof die Erlaubniß. Unter großen Entbehrungen studirte er nun in München weiter, habilitirte sich daselbst 1850 bei der philosophischen Facultät. Seine beiden 1854 erschienenen Schriften: „Ueber den Ursprung der menschlichen Seelen. Rechtfertigung des Generationismus" und sein Fehdehandschuh an den Materialismus: „Menschenseele und Physiologie" verschafften ihm die ordentliche Professur der Philosophie an der Universität. Die erste Schrift aber brachte auch den ersten Conflict mit der römischen Curie. Sie kam auf den Index der verbotenen Bücher. Die Forderung sich zu unterwerfen, beantwortet er 1858 mit der Schrift: „Die Einleitung in die Philo-

sophie." Diese, namentlich aber 1861 die Schrift: „Die Freiheit der Wissenschaft" wendet sich gegen die culturfeindliche katholische Orthodoxie. Daraufhin wird er 1862 von neuem aufgefordert, zu widerrufen, und als er nicht Folge leistet, in den Osterferien 1863 a divinis suspendirt, zugleich wird den Candidaten und Aspiranten der Theologie der Besuch seiner Vorlesungen strengstens untersagt. Bei Beginn der Vorlesungen hält er einen Vortrag, der nachher unter dem Titel: „Das Recht der neuern Philosophie gegen die Scholastik" gedruckt wurde und weite Verbreitung fand. Die Studenten aber ehrten ihn mit einer Adresse, die in einer Versammlung trotz Einrede des erschienenen Secretärs der päpstlichen Nuntiatur beschlossen wurde. Unbeirrt bekämpfte fortan Frohschammer alle jene Ansprüche des Papstes, welche den Kirchen- und Culturkampf hervorriefen.

Leider verfolgt der Verfasser das Leben und die Conflicte nicht weiter, denn nun erscheint Frohschammer, zumal die Studenten zu ihm halten, weniger als „Märthyrer der Wahrheit", sondern als ein Mann, der durch eigene Kraft eine hochansehnliche Stellung erworben hat und der seines Freimuths wegen von der Kirche wieder freigegeben war. Selbst von seinem Tode, 1893, sagt der Verfasser nur: „Vor wenigen Wochen ist Frohschammer ein stiller Mann geworden." Die Schrift aber trägt die Jahreszahl 1895. Der Verfasser bringt weiterhin nur eine kurze Inhaltsangabe der von Frohschammer erschienenen Schriften. 1868: „Das Christenthum und die moderne Naturwissenschaft." 1869: „Das Recht der eigenen Ueberzeugung." 1877 das Hauptwerk: „Die Phantasie als Grundprincip des Weltprocesses." 1883 dessen Fortsetzung: „Ueber die Genesis der Menschheit und deren geistige Entwickelung in Religion, Sittlichkeit und Sprache." 1885 dessen Abschluß: „Ueber die Organisation und Cultur der menschlichen Gesellschaft. Philosophische Untersuchungen über Recht und Staat, sociales Leben und Erziehung." Die Hauptwerke sind: „Die Phantasie als Grundprincip des Weltprocesses", 1877, und 1891: „Ueber das Mysterium Magnum des Daseins." In letzterm schildert Frohschammer

mit edler Wärme, wie die reine, lautere Liebe und Demuth athmende gottinnige Religion, welche Jesus selbst gelehrt und gelebt hat, die höchste Stärkung des Lebens und die beseeligendste Hoffnung im Angesicht des Todes gewährt (S. 107).

Der Verfasser klagt (S. 16), daß

das Volk der Denker seinem edeln Sohne sein hehres Streben nicht gelohnt hat. Man bewunderte die logische Idee mit ihrem dialektischen Processe, man verhandelte endlos über Spinoza's absolute Substanz, hatte Interesse für die Indifferenz oder Identität des Absoluten, erwärmte sich für den dummen Willen, griff gierig nach dem Unbewußten als Bestimmung des Absoluten, aber über die Phantasie brach man den Stab, da sie ihres Namens wegen ein ganz unwissenschaftliches Princip, ein bloßes Phantasiren sein mußte.

Der Verfasser vergißt dabei, daß alle genannten Systeme vom deutschen Volk als Phantasiegebilde, als Dichtungen verworfen wurden; auch das Unbewußte wird als Phantastik aller Systeme verworfen werden. Gewiß: ohne Phantasie kein Leben in Wissenschaft und Kunst, aber ein Phantasiegebilde bleibt, was der Erfahrung nicht entspricht. Der Verfasser selbst führt Faraday an, dessen Phantasie einen werthvollen Gedanken faßte, von dem er aber erst sechzehn Jahre später aus der Erfahrung erkannte, daß er einer Thatsache der Natur entspreche. So auch erkannte Newton erst nach sechzehn Jahren, nachdem die Größe der Erde neu bestimmt war, daß sein Gedanke: der Mond werde von derselben Kraft wie ein Apfel zur Erde getrieben, kein bloßes Phantasiegebilde sei. Die Speculation jedoch meint, beliebig über Erfahrungen phantasiren zu können. Es ist ganz willkürlich, wenn Frohschammer ähnlich den übrigen Denkern, sein Princip: die subjective menschliche Phantasie, auch im Objectiven, in der Welt wirken läßt. Wie bei den verworfenen Systemen, ist auch bei ihm das Princip im Anfang (s. S. 56) ein Eins, es ist homogen gleichartig, aus ihm entstehen erst durch Differenzirung die höhern und höchsten Stufen; im Menschen wird dann das bis dahin objective Princip subjectiv. „Die objective Phantasie bildet sich zur bewußten Geistigkeit fort." (S. 5.) Frohschammer könnte daher auch mit von Hartmann sagen: Im Anfang war das Unbewußte. Während aber Hartmann den Menschen vom Unbewußten ausgehen und zum Unbewußten zurückgehen läßt und in einer pessimismusfrohen Zeit pessimistisch redend gefällt, so läßt Frohschammer nicht ganz folgerichtig den Menschen zwar vom Unbewußten ausgehen, aber am Ausgang des Lebens verweist er ihn auf Christi Lehre und Leben. In einer vertrauensvollern Zeit wird jedoch seine friedlichere, versöhnlichere und harmonischere Lehre jedenfalls unter den Phantasiegebilden der Denker einen höhern Ehrenplatz einnehmen als jetzt.

L. Weis.

Zur Naturwissenschaft.

1. Encyklopädie der Naturwissenschaften. Herausgegeben von Professor Dr. W. Förster, Professor Dr. A. Kenngott, Professor Dr. A. Ladenburg, Dr. Ant. Reichenow, Professor Dr. Schenk, Geh. Schulrath Dr. Schlömilch, Professor Dr. W. Valentiner, Professor Dr. A. Winkelmann, Professor Dr. G. C. Wittstein. Breslau, Verlag von Eduard Trewendt. 1894. Gr. 8. 2. Abtheilung 81., 82. u. 83. Lieferung. à 3 M. 3. Abtheilung (Handbuch der Physik) 20. u. 21. Lieferung. à 3 M. 60 Pf.

Das Riesenwerk entwickelt sich in erfreulicher Weise und mehrere seiner Hauptabtheilungen nähern sich ihrer Vollendung. Vom „Handwörterbuch der Chemie" erschienen die Lieferungen 81, 82 und 83, die dem zwölften Band

zugehören. Sie enthalten eine Anzahl umfangreicher Artikel, die ihren Stoff erschöpfend vortragen. Wir erwähnen nur die Artikel über Ultramarin, Uran, über Valeriansäuren, und über die jetzt gerade so vieles Aufsehen erregenden Untersuchungen über das Veilchenaroma. Weit über das Interesse des Speciellsten hinaus gehen die Aufsätze über Verbrennungswärme, über Verdauung, chemische Verwandtschaft u. s. w. Das „Handwörterbuch der Chemie" enthält auch vielfache und umfangreiche Bemerkungen zur Geschichte dieser Wissenschaft. Es gibt Nachricht von Documenten, Briefen und dergleichen, die sonst nur sehr schwer oder gar nicht zugänglich sind. Hochinteressant ist ein Brief von Berzelius an Wöhler, gelegentlich der Entdeckung des Vanadins. Wir möchten diesen originellen Brief gleichsam zur Charakterisirung hier mittheilen. Wöhler hatte schon vor der Entdeckung Sefström's das Braunbleierz von Zimapan analysirt und „Etwas Apartes darin gefunden", hatte die Untersuchung aber nicht vollendet. Beim Bekanntwerden von Sefström's Arbeit war er im Besitz des Vanadinpentaoxyds. Berzelius schrieb ihm über das Zuspätkommen seiner Entdeckung in folgender Weise:

Was die überschickte kleine Probe der Substanz mit dem ? betrifft, so will ich folgende Geschichte erzählen." Im hohen Norden wohnte in alter Zeit die Göttin Vanadis, schön und liebenswürdig. Eines Tages klopfte es an ihrer Thür. Die Göttin war bequem und dachte, es kann wol noch einmal angeklopft werden; aber es klopfte nicht mehr, sondern der Klopfende ging weiter! Die Göttin neugierig, wer es sein könne, dem es so gleichgültig war, eingelassen zu werden, sprang ans Fenster und erblickte noch den Weggehenden. Ach, sagte sie für sich, das ist der Schalk Wöhler. Nun, das hat er ganz verdient, da ihm so wenig daran lag, hereinzukommen. Nach einigen Tagen klopfte es wieder an die Thür, und zwar wiederholt und stark. Die Göttin ging selbst zu öffnen; es war Sefström der eintrat, und eine Folge dieser Begegnung war die Geburt des Vanadins. — Ihre Probe mit dem ? ist in der That Vanadinoxyd.

Vom „Handbuche der Physik" behandeln die Lieferungen 20 und 21 die Elektricität, und zwar gehören sie der zweiten Abtheilung des dritten Bandes zu. In ihnen werden die wichtigen Kapitel: „Magnetismus", „Erdmagnetismus", „Induction und Elektromagnetismus" von Professor Auerbach behandelt. Wie in den frühern Lieferungen des „Handbuches der Physik", zeichnen sich auch die vorliegenden Aufsätze durch Klarheit der Darstellung und Vollständigkeit der Literatur aus.

2. Zeitschrift für Naturwissenschaften. Organ des naturwissenschaftlichen Vereins für Sachsen und Thüringen, unter Mitwirkung von Geh. Bergrath Dunker, Professor Dr. Freiherr von Fritsch, Professor Dr. Garcke, Geh. Rath Professor Dr. Knoblauch, Geh. Rath Professor Dr. Leuckart, Geh. Rath Professor Dr. E. Schmidt und Professor Dr. Zopf herausgegeben von Dr. G. Brandes. 66. Band. Drittes und viertes, fünftes und sechstes Heft. Leipzig, C. E. M. Pfeffer. 1893 und 1894. Gr. 8. Preis des Bandes 12 M., des einzelnen Heftes 2 M. 50 Pf., des Doppelheftes 4 M.

Die rühmlichst bekannte Zeitschrift enthält eine große Zahl sehr interessanter Aufsätze, die sich durch ihren vortrefflichen populären Ton vortheilhaft auszeichnen. Von physikalischen Aufsätzen möchten wir auf die sehr gelungene Arbeit von Schmidt über die Bedeutung der Faraday'schen Kraftlinien hinweisen. Es wird in dieser kleinen Schrift eine klare Auseinandersetzung der Maxwell'schen Theorie von der Elektricität gegeben, die besonders Lehrern der Physik, die ihre Schüler mit den neuesten Errungenschaften der Wissenschaft bekannt machen wollen, erwünscht sein dürfte. Von dem gleichen Verfasser fiel uns der Nachruf für Heinrich Hertz, sowie die Mittheilungen über Blitzschläge und Gewitterbewegungen vortheilhaft auf. Vom allgemeinsten Interesse ist der Aufsatz von K. Alt über das sogenannte Gedankenlesen. Speciell für die Culturhistoriker sei auf die umfangreiche Arbeit von Edmund Veckenstedt über das wilde, heilige und Gebrauchsfeuer hingewiesen. Neben einer größern Anzahl zoologischer und botanischer und anderer Specialabhandlungen enthält die Zeitschrift einen reichen Literaturbericht, in dem uns die knappe, klare, frische und oft fast humorvolle Art der Besprechung vortheilhaft aufgefallen ist.

3. Die Wärme, betrachtet als eine Art der Bewegung von John Tyndall. Autorisirte deutsche Ausgabe. Bearbeitet von Anna von Helmholtz und Klara Wiedemann. Nach der achten Auflage des Originals. Mit 125 Holzschnitten und 1 Tafel. Vierte Auflage. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn. 1894. Gr. 8. 12 M.

Das berühmteste unter den populären Werken des vor kurzem gestorbenen Verfassers ist durch einen stimmungsvollen Nachruf von Professor Wiedemann eingeleitet. Wiedemann schildert uns den berühmten Verfasser als jungen Studenten, und seine Thätigkeit im Laboratorium von Magnus, aus dem so viele hervorragende Naturforscher hervorgegangen sind. Durch „Die Wärme" von Tyndall ist das Verständniß des großen Gesetzes von der Erhaltung der Energie zuerst weitern Kreisen zugänglich gemacht worden. Die Schrift ist ein Muster populärer physikalischer Darstellung; sie hat denn auch, wie sie es verdient, weite Verbreitung gefunden. Das Original erschien in der achten, die deutsche Uebersetzung in der vierten Auflage. Auch andern Nationen ist die Schrift durch Uebersetzungen zugänglich gemacht worden. Wir können nur im Interesse des deutschen Publikums wünschen, daß die Tyndall'schen Schriften überall Eingang finden.

4. Seeklima und Seebad, eine wissenschaftliche Abhandlung nebst einer Zusammenstellung der gesammten Seebadeliteratur von Dr. E. Lindemann, Badearzt in Helgoland. Berlin, Hermann Brieger. 1894. Lex.-8. 2 M.

Der Verfasser ist seit Jahren Badearzt auf Helgoland, also an einem Orte, welcher das Seeklima am reinsten zeigt. Neben umfangreichen Mittheilungen über die Zusammensetzung der Seeluft und ihre Wirkung gibt er Nachricht von Untersuchungen über die Anzahl und Stärke der Pulsschläge bei eingeborenen Helgoländern in verschiedenen Altersstufen, und bei Badegästen am Anfange und am Schluß ihres Aufenthaltes auf der Insel,

die er mit Hülfe des Sphygmographen anstellte. Die Pulscurven, welche in dem Werke sich vorfinden, sind außerordentlich interessant und geben eine deutliche Anschauung von der energischen Einwirkung des Seeklimas auf die Herzthätigkeit des Inselbewohners. Nicht minder werthvoll sind die Vergleiche zwischen See- und Höhenklima, welche der Verfasser auf Grund eingehender Studien vornimmt. Wir sind nicht im Stande, an dieser Stelle die große Anzahl der Einzelschlüsse wiederzugeben, wir wollen nur den resultirenden Satz anführen, der in der Bemerkung gipfelt: daß die Gesammtwirkung der Höhenluft anregend, die der Seeluft erregend zu nennen sei. Als Anhang seines inhaltreichen Büchleins gibt der Verfasser eine vollständige Uebersicht zur Geschichte der Seebäder, die von hohem culturhistorischem Interesse ist. Um aus der Fülle der Thatsachen einiges hervorzuheben, führen wir nur an, daß der Verfasser uns belehrt, daß man um 900 v. Chr. bereits badete, um die Nerven zu stärken, daß der berühmte griechische Arzt Hippocrates von Kos kalte und warme Seebäder zur Heilung von Geschwüren anwendete, und daß 23 vor unserer Zeitrechnung Celsus das Schwimmen im Meere bei Gelbsucht und Unterleibsleiden, und das Athmen der Seeluft gegen Husten empfiehlt. Relativ spät ist bei den heutigen Culturvölkern der Werth der Seebäder empfunden worden. So bediente sich erst seit 1750 die englische Königsfamilie der Seebäder und 1793 wurde bei Doberan das erste Seebad errichtet.

Franz Bendt.

Feuilleton.

Wie Jules Verne die phantastische Dichtung auf naturwissenschaftlicher Grundlage geschaffen und damit auch in Deutschland viele Freunde gefunden hat, so scheint der gelehrte Astronom Camille Flammarion nun auch mit seinen auf den gleichen Grundlagen ruhenden philosophisch-phantastischen Theorien bei uns Eingang suchen zu wollen. Wenigstens ist eins seiner letzten Bücher, „Urania", jetzt mit Genehmigung des Verfassers von Karl Menzel ins Deutsche übertragen worden (Pforzheim, O. Riecker's Buchhandlung, Preis 3 M. 50 Pf.). Flammarion, der mit einer großen Fülle und Gründlichkeit des Wissens eine starke Phantasie, ja sogar einige Hinneigung zu naturwissenschaftlichem Mysticismus verbindet, macht darin den Versuch, auf Grund der Astronomie und der Seelenlehre eine Weltanschauung aufzubauen, die die Räthsel oder vielmehr das Räthsel des Lebens zu lösen bestimmt ist. Die Einkleidung, in der diese Weltanschauung dem Leser vorgesetzt wird, ist zum Theil erzählend, phantastisch-novellistisch, und nur zum Theil erörternd und darlegend. Die Eigenart romanischen Wesens tritt darin stark hervor; statt längerer gründlicher Beweise kurze hingeworfene Gedanken, die auf die Phantasie zu wirken berechnet sind. Dem schwerfälligeren Germanen freilich werden mancherlei Bedenken aufsteigen, die ihm schließlich den Werth des Ganzen schmälern dürften. Suchen wir diesen Werth in der Kunst, uns die Unermeßlichkeit des Weltalls recht anschaulich vor die Seele zu führen, unsere Phantasie in der Unendlichkeit des Raumes schwindelnd umhertaumeln zu lassen, und uns doch andererseits von der unendlichen Kleinheit der äußersten Urbestandtheile des Stoffes, der Atome und Moleküle einen Begriff zu geben, so werden wir der eindringlichen Anschaulichkeit der Flammarion'schen Darstellung unsere Anerkennung nicht versagen können. In dieser Beziehung sind besonders die ersten Kapitel des ersten Buches rühmend hervorzuheben, in denen die Muse des Himmels uns eine Reise durch die Weltgebäude und die Welten machen und Blicke in die unendliche Mannichfaltigkeit der Wesen, in Unendlichkeit und Ewigkeit werfen läßt. Geht aber Flammarion weiter, will er uns über die Grundlagen des Seins unterrichten, uns über das Wesen der Seele aufklären, so wollen wir diese Bereicherung unseres Wissens nicht den Träumen eines Hypnotisirten oder der mehr oder weniger phantastischen Philosophie eines geträumten Marsbewohners, sondern der nüchternen Darlegung eines philosophisch geschulten Erdenbewohners verdanken. So werden die Kapitel, die über eine magnetische Sitzung berichten oder von der Telepathie und von unerklärten Phänomenen handeln, mehr in spiritistischen, als in andern Kreisen Glauben und Beifall finden; und nicht alle werden mit Flammarion geneigt sein, die Erzählungen von Träumen und Erscheinungen Verstorbener so schlankweg als Thatsachen hinzunehmen und sich als Wirkungen der Mentalsuggestion oder ähnlich zu erklären. Denn auch die Einsicht, daß alles, was wir nicht wissen, sich zu dem, was wir wissen, verhält wie der Ocean zu einem Wassertropfen, enthebt uns nicht der Pflicht peinlichster Prüfung aller unerklärten und unerklärlichen objectiven und subjectiven Thatsachen, und gewährt uns nicht das Recht, mit dem Anschein der Wissenschaftlichkeit über die Grenzen der sichern naturwissenschaftlichen Erkenntniß hinauszuschweifen und uns so unbemerkt aus dem Gebiete der Philosophie durch die Phantasie in das Reich der Dichtung tragen zu lassen. Wer die Gewißheit hat, daß ihm diese phantastischen Abschweifungen seine Kreise nicht stören können, der wird an dem astronomischen Theile des Buches und den darin gegebenen großartigen Ausblicken manchen Genuß haben können — wenngleich, wie gesagt, der ganze Ton des Buches dem romanischen Geschmacke mehr zusagen mag, als dem deutschen, der die Phantasie mehr im Bereiche des Gemüthes liebt, als in dem des Verstandes.

— Den Freunden der Muse einer in Dresden ansässigen Dichterin wird die Nachricht nicht unwillkommen sein, daß sie in einer kleinen Broschüre von nur 20 Seiten die Schilderung ihres Lebens bietet. Die Schrift nennt sich: „Erinnerungen aus meinem Leben. Von Agnes Kayser-Langerhannsz" (Dresden, Druck von Bruno Schulze). Frau Agnes Kayser-Langerhannsz, die nun allerdings seit längerer Zeit mit keiner neuen Opfergabe am Altare der deutschen Dichtung erschien, ist in der deutschen Frauenlyrik unserer Tage mit unter die ersten zu zählen. Ihre „Gedichte" erlebten vier Auflagen. Auf ihre didaktischen Poesien glaube ich besonders aufmerksam machen zu müssen, da dieser Zweig der Dichtung von Frauen nur ausnahmsweise gepflegt wird. Es sind tüchtige Leistungen und zeigen die Dichterin als würdige Nachfolgerin Friedrich Rückert's. Ihre Auffassung von der Sendung der Sänger unserer Zeit ist eine hohe, eine edle, sie will sich nicht mit dem Sange begnügen, der liebetändelnd nur der „Einzig-Einen" gilt. Und wie sie in ihren Liedern kräftige Töne findet, die Dichter der Gegenwart an erhabene Aufgaben zu mahnen, in ebenso sinniger und inniger Weise spricht sie von dem schönen Lose der Frauen: „Des Nächsten Noth und Kummer mild zu lindern." Mit besonderm Glücke hat Frau Kayser-Langerhannsz auch die nordisch-germanische Mythologie gepflegt und muß mit Marie von Hanstein, der, wie K. Simrock sich ausdrückte, „das schöne Talent geworden, die alte, todte Poesie gleich einer andern

Hilde wieder zu erwecken", mit Ehren genannt werden. Ihrem einschlägigen Wirken verdanken wir das Epos: „Odin" und die Tragödie „Loki". Bescheiden und einfach schildert sie in der obgenannten Broschüre ihre auch an Leid so reichen Lebensführungen. Wie sie über ihre Aufgabe als Mensch und Dichter denkt, zeigt sie in den Worten: Ich muß noch hinzufügen, daß ich seit meiner Jugend bei allem, was ich unternahm, ein Ziel im Auge behielt und zwar das, mein Seelenleben in einer Weise zu erziehen und sich bethätigen zu lassen, daß es den Adel der hohen, gottbegnadeten Menschennatur zum Ausdrucke bringen sollte. Sie hat vorderhand, ihrem Freunde nachgebend, diese Lebenserinnerungen nur in gedrängter Form niedergeschrieben, da Familienkummer und anderes Leid sie an der erwünschten Ausführlichkeit hinderten, doch sie verspricht, später einmal eine eingehende Selbstbiographie zu bringen. Wir freuen uns darauf — besonders reich an solchen Werken sind wir eben nicht.

— Das Buch von Georg Brandes: „Menschen und Werke" (Verlag der Literarischen Anstalt, Rütten u. Loening in Frankfurt a. M.), dem wir im vorigen Jahre einen besondern Artikel gewidmet haben, hat im deutschen Publikum den verdienten Beifall gefunden. Soeben ist eine zweite durchgesehene und ergänzte Auflage erschienen, in der die Aufsätze über Nietzsche, Strindberg, Sudermann und Hauptmann bedeutend erweitert worden sind.

— Es liegt im Wesen eines solchen Leitfadens wie des jüngsterschienenen: „Chemie. Anorganischer Theil von Dr. J. Klein" (Sammlung Göschen, Stuttgart, Göschen'sche Verlagshandlung), daß die theoretischen Erörterungen bei ihrer Kürze nur für den schon Eingeweihten vollkommen verständlich sind. Davon abgesehen, sind Eintheilung und Abgrenzung des Stoffes recht zweckmäßig, die Angaben zuverlässig; die Brauchbarkeit wird durch ein Sachregister erhöht. Dagegen wäre dem schön ausgestatteten Büchlein bei einer neuen Auflage wol eine Verbesserung des Stiles an mehr als einer Stelle zu wünschen.

— Vor uns liegt eine lesenswerthe Studie: „Französische Volksstimmungen während des Krieges von 1870/71. Von Dr. E. Koschwitz, Professor an der Universität Greifswald" (Heilbronn, Verlag von E. Salzer, Preis 1 M. 50 Pf.). Sie ist in etwas kürzerer Fassung zuerst 1893 und 1894 in der „Allgemeinen Konservativen Monatsschrift" erschienen und nun auf Wunsch des Verlegers in Buchform herausgegeben. Der Verfasser will zeigen, welche Gefühle das französische Volk vor und während des Krieges Deutschland und seinen Kriegern entgegenbrachte, welche Vorstellungen man in Frankreich damals von uns besaß oder auch besitzen und verbreiten wollte, welche Eindrücke der Aufenthalt unserer Heere im Nachbarlande hinterlassen hat, und wie sich das französische Volk mit der ihm durch den Krieg aufgezwungenen Bekanntschaft mit uns abgefunden hat. Er thut das ausschließlich auf Grund französischer Quellen, nicht eine Ansicht wird darin ausgesprochen, für die sich nicht ein französischer Gewährsmann fände. Der Stoff ist in neun Abschnitte gegliedert: „1. Vor dem Kriege", „2. Kriegsbegeisterung", „3. Erste Enttäuschungen und Wuthausbrüche, Furcht", „4. Das deutsche Heer", „5. Wuth- und Racheäußerungen", „6. Freischaren", „7. Spionenjagd, Verrathsgeschrei", „8. Siegeshoffnungen und falsche Siegesnachrichten", „9. Letzte Empfindungen, Wiedervergeltungsankündigungen". Das Buch bildet eine lehrreiche Ergänzung zu jeder Geschichte des großen Krieges und trägt zum Verständniß mancher Ereignisse nicht unwesentlich bei. Man lese z. B. die Schilderungen, die vor dem Kriege von einem exercirenden preußischen Regiment oder gar von dem Landsturm verbreitet und geglaubt wurden. Erfreulich ist die Anerkennung, die, wenn auch ungern, der Haltung des siegreichen deutschen Heeres gezollt wurde.

— Im Verlage von Fäsi u. Beer in Zürich (1894) ist ein Heftchen unter dem Titel „Georg von Wyß" erschienen. Es vereinigt zwei Nekrologe, dem bekannten im December 1893 verstorbenen schweizer Historiker von Paul Schweizer und Hermann Escher gewidmet. Der erste erschien zuerst in der „Neuen Zürcher Zeitung", Januar 1894; er stellt den äußern Lebensgang des Gelehrten dar, soweit er öffentliche Stellungen, Aemter, Politik und Professur betrifft, und zwar zumeist auf Grund von Acten und Protokollnotizen des Staatsarchivs, läßt aber seine gemeinnützige Thätigkeit, sein Familienleben u. s. w. außer Betracht. Der zweite Aufsatz, der zuerst in der „Allgemeinen Schweizer Zeitung", Februar 1894, erschienen ist, behandelt „Georg von Wyß als Geschichtsforscher", und bietet damit eine Ergänzung des ersten. Bei der wissenschaftlichen Thätigkeit Georg's von Wyß ist charakteristisch, daß alle seine Schriften entweder im Auftrag einer Corporation oder Gesellschaft entstanden oder doch für die Publicationen einer Gesellschaft geschrieben sind. Das Verzeichniß seiner Werke, das den Nekrologen hinzugefügt ist, weist deshalb die stattliche Zahl von 120 Nummern auf, es sind eben auch die kürzern Aufsätze in Zeitschriften aufgezählt; außerdem hat Wyß noch eine große Anzahl Artikel für die allgemeine deutsche Biographie verfaßt. Das vorliegende Schriftchen wird gewiß auch außerhalb der Schweiz Interesse erwecken, zumal die Laufbahn Georg's von Wyß von dem üblichen Lebensgang deutscher Gelehrten stark abweicht.

Bibliographie.

Baumbach, R., Neue Märchen. Leipzig, A. G. Liebeskind. Kl. 8. 3 M.

Bastian, A., Zur Mythologie und Psychologie der Nigritier in Guinea mit Bezugnahme auf socialistische Elementargedanken. Berlin, Dietrich Reimer. Gr. 8. 4 M.

Bleibtreu, K., Die Weltbefreier. Schweizer Schauspiel in fünf Acten. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 8. 1 M. 60 Pf.

Carlyle, Th., Socialpolitische Schriften. Aus dem Englischen übersetzt von E. Pfannkuche. Mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Dr. P. Hensel. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 8. 4 M.

Carriere, M., Fichte's Geistesentwickelung in den Reden über die Bestimmungen des Gelehrten. München, G. Franz'scher Verlag. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Dahle, L., Das Leben nach dem Tode. Deutsch von O. Gleiß. Leipzig, Fr. Richter. 8. 3 M. 50 Pf.

Davis, R., Harding. Geschichte ohne Ende and andere Novellen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 1 M.

Deutsch, Caroline, Ueber Klippen. Roman. Zwei Bände. Dresden, E. Reißner. 8. 6 M.

Diercks, Dr. G., Geschichte Spaniens von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Erster Band. Berlin, S. Cronbach. 8. 7 M. 50 Pf.

Elsenhans, Dr. Th., Wesen und Entstehung des Gewissens. Eine Psychologie der Ethik. Leipzig, Wilhelm Engelmann. Gr. 8. 7 M.

Goethe's Briefe an Frau von Stein. Zweiter Band. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 8. 1 M.

Haugo, H., Faust und Prometheus. Eine Dichtung. Wien, A. Hartleben. 8. 2 M. 25 Pf.

Herzog, R., Aus aller Frauen Landen. Lieder eines Unstäten. Großenhain und Leipzig, Baumert u. Ronge. 12. 1 M. 50 Pf.

Hoffmann, H., Wider den Kurfürsten. Roman. Drei Bände. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 14 M.

Kirchbach, W., Des Sonnenreiches Untergang. Ein Kulturdrama in fünf Aufzügen. Dresden, E. Pierson's Verlag. 8. 1 M. 50 Pf.

Lombroso, Cesare, Entartung und Genie. Neue Studien. Deutsch von Dr. Hans Kurella. Leipzig, G. H. Wigand's Verlag. 8. 5 M.

Nordau, Max, Die Kugel. Schauspiel in fünf Aufzügen. 2. Auflage. Berlin, E. Hofmann u. Comp. 8. 2 M.

Ompteda, L. Freiherr von, Irrfahrten und Abenteuer eines mittelstaatlichen Diplomaten. Ein Lebens- und Kulturbild aus den Zeiten um 1800. Leipzig, S. Hirzel. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Petersdorff, H. v., General Johann Adolf Freiherr von Thielmann, ein Charakterbild aus der napoleonischen Zeit. Leipzig, S. Hirzel. Gr. 8. 8 M.

Poschinger, H. v., Die Ansprachen des Fürsten Bismarck 1848—1894. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gr. 8. 7 M.

Rößler, C., Die Sozialdemokratie. Berlin, H. Walther. Gr. 8. 1 M.

Rühle, O., Der erste Strauß. Ein Liederbuch. Großenhain und Leipzig, Baumert u. Ronge. 12. 1 M. 50 Pf.

Schacht, M., Wie sie fielen. Frauenbilder. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 8. 1 M. 50 Pf.

Schmidt, Auguste, Aus schwerer Zeit. Leipzig, Ferd. Riehm. 8. 1 M. 85 Pf.

Seidel, H., Gesammelte Schriften. Dreizehnter Band. Leipzig, A. G. Liebeskind. Kl. 8. 3 M.

Wunderlich, H., Unsere Umgangssprache in der Eigenart ihrer Satzfügung. Weimar, Emil Felber. 8. 4 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

(Mit einer Beilage: Mittheilungen von F. A. Brockhaus in Leipzig, 1894, Nr. 4.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 50. — 13. December 1894.

Freiherr vom Stein.

In einer Zeit lebend, die den großen Einiger Deutschlands ein ganzes reiches Menschenalter in staatsmännischer Vollkommenheit wirken sehen durfte, können wir für die großen Staatsmänner der Vorzeit ein größeres Verständniß und auch ein sachlich begründeteres Interesse in Anspruch nehmen. Wir können von dem gesicherten Standpunkt unserer Gegenwart leidenschaftsloser und darum klarer die Schwierigkeiten beurtheilen, die sich den frühern Einigungsversuchen in Deutschland und ihren Vertretern entgegenstellten, wir lernen aus Bismarck's Entwickelung auch, daß die Schwierigkeiten eben nur auf seine Art zu beheben waren; mit Interesse sehen wir, warum so viele Versuche vor ihm scheitern mußten. So wird die Gestalt des größten deutschen Staatsmannes in diesem Jahrhundert vor Bismarck auch unserm Zeitalter in neuer Beleuchtung willkommen sein. Zur guten Zeit erscheint eine Lebensbeschreibung Stein's, von der man thatsächlich sagen kann, daß sie eine Lücke ausfüllt *). Der Arbeit ist von den von der Verlagsbuchhandlung berufenen Preisrichtern der dritte Preis zuerkannt worden; man darf vielleicht darüber etwas verwundert sein, denn das zu behandelnde Material war ungleich schwieriger und spröder, vor allem aber viel bedeutender und weitschichtiger als bei der mit dem zweiten Preise ausgezeichneten Jahn-Biographie, bei allen ihren, übrigens auch schon in d. Bl. anerkannten Verdiensten. Ich halte es jedenfalls für eine außerordentlich schwierige Aufgabe, das Wirken gerade Stein's dem deutschen Volke in einer sogenannten populären Darstellung verständlich zu machen und zwar auf einem immerhin beschränkten Raume. Nach meiner Ansicht hat sie der Verfasser zur Zufriedenheit erledigt. Wir besitzen zwar zwei bedeutende Lebensbeschreibungen Stein's, die sechsbändige von Pertz und die dreibändige des Engländers Seeley. Aber beide entziehen sich durch ihren Umfang der allgemeinern Benutzung. Ueberdies standen Neubauer die neuen und theilweise epochemachenden Arbeiten von Treitschke, Oncken, Hüffer, von Lettow-Vorbeck, Stern u. a. und die hinterlassenen Papiere Metternich's zur Verfügung.

„Ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland"; dies Wort hat Neubauer zum Kennwort seiner Arbeit genommen. Es ist einem Briefe Stein's an den Grafen Münster entnommen und in ihm beruft sich Stein darauf, daß er als Reichsfreiherr nach alter Verfassung nur dem ganzen Deutschland und keinem Theile desselben angehöre. Das ist der Standpunkt, den Stein am Ende seiner ministeriellen Laufbahn zum Ausdrucke bringt. Es ist immerhin derselbe, mit dem er in den preußischen Staatsdienst eintrat. Er hat sich mächtig angezogen gefühlt von dem Staate Friedrich's des Großen, dem er sich 1780 aus freiem Entschlusse einfügte, weil ihm weder die wundersam langathmige Justiz des wetzlarer Reichskammergerichts noch auch der kaiserliche Dienst in Wien behagte. Aus freiem Entschlusse schaltete er sich wieder aus, als er in seinem, um mich so auszudrücken, Adoptiv-Könige nicht einen Herren sah, wie er ihn als des alten Reiches Freier Herr allein als Herrn über sich zu dulden vorgenommen hatte. Mit dem leidenschaftlichen Impulse einer Herrschlust zum guten, zum besten Ziele erfüllt, hätte er einem Idealherrscher auch absolutester Färbung vielleicht Sklavendienste geleistet, einem Mindern gegenüber lösten sich nur vorübergehend als solche gefühlte Verpflichtungen eines geistigen Autokraten und Aristokraten ganz von selbst. Es ist keine Frage, daß gerade in dem Bruche vom 3. Januar 1807 sich ein Eigensinn an den Tag legt, den wir unter unsern heutigen Verhältnissen als unerhört anzusehen eigentlich die Verpflichtung hätten. Aber es scheint nicht, als ob die damaligen Verhältnisse männliche Ueberzeugung als so niedrig im Curse betrachteten; denn bekanntlich war der „als widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und un-

*) Freiherr vom Stein. Von Friedrich Neubauer, in Geisteshelden (Führende Geister) herausgegeben von Anton Bettelheim. 12. Doppelband. Berlin, Ernst Hofmann u. Comp. 1894. 8. 3 M. 60 Pf.

gehorsamer Staatsdiener anzusehende Mann, der auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt, das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur durch Capricen (!) geleitet, aus Leidenschaft und aus persönlichem Haß und Erbitterung handle", wie es in dem königlichen Handschreiben heißt, doch nach einem halben Jahre der einzige Mann, der mit seinem Genie und Talente den preußischen Staat zu retten vermochte und auch allseitig als der Helfer in der Noth anerkannt wurde. Referent bedauert, daß das Stein'sche Antwortschreiben auf die soeben angezogene königliche Kritik nicht ebenfalls im Wortlaut gegeben ist.

Man weiß, daß die Entlassung Stein's durch die Frage über die sogenannte Cabinetsregierung im letzten Grunde hervorgerufen worden ist. Mit großer Klarheit zeigt Neubauer, wie diese eigenthümliche Erscheinung zurückzuführen ist auf die Regierungsart Friedrich's des Großen, der keinen leitenden Minister, sondern nur unter sich unabhängige Ressortminister besessen habe. „So lag denn die Einheit des Staates allein in der Person des Königs; oder vielmehr dort hatte sie gelegen, als ein genialer Mann von ungeheuerster Arbeitskraft und selbstlosester Aufopferung an der Spitze des Staates stand; ein Mann, der alles übersah, alles durchschaute, überall selbst eingriff, ein Mann, der gar nicht daran dachte, von seinen Beamten Einheit der Ansichten zu erwarten, weil er von ihnen überhaupt keine Selbständigkeit der Ansichten erwartete. Friedrich der Große hat die preußische Verwaltung nicht organisirt, weil seine Persönlichkeit eine organisirte Verwaltung ersetzte. Seine Cabinetssecretäre waren die Schreiber, welche seinen Willen verkündeten; seine Minister die Werkzeuge, welche ihn ausführten. Jetzt saß kein Genie mehr auf Preußens Thron, während sich die Aufgaben der Verwaltung schon durch die große Ausdehnung des Staatsgebietes außerordentlich gesteigert hatten. Aber man hatte weder versucht, dem Ministerium eine größere Einheit noch den Ministern größere Selbständigkeit zu geben. Man hielt die Fiction des alles sehenden und alles leitenden Absolutismus aufrecht: und die Folge davon war gewesen, daß sich eine neue Behörde bildete, eine Behörde, wie Stein sagte, ohne gesetzlich und öffentlich anerkanntes Dasein, von erschlichener Gewalt, das königliche Cabinet. Die Cabinetsräthe besaßen thatsächlich das Ohr des Königs; durch ihre Hand gingen die Anträge der Minister, mit ihnen berieth der König über die wichtigsten Fragen der Politik; sie besaßen diese Gewalt ohne die geringste Verantwortlichkeit, da sie überall durch die Person des Königs gedeckt waren."

Wenn eine solche Einrichtung schon in Zeiten des Friedens recht bedenklich war, wieviel mehr in der kriegerischsten Epoche dieses Jahrhunderts und einem Manne gegenüber, der die Schäden einer derartigen Verwaltung mit schadenfrohem Scharfblicke erspähte und sofort zu benutzen gewillt war. Hatte es nicht 1805 der schönbrunner Vertrag gelehrt, wie trefflich Napoleon Haugwitz gegen Hardenberg auszuspielen verstand? Aber dem Könige gefiel nun einmal diese Art der Regierung mit selbstgewählten Vertrauten, weil sie am meisten seiner Eigenart entsprach. „Ohne Vertrauen zu sich selbst, zu seiner Umgebung, fand er es oft genug gerathener, keinen als einen gefährlichen Entschluß zu fassen und hielt es für sicherer, sich von vielen mittelmäßigen, als von einem bedeutenden Manne berathen zu lassen." So wurde der Bruch unvermeidlich, weil Stein in der Cabinetsfrage eine Lebensfrage für den Staat erkannte und für das halbe Entgegenkommen des Königs kein Verständniß haben konnte. Wenn Hardenberg über den Fall urtheilt (Denkwürdigkeiten III, 266 fg.): „Beide hatten unrecht, der König, daß er durchaus den so oft und von allen Seiten erhobenen Stimmen der Wahrheit kein Gehör geben wollte und in so harten Ausdrücken an einen verdienten Mann schrieb; der Minister, daß er nicht mildere und ehrerbietigere Formen gegen seinen Herren wählte", so geht eben für jeden aus diesem Urtheil hervor, auf wessen Seite das größere, das sachliche Unrecht lag.

Merkwürdig, wie wenig doch der König und mit ihm viele andere, so namentlich York, den gewaltigen Mann zu beurtheilen wußten; sie hielten ihn für einen Revolutionär, für einen verkappten Jakobiner. In Wahrheit war er ein abgesagter Feind der Revolution und ihrer demokratischen Gleichmacherei, und die in ihr sich breitmachende Phrase war ihm ein Gegenstand des Abscheus. Er sah in der Revolution nur „den verunglückten Versuch eines leichtsinnigen, unmoralischen Volkes, sich eine Verfassung zu geben", die in Frankreich herrschende Anarchie und Sittenlosigkeit, hoffte er, würden die Abneigung der Deutschen gegen „die scheußliche Nation der Franzosen" noch vermehren (N. 19 fg.). Aber er war trotzdem für Selbstverwaltung und Theilnahme der Nation an der Regierung, natürlich nur innerhalb gesetzlicher Formen auf Grund einer vernünftigen Verfassung, weil nur so die wirthschaftlichen und vor allem die sittlichen Kräfte der Nation entfaltet werden könnten. Nicht die französische Lehre von den Menschenrechten wollte er dem preußischen Volke vermitteln, sondern ihm ein nationales und bürgerliches Gefühl für die Menschenpflichten erwecken; Pflichten ohne Rechte aber sind ebenso wenig ein politisches Ideal, wie das Gegentheil. Aus diesem Gedankengange heraus trat Stein in seinem zweiten Ministerium an jenes Reformwerk, das den preußischen Staat von heute begründet hat. Zugleich lag ihm die Aufgabe ob, die Kräfte der Nation zum letzten Verzweiflungskampfe zu sammeln und dabei doch den unerhörten Anforderungen des Feindes gerecht zu werden, obgleich der Monarchie nur noch die Hälfte des alten Gebietes geblieben war. So begann jene Gesetzgebung, deren Bedeutungsfülle für alle Gebiete des staatlichen Lebens ebenso bewundernswerth ist, wie die Schnelligkeit ihrer Conception und Ausführung. Lange schon mußten diese Gesetze im Kopfe des leitenden Ministers fertig liegen, wenn sie so Schlag auf Schlag in die Wirklichkeit treten sollten. Ein Glück, daß er an Schrötter, Schön, Vincke, in den Geheimen Räthen Friese, Wilckens

und Frey Mitarbeiter fand, wie er sie zur Ausführung seiner Pläne dringend bedurfte. Der Theil der Neubauer'schen Arbeit, der von den Gesetzen und Plänen Stein's über Bildung eines Staatsraths, Provinzialverwaltung, Städteordnung, Bauernbefreiung, Aufhebung der Erbunterthänigkeit und der Beschränkung des Güterverkehrs handelt, verdient, wie dies schon eingangs hervorgehoben wurde, volle Anerkennung. Die Schäden des alten Systems und ihre Ursachen werden ebenso klar dargelegt, wie die Stein'schen Maßnahmen zur Abhülfe. Stein stand mit seinen Reformvorschlägen in völligem Einverständniß mit Gneisenau und Scharnhorst, die ihn auch ihrerseits, soweit sie es vermochten, unterstützten. Ebenso war er völlig für ihre Pläne zu einer Armeereorganisation gewonnen. „Durch Errichtung einer Landwehr", schrieb er 1809 an Gneisenau, „wird der Neigung der gewerbetreibenden und wissenschaftlichen Stände zu unkriegerischen und feigen Gesinnungen, und der Trennung der verschiedenen Stände voneinander und ihrem Losreißen vom Staate entgegengewirkt und in allen das Gefühl der Pflicht, für dessen Erhaltung sein Leben aufzuopfern, belebt". Stein war es, der es im Sommer 1808 durchsetzte, daß der Vortrag bei dem Könige von dem bisherigen Generaladjutanten Grafen Lottum, einem Gegner der Reform, auf Scharnhorst überging.

Aus dieser alle Kräfte anspannenden Thätigkeit wurde bekanntlich Stein durch das Achtungsdecret Napoleon's herausgerissen, das er freilich selbst durch seinen unvorsichtigen Brief an Wittgenstein provocirt hatte. Ehe das Gefürchtete eintrat, suchte Stein noch in fieberhafter Thätigkeit unter Dach und Fach zu bringen, was noch dazu die Möglichkeit bot. Er hatte es früher schon nicht leicht gehabt, mit manchem durchzudringen; jetzt bahnten Napoleon's Aeußerungen über Stein, namentlich zu Erfurt, der Intrigue gegen ihn die Wege. Als er gehen mußte, hinterließ er den Beamten sein von Schön verfaßtes politisches Testament, das auf die noch nicht erreichten Ziele hinwies; sie sollten dann durch Hardenberg's Verwaltung leider nicht, wenigstens lange nicht in dem Umfange erreicht werden. Auch aus diesem Testament leuchtet als Hauptziel neben der politischen Befreiung des Staatsbürgers doch vor allem hervor die moralische Hebung aller Angehörigen der Nation, ihre Erziehung zur opferfreudigen Hingebung an das Vaterland.

Wie mußte bei solcher Gesinnung Stein über den preußischen Adel und seinen hart an Empörung grenzenden Egoismus bei Einführung der neuen Gesetze urtheilen! In Böhmen in der Verbannung lebend, abgetrennt von irgend namhaftem Einflusse auf die Begebenheiten, nur gelehrten, namentlich historischen Studien sich widmend, mußte er, angesichts der allgemeinen Kläglichkeit, schier hoffnungslos den Despotismus des Tyrannen noch immer an Stärke zunehmen sehen. „Ich bin der Hoffnung", schrieb er damals tief niedergeschlagen, „daß sich diese Vegetation bald endigen möge, da ich des Lebens herzlich müde bin." Ja, er trug sich mit dem Gedanken, nach Kentucky oder Tennessee auszuwandern, um dem „Druck, der rohen Gewalt, der Erbärmlichkeit und dem allmählichen Auflösen" in der alten Welt zu entrinnen. Aber diese Resignation entsprach seinem Charakter ebenso wenig, wie die Zumuthung, sich im Interesse seiner Kinder, denen ja Napoleon auch alles genommen hatte durch die Confiscation der Stein'schen Güter, mit Napoleon durch Nachgiebigkeit auszusöhnen. „Die Umstände haben mich", so schrieb er nach dem unglücklichen Ausgange des österreichischen Krieges von 1809, „in eine Lage versetzt, die mich auffordert, das Beispiel eines festen, ausdauernden und unabhängigen Charakters zu geben; ich will einen so ehrenvollen Beruf nicht für erbärmliche Rücksicht auf Vermögen und Geld verlassen!" Ein ebenso stolzes wie männliches Wort, das ihm seine Deutschen nie vergessen sollten! Es hält ihn außerdem die sittliche Ueberzeugung aufrecht, daß der Geist des Bösen doch nicht triumphiren kann. Er ist überhaupt bei aller sachlich-kühlen Beurtheilung und Aburtheilung der Verhältnisse doch im Grunde des Herzens Optimist; die Entwickelung zum Bessern kann wol, und zwar lange und recht unliebsam, aufgehalten werden, aber vernichtet werden kann sie nicht. Dabei ist sein Urtheil über philosophische Speculation bemerkenswerth: er hat eigentlich nicht viel für sie übrig, das ist die Folge seiner Beobachtungen an den französischen Philosophemen und an der unglücklichen Neigung des deutschen Volkes zu metaphysischen Grübeleien. Aber ihn selbst ertappen wir doch oft genug auf gleichen Pfaden; das ist zu selbstverständlich, um näher erläutert zu werden. Ueberdies hat er sein absprechendes Urtheil ganz in unserm Sinne modificirt, wenn er seinerzeit an den Prinzen Ferdinand schreibt: „Der philosophische Geist, welcher die Beziehungen verallgemeinert und die vereinzelten Gegenstände unter einem Grundsatz oder einem höhern Gesichtspunkt vereinigt, ist diejenige Art des Geistes, welche den großen Mann bezeichnet; aber mit dieser Geistesart muß er die Kraft des Charakters verbinden."

Stein hatte, als sein Aufenthalt in Oesterreich unmöglich wurde, seine Schaffenskraft dem Kaiser Alexander zur Verfügung gestellt; in ein Dienstverhältniß war er nicht zu ihm getreten. Der russische Feldzug Napoleon's war sein Verderben geworden. Da war es Stein, der Alexander bestimmte, den russischen Krieg zu einem europäischen zu machen. Mit Alexander kam er nach Breslau, um dort das gewaltige Erwachen der preußischen Volksseele mit zu erleben. Er verfiel in schwere Krankheit, aber er genas an dem Gedanken: „Dein Werk hat doch schon reichlich Früchte getragen." Es ist bezeichnend, daß König Friedrich Wilhelm die in der That nicht unbedenkliche Erkrankung seines frühern Dieners, dessen Aussaat ihm soeben eine Ernte brachte, unberücksichtigt ließ.

Ich möchte damit abschließen, obwol noch reicher Stoff zur Besprechung vorliegt. Aber wie sollen wenige Zeilen auch nur entfernt der vielseitigen Größe des Mannes gerecht werden? Auch über Stein's Wirken nach dem Beginn

der Befreiungskriege, ferner am Wiener Congreß und nach Abschluß des zweiten Pariser Friedens gibt Neubauer's Arbeit gewissenhaft Aufschluß. Noch viel des Interessanten bietet sich dar: die Stellung Stein's zu Alexander, zur deutschen Einheitsfrage, zu Friedrich Wilhelm, der, auf seinen Rath nicht hörend, um die Erwerbung von ganz Sachsen kommt, zu Metternich, dessen von Stein so durchaus verschiedener Charakter eine recht hübsche Beleuchtung erfährt; oder auch der Besuch Goethe's bei Stein, da nach Arndt „die beiden deutschen Größen wie mit gegenseitiger Ehrfurcht nebeneinander hergingen", aber Referent darf für alles dieses auf das Buch selbst verweisen. Für diese letzte Zeit hätte er übrigens nicht ungern Stein's Antheil an dem kirchlichen Aufbau der Rheinlande unter preußischem Regime erwähnt gesehen.

Konrad Sturmhoefel.

Neueste Jugendschriften.

Laß mich ein Kind seyn, sey es mit!
Schiller.

Am 21. des Christmonats — just um neun Uhr vor Mittag —

„Wendet Frau Sonne ihr Gespann
Und kündet Winters Anfang an",

wie ein alter fröhlicher Kalendermann und Jahreswächter singt. Sie zeichnet im Laufe des Tages den kürzesten Bogen auf das Himmelszelt, und

„Durch's gold'ne Thor zieht Groß und Klein
In den krystallnen Palas ein."

Während aber das junge Volk mit gerötheten Wangen voraneilt und lustig nach den fallenden Flocken greift oder der Eisbahn zustrebt, bereiten die Alten daheim die christliche Sonnwendfeier und decken für die Jungen den Tisch unter dem Weihnachtsbaum. Was werden sie diesmal unter seine Zweige legen? Wol ist das Reich der Möglichkeiten unerschöpflich; eins aber, wenn es irgend angeht, darf nicht fehlen: das ist ein Buch, ein gutes Buch; so ist es guter Brauch geworden. Und mit Recht. Sicher gehört es zu den Geschenken, die am längsten widerhalten. Was gab es Köstlicheres in den Weihnachtsferien, als in trauliche Ecke gedrückt, sich in die Blätter zu versenken, die so himmlisch erzählen konnten? Doch auch hier ist die Auswahl schwer, „denn der eine hat die, der andere andere Gaben". Aber die Zeit ist kostbar. Darum wollen wir vereint den Büchermarkt durchwandern und das Beste vom Neuen durch unsere Hände gleiten lassen, alles Nöthige rasch und bündig buchend.

Wir beginnen bei den Werken für die Größern, für die reifere Jugend: mit den Erzählungen für die Heranwachsenden, den „Backfischgeschichten" und den Werken, die den historischen oder den naturwissenschaftlichen Neigungen unserer Großen ganz besonders Rechnung tragen — und in denen auch wir Alten noch gern lesen. Zuerst also das schwerere Geschütz:

Der Verlag von R. Richter (Leipzig) sendet zwei Bände:

„Aus der deutschen Literatur" für die deutsche Jugend (geb. je 3 M.). Der erste enthält „Meisterwerke deutscher Dichtung": „Hermann und Dorothea", „Götz", „Wallenstein", „Tell" und „Minna von Barnhelm"; den zweiten füllen „Erzählungen und Lebensbilder" aus den Werken von G. H. von Schubert, E. von Houwald, Fr. Jacobs, K. Zimmermann, J. Gotthelf, H. Zschokke, J. Engel, Fr. Rochlitz, L. Aurbacher u. a., sowie Jugenderinnerungen E. M. Arndt's, W. von Goethe's, E. Rietschel's, Briefe Luther's, Claudius', Schiller's, der Königin Luise und Kaiser Wilhelm's. In billiger Volksausgabe erscheint

Franz Kugler's „Geschichte Friedrich's des Großen" mit den bekannten prächtigen 400 Illustrationen von Adolf Menzel (Leipzig, H. Mendelssohn, 6 M.).

Spamer's Verlag in Leipzig spendet für unsere Gymnasiasten

W. Wägner's „Hellas" (geb. 10 M.), dessen Bilderschmuck (über 300 Illustrationen von Kunstwerken der Alten) in der siebenten Auflage durchaus erneuert worden ist

Etwas Neues, noch Ungedrucktes sendet A. Hartleben's Verlag in Wien in

K. Faulmann, „Im Reiche des Geistes" (geb. 17 M. 50 Pf.), in dem der Sammelfleiß des vor kurzem heimgegangenen Verfassers eine Geschichte der gesammten Wissenschaften aufspeichert. Die Errungenschaften der einzelnen Jahrhunderte vom Beginn des Mittelalters bis heute sind darin wie die Schätze in den einzelnen Stockwerken eines Lagerhauses wohlgeordnet untergebracht. Wir treten in die Räume der mittelalterlichen Gelehrtenschulen, in die Sternwarten eines Tyge Brahe und Johannes Kepler, in die Lateinschulen und die Gerichtssäle des vorigen Jahrhunderts, sowie in die Maschinenhallen der Neuzeit. Ein ausführliches Register erleichtert die Uebersicht in dem Labyrinthe der Erscheinungen, und in den Abbildungen, die den Werken aus jenen Tagen entnommen wurden, spiegelt sich der Geist der Jahrhunderte wieder.

Keine allzu leichte Aufgabe hat sich

F. Meister in seiner Lebens- und Charakterschilderung „Kaiser Wilhelm II." gestellt (Berlin, E. Hofmann u. Comp., geb. 6 M. 20 Pf.). Seit der Versöhnung mit dem Altreichskanzler ist die Person des Kaisers dem Herzen des deutschen Volkes wieder näher gerückt, und eine taktvolle Biographie wie die vorliegende darf auf empfänglichere Gemüther rechnen; sie kann um so eher zur Klärung beitragen, als sie sich an die Thatsachen hält, die nach wie vor von des Kaisers Muth, Offenheit und durch und durch deutschem Wesen erzählen. — Fast ausschließlich dem Sagenstoffe der Vorzeit entnimmt

E. Schribbe seine „Erzählungen für Jung und Alt" (Stettin, Nagel, 2 M.). Da sie noch nicht in ähnlichen Sammlungen Aufnahme gefunden haben, so dürften sie dem für sie bestimmten Leserkreise kaum bekannt sein und darum mit Recht den Vorzug für sich in Anspruch nehmen, auf keinen Fall zu langweilen. Der Kenner erhält leicht durch die Namen der Dichter und Forscher, deren Werke hier Verwendung gefunden haben — Grimm, Rückert, Humboldt, Addison, Irving, Wallace, Béranger und Lie — einen Einblick in die dem Buche einverleibten Stoffe und ihren geistigen Gehalt.

C. Tanera schildert „Deutschlands Kriege von Fehrbellin bis Königgrätz" (München, C. H. Beck, 9 Bände, 2 M. 50 Pf.). Wie die Bearbeitung des siebziger Krieges dem Verfasser aus militärischen wie aus Civilkreisen mannichfachen Beifall eingetragen hat, so werden auch nach Vollendung des vorliegenden Werkes die verdienten Lorbern nicht ausbleiben. Dafür bürgt nicht nur die fesselnde Darstellung, sondern vor allem seine Sachkenntniß, die eine sorgfältige Studienarbeit voraussetzt.

W. Marshall, der Verfasser der „Spaziergänge eines Naturforschers" (Leipzig, Artur Seemann), läßt eine Reihe von „Plaudereien und Vorträgen" mit Zeichnungen von Etzold, C. de Maes u. a. (Erste Sammlung, Leipzig, Twietmeyer, geb. 7 M. 50 Pf.) erscheinen. Namentlich erhalten wir Einblicke in das Leben der Vögel und der Insekten, wobei der Verfasser aufs neue sein liebenswürdiges Unterhaltungstalent bewährt und selbst den Feinschmecker nicht zu kurz kommen läßt. Hieran reiht sich

H. Noë's „Deutsches Waldbuch" (München, J. Lindauer, geb. 2 M. 40 Pf.). „Wie uralt weht's, wie längst verklungen aus diesem tiefen Waldesgrün!" Auch aus den Blättern des „Waldbuches" strömt ein Hauch uralter und doch ewig junger Poesie. Mitten im dichten Walde steht die Hütte, wo der „Einsiedler" diese „Denkwürdigkeiten" niederschrieb: Feinsinnige Naturbetrachtungen, am lichten Tag und in stiller Mondnacht angestellt, den ganzen Kreislauf des Jahres umfassend; Waldidylle, in die die Nebelgestalten der Sage ihre Schleier weben; freundliche und gruselige Wald- und Dorfgeschichten, wo die Poesie des alten Volksglaubens mit der des Naturlebens wetteifert. Der Zauber des deutschen Waldes nimmt den Leser ganz gefangen; erst am Saume wird er gewahr, daß der kundige Waldbruder außer Wodan und der hütenden Waldmutter auch noch andere Geister zu citiren weiß.

Für unsere Grübler und Tiftler, selbst wenn sie der Mathematik keine gute Seite abgewinnen mögen, eignet sich herrlich

H. Schubert's „Zwölf Geduldspiele" (Berlin, Dümmler, 1 M. 80 Pf.). Sie finden sowol in der Geschichte wie in Stellung und Lösung der Probleme die vergnüglichste und lehrreichste Bethätigung ihres Steckenpferdes. Zur Bildung des Rösselsprungs werden fünf Wege gelehrt; die Methoden von Euler, Vandermonde, Polignac, Laquière und Colini; außerdem wird ihnen gezeigt: die Bildung magischer Quadrate und Polygone, die Lösung des Fünfzehnerspiels (Boß-Puzzle), des Nonnen- oder Solitärspiels, der Aufgabe von den funfzehn Pensionatsdamen oder von dem Turniere der funfzehn Skatspieler, das Problem der acht Königinnen (im Schach), sowie Umfüllungsaufgaben und Rundreisespiele, zu denen Euler's Wanderungsaufgabe über die Pregelbrücken in Königsberg den Ausgang bildet, und anderes mehr.

Aus der Feder des Gymnasialprofessors

K. Ludwig stammen „Die Kuenringer" (Innsbruck, Wagner, 2 M. 40 Pf.), eine Rittergeschichte aus der Zeit der Kreuzzüge. Ihr Held ist Hadmar, eine prächtige trotzige Gestalt, ein Ritter ohne Furcht und — fast auch ohne Tadel, wenn wir ihn vom Standpunkt seiner Zeit beurtheilen. Der ganze Apparat mittelalterlicher Romantik, Fehde und Verschwörung, Gottesurtheil und Reichsacht, Turnier und Minnesang, wird aufgeboten, um im Verein mit den alten Kunstausdrücken für allerlei Gewaffen und Gepflogenheiten des Ritterwesens den Leser in die Zeiten Friedrich's II. zu versetzen. Der Verfasser versteht sich auf flotte und treffende Charakterzeichnung. Wir wissen bald, was wir von Engelmar, dem fahrenden Sänger, und von Gisela und Goldrun zu erwarten haben und sind Eckebold's tückischer Anschläge und des Falkenberger's feiger Hinterlist jederzeit gewärtig. Die Verkettung der Umstände ist meist glücklich durchgeführt; die Ausgänge der einzelnen Kapitel wirken hier und da wie kunstgerechte Actschlüsse.

In der Erzählung

„Wendshof" von E. Gaertner (Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 2 M. 40 Pf.) wird Annie, eine sechzehnjährige Waise, aus der Selecta der Großstadt nach dem schönen Wendshof gerufen, um der Tante in der Gutswirthschaft beizustehen. Das begabte, bildhübsche Mädchen begegnet hier, neben den jungen Oekonomen vom Schlage der Fritz Tribbelfitz, ihrem ehemaligen Nachbarssohn, dem künstlerisch hochveranlagten Baron von Arnim, den sie anfangs unterschätzt, bis — ihr Herz für ihn spricht. Während mehrjähriger Prüfungszeit im Auslande erweist sich Arnim in der That als echter Edelmann und zieht am Schlusse mit Annie im Wendshof ein. Der Verfasserin gelingt die Schilderung des Pensionstreibens und des Kleinlebens auf dem Lande ganz vortrefflich, sie weiß auch den Ton für ernste und komische Situationen und Charaktere, zum Theil mit Zuhülfenahme des Plattdeutschen, richtig zu treffen, nur dem Herrn Baron fehlt noch etwas zum ganzen Manne.

„Aus schwerer Zeit". Eine Erzählung für Jung und Alt von A. Schmidt (Leipzig, Riehm, geb. 1 M. 85 Pf.), schildert die Schicksale einer deutschen Familie während der Zeit der Freiheitskriege. Während der Vater die Wechselfälle des Krieges durchlebt, versucht die Mutter aus eigener Kraft sich und die fünf Sprößlinge zu erhalten und sie trotz allen Nöthen zu wackern Menschen zu erziehen. Sie ist daher die eigentliche Heldin der rührenden Geschichte, die energisch zur Nacheiferung auffordert.

Viel des Lehrreichen, namentlich für unsere Unzufriedenen, bietet die theilweise dem Leben nacherzählte Geschichte

„Armlos" von B. From (Zürich, Orell Füßli, geb. 2 M. 50 Pf.). Gleich César Ducornet und dem Belgier Felu ist die Malerin Lioubov ohne Arme geboren und hat es doch zu hoher Künstlerschaft gebracht. Ihr Fleiß, ihre Ausdauer, vor allem aber ihr gutes Herz und ihr Schicksal geben der Verfasserin genugsam Gelegenheit, ihr freundliches Erzählertalent zu bethätigen.

Für die Dreizehn- bis Sechzehnjährigen sendet Thienemann's Verlag in Stuttgart an Stelle des frühern „Buches der Jugend" das

„Deutsche Knabenbuch" (geb. 6 M. 50 Pf.) mit Erzählungen, deren Schauplatz bald deutsches, bald fremdes Land, bald die See ist, sowie mit Schilderungen aus Geographie, Cultur- und Weltgeschichte. Physik, Handfertigkeiten, Sport und Spiele im Freien und im Zimmer, sowie all der kleine Zeitvertreib, der die Winterabende freundlich kürzt, füllen die übrigen Blätter des schmucken Buches.

O. Schulze-Smidt. „Mella's Studentenjahr". Mit 6 Tonbildern. „Holde Siebzehn" (Velhagen u. Klasing, geb. je 5 M. 50 Pf.). „Mella" und „Holde Siebzehn" bedeuten beide ein und dasselbe anmuthige, frische, aber allzu schwärmerische Persönchen Melanie, das Töchterchen des würdigen Herrn Senators Ritter, das sein „Studentenjahr" in einer Pension verlebt und hier nicht nur Gedichte, sondern auch Romane ihrem Tagebuche einverleibt. Ins Aelternhaus zurückgekehrt, beginnt für sie bald eine Zeit der Läuterungen, die den edeln Kern ihres Wesens und ihre Herzensgüte mehr und mehr ans Licht treten lassen. Die Erzählerin versteht das Charakterzeichnen vortrefflich und weiß auch Ernst und Scherz in rechtem Maße zu vertheilen. — Auch die freundliche Erzählung des

„Deutschen Mädchenbuches" (Stuttgart, Thienemann, geb. 6 M. 50 Pf.) liegt in der Hand von Frida Schanz, deren Name für die richtige Vertheilung von ernster und heiterer Unterhaltung, sowie für die Pflege zarter Sitte bürgt. Außer fesselnden Erzählungen bilden kunstgeschichtliche Aufsätze, Reisebilder, Anleitungen zu geschmackvollen Handarbeiten und Kunstfertigkeiten den Inhalt des freundlichen Buches. — In demselben Sinne wirken die Jugendzeitungen aus dem Verlage der Union, Deutsche Verlagsgesellschaft (Stuttgart):

„Der gute Kamerad" und „Das Kränzchen" (geb. je 9 M.). Dazu gesellen sich

„Das neue Universum", ein Jahrbuch für Haus und Familie, 15. Jahrgang (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft, geb. 6 M. 75 Pf.), in dem vorzugsweise die naturwissenschaftliche und technische Seite der Knabenbeschäftigung betont wird, wenn es ihm auch nicht an kurzen Erzählungen, Rebus und anderm unterhaltenden Stoffe gebricht. — Für die jungen „Reiseschwärmer" und Indianerfreunde bieten

K. May's „Gesammelte Reiseromane" (Freiburg i. Br., Fehsenfeld, Band 9 bis 13, geb. je 4 M.) genug des Wunderbaren. Der bekannte Reisende führt in Band 9 die Geschichte des großen Apachenhäuptlings „Winneton" zu Ende und lockt uns in „Orangen und Datteln" durch acht kleinere Erzählungen in orientalische Kreise. Im elften Bande schildert der Verfasser seine Erlebnisse auf Tahiti und in China, im zwölften und dreizehnten führt er den Leser nach Argentinien und in die Cordilleren von Südamerika. Auch diese Erzählungen sind überreich an seltsamen und gefährlichen Abenteuern und bestätigen von neuem May's Erzählungstalent und Beobachtungsgabe. — Noch wundersamer muthen uns

J. Verne's Erzählungen an. Im „Karpathenschloß". Mit 40 Illustrationen (Wien, Hartleben, geb. 7 M. 50 Pf.) dient dem nie Verlegenen der physikalische Apparat des Spiegels und des Phonographen zur objectiven Darstellung des Geisterspuks, den er in eine eigens dazu erfundene Geschichte einsetzt. In „Claudius Bombarnac" (geb. 7 M. 50 Pf.) schildert Verne die Abenteuer eines Reporters auf einer Reise von Tiflis auf der „Groß-Transasiatischen Bahn" nach China. Wie schon in andern Theilen der Sammlung „Bekannte und unbekannte Welten" läßt der Verfasser auch hier gelegentlich seinen Deutschenhaß zum Ausdruck kommen. — Der Verlag von Flemming in Glogau spendet gewohntermaßen

Th. von Gumpert's „Töchteralbum" (geb. 7 M. 75 Pf.). Den 40. Jahrgang hat die greise Schriftstellerin der deutschen Kaiserin gewidmet und mit dem Bilde der kaiserlichen Familie geschmückt. Außer einer größern Anzahl von Erzählungen („In Gottes Rath", „Lilli's erster Ball", „Ingrid's Quell" und andere), sowie Weihnachts- und Sylvestergeschichten enthält der reich illustrirte Band einen Artikel der Herausgeberin, „Aus meinem Leben", ferner belehrende Aufsätze („Aus der Wasserwelt der Geier", „Unter den Säugethieren"), Sagen, ein Weihnachtsspiel und den üblichen Räthselschatz.

Der neunundbreißigste Band von

„Herzblättchens Zeitvertreib" (geb. 6 M.) bringt für das Kindesalter von acht bis zwölf Jahren freundliche Geschichten, Räthselspiele, Beschäftigungstafeln und farbenprächtige Aquarelle. In demselben Verlage erscheint von der „Sammlung vaterländischer Jugendschriften" unter andern die Bändchen (geb. je 1 M.):

F. von Köppen: „Hohenzollern und Brandenburg". Fünf vaterländische Erzählungen („Hohenzollern und die Quitzows", „Das Schloß an der Spree", „Der Junker des Großen Kurfürsten" und andere). Mit 4 Illustrationen.

F. Kühn: „Deutsche Treue". Eine Erzählung aus dem 14. Jahrhundert (Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne). Mit 4 Illustrationen.

Reichen Unterhaltungsstoff bieten die Jahrgänge der

„Jugend-Gartenlaube" (Nürnberg, E. Kempe, Band 5, geb. 2 M. 50 Pf.). Außer Erzählungen sind darin auch Biographien, Märchen, Sagen, Gedichte, kleine belehrende Aufsätze, Spiele und Räthsel stark vertreten. Die Bilder zu der fünfactigen Tragödie „Ferdinand von Schill", sowie einige

andere, wären besser weggeblieben; sonst ist das illustrative Beiwerk im allgemeinen etwas geschmackvoller geworden.

Kesselring's Verlag (Frankfurt a. M.) bietet in

E. Müller's „Walter" (geb. 4 M. 50 Pf.) eine spannende und lehrreiche Erzählung der Erlebnisse eines jungen Deutschen, keine der landläufigen Reisebeschreibungen vom Lande der Mitternachtssonne. Von der Scenerie des Nordens entwirft der talentvolle Verfasser nicht nur stimmungsvolle Schilderungen, sondern auch anschauliche Zeichnungen, wobei ihm nur die Staffage manchmal Schwierigkeiten bereitet. — In

E. Averdieck's freundlicher Geschichte für Kinder von acht bis zwölf Jahren: „Lottchens Enkel oder die Reise zu den Großeltern", mit vier farbigen Bildern (Hamburg, Gräse u. Sillem, geb. 3 M. 60 Pf.), läßt die Verfasserin dem Kindeshumor fröhlich die Zügel schießen, und in

E. Biller's „Die liebe, liebe Großmama", mit vier Farbendruckbildern von Fritz Bergen (Stuttgart, Thienemann, geb. 3 M.) ist das Großmütterchen, wie allerorten, zwar immer bereit, den Kleinen das Leben zu versüßen, versteht es aber zugleich, neben dem Herzen auch die Köpfchen ihrer sechs- bis neunjährigen Lieblinge nicht leer ausgehen zu lassen. — Aus der Sagen- und Märchenwelt sind nur zwei auf dem Plane erschienen:

H. Schaupp-Horn: „Die schönsten Heldensagen aus dem persischen Königsbuche" (Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. Erster Band. 1 M. 50 Pf.), worin sich als Anfang die alte Sage vom Helden Rustem nach Firdusis' Schahname in getreuer Wiedergabe vorfindet, während

B. Weiß: „Aus der Märchenwelt" (Gotha, F. A. Perthes, geb. 3 M.) zwanzig kleinere Erzählungen liefert, in denen Ernst und Frohsinn glücklich verwoben sind. Die Bilder von W. Claudius sind ganz dazu angethan, in unsern Acht- bis Vierzehnjährigen die Freude an den sinnigen Märchen noch zu erhöhen.

Ernst Lehmann.

Neue Novellen.

1. Zwischen Elbe und Alster. Hamburger Novellen von Ilse Frapan. Zweite Auflage. Berlin, Gebr. Paetel. 1894. 8. 4 M.
2. Zu Wasser und zu Lande. Novellen von Ilse Frapan. Berlin, Gebr. Paetel. 1894. 8. 4 M.
3. Fahnenflucht. Novelle von Ernst von Wolzogen. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1894. 12. 1 M.
4. Daheim und Draußen. Novellen von Wilhelm Berger. Berlin, Gebr. Paetel. 1894. 8. 5 M.
5. Santa Justina. Novelle von Karl Erdm. Edler. Mit einem Bilde der Santa Justina nach Moretto und 15 Illustrationen. Leipzig, H. Haessel. 1894. 8. 4 M.
6. Der schwarze Tod. Erzählung aus Alt-Wien. Von Karl Erdm. Edler. Wien, C. Konegen. 1895. Gr. 8. 3 M.

Wir haben neulich verschiedene „Norddeutsche Erzähler" besprochen. Zu den besten Vertretern norddeutschen Denkens und Wesens gehört auch Ilse Frapan. Je mehr unsere Zeit blind und gewaltsam vorwärts stürmt, Zielen entgegen, deren Werth für die Menschenbeglückung sich noch gar nicht absehen läßt, desto mehr sind die Schriftsteller zu schätzen, die, ohne sich den Forderungen der Gegenwart zu verschließen, unsere Blicke richten auf die ruhenden Punkte in der Flucht der Erscheinungen und auf Menschen, die aus einer hinter uns liegenden Zeit sich Güter des Herzens in das bewegte Treiben der Gegenwart gerettet haben. Dem niederdeutschen Volkscharakter entspricht ein selbstbewußtes Hervortreten des mittlern und untern Standes. Macht sich dieses mancher Orten mit einem Beigeschmack von Ueberhebung geltend, so kommt in der Freien Stadt Hamburg mit ihrer stolzen Vergangenheit und Gegenwart leicht etwas anderes hinzu, was dem selbstbewußten Empfinden den Stempel, ich möchte fast sagen der Demuth aufzudrücken geeignet ist. Wo so viele Angehörige jahraus jahrein auf schwankem Fahrzeuge unbestimmten Schicksalen preisgegeben sind, da lernt der Mensch sich bescheiden, da fühlt er sich auch am ehesten zur Einkehr in sich selbst veranlaßt. So verstehen wir auch die Novellen von Ilse Frapan. Das moderne kräftig pulsirende Leben wird geschildert mit einem Hauche der Resignation. Die hamburger Novellen „Zwischen Elbe und Alster" (Nr. 1) sind jetzt in zweiter Auflage erschienen. Wie hier in der ersten Novelle „Altmodische Leute" die tiefe Gefühlsinnigkeit schlichter Menschen geschildert wird, die sich peinlich berührt fühlt von gedankenloser Oberflächlichkeit und gemüthsleerem Egoismus, so veranschaulichen auch die vier Geschichten der neuen Sammlung zu „Wasser und zu Lande" (Nr. 2), die — wenn auch nur zur Hälfte so bezeichnet — doch allesammt wieder echte hamburger Geschichten sind und dieselbe schlichte, aber dabei kernige und natürliche Gesinnung offenbaren. Eine bei all seiner Rauheit liebenswürdige Erscheinung ist gleich in der ersten Novelle „Dat Undeert" der Seemann Hartig. „Sich annögeln oder gute Worte geben, das kann er nich", bezeugt seine Schwester, „das kann ich auch nich". Lieber will er Junggesell bleiben als sich nachsagen lassen, daß er um seine Frau einem zu Füßen gefallen sei. Auf diesem Boden baut sich die schlichte Handlung auf, die uns zugleich Gelegenheit gibt, das entsagungsvolle, dabei aber innige Verhältniß der Seeleute zu ihren Familien kennen zu lernen.

Dieses Verhältniß ist auch in der zweiten Geschichte: „Hab' ich Recht oder nicht?" Gegenstand der Erörterung. Auch die treuherzige Alte, die diese Geschichte erzählt, ist dem Leben abgelauscht. Was nicht in ihren schlichten Verstand eingeht, weist sie tadelnd ab, auch die übertriebene Sorge um den fernen Mann:

Nee, wissen Sie, das is nix! Gewiß, ich sag das ja selbst daß einen da manchesmal das Herz bei bluten thut, und wir wissen da woll alle 'n Lied von zu singen, alle nach die Bank hier in Blankneſ', denn in unsen Stand is das je oftmals, un das Wasser hat keine Balken. Aber ich sag denn man ümmer: „wir stehen alle in Gottes Hand", un ich find', das is nich in Ordnung un sogar höchst unrecht, denn schließlicherweise wird man je mit bange, denn das sticht an, un wo kämen wir da woll hin, — je, is es nich wahr?

Der meisterhaft gehandhabte Dialekt verleiht diesen Geschichten erst recht die volle Lebenswahrheit.

Dem Gefühl der Wehmuth darüber, daß die moderne Cultur mit ihren Eisenarmen und mit ihrem Athem von Rauch und Dunst uns enger und enger umschließt, verleiht die hamburger Skizze „der grüne Fleck" Ausdruck. Ein „Amerikaner" kommt herüber übers Wasser, um sich einmal wieder in seinem Vaterlande, auf deutscher Erde, zu erholen. Aber siehe da! „das 'je beinah' wie bei uns in Neu-York!" Alles hat sich verändert:

Was half es ihm zum Beispiel, daß er sich so auf Steinwärder gefreut hatte! Er fand es gar nicht, obgleich er jetzt drüben war. „Grevendamm" hieß die Anlegestelle, aber das war auch der einzige Anklang an ehemals. Dasselbe Rasseln, Prusten, Pfeifen, Sägen, Wimmeln wie am andern Ufer, Dampfwolken, Schlote, Lastschuten, geschwärzte Gesichter, gelbes Wasser, regenbogenartig glitzernd, wo Fett hineingeflossen, alle Leute, die einem begegnen, und es begegnen einem nur Männer, in der schmuzigen lumpigen Arbeiterkleidung. Es wurde ihm ganz elend zu Muthe, je weiter er ging, je länger er nach dem schönen grünen Fleck suchte, der nicht mehr da war. Es kam ihm vor, als wäre die ganze Welt ein großes Arbeitshaus geworden, seit der grüne Fleck nun auch weg war. Und wie lange wol schon! All diese Mauern und Dächer, diese Stakete und Schuppen sahen so uralt aus, so verrußt und verschimmelt, so krumm und wackelig zum Theil, als hätten sie seit Erschaffung der Welt hier gestanden.

Der Amerikaner macht dann die Bekanntschaft verschiedener Frauen aus dem Volke, die er aus einer gefährlichen Situation befreit hat, und verlebt einen vergnügten Nachmittag mit ihnen. Was gehen uns die alltäglichen Lebensschicksale dieser armen Frauen an, uns, deren Gedanken so gern bei den weltbewegenden Fragen der Gegenwart weilen? Aber wir folgen dem Banne der Dichterin, die besser als mancher Gelehrter weiß, wo das wahre Glück der Menschen zu finden ist. Der „grüne Fleck" erscheint uns als ein Wahrzeichen der Frapan'schen Muse. Wenn auch die Herzen sich mehr und mehr verknöchern, wenn auch der Flugsand selbstsüchtiger Vernünftelei die Gemüther mehr und mehr verschüttet, unsere Dichterin weiß die Oase zu finden, an der noch frische Natürlichkeit erquickend sprudelt. Ilse Frapan ist durchaus modern, sie hat wie Storm bisweilen einen herben Zug, aber sie versteht auch wieder zu versöhnen. Nicht als Anklägerin tritt sie auf, wo sie die Menschen auf falschen Wegen sieht. Die Aermsten wissen ja selbst oft nicht, wo es ihnen fehlt. Aber sie schildert uns mit vollendeter Sicherheit Menschen, die das Herz auf dem rechten Flecke haben. Wir haben lange nichts so Ergreifendes gelesen wie „Hand in Hand auferstehn, eine hamburger Geschichte".

Die Kraft und die Sicherheit des Zufassens hat mit Ilse Frapan ein anderer norddeutscher Schriftsteller gemein, Ernst von Wolzogen. Zwar ist die Sprache in seiner soeben erschienenen Novelle „Fahnenflucht" (Nr. 3) mitunter etwas sehr urwüchsig, um nicht zu sagen roh, aber diese Sprache ist in der Natur der handelnden Personen begründet. In der Kaserne und in der Dorfschenke herrscht nicht die Sprache des Salons. Es ist aber doch nicht der wohlfeile Ruhm, möglichst naturwahr zu sein, der den Dichter in dieser kräftigern Tonart reden läßt — denn leicht möchte er dann hinter der Wirklichkeit noch zurückgeblieben sein —, sondern diese Sprache ist ein nothwendiger Bestandtheil des rauhen Hintergrundes, den er für seine Geschichte braucht. Er will keinen Beitrag zu der in letzter Zeit viel erörterten Frage der Soldatenbehandlung geben; die trüben Erfahrungen, die der arme, ungeschickte Bauer macht, sind nicht der unmittelbare Anlaß zu seiner Fahnenflucht, wol aber eine nothwendige Voraussetzung. So erscheint die Novelle nicht als eine Tendenzschrift, sondern als ein glaubhaftes Bild des menschlichen Lebens. In kräftiger Steigerung sorgsam Glied an Glied fügend, führt der Verfasser die Katastrophe herbei. Auch hier wieder muß man staunen, wie die Kunst des Dichters uns zu interessiren weiß für Gestalten, deren ganze Denk- und Handlungsweise uns fremd ist, ja in vielen Beziehungen uns abstoßen muß. Wir haben vor einiger Zeit (in Nr. 50 d. Bl. f. 1893) unsere Leser auf die Novelle desselben Verfassers: „Hero und Leander" in der Sammlung „Das gute Krokodil und andere Geschichten" aufmerksam gemacht. „Fahnenflucht" erinnert in einigen Stücken daran, ist aber doch auch wieder ganz anders. Die nächtliche Wanderung der beiden Bekümmerten, die sich in Liebe gefunden haben, rief in uns die Erinnerung an die entsprechende Partie in Gottfried Keller's „Romeo und Julie auf dem Dorfe" wach. Indessen kann auch hier ein genauerer Vergleich nur dazu führen, zu zeigen, wie selbständig E. von Wolzogen's Dichtung ist.

In gleichem Verlage wie Ilse Frapan's Novellen und mit ähnlichem Doppeltitel sind ferner erschienen „Daheim und Draußen", Novellen von Wilhelm Berger (Nr. 4). Auch sie verrathen eine geschickte Hand und einen mit seiner Kunst wohlvertrauten Verfasser. Er führt uns in der ersten Geschichte nach Holland und macht uns mit der eigenthümlichen Einrichtung der Handschuhbrautschaft bekannt, dann wieder versetzt er uns in den Krieg der amerikanischen Nord- und Südstaaten. Wie wir hier Deutsche mit Auszeichnung ihrem neuen Vaterlande dienen sehen, so lernen wir im „Tramp" auf fremdem Boden einen heruntergekommenen deutschen Mann kennen. Aber nicht blos zwischen Amerika, sondern auch zwischen Java und China einerseits und Europa andererseits gehen die Fäden hin und her. So fehlt es der Handlung nicht an Abwechselung und an Colorit. Auch weiß der Verfasser

im einzelnen manche Scene wirkungsvoll zu gestalten. Aber wenn wir diese Novellen mit denen Ilse Frapan's oder E. von Wolzogen's vergleichen, so können wir nicht umhin, sie eine Stufe darunter zu stellen. Es fehlt die Tiefe der Anschauung und das Zwingende der Beweisführung. Auch ist bei aller Verschiedenheit im einzelnen doch der Kern der Sache, die Pointe, bei allen fünf Novellen fast dieselbe. In der „Handschuhbraut“ und im „Spion“ wird ein junges Mädchen ihrem Verlobten untreu, dem sie bei aller Hochachtung für ihn doch einen verführerischen Leichtfuß vorzieht. In den andern Novellen werden Frauen, die sich in der Ehe nicht recht wohl fühlen, durch das Erscheinen eines Fremden — der in zwei Fällen aber ein alter Bekannter ist — in ihrer Gemüthsruhe gestört. Die Anfechtung geht zwar vorüber, aber der Sieg ist doch, namentlich im „Steckbrief“, ein Pyrrhussieg. Und um so unerfreulicher wirken diese seelischen Conflicte, als die so gefährlichen Männer meist recht wenig taugen. Ist es doch in der eben genannten Novelle ein durchgebrannter, steckbrieflich verfolgter Betrüger. So ist es erklärlich, daß diese Novellen einen tiefern Eindruck nicht hinterlassen. Man darf sie jedenfalls nicht unmittelbar hintereinander lesen. An sich sind sie nicht schlechter als so viele andere, die eifrig gelesen werden.

Das von W. Berger im „Steckbrief“ behandelte Problem liegt auch der Novelle „Santa Justina“ (Nr. 5) von Karl Erdm. Edler zu Grunde. Aber wie ganz anders erscheint hier die Frau! Ein schwacher Punkt bleibt die Vermählung des jungen Mädchens mit dem alten Herrn aber doch. Der Verfasser geht ziemlich rasch darüber hinweg, indem er uns mittheilt: „Maria hatte nur mit Noth das nackte Leben gerettet. Dem Vater versprach der Feldarzt Genesung, den Marchese hatte er aufgegeben, und dieser wußte es auch. Da war es, daß er in einem seiner kurzen lichten Momente den Priester, welcher ihm die Wegzehrung reichen wollte, bat, ihm Maria Nerni zu vermählen. Nun konnte er befriedigt sterben: er hatte für seinen Herrscher gekämpft, seinen Freund gerettet und endlich noch der Tochter desselben nach dem Familienstatut des Hauses Crodi ein unantastbares Fleckchen vererbt, auf welchem sie mit ihrem Vater, wenigstens der Noth überhoben, weiterleben konnte.“ Als nun alles ganz anders kommt, als sie an einen der Welt abgestorbenen Greis gefesselt ist, da zeigt dieses Weib eine Charakterstärke, die auch dem Verfasser außergewöhnlich erscheint. Er sucht sie zu erklären als einen „Rückschlag in das jugendfrische Römerthum, welches mit seiner einfachen Größe, mit seinem schlichten Heldensinne in diesem hohen Weibe noch einmal über die Erde schritt“. Man mag sie eine Heilige nennen, wie sie ja auch den Betheiligten erscheint. Ueberaus geschickt hat der Verfasser das Bild der Santa Justina von Moretto mit der Handlung verknüpft. Geschickt weiß er auch den bedauernswerthen Alter vor dem Lose der Lächerlichkeit zu bewahren und ihm durch seine Leidenschaft für Münzen etwas Leben zu verleihen. Originell ist der Diener des Paares, wenn es uns auch scheinen will, als hätten wir in der Literatur ähnliche treue Seelen, die alles für ihre Herrschaft hingeben, schon kennen gelernt. So finden wir in der Novelle lauter Menschen, die ihren eigenen Weg gehen. Vertrauter muß uns der sentimentale deutsche Baron erscheinen. Dem Verfasser ist der Ueberschuß an Idealität keineswegs entgangen. Als Gegengewicht hat er dem sentimentalen Helden der Geschichte einen italienischen Arzt mit bewunderuswerthem Appetite entgegengestellt. „Die Gegensätze zogen einander an, der weltflüchtige Idealismus des Künstlers und der Scharfsinn des Forschers einten sich instinctartig zu heilsamem Gegengewicht. Der kleine behäbige Doctor mit seinem unbeugsamen Materialismus und seinen mitleidslosen Naturgesetzen vertrat die nüchterne Menschheit, zu welcher Ludwig's Phantasie immer wieder heimkehren mußte von den Heiligen und Göttinnen des Himmels, von allen traumhaften Zaubern der romantischen Geisterinsel. Dem Doctor hingegen war im Umgange mit dem wunderlichen Innenleben seines überschwenglichen Freundes zu Muthe, als ergehe er sich bald in einem Bergwald der Abruzzen, bald in einer Pineta der Meeresniederung: Schlinggewächs und Rankengewirr um hochstämmige Baumriesen, Schatten und Sonnenfunken, Malaria und Blumenduft, Vogelsang und Schlangenzischen. Einen menschenmöglichen Weg gibt es hier natürlich nirgends, und eigentlich ist es ganz toll, sich da hineinzuwagen; aber es thut zuweilen wohl, nicht auf der staubigen Heerstraße dahinzuschleichen.“ Die letzten Worte lassen sich recht wohl auf die ganze Geschichte beziehen.

Uns hat die Lektüre dieser feinsinnigen Novelle begierig gemacht, noch andere Schriften von Edler zu lesen. Die Erzählung aus Alt-Wien „Der schwarze Tod“ (Nr 6) zeigt gleichfalls große Vorzüge. Auch hier bildet den Hauptinhalt die Liebesgeschichte zweier edler Menschen, die durch allerlei Anfechtungen und Fährnisse glücklich hindurchsteuern und sich endlich zusammenfinden. Mit einem aufregenden Momente beginnt die Handlung. Das Schreckgespenst der Pest bleibt genug im Hintergrunde, daß wir nicht durch ihre Wirkungen angewidert werden. Doch fehlt es nicht an ergreifenden Scenen. Originelle und dabei doch durchaus glaubhafte Charaktere werden uns in den beiden Führern der Sekten geschildert, die infolge der Pest sich gebildet hatten, der Schlemmer und der Geißler. Mit dem Leben und Denken der von ihm geschilderten Zeit ist der Verfasser überhaupt wohl vertraut und zeigt auch in der Sprache eine leise Annäherung an den Ton der alten Chroniken. Auch hierfür nur eine Probe:

Im ganzen fand das Geißlerthum erklecklich weniger Anhang. Die düstere Selbstkasteiung war doch nur ein ausländisch Dorngewächs, welches auf diesen sonnig heitern Boden hinterrücks eingeschwärzt worden war. Das Pflänzlein Schlemmerthum hingegen erschien aus dem heimischen Erdreich aufgesproßt, und seine Würzlein mochten just inmitten der üppigen Rebengelände der Bannmeile stecken; die wilden Schößlinge und wuchernden Ranken

daran hatte nur die pflegelose Zeit verschuldet. Es bäumen sich da oben an dem sonnigen Himmelsrande übermüthig die grünen Wogen des Wiener Waldes, unten tanzen mit lautem Sang die blauen Donauwellen dahin, und dort wo sich beide begegnen, hat es in den Herzen der Menschen seit jeher ein wunderlich Gemisch gegeben von Sonnenglut und Waldfrische, Laubgrün und Aetherbläue, Lerchentriller und Stromschnelle.

Ein freundlicher Humor bildet oft den Gegensatz zu den trüben Ereignissen. Wir sind weit entfernt, dem Dichter aus seiner Neigung zu optimistischer Lebensauffassung einen Vorwurf zu machen. Wir sind im Gegentheil der Ueberzeugung, daß es auch heute noch auf der Welt mehr Edelmuth und Aufopferungsfähigkeit gibt, als die Schulweisheit so mancher unter unsern modernen Schriftstellern sich träumen läßt. Richard Opitz.

Otto Braun's Musenalmanach für 1895.

Cotta'scher Musenalmanach. Fünfter Jahrgang. Herausgegeben von Otto Braun. Mit sechs Kunstbeilagen. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 1895. Kl. 8. 6 M.

In gewohnter Weise legt der feinsinnige Dichter und Leiter des vor fünf Jahren von ihm begründeten „Musenalmanachs“ wieder einen neuen Jahrgang dieses zierlich ausgestatteten Buches vor, welches ebenso sehr durch sein Aeußeres, durch Druck, Einband und hübsche Kunstbeilagen das Auge wie durch viele poetische Beiträge in Vers und Prosa das Herz und den Sinn erfreut. In so netter Form und in so wohlgewählter Anordnung wird sich Braun's „Musenalmanach“ gewiß immer mehr Freunde und Freundinnen verschaffen und alljährlich die Zahl der Anhänger dieses in seiner Anlage aus der gemüthvollen Zeit unserer Vorfahren überkommenen, doch modern gestalteten Buches vermehren.

Der Band wird eröffnet durch drei Novellen, auf deren erster: „Rafaela von H. Keller-Jordan“ neben dem Reize des Besondern, Exotischen, der Schimmer eigenartiger Poesie liegt. Rafaela, die auf der Insel St.-Thomas mit tiefem Elende im Herzen zurückgezogen Lebende, welcher noch einmal in ihrem Schmerze um das verlorene Glück die Seligkeit zutheil wird, den Geliebten zu sehen und zu umarmen und die sich dann selbst den Tod gibt, um nicht einem Ungeliebten angehören zu müssen, ist eine duftige Gestalt, deren trübes Geschick ergreifend wirkt. Die Durchführung dieser Novelle muß vortrefflich genannt werden, auch die wenigen Personen, welche sich um Rafaela gruppiren, wozu der Erzähler — der Geliebte — selbst gehört, sind mit wenigen Strichen ebenso anschaulich gezeichnet als das äußere Beiwerk, welches sich auf die Schilderung der Insel und dergleichen bezieht. Im Gegensatz zu dieser tiefernsten Erzählung steht Ernst Lembach's Novelle: „Der edle Ferdinand“, welche einen scherzhaften Ton anschlägt und uns drei launig gezeichnete ältere Damen — Schwestern — vorführt, die unvermählt auf ihrer „Lehnsburg“ leben, welche sie von dem verstorbenen Bruder, „dem edeln Ferdinand“, nach den Landesgesetzen als Lehen zugetheilt erhalten haben. Ein blondes Jungfräulein Maria, die Tochter eines armen Waldhüterpaares wohnt bei ihnen und ihr stilles Leben wird nur einmal durch die Nachricht unterbrochen, daß der Lehnsherr selbst auf dem Gute eintreffen soll. Ein junger Mann, welcher auch wirklich erscheint, wird sofort als der Lehnsherr angesehen und aufgenommen und verliebt sich rasch in die blonde Maria; schließlich stellt es sich jedoch heraus, daß Alfred nicht der richtige Lehnsherr ist, sondern ein anderer wenig beachteter Herr Christian Kraft, den man, da er sich den Fuß verstaucht, im Hause aufgenommen und gepflegt hat, tritt als lehnsherrlicher Graf hervor. Zwar nicht den drei Tanten, aber dem Leser wird es bekannt, daß Alfred eigentlich der natürliche Sohn des „edeln Ferdinand“ ist, zu dessen Gunsten verzichtet der richtige Graf auf seine Lehnsherrlichkeit und eine lustige Hochzeit Alfred's und Maria's beschließt die heitere Geschichte, welche ebenso wenig eines gewissen romantischen Anstrichs entbehrt als sie uns köstlich heitere Situationen und in den drei Schwestern mit prächtigem Humor gezeichnete harmlose, stille altjungferliche Gestalten vorführt. Ernst Eckstein's kurze Erzählung vom „Pastor Vigelius“ schildert eine rührende Episode aus dem Kinderleben, die Gefahren, in welche der Pastor geräth, weil er die gestorbene Lieblingskatze seines Töchterchens feierlich begraben hat und die Errettung aus dieser Gefahr, da Vigelius dem strengen Consistorialrath in beweglicher Weise den Vorgang berichtet, der für das gütige Herz des betrübten Vaters ebenso den Leser wie den gestrengen Richter einnimmt.

Nach diesem novellistischen Theile folgen Märchen, poetische Erzählungen und Balladen, das tiefpoetische Märchen „Engelshilfe“ von Georg Ebers, A. Wilbrandt's ernsttraurige Erzählung „Am Kamin“, die erschütternde Geschichte der geheim gehaltenen Liebe: „Wie die Jugend liebt“ von Isolde Kurz, Karl Woermann's Terzinen: „Das Begräbniß“, H. Lingg's: „Guido Reni im Kerker“ und Haushofer's Gedicht: „Der Weber“ seien aus dieser Gruppe besonders angeführt. Eine Reihe glänzender poetischer Schilderungen und Darstellungen in edelster Form zieht in diesen poetischen Schöpfungen an uns vorüber und gemahnt uns, daß die alten echten Poeten doch noch das Herz zu rühren, den Geist zu erfreuen und zu erfrischen verstehen. Unter den eigentlichen lyrischen Gedichten sind ältere und neuere Namen vertreten, schöne Naturbilder, sinnige Liebesgedichte, ernste betrachtende Stücke wechseln in bunter Reihe ab, von den Namen dieser Abtheilung nennen wir etwa: W. Hertz, J. G. Fischer, Rodenberg, Kalbeck, M. Greif, Ferdinand von Saar, E. Rittershaus,

Angelica von Hörmann, J. V. Widmann, A. Fitger, Felix Dahn, Albrecht Graf Wickenburg, Ernst Eckstein, Karl Stelter, Adolf Stern, Albert Möser, Emil Claar, Karl Weitbrecht u. a. Eine Name, den wir vermißt haben, ist jener unseres Paul Heyse. Aber auch von jüngern Talenten weist der Almanach manch schönes bedeutungsvolles Stück auf. Wir können uns nicht versagen, ein solches als Probe zu geben, es ist ein kleines, ansprechendes, tief poetisch entworfenes Stimmungsbild von Karl Busse, „Herbst" überschrieben:

Brauender Nebel, Herbst im Land,
Tropfen zögert und Thräne, —
Weither drüben vom Ostseestrand
Rufen ermüdete Schwäne.

Rufen ermüdet heimatwärts —
Und bei dem herbstlichen Klange
Wird auch dir, mein klopfendes Herz
Ach so bange . . . so bange . . .

Besonderer Aufmerksamkeit werth sind die classisch gebildeten „Sonette aus Palermo" von Julius R. Haarhaus, schöne Naturbilder weisen Ernst Ziel's „Lieder aus der Schweiz", eigenartige Naturbetrachtung Albert Möser's: „Bach am Meere" und „Strandhafer".

Da es doch wol nicht angeht, fast das ganze Inhaltsverzeichniß anzuführen — denn Weniges ist vorhanden, das nicht der Beachtung würdig wäre —, so sei nur noch der letzten Abtheilung des Buches gedacht, die der Spruchdichtung gewidmet ist. Adolf Pichler, der schon in der ersten Gruppe von Gedichten vertreten ist, bietet energische Epigramme mit mancher Spitze und manchem Stachel, sowie eine Gruppe seiner prächtigen Sprüche, z. B.:

Beruft euch vor der ganzen Welt
Auf euer scharf Gesicht;
Ihr seht Athenens Eule nur,
Die Göttin selber nicht. —

Das Dasein ist ein Schattenspiel
Auf eines Vorhangs Wand,
Ob er den Tod, das Leben bringt, —
Nicht hebt ihn deine Hand.

Ferner haben Kaspar Speckbacher und Max Kalbeck hübsche Stücke zu dieser Abtheilung beigesteuert.

Eingangs schon wurde der hübschen Ausstattung dieses deshalb auch als Geschenkwerk besonders empfehlenswerthen poetischen Buches gedacht. Die netten Kunstbeilagen bieten in guter Reproduction theils Bilder neuerer, theils solche alter Meister. Von den erstern ist insbesondere das Titelbild: „Am Brunnen" von D. Coomans reizend zu nennen. Liebhaber eines hübschen Landschaftsbildchens werden sich an Wopfner's „Fahrt auf dem Achensee" oder an Nestel's „Unter dem Oleander" erfreuen, dem auch die liebliche Staffage besondere Anmuth verleiht.

Alles in allem ist der neue Jahrgang des „Musenalmanachs" ein schönes Zeichen, daß der Sinn für edle gedankentiefe und formvollendete Poesie noch nicht erloschen ist, trotz des Herandrängens so mancher Neuern, welche von herzergreifender Dichtung nichts wissen und im Liede nur ihre eigene krause Gedankenwirrniß wiedergespiegelt sehen wollen, auch der Form und sei diese noch so vollendet, verachtungsvoll den Rücken kehren. Wir werden durch die Poesien des Almanachs erinnert an die große Zeit der classischen Dichtkunst, welche allen noch immer hoch steht, die in dem hübschen Bande vereinigt jenem Hohen und Großen nachstreben, wie der wackere Herausgeber selbst, der uns seinen Almanach noch oft, recht oft bescheren möge.

Anton Schlossar.

Ein Prachtwerk über Finland.

Finland im 19. Jahrhundert. In Wort und Bild dargestellt von finländischen Schriftstellern und Künstlern. Herausgegeben von Senator Dr. L. Mechelin unter Mitwirkung von Prof. Dr. C. G. Estlander, Prof. Dr. L. Lindelöf, Prof. Dr. Th. Rein, Prof. Dr. Z. Topelius u. a. Comm.-Verlag: Leipzig, K. F. Koehler's Sort.; Helsingfors, G. W. Edlund. 1894. Geb. 36 M.

Ein prächtig ausgestatteter Folioband von mehr als 400 Seiten, geschmückt mit dem Löwenwappen des Großfürstenthums Finland, liegt uns hier vor. Er liefert einen glänzenden Beweis von der wissenschaftlichen und künstlerischen Schaffenskraft dieser nordischen Nation, die sich zwischen dem finnischen und bottnischen Ausläuferbusen unserer Ostsee entfaltet hat, und nicht minder von ihrer liebevollen Anhänglichkeit an das Vaterland.

Zunächst wird uns Finlands Natur und Volk beschrieben. Dann folgen nach einer kurzen Ueberschau über Finlands Verfassung, Gesetzgebung und Verwaltung ausgiebige Kapitel über den Volkshaushalt, das öffentliche Unterrichtswesen, die Bethätigung von Vereinen wie von einzelnen auf den Gebieten der in Finland so ausgezeichnet gepflegten Wissenschaft und Kunst im Lauf dieses Jahrhunderts. Man staunt über die Fülle tüchtiger Kräfte, wie sie diese an Kopfzahl wahrlich nicht hervorragende Nation auf den verschiedensten Gebieten des geistigen wie des wirthschaftlichen Lebens hervorgebracht hat. Sie werden uns sämmtlich in ausgezeichneten Porträts vorgeführt; außerdem erhöhen auch zahlreiche Ansichten von Landschaften, Städten, häuslichen Scenen und ähnlichem, theils in eingedruckten Bildern, theils in elegant ausgeführten Lichtdrucken, welche ganze Folioseiten füllen, den Werth des Werkes ganz beträchtlich.

Finland ist der naturfrischeste Theil des ganzen europäischen Festlandes. Hinter dem Gürtel der zahllosen Schäreninseln, die mit ihren flach gerundeten Granitbuckeln die Oberfläche des Meeres nur wenig überragen, erhebt sich das ebenfalls vorwiegend granitische Land wie ein flacher

Schild; seine Erhebung reicht selbst in der obersten Kuppe, dem Taivaskero, nicht ganz zu Inselsberghöhe, nämlich nur bis 858 Meter, indessen sie zeigt sich trotzdem reich ausmodellirt, nämlich durchzogen von einem ganz außerordentlich engmaschigen Netz auffallend gleichgestreckter Becken- und Thalzüge — jene mit Seen, diese mit Flüssen erfüllt —, sodaß in mancher Gegend dieses seenreichsten aller europäischen Länder das Flüssige über das Feste weit vorwaltet. Dabei sind die Seegewässer vielfach bewegt, ja oft von verbreiterten Strömen kaum zu unterscheiden, und die Flüsse rauschen munter dahin, bisweilen in romantischen Wasserfällen über noch nicht abgewetzte Stufen des Urgesteins hinabstürzend, so im berühmten Imatrafall. Unwegsam sind zumeist die Landunterbrechungen dieses Wassernetzes, übersät von tausenden und aber tausenden granitischer Felsblöcke — Moränenschutt der Eiszeit, während deren Finland grönlandhaft vergletschert war — und bestanden mit unabsehbaren, wildreichen Nadelholzwäldern. Erst da, wo im äußersten Norden die Gewässer ihren Lauf zum Eismeer nehmen (von dem Finland durch Norwegen und Rußland abgesperrt wird), dehnt sich waldleere, morastige Tundra aus, eine Polaröde, die nur hier und da von lappischen Renthiernomaden belebt ist.

Die finnische Landschaft ist ein beständiger Wechsel von Bergen, Seen, Wäldern, Höhen, Mooren und Heiden; dazu kommen in den Küstenthälern noch die Ebenen und die Flüsse. Die harte, meilenweite, mit Heidekraut und dünnstehenden Fichten bewachsene Sandheide ist für Finland eigenthümlich und wird nirgends in derselben einsamen Größe wiedergefunden. Sie ist nicht Wüste, nicht Steppe, nicht Prairie, nicht Todesstille, nicht Lebensfreude und doch mit allem dem einigermaßen verwandt, eine in sich verschlossene Kraft, ein grübelnder Ernst, eine Natur, die in ihren Stimmungen wehmüthig weich sein kann, aber ungetheilt sich selber treu sein will. Zur Sommerzeit verdunkelt, zum Winter belebt der Nadelwald die finnische Landschaft. Der See ist ihre Sonnenseite, ihr Fenster, ihr pulsirendes Blut. Der See ist im Sommer und im Winter ihr freier Ausblick, ihr offener Weg, ihre Mahnung zum Leben. Ohne Seen wäre dieses Land ein Steinhaufen unter Schnee.

Topelius, der Verfasser der geographischen Einleitung, ist leider wol kein Geograph und verhüllt mitunter durch bilderreiche Sprache die Lücken seiner Kenntniß. Man trifft mitten im Erguß seiner glatten Worte auf recht bedenkliche Aussprüche. So heißt es einmal „Rings um Finland, in ihm, unter ihm wogt das Meer.“ Welch eine polizeiwidrige Poesie! Nur im Süden und im Westen von Finland wogt doch das Meer; das viele Wasser aber, welches Seen und Flüsse bildet, als Regen- und Tau- oder Grundwasser die weiten Sumpfgebiete feucht erhält, hat mit dem Meer unmittelbar gar nichts zu thun. Und dann vollends die seltsame Idee, daß die Klimagunst, deren sich dieses weit über Petersburgs Breite hinausgestreckte nordische Land erfreut, daraus erklärbar sei, weil letzteres „gegen die Sonnenseite abfällt“. Man begreift kaum, was sich der Verfasser bei dieser Erklärung gedacht hat. Denn das Vierteltausend von finnländischen Flüssen der baltischen Abdachung eilt ebenso dem Westen wie dem Süden zu, und bei einem so ganz flach gewölbten Boden wie dem Finlands bedeutet selbst rein südliche Abdachung, da sie nur im allerspitzesten Winkel von der söhligen Ebene abweicht, so gut wie nichts für steilere, mithin wärmendere Sonnenbestrahlung. Glücklicherweise wird rasch hinzugefügt, die vom Atlantischen Ocean, obschon nicht unmittelbar, herstammende Westluft führe Finland Wärme zu. In der That ist deshalb Westfinland wärmer als Ostfinland. Doch auch die beiden großen „Wieken“, die breiten Seeflächen des bottnischen und finnischen Meerbusens, spenden, so lange sie noch nicht zu Eis geworden sind, ersichtlich Wärme im Herbst. Die im Herbst mehr denn sommerlich warme Seeluft verursacht es, daß die (an Zahl freilich stark hinter den Nadelhölzern zurückstehenden) Laubbäume an der Küste länger ihren Blätterschmuck behalten als im Innern. Im Frühjahr verhält sich der Einfluß der Ostsee natürlich auch in Finland umgekehrt; da wird ebenso wie an den übrigen Ostseeküsten, die deutschen nicht ausgenommen, alle zugeführte Wärme der Sonne zunächst zum Zertauen des Eises verwerthet, sodaß, ehe nicht die letzte Eisscholle in Wasser verwandelt ist, das umgebende Wasser nicht über 0 Grad sich zu erwärmen vermag. Kein Wunder also, wenn bei so eiskalt vom Meer her wehender Luft die Laubbäume des finnischen Küstenlandes noch im Mai winterkahl stehen, während im Binnenland bereits seit zwei Wochen die Laubknospen sich erschlossen haben.

Die Zeit, wo das Eis im Frühling bricht, ist eine Auferstehung des Lebens, von der ein südlicheres Klima keine Ahnung hat. Zu dem unbeschreiblichen Gefühl erwachender Lebenskraft gesellt sich der Eindruck eines Tages ohne Nacht. Nur an der Südküste tritt eine kurze Dämmerung ein. Volle drei Monate, und nördlich noch länger, ist in dem größten Theile von Finland kein Dunkel mehr vorhanden. Die Nacht strahlt, der nördliche Himmel wirft Schatten gegen Süden und, steht eine Wolkenwand im Norden, so zeichnet sich die Landschaft ohne Schatten ab. Keines Malers Pinsel vermag den traumhaften Eindruck einer solchen Nacht wiederzugeben, wo alle Gegenstände selbstleuchtend erscheinen und wo das Licht nicht von einem Punkte, sondern von allen zugleich ausgeht.

In diesem beständigen Lichte entwickelt sich das Pflanzenleben mit einer erstaunlichen Schnelligkeit. Alles Lebende beeilt sich zu leben. Zwischen dem Samen, dem Stengel, der Blume und der Frucht liegt ein einziger langer Tag, und wenn er vorüber ist, wenn der erste Stern am Abendhimmel wieder zu funkeln beginnt, ist die Pflanze zur Ernte herangereift. Das Leben hat seinen kurzen Jahrescyklus durcheilt, es hat sein Werk vollendet und das Verwelken beginnt. Ein Nordwind weht; eine verheerende Frostnacht kommt; die sterbende Pflanzenwelt kleidet sich zum Abschied in die prachtvollsten Farben. Die Nacht wird dunkler, das Laub fällt, der Nadelwald allein steht grün in der Vergänglichkeit. Auch er schläft, aber er ist ein Krieger, gewohnt in voller Rüstung zu schlafen.

Der Winter kommt, aber nicht als ein Feind, vielmehr als ein lieber und vertrauter Freund. Er baut Brücken, ebnet Wege und macht die sonst unzugänglichen Moore fahrbar. Die Pflanzenwelt ist scheintodt, die Thierwelt liegt zum größten Theil im Winterschlaf, die Menschen erwachen zu neuer Thätigkeit. Ohne Schnee wäre der Ackerbau, ohne Eis der gegenseitige Verkehr un-

möglich unter diesen Breitengraden. Und der Hochwinter beginnt mit einem zunehmenden Licht, welches schon früh die Frühlingshoffnung in sich trägt.

Finlands Waldungen bestehen zumeist aus Kiefern, Fichten, Birken, theilweise auch aus Erlen. Die Kiefer ist der kostbarste Baum des Landes, obwol sie gegenüber gleichaltrigen Stämmen z. B. bei uns nicht so stark wird, denn ihr Wachsthum ist, je weiter nach Norden, um so langsamer. Dafür findet man dort vier- bis fünfhundert Jahre alte Kiefern. Die Fichte braucht zwar nicht achtzig bis hundert Jahre gleich der Kiefer, um brauchbares Bauholz zu liefern, zeigt sich aber wählerischer hinsichtlich der Bodengüte, während die Kiefer noch im bloßen Sandboden gut gedeiht. Bei dem großartigen Wildstand Finlands und seinen unendlich fischreichen Gewässern waren naturgemäß Jagd und Fischerei dort die frühesten Erwerbszweige. Im Jahre 1888 allein wurden in Finland getödtet: 93 Bären, 48 Wölfe, 246 Luchse, 3301 Füchse, 50 Fjällfraße, 253 Ottern, 95 Marder, 1268 Hermeline und 5381 Raubvögel. Ausgeführt werden über Finlands Grenzen im Jahresdurchschnitt 50000 Eichhorn- und 100000 Hasenfelle. Das Renthier ist über den ganzen Norden des Landes verbreitet und geht im Osten südwärts bis zum Ladogasee.

Gebaut wird am allgemeinsten Roggen, und zwar noch bis zum 64. Parallelkreis, vereinzelt noch drei Breitengrade weiter, obgleich da der Frost die Ernte zu leicht schädigt. Viel dauerbarer erweist sich die Gerste, deren Anbau noch 1½ Grade über den Polarkreis hinaus gelingt, wobei man die interessante Beobachtung macht, daß dieses Getreide um so rascher sich entwickelt, je knapper nach Norden hin die warme Zeit ihm zugemessen wird; auf den Olandsinseln braucht die Gerste noch 116 Tage zum reifen, unter den höhern Breiten zuletzt nur noch 63. Ganz wie in Deutschland ist nächst dem Roggen die Kartoffel das Hauptnahrungsmittel des Volkes. Weizen gelangt höchstens im äußersten Süden zur Reife, wird daher meistens aus Rußland eingeführt und liefert dem Finnen eigentlich nur Dessertbrot.

Das Volk Finlands ist wie das jedes andern Landes unseres Erdtheils aus sehr verschiedenartigen Stämmen geschichtlich erwachsen. Auch hier war die Nation durchaus nichts Gegebenes, das sich räthselhaft in die bestimmte Landesgrenze einhegte, sondern die zufällig in den Landumring hineingerathenen Volkshaufen wuchsen im Lauf der Jahrtausende zu einer die ursprünglichen Verschiedenheiten allmählich verwischenden ungefähren Einheit zusammen. So formte sich aus mannichfaltigen finnischen Stämmen im Grenzumfang des heutigen Finlands die in Sprache und Sitte wesensgleiche finnische Nation, die ihren Namen trägt vom fernsten Südwesten des Landes, dem Aurathal, das ursprünglich allein Finland hieß. Nur im Norden, dessen Natur sich vielmehr den hochnordischen Nachbarstrichen Skandinaviens und Rußlands gleich verhält, zieht das Volk der Lappen mit eigener Sprache einher, die immerhin der finnischen Schriftsprache näher steht als der lappische (breitere) Schädelbau dem der Finnen Finlands. Ganz eigenartig tritt jedoch längs den Küsten ein drittes Element hinzu: die erst in neuern Jahrhunderten übers Meer hierher gekommenen Schweden. Die russische Nation dagegen ist auch seit der Personalunion mit Rußland (d. h. seit 1809) nur ganz minderzählig vertreten. Nach der im Jahr 1890 aufgenommenen Sprachenstatistik reden 2,048500 Landesbewohner finnisch, 322000 schwedisch, nur etwa 4500 russisch. Die Stadtbevölkerung wohnt hauptsächlich in den Küstenplätzen und beträgt nunmehr etwas über 10 Procent der Gesammteinwohnerzahl, so wenig wie fast in keinem andern Staatsgebiet Europas. Demgemäß sind nicht einmal ganz 10 Procent mit Gewerbe, Handel und Verkehr beschäftigt, während 77 Procent vom Ackerbau leben. Die Hauptstadt des Landes, Helsingfors, die trotzdem in unsern Tagen zu einer Bewohnerzahl von 70000 erwachsen ist, gehört, wie die hier gespendeten Ansichten beweisen, zu den herrlichsten Städten Nordeuropas und besitzt eine Vortreffliches leistende Universität.

Vom finländischen Volk sehen wir hier eine Menge sprechender Typen der verschiedensten Stände vor uns. Den markigen Gestalten, den ausdrucksvollen, nicht eben schönen, nordisch ernsten Gesichtern merkt man es an, daß die nachstehende Charakteristik des Volkscharakters wohl zutrifft:

> Gestählte, geduldige, passive Kraft; Resignation; Beharrlichkeit mit ihrer Kehrseite, dem Eigensinn; ein langsamer, erwägender, nach innen gekehrter Gedankengang; infolge dessen später Zorn, dann aber ohne Maß; Ruhe in Todesgefahr; wortkarges Schweigen, mit breitem Wortschwall abwechselnd; Geneigtheit zum Warten, Aufschieben, in den Tag hineinleben, aber darauf nicht selten Eile zur Unzeit; Festhalten an dem Alten, Bekannten, Abneigung gegen alles Neue, Pflichttreue, Achtung vor dem Gesetz, Freiheitsliebe, Gastfreiheit, Ehrlichkeit und eine Vorliebe für geistiges Nachdenken, das sich in einer ungeheuchelten, aber am Buchstaben hängenden Gottesfurcht bekundet.

Der Finländer war von jeher kein guter Rechenmeister, gehört aber zu den besten Soldaten. Initiative ist ihm nicht eigen, aber zähe Ausdauer. Der Admiral von Stadingk sagte: „Der Finländer braucht eine Petarde im Rücken, um in Bewegung zu kommen."

Alfred Kirchhoff.

Feuilleton.

Aus den neuesten Erscheinungen der französischen Literatur heben wir Folgendes hervor:

Zu den bekanntesten Schriftstellern auf dem Gebiete der zeitgenössischen französischen Romanliteratur gehört der vielgepriesene und vielgeschmähte Gyp. Er hat in den letzten zehn Monaten drei Romane erscheinen lassen, und was er in den letzten zehn Jahren geschrieben hat, würde allein schon ein Bret von ansehnlicher Länge füllen. Aber diese Fruchtbarkeit ist bei Gyp zugleich auch Vielseitigkeit und bescherte uns nur reife Früchte: Gyp wiederholt sich nirgends, und wer seine Entwickelung von Anfang an verfolgt, muß, selbst wenn er seine Richtung nicht billigt, doch anerkennen, daß er Band um Band als Schriftsteller und als Dichter vollkommener geworden ist. „Petit Bob" und „Autour du Mariage" waren mehr noch eine Art lustiger Vaudevilles voll köstlichen Humors, aber „Le Journal d'un Philosophe", sein drittletztes Werk, ist schon ein echter Roman von fast classischer Form, und die jüngsten, „Le Mariage de Chiffon" und „Professional Lover", bekunden, daß ihr Verfasser nunmehr auf der Höhe steht. Von neuem zeigt uns Gyp wieder die Ursprünglichkeit seiner Erfindung und die Wahrheit seiner Charakterzeichnung. Es wird wenig Mädchenfiguren geben, die sich so sehr einprägen wie die närrische kleine Chiffon, die ihren Onkel Marc liebt, und die doch bei aller ihrer Eigenart uns so lebenswahr in ihrem ganzen Wesen geschildert wird, daß wir glauben, sie erst gestern gesehen zu haben, aber nicht in einem Romane, sondern draußen auf dem Boulevard, wo das Getriebe der Weltstadt uns allen Glanz und alles Elend irdischen Daseins zeigt. Der letzte Roman, „Professional Lover", ist die Geschichte eines jungen Mannes, dem seine Schönheit zu Glück und Glanz verhilft, der aber bei jeder neu erreichten Stufe ein gutes Theil seines moralischen Ichs verliert, bis er zum Schlusse in Schmach und Schande untergeht. So ist aus Gyp, dem Humoristen, ein großer Moralist geworden.

Aber wir wollen noch auf dem Gebiete des Humors bleiben und auf die „Collection d'Auteurs gais" aufmerksam machen, die bei Flammarion (Paris) zu erscheinen beginnt. Was wir bis jetzt aus diesem Unternehmen kennen, eine einzige kleine Geschichte „Un Début Littéraire" von Georges Courteline, ist so lustig und so fein zugleich, daß wir thatsächlich auf weiteres gespannt sind. Chantoine, ein junger Zeitungsschreiber vom „Léopard Littéraire", hat nach berühmten Mustern für seine Zeitung einen Artikel „Kuiller-Hapo" (Histoire comique d'un Chinois à Paris) geschrieben, der in der nächsten Morgennummer erscheinen und ihn mit einem Schlage zum gesuchtesten Journalisten der Hauptstadt machen soll. Die kritischen Bemerkungen eines Freundes, den er abends im Kaffeehaus getroffen hatte, lassen ihn nicht schlafen und er beschließt, dem Ruhme selber etwas nachzuhelfen und verfaßt eine Reihe von Briefen an den Herausgeber des „Léopard Littéraire", in denen sich Größen wie Alexandre Dumas fils und Francisque Sarcey ebenso anerkennend aussprechen wie der biedere Handwerker und der Schutzmann, ja der Leiter der „Revue des Deux Mondes" fragt sogar bei seinem Collegen vom „Léopard Littéraire" an, ob er sich wirklich die Mitarbeiterschaft Chantoine's ausschließlich gesichert habe. Diese Briefe gelingen Chantoine so gut, daß er nun beruhigt bis in den Tag hineinschläft. Dann schickt er sie durch seine Wirthschafterin zur Post und läßt zugleich am nächsten Kiosk die Morgennummer des „Léopard Littéraire" holen. Beides wird gewissenhaft besorgt; zitternd greift er zur Zeitung, aber — o Schrecken, o Graus — der Artikel Kuiller-Hapo ist nicht aufgenommen worden!

Von rein wissenschaftlichen Büchern zieht uns des Stoffes wegen am meisten Paul Besson's „Etude Biographique et Littéraire" über Platen an (Paris, Ernest Leroux). Es ist bei uns eine gern getheilte Ansicht, daß die Franzosen nur eine oberflächliche Kenntniß von Land und Leuten in Deutschland haben, und man führt zum Beweise wol irgendeine Stelle aus einer Zeitung an, in der dem Schreiber ein komisches Misverständniß passirt ist. Aber die Eintagsfliegenliteratur beweist nichts, wer hingegen die ernste Literatur verfolgt, der würde staunen, mit welchem Eifer und mit welcher Sachkenntniß man die deutschen Philosophen studirt und neuerdings auch die deutschen Dichter. Vor nicht zu langer Zeit hat Lichtenberger eine gründliche Studie über das Nibelungenlied veröffentlicht, und jetzt legt Besson ein neues und — wir wollen es gleich sagen — glänzendes Zeugniß für das Interesse ab, das unsere westlichen Nachbarn unsern Geistesgrößen entgegenbringen. Besson geht von der Thatsache aus, daß noch kein Kritiker in Deutschland Platen's Werk eingehend studirt hat. Diese Lücke will er ausfüllen, und er führt seine Aufgabe mit so ausgedehnter Kenntniß unserer romantischen Poesie, mit so feinem ästhetischen Gefühl für die Formen der Platen'schen Dichtung durch, daß wir allerdings freudig bekennen: Platen konnte keine bessere und gerechtere Würdigung finden als durch Besson. Besson widmet jeder Dichtgattung ein besonderes Kapitel. Wie vorurtheilsfrei er selbst bei religiösen oder gar politischen Gegensätzen seiner Aufgabe gegenübersteht, beweist das elfte Kapitel, in welchem er unter anderm mit feinem Takte die Kriegslieder Platen's betrachtet, die besonders gegen Napoleon wüthen. Die Schrift sei warm empfohlen. — Da neuerdings der Cultus Napoleon's trotz Taine in Frankreich wieder aufkommt, so darf es nicht wundernehmen, wenn über ihn jetzt viel geschrieben und, was das Gute dabei ist, viel Neues zu Tage gefördert wird. Lévy's „Napoléon intime" hatte schon das herkömmliche Charakterbild Napoleon's wesentlich verändert, und die neue Serie von „Mémoires sur l'Empire", die bei Plon in Paris eben veröffentlicht wird, hebt manche Züge des großen „Condottiere" mehr hervor und wird manche landläufige Ansicht zerstören, denn was uns da geboten wird, sind die Aufzeichnungen eines auch sonst zuverlässig befundenen Augenzeugen, des Barons Thiébault. — Diesem Memoirenwerke fügen wir von philosophischen Büchern Anatole France's bedeutende Studie „Le Jardin d'Épicure" hinzu, während wir auf dem Gebiete der schönen Literatur besonders auf die neue im Erscheinen begriffene Ausgabe der Schriften Montaigne's hinweisen möchten, die Paul Stapfer für die „Collection des Grands Écrivains de la France" (Paris, Hachette) vorbereitet hat. Stapfer, der sich schon durch seine „Étude sur Rabelais" als feiner Literarhistoriker gezeigt hat, weiß auch seinem „Montaigne" gerecht zu werden. Ganz reizend ist das Kapitel über Montaigne als Maire von Bordeaux geschrieben, zu welchem einkömmlichen Ehrenamte ihn die Huld des Herrschers zweimal berufen hatte. Montaigne sah aber sein neues Amt nicht etwa als Sinecure an, noch zeigte er sich als bloßer Salonphilosoph. Es ist rührend zu sehen, wie der liebenswürdige Plauderer, dem man bisher keine sonderliche Tiefe des Gemüthes zugetraut hat, sich in den Stürmen des Bürgerkrieges und im Wüthen der Pest als Mann zeigt, der das Herz auf dem rechten Flecke hat und seine philosophischen Ideen in werkthätige Liebe umsetzt. Montaigne's Schilderungen des Elendes jener Zeit ergreifen durch den einfachen Ton ungeheuchelten Mitgefühls.

Ein heitereres Buch aus neuester Zeit ist Max O'Rell's „La Maison John Bull & Cie: les grandes succursales" (Paris, Calmann Lévy). Der Verfasser hat seiner Zeit durch sein Buch „John Bull et son Ile" einen großen Erfolg errungen, den ihm die plumpen englischen Erwiderungen nicht schmälern konnten.

Auch das neue Buch zeigt die Vorzüge, die wir an O'Rell schätzen. Der Ton graziöser, humorgewürzter Plauderei macht es zu einer unterhaltenden Lektüre, wozu noch kommt, daß der Verfasser sachlich ein scharfer und zuverlässiger Beobachter ist. Das Buch ist übrigens ziemlich gleichzeitig in einer englischen Ausgabe erschienen.

Gaston Deschamps' „Sur les routes d'Asie" wird zumal jetzt, wo die Wirren in Asien die Augen auf jenen Erdtheil ziehen, gern entgegengenommen werden. Das Buch ist nicht „wissenschaftlich" in unserm Sinne, denn Deschamps ist wie O'Rell ein liebenswürdiger Satiriker, der seine Reiseeindrücke zum besten gibt, aber das gerade erhöht nach unserer Ansicht seinen Werth. Was Deschamps z. B. über die asiatische Türkei sagt, ist höchst anziehend.

— „Neuer Glaube". So nennt sich der erste Band einer Sammlung zierlich ausgestatteter Büchlein, des „Literarischen Schatzkästleins" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) — „Neuer Glaube" von Christian Wagner, Bauer in Warmbronn. Was wir von dem Verfasser in der Einleitung hören und sein beigefügtes Bildniß ist geeignet, von vornherein unsere Sympathien zu erwecken. Er hat gethan, was er nicht lassen konnte, hat Freiheit gepredigt den Armen und Verachteten und der ganzen Natur und hat den Krieg angesagt jeder herzlosen Schlehre. Daß er ein einfacher Landmann ist, wird kaum jemand aus seinem Buche erkennen. Der Reihe nach gibt er auf alle Fragen, die in Bezug auf seine neue Lehre an ihn gerichtet werden können, Aufschluß. „Was ist Neuer Glaube?: Der Glaube, der mehr als irgendein älterer den Menschen seinem Ideal, dem hohen Schönheitsbild, dem Bild der Göttlichkeit näher zu bringen vermag." — „Worin besteht die Aufgabe des Neuen Glaubens noch weiter?: In der vollständigen Umwandlung der unglückseligen menschlichen Einrichtungen und in der Schaffung besserer Zustände." In dieser katechetischen Form entwickelt der Verfasser überhaupt seine Anschauungen. Mag auch manches als unerreichbare Forderung sich erweisen, die meisten Lehren sind der Art, daß jede der bestehenden Religionen sie in ihr Programm aufnehmen kann. Denn als Erforderniß zur Erreichung des hohen Zieles werden bezeichnet: Unkäuflichkeit der Gesinnung, Unzwingbarkeit der Ueberzeugung und des Wahrheitssinnes; gründlicher Haß gegen alles Gemeine — und als die Führer auf diesem Wege: der Natursinn, der Rechtssinn, der Billigkeitssinn, der Schönheitssinn und das Erbarmen. Ein schönheitsfreudiger, pantheistischer Zug geht durch das Ganze und darüber schwebt ein Hauch von Mystik. Die Aeußerungen des Verfassers sind von hohem Ernste getragen und erreichen in den gedankenreichen und dabei formgewandten Dichtungen, die er seinen Lehren hinzufügt, mitunter den Ton seherischer Erleuchtung.

— Den zweiten Band dieser Sammlung bildet die Novelle „Bürgerlicher Tod" von Prinz Emil zu Schönaich-Carolath. Sie schildert das verfehlte Leben eines Unglücklichen, der an der Lieblosigkeit seiner Mitmenschen zu Grunde geht. Mag auch das Ganze in tendenziöser Absicht zusammengestellt sein, die einzelnen Züge, die bei dem Bilde verwendet worden sind, sind ja leider nur zu wahr. Die Folgerungen, die sich daraus für unsere Zeit und namentlich für die maßgebenden Kreise ergeben, läßt der Verfasser im Zwiegespräch mit einem Polizeibeamten einen jungen Geistlichen ziehen. Im Anschluß an Carlyle'sche Gedanken entwirft er mit eindringlichen Worten ein ergreifendes Bild der Gegenwart, fragt nach der Entstehung des Elends und nach den Mitteln der Heilung. Hier kann nichts helfen als Erneuerung des wahren Christenthums. „Es müßte ein tiefes Athemholen in Ewigkeitsluft über unser Volk kommen, eine starke Rückkehr zu Gott." Mag man auch über Einzelnes in den geäußerten Anschauungen anderer Ansicht sein als die beiden Verfasser, ihre Bücher wird kein fühlender Mensch lesen können, ohne einen kräftigen Antrieb zu ernster Arbeit an seiner sittlichen Vervollkommnung zu verspüren. Eine möglichst weite Verbreitung ist ihnen zu wünschen. Weitern Bänden des „Literarischen Schatzkästleins" sehen wir mit Interesse entgegen.

— Der Ostern 1894 in Leipzig abgehaltenen Versammlung deutscher Historiker wurde im Auftrage der königlich sächsischen Staatsregierung und des königlich sächsischen Alterthumsvereins als Festgabe Heft 1/2 vom 15. Bande des „Neuen Archivs für sächsische Geschichte und Alterthumskunde", herausgegeben von Dr. H. Ermisch, überreicht. Der erste Aufsatz dieses Heftes: „Die sächsische Geschichtsforschung in den letzten dreißig Jahren" von H. Ermisch liegt nun auch in einem Sonderabdruck vor (Dresden, Verlag von W. Baensch, 1894). Anschließend an einen im Jahre 1862 erschienenen Aufsatz von Wachsmuth über Sachsens vaterländische Geschichtschreibung seit dem 16. Jahrhundert gibt Ermisch eine erschöpfende Ueberſicht über das, was seitdem für sächsische Landesgeschichte geleistet ist. Es werden zwar dabei nur Autorennamen und Titel von Büchern und Aufsätzen genannt, aber man gewinnt doch einen Einblick in die rege Thätigkeit, die auf diesem Gebiete herrscht, und in die Vielseitigkeit der Aufgaben, die die landesgeschichtliche Forschung zu erfüllen hat. Zugleich wird dadurch die Ueberzeugung gefestigt, daß deren Einzelergebnisse zu großen Resultaten zusammengefaßt werden müssen, wenn sie wirklich fruchtbar werden sollen: das eben wurde ja auch auf der oben erwähnten Historikerversammlung besonders betont.

Bibliographie.

Aus dem Leben König Karl's von Rumänien. Aufzeichnungen eines Augenzeugen. II. Band. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Gr. 8. 8 M.

Briefe des Grafen Neithardt von Gneisenau an Dr. Johann Blasius Siegling, Professor der Mathematik in Erfurt. Herausgegeben von Dr. Albert Pick. Erfurt, Carl Villaret. 8. 1 M. 60 Pf.

Björlin, G., Der Krieg in Norwegen 1814. Nach amtlichen Quellen und Aufzeichnungen dargestellt. Autorisirte deutsche Ausgabe. Stuttgart, Schickhardt u. Ebner, Stockholm, Samson u. Wallin. Gr. 8. 8 M.

Büchner, P., Der Socialismus des zwanzigsten Jahrhunderts. Vorschläge zur Lösung der socialen Frage. Berlin, Elwin Staude. Gr. 8. 1 M.

Dante Alighieri, Das Paradies (Göttliche Komödie III). Metrisch übertragen von Dr. med. Carl Bertrand. Heidelberg, Gustav Koester. Gr. 8. 4 M.

Duncker, Dora, Die Goldfliege. Berliner Sittenroman. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 3 M.

Ebner-Eschenbach, Marie v., Das Schädliche. Die Todtenwacht. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 3 M.

Faulmann, K., Geschichte und Litteratur der Stenographie. Wien, Bermann u. Altmann. Gr. 8. 6 M.

Fontane, Th., Schach von Wuthenow. Dritte Auflage. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 3 M.

Gemoll, Dr. W., Die Realien bei Horaz. 4. (Schluß-) Heft. Berlin, R. Gaertner's Verlagsb. (H. Heyfelder). Gr. 8. Complet 11 M.

Gerlach, H., Die vom Hinterhaus. Novellen. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 2 M.

Kellner, A., Hie Rothenburg! Dichtung von der Wende des XIV. Jahrhunderts. Zweite Auflage. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchh. 8. 4 M.

Korolenko, W., At-Davan und andere Novellen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 1 M.

Krauß, M., Hahnschrei! Weckrufe eines Modernen. München, Lindauer'sche Buchh. 8. 2 M.

Marholm, Laura, Das Buch der Frauen. Paris und Leipzig, Albert Langen. 8. 3 M.

Migerka, Helene, Neue Gedichte. Leipzig, G. Wigand. 8. 3 M.

Neera, Addio und andere Novellen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 1 M.

Philippson, M., Ein Ministerium unter Philipp II. Cardinal Granvilla am spanischen Hofe (1579—1586). Berlin, S. Cronbach. 8. 12 M.

Raabe, W., Der Schüdderump. Zweite Auflage. Berlin, O. Janke. 8. 4 M.

Ratzel, Dr. Fr. Prof., Völkerkunde. Zweite Auflage. Erster Band. Leipzig, Bibliographisches Institut. Gr. 8. Geb. 16 M.

Roland, E., Gedichte. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchh. 8. 2 M.

Stürckow, Alice C., Der Herr von Zalaur. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 4 M.

Vollbrecht, C., In Fesseln. Roman. Dresden, C. Reißner. 8. 2 M.

Vörösmarty, M., Ausgewählte Gedichte. Deutsch von Paul Hoffmann. Wien, A. Hartleben. 8. 2 M. 25 Pf.

Zola, E., An die Jugend. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 1 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 51. — 20. December 1894.

Der grundlose Optimismus.

Die Abneigung der Zeit gegen Philosophen ist oft beklagt worden. Diese Abneigung war und ist vorhanden und gibt thatsächlich Veranlassung zu Klage und Anklage, denn es steht schlimm, sowol um den einzelnen Menschen als um die Gesammtheit, wenn sie glauben, der Philosophie mit ihren Erkenntnissen und Tröstungen entrathen zu können. Auch Hieronymus Lorm weist in dem Vorwort zu seinem Buche „Der grundlose Optimismus", welches als vierter Band der „Literarischen Gesellschaft" (Wien 1894) soeben erschienen ist, auf diesen Umstand hin und fügt, den trostlosen Materialismus der Gegenwart, ihr fast ausschließliches Trachten nach Besitz und Gewinn berührend, hinzu, daß die Philosophie zwar unter keinen Umständen die letzten erlösenden Aufschlüsse ertheilen kann, „allein indem sie die Sehnsucht nach solchen Offenbarungen erweckt, erhöht sie schon das Niveau des Lebens und die Erhöhung ist eine Erhebung über irdische Bedrängnisse". Indessen scheint, wenn nicht alle Anzeichen trügen, eine Wendung zum Bessern eintreten zu wollen. Durch die aufgewühlte, tief unzufriedene Welt geht eine Sehnsucht nach Befreiung von tausend Uebeln, ein Schrei nach Erlösung aus materiellem und geistigem Elend. Ueberall bilden sich Genossenschaften und Vereinigungen, um Waffen zu schmieden zum Kampfe Aller gegen Alle. Auch theosophische, ethische und philosophische. Dem geängstigten Gemüthe war die Philosophie oftmals eine Weiserin und Trösterin. Wie in finsterer Nacht nach einem Sterne schaut man zu ihr empor und hofft, daß sie Licht bringe in die allgemeine Dunkelheit. Die Zerrissenheit schreit nach Heilung, die Verzweiflung will Versöhnung, die Verwirrung will Harmonie. Unser Leben wurde durch den Materialismus und was damit zusammenhängt verwahrlost; nun muß naturgemäß der Rückschlag kommen, es trachtet wieder nach Verinnerlichung, nach einem innern Glück. Das ist der Sinn und Zweck jener sich verbreitenden Gesellschaften und der sich mehrenden Veröffentlichungen auf philosophischem Gebiete. Nicht anders ist es mit dem genannten Buche Lorm's.

In seinen Gedichten hat er seiner Stellung zu Welt und Leben längst einen poetischen Ausdruck verliehen. Der Pessimismus ist nicht allein seine persönliche Stimmung, sondern das Ergebniß seiner wissenschaftlichen Erkenntniß. Aber er suchte sich davon zu befreien durch eine besonders dem Orientalen häufig eigene ruhige Beschaulichkeit und resignirende Ergebenheit dem Unabänderlichen gegenüber: Quietismus ist der bekannte Fachausdruck dafür. Auch in zahlreichen Aufsätzen, als geistreicher Causeur, hat er sich darüber ausgesprochen. Das philosophische Feuilleton findet in ihm seit einer langen Reihe von Jahren einen ausgezeichneten Vertreter. Den Schmerz über die Nichtigkeit und die Leiden des Daseins hat er deutlich und ergreifend geschildert in den verschiedensten literarischen Farben, in wehmüthiger Klage, in Sarkasmus, Hohn und Ironie. Er hat, mit einem stattlichen Rüstzeug von Wissen und eigenen Gedanken bewehrt, Himmel und Erde bekämpft; er hat die individuelle Gemeinheit, welche zu dem Elend des Daseins noch den Schmuz hinzuträgt, gegeißelt; er hat gegen das goldene Kalb den Flamberg geschwungen, am erbittertsten in seiner Polemik gegen das Haus Rothschild; aber er hat auch gejauchzt im Genusse der Natur und Kunst. Das ist seine positive Seite. Er will nichts wissen von einer Verneinung des Willens zum Leben, nichts von einer Vernichtung der Existenzen; im Gegentheil er strebt nach Erhaltung der wirklichen Güter des Lebens, welche den Geist erheben und das Herz erquicken, nach dem wahrhaft Seienden. In diesem Sinne sind seine Bücher „Naturgenuß" und die „Muse des Glückes" geschrieben. Ausgeführt und vertieft treten uns die Anschauungen Lorm's in seiner letzten Veröffentlichung, dem „Grundlosen Optimismus"*) entgegen. Es ist sein Haupt- und Lebenswerk,

*) Der grundlose Optimismus von Hieronymus Lorm. Wien, Literarische Gesellschaft. 1894. 8. 4 M. 20 Pf.

ein „Buch der Betrachtung“, in welchem er die Summe seiner Erkenntniß zieht. Es lag nicht in der Absicht des Verfassers, die vorhandenen Systeme der Metaphysik um ein neues zu vermehren. Er ist überhaupt kein Systematiker und sein Buch ist gerade solchen Personen gewidmet, denen Glaubensartikel oder philosophische Systeme keine ausreichende Befriedigung gewährt haben.

Die moderne Streitfrage, ob Pessimismus oder Optimismus der richtige Standpunkt für die Weltbetrachtung sei, kommt zu einer neuen Lösung, nicht auf dem Wege unfruchtbarer speculativer Ideen, sondern auf dem Grunde entscheidender Erfahrungen des Gemüthes. Lorm steht auf dem festen Standpunkt der Kant'schen Erkenntnißtheorie. Man hat bekanntlich wiederholt gesagt, daß, wie im vorigen Jahrhundert Frankreich seine politische Revolution hatte, so durch den Weisen von Königsberg eine Revolution im Reiche der Geister herbeigeführt wurde. Kant's Philosophie war Kriticismus. Er übte Kritik an den bestehenden Anschauungen und eine nach der andern wurde von ihm verworfen, ja er übte Kritik an der Vernunft selbst und wies sie zurück in ihre Schranken. Das Labyrinth des Dogmatismus wurde von ihm zerstört und an seiner Stelle der reine Tempel der Erkenntniß erbaut, dem es freilich an geheimen Irrgängen nicht fehlte. Kant hat, der bis dahin herrschenden dogmatischen und skeptischen Philosophie gegenüber die Methode des kritischen Philosophirens in Gang gebracht, indem er das Verfahren der Vernunft selbst untersuchte, das gesammte menschliche Erkenntnißvermögen zergliederte und prüfte, wie weit seine Grenzen wol gehen mögen. Das Resultat war klar: unsere Erkenntniß geht nicht weiter als unsere Erfahrung. Mit andern Worten: jede menschliche Erkenntniß, die den Namen einer solchen verdient, stammt aus zwei Quellen: Sinnlichkeit und Verstand. Die Sinnlichkeit allein liefert keine Erkenntnisse; sie übermittelt uns nur den noch ungestalteten Vorstellungsstoff, den erst der Verstand zu wirklichen Erkenntnissen umformt, und zwar vermöge gewisser, in ihm selbst liegender, nicht aus der Sinnlichkeit geschöpfter, also apriorischer Formen oder Denkregeln. Hingegen wird der reinen Vernunft das Vermögen abgesprochen, einerseits zu den Grundgesetzen sinnfälliger Erkenntniß beizutragen, andererseits übersinnliche Gegenstände zu wissenschaftlichen Erkenntnissen der Erfahrung zu machen. Das letzte vernichtende Ergebniß der Kant'schen Forschung war, daß wir das Ding an sich nicht kennen, nur seine Erscheinung. Es ist verwandt dem Wort des edeln Sokrates: „Ich weiß gar nichts, als höchstens das, daß ich nichts weiß.“ Und es ist verwandt dem Verzweiflungsschrei des Faust: „Und sehe, daß wir nichts wissen können!“ Thatsächlich ertönt für ein feines Ohr ein Wehruf auch aus den Schriften des deutschen Weltweisen dem menschlichen Erkenntnißvermögen entgegen. Ueber das Sternengewölbe hinaus dringt kein erschaffener Geist.. Was aber ist das für eine Welt, in der wir die höchste, die übersinnliche Wahrheit nicht klar fassen und schauen können? Wo es darüber ein wissenschaftliches, apodiktisches Urtheil nicht gibt? Der unglückliche Hölderlin, ein Verehrer Kant's, empfand, als er von einem erhöhten Lebensgefühl nicht mehr getragen wurde, jenen Wehruf mit einer seine ganze Natur erschütternden Deutlichkeit. In diesem Zustande sagte er aus tiefster Seele: „O, ein Gott ist der Mensch, wenn er träumt, ein Bettler, wenn er nachdenkt.“

Eine ähnliche Stimmung und Gesinnung findet sich wieder in dem Buche Lorm's. Er sieht in Kant's „Kritik der reinen Vernunft“ die Begründung des wissenschaftlichen Pessimismus; die hierauf sich beziehenden Kapitel sind vorzüglich. Mit einleuchtender Klarheit wird die Erkenntnißtheorie Kant's dargelegt, so daß sie auch der philosophisch ungeschulte Leser, wenn er geistig nicht allzu bequem ist, verstehen kann. „Eine Welt“, so schließt Lorm, „in welcher die Vernunft ununterbrochen danach strebt, die Wahrheit, das Wesen der Dinge an sich zu erkennen, während der Verstand ausschließlich Grundsätze zur Verfügung hat, die blos die Erscheinungswelt zum Bewußtsein bringen, eine Welt, in der die Wahrheit nicht erreicht werden kann und somit auch der Ursprung und die Wesenheit, die Nothwendigkeit und die Möglichkeit des Guten für immerdar ein Räthsel bleibt, ist, objectiv gefaßt, eine schlechte Welt, und dies ist der objective Kern eines wissenschaftlichen, oder — um der Bezeichnung den Stempel Kant's aufzudrücken — des erkenntnißtheoretischen Pessimismus.“

In einer zweiten Abtheilung kritisirt Lorm die Nachfolger Kant's von Fichte bis Nietzsche und verwirft sie in ihrer Eigenschaft als Erkenntnißtheoretiker, weil sie die von jenem gewonnenen Resultate zu nichte zu machen suchten, von dem Wissen in das Meinen zurückfielen und Kant's großer Lehre die Träumereien und Gedankendichtungen der Metaphysik gegenüberstellten. Auf diese metaphysischen „Gedankendichtungen“ ist Lorm nicht gut zu sprechen, nach meinem Gefühl zu wenig gut. Wer möchte sie entbehren die ununterbrochene Kette, die von Thales zu Robert Hamerling führt? Gewiß, die Metaphysik weist Verirrungen auf, die nicht ohne Abwehr hingenommen werden können, Widersprüche und Gegensätze, die manchem das Studium verleidet haben mögen; aber andererseits darf man die historische Entwickelung nicht übersehen, das Zusammenhängende und Uebereinstimmende nicht außer Augen lassen. Eins haben sie ja alle, die Freunde der Weisheit, die größern wie die kleinern, gemeinsam: sie zerbrechen sich, dem metaphysischen Bedürfniß nachgebend, den Kopf über das Woher? Wohin? und Wozu? Sie streben nach Lösung der großen Räthselfragen des Daseins. Sie sind von dem Drange nach Erkenntniß und Wahrheit beseelt. Und das sind keine geringen Eigenschaften. „Gedankendichtungen“ — warum nicht? Die empfangene Anregung ist hoch anzuschlagen. Und wenn das Spiel der Phantasie häufig genug in der Poesie sein Genügen findet, warum soll das Spiel des Geistes sich nicht offenbaren auf metaphysischem Gebiete, als Gedankendichtung? Ist doch der Spieltrieb dem Menschen ureigen.

Tiefsinnig äußert sich Schiller darüber: „So wie der Schöpfer die Welt zur spielenden Entfaltung seiner Vollkommenheiten, zu seiner Selbstbefriedigung und Selbstergötzung geschaffen zu haben scheint, so hat er auch dem schuldlosen Menschen als innigsten, guten Kern den Spieltrieb eingepflanzt. Er ist die wesentliche Bethätigung des Geistes, er ist das, was an den Menschen himmlisch, harmonisch, ursprünglich, naiv, wahr, gut und unverdorben ist. Der spielende Mensch ist der tugendhafte Mensch. Ihm ist wie dem Kind das Himmelreich offen. Das Spiel ist die rein menschliche, ursprüngliche, gottgewollte, würdige Bethätigung des Menschen. Aus ihm fließt alles Gute, Wahre und Schöne, die echte Kunst und die echte Sittlichkeit."

Um auf Lorm zurückzukommen. Wie streng seine Kritik des nachkant'schen Geistes auch ist, seine Darstellung bietet, immer vom Gesichtspunkte der Kant'schen Erkenntnißtheorie aus, eine Geschichte der modernen Philosophie bis zum heutigen Tage dar, deren Gediegenheit nicht zu verkennen ist. Nachdem ein fester Standpunkt für ihn gewonnen war, so war es sein Recht und seine Pflicht, ihn festzuhalten. Wie die Metaphysik, so werden auch die Sphären des realen Lebens, besonders Geschichte und Naturforschung, in ihrem wahren Werthe nach den Ergebnissen abgemessen, welche eine von allen willkürlichen Ideen und Systemen befreite, apodiktisch gewisse Erfahrung liefert.

Damit ist der negative und historische Theil des Buches abgeschlossen. Ein nicht auf persönlicher Verstimmung beruhender, sondern wissenschaftlicher Pessimismus erscheint dadurch begründet, daß die enge Grenze aller nach bestimmter Wahrheit strebenden menschlichen Erkenntniß offenbar gemacht und gezeigt wird, daß wir mit unserm Wahrheitsdrang über die allenthalben bedingte Natur nicht hinauskönnen. Eine Lücke, eine Leere bliebe zurück, wenn nicht ein zweiter positiver Theil folgte. Mit Recht weist Lorm darauf hin, daß Kant bei der Abfassung der „Kritik der reinen Vernunft" die geheime Befürchtung gehegt haben mochte, die „nothwendige Lücke des Wissens" werde sich zu einer unnöthigen Wunde des Herzens bei den Glaubensseligen unter seinen Zeitgenossen gestalten. Eifrig war er bedacht, die „Lücke" wieder zu schließen; er schrieb die „Kritik der praktischen Vernunft", womit er die ethische Erfüllung der Postulate der reinen Vernunft bezweckte. Denn wie die Kategorien der Vernunft, so kündigt sich nach Kant auch der kategorische Imperativ, das heißt die einzige Richtschnur des Handelns, a priori, voraussetzungslos, unabhängig von der Erfahrung an. Hier wird von dem Königsberger selbst das Erfahrungsmotiv abgelehnt. Lorm nennt daher die „Kritik der praktischen Vernunft" einen „Abfall Kant's von Kant" und geht weiterhin seine eigene Geistesbahn.

„Kant's Hauptwerk", so sagt er, „bleibt für das Gemüth ein ebenso grauenhaftes wie erhabenes Denkmal des auf Erden für ewig sich behauptenden Pessimismus, dem nichts entgegengesetzt, aus dem nur gefolgert werden kann, was ich als Versöhnung mit dem Pessimismus aus ihm selbst ableiten will." Diese Versöhnung liegt in dem ‚grundlosen Optimismus". Ihm ist die vierte und wichtigste Abtheilung des Werkes gewidmet. Nach aller Zerstörung des Endlichen bleibt dem Pessimismus noch ein Unendliches übrig. Lorm hat diesen Gedanken einmal durch die Verse ausgedrückt: „Erst wenn Sturm das Herz gebrochen, fühlt es, was kein Sturm mehr bricht." Das Vorhandensein des Unendlichen im Gemüthe wird mit überzeugender Kraft nachgewiesen und gibt diesem selbst einen mächtigen Halt in den verworrenen und verwirrenden Kämpfen und Schmerzen der Zeit, wie in der Trübsal der einzelnen Menschengeschicke. Der grundlose Optimismus — grundlos weil er in der Welt der Erfahrung nirgends eine Bestätigung findet, sondern höherer, intelligibler Natur ist — wird als Consequenz des wissenschaftlichen Pessimismus betrachtet in der Idee der reinen Vernunft, in Ethik und Aesthetik, in bewußter und unbewußter Thätigkeit. Die Darstellung steigert sich und erhebt sich in diesen Partien oft zu großer Schönheit. Es funkelt von Lichtern und Sternen. Das Herz wird erwärmt und nimmt einen Trost mit auf den Weg im finstern Thale. Wenn auch Lorm seine Betrachtungen, wie er selbst sagt, nur einzelnen, die durch ihre Natur oder durch ein schweres Geschick zur Erwägung des Lebensproblems gedrängt sind, widmet, so ist doch sein Werk keine vorübergehende Erscheinung; wenn es auch nichts weniger beabsichtigt, als auf die Gesammtheit zu wirken, so wird es sich doch im Gemüth von tausend Einzelnen, die zu lesen und geistig zu genießen verstehen, als Lebensführer festsetzen.

Neben dem Schmerz wohnt die Freude. Das haben alle wahren Dichter ausgedrückt, indem sie neben ergreifenden Klagen jauchzende Gesänge anstimmten. Neben dem wissenschaftlichen Pessimismus erhebt sich der grundlose Optimismus „mit seiner hoffnungslosen Sehnsucht und seinem verborgenen Glück. Sehnsucht ist unter allen Umständen ein Gefühl der Schranke, aber es schließt nothwendig den Begriff der Unbeschränktheit mit ein. Das Reich des grundlosen Optimismus ist nicht von dieser Welt, die durch und durch Schranke ist, aber daß er trotzdem in ihr vorhanden, dies allein macht sie zur bloßen Grenze eines bessern, wenn auch nur empfundenen Reiches". Mit diesen Worten schließt das Buch verheißungsvoll ab. Sie wollen mich an die uralten Verse Pindar's gemahnen:

Der Mensch,
Vom Schatten ist er ein Traum. Naht ihm aber ein Lichtstrahl,
Gottgesendet, so ist der Tag ihm hell, lieblich das Leben.

Fritz Lemmermayer.

Eine neue Geschichte der Philosophie.

Allgemeine Geschichte der Philosophie mit besonderer Berücksichtigung der Religionen. Von Dr. Paul Deussen, Professor an der Universität Kiel. Erster Band, erste Abtheilung: Allgemeine Einleitung und Philosophie des Veda bis auf die Upanishads. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1894. 8. 7 M.

Mit Recht spricht der Verfasser in der Vorrede von der unberechtigten Geringschätzung der Geschichte der Philosophie. Sind es doch vorzugsweise solche, welche meinen, mit ihrem Wissen fertig zu sein, welche spotten. Die es ernst mit sich Meinenden wissen, daß ihr Wissen stets Stückwerk ist und daß die Beschäftigung mit dem was Tüchtige vorher gedacht, ihre Anschauung nur bereichern kann.

Mehr als es bisher geschehen (VIII), wollen wir die Lehren der Religionen in den Kreis unserer Betrachtung ziehen. Da innerlich und nach Abstreifung ihres mythischen Gewandes die Religionen selbst Philosophie sind, da der lebenskräftigste und fruchtbarste Schößling aller Philosophie im Boden der Religion emporschoß und die neuere Philosophie, im Guten wie im Schlimmen, fast ebenso sehr auf Jesus und Paulus, wie auf Platon und Aristoteles zurückleitet.

Wir begrüßen freudig diese Neuerung. Denn da thatsächlich in der griechischen wie in der neuern Zeit die Philosophie erwachte, um an Stelle unhaltbar gewordener Vorstellungen und Gebräuche in der Volksreligion reine Vorstellungen und Forderungen des Lebens aufzustellen, so meint heutzutage jeder, der als Gebildeter scheinen will, er müsse sich groß zeigen in der Verachtung der Religion des „ungebildeten“ Volkes. Wir begrüßen daher des Verfassers Vorgehen, das bei vorurtheilslosem Betrachten aller Religionen leicht eine Versöhnung zwischen Religion und Philosophie anbahnen und zumal letztere lehren kann, daß zur Zeit noch die lebenskräftigste Philosophie nicht in neuen Erfindungen, sondern in der reinern Erfassung und Vertiefung vorhandener religiöser Vorstellungen wurzelt.

Wir begrüßen aber auch die weitere Neuerung, daß der gelehrte Verfasser der Schrift: „Das System des Vedânta“ und der Uebersetzer der „Sûtras des Vedânta“ der westasiatisch-europäischen, griechischen, christlichen und neuern Philosophie die ostasiatische, zumal die indische gegenüberstellt. Der Verfasser erwirbt sich damit jedenfalls den Dank aller Freunde der Philosophie, die keine Zeit zu indischen Studien haben; angeregt aber durch die vielfach verbreiteten Uebersetzungen indischer Sagen gern auch Uebersetzungen der Philosophie dieses Wunderlandes kennen lernen wollen. Wenn wir dabei namentlich an Adolf Holtzmann's „Indische Sagen“ denken, so geschieht es, weil wir bei Deussen's leichter, ungekünstelter, dichterischer Uebersetzungsweise gerade an Holtzmann erinnert werden. Die Einleitung beginnt mit den Worten:

Die Geschichte der Philosophie ist die Geschichte einer Reihe von Gedanken über das Wesen der Dinge, welche im Laufe der Jahrhunderte im Oriente und Occidente in einer Anzahl überlegener Köpfe aufgetreten sind.

Wir erinnern uns nicht, eine einfachere und anschaulichere Erklärung gelesen zu haben; aber in der weitern Ausführung, wie bei der Erklärung der Philosophie selbst, zeigt sich rasch, daß unser Geschichtschreiber wie jeder Denker die Dinge nach seiner oder seines Meisters Weise auffaßt. S. 4 und 5 heißt es:

Die Philosophie bezieht sich erstens auf das Gesammtgebiet alles dessen, was seiend vorhanden ist. Zweitens haben es die empirischen Wissenschaften mit der äußern Erscheinungsweise der Dinge, gleichsam mit der Außenseite der Natur zu thun. Die Philosophie dagegen versucht in das Innere der Natur einzudringen, um das eigentlichste, tiefste und letzte Wesen der Gesammtheit der erscheinenden Natur, das Selbst (âtman) der Welt, wie der Vedânta, um das Ding an sich, wie Kant sagt, um, nach einem Beides zusammenfassenden Ausdrucke Platon's, das was selbst an sich selbst (αὐτὸ καϑ' αὑτό) ist, zu ergreifen. Die andern Wissenschaften sind physisch, sie bleiben beim causalen Zusammenhang, bei der Schale stehen, die Philosophie hat metaphysisch die Erfahrung zu durchdringen, um den Kern zu erfassen.

Auf die Frage, wie man metaphysisch ins Innere, zum Kern dringt, geben folgende Sätze Auskunft.

Ein Fortschritt (S. 239) von Mythologie zu Philosophie ist darin zu erblicken, daß die Erwecker von Philosophie, Xenophanes bei den Griechen, Cartesius und Spinoza in der neuern Zeit, in Anlehnung an die Volksreligion, ihr Princip noch Gott nannten, ein Parmenides aber Sein, Platon wahrhaftes Sein und die kantische Philosophie, bescheidener und unserm Erkenntnißgrad geziemender Ding an sich. Ebenso verhalten sich die Begriffe Prajâpati (ein Gott) und Âtman (das Selbst). Solche Worte (S. 287) sind inhaltsleer, abstract, aber darin liegt für die Metaphysik, welche es mit einem ewig Unerkennbaren zu thun hat, ihr Werth. Das Princip der Welt kann (S. 307) keiner seiner Erscheinungen ähnlich sein. Soll über das Räthsel der Welt (S. 282) ein Aufschluß möglich sein, so wird derselbe wesentlich und vor allem aus unserm eigenen Innern geschöpft werden müssen. Denn der Mensch ist die höchste Stufe der Natur, und unser eigenes Sein ist der einzige Punkt der Welt, in welchem sich uns die Natur von innen öffnet und einen beschränkten Einblick gewährt. Es ist ein großer indischer Gedanke (S. 293), daß der Weise, indem er Gott erkennt, zu Gott wird, weil er in Wahrheit Gott von jeher war. Oder: die Erkenntniß des Urgrundes aller Dinge ist in Wahrheit nur eine Erkenntniß unser selbst; wir gehen dadurch mit unserm (physischen) Selbst in unser (metaphysisches) Selbst über.

Unklar ist, wenn Platon oder Kant mit abstracten, von sinnlichen Zuthaten freien Worten das Wesen ihres Gottes bezeichnen, wie dann auch ihr „mythologischer“ Gott beseitigt sein soll. Im übrigen stehen wir mit den angeführten Sätzen auf dem Boden Schopenhauer's, der zuerst uns Naturforschern die Räthsel der Welt aus unserm Innern lösen zu können meinte. Unser Wille sei das

Gleichniß des Alls. Alles, auch die Materie sei Wille. Erde und Sonne in zwanzig Millionen Meilen Entfernung, verharrend in ihren Bahnen, gebannt an das wanklos starre Gesetz ihrer Masse und Entfernung, seien zueinander strebende Willensmassen. Ein Newton konnte dies Gesetz nicht aus der Außenseite der Natur, noch blos aus seinem Innern holen. Unklar ist, weshalb das Princip keinem seiner Erzeugnisse ähnlich sein soll, der Mensch kann überhaupt von Gott nicht anders als in Gleichnissen reden. Auch Schopenhauer und die Inder suchten dies Gleichniß und fanden es da, wo es zu suchen, im Innern des Menschen. Aber sie fanden es nur im Willen und in der Vorstellung, nur im Selbst. Ja die Inder sagen, mit der Gotterkenntniß hört das Gleichniß auf, denn dann wird der Mensch selbst der Gott, der „ewig Unerkennbare", der Gott, der ihn gemacht hat. Wo bleibt da die erwähnte, geziemende Bescheidenheit der menschlichen Erkenntniß?

Der Verfasser spricht in der Einleitung noch von Quellen und Methoden und bringt zumal eine Uebersicht über die fünf zu betrachtenden Hauptheile. „I. Die indische"; „II. die griechische Philosophie"; „III. Die der Bibel"; „IV. Die des Mittelalters" und „V. Die Neuere". Der Verfasser schließt (S. 22) seine Uebersicht also:

Kant ist der Begründer, Schopenhauer der Vollender eines einheitlichen, durchaus auf der Erfahrung gegründeten, durchaus mit sich selbst übereinstimmenden metaphysischen Lehrsystems, welches in seinen praktischen Theilen als ein seiner ganzen Tiefe nach auf wissenschaftlicher Grundlage erneutes Christenthum erscheint und für absehbare Zeiten die Grundlage alles wissenschaftlichen und religiösen Denkens der Menschheit werden und bleiben wird.

Solche stolze Zuversicht fordert eine andere Zuversicht heraus, die da nicht glaubt an Schopenhauer's Zweieinigkeit des Wollens und Vorstellens als dem Gleichniß Gottes, sondern dieses Gleichniß sieht in Augustin's Dreieinigkeit des Denkens, Wollens und Fühlens (vgl. Nr. 42 d. Bl. f. 1892) und welche, da man solchen dreifach thätigen Gott der reinen Wahrheit, des heiligen Willens und der erbarmenden Liebe einen lebendigen, persönlichen Gott nennt, das Christenthum unter dem Zeichen der Persönlichkeit, nicht unter dem Zeichen des Unpersönlichen stehen sieht. Der Inhalt des ersten Bandes ist folgender:

Einleitung zur Philosophie der Inder. I. Werth der indischen Philosophie. II. Land und Leute. III. Perioden. IV. Die philosophische Literatur; interessant besonders durch die Uebersetzung des Prasthâna-bhêda, der Schrift über die Mannichfaltigkeit der Methoden, so genannt, da die Kenntniß der Schriften zum Ziele des Menschen führt. V. Der Veda und seine Theile.

Die erste Periode der indischen Philosophie. Die Zeit der Hymnen des Rigveda. ca. 1500—1000 a. C. I. Die altvedische Cultur. II. Die altvedische Religion. III. Der Verfall der altvedischen Religion und die Anfänge der Philosophie. IV. Das Suchen nach dem „unbekannten Gotte".

Die zweite Periode der indischen Philosophie. Die Brahmânazeit (ca. 1000—500 a. C.). I. Die Cultur dieser Zeit. II. Die Brahmânas als philosophische Quellen. III. Geschichte des Prajâpati. IV. Geschichte des Brahman bis auf die Upanishad's. V. Geschichte des Âtman bis auf die Upanishad's.

Die dritte Periode, die Sanskritzeit. Die Fortbildung der Upanishad-Gedanken zu den orthodoxen und heterodoxen Systemen, zu welchen auch der Buddhismus gerechnet wird.

Leider aber ist diese Abtheilung noch nicht bearbeitet, und noch mehr leid ist uns, daß die Bearbeitung nach Angabe des Verfassers noch anstehen wird. Deshalb aber müssen wir auch ein Urtheil über die indische Philosophie noch anstehen lassen. Als Laie können wir natürlich über das was indische Studien erfordert, nicht urtheilen; aber gerade als Laie vermissen wir S. XIV, wo gesagt ist, man habe Pradschapati zu sprechen, die Angabe, was z. B. der Punkt unter n und r bedeutet. Als Laie ferner können wir gestehen, daß die ganze Darstellung von Land und Leuten, deren Wanderungen und Sitten, von den philosophischen Vorstellungen und ihren Entwickelungen, zumal auch der Âtman-Vorstellung, an Lebendigkeit, Anschaulichkeit, Klarheit und Einfachheit wahrhaft wohlthuend ist. Freilich kommt dem Verfasser dabei sein Standpunkt sehr zu gute. Denn gerade seine Darstellung zeigt, daß Schopenhauer viele Berührung mit Indien hat. Bei dem Werth des vorliegenden Werkes wird ihm der Erfolg nicht fehlen, um so mehr hoffen wir, daß der Verfasser, wie er in Indien nur das Bleibende, nur die Lichtseiten aufgefunden hat, so auch in den andern Ländern nur die Lichtseiten finden wird. Als Probe der Uebersetzungskunst des Verfassers und als freilich bedeutendstes Beispiel der indischen Hymnen führen wir Strophen aus dem „Schöpfungshymnus" (10, 129) des Rigveda, des Veda der Verse an. Der Veda selbst ist (S. 47, 64) „das über die Pflicht und das Brahman belehrende übermenschliche Richtschnur-Wort"; überhaupt „das älteste theologische Wissen". Er zerfällt in vier Abtheilungen, die der Verse, der Lieder, der Opfersprüche, des Atharvan.

Damals war nicht das Nichtsein, noch das Sein,
Kein Luftraum war, kein Himmel drüber her. —
Wer hielt in Hut die Welt, wer schloß sie ein?
Wo war der tiefe Abgrund, wo das Meer?

Nicht Tod war damals, noch Unsterblichkeit,
Nicht war die Nacht, der Tag nicht offenbar. —
Es hauchte windlos in Ursprünglichkeit
Das Eine, außer dem kein andres war.

Von Dunkel war die ganze Welt bedeckt,
Ein Ocean ohne Licht, in Nacht verloren; —
Da ward, was in der Schale war versteckt,
Das Eine durch der Glutpein Kraft geboren.

Aus diesem ging hervor zuerst entstanden,
Als der Erkenntniß Samenkeim, die Liebe; —
Des Daseins Wurzelung im Nichtsein fanden
Die Weisen, forschend in des Herzens Triebe.

L. Weis.

Zur Kunstgeschichte.

1. Grundriß der Kunstgeschichte. Ein Hülfsbuch für Studirende. Von Dr. Friedrich Freiherrn Goeler von Ravensburg. Mit neun in den Text gedruckten Figuren. Berlin, Karl Dunker. 1894. Gr. 8. 6 M. 75 Pf.
2. Kunstgeschichte im Grundriß. Dem kunstliebenden Laien zu Studium und Genuß von M. von Broecker. Zweite verbesserte Auflage mit 41 Abbildungen im Text. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1895. 8. 2 M. 60 Pf.
3. Allgemeine Geschichte der bildenden Künste. Von Dr. Alwin Schultz, Professor an der k. k. deutschen Universität zu Prag. Mit Textillustrationen, Tafeln und Farbendrucken. Erste Lieferung. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. Separat-Conto. 1895. Lexikonformat. 2 M.
4. Thorwaldsen's Darstellung des Menschen. Ein kunstgeschichtlicher Umriß von Dr. Julius Lange, Professor an der Universität zu Kopenhagen. Ins Deutsche übertragen von Mathilde Mann. Mit 8 Vollbildern und 16 Textillustrationen. Berlin, Georg Siemens. 1894. 8. 5 M.
5. Das Friedrichsdenkmal nach den Entwürfen Schinkel's und Rauch's (1822—1836). Von Dr. Hans Mackowsky. Berlin, C. Vogt. 1894. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Der „Grundriß der Kunstgeschichte" von Friedrich Freiherrn Goeler von Ravensburg (Nr. 1) füllt eine wirkliche Lücke aus; sein besonderer Werth liegt sowol in der methodischen Behandlung als in der sorgfältigen Verarbeitung der gewaltigen Stoffmenge. Ursprünglich zum Leitfaden für das häusliche Studium der Kunstschüler bestimmt, hat sich das Werk im Laufe der Arbeit, die mehrere Jahre in Anspruch nahm, zu einem Hülfsbuche erweitert, das nicht nur dem jungen Künstler zur Einführung in die Kunstgeschichte, sondern auch dem Studenten und dem ernsthaften Kunstfreunde zur schnellen Orientirung dienen soll. In der That läßt seine Zuverlässigkeit und Reichhaltigkeit kaum etwas zu wünschen übrig, wie die Stichproben ergeben, zu denen sich der Kritikus durch das angehängte Künstlerverzeichniß ohne weiteres verlockt fühlt. Es wäre schlechterdings unmöglich, im Rahmen eines handlichen Bandes dem umfangreichen Materiale eine, wenn nöthig, ins Einzelne gehende und doch auch übersichtliche Behandlung angedeihen zu lassen, wenn sich der fleißige Verfasser nicht der Mühe unterzogen hätte, den Inhalt in möglichst knappe Form zu kleiden: Schärfe des Ausdrucks, treffende Bezeichnung und schlagende Charakteristik, die bei kürzester Fassung doch die volle Wärme der Begeisterung durchfühlen läßt, müssen die breitere Schilderung ersetzen — nicht nur des geringern Preises wegen, sondern namentlich um des Lehr- und Lernerfolges willen.

Die Arbeit war nicht leicht; denn je kürzer die Fassung, desto schwieriger die Darstellung, wie nicht nur Anton Springer, sondern vor ihm schon mancher andere behauptet hat. Daß dem Verfasser seine Absicht gelungen ist, bestätigt die Wahrnehmung, daß durch die knappe Form auch die Charakteristik der Künstler und ihrer Werke keine Einbuße erlitten hat. Und wenn es dem Genius einer ganzen Epoche oder der Schilderung eines Hauptarchitekturstiles gilt, dann geizt der Verfasser auch nicht mit dem Raume; ja, er befleißigt sich in diesem Falle sogar einer größern Ausführlichkeit als andere Werke ähnlichen Schlages, ohne jedoch der alten prägnanten Form untreu zu werden.

Zur Erhöhung der Uebersichtlichkeit sind mehrere Schriftgattungen angewandt worden, wodurch die Eintheilung und Gliederung des Stoffes in Perioden, Epochen, Schulen und Gruppen auch äußerlich zur Geltung kommt — ein Umstand, der dem Lernenden große Erleichterung gewährt, wie uns jeder praktische Schulmann bestätigen wird. Demselben Zwecke dient die gleichmäßige Form der Behandlung der verschiedenen Architektursysteme — Grundriß, Aufbau und Einzelformen — und der wichtigern Künstler — Leben, Kunstcharakter und Werke.

Das Werk umfaßt die gesammte Kunstgeschichte aller Zeiten und Völker bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. Getreu dem Grundsatze, nur das historisch und ästhetisch Spruchreife dem Lernenden zu bieten, deutet es nur noch die Richtungen an, die die Kunst im neuen Jahrhundert einschlägt.

Daß der Verfasser angelegentlich bemüht gewesen ist, das verwerthete Quellenmaterial kritisch nachzuführen, glauben wir ihm gern, wenn auch hier und da, z. B. in den biographischen Notizen, etwas unterläuft, was nicht mehr haltbar ist. Die Specialliteratur ganz zu beherrschen, ist eben ein Ding der Unmöglichkeit. Non omnia possumus omnes. Im übrigen sind es meist Kleinigkeiten, die nicht der Mühe werth sind, aufgestochen zu werden, und unser Urtheil nicht im mindesten einschränken: der „Grundriß" ist von allen ähnlichen Büchern das gehaltvollste, und die königlich preußische Unterrichtsverwaltung hat sich mit dem Auftrage, einen brauchbaren Leitfaden der Kunstgeschichte zu schreiben, an den rechten Mann gewendet. Die Darstellung ist nirgends trocken; überall ist ein Zug ins Große erkennbar. Das Auge unterscheidet in den weiten Hallen des schön gegliederten Baues deutlich die Häupter der einzelnen Perioden von Polygnot bis Lionardo, von Raffael bis Rembrandt, und die Meister der einzelnen Schulen heben sich klar von ihren Gefolgschaften ab; überall fühlt man heraus, daß ein begeisterter und allezeit ehrlicher Kenner sein wohldurchdachtes Urtheil spendet.

Außer neun kleinern mehr zur Erklärung dienenden Figuren enthält das Werk keine Abbildungen. Der Verfasser verweist auf das Anschauungsmaterial, das den öffentlichen Lehranstalten zur Verfügung steht oder wenigstens stehen sollte. Außerdem empfiehlt er den Graul'schen Bilderatlas als ausreichendes Hülfsmittel. Wenn damit gemeint ist, daß der Studirende nach einem Vortrage, der durch gute Photographien oder Stiche experimentell unterstützt wird, für manches einen sichtbaren Anhalt des Gedächtnisses finden soll, so kann der Vorschlag gutgeheißen werden, in jedem andern Falle jedoch würde der genannte

Atlas, der gerade noch für die Schule ausreicht, durch die „kunsthistorischen Bilderbogen" oder durch den „Classischen Bilderschatz" zu ersetzen sein.

M. von Broecker's „Kunstgeschichte im Grundriß" (Nr. 2) verhält sich zu dem Werke von Goeler von Ravensburg wie die freundliche jüngere Schwester zum männlich-ernsten Bruder. In der That ist das Buch zunächst als Unterrichtsmittel für gehobene Mädchenschulen bestimmt und erscheint dazu, wie wir gleich vorausschicken wollen, auch ganz vorzüglich geeignet. Hier wäre eine Ueberfülle von positivem Wissen von Uebel; neben der Auswahl des Stoffes und der kritischen Betrachtung der Kunstwerke hat hier namentlich das Gemüth ein Wörtlein mit zu reden. Der Ruf „Hinaus aus der Schule mit der langen Weile!" gilt vor allen den Gegenständen, die wie die Kunstgeschichte, ganz dazu angethan sind, den Geist zu bilden und zugleich Herz und Gemüth zu veredeln. Das Buch erhebt nicht den Anspruch, die Mädchen mit Hülfe umfangreicher Kenntnisse für eine Prüfung in Kunstgeschichte vorzubereiten, sondern es verfolgt die Absicht, durch fesselnde und treffende Schilderungen Lust und Liebe zur Sache zu erwecken, wobei sich die Belesenheit der Verfasserin, sowie die geschickte Verwerthung ihres vielseitigen Wissens überall kundgibt. Der Versuch, die jungen Gemüther für das Große und Schöne zu erwärmen, die Augen für künftige Reisen und für den Besuch von Museen zu öffnen, sie die Kunst zu lehren, sich in ein Kunstwerk zu vertiefen, ist als durchaus gelungen zu bezeichnen.

Aber noch ein anderes darf nicht übersehen werden. Um die leicht bestimmbaren jungen Herzen vor unklarer Schwärmerei und vorschnellem, laienhaftem Urtheilen zu bewahren, hebt die Verfasserin die Kunstgeschichte nicht aus dem Zusammenhange mit dem Leben heraus, um sie als isolirtes Fach möglichst eingehend und einseitig zu behandeln, sondern fügt sie in den Rahmen der Zeitgeschichte, getreu ihrem Vorsatze, die Kunstgeschichte gleichsam als Verkörperung des Zeitgeistes erscheinen zu lassen, als einen Spiegel, auf den Literatur- und Weltgeschichte aufhellende Strahlen werfen. So kommt es, daß die Entwickelungsgeschichte der Kunst hier mehr als in andern derartigen Leitfäden in den Vordergrund tritt. Daher werden auch alle Hauptepochen der Kunstgeschichte eingehend berücksichtigt, in die Trias der bildenden Künste schieben sich keine scheidenden Wände, und das vielseitige Können des Universalgenies wird nicht in einzelne Kunstgattungen zerpflückt.

Um den Leser — das Buch verdient eine weitere Verbreitung auch außerhalb der Schule — möglichst tief in die Kunst und ihre Entwickelung zu tauchen, sind einige große Persönlichkeiten und Kunstrichtungen — Fra Angelico, die Gothik, Michelangelo, Raffael, das dresdener Barock, Schwind, Ludwig Richter u. a. — besonders ausführlich behandelt worden. Begeisterung zu erwecken vermag immer nur der, der selbst die Gabe geistvoller Vortragsweise besitzt und frisch vom Herzen herunter spricht; es thut dem Ganzen keinen Eintrag, wenn dabei im einzelnen hier und da über das Ziel hinausgeschossen wird. Vielleicht entschließt sich die Verfasserin, in künftigen Auflagen an diese und jene Stelle die bessernde Hand zu legen; eine sorgfältige Durchsicht würde sich sicher lohnen. Denn auch die, die nicht immer mit ihrem Urtheil übereinstimmen, werden ihr für ihre lebensvolle Darstellung dankbar sein. Die Kundigen wissen, daß zur Zusammenstellung eines guten, aber trockenen Leitfadens nur Fleiß gehört, der fein säuberlich die alten Fehler auf Grund neuer Einzelforschungen ausmerzt. Der Kunst aber, sowie der Schule und dem nach Kunstgenuß begierigen Laien wird damit nur ein schlechter Dienst geleistet.

Zu den Werken bescheidenen Kalibers gesellt sich noch ein groß angelegtes Unternehmen, eine „Allgemeine Kunstgeschichte" von Alwin Schultz (Nr. 3) aus dem Grote'schen Verlage. Beide Namen, Verfasser wie Verleger, haben im Reiche der Kunstgeschichte schon längst einen guten Klang, sodaß die neue Erscheinung mit besondern Erwartungen empfangen werden dürfte. Die vorliegende erste Lieferung bereitet zum mindesten keine Enttäuschung. Der Text, der in die Architektur der Renaissance einführt, sowie die farbigen und schwarzen Kunstbeilagen und Textabbildungen sind beredte Sendboten von ansprechendem, theilweise sogar bestechendem Aeußern, deren Lockruf der Kunstfreund nicht leicht widerstehen wird. Das Werk will sowol in Bezug auf Wissenschaftlichkeit als künstlerische Ausstattung eine den Anforderungen unserer Zeit genügende Darstellung des Entwickelungsganges der bildenden Künste in seinem vollen Umfange liefern, von den alten Aegyptern bis zu unsern „Modernen". Die Veröffentlichung beginnt mit dem dritten Bande (die Kunst der Renaissance), dem der erste, zweite und vierte (Kunst des Alterthums, die Kunst des Mittelalters, die Kunst der neuen und der neuesten Zeit) folgen werden. Durchschnittlich aller drei Wochen soll eine Lieferung (zu 2. M.) erscheinen. Wir werden selbstverständlich von Zeit zu Zeit auf das Werk zurückkommen.

Napoleon I. gab in seinem Worte „Thorwaldsen c'est l'inconnu", d. i. „Thorwaldsen, das Unergründliche", den Kunsthistorikern ein Problem auf, dessen Lösung nur von einem gründlichen Kenner des Meisters sowol als seiner Werke unternommen werden könnte, und zwar sind unter den Werken alsdann nicht nur die Hunderte seiner plastischen Schöpfungen, sondern auch die hinterlassenen gezeichneten Entwürfe zu verstehen; denn das Studium dieser Skizzen ist zur Klarstellung des psychologischen Zusammenhanges von Künstler und Kunstwerk unerläßlich. Das Beste über Thorwaldsen findet sich bei Thiele, Höyen und Plon, von denen der erste das Material zu seiner Lebensbeschreibung und zur Geschichte seiner Werke mit außerordentlichem Fleiße gesammelt hat, während diese ein tieferes Verständniß für Thorwaldsen's Kunst an den Tag legen.

Einen neuen werthvollen Beitrag zur Charakteristik Thorwaldsen's und seines Schaffens bietet uns Julius

Lange in seiner Schrift „Thorwaldsen's Darstellung des Menschen" (Nr. 4). Leider können wir hier nur eine kurze Anzeige dieses kunstgeschichtlichen Umrisses geben. Als besonderes Verdienst des Verfassers ist dabei hervorzuheben, daß er mit unbestechlicher Klarheit die Vorzüge wie die Schwächen in der Kunst seines großen Landsmannes auseinanderzusetzen versucht.

Nach einer allgemeinen Charakteristik der Thorwaldsen'schen Kunst entwickelt er die Psychologie des Künstlers an der Psychologie seiner Werke und untersucht das gegenseitige Verhältniß des Seelischen und Körperlichen in Thorwaldsen's Kunst. Zuletzt schildert er von einem mehr formellen Gesichtspunkte aus das Charakteristische an dem Figurenstile des Künstlers, an den Bewegungen, der Stellung, dem Körper, den Linien und der Form seiner Gestalten und kleidet dies alles in allgemeinverständliche Sprache. Diese Art der Verknüpfung von Künstler und Kunstwerk ist ungemein fesselnd; die vertrauten Gestalten erhalten neues Leben, freilich abhängig von den Eigenschaften ihres Schöpfers, sie gewinnen ein neues Wesen, aber durchleuchtet vom ureigenen Geist des Meisters. Von besonderm Interesse sind die eingehenden Darlegungen Lange's, die zu dem innern Zusammenhange in Thorwaldsen's Kunst und seines eigenen Ichs hinüberleiten, die kritischen Betrachtungen seiner Werke, worin er häufig mit sehr scharfen Beurtheilern der Thorwaldsen'schen Kunst übereinstimmt, sowie endlich die sorgfältige Analyse seines Schaffens, die bei der künstlerischen Empfindung anhebt und sich bis zur Verwerthung des Schemas für die aufrechte Stellung und der Formel für sitzende Reliefsiguren erstreckt. Sein Urtheil gipfelt in den Sätzen: Thorwaldsen's Gebiet ist die ideale, olympische und glückselige Form, die so wenig wie möglich zu thun und nichts von einem vergangenen Leben zu erzählen hat. Seine Marmorgestalten wirken ein wenig kalt und hart. Die Anordnung der Linien liegt ihm mehr am Herzen als der Ausdruck selber (David d'Angers). Sein höchstes Ziel ist das Gleichgewicht; die Figur ist stets Herr über sich selbst. Im Porträt trifft er den individuellen Charakter und Ausdruck aufs Haar. Seine Kunst ist weder persönlich noch national im heutigen Sinne; aber in der Art und Weise, wie er die Gefühle Anderer zum Ausdruck bringt, liegt etwas sehr Persönliches und Nationales; alle Figuren tragen mehr oder weniger das Gepräge einer nordischen Persönlichkeit.

Wenn die Kunsthistoriker berichten: Das Monument Friedrich's des Großen war nicht nur Rauch's größtes, sondern auch sein weitaus bestes Werk, mit dessen Vorarbeiten er bereits fünfundzwanzig Jahre vor der Enthüllung begonnen hatte, so fühlt auch der weniger ahnungsvolle Leser zwischen den Zeilen heraus, daß das Denkmal des alten Fritz zugleich Rauch's größtes Schmerzenskind gewesen ist, um das er sich gesorgt und gemüht hat, wie einst nur Michelangelo um das Grabmal Julius' II. Einen genauen Einblick in die mühseligen, langwierigen und peinlichen Erörterungen, aus denen das Monument in seiner heutigen Gestalt hervorging — zweiundsiebzig Jahre, nachdem der erste Gedanke dazu ausgesprochen worden war —, gewährt eine Schrift von Hans Mackowsky, „Das Friedrich's-Denkmal nach den Entwürfen Schinkel's und Rauch's" (Nr. 5), die uns, auf Grund eines umfangreichen, bisher nur mangelhaft benutzten Actenmaterials, mit allem Haupt- und Nebensächlichen, besonders aber mit dem Kern des Conflictes bekannt macht. Von besonderm Interesse sind die genauen Schilderungen, die die Originalbriefe Schinkel's und das Tagebuch Rauch's über die einzelnen ursprünglichen Entwürfe und Modelle enthalten. Bei Schinkel steht der König lorbergekrönt in antiker Tracht mit Hermelinmantel, das Scepter in der erhobenen Rechten, die Linke segnend vorgestreckt, in einer reich ornamentirten Quadriga; hinter ihm schreitet ein Krieger mit Helm und Lanze, den Lorberkranz in der ausgestreckten Linken. Friedrich Wilhelm III. hielt hartnäckig an der Idee einer Trajanssäule fest, die das Standbild seines Großoheims trägt; wie das römische Vorbild dachte er sich die Säule von Reliefs umwunden, die sich auf die Regierungsgeschichte Friedrich's II. beziehen sollten. Rauch selbst beschäftigte lange Zeit sein Entwurf „mit den sieben Säulen", auf den er durch eine antike Porträtgruppe geführt worden war, die, nach dem Berichte des Plinius, einst Lysipp von Alexander dem Großen und seinen am Granikos gefallenen Gefährten zusammengestellt hatte. Besondere Anziehungskraft erhält die Schrift außerdem noch durch die in ihr auftretenden, theils künstlerisch, theils politisch bedeutenden Persönlichkeiten.

Ernst Lehmann.

Lyrisch-Episches.

1. Lilith. Ein Gedicht in drei Gesängen von Marcellus Emants. Aus dem Holländischen übertragen von Anna Crous. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1895. 8. 1 M.

Eine epische Eifersuchtskomödie oder besser Eifersuchtstragödie im Paradiese! Ihr mythisches Gewebe ist überkühn, doch das Gespinst im einzelnen voll poetischer Reize. Lilith hat in schwacher Stunde Jehovah's Liebe sich ergeben. Doch sonderbarerweise muß sie für diese Schwachheit mit Verlust des Himmels büßen. Sie wird zur Erde verstoßen. Hier gebiert sie Adam, in dessen Brust sie schließlich glühendes Begehren weckt. Sie offenbart ihm, daß sie seine Mutter ist. Jehovah's Gnade erbarmt sich des Einsamen und beschließt, ihm eine Gefährtin zu geben. Auf Lilith's Wunsch wird sie ihre Züge tragen: doch Adam's Nachkommenschaft, so plant ihre Rachsucht, soll ihr für ewig verfallen sein, ihr und ihren Dämonen:

Herrschsucht, Habsucht u. s. w. Und Eva erwacht an Adam's Seite; wol als Ebenbild Lilith's, nur ist ihr Auge blau und ihr Haar golden, während Lilith's Locken schwarz und ihre Augen dunkel sind. Und Adam genießt Eva's Liebe. Doch Lilith sinnt, ihr Rachewerk zu vollenden. Sie reizt Eva's Eifersucht

Und zischt, der Schlange gleich, an Eva's Ohr:
Ich war's, die dich an Adam's Brust gelegt,
Damit sein Herz dir Liebe schenken sollte;
Doch spricht sein Mund im weichen Ton zu dir,
Dein Name lebt in seinem Innern nicht.
Wenn seine Hand die blonden Locken streichelt
Sehnt sich sein Aug' nach anderm Hauptzierath;
Sieht er in deinem Blick des Himmels Pracht,
Ihm lechzt das Herz nach wärmern Augengluten;
Betrogen, wenn in seiner Brust du läsest,
Du fändest Lilith's Bild, ein Weib wie du,
Wie Engel schön, von heißer Liebe brennend.

Und weiter schürt sie in Eva's Brust die emporflammende Eifersucht und verführt die Leichtbethörte, im Dämmerlicht unter dem Scheine, Lilith nahe ihm, Adam auf die Probe zu stellen. Und auch er erliegt nur zu schnell dem Betrug.

Für einen Augenblick voll Seligkeit —

stammelt er leidenschaftlich an Eva's Munde, im Wahne, daß er Lilith umfange:

Für einen Augenblick voll Seligkeit,
In Lilith's Arm, an Lilith's Brust genossen,
Wär' Edens ganze Pracht ein kleiner Preis!
Erlisch nach dem Genuß, so lang begehrt,
Das warme Licht, das mir den Blick erhellt!
Vergehe alles, was mir einst so werth!
Folg' ew'ge Pein der süßen Stunde, oder
In eine wilde Flamme löse sich
Die Glut des ganzen Lebens auf. Zu groß
Ist mir kein Preis für solche Herrlichkeit!

Und das furchtbare Opfer wird hingenommen. Eden versinkt und Adam's schrille Klage gellt durch die Oede:

O Schwester, weh:
Nicht schauen wir Jehovah's Eden wieder!

Lilith hat um sündhaftes Liebesglück die Menschen um das Paradies betrogen:

Und Lilith's Rache — — sei des Menschen Liebe!

Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß hier einem sehr mystischen Vorwurf ein sehr achtbares dichterisches Talent seine Kraft gewidmet hat.

2. Der letzte Prophet. Dichtung von Eduard Eggert. Stuttgart, Süddeutsche Verlagsbuchhandlung (Dan. Ochs). 1894. 8. 3 M.

Der alte biblische Stoff, die üppige Scene im Palast des Herodes, der Tanz der Salome um das Haupt des Täufers, zwingt immer wieder poetische Talente zur Nachgestaltung in dieser und jener Form, ganz wie die Darstellung der Maler immer wieder dieser oder jener Seite der erschütternden Tragödie neue Gestaltung gibt. Die vorliegende epische Dichtung Eggert's nun hat zunächst den Vorzug, daß sie das orientalische Colorit des Vorwurfs, das landschaftliche wie das culturhistorische, mit satten Farben wiedergibt. Morgenländische Pracht und morgenländische Sinnenglut strömt durch das Gedicht, und der Blutgeruch des herodianischen Königshauses wird nicht überwältigt von all den wollüstigen Düften und Spezereien Arabiens, deren Wohlgerüche durch seine Thronhallen und seine stillen Buhlgemächer wehen. So wird denn immer verschwenderischer die letzte große Scene vorbereitet, in welcher das Blut des letzten Propheten im Herrscherhause zum Himmel schreit und in seinem Erlöschen furchtbare Sühne findet. Der Dichter schreibt meist Alexandriner. Man wird indessen finden, daß er sie wirkungsvoll zu handhaben und gefällig zu verknüpfen versteht:

Herodias, was wagst du Gräßliches zu sinnen! . . .
Sie winkt. Die Tuba tönt. Das Schauspiel soll beginnen.
Und auf dem Marmor hin schwebt, wie der Flut entstiegen,
Der Göttin reines Bild. — Nein, Aphrodite nicht
Schmückt solcher Unschuld Reiz; so keusch, so rührend spricht
Die Schönheit nicht aus ihr! — Um ihre Glieder schmiegen
Sich wie ein goldnes Netz, gewebt von Nixenhand,
Die Fäden des Gewands, das um die zarten Lenden,
Um mit der Blöße Glanz das Auge nicht zu blenden,
Mit Greifenklauen hält das reiche Gürtelband.

3. Wider den Strom. Vermischte Gedichte ernsten Inhalts von Heinrich Meinhard. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1894. 8. 1 M. 50 Pf.

Der Verfasser eröffnet auf dem Boden positiver Theologie einen poetischen Fehdezug gegen Unglauben, Freigeisterei und Demagogie. Das Meiste verharrt in engen Grenzen besserer Gelegenheitsreimerei, doch erhebt sich bei ernstern Anläufen der poetische Gehalt dann um so höher. Auch Balladenmäßiges wird eingestreut und auf diesem Gebiete erfolgreiches Mühen eingesetzt; so: „Die Hochzeit von Château-Roux"; „Der Todespfeil"; „Die Walküre"; „König Rolf's Tafelrunde" u. s. w. Hier ist der Ton meist voll und rein und die Darstellung lebendig. Die Höhe der Verskunst des Dichters, seine Sprache und Rhythmik, sowie sein ästhetischer Standpunkt erhellt sich am besten vielleicht in dem Sonett „Cyprienne", wenigstens für ihn am günstigsten:

Cyprienne.

Hörst du des Beifalls donnerndes Gebraus:
Hoch Cyprienne! als sollt es nimmer enden?
Du weißt es nicht, wem sie dies Hurrah spenden?
Tritt ein denn, Neuling, wenn noch Platz im Haus.

Schon hundertmal schrieb man das Stücklein aus,
Pikant, wie's nur der Franzmann kann vollenden.
Glaub' mir und legst du Fesseln an den Händen,
Sie müssen springen: Pflicht ist hier Applaus.

Was gilt die Kunst auch, hat sie nicht die Kraft,
Den schlaffen Lüstling einmal noch zu reizen;
Und was ist Zucht? Sie legt den Geist in Haft,

Wer dumm ist, mag mit Tugend heut sich spreizen.
Sieh, wie das Volk die Cyprienne begafft,
Und laß mit Lessing — deinen Ofen heizen.

Auch in Sprüchen und Epigrammen versucht sich der Dichter nicht ohne Glück, wie die folgenden Stachelverse an Richard Rothe belegen mögen:

In leere Säcke
Geht viel hinein,
Drum nennst du Gott
— Das reine Sein.

4. Lieder des Himmels. Von Hans H. Busse. München, Karl Schüler (A. Ackermann's Nachf.). 1894. 16. 50 Pf.

Die „Lieder des Himmels" sind das erste Bändchen von: „Erde", eine Serie moderner Lyrik, mit welcher uns der Dichter unter den imponirenden Aufschriften: „Gedankendämon" und „Blut" alsbald des Weitern beschenken will. Seine Verse sind im großen und ganzen so wohl abgestimmt und lauter abgeklärt, daß metrische Misklänge um so empfindlicher wirken. Es sind nur ein paar Seiten, die uns Busse gibt, nur einige mehr oder minder kurze Liebeslieder, aber ihre Flammen haben Farbe und Glut. Man vergleiche:

Mit blendender Helle umloht uns
Sommersonnenglut,
mit fiebernder Schnelle bedroht uns
heiß und toll das Blut.

Wir liegen Seite an Seite,
es ist so schwül, so schwer . . .
wir starren hinaus in die Weite . . .
Stille rings umher . . .

oder:

Ich will dich zwingen
wahnsinnige Glut,
ich will dich zwingen,
mein lüsternes Blut.

Ich will mich kleiden
in härene Tracht,
ich will mich flüchten
zur Nordlandsnacht.

Ich will verdammen
das Sonnenlicht,
ich will, ich will! . . .
— ich kann es nicht.

Uebrigens würde man irren, wenn man meinte, daß sich das Busse'sche Talent allein in derartiger lyrischer Selbstspiegelung sonnt, vielmehr weiß er auch die Außenwelt poetisch zu erfassen und mit knappen Zügen — denn Kürze ist seine Stärke — lebensvolle, lichtdurchströmte Bilder zu entwerfen:

— und Abend ward's, und das Gaslicht flirrt,
und das Leben der Sünde beginnt;
auf dem güldenen Wege der Venus irrt
ein wunderlieblich Kind . . .

Im Auge flimmert ein schüchternes Flehn,
die Wangen sind roth, so roth . . .
Gespenstergleich meine ich wandeln zu sehn,
neben dem Kinde — Hunger und Tod.

Hans Busse's rhythmische Gefühle sind, wie man wahrnimmt, einer gewissen Veredelung und Steigerung fähig; doch bei der Sauberkeit seines sonstigen Arbeitens steht zu erwarten, daß er auch in dieser Hinsicht Wort und Silbe besser zu beherrschen lernen wird.

5. Frauenprofile. Illusionen von Hugo Grothe-Harkányi. München, Dr. E. Albert u. Comp. 1894. 8. 1 M. 60 Pf.

Es wirkt ungemein erheiternd, zu verfolgen, wie widerspruchsvoll und haltlos die Stimmen der Kritik der Lyrik Hugo Grothe-Harkányi's gegenüber durcheinandersummen, und die Sache an sich ist doch außerordentlich einfach. Es ist die Poesie eines Lebemannes, der, unbekümmert um ästhetische Dogmen, das Wohl und Wehe seiner Sinnenlust in üppigen Versen verdichtet. Dem entspricht es, wenn regellose Rhythmik bei ihm vorherrscht. Metrische Normen sind ihm offenbar so gleichgültig wie der hergebrachte Sittencodex. Seine Poesie ist die vornehmer Nonchalance, durchströmt von den wollüstigen Parfüms des Boudoirs der vornehmen Lebedame der österreichisch-ungarischen Aristokratie. Die Cocottenpoesie unserer Wiener und Berliner ist hier verpflanzt in den Wintergarten der Comtesse und das Parterre der Vorstadttheater verwandelt sich hier in die Loge des Hofburgtheaters, oder besser des Circus. Aus dem Kasten der Pferdebahn erscheint hier die Schöne in den Sattel des Rennpferdes gehoben oder in den prachtvollen Schlitten, dessen silbernes Geläute durch Prater oder Pußta klingt. Der Dichter liebt und lacht, wo er beglückt wird und liebt und weint wo er betrogen wird. Diesmal heißen die Schönen: Comtesse Stella, Angiolina und Psyche. Sie alle werden bestürmt um höchste Liebeshuld. Sie haben Zobelpelze, kleine elfenbeinerne Operngläser, Fächer von weichen Straußfedern, treue Pinscher mit gepflegtem schwarzem Seidenfell, rothgetüpfelte Schleier, Angorafelle, Ampeln mit veilchenfarbenem Licht, Schwärmeraugen, sehnsuchtsmatte schwere Glieder, Smaragden im Ohrgehänge, Rubinen in den Ringen, über welche der Dichter philosophirt „ob sie Geschenke einer großmüthigen Pathin" oder „eines feisten, schmunzelnden Juden sein". Sie haben ferner „seidene Haut unter weißem Battist" und „keusche Lilien in dem Bouquet an ihrer Brust". Sie haben schwellende Seidenkissen und „dunkler Augen saugende Sterne". Sie haben Sammetwimpern und mystisches Lächeln. Ihr Herz ist so dunkel wie Chopin:

Chopin ist wie dein Herz,
So dunkel, so geheimnißschwer und ahnungsvoll,
Ein ewig suchendes Verlangen,
Bald Lebensangst, bald Lebensfreude,
Die ganze tönereiche Menschensehnsucht,
Die glückgeblendet alle Himmel öffnet,
An Seligkeiten sich berauscht, an überirdischen,
Die Harmonie der Weltensphären sich erlauscht
Und dann . . . zurückgeworfen auf die Erde
In hilflos tiefem Leid in Wehmuthklängen
Sich bitter ausweint und die eigne Schwachheit
In ohnmächtig finst'rer Wuth verflucht,
Und endlich . . . schmerzgesättigt . . . sich in süße
Traumweckende Melancholie verschließt.

Ueber dieser gesammten Poesie lagert es wie glutrothes Gewölk schwüler Sinnenlust. Und wenn diese Welt Klagelaute der Melancholie durchwehen, so sind es müde, sterbensmüde Seufzer des Ueberdrusses am Genuß des Weltschmerzes der Uebersättigung. Schon aber tagt dem Dichter selbst die Erkenntniß von der Eitelkeit dieses seines Liebelns und Dichtens, und in bessern Stunden taucht vor ihm ein schlichtes bürgerliches Lebensideal empor: als er in dunkler Nacht dahinbraust auf der Eisenbahn, gewinnt es in seiner Seele bescheidene trauliche Gestalt, welcher wir die glücklichste Verwirklichung wünschen:

Der Bilder irres Vielerlei
Wiegt mich in weiche Träumerei.

Ich wünsche mir ein Häuschen klein,
Ein junges stolzes Weib darein,

Ein süßes Kind, ein schön Gedicht,
Eh' mich das Schicksal langsam bricht.

6. Märchen von M. vom Walde. Köln a. Rh., J. P. Bachem. 1894. 16. 1 M. 50 Pf.

Diese anmuthsvollen, mit allem kindlichen Liebreiz holder Märchenpoesie ausgestatteten Dichtungen werden sich mit der schlichten durchsichtigen Parabolik ihres Inhalts und der zarten Abrundung ihrer zierlichen Form viele Herzen erobern. Ihre Aufschriften lauten: „Rosen und Dornen"; „Das Quellchen"; „Herzlieb". Ihre äußere Ausstattung ist ihres dichterisch-ethischen Gehalts durchaus würdig: ein echtes Weihnachtsgeschenk für kindliche Seelen. Ihr Colorit ist wechselvoll, mild abgetönt in jeder Schattirung. Da ist nirgends Dissonanz; nirgends aufdringliches Moralisiren; nirgends Geheimthuerei: überall lebendige Poesie. „Das Quellchen" vor allem ist herzaufrichtend für jedes müheheiße, entsagungsvolle Streben, dem hier gezeigt wird, wie es zum Ziele führt, wenn es nur fortfährt, mit treuer Ergebung, unbekümmert um Hindernisse und Widrigkeiten, weiter zu ringen, der Erfüllung des Ideals (hier: dem ewigen Meer) entgegen.

Adalbert Schroeter.

7. Dichtergrüße aus dem Osten. Japanische Dichtungen, übertragen von K. Florenz, Professor der Universität in Tokio. Leipzig, Amelang's Verlag. 1894. 8. 5 M.

Der Verlag von Amelang, dem die weitverbreiteten „Dichtergrüße" Elise Polko's entstammen, bringt eine eigenartige, fremdländische „Neuheit" auf den Büchermarkt. Es ist ein wurzelechter Sprößling des fernen Insellandes, keine einheimische Treibhauspflanze, als die sich manche Sammlung früherer Zeit entpuppt hat. Als Quellen dienten verschiedene ältere Werke; so ist u. a. der lyrische Theil „Herzblätter" zumeist der „Sammlung der zehntausend Blätter" (Mangōshū) aus dem Jahre 757 entnommen, während ein anderer Theil der im Jahre 905 veranstalteten Sammlung „Kokinshū" entstammt. Die liebenswürdigen Poesien, die theils neckischen und freundlichen, theils tief ernsten und erzählenden Inhaltes sind, zeichnen sich durch Einfachheit und Natürlichkeit aus. Die hier und da auftauchenden sinnigen Vergleiche und Einfälle hat der Uebersetzer auch in modernen abendländischen Versen wirkungsvoll zur Geltung gebracht. Meist sind es fließende Reime; aber auch die reimlose Rhythmik, einmal auch das Distichon, geben angemessene Formen für die Originale ab.

Den Text begleitet echt japanische Kunst, Farbenmusik, die sich der Stimmung der Lieder eng anschmiegt und nur selten eine selbständige Erläuterung versucht; nie aber stört ein greller oder roher Ton die Harmonie. Auf die Verse

Wie könnt' ich je vergessen dein,
Sei's für die kurze Frist auch nur,
In der ein Blitz aus Herbstgewölk
Erhellt die Aehren auf der Flur?

zuckt aus dunkler Wolke der zackige Strahl hernieder, und unten neigen sich die Aehren über das Blatt. Denkt der Dichter der schönsten der Nelken und Lilien, seiner Lilienfrau, so entsprossen die Blumen auch dem Grunde des Papieres; die Brücke, die von der Erde nach dem Monde führt, erinnert, wenn sie auch im Duft verschwimmt, an Hiroshige's Flußbilder; Trauer, Nacht und Winter werfen ihre düstern Schatten auch auf die Blätter, während sich Freude und Frühlingstag in hellen Tönen kundgeben. Beispiele ausgeprägt japanischer und doch jedermann ansprechender Physiognomik finden sich im „misverstandenen Confucius" und im „Erdbeben"; hier ist im einfachsten Umriß alles gesagt, und man liest den Leuten sofort am Gesicht ab, was sie fühlen und denken. Die meisten kennen die Japaner wol als die ersten Decorateure der Welt, aber die wenigsten wissen, daß sie zugleich auch die geistvollsten Zeichner sind. Die „Dichtergrüße aus dem fernen Osten" sind ein neuer Beleg zu dieser Behauptung.

Die „Kakemonos" (Bilder) sind mit Tusche und Wasserfarben auf Crêpe-Papier gemalt, das mit einer merkwürdigen Weichheit und Schmiegsamkeit eine außerordentliche Zähigkeit verbindet. In Japan findet das Buch seinen Platz im „Tokonama", im kleinen Kunstcabinet neben dem Salon, bei uns wird es, wie wir sicher glauben, geraume Zeit den Schreibtisch unserer Damen zieren.

E. Pelander.

Aus drei Welten.

Geschichten aus drei Welten. Novellen und Märchen von Julius R. Haarhaus. Mit Illustrationen und Vignetten nach Federzeichnungen von Fr. Schmidt-Glinz. Leipzig, H. Haessel. 1894. 8. 4 M.

Aus welchen drei Welten stammen diese Erzählungen? Aus Abendland, Morgenland und dem sonnigen Süden? Oder aus der wirklichen Welt, der Märchenwelt und einem Gemisch aus beiden? Fast möchte man sich für die zweite Deutung entscheiden; denn es sind in dem Buche nicht nur Märchen und Novellen vereinigt, sondern einige Stücke

führen uns auch — wie das erste — unter dem Titel „Märchennovelle" in eine Welt ein, in der in die schlichte und nüchterne Wirklichkeit auch die Märchenwelt ihre phantastischen Ausläufer erstreckt, oder lassen — wie in der Arabeske aus des Verfassers sicilianischem Skizzenbuche — die Grenzen von Wirklichkeit, Traum und Phantasie fast unkenntlich ineinanderlaufen. Auch in den andern Stücken der Sammlung, die anscheinend nur an die Wirklichkeit anknüpfen, steckt ein phantastisches Element, besonders in der Novelle „Hieronymus Engel's Seelenwanderung". Dieses und die Arabeske „Der Emir von Palermo" sind die ausführlichsten und wol auch die besten der sieben Nummern. Das erste beschäftigt sich mit dem Schicksale und dem Seelenleben eines seltsamen Kauzes von Antiquitätenhändler, auf dessen eigenartige Seelenwanderungslehre der Erzähler, der hier in der Ich-Form spricht, und das Schicksal gleichermaßen einzugehen scheinen. Die Arabeske aber ist ein geistvolles und launiges Ding, in welchem neben reichlich sprudelnder Phantastik auch Witz und Satire ihre bedeutungsvolle Stelle einnehmen. Hier erfreut auch die Gabe anschaulicher Schilderung, durch die uns das schöne Palermo außerordentlich lebhaft vor Augen tritt und die feine Beobachtung vom äußern und dem Seelenleben des Volkes. Wie hier, so versteht es Haarhaus überhaupt sehr gut, seinen Schöpfungen einen bestimmten Charakter, eine eigenthümliche Stimmung zu verleihen, sodaß unter den einzelnen Erzählungen jede ihre besondere Färbung hat. Zu den schwächern gehört wol die erste Märchennovelle „Der Gast des Thomasthürmers", weil hier außer einem Koffer, der nach Art des Tischleindeckdich alles im Augenblicke gerade Nöthige enthält, nichts Märchenhaftes, sondern nur psychologisch Unwahrscheinliches oder vielmehr Unglaubliches vorkommt, das doch ohne Zauberei erklärt werden soll. Um so ungetrübter wird — wie gesagt — in den übrigen Nummern die angeschlagene Stimmung festgehalten und durchgeführt, und so dem Leser, der an einem ungezwungenen Spiel der Phantasie seine Freude hat, ein vergnüglicher Genuß bereitet.

Wie lebendig und anschaulich ist z. B. folgende Schilderung volksthümlichen Lebens:

Am Hafen La Cala herrschte fröhliches Leben. Die Schiffer der Barken und fremden Fahrzeuge hatten sich an der Hafenmauer niedergelassen. Sie saßen auf niedrigen Bänken, die man aus Bretern und Thunfischfäßchen improvisirt hatte, oder lagen in bunten Gruppen an der Erde oder auf der Hafenmauer und lauschten den Worten eines Mannes, der mit gemessenen Schritten vor ihnen auf- und abging und mit der Rechten gestienlirte, während er in der Linken ein gerolltes Heft trug, das aber offenbar eine mehr symbolische als praktische Bedeutung hatte. — Weilmann blieb entzückt stehen, als er diese Versammlung erblickte. Die stattliche Gestalt des Improvisators oder Declamators mit dem gebräunten Antlitz und der über die Schultern herabhängenden Mütze, die malerischen Gestalten seiner Zuhörerschaft, das blaue Meer, die buntbemalten Schiffe des kleinen Hafens und in weiter Ferne die röthlichen Berge, deren Vorsprünge und Klüfte sich durch violette Schatten abhoben, boten in der That ein unvergeßliches Bild. — Der Vorleser sprach in reinstem Italienisch. Was er vortrug, war eine Nachdichtung von Bojardo's „Verliebtem Roland".

Wie köstlich ist die Naivetät des Volkstones in dieser Erzählung getroffen:

... Eines Morgens aber trat der Marschall des Kaisers in den Saal und sagte: „Herr Kaiser Carlo Magno, ich habe eine Neuigkeit. Wollt Ihr sie hören?"

Und der Kaiser sprach: „Eccellenza, erzähle!" Da berichtete der Marschall, daß am frühen Morgen die liebreizende Prinzessin von dannen geritten sei und niemals wiederkehren werde. — Da sprangen die Paladine auf, eilten in den Hof, riefen nach ihren Rossen und folgten ihr. Es waren aber dies die Herren Rinaldo, Orlando und . . . .

Man theilt fast das Bedauern der beiden Deutschen, nicht weiter zuhören zu können, und schaut sich die geschilderte Gruppe gern auch in dem kleinen Holzschnitt an, der nach einer der saubern Federzeichnungen gemacht ist, mit denen Fr. Schmidt-Glinz das Buch ausgestattet hat.

M. Rachel.

Zur Kritik der Modernen.

Studien zur Kritik der Moderne. Von Hermann Bahr. Mit dem Porträt des Verfassers in Lichtdruck. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten u. Loening. 1894. 8. 7 M.

Es ist immer angenehm, feststellen zu können, daß ein Autor, der schon bei der ersten Bekanntschaft mit seinen Werken unser volles Interesse erweckte, von Stufe zu Stufe sich vortheilhafter entwickelt und zu Ausstellungen, zu denen seine frühern Schriften Anlaß gaben, in den spätern nicht mehr nöthigt. In dieser erfreulichen Lage befinden wir uns Hermann Bahr gegenüber. Wir haben in d. Bl. die beiden ersten Bände seiner „Studien zur Kritik der Moderne" angezeigt (vgl. 1890, Nr. 13, S. 205; 1891, Nr. 37, S. 583) und dabei Gelegenheit genommen, nicht nur der vielen neuen Gesichtspunkte und wissenswerthen Thatsachen, die in diesen Studien vorgeführt werden, lobend zu gedenken, sondern auch die unleidliche Manier Bahr's zu rügen, der sich im Haschen nach ungewöhnlichen Redewendungen und scheinbar geistreichen Phrasen nur zu sehr gefiel, wobei er einen auffallenden Mangel an deutschem Sprachgefühl an den Tag legte. Die neue Folge seiner Studien unterscheidet sich nun wesentlich zu ihren Gunsten von den frühern dadurch, daß diese manierirte Schreibweise zwar noch lange nicht überwunden, aber doch bedeutend gemildert ist. Ganz verkehrte Wortformen, zu denen wir die Bildung „läufige Denkweise" für geläufige rechnen, sind nur selten, und

wenn uns im übrigen Bahr's Stil oft fremd genug anmuthet, so erklärt sich dies leicht aus dem Umstand, daß er Oesterreicher ist und so viel im Auslande gelebt und die neueste französische und spanische Literatur so eingehend studirt hat, daß sich die Spuren davon gerade bei seiner leicht zu beeinflussenden Natur deutlich verrathen. Bahr gehört zu jenen Leuten, die sich von dem Neuen und Seltsamen ungemein leicht imponiren lassen, und es ist höchst charakteristisch für ihn, daß er sich dem Wahlspruch eines pariser Freundes, Maurice Barrès', dem die neue Folge der Studien gewidmet ist, „Car il n'est qu'une chose que je préfère à la beauté: c'est le changement" zum Motto seines Buches ausersehen hat. Ein Schriftsteller, der so wie Bahr immer nur nach dem Neuen und Neuesten Jagd macht, wird selbstverständlich seine Stärke nicht in Gründlichkeit und strenger Logik besitzen; aber man wird doch nicht verkennen wollen, daß er dem deutschen Leser von einer Menge wissenswerther Erscheinungen auf dem Gebiete der modernen Kunstbewegung, über die man aus unsern Tageszeitungen und Wochenblättern kaum etwas erfährt, zuerst fesselnden Bericht erstattet. Wir heben daher den zweiten Abschnitt der Studien, in der Bahr die jüngsten Erscheinungen der französischen und spanischen Literatur behandelt und als ihr gemeinsames Charakteristikum die Abwendung vom Naturalismus bezeichnet, als besonders lehrreich hervor, müssen aber zur Steuer der Wahrheit hinzufügen, daß wir seine Ausführungen aus eigener Kenntniß nicht controliren können, da eine lange Reihe von Namen, die bei ihm erscheinen, uns bisher noch ganz unbekannt war. Dagegen können wir aus eigener Anschauung versichern, daß seine Darstellung der gegenwärtigen Zustände auf dem Gebiete der bildenden Kunst in Oesterreich und speciell in Wien den Nagel auf den Kopf trifft, und wünschen nur, daß seine Vorschläge dem Einzug der modernen Kunst in Wien die Wege ebnen möchten. Eingehend verbreitet sich Bahr über den neuen Stil in der Schauspielkunst, der gleichfalls in Wien noch wenig Anhänger besitzt. Bei dieser Gelegenheit theilt er die Gespräche mit, die er über dieses Thema mit den hervorragendsten Künstlern des Burgtheaters und mit einigen maßgebenden Persönlichkeiten in Berlin gehabt hat. Wie nicht anders zu erwarten ist, läuft hier manches unverstandene Wort und manche nichtssagende Phrase mit unter, im ganzen aber erscheinen doch diese Aeußerungen so hervorragender Schauspieler wie Joseph Lewinsky's, Hugo Thimig's, Ferdinand Bonn's u. s. w. schon als Beitrag für ihre theatergeschichtliche Würdigung wichtig genug, um der Nachwelt überliefert zu werden, während die schriftlich gegebenen Darlegungen Emanuel Reicher's, der in Berlin als der Hauptvertreter des Naturalismus auf der Bühne gilt, wegen ihrer Klarheit und Richtigkeit als ein Schriftstück von bleibender Bedeutung hervorgehoben zu werden verdienen.

H. A. Lier.

Zur Naturwissenschaft.

1. Atmosphärische Pracht- und Kraftentfaltung. Zwei Essays von Wilhelm Krebs. I. Die Regenbogen und ihre Theorie. II. Luftwogen und Luftschiffahrt. Mit acht Abbildungen. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von Virchow und Wattenbach. Heft 200.) Hamburg, Verlags-Anstalt u. Druckerei, A.-G. 1894. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Die kleine instructive Schrift beschäftigt sich mit der Erklärung des Regenbogens, und mit der Geschichte seiner Theorie. In ihrem zweiten Theile mit der Luftschiffahrt und den seltsamen Luftwogen, die zuerst durch Hermann von Helmholtz untersucht und später durch Langley, Lilienthal und andere im Interesse der praktischen Luftschiffahrt in Betracht gezogen wurden. Diese Ausführungen sind bedeutsam und durch die sehr interessanten Schilderungen der seltsamen Abenteuer, die John Wise, John Steinle und Charbonnet in riesigen Wolkenschichten erlebten, ungemein fesselnd und belehrend. In dem Aufsatze „Ueber die Regenbogen und ihre Theorie" geht Wilhelm Krebs auch auf die neuesten Vorstellungen ein und zieht unter andern auch die Lichterscheinungen, die man an Telephondrähten beobachten kann, mit in das Bereich seiner Betrachtungen. Die Pracht- und Kraftentfaltungen in der Atmosphäre dürften recht geeignet sein, auch weitere Kreise mit den Vorgängen in unserer Lufthülle vertraut zu machen.

2. Das Leben des Meeres. Von Dr. Konrad Keller, Professor der Zoologie am schweizerischen Polytechnikum zu Zürich. Mit botanischen Beiträgen von Professor Karl Cramer und Professor Hans Schinz. Leipzig, T. O. Weigel Nachfolger. 1894. Gr. 8. circa 15 Lieferungen. à 1 M.

Uns liegt die vierte, fünfte, sechste und siebente Lieferung des Werkes vor. Es erscheint im Grunde genommen nicht wünschenswerth, ein Werk, das in Lieferungen erscheint, auch lieferungsweise zu besprechen, wenn es für einen mäßigen Umfang berechnet ist. Schon aus dem Grunde, weil der Berichterstatter gezwungen ist, seine Zustimmung oder seinen Tadel zumeist zu wiederholen. Anders geht es uns mit dem vorliegenden Werke, welches so reich an Stoff und so fesselnd in der Darstellung ist, daß wir gern auf den Inhalt jeder einzelnen Lieferung eingehen würden, wenn wir über mehr Raum verfügten. In der That, der Stoff ist so geschickt bearbeitet, die Darstellung ist so interessant, daß es schwer wird, die Bogen wieder aus der Hand zu legen, wenn man die Lektüre einmal begonnen hat. Wir dürfen erfreut sein, ein nach jeder Richtung hin vortreffliches Werk zu erhalten. Leider können wir an dieser Stelle nur kurz die Kapitelüberschriften mittheilen. Die angeführten Lieferungen handeln vom „Suezcanal als Wanderstraße", von der „Hochsee und dem

Plankton", vom „Leben der Tiefsee", von der „Meeresfauna im Süßwasser". Auch geologische Abschnitte, soweit sie mit dem Thierleben in Verbindung stehen, birgt unser Buch. So unter andern den Aufsatz über „die Meeresfauna" und „die Veränderung der Erdrinde" und über „die Corallenriffe". Die Ausstattung des Buches ist vortrefflich; die Tafel über Glasthiere ist beispielsweise geradezu meisterhaft.

3. Encyklopädie der Naturwissenschaften. Herausgegeben von Professor Dr. W. Förster, Professor Dr. A. Kenngott, Professor Dr. A. Ladenburg, Dr. Ant. Reichenow, Professor Dr. Schenk, Geh. Schulrath Dr. Schlömilch, Professor Dr. W. Valentiner, Professor Dr. A. Winkelmann, Professor Dr. G. C. Wittstein. 2. Abtheilung 83. u. 85. Lieferung. 3. Abtheilung, 22. u. 23. Lieferung. Breslau, Verlag von Eduard Trewendt. 1894. Gr. 8. à 3 M.

Von den vier neuen Lieferungen die uns vorliegen, führen zwei das „Handbuch der Physik", die beiden andern das „Handwörterbuch der Chemie" weiter fort. Die zweiundzwanzigste Lieferung der Winkelmann'schen „Physik" behandelt in übersichtlicher Weise unter andern die weltberühmten Hertz'schen Versuche. Es ist unnöthig, nach diesem etwas Weiteres über das Heft hinzuzufügen. Mit Lieferung 23 beginnt die zweite Abtheilung des zweiten Bandes mit der Beschreibung der Wärmeerscheinung. Der allgemeine Aufsatz über „Thermometrie" ist von J. Pernet; die übrigen Arbeiten über „feste, flüssige und gasförmige Körper" sind vom Herausgeber verfaßt. In Lieferung 64 des „Handwörterbuches der Chemie" ist der zwölfte Band vollendet und der dreizehnte Band beginnt mit einer sehr ausführlichen und reichen Besprechung von „Wasserstoffgas". Die fünfundsechzigste Lieferung gibt sodann noch eine Arbeit über „Wein" und „Weinsäure". Für die vier neuen Lieferungen gilt das Gleiche, was wir den frühern nachrühmen konnten. Die Bearbeitungen sind klar, dabei gedrängt und geben eine zuverlässige Einsicht in den augenblicklichen Zustand der betreffenden Disciplin.

4. Elasticität und Festigkeit. Die für die Technik wichtigsten Sätze und deren erfahrungsmäßige Grundlage. Von C. Bach. Mit in den Text gedruckten Abbildungen und 15 Tafeln in Lichtdruck. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, Julius Springer. 1894. Gr. 8. Geb. 16 M.

Das vorliegende Buch ist speciell für die Belehrung der Techniker geschrieben. Es behandelt einen Stoff, der durch seine großen mathematischen Schwierigkeiten bisher berüchtigt war. Gehören doch die Untersuchungen über Elasticität zu jenen, in denen nur unsere ersten mathemathischen Physiker erfolgreich gearbeit haben. Der Verfasser hat mit größtem Geschick dadurch die Schwierigkeiten gehoben, daß er durch instructive Versuche die Gesetze klarlegt. Durch vortreffliche Abbildungen und durch photographische Aufnahmen der Versuche sind diese vom Verfasser sehr anschaulich gemacht worden. Nicht nur dem Techniker, sondern auch den Studirenden der Physik und Mathematik möchten wir dringend zum Studium „der Elasticität und Festigkeit" rathen; wir wüßten kein Mittel, welches besser in die dunkeln Gebiete dieser Disciplin einführt als das vorliegende Werk. Die Ausstattung ist schlechthin als vorzüglich zu bezeichnen. Mögen hier noch die Hauptabschnitte zur Einsicht in den reichen Stoff folgen: „Die einfachen Fälle der Beanspruchung gerader stabförmiger Körper durch Normalspannungen (Dehnungen)." „Die einfachen Fälle der Beanspruchung gerader stabförmiger Körper durch Schubspannungen (Schiebungen)." „Formänderungsarbeit gerader stabförmiger Körper bei Beanspruchung auf Zug, Druck, Biegung, Drehung oder Schub." „Zusammengesetzte Beanspruchung gerader stabförmiger Körper." „Stabförmige Körper mit gekrümmter Mittellinie." „Gefäße." „Plattenförmige Körper." Dieser Stoff ist in 64 Paragraphen und auf 428 Seiten behandelt.

Franz Bendt.

Feuilleton.

Das 5. Jahrhundert v. Chr. zeigt in Griechenland eine ähnliche Gärung wie wir sie heutigen Tages erleben. Das Thema einer Broschüre von E. Bußler „Religionsanschauungen des Euripides" (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von Virchow und Wattenbach. Neue Folge. 8. Serie. Heft 192 [Hamburg, Verlags-Anstalt u. Druckerei, A.-G.]) scheint einen Beitrag zur Erkenntniß dieser Verhältnisse zu versprechen. Nun haben wir durch neuere Forschungen über die religiösen Anschauungen der Alten gelernt, in diesen Beziehungen hohe Forderungen zu stellen. Bußler geht von dem Gedanken aus, daß bisher zu einseitig das negative Element in den Religionsanschauungen des Euripides betont worden sei, und will die hauptsächlichsten darauf bezüglichen Stellen aus den Werken des Dichters nach Kategorien geordnet anführen. Ganz abgesehen indessen davon, daß diese Sammlung aus dem Zusammenhange gerissener Aeußerungen auf die Dauer ermüden muß, ist sie auch insofern bedenklich, als wir im einzelnen Falle gar nicht wissen, ob wir sie — um mit dem Verfasser zu reden — „als Aeußerungen des eigentlichen Gemüthes des Autors fassen dürfen", ob er nicht — wo nur Fragmente vorliegen — selbst in Erwiderungen dagegen protestirt hat. Der Verfasser geht über dieses schwere Bedenken mit der Bemerkung weg: „aber gerade weil der Dichter, wie man ja immer betont, so voll und ganz nach allen Richtungen hin am Leben theilnahm und mit seiner Person so recht mitten in demselben stand, meine ich, daß wir bei ihm noch eher als bei irgendeinem seiner Zeitgenossen zu solch einem Rückschluß" — nämlich daß die Ansichten seiner Personen sich mit seinen eigenen decken — „berechtigt sind". Aber selbst wenn wir alle diese Aeußerungen als baare Münze nehmen wollen, so entsteht doch bei der Zerstückelung des Materials kein klares Bild. Der Verfasser selbst muß gestehen, daß sich „über die Entwickelung eben dieser Ideen, über das Vorherrschen der einen über die andern, über Lösungen von Widersprüchen u. s. w. nichts Sicheres daraus erkennen läßt". Er hätte nur auch, wo nur eine vergleichende historische Betrachtung zum Ziele führen kann, auf seinen Versuch verzichten sollen.

— Recht zeitgemäß ist ein Vortrag von D. E. Teichmüller: „Der Einfluß des Christenthums auf die Sklaverei im griechisch-römischen Alterthum“ (Dessau, Verlagsbuchhandlung von Paul Baumann, 1894). Der Verfasser entwirft im ersten Theile ein Bild der antiken Sklaverei, wobei er neben zwei kirchengeschichtlichen Büchern auch das Hauptwerk für diesen Gegenstand Wallon, „Histoire de l'esclavage dans l'antiquité“ benutzt hat. Die Sklaverei in allen ihren Erscheinungsformen zu schildern, ist auf dem knappen Raume natürlich nicht möglich, für den Zweck der Abhandlung ist aber eine Hervorhebung der schlimmsten Seiten genügend und berechtigt. Nachdem der Verfasser die Versuche berührt hat, die schon aus dem Alterthum heraus gemacht worden sind, die mit der Sklaverei verbundenen Uebelstände zu mildern, bespricht er die Stellung, die das Christenthum zu ihr einnahm. Es konnte und wollte die bestehende Einrichtung nicht gewaltsam beseitigen, sondern suchte durch Umwandlung der Herzen die traurigen Folgen abzuwenden. Nützlich für diesen Zweck war schon die von den hergebrachten Anschauungen abweichende Lehre der Kirche von der Ehre jeder Arbeit. Eine plötzliche allgemeine Emancipation wäre den Sklaven nicht einmal heilsam gewesen. Treffend verweist der Verfasser auf Nordamerika, wo man den umgekehrten Weg gegangen ist: Die Sklaverei ist gesetzlich abgeschafft, und die Verachtung der Schwarzen und Farbigen und die sociale Scheidung ist geblieben. Solche und die in allerneuester Zeit in Afrika gemachten Erfahrungen rechtfertigen das Vorgehen der alten Kirche. Dieses Vorgehen muß aber auch — wie der Verfasser einleuchtend darlegt — der Kirche unserer Zeit analogen Zuständen der Gegenwart gegenüber maßgebend sein.

— „Brutus in Shakespeare's «Julius Cäsar»“ behandelt P. Kreutzberg in der wissenschaftlichen Beilage zum Jahresbericht des Realgymnasiums zu Neisse (1894 Programm Nr. 218, Leipzig, Gustav Fock). Der Verfasser erörtert zunächst die Frage, wer der Held des Dramas sei, und sagt unter anderm: „Das Bestreben, den Titelträger (?) zum Helden unseres Drama (!) zu machen, ging offenbar von der Ansicht aus, ein nicht genau nach Vorschrift (wessen?) angelegtes Bühnenwerk sei verfehlt und eines Shakespeare unwürdig. Ein flüchtiger Blick auf das classische Zeitalter, eine nur oberflächliche Musterung der Werke des Elisabetheischen Zeitalters, ja die größere Hälfte der Musterdramen Schiller's zeigt uns, daß wir nicht berechtigt sind, zu verlangen, der Name des Helden solle mit dem Titel des Drama in Einklang stehen (?).“ Während aber hier der Verfasser die Anwendung eines unberechtigten Maßstabes zurückweist, beurtheilt er selbst gleich im folgenden das Dichtwerk nach der Schablone, wenn er sagt: „Nehmen wir an, er (Brutus) sei der Held der Tragödie, so wird in der That die Handlung einheitlich und folgerichtig fortschreitend. Es wird allen Anforderungen entsprochen, welche Aristoteles an den Helden in Hinsicht auf ἔλεος (Rührung) und φόβος (Erschütterung) stellt, und beruhigend (?) empfinden wir am Schlusse die (nämlich von Aristoteles) zur Bedingung gemachte κάϑαρσις (Gemüthsklärung).“ Bleibt nicht diese Wirkung bestehen, auch wenn Shakespeare den Brutus nicht als einzigen Helden betrachtet hat? Der Name Cäsar soll nach Kreutzberg nichts als ein „Bühnenzugmittel für das neue Stück“ sein. Man sieht, die Ausdrucksweise des Verfassers ist nicht ohne Anstöße. Bei der Erörterung der Charaktereigenschaften des Brutus führt er mancherlei Literatur an, die ohne großen Schaden hätte wegbleiben können. Das Charakterbild würde dadurch nur an Abrundung gewonnen haben. Das Ergebniß der ganzen Betrachtung ist, daß Brutus trotz all seiner Vorzüge — auch wenn wir von seiner blutigen That absehen — doch nicht als das Ideal eines Mannes, als ein Vorbild für unsere Jugend hingestellt werden kann. Die nähere Begründung findet der Leser am Schlusse der Abhandlung.

— „Jedem ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei“ ist ein im Volke allbekannter Spruch. Was aus dem Leben des tapfern Siegers von Mühldorf, auf den sich diese Worte beziehen, überliefert ist, hat A. von Geyso in einem Aufsatz: „Feldhauptmann Seyfried Schweppermann“ zusammengestellt, der zuerst in der deutschen „Armee-Zeitung“ und nun im Separatabdruck bei E. S. Mittler u. Sohn, Berlin, 1894 (Preis 50 Pf.) erschienen ist. Daß dabei ein wirkliches Lebensbild nicht entstanden ist, hat nicht der Verfasser verschuldet, sondern die Dürftigkeit der Nachrichten; seine Arbeit bleibt trotzdem dankenswerth.

— Von dem altbekannten Roman Theodor Fontane's „Schach von Wuthenow“ ist soeben im Verlage von F. Fontane u. Comp. in Berlin die dritte Auflage erschienen.

Bibliographie.

Abercromby, R., Das Wetter. Eine populäre Darstellung der Wetterfolge. Deutsch von Dr. J. M. Pernter. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. Gr. 8. 5 M.

Ausgewählte Schriften des Erzherzogs Carl von Oesterreich. Herausgegeben im Auftrage seiner Söhne der Erzherzöge Albrecht und Wilhelm. Sechster Band. Wien, Wilhelm Braumüller. Gr. 8. 13 M.

Desgleichen. Kartenband. Gratis für die Abnehmer des completen Werkes.

Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von Theodor Schiemann. V. Band. Erinnerungen eines Dorfgeistlichen. Ein Beitrag zur Geschichte der Leibeigenschaft und ihrer Aufhebung. Deutsch von M. von Oettingen. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Gr. 8. 3 M.

Europa. Eine allgemeine Landeskunde. Von Dr. A. Philippson und Prof. Dr. L. Neumann. Herausgegeben von Prof. Dr. Wilhelm Sievers. Leipzig, Bibliographisches Institut. Gr. 8. Geb. 16 M.

Federn, K., König Philipps Frauen. Tragödie. Stuttgart, Paul Neff. 8. 2 M. 40 Pf.

Franken, P., Einer von der rothen Fahne. Die Tragödie eines Arbeiters. Berlin, Oskar Haebringer. 8. 2 M.

Ganghofer, L., Almer und Jägerleut. Neue Hochlands-Geschichten. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 8. 4 M.

Goetze, E., Sämmtliche Fabeln und Schwänke von Hans Sachs. (Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. u. 17. Jahrh. Nr. 126–134.) Halle a/S., Max Niemeyer. 8. 5 M. 40 Pf.

Hause, Dr. E., Aus dem Leben eines freien Pädagogen. Zweite Auflage. Leipzig, Baemeister's Verlag. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Heyse, P., Melusine und andere Novellen. Berlin, W. Hertz (Besser'sche Buchhandl.). 8. 6 M.

Hegeler, W., Und alles um die Liebe. Aufzeichnungen eines Philologen. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 2 M.

Keyserling, Margarete, Gräfin, Unbeschützt. Erzählung. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 5 M.

Klasen, Dr. F., Heinrich Raspe. Drama in vier Aufzügen. München, J. J. Lentner'sche Buchh. (E. Stahl jr.). 8. 1 M.

Marshall, W. Prof. Dr., Plaudereien und Vorträge. Zweie Sammlung. Leipzig, A. Twietmeyer. Gr. 8. Geb. 7 M. 50 Pf.

Mosso, A., Die körperliche Erziehung der Jugend. Hamburg, L. Voß. Gr. 8. 3 M.

Neander, Th., Ein Ball ein Leben. Novelle aus weiland Dorpats Tagen. Leipzig, Duncker u. Humblot. 8. 3 M.

Nietzsche, F., Band VIII. Der Fall Wagner. Götzendämmerung. Nietzsche contra Wagner. Antichrist. Gedichte. Dritte und erste Auflage. Leipzig, C. G. Naumann. Gr. 8. 8 M. 50 Pf.

Osborn, M., Andreas Musculus. Vom Hosenteufel. (Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. u. 17. Jahrh. Nr. 125.) Halle a/S., Max Niemeyer. 8. 60 Pf.

Post, Dr. A. H., Grundriß der ethnologischen Jurisprudenz. II. Band. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchh. (A. Schwartz). Gr. 8. 10 M.

Renan, E., Geschichte des Volkes Israel. IV. u. V. Band. Deutsch von E. Schaelsky. Berlin, S. Cronbach. Gr. 8. à 6 M.

Ribbeck, O., Geschichte der römischen Dichtung. Erster Band. Dichtung der Republik. 2. Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Gr. 8. 8 M.

Schanz, Frieda, Neue Gedichte. Leipzig, J. J. Weber. 8. Geb. 6 M.

Schwarzkopf, G., Schlimme Geschichten. Freilichtbilder aus der Bühnenwelt. Dresden, Heinrich Minden. 8. 2 M.

Spielhagen, F., Stumme des Himmels. Roman. 2 Bände. Leipzig, L. Staackmann. 8. 6 M.

Sudermann, H., Es war. Roman. 7. Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 8 5 M.

Voigt, A., Goethes Briefe. Mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen. Lieferung 1. Leipzig, Karl Fr. Pfau. 8. Complet in ca. 50 Lieferungen à 50 Pf.

Wagner, F. A. Freiherr v., Fürst Mittscherlich im Oberlausitzer Sagenkranz. Eine Vorspiegelung falscher Thatsachen. Bautzen, Emil Hübner (E. Rühl's Verlag). 8. 4 M.

Wald-Zedtwitz, E. v., Wie's doch so anders kam. Roman. 2 Bände. Berlin, Otto Janke. 8. 9 M.

Zwiedineck-Südenhorst, H. v., Bibliothek deutscher Geschichte. Deutsche Geschichte im Zeitraum der Gründung des preußischen Königthums. II. Band. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Gr. 8. 8 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Brockhaus' Konversations-Lexikon.

Vierzehnte vollständig neubearbeitete Auflage.

16 Bände von je 64 Bogen Text mit gegen 9500 Abbildungen und Karten
in Holzschnitt, Phototypie, Kupferstich, Lithographie und Farbendruck
auf circa 980 Tafeln und im Texte,
darunter 130 Chromotafeln und 300 Karten und Pläne.

Jeder Band elegant gebunden in Halbfranz 10 M.

Auch in 256 Heften zu 50 Pf. zu beziehen.

Zwölfter Band.

Morea — Perücke.

Mit 83 Tafeln, darunter 10 Chromotafeln, 26 Karten und Pläne, und 211 Textabbildungen.

„Das Werk, um das es sich handelt, trägt einen so monumentalen Charakter, daß man vor dieser Summe von organisatorischer und instructiver Arbeit von Ehrfurcht ergriffen wird. Der Brockhaus ist ein Jahrhundert alt. Er ist in seinen vierzehn Auflagen wohl das vollständigste Spiegelbild unsers Jahrhunderts." Magazin für Litteratur.

Elegante Wandregale zur bequemen Aufstellung der 14. Auflage sind durch jede Buchhandlung in zwei Formaten, einem langen [113 cm lang, 54 cm hoch und 29 cm tief] und einem hohen [86 cm lang, 75 cm hoch und 25 cm tief] zu beziehen. Preis jedes Regals in Eiche 30 M., in Nußbaum 36 M. Näheres enthält ein Prospect, der durch jede Buchhandlung gratis zu erhalten ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Allgemeine

Geschichte der Philosophie

mit besonderer Berücksichtigung der Religionen.

Von

Dr. PAUL DEUSSEN

Professor an der Universität Kiel.

Erster Band, erste Abteilung:

Allgemeine Einleitung und Philosophie des Veda bis auf die Upanishad's.

8. Geh. 7 M.

Hiermit beginnt die Veröffentlichung einer grossartig angelegten, umfassenden Geschichte der Philosophie in gänzlich neuer Darstellungsweise. Das Werk wird aus zwei Bänden in sechs Abteilungen bestehen. Im ersten Band wird die ostasiatische Philosophie (Inder: Hymnenzeit, Brâhmanazeit, Sanskritzeit; nebst Anhang über China und Japan) behandelt, während der zweite Band die westasiatisch-europäische Philosophie (Griechen, biblisch-mittelalterliche Philosophie, neuere Philosophie bis zur Gegenwart) darstellen wird.

Das bedeutende Werk wird die allgemeine Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt auf sich lenken. Ausführliche Prospecte mit genauer Uebersicht über die Eintheilung des ganzen Werks gratis.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe an Johanna Motherby

von

W. von Humboldt und E. M. Arndt.

Mit einer Biographie Johanna Motherby's und Erläuterungen herausgegeben von

Heinrich Meisner.

Nebst einem Porträt.

8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

Diese zum ersten mal veröffentlichten Briefe bieten einen wichtigen Beitrag zur Charakteristik W. von Humboldt's und Arndt's, insbesondere des letztern, dessen Thätigkeit während der Befreiungskriege, Familien- und Seelenleben sie vorführen. Die vertraute Freundin Beider, Johanna Motherby, deren Biographie nebst einem Porträt gegeben wird, tritt hiermit in den Kreis der berühmten Frauen zu Anfang dieses Jahrhunderts.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe an eine Freundin

von

Wilhelm von Humboldt.

Zwölfte Auflage.

Mit einem Facsimile, neuem Vorwort und Sach- und Namenregister.

8. Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 6 M.

Das berühmte Buch, welches durch die geistvolle Aussprache über die tiefsten, den denkenden Menschen bewegenden Fragen des Lebens und durch die edle ungekünstelte Sprache zu einer bleibenden Zierde der deutschen Nationalliteratur geworden ist, liegt nun schon in zwölfter Auflage vor.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

1812.

Ein historischer Roman

von

Ludwig Rellstab.

Sechste Auflage. Vier Theile.

8. Geh. 6 M. Geb. in 2 Bänden 8 M.

Dieser historische Roman, in dem die großen Ereignisse des Jahres 1812, namentlich der russische Feldzug und der Brand von Moskau, den Hintergrund einer äußerst spannenden Handlung bilden, gehört zu den besten deutschen Werken seiner Art.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 52. — 27. December 1894.

Zum Jahresschluß.

Zwei Gedenktage, die das scheidende Jahr festlich zu begehen Veranlassung gab, mögen die folgende rückblickende Betrachtung eröffnen, da sie auch für die Literatur bedeutsam geworden sind. Am 5. November feierte Deutschland die vierhundertste Wiederkehr des Geburtstages seines unvergeßlichen Hans Sachs. Die Gestalt des ehrwürdigen Meistersängers in lebendiger Vergegenwärtigung vor den Zeitgenossen neu erstehen zu lassen, suchten unter andern M. Greif mit einem Schauspiel, R. Genée mit einem Festspiel und G. Borchard mit einem Vorspiel zu drei Dramen Hans Sachsens. Hans-Sachs-Forschungen soll A. L. Stiefel im Auftrag der Stadt Nürnberg herausgeben, Genée hat das Lebensbild des Dichters auf breitester culturgeschichtlicher Grundlage entworfen. Sehr werthvoll ist „die Festschrift zur Hans-Sachs-Feier, gewidmet vom Herausgeber und Verleger der «Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte»“. Fast reicher noch war die Literatur, die an des großen Königs Gustav Adolf dreihundertjährigen Geburtstag — 9. December — anknüpfte, so das kirchliche Festspiel von Friedrich Corleis und das deutsche Volksspiel von Friedrich Treller. Den Erweis sittlich-religiöser Beweggründe für des Königs Auftreten entgegen der Behauptung rein verstandesmäßig-politischer Ziele bezwecken z. B. P. Kaiser's Volksbuch und Rogge's Gustav-Adolf-Büchlein.

Der Trauertag des Jahres war der 14. April, an dem Graf Schack sein schaffensreiches Leben beschloß. Der Gegenwart zugekehrt, wie einer, hielt er doch allezeit die classische Ueberlieferung fest und hoch. So bedeutete sein Heimgang eine Lücke in der Schlachtreihe der bewährten Alten. Glücklicherweise stehen sie noch zahlreich genug auf dem Plan, und zu der eben gebrauchten Bezeichnung der Alten gibt weder Umfang noch Werth ihrer Dichtung Anlaß oder Recht. Nach wie vor lehnen sie ab, in ideenlosem Abklatsch der Wirklichkeit — und oft welcher Wirklichkeit! — die höchste Leistung aller Kunst zu sehen. Sie wissen noch von Hoheit und Schönheit im Menschenleben zu berichten aufrichtig und wahr auch darin, daß sie Verkommenheit und Haltlosigkeit, fern jeder kitzelnden Verherrlichung, dem Untergange bestimmen, wie Wilbrandt im „Dornenweg“, Braun in „Umsonst gelebt“. Wiederum ging auch die erstarkte Abwehr zum Angriff über. Scharf nimmt Fulda in den „Kameraden“ zwei Lieblingstypen der Jüngsten aufs Korn, und Nordau spricht im „Recht zu lieben“ ein gewuchtiges Wort gegen die übliche Entheiligung der Ehe. Positives Schaffen sucht andererseits vorlaute Behauptungen über die angeblich nothwendige Beschaffenheit des Stoffes durch formschöne Gebilde zu widerlegen. Brachte doch das Jahr vier großangelegte geschichtliche Romane: Dove's „Caracosa“, Dahn's „Julian den Abtrünnigen“, Ebers' „Kleopatra“ und Hoffmann's „Wider den Kurfürsten“. Dazu kommt, daß ein reichlicher Nachwuchs auf dem Gebiete der Ideendichtung sich als lebenskräftig ausweist. Es mehren sich die Stimmen, die mit vernehmlicher Eindringlichkeit den Pflichtbegriff betonen und Charakterfestigkeit auch mit sittlichen Grundsätzen vereinbar denken können. Die „Pflicht gegen sich selbst“ lehrt von Zobeltitz, der in ähnlichem Sinne auch die „Ewige Braut“ geschrieben hat. Fulda bestreitet in den „Lebensfragmenten“ die Möglichkeit echten Künstlerthums bei Charakterlosigkeit. Und „Lebe!“ ist die neue Heilsbotschaft, die Avenarius der kränkelnden, entarteten Mitwelt verkündigt. In diesen Chorus stimmen Siegfried mit „Fermont“ und Meinhardt mit „Heinz Kirchner“ trefflich ein. Noch unter anderm Gesichtspunkt läßt sich ein Erstarken dieser Richtung feststellen. M. von Stern entsagt in „Stimmen der Stille“ theilweise frühern Anschauungen und C. Gräser kehrt im „Parzival von Berlin“ zurück zu längst entschwundenen Jugendidealen. In die Lösung des alten Welträthsels vertieft sich von Gumppenberg's Muse — „Alles und Nichts“ —, und C. Flaischlen schuf „Im Schloß der Zeit“, eine gedankenreiche Allegorie von einer mitunter großartigen Farben-

pracht. Ueberhaupt findet der Drang nach Wahrheit, der Kampf um die Weltanschauung in einer weitverzweigten Gedankendichtung oft ergreifenden Ausdruck. Hierher rechne ich des ungarischen Priesters Ronay „Gedichte“, „Welt und Leben“ von P. Philipp, „Eine suchende Seele“ von *,*, den „Wahrheitssucher“ von Franzos. Fast gespenstisch tritt in diesen Kreis Tillmann Pesch S. J., der die Rückkehr zur mittelalterlichen Weltanschauung und ihren Quellen, Plato und Aristoteles, predigt. Mit Vorliebe wird der Darstellung des innern Conflicts dienstbar gemacht die Gestalt des — abtrünnigen — Priesters, z. B. von Telmann „Unter den Dolomiten“, in dem bereits angeführten Roman: „Ein suchende Seele“ und von Hans Falke im „Pfarrer Habermann“. Mit dieser Verinnerlichung des Denkens, mit dieser Selbsteinkehr geht Hand in Hand die Abwendung von der Wirklichkeit und die Hinneigung zum Uebernatürlichen, wie sie Mysterium und Christuspoesie offenbaren. In diesem eigenthümlichen Zuge der Zeit darf man die kraftvollste Reaction gegen den Naturalismus sehen. Irre machen darf in dieser Annahme nicht Hauptmann's „Hannele“. Die Aufnahme des Stückes hat doch gezeigt, daß auf diesen Gebieten die Technik allein unzulänglich ist. Conrad war im „Bergfeuer“ wenigstens consequent; reine Tendenz beherrscht Weißenfels' „Golgatha“. Von den andern hierher gehörigen Erzeugnissen ist nicht recht klar der Roman eines Christen, „Jesus von Nazareth“; erwähnt mag ferner werden die „Neue Messiade“ von Friedrich Arnold. Welcker modernisirt die Christusgestalt im „Heiland aus den Bergen“, während von Rohrscheidt, der auch in „Gedichten“ ziemliche Vielseitigkeit bekundet, in „Satans Erlösung“ eine Art Gegenstück zur Heilandsthat geschaffen und damit sich dem Mysterium genähert hat. Ein solches ist die „Geburt des Heilands“ von dem als Denker und Dichter gleich selbständigen Kralik; schon hier verweise ich auf seine „Offenbarung“. Verwandt diesem Kreise sind die „Insel Ahasver's“ von M. von Stern, ein hervorragendes Werk, ferner Faust und Ahasver in den „Dämmerungen“ P. Wilhelm's, endlich der „Ewige Jude“ von Seeber.

Gelegentlich hatte ich im Vorstehenden der sogenannten Moderne zu gedenken. Spurlos sind auch an ihr die Jahre nicht vorübergegangen. Zeugniß dafür legt ab der diesjährige „Musenalmanach“, herausgegeben von Bierbaum, Zeugniß auch Flaischlen's Sammelbuch moderner Prosadichtung: „Neuland“, von Gumppenberg's schon genannte Märchendichtung: „Alles und Nichts“ und anderes mehr. Eine Wendung bezeichnete schon Gustav Falcke's „Aus dem Durchschnitt“, und diese Erzählung hat Nachfolge gefunden. Besonders der Novelle will man die Fähigkeit zuerkennen, eine Ausgleichung zwischen Alten und Jungen herbeizuführen. Es wäre thatsächlich interessant, wenn die Werthschätzung, die dem Altmeister dieser Gattung, P. Heyse, nach übereinstimmendem Urtheil zutheil wird, jetzt auch von gegnerischer Seite eine Bestätigung erführe. Freilich denke man hierbei nicht an Beer-Hofmann's Novellen, auch nicht an Sudermann's „Es war“. . . . Weiter wahrt der berliner Roman seine Eigenart, auch Vererbung und Umgebung spielen noch die alte Rolle. Die herkömmliche Auffassung und Behandlung der Ehe zeigt „Eine?“ von Wrede. Ganz anders klingt dagegen Schaumberger's Drama: „Die neue Ehe“. Und Weigand, von dem der moderne „Musenalmanach“ doch dereinst Beiträge verzeichnete, erzürnt sich in den Rügeliedern, daß

Unsre Lyriker der Gossen
Schreien rasend mit Genossen,
Daß Messias sie und Held.

Eine starke Abfertigung! begreiflich indeß bei Großsprecherei, wie diese:

Ich sage euch, reizt ihr den Teufel lieber
Als mich und meiner Seele tiefes Gift!

Nehmt euch in acht. Es gährt in meinem Hirne,
Den Griffel nehm ich mit empörter Hand,
Brandmarkend schreibe ich auf eure Stirne —
Die Spitze zischt — das Mal ist eingebrannt. —

Ueber den Durchschnitt erhebt sich Bruno Wille in „Einsiedler und Genosse“; anschaulichste Charakteristik zeichnet von Wolzogen's „Entgleiste“ aus.

Am wirksamsten und erfolgreichsten sind die Neuern entschieden mit dem Drama gewesen, und gerade das Drama brachte ihnen die empfindlichste Niederlage mit Sudermann's „Schmetterlingsschlacht“. Einigermaßen mag die Ablehnung des Stücks in Berlin wett gemacht werden durch den Beifall, den es in Wien gefunden hat. Für den Fernerstehenden bleibt es jedenfalls schwer begreiflich, warum ein Publikum, das sich nachgerade doch hieb-, stoß- und schußfest erwiesen hatte, diesem Drama solches Schicksal bereitete. Weitere Quellen der Erregung und des leidenschaftlichsten Streites waren Halbe's „Jugend“ und Hauptmann's „Weber“. Das Einschreiten des Staatsanwalts gegen dieses Stück veranlaßte sogar Panizza's moralische Komödie: „Der heilige Staatsanwalt“. Ich brauche hier oft Gesagtes nicht zu wiederholen, führe nur der Vollständigkeit halber noch an Hauptmann's Diebeskomödie: „Der Biberpelz“. Nimmt man die bereits erwähnten Stücke hinzu, so wird das Urtheil lauten, daß der Erfolg dieser Dramatik nicht unbestritten genug war, um ein richtiges Verhältniß zu ihrem Umfange darzustellen. Ein Schluß auf Aenderung des Geschmacks erscheint verfrüht. Noch gehört den Jüngsten die Bühne. Wenigstens ist aus der sonstigen Schauspieldichtung etwas Durchschlagendes, Epochemachendes nicht anzuführen. Es gewinnt fast den Anschein, als erlahmte hier die schöpferische Kraft auch in der Menge der Erzeugnisse. Soll man darin ein Anzeichen einsichtiger Selbsterkenntniß bei vielen sehen? Oder Entmuthigung auch bei den Berufenen? Sie wäre begreiflich. Denn wahrlich gegenüber den maßgebenden Stücken aus der classischen Zeit, andererseits bei der lärmenden und aufregenden Dichtung des Tages, bei der Norwegerei und Ausländerei überhaupt in jedwedem Gewande haben Dichter wie M. Greif — „Francesca da Rimini“ —,

Kruse, August Sturm — „Reinhart Frei", „Verschollen" — trostlos schweren Stand. Mit ersichtlicherm Erfolg behauptet sich Nordau. Sein Lustspiel: „Die Kugel" ist gleich gesund und bühnengerecht wie das erwähnte „Recht zu lieben". Die Tendenz theilt mit diesem Stück Fulda's gelungenes Lustspiel: „Die Kameraden". Zuletzt noch hat von sich sprechen gemacht des ehemaligen Kriegsministers Verdy von Vernois „Alarich". Besonders zu gedenken ist schließlich der feinberechneten, kunstverständigen Umdichtung des „Timon von Athen" durch Bulthaupt.

Aus schier unerschöpflichem Born, wie der treffliche Weitbrecht sagt, ergießt sich noch immer die Lyrik. Daß bei so breitem Strome sich auch zahlreiche seichte Stellen und Untiefen finden, ist weniger befremdend, als die Thatsache, daß die außerordentliche Menge edelster und echtester Gefühlsdichtung so wenig Beachtung findet. Ist die Gegenwart überreizt und so stumpf geworden? Fliehen wir die stille Selbsteinkehr, die Spiegelung unseres Ichs in den Aussprüchen einer berufenen Dichterindividualität? Und doch, wie viel Schönheit und hohes Menschenthum ist, um nur einiges herauszugreifen, in den Gedichten Langewiesche's, Gilm's, Claar's, Busse's, des Engländers Browning in Ruete's Uebersetzung, in Beyschlag's „Blütenstrauß vom Lebenswege", in den „Gastgaben" von Fritz Kögel beschlossen! So mancher Dichterin gebührt das gleiche Lob. Ihre und der Erzählerinnen Zahl ist kaum mehr fern der Legion. Zudem scheint das weibliche Geschlecht ein zweites ritterliches, richtiger: adeliges Zeitalter für unser Schriftthum heraufführen zu wollen, wie folgende Zusammenstellung lehrt: Heriberta von Poschinger, Alberta von Puttkammer, M. Gräfin Keyserling, M. von Haugwitz, Bertha von Suttner, M. von Oertzen, Nataly von Eschstruth, A. von Bülow, Eva Gräfin Baudissin, M. von Ebner-Eschenbach — deren neueste Novellen: „Das Schädliche", „Die Totenwacht" ich besonders erwähnen muß —, Doris Freiin von Spättgen, Sophie von Khuenberg, Baronin von Reizenstein, E. von Dinklage, Baronin Elisabeth von Grotthuß, Jemima Baronin von Tautphoeus u. s. w. Weitere Trägerinnen der Frauenliteratur sind Ricarda Huch, Klara Kromer, Klara Dorn, R. Sandvoß, Anna Theïs, die Italienerin Ada Negri; E. Werner, Charlotte Niese, Sophie Junghans, Hedwig Dohm, Anny Wothe, Olga Wohlbrück, Marie Janitscheck, Olga Arendt, Gertr. Franke-Schievelbein, M. Ottensen, Ilse Frapan, Hermine Frankenstein, Ida Boy-Ed, Clarissa Lohde, Maria Gerbrandt, Ossip Schubin, Elise Polko, M. Bach-Gelpke, Anna Munch, Hermine Villinger, Annie Bock, Dora Duncker, Bernhardine Schulze-Smidt, Bianca Bobertag u. s. w. Im ganzen betrachtet, bekundet sich in dieser Literatur nicht allzu viel Frohsinn und sonnige Lebensauffassung. Vielmehr zwingt sie dem Leser eine Erinnerung an das Goethe'sche Wort auf: „Der Frauen Zustand ist beklagenswerth." In diesem Zusammenhange habe ich ein Buch zu erwähnen, das für die Beurtheilung der ganzen Frage wichtig erscheint: Laura Marholm, „Buch der Frauen". — Ein Unicum auf lyrischem Gebiete bringt Florenz: „Dichtergrüße aus dem Osten", eine Sammlung japanischer Lieder, auf echt japanischem Papier in Tokio gedruckt und ebenda von Eingeborenen illustrirt. Endlich mögen als Erzeugnisse mit allerneuestem Gepräge Dörmann's „Neurotika" und Stücke von P. Fischer's „Hallucinationen" genannt werden.

Arg danieder liegt fort und fort die Epik. Held's „Tanhusaere recidivus" wird außerhalb der Moderne wenig Zustimmung finden. Außer den schon genannten Seeber und von Rohrscheidt führe ich an Graf Wickenburg: „Balladen". Jaroslav Vrchlicky's Dichtungen in Edmund Grün's Uebersetzung zeichnen sich durch Gedankentiefe aus. Anerkennenswerth ist von Leinburg's Verdeutschung des „Königs Helge" von Adam Oehlenschläger; hochgerühmt werden die Nordlandsgesänge und -Sagen von Edw. Wechßler. Vorzügliches endlich hat wiederum Trojan in der Humoreske: „Das wustrower Königsschießen" geleistet. Im großen Stil ist nur ein Epos gedichtet, das aber fast allgemeine Anerkennung gefunden und die schönsten Hoffnungen geweckt hat: Richard Nordhausen's „Vestigia Leonis"; gleich gelungen erscheint desselben Dichters „Fritz Joß".

Viel Treffliches ist in den Sammelbüchern verstreut. Des „Modernen Musenalmanachs" geschah schon Erwähnung. Der Cotta'sche „Musenalmanach" wahrte seine Richtung, während er seinen Werth diesmal vielleicht gesteigert hat. Aehnliche Zwecke verfolgen das „Prager Dichterbuch", herausgegeben von Teweles, das „Baltische Dichterbuch", herausgegeben von E. von Grotthuß, „Die baltischen Lande in Liedern ihrer Dichter", herausgegeben von H. Johanson; dazu kommen die Prosasammelwerke: „Neuland", ein Sammelwerk moderner Prosa, herausgegeben von C. Flaischlen; das „Oesterreichische Novellenbuch I."; die Veröffentlichungen des Vereins der Bücherfreunde; die „Romantische Bibliothek", herausgegeben von Lutz, Engelhorn's „Romanbibliothek", die Collection Hartleben und die „Bibliothek der fremden Zungen". Für die Novelle trage ich nach, daß neuerdings auch dem Behagen der Zeit am Geheimnißvollen und Räthselhaften in theils ironischer, theils geschickt täuschender Weise Rechnung getragen wird, so von Paul Heyse: „In der Geisterstunde", Fritz Mauthner im „Geisterseher" und Dick-May in „Unheimlichen Geschichten". Auch bei der Romanschriftstellerei begnüge ich mich, ohne irgendwelchen Anspruch, auch nur alles Hervorragende aufgezählt zu haben, mit dem Hinweis auf einige der beachtenswerthen Erscheinungen. Den schon Genannten, wie Meinhardt und Siegfried, füge ich an von Gottschall: „Eine Dichterliebe", Busse: „Stille Geschichten", Eckstein: „Mönch vom Aventin", Rüttenauer: „Unmoderne Geschichten", W. Jensen: „Heimkunft", Trojan: „Von Einem zum Andern", Rudolf Presber: „Poveretto", Kummer: „Lockende Liebe" — er berührt sich im Motiv mit Telmann in einer Novelle aus den „Schattenpflanzen", weiter Rudolf Lindau: „Flirt", von Wildenbruch: „Schwesterseele", Rosegger: „Spaziergänge", Hackländer: „Die Spuren eines Romans" u. a. Zweifellos ein geeigneter Boden

zum Austrag schwebender Streitigkeiten, wird der Roman vielerseits der Polemik dienstbar gemacht. Und wenn von einer Seite immer wieder der Mann als das Hinderniß der hochstrebenden Frau sich darstellen lassen muß, zuletzt von Eva von Baudissin: „Im Doctorhause", so darf es August Niemann keinesfalls verargt werden, wenn er einmal den Spieß umdreht, wie im „Junggesellen"; ähnliche Bewandtniß soll es mit der Kritik haben, der Elster das Friedensprogramm B. von Suttner's unterzieht.

Mit stattlichen Leistungen ist die Literaturgeschichte vertreten; ich erwähne R. Steig: „Arnim und Brentano", Just Bing: „Novalis", Müller-Rastatt: „Hölderlin", Nerrlich: „Jean Paul und seine Zeitgenossen", Joseph Müller: „Jean Paul und seine Bedeutung für die Gegenwart", Bächtold: „Keller's Leben", Poppenberg: „Zacharias Werner"; Ellinger: „E. T. A. Hoffmann", Geiger: „Karoline von Günderode"; weiter die Literaturgeschichten von Kögel und von Koch; die neue „Zeitschrift für Literaturgeschichte, Euphorion", „Das Grillparzer-Jahrbuch", ferner von Autobiographien: „Mein Leben", von Hoffmann von Fallersleben, herausgegeben von Gerstenberg, Gervinus: „Mein Leben", Nissel: „Mein Leben", Fontane — den die Universität Berlin an seinem fünfundsiebzigjährigen Geburtstage zum Ehrendoctor ernannte —: „Meine Kinderjahre", dazu „Hehn's Leben" von Schiemann. „Das deutsche Drama der Gegenwart" behandelte Litzmann; „Weltschönheit" nennt sich die neue Aesthetik Kralik's. Bormann lieferte im „Shakespeare-Geheimniß" einen bemerkenswerthen Beitrag zu dieser Frage, während Türck in den „Hamlet-Studien", an die sich eine öffentliche Auseinandersetzung mit Kuno Fischer schloß, das Räthsel dieses Charakters zu lösen suchte.

Unausgesetzt sind endlich Gegenstand liebevoll-eingehender Forschung Leben und Werke unserer beiden großen Dichter. „Schiller's Jugendjahre" schrieb A. Stein, als volksthümliches Prachtwerk erscheint „Schiller dem deutschen Volke dargestellt" von Wychgram, des Dichters Mutter schildert E. Müller, Schmidt „Schiller's Sohn Ernst"; seinen „Briefwechsel mit Goethe" gab Muncker, ebenso wie den mit Humboldt heraus. „Schiller's Aesthetik" behandelte trefflich K. Berger. Zu Goethe mag hinüberführen Portig's gedankentiefes Buch: „Schiller in seinem Verhältniß zur Freundschaft und Liebe, sowie in seinem innern Verhältniß zu Goethe." Sonst hebe ich aus der überreichen Literatur hervor neben dem „Goethe-Jahrbuch" „Goethe's Leben" von Richard Meyer und von Prem, „Goethe's Leipziger Liederbuch" von Strack, seine „religiöse Entwickelung" von Filtsch, „Die Xenien" von Suphan und Erich Schmidt. Dieser schrieb auch über „Clavigo", Baumgart wie auch Valentin über die „Einheit des Faust". Das Verhältniß von Goethe's Dramen zur heutigen Bühne erörterte mit eingehender Kritik P. Heyse in seiner Festrede, vgl. „Deutsche Rundschau", Juliheft. Die sogenannte „Sophien-Ausgabe" ist in diesem Jahre um zehn Bände gewachsen.

Zum Schluß darf ich den Lesern d. Bl. eine Reihe niederschmetternder Sätze nicht vorenthalten, die der jüngsten Weisheit zu verdanken sind. 1) „Es ist buchstäblich wahr: das deutsche Publikum kennt Goethe's Lyrik nicht." 2) „Mindestens die Hälfte aller Goethe'schen Gedichte sind für unser heutiges Empfinden ungenießbar." 3) Goethe war (um 1789) „unter allen Schöngeistern des ablaufenden Jahrhunderts derjenige, der am wenigsten dazu befähigt war, die Jugendgedichte Johann Wolfgang Goethe's zu würdigen und — herauszugeben". Gott sei darum Dank, daß jetzt jemand „den Entschluß faßte, nach seinen Kräften etwas dafür zu thun, daß Goethe für unsere Generation lebendig bliebe" durch „ein Buch., für das es nur eine Richtschnur" gibt, den Geschmack eben des Verfassers. Armer Goethe! **Richard Friedrich.**

Religiöse Studien eines Weltkindes.

Unter diesem Titel hat uns soeben der Altmeister deutscher Culturgeschichte, W. H. Riehl, ein neues Buch beschert. *) Einen Vorzug theilt dieses religiöse Buch mit allen andern Büchern Riehl's: wir lesen es mit Behagen. Bücher zu schreiben, die man mit Behagen liest, ist eine Kunst, die nicht jeder kann; die Modernen verstehen sie vorweg gar nicht, auch mancher Altmeister der schreibenden Kunst nur in sehr beschränktem Maße. Woran das liegt? An der Persönlichkeit. Jedes Kunstwerk muß bis zu einem gewissen Grade der Niederschlag der Persönlichkeit sein, sonst fehlt der Contact zwischen dem Urheber und denen, auf welche das Kunstwerk wirken soll. Das wäre in der bildenden Kunst wie in der dichtenden leicht mit vielen schlagenden Beispielen zu belegen, wie auch das Gegentheil sehr leicht aus der modernen dichtenden Kunst nachzuweisen wäre: Leute, die noch gar keine Persönlichkeit sind, oder deren Persönlichkeit nur in dem besteht, was man im modernen Kauderwelsch Milieu nennt, können unmöglich bei ihren Lesern den Eindruck erwecken, den eine in sich gefestigte Persönlichkeit macht. Und ist eine Persönlichkeit so sonnig, ich weiß keinen bessern Ausdruck, wie Riehl, so strömt von ihr, was sie auch schreibt, wohliges Behagen aus, und wie sich dem Einfluß der lieben Sonne niemand entziehen kann, so ist es auch mit Riehl's Büchern. Sie gewinnen dem Leser das Herz, selbst wenn der kritische Verstand ab und zu nicht mitthun will.

Das wird bei manchen Lesern von Riehl's Buch der Fall sein. Riehl weiß das, denn er bemerkt im „Eingang":

*) Religiöse Studien eines Weltkindes von W. H. Riehl. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 1894. 8. 6 M.

Wer es heutzutage keinem Menschen recht machen will, der muß über religiöse Dinge schreiben und das Geschriebene drucken lassen, denn wenn er das Geschriebene für sich behält, so hat er's vielleicht wenigstens sich selbst recht gemacht. Läßt er's aber drucken und sieht, wie ers niemand recht gemacht hat, so wird er zuletzt auch mit sich selber unzufrieden. In Sachen der Religion waren die Menschen zu allen Zeiten am empfindlichsten. . . . Der religiöse Glaube und Unglaube ist unendlich individueller geworden und damit auch die religiöse Empfindlichkeit, die sich in ihrem Glauben verletzt fühlt. . . . Wer seinen Frieden liebt, der sollte demnach gar nicht von religiösen Dingen reden. Ganz gewiß! Wenn es nur nicht einen so unwiderstehlichen Reiz hätte, gerade darüber zu sinnen und zu schreiben, worüber die Leute weder unter sich noch mit uns einig sind!"

Nun kommt aber Riehl's zweiter Satz:

daß es heutzutage sehr dankbar ist, über religiöse Dinge zu schreiben, weil die Theilnahme dafür seit Jahren in stetigem Wachsen begriffen ist und zusehends immer allgemeiner wird. . . . Das Bedürfniß, die Bildung unserer Zeit mit dem christlichen Glauben in Einklang zu setzen, tritt gerade bei den Gebildetsten immer deutlicher hervor. . . . Die höchste Bildung umfaßt den ganzen Menschen, und zum ganzen Menschen gehört neben dem Denken und Wissen auch das Empfinden, Vorstellen und Dichten, das Hoffen, Lieben und Glauben. Wer sich mit der Erkenntniß allein begnügt, der ist eben kein höchst Gebildeter, so wenig wie jene, welche blos im Glauben leben wollen. . . . Man soll einen ehrlichen Glauben bei andern ehren, auch wenn man ihn nicht bekennt. Unser Glaube ist unser persönlichstes Heiligthum. Reich und harmonisch entwickelte Menschen haben aber auch noch andere persönliche Heiligthümer in den Idealen der Kunst, der Wissenschaft, des öffentlichen Lebens, nach denen sie ringen. Man soll keine Kluft setzen zwischen all diese veredelnden Bestrebungen und dem Glauben, denn profan ist nur das Nichtige und Gemeine, und wo eine solche Kluft in einseitiger Weltanschauung sich bildet, da soll man sie zu schließen suchen.

Diesem Bestreben dient das Buch, ja es verdankt ihm seine Entstehung, obgleich es Riehl zunächst sicherlich nicht für andere, sondern für sich geschrieben hat. Und da niemand leugnen wird, daß der Verfasser desselben zu den im vollen Sinne „höchst Gebildeten" unserer Zeit gehört, so werden auch die, welche von vornherein dem hier zu Tage tretenden weltfreudigen, glaubensfrohen Optimismus ablehnend gegenüberstehen, gut thun, eine Weile zu den Füßen eines Meisters zu sitzen, der ein Recht hat, von seinem Volke gehört zu werden.

Wol nicht ohne die Absicht, dieses Recht über religiöse Dinge zu reden, auch nach anderer Seite zu begründen, hat Riehl dem Buche zwei Kapitel „Persönliche Erlebnisse" beigefügt, welche die Ueberschriften tragen: „Warum ich Theologie studirte" und „Warum ich kein Geistlicher wurde". Daß diese Lebensskizze ganz wundervoll erzählt ist und allein werth, daß man das Buch kaufe, sei nur beiläufig, weil selbstverständlich, erwähnt. Aus diesen Selbstbekenntnissen, die Riehl ohne jede Eitelkeit und Selbstgefälligkeit gibt, sei der Schluß hier angeführt, weil von hier aus eine Beleuchtung auf das Ganze fällt. Riehl schreibt:

Ich war gar häufig unzufrieden mit mir selber, aber niemals unzufrieden mit Gott und der Welt: dies ist die erste Vorbedingung zu einem glücklichen Leben. Im Gottvertrauen gewann ich Selbstvertrauen: das ist die zweite Vorbedingung. Weil ich mich mit 400 Gulden jährlich begnügen wollte, erhielt ich bald viel mehr. Ohne persönliche Verbindungen, ohne Anschluß an eine Partei oder Zunft kam ich doch vorwärts. Ich habe mich niemals um ein Amt beworben und wurde doch zu meiner eigenen Ueberraschung zu sehr ansehnlichen Aemtern berufen. Ich habe mich überhaupt mein Leben lang um gar nichts beworben, — ausgenommen um die Hand meiner Frau. Ich erkannte bald, daß meine theologischen Studien doch nicht vergebens gewesen waren; ich hatte bei ihnen zuerst wissenschaftliche Methode gelernt, ich hatte mich durch sie gewöhnt, in allen Erscheinungen des Menschenlebens auch die bewußt und unbewußt treibende Kraft der Religion zu erfassen; ich selber war religiöser geworden.

Durch meine Bücher geht ein religiöser Zug; ich habe ihn nicht beabsichtigt, sondern er ist immer von selbst gekommen. Dies gilt ganz besonders von meinen Novellen, welche ich lediglich in der Absicht schrieb, den Lesern ein kleines Kunstwerk, einen behaglichen Kunstgenuß zu bieten. Weil ich mir aber den wahren warmblütigen Menschen gar nicht denken kann ohne religiöses Empfinden, Sinnen, Ahnen, Zweifeln, Kämpfen, Glauben, Hoffen und Lieben, so mußten diese Bewegungen bald leise verschleiert, bald hell und stark, bald bejahend, bald verneinend auch in meinen Novellengestalten hervortreten, wie bei deren Schicksalen der freie Wille und — die Fügung Gottes. . . . Man fragt heute bei einem neuen Buche immer zuerst nach dessen „Tendenz". Dieses Buch hat gar keine. Es hat nur verschiedene leitende Grundgedanken, die aus einem einzigen hervorgewachsen sind und auch wieder in ihm verbunden zusammenlaufen. Es schildert religiöse Zustände, es gibt religiöse Betrachtungen und Untersuchungen in wechselnd zwangloser Form. Die Religion soll uns dem Leben nicht entfremden, noch gar mit dem Leben entzweien, sondern sie soll uns das Leben erst recht lebenswerth machen. Der Glaube soll das Wissen nicht befehden, noch das Wissen den Glauben; denn das Reich des einen beginnt da, wo das Reich des andern aufhört, und doch streben beide nach dem gleichen Ziele. Die Bekenntnisse trennen die Menschen, und die Glaubenseinheit steht zur Zeit noch in nebelgrauer Ferne; um so stärker und klarer erscheint wachsend das gemeinsame Bedürfniß des Trostes, des Friedens und der Erlösung, und die Gemeinsamkeit dessen, was wir suchen, bildet oft ein stärkeres Band als die Gemeinsamkeit dessen, was wir besitzen.

Also das Buch eines Suchenden haben wir vor uns, und diese Bescheidenheit des Verfassers gewinnt ihm wol auch das Herz derer, die längst nicht mehr suchen oder nie gesucht haben. Die aber selbst Suchende, Tastende, Ahnende sind, die werden sich gerade durch die Art des Suchens, welche ihnen hier entgegentritt, bei aller Abweichung im einzelnen, mit dem Verfasser geistig verbunden fühlen. Daß dazu die gewinnende Art der Riehl'schen Darstellung viel beiträgt, versteht sich; man kann aus diesem Buche auch lernen, wie der tiefste Ernst sich mit echtem Humor verträgt; denn die Lichter des Humors, die hier und da aufblitzen, sind nicht grell und verletzen das Auge, sondern leuchten freundlich herein wie ein mild lächelndes Greisenangesicht.

In drei Büchern bringt Riehl seinen Stoff unter: „Ewige Fragen", „Zeitfragen", „Kirchliche Fragen". In gewissem Sinne bilden die einzelnen Kapitel dieser drei Bücher eine fortlaufende Kette, ruht eins auf dem andern; und wie das erste Buch mit dem „Herrscher Tod" beginnt, so schließt das dritte „an den Gräbern". Ueberall schreibt

Riehl, wie er selbst sagt, „als Beobachter des Volkslebens, als Freund des religiösen Volksgeistes, als Freund der Erziehung unseres Volkes durch die Läuterung und Erhebung unseres Volksgemüths“; alle Fragen behandelt er volkspsychologisch, stets sucht er vor allem dem geschichtlich Gewordenen gerecht zu werden. Dabei fehlt es nicht an geistreichen und schlagenden Parallelen, und fast auf jeder Seite findet sich ein kluges und verständiges oder ein geist- und gemüthvolles Wort.

Wem ich das Buch hauptsächlich zur Lektüre empfehlen möchte? Ich schwanke zwischen Theologen, Pietisten und Freigeistern. Jedenfalls aber gehört es in die Hand derjenigen Frauen, die von der ideal- und religionslosen Zeitströmung ergriffen, die Vermittelung zwischen den Bedürfnissen des Gemüthes und den Erkenntnissen des Verstandes noch viel schwerer finden als wir Männer. Ihnen wird es die besten Dienste leisten.

Richard Weitbrecht.

Neue Reiseliteratur.

1. Auf der Fahrt zum Nordcap. Von W. Eckerth. Prag, H. Dominicus (Th. Gruß). 1894. Gr. 8. 8 M.

Sommerliche Nordlandfahrten sind jetzt Mode. So unternahm denn auch der Verfasser dieses hübsch mit norwegischen Landschaftsbildern ausgestatteten Buches eine solche Fahrt mit Frau und Tochter im Juni 1891. Sein Buch bringt eine klar und anspruchslos verfaßte Schilderung dieser Ausfahrt mit ganz verständigen, auch von einiger Literaturkenntniß auf dem einschlägigen Gebiet Zeugniß ablegenden Betrachtungen über die großartigen Thal- und Fjordenbildungen der norwegischen Küste.

Auf dem schwedischen Postdampfer „Diana“ ging es zunächst von Kiel durch den großen Belt nach Gothenburg. Nach Besichtigung der Trollhätta-Katarakte langte man am 9. Juni in Christiania an, und hier erst wurde der Beschluß gefaßt, die Reise bis zum Nordcap auszudehnen, da gerade noch Platz zu bekommen war auf dem Nordlandsdampfer „Kong Harald“, der dorthin seine Fahrt am 19. Juni von Bergen aus beginnen sollte. So benutzte man denn alsbald die schmalspurige Eisenbahn über Drammen zum sogenannten Randsfjord, einem 70 Kilometer langen See, den man in seiner ganzen Länge mit dem Dampfer befuhr, um dann zu Wagen durch das Lärdal Lärdalsören zu erreichen. Bei Skogstad (kaum in größerer Seehöhe gelegen als München) überraschte freilich noch am Abend des 14. Juni starker Schneefall und auf dem Fillefjeld begann sogar eben erst der Winterschnee an wenigen Stellen „auszuapern“, die Seeflächen daselbst waren noch fest gefroren. Am 16. Juni in Lärdalsören angelangt, machte die kleine Reisegesellschaft am folgenden Tag die wundervolle Fahrt zu Schiff durch den Näröfjord und zu Wagen durch das Närödal nach Stahlheim, endlich über Vossewangen nach Bergen.

Die eigentliche Nordlandsfahrt auf dem „Kong Harald“ über Trondhjem nach dem Nordcap und wieder zurück dauerte sodann nur eine Woche und war vom Wetter leider wenig begünstigt. Der Verfasser ist ehrlich genug zu bekennen, daß bei solchem regnerischen und nebeligen Wetter, wo selbst über den näherliegenden Küsten ein neidischer Schleier sich ausbreitet, eine solche Reise nicht viel Genuß bereitet, da von der stillen Größe der nordischen Natur fast nichts empfunden wird als die Oede und das Einerlei von Fels und Meer in nicht gerade mannichfaltigem Wechsel.

Einmal wird das Grau der insularen Flachbuckel von Felsen, die man an dieser Küste Schären nennt, plötzlich durch schneeiges Weiß derselben unterbrochen. Ein berliner Professor an Bord des „Harald“, dessen Namen der Verfasser sogar uns verräth, stellte sofort eine überkühne Theorie von norwegischen Korallenriffen auf, ein wiener Reisegefährte dachte lieber an weißmalende Thätigkeit der die Holme umflatternden Möven und citirte die Scheffel'schen Verse von der Guanoinsel:

> Trotz unserm Landsmann, dem Hegel,
> Schuft ihr den gediegensten Mist!

bis der biedere Obersteuermann den Meinungszwiespalt schlichtete mit der Erklärung: die im Fahrwasser der Schiffe liegenden Holme seien mit weißer Farbe angestrichen, damit sie in dunkler Nacht gesehen und vermieden werden könnten.

„Kong Harald“ steuerte um die Nordwestküste der Mager-Insel (Magerö) herum. Die weit in die See hinaustretenden Felsenriffe von Knivskjär-Odden (diesem thätsächlich nördlichsten Vorgebirge der Insel und somit Europa's, falls man fern abgelegene Inseln wie die der Spitzbergengruppe unserm Erdtheil nicht zurechnen will) waren eben passirt, da trat das dunkle, schroff zu 295 Meter Höhe aufragende Nordcap in Sicht, dessen Berühmtheit trotz seiner nicht ganz so hohen Nördlichkeit die der spitzen Felsen von Knivskjär-Odden so weit übertrifft. Der Verfasser schreibt:

> Wir näherten uns dem Endziele unserer Reise. Hinter uns lag Europa, vor uns das Polarmeer. Mit stillem Grauen sah ich über die wogenrollende Wasserfläche hin und nicht die mindeste Lust zu einer Polarfahrt wandelte mich an. Der Himmel, von dichten Wolken bedeckt, hatte sich tief herabgesenkt und unsern Gesichtskreis auf einen kleinen Umfang beschränkt; das Thermometer zeigte 4 Grad Celsius, und leises Frösteln gesellte sich zu dem Unbehagen, das durch die lange Fahrt im offenen Meere veranlaßt worden war. Der Kong Harald fuhr von Westen nach Osten um das Cap herum, sodaß die hochragende Felsgestalt, die wie ein gewaltiger Keil in das Meer sich vorschiebt, von allen Seiten sichtbar wurde, und ankerte endlich in der kleinen, stillen Bucht Hornviken, welche in die Ostflanke des Vorgebirges eingeschnitten ist.

Gerade noch kurz vor Ueberschreitung des Polarkreises ward den Reisenden auf der Rückfahrt von Tromsö her das ersehnte Schauspiel der Mitternachtssonne zutheil. Als das Schiff im Norden der Insel Bodö fuhr, stand sie frei und klar hinter der Lofotenwand. „Kong Harald" ließ seine Kanonen den Sonnengruß ertönen, ein halbes Dutzend photographischer Apparate richtete sich auf die genau über dem Nordpunkt des Horizonts schwebende Sonnenscheibe, und mit Brenngläsern brannte man sich Löcher in Handschuhe oder Notizbücher, zu deren Seite freilich die amtliche Beglaubigung nicht zu erzielen war: „Gebrannt von der Sonne zu Mitternacht 28./29. Juni 1891."

2. Der Montblanc. Studien im Hochgebirge von P. Güßfeldt. Berlin, Gebr. Paetel. 1894. Gr. 8. 12 M.

Zu Buchform vereint und mit acht vorzüglichen Lichtdrucken geschmückt, auch mit guten Orientirungskarten versehen, werden hier Aufsätze dargeboten, die Professor Güßfeldt während der letzten fünf Jahre in der „Deutschen Rundschau" einzeln veröffentlicht hatte. Sie verdienen es alle, auf solche Weise sicherer bewahrt und weitern Kreisen zugänglich gemacht zu werden. Denn sie sind classisch in ihrer Art, Hochzinnen unserer herrlichen Alpenwelt zugleich mit den Wegen und Mühen, die zu ihrem Erklimmen geführt, anschaulich zu schildern, somit die hehre Freude an der Hochgebirgsnatur zugleich mit der Lust an dem Leib wie Seele stählenden Alpenklettern auf die kühnsten Spitzen zu schüren. Jeder Vernünftige hat nur Verachtung für die Renommage der Alpenfexe, die den Geldwechslern im Vorhof des Tempels gleichen; und auch die öde Beschreiberei der solidern Touristen, die in der klapperdürren Aufzählung ihrer Bummelklettereien mit weiter keinen als topographischen Angaben der äußerlichsten Sorte Alpinisten-Vorträge und -Schriften unserer Tage oft abschreckend macht, steht auf einer nicht sehr viel höhern Stufe, weder sittlich noch wissenschaftlich. Um so höher ragen Männer empor, die aus echtestem Herzensantrieb muthig und vorsichtig zugleich die Kunst des Alpenklimmens treiben, nicht um „dagewesen zu sein", vielmehr um das Wesen des Hochgebirges in der unendlichen Vielseitigkeit seiner einzelnen Verkörperungen zu belauschen, und die obendrein so wie Paul Güßfeldt es verstehen, Geschautes wie Empfundenes wahr und klar in Worte zu fassen.

Im vorliegenden Werk entrollen sich uns Bilder aus den penninischen Alpen, der Berninagruppe und von den graischen Alpen; die Besteigungen des Gabel- und Matterhorns, des Monte-Scerscen sind Glanzpunkte in diesen Abschnitten. Aber das Schwergewicht des Ganzen ruht doch auf dem Montblanc, den der Verfasser viermal bis zum Gipfel bestiegen und den er außerdem auf wohlerwogenen Höhenwanderungen in seiner Umgebung aufs genaueste kennen gelernt hat.

Wegen Raummangel müssen wir es uns versagen, auch nur wenige Proben von den hier gegebenen spannenden Berichten Güßfeldt's über seine hoher Anerkennung würdigen alpinistischen Leistungen an dieser Stelle mitzutheilen. Wir beschränken uns darauf, aus seiner Darstellung seiner ersten Montblancbesteigung weniges herauszuheben.

Von Chamonix (irrig meist Chamounix geschrieben), genau im Norden des Montblanc-Massivs, und zwar nur 1050 Meter hoch gelegen, wurde aufgebrochen, in der Hotelhütte der Grands Mulets (bereits 3050 Meter hoch) übernachtet und am folgenden Tag die flachgewölbte Domkuppel des „Weißen Berges" von 4810 Meter Seehöhe erreicht. Mit 2000 Meter Höhe verläßt man den Wald; nur noch vereinzelte Baumgruppen stehen noch oberhalb dieser Waldgrenze. Eine Strecke weit wandert man dann noch über eine zusammenhängende Pflanzendecke von Mattengräsern und Alpenkräutern, geschmückt von den niedern Sträuchern der Alpenrosen. Bald aber wird der grüne Teppich fadenscheinig, nackte Schutt- und Trümmermassen mehren sich, endlich tritt man ein in die todtenstille Region von Eis und Schnee.

Der Ausblick vom Gipfel ist naturgemäß der weiteste, den man in Europa (abgesehen von Ballonfahrten) sich zu schaffen vermag. Nach dem mathematischen Satz von der irdischen Aussichtsweite muß man zwar vom Montblanc bis nach der Bucht von Genua sehen können; indessen es verdämmert die Landschaft nach dem Umring des Gesichtskreises in ein ewiges Grau:

Dieses Grau ist es auch, welches der Landschaft um den Montblanc das Ansehen einer Insel gibt. Sie erhebt sich aus einem Meere, das nicht einem Spiegel gleicht, sondern einer riesenhaften Schiefertafel. Von den kreisrunden Uferlinien der Insel aus differentiiren sich allmählich Formen und Lufttöne gegen das Herz zu. Das Auge, nach welcher Richtung es sich wenden mag, hat stets ein Symbol der Schöpfungsgeschichte vor sich: aus einem fernliegenden, formlosen Chaos sieht es Gestaltungen sich entwickeln, die um so deutlicher, formenreicher und mächtiger wirken, je näher sie liegen.

Von den deutlich sichtbaren Berggruppen sind zu nennen die Zermatter Berge mit dem Monte-Rosa-Stock, die berner Alpen, die Gruppe des Grand-Paradis und seine Nachbarn, die des Pelvoux. Alle diese umlagern das Montblanc-Massiv als Trabanten, deren weißliche Schneewälle aus dem Grau und dem Violet der tiefern Luftschichten aufragen. Sie machen den Eindruck einer erhabenen Ruhe, weil sie nur als Gebirgsmassen wirken und weil die oft sehr schroffen Gipfel das Abschreckende verloren haben. Der Anblick ist lehrreich, weil er unmittelbar zeigt, wie gering die Masse auch der imposantesten Gipfel gegen die Masse des Fundamentes ist.

3. Wiener „Papyri". Skizzen aus Jung- und Altägypten von P. F. Kupka. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1894. 8. 4 M.

Das ist wieder ein Büchlein der leichtern Touristenliteratur. Es plaudert da ein Wiener von den Eindrücken zweier ägyptischer Reisen, die ihn durchs Nildelta und durch das geschlossene Nilthal bis zum Syene-Katarakt führten. Lebendig malt er uns Land und Leute mit gelegentlichen Rückblicken in die große Vergangenheit dieser Wiegenstätte der frühesten Höhergesittung unseres Geschlechts.

In Kairo erlebte unser Wiener sogar einen Strichregen (für jenes wüstentrockene Klima eine Seltenheit), ja auf dem Weg von Siut nach Theben selbst einen Regenbogen. Den Farbenzauber, den in der trockenen Luft des ägyptischen Nilthales fast jeder Sonnenuntergang beschert, beschreibt er uns ganz malerisch zugleich mit der dem Nordländer ungewohnten Richtung der Mondsichel:

Wenn die zur Rüste gehende Abendsonne die letzten glühenden Grüße herübersendet, umschleiern blaue Schatten die Gebirge, der östliche Himmel widerstrahlt in purpurrothen und violetten Tinten, während sich auf dem goldenen Westhimmel die Umrisse der Palmen schwarz abzeichnen; allmählich überzieht ein fahles, kaltes Grau die arabischen Gebirge, die dann rasch im Dämmerlicht verschwimmen, und über uns wölbt sich der südliche tiefblaue Sternenhimmel in seiner ganzen Pracht. Der Mond, welchen wir als aufrecht stehende Sichel, mit seiner hohlen Seite nach rechts oder links zu erblicken gewohnt sind, liegt hier als „türkischer Halbmond" mit aufwärts stehenden Hörnern gemächlich auf dem Rücken.

Neben den vielen bekannten Dingen, die der Verfasser uns aus dem alten Aegypten bei Besichtigung der Tempel- und Gräberruinen von Theben erzählt, stößt uns die minder bekannte Thatsache auf, daß unter den mancherlei Amuleten des Pharaonenvolkes auch das „Glücksschweinchen" schon vorkommt, nämlich ein solches Gebilde mit der Umschrift: „Möge Isis dem Besitzer dieser Sau Glück verleihen."

Richtig wird dabei erwähnt, daß die Altägypter keineswegs ein trübsinniges Volk gewesen, vielmehr gern einem heitern Lebensgenuß gehuldigt hätten. Wenn jedoch hinzugefügt wird, das habe ja „unter einem wolkenlosen, ewig blauen Himmel nicht anders sein" können, so heißt das doch — das Menschenherz allzu leichtfertig zum Spiegel seines Himmels machen. Unter dem lachendsten Himmel der Prachtnatur Mejicos sind die Indianer ernst, ja finster geblieben, hingegen die Eskimos in dem morosen Wetter der arktischen Zone Ausbunde von Lustigkeit.

Alfred Kirchhoff.

Zur Psychologie.

Grundriß der Psychologie, auf experimenteller Grundlage dargestellt von Oswald Külpe. Leipzig, Wilhelm Engelmann. Gr. 8. 9 M.

Trotz des großen Aufschwungs, den die physiologische und speciell die experimentelle Psychologie in dem letzten Jahrzehnt genommen hat, zeigt die Literatur dieser Wissenschaft noch nicht die wünschenswerthe Entwickelung. Eine Flut von Monographien und zahlreiche Fachzeitschriften zeugen von dem allseitigen und rastlosen Weiterstreben der psychologischen Forschung, aber es fehlt bisher noch an zusammenfassenden Werken, die das Thatsachenmaterial systematisch zu verarbeiten suchten. Hierin sehe ich speciell die Bedeutung der Psychologie Külpe's, daß der Verfasser eine systematische Weiterbildung der die physiologische und experimentelle Psychologie beherrschenden Grundbegriffe versucht. Külpe beschränkt sich in der Auswahl des Stoffes — man möchte fast sagen zu sehr — auf experimentell beglaubigte Thatsachen, und verzichtet durchweg auf eine eingehendere Analyse allgemeinerer psychologischer Erfahrungen des täglichen Lebens. Hierin besteht die Stärke des Buches aber auch seine Schwäche. Man hat das Gefühl, überall auf sicherm Boden zu wandeln, aber die Darstellung bricht vielfach gerade da ab, wo der Stoff interessant zu werden beginnt, und zahlreiche Fragen, mit denen der gebildete Leser an eine Psychologie heranzutreten pflegt, bleiben unberücksichtigt.

Es lag dem Verfasser augenscheinlich nicht sowol daran, in handliches Lehrbuch zu schaffen, als vielmehr in einer kurzen Uebersicht über den Stoff seine eigenthümliche Auffassung von den Problemen der Psychologie darzulegen. Nichtsdestoweniger ist im ersten Theil („Von den Empfindungen") durchweg der Charakter eines Lehrbuches angestrebt, und man kann nun von Abschnitt zu Abschnitt verfolgen, wie der pädagogische Zweck dem Verfasser immer mehr aus den Augen entschwindet, und die Ausführungen an das Verständniß des Lesers immer höhere Anforderungen stellen. Das Buch erhält dadurch eine unerfreuliche Zwitternatur, die sich auch in der Auswahl des Stoffes und der Literaturnachweise kundgibt. Mit einer gewissen Aengstlichkeit werden dem Leser die Namen der Vertreter der angeführten Ansichten oder Theorien verschwiegen, und das beständige „man hat behauptet", „man sagt", „man meint" gestaltet sich nicht selten zu stilistischen Unschönheiten aus.

Külpe beginnt seine Darstellung mit einigen Bestimmungen über „Begriff und Aufgabe der Psychologie". Die Psychologie ist für den Verfasser keine philosophische Disciplin, sondern eine Einzelwissenschaft, die weiter nichts zu leisten hat, als daß sie eine möglichst vollständige und allgemeingültige Beschreibung der Bewußtseinsthatsachen liefert. Aber nicht die Bewußtseinsthatsachen schlechthin sind das Object der Psychologie. Denn auch die Erscheinungen der Außenwelt, welche die Naturwissenschaft zum Gegenstande ihrer Forschung macht, lassen sich erkenntnißtheoretisch als Bewußtseinsthatsachen, als Erlebnisse von Individuen auffassen. Erst wenn man die Bewußtseinsphänomene in ihrer Abhängigkeit von den sie erlebenden Individuen betrachtet, treibt man Psychologie. Indem nun Külpe unter dem erlebenden Individuum ausschließlich das körperliche versteht, formulirt er die Aufgabe der Psychologie endlich so: die Psychologie hat eine vollständige Beschreibung der von dem physischen Individuum abhängigen Eigenschaften der Erlebnisse zu liefern.

Für das erste Bedürfniß der psychologischen Forschung

hält der Verfasser die Aufsuchung der Elemente des Bewußtseins und ihrer Eigenschaften. Demnächst ist ihre zweite Aufgabe, die Verbindungen dieser Elemente zu jenen complicirtern Seelenvorgängen aufzusuchen, die sich in der alltäglichen Erfahrung der innern Wahrnehmung ausschließlich darbieten. Demgemäß handelt das Werk in zwei Haupttheilen von den Elementen des Bewußtseins und von den Formen ihrer Verbindung. Ist diese Aufgabe gelöst, so läßt sich das Bewußtsein noch nach seinen allgemeinen Zuständen charakterisiren, ein dritter Theil des Buches handelt daher „vom Zustande des Bewußtseins".

In dem ersten Theil werden Empfindungen und Gefühle als die einzigen Elemente des Bewußtseins proclamirt, der Verfasser bricht also mit der herkömmlichen Annahme, daß der Wille eine eigenthümliche elementare Qualität des Bewußtseins sei. Zugleich verwirft er damit die Abtrennung der „Vorstellungen" (im engern Sinne) von den Empfindungen. „Vorstellungen" sind vielmehr nur „central erregte Empfindungen", d. h. wie die äußern Empfindungen auf Grund äußerer Reize und Erregungen des Sinnesorgans entstehen, so entstehen die Vorstellungen auf Grund rein innerlich veranlaßter Erregungen der Centralorgane. Beide „central" und „peripher" erregte Empfindungen erhalten demnach vom Verfasser eine ganz analoge Behandlung, den „Eigenschaften" der peripher erregten werden die Eigenschaften der central erregten Empfindungen gegenübergestellt.

Die ganze nun folgende Darstellung der Lehre von den peripher erregten Empfindungen ist unzweifelhaft die beste Partie des Buches. Die Methoden zur experimentellen Untersuchung des Verhältnisses von Reiz und Empfindung werden in unübertrefflicher Weise entwickelt. Es ist seit Fechner üblich, die psychophysischen Methoden aufzufassen als Methoden zur Messung der Empfindlichkeit und Unterschiedsempfindlichkeit. Die beiden letztgenannten Grundbegriffe der Psychophysik unterzieht Külpe einer Revision. Er erweitert den Begriff der Unterschiedsempfindlichkeit, indem er ihn gleichbedeutend nimmt mit der allgemeinen Fähigkeit, Empfindungen in allen ihren Eigenschaften durch innere Wahrnehmung zu analysiren, und spricht deshalb von einer qualitativen, intensiven, räumlichen und temporalen Unterschiedsempfindlichkeit. Außerdem aber glaubt der Verfasser nicht nur unsere Fähigkeit, Empfindungen zu analysiren, sondern auch die Möglichkeit über das Ergebniß der Analyse Aussagen zu machen, mit in den Begriff der Unterschiedsempfindlichkeit hineinziehen zu müssen. Er unterscheidet deshalb weiter zwischen einer unmittelbaren und mittelbaren Unterschiedsempfindlichkeit. Mit Recht legt der Verfasser besondern Nachdruck darauf, daß wir ja in den Aussagen eines Beobachters über seine innern Erlebnisse nur eine mittelbare Wiedergabe dieser letztern besitzen und daher die Frage erwogen werden muß, wie weit sich im einzelnen Falle die Aussagen eines Beobachters wirklich mit seinen Erlebnissen decken. Aehnliche Erweiterungen erfährt der Begriff der Empfindlichkeit. Es folgt sodann eine eingehende Erörterung der Qualität und Intensität der Empfindungen. Bei der Darstellung der Qualitäten der einzelnen Sinnesgebiete beherrscht den Verfasser durchweg das Bestreben, zahlreiche Unklarheiten der Terminologie zu beseitigen, zu unterscheiden zwischen bloßen Wortbildungen, wie sie namentlich die Physiologen in die Psychologie eingeschleppt haben (wie z. B. „Kraftsinn", „Bewegungsempfindung", „Gleichgewichtssinn" u. s. w.) und dem, was als elementare psychische Qualität anerkannt werden muß. Bei allen diesen Ausführungen hätten wir eine etwas ausführlichere Berücksichtigung anatomischer und physiologischer Thatsachen gewünscht. Gerade der Verfasser, der der Meinung ist, daß alle psychologische Erklärung darauf ausgehen muß, Abhängigkeitsbeziehungen seelischer Vorgänge von körperlichen aufzusuchen, scheint uns der ganzen Bestimmung seines Buches gemäß, hier zu größerer Ausführlichkeit verpflichtet zu sein. Die Darstellung der Lehre von der Intensität der Empfindungen gipfelt in einigen vortrefflichen Bemerkungen über das Weber'sche Gesetz. Besonders dankenswerth ist der Nachweis des Verfassers, daß die üblichen drei „Deutungen" dieses Gesetzes, die physiologische, psychophysische und psychologische nur drei von sehr vielen Möglichkeiten sind.

Die Lehre von den „central erregten Empfindungen" wird jedem Leser vieles Neue bringen. In gründlicher Weise geht der Verfasser der Associationslehre, insbesondere den englischen Vertretern derselben zu Leibe. Durch seine Unterscheidung der „Reproductionsmotive" und „Reproductionsgrundlagen", dürfte Külpe vielleicht eine neue Auffassung der Thatsachen des Gedächtnisses und des Vorstellungsablaufs eingeführt haben, deren Bedeutung erst in der zukünftigen psychologischen Forschung hervortreten wird.

Der zweite Abschnitt des ersten Haupttheils handelt sodann von den „Gefühlen". Es herrscht in der modernen Psychologie bekanntlich Streit darüber, ob die zahlreichen Gefühlszustände, die der populäre Sprachgebrauch unterscheidet, ebenso viele elementare Verschiedenheite des Gefühlslebens bezeichnen, oder ob es nicht vielmehr innerhalb des Gefühlslebens nur den einen qualitativen Gegensatz von Lust und Unlust gebe. Wer der letztern Annahme beipflicht, wird alle complicirten Gefühlszustände dadurch entstanden denken müssen, daß sich Empfindungen, Vorstellungen, „Ausdruckserscheinungen" der verschiedensten Art mit Lust und Unlust verbinden. Külpe vertritt mit Entschiedenheit diese letztgenannte Ansicht. Es gibt nur Lust und Unlust, alle complexen Gefühlszustände, alle Affecte sind Verbindungen („Verschmelzungen") dieser elementaren Gefühlsqualitäten mit Seelenzuständen anderer Art.

Vollständig neu ist nun die Auffassung von der „Verbindung der Bewußtseinselemente", die uns im zweiten Haupttheil des Werkes entgegentritt. Während die bisherige Psychologie im allgemeinen geneigt war, alle Verbindungen von Bewußtseinselementen unter dem Begriff der „Association" zusammenzufassen, hält Külpe diese Vor-

stellungsweise für unzureichend, und unterscheidet vielmehr zwischen zwei Hauptarten der Verbindung psychischer Elemente: einer qualitativen Verschmelzung und einer räumlich-zeitlichen Verknüpfung derselben. Man kann sich des Verdachtes nicht erwehren, daß hiermit zwar ein grundlegender Unterschied in den psychischen Verbindungsformen angedeutet ist, daß dieser aber noch einer eingehendern und zutreffendern Charakteristik bedarf, als sie mit den vom Verfasser bisher angeführten Merkmalen dieser beiden Arten von Verbindungen gegeben ist. Die meisten Merkmale, die der Verfasser als Eigenthümlichkeiten von Verschmelzungen ansieht, passen auch auf die complicirtern Formen der Verbindung. Daß sich psychische Elemente wie die Töne zu einem „Totaleindruck", wie dem Accord verbinden und dann schwieriger zu analysiren sind, gilt auch z. B. von der zeitlichen „Verbindung" einfacher Zeitintervalle zu einem rhythmischen Ganzen, und doch soll das erstere einen Fall von „Verschmelzung", das letztere den ganz andersartigen einer „Verknüpfung" darstellen. Man wird aber abwarten müssen, wie weit sich solche Unterscheidungen in der zukünftigen Forschung bewähren.

Der dritte Haupttheil des Werkes behandelt endlich den „Zustand des Bewußtseins". Der allgemeine Zustand des Bewußtseins scheint dem Verfasser charakterisirt zu sein durch die wechselnden Zustände der „Aufmerksamkeit". In der Discussion der mannichfaltigen Theorien, die zur Erklärung der Aufmerksamkeitsthatsachen neuerdings aufgestellt worden sind, entscheidet sich der Verfasser für die „Hemmungstheorie". Im Aufmerksamkeitszustande wird die ganze Summe der störenden, der „nichtbeachteten" Bewußtseinsinhalte „gehemmt", und dadurch den „beachteten" concurrenzfreie Thätigkeit eröffnet. Die ganze nervöse Energie des Gehirns steht ihnen gewissermaßen frei zur Verfügung. Die „Aufmerksamkeit" ist also nicht ein neues qualitatives Etwas, ein „Vermögen", das zu den Vorstellungen oder Empfindungen hinzukommt, sondern nur ihr durch Hemmung der Störungen garantirter Normalzustand an Stärke und Deutlichkeit, an Reproductions- und Associationsfähigkeit, an Gefühlserregung u. s. w.

Es mag hervorgehoben werden, daß schließlich auch noch der Schlaf- und Traumzustände, sowie der Hypnose gedacht wird. Man kann der Psychologie Külpe's nur möglichst große Verbreitung wünschen, da sie geeignet ist, Lesern, die schon mit den Anfängen der Psychologie vertraut sind, über viele streitige Punkte Klarheit zu verschaffen, niemand wird das Buch aus der Hand legen, ohne reiche Anregung zu eigenem Denken empfangen zu haben. Für die experimentelle Psychologie speciell wird die Külpe'sche Auffassung der psychophysischen Methoden, ganz besonders aber seine Lehre von der mittelbaren Unterschiedsempfindlichkeit voraussichtlich von umgestaltender Wirkung sein.

Ernst Meumann.

Aus der Erzählungsliteratur.

1. Irrlichter. Roman von Gregor Samarow. Zwei Bände. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlags-Anstalt (vorm. S. Schottlaender). 1895. 8. 8 M.

Gregor Samarow gehört zu den wenigen deutschen Autoren, die selbst in weitern Kreisen des Publikums nicht unbekannt sind und, was noch mehr sagen will, auch gelesen werden. Diese Bevorzugung Samarow's gereicht dem Publikum aber durchaus nicht zur Ehre, denn seine Romane stehen künstlerisch noch tiefer als die der Gartenlaubendamen Marlitt, E. Werner, Heimburg u. s. w.; sie erheben sich kaum über das Niveau der sogenannten Colportageromane. Was also verschafft ihnen Ruf und Leser? Die Beantwortung dieser Frage, die ein fein empfindender und denkender Leser stellen könnte, ist sehr leicht.

Samarow kennt das Publikum und weiß es zu behandeln. Er versetzt die politischen Haupt- und Staatsactionen, die sein Steckenpferd sind, mit allerlei Liebesintriguen, und braut so ein Gemisch von Politik und Romantik zusammen, das sowol den Männlein als den Weiblein mundet; es gelingt ihm damit etwas, dessen sich nur die wenigsten deutschen Autoren rühmen können: er wird auch vom starken Geschlechte gelesen, das ja bekanntlich sonst mit Verachtung auf das „dumme Zeug" herabzusehen pflegt, als das ihm Roman und Novellen gelten. Samarow aber, das ist ganz was anderes! Das läßt sich hören! Da erfährt man, was die Monarchen und Minister unter vier Augen miteinander reden, ja sogar, was sie ganz im Stillen denken, der Mann ist ja einfach allwissend; und wie erhebend ist es, wenn man weiß, wie und warum das und jenes in der Politik geschieht, wenn man so das ganze Netz übersieht, das die Diplomaten über die Welt spinnen, und in dem die Friedens- und Kriegslose hängen! Das geht ja noch über die Leitartikel im Leibblatt und die Kannegießereien am Stammtisch! Da ist alles so mundgerecht hergerichtet, so leicht faßlich und verdaulich, kurz: Samarow ist einer, der es versteht, nicht so ein Phantast wie die andern Erzähler oder gar ein brutaler Schmutzfink wie die modernen Autoren! Und daß in die Politik so ein bischen Liebe hineingemischt ist, schadet nicht, das ist eine angenehme Abwechselung, und dann hat er eben auch für die Frauen sorgen müssen, deren kurzer Verstand dem erhabenen Fluge seiner politischen Gedanken natürlich nicht folgen kann.

Das vorliegende Buch Samarow's gehört zu den wenigen Arbeiten dieses Autors, in denen er die Zeitgeschichte nicht in das Prokrustesbett der Romantik zwingt, es ist ganz frei von Politik. Nun könnte man glauben,

das gereiche ihm zum Vortheile, das ist aber durchaus nicht der Fall: so sehr seine Leitartikel in Romanform auch zu verwerfen sind, so unwahr und anmaßend sie sind, da sie ja noch lebende hohe Persönlichkeiten als handelnde Figuren benutzen; sie allein unterscheiden Samarow's Bücher von den Erzeugnissen der Colportageliteratur: wo sie fehlen, wie im vorliegenden Buche, wo Samarow nicht als Politiker, sondern lediglich als Erzähler auftritt, da zeigt sich seine ganze künstlerische Unfähigkeit aufs deutlichste. Von psychologischer Motivirung keine Spur, nicht die geringste Rücksicht auf Wahrscheinlichkeit, die Personen lauter tausendmal gebrauchte Schablonemarionetten, ihre Sprache das hohlste Theaterpathos, das sich denken läßt, vollgepropft mit den banalsten Bildern, die Situationen bekannt zum äußersten Ueberdruß: das Conglomerat von alldem, das ist der neueste Roman Samarow's. Daß es an Rührscenen nicht fehlt, daß die Bösen gebührend bestraft und die Guten entsprechend belohnt werden, versteht sich unter diesen Umständen wol von selbst. Ohne Zweifel wird es auch Leute geben, die sich an all das Gerügte nicht stoßen und auch dieses Machwerk des „berühmten Romanciers", wie Samarow von seinen Verlegern genannt wird, spannend und interessant finden.

2. Häuslicher Bilderbogen. Von Oskar Justinus. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlags-Anstalt (vorm. S. Schottlaender). 1895. 8. 4 M.

Für den berufsmäßigen Saharatouristen, alias Literaturkritiker, ist dieses Buch eine Erfrischung, kein perlender Champagner zwar, aber ein ganz leidliches Gebräu, das einem in einer so wüsten Gegend wie die Deutsche Erzählungsliteratur ganz willkommen ist. Es sind achtzehn kleine heitere Geschichten aus dem Alltagsleben und einige symbolische Märchen aus dem Nachlasse des im Jahre 1893 gestorbenen Autors. In ihrem schlichten Humor bieten sie ein hübsches Andenken an den Todten.

3. Ein schlechter Mensch. Roman von A. von Gersdorff. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 10. Jahrgang. Band 3.) Stuttgart, J. Engelhorn. 1894. 8. 50 Pf.

Wie ein armer junger Offizier aus seinem ostpreußischen Nest nach Berlin versetzt wird, hier vom Luxus und Glanz der Weltstadt umgeben, Tantalusqualen erduldet, wie er der Verführung, die ihm von allen Seiten winkt, erliegt, in Schulden geräth und sich schließlich eine Kugel ins Herz jagt: das wird sehr lebendig und interessant erzählt; leider technisch ziemlich ungeschickt, zum größten Theil in der so beliebten, unnatürlichen Tagebuchform. Der Erzählerin ist dieses Tagebuch übrigens auf ziemlich unwahrscheinliche Weise in die Hände gerathen, wie denn so manches in der Geschichte etwas unwahrscheinlich ist: wird wol z. B. ein vernünftiger Mann seinem besten Freunde gegenüber schweigen, wenn es gilt, sich von dem Verdachte, ihn betrogen zu haben, zu rechtfertigen; wird er auf das überspannte Weib, das ihn durch ihre liebestollen Verfolgungen in die peinliche Lage gebracht hat, unter solchen Umständen Rücksicht nehmen, lieber als undankbarer Verräther am besten Freunde erscheinen, als wider die Kavaliersvorschrift handeln? Uebrigens ist eine derartige Handlungsweise keineswegs unmöglich, ja vielleicht nicht einmal so unwahrscheinlich. Es gibt schon solche Käuze! Daraus darf der Verfasserin kein Vorwurf gemacht werden! Recht unpassend ist dafür die Einleitung mit der Abhandlung über Romanstoffe, das ist ganz Dilettantenmanier. Man empfängt von dem Buche überhaupt den Eindruck, als sei die Verfasserin eine Anfängerin, aber jedenfalls eine begabte.

4. Das Recht des Kindes. Roman in zwei Bänden von Georges Ohnet. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von Wanda von Sacher-Masoch. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 11. Jahrgang. Band 1 u. 2.) Stuttgart, J. Engelhorn. 1894. 8. 1 M.

Die Geschichte hebt mit einem Ehebruch an wie ein französischer Roman und schließt mit einer Heirath und einer Versöhnungsscene wie ein deutscher. Was dazwischen liegt, ist glatte, conventionelle Schablone, der aber Geschick nicht abzusprechen ist. Die Polemik gegen das Duell, die darin einen großen Raum einnimmt, ist dem Autor aber arg mislungen; jedenfalls ist ein regelmäßiges Duell anständiger als eine wilde Rauferei auf Leben und Tod, wie sie Ohnet zwischen dem duellfeindlichen Helden und seinem Gegner sich abspielen läßt.

5. Freundschaft. Roman von A. von Klinckowström. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1894. 8. 4 M.

Der Roman fängt gar nicht so übel an, wer nicht schon gewitzigt ist, kann leicht versucht sein, eine tüchtige Leistung zu erwarten, wer schon einen Roman der Verfasserin kennt, wird freilich weniger optimistisch sein, und mit Recht, denn aus dem leichten, ein wenig im Stile Schubin's gehaltenen Tone geht die Geschichte allmählich in den abgewerkelten Gassenhauer der Schablone über, wie er im deutschen Familienroman im Schwange ist. Um dem Leser Sand in die Augen zu streuen und ihn glauben machen, er habe ein modernes, realistisches Werk vor sich, putzt die Verfasserin ihre banale Geschichte mit ein bischen Hypnotismus und Anarchismus auf; oberflächliche Leser mögen sich von diesem Flitter vielleicht auch täuschen lassen, andern aber wird die Hohlheit des ganzen Machwerkes dadurch noch jämmerlicher erscheinen. Und wie plump ist der Mechanismus, der die Geschichte in Bewegung setzt! Welch unglaublich naiver Mittel bedient sich die Verfasserin dabei! Und zum Schlusse das allgemeine Rendezvous, das sich die vorkommenden Herrschaften in Homburg geben! Ja diese Badeorte sind bequem! Wie geschaffen für die deutschen Schriftsteller und Schriftstellerinnen!

6. Das braune Annerl. Roman von Franz Wichmann. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1894. 8. 4 M.

Die Geschichte von Buridan's Esel, der zwischen den zwei Heubündeln schwankt, mag im wirklichen Leben nicht

selten vorkommen, im Roman ist sie jedenfalls häufig; natürlich ist der Esel zweibeinig, und die Heubündel haben Frauengestalt angenommen. Auch der vorliegende Roman beschäftigt sich mit dieser Gruppe, und ebenso wenig neu ist es, daß die eine Frauengestalt das gewisse dämonisch schöne und wilde Weib darstellt, und die andere das schlichte, stille Mädchen aus dem Volke; und Anbetracht dessen, daß der Roman offenbar im Hinblick auf ein Familienblatt geschrieben worden, ist es auch klar, daß sich das Zünglein der lebendigen Wage, die der Held darstellt, schließlich nach langem, wildem Schwanken zu Gunsten des stillen Gretchens entscheidet, das diesmal Annerl heißt und eine Münchnerin ist.

So herkömmlich dieses Sujet auch ist, der Autor hätte doch etwas leidlich Hübsches daraus machen können, wenn er es nicht unendlich in die Länge gezogen hätte und dadurch langweilig würde. Hiervon ganz abgesehen, steckt die Geschichte auch voll crasser Zufälle, namentlich was die Begegnung der Personen betrifft, und zeigt darin das Ungeschick des Autors, seine Erzählung in einfacher, ungezwungener Weise zu dem beabsichtigten Ende zu führen. Die Sprache der Personen, besonders Annerl's, ist meist viel zu schwungvoll, um natürlich zu sein. Einige hübsche Züge in der Charakterzeichnung und sonst im Ausdruck können für die vielen Mängel des Buches nicht entschädigen, so daß man es nicht viel höher stellen kann, als die Dutzendwaare, die die Hochflut der deutschen Erzählungsliteratur so verschwenderisch auf den Büchermarkt wirft.

7. Stark wie der Tod. Roman von Guy de Maupassant. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1894. 8. 4 M.

Wer in diesem Buche die gewöhnlichen Merkmale der Werke Maupassant's sucht: geniale Lascivität, beißenden Sarkasmus oder jene düstere Mystik, wie sie namentlich seinen letzten Arbeiten eigen ist, wird sich enttäuscht fühlen, denn nichts von alledem ist da zu finden. Wie ein Schleier liegt die Melancholie über dieser Erzählung, die einen anmuthet wie ein Spätherbsttag mit seiner Poesie des Verwelkens. Das Verwelken bildet ja das Grundthema des Buches, das Verwelken der Jugend einerseits, und das der Liebe andererseits. Beides schildert Maupassant mit der ihm eigenen großen Kunst. Leider aber hat er nicht Maß zu halten verstanden und ist zu breit und dadurch stellenweise langweilig geworden, ein Fehler, in den er in seinen Novellen niemals verfällt. Hätte er die ganze Erzählung auf den halben Umfang beschränkt, so würde sie bedeutend gewonnen haben. Aber trotzdem bleibt sie auch so, wie sie ist, ein tief ergreifendes Werk.

Die Uebersetzung ist diesmal nicht so gut, wie man es von den deutschen Ausgaben dieses Verlages gewohnt ist. Sie enthält manche Härte im Ausdruck, ja geradezu Fehler; so ist dreimal von den „sich auf der Bühne befindlichen Logen" die Rede, ein wahrhaft greulicher Ausdruck!

8. Dewajtis. Roman von Marie Rodziewicz. (Aus dem Polnischen.) Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1894. 8. 4 M.

380 Seiten gedruckter Langeweile, und was für eine! Es ist eine wahre Qual, dieses Buch lesen zu müssen; in einem Zug es zu thun, ist wol ganz unmöglich. Es wetteifert an Langeweile mit den in dieser Hinsicht bewährtesten russischen Romanen. Man begreift es nicht, daß die Verfasserin beim Niederschreiben nicht über ihrem eigenen Werke eingeschlafen ist, und man muß den Uebersetzer bedauern, der sich damit so andauernd hat plagen müssen — er hat es sich freilich möglichst leicht gemacht! Es ist unfaßlich, daß man derartiges eigens übersetzen läßt; als ob es nicht schon übergenug langweilige Bücher in deutscher Sprache gäbe!

Den Inhalt des Romans bildet die Leidensgeschichte eines männlichen Aschenbrödels im russischen Littauen. Sie ist in keiner Hinsicht bemerkenswerth. Man athmet erlöst auf, wenn man sie zu Ende gewürgt hat, und denkt: Deo gratias!

Theodor von Sosnosky.

Zur dramatischen Literatur.

Am 15. Februar d. J. ist der „Timon von Athen" in der uns vorliegenden neuen Bearbeitung*) zwar mit warmem Erfolg im Berliner Theater von Barnay aufgeführt, aber schon am Morgen des 16. und an den folgenden Tagen von der Presse derart angefallen worden, daß er nach drei Wiederholungen abtreten mußte. Man könnte, wie es Bulthaupt in seiner Vorrede zur Druckausgabe gethan hat, über den Ton der berliner Kritiker vom „Berliner Tageblatt" bis zu den „kleinen Journalen" und Zeitungen hinab, vornehm weghören, wenn nicht vor einiger Zeit wieder einer unserer Schriftsteller, vor dem man, um seiner „Frau Sorge" willen, den Hut nicht tief genug ziehen kann, in derselben rüden Weise ausgeschrien worden wäre, als er einmal eine flügellahme „Schmetterlingsschlacht" geliefert hatte. Man muß darüber staunen, was für ein Ton bei einigen magern, unproductiven Leuten gang und gäbe ist, die die Ungunst der Verhältnisse zu Vertretern der Presse und zu Richtern in Sachen ihrer productiven Mitmenschen gemacht hat.

Daß es einen Dramaturgen reizen mußte, dem verstümmeltesten Stück aus Shakespeare's letzter Periode aufzuhelfen, nimmt nicht Wunder; aber unmerkich ist unter Bulthaupt's Händen aus der bloßen Bearbeitung ein neues Drama geworden, in dem das alte, nur grob um-

*) Timon von Athen. Von Heinrich Bulthaupt. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchh. (A. Schwartz). Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

rissen, noch durchschimmert. Einzelne Partien, wie Timon's Rede an die Gäste und seine unvergleichlichen menschenscheuenden Schwüre im Wald, sind freilich beibehalten und anderes ist sorgfältiger ausgefeilt; aber für die entscheidende Wendung im Charakter des Atheners hin zum versöhnten Menschenfeind, ist Bulthaupt allein verantwortlich. So tritt in seiner Fassung die Geschichte der Timon-Fabel in ein neues und wol in ihr letztes Stadium ein; der alte Hasser ist zur Liebe zurückgekehrt, und aus seinem bisher immer nur episch erzähltem Leben, das aus dem einen Extrem ins andere stürzte und durch den Verlust von Geld und Gut auch tödtlich mit der vorher so geliebten Menschheit verfeindet wurde, ist endlich der dramatische Charakter herausgeschält, dessen Grundlinien bestehen bleiben und sich, wie sehr sie auch zeitweilig durch die Ereignisse bedroht werden, unter tausend Schmerzen doch immer wieder zurechtschieben.

„Timon im Glück" mußte natürlich umgezeichnet werden; er ist ein größerer Sanguiniker, als im Shakespeare'schen Drama, und ein unendliches Liebebedürfniß inspirirt sein leichtsinniges Handeln, wenn er allen Besitz an die Freunde verschenkt. Er thut so, weil es seine gebende Natur verlangt, blind und unüberlegt. Die Katastrophe trägt dem plötzlich Verarmten, jene furchtbare Erkenntniß zu, daß die Menschen in Wirklichkeit nie so waren, wie er sie mit seinem gütigen und sonnigen Temperament angesehen hatte. Seine innerste Seele beginnt zu wanken, sein Glaube windet sich, er flieht und flucht, und zieht mit Waffen und Heer vor die verrätherische Vaterstadt. Aber nun erlahmt der Zorn schon, und als die Tochter Clytia um Schonung für Athen bittet beim Andenken an den Geliebten, der sie, die Tochter des Armen, doch verlassen hatte, der dann vom Vater dafür erschlagen ward und der von ihr noch immer beweint wird, — da schwillt die Rührung seines Herzens übermächtig an, er gibt nach und verzeiht denen, die Uebles thaten. So hat er sich zur Grundstimmung jenes Wesens wieder durchgerungen, aber es zugleich geläutert, und darin liegen die Entwickelung und der dramatische Fortschritt; er hat erfahren, wie schlecht Menschen sein können, und will sie doch nicht hassen; ist sehend geworden und will dennoch lieben. Daß sein menschlicher Körper gerade jetzt versagen muß, wo er den edelsten geistigen Gehalt in hartem Kampfe genommen hat, daß Timon von den seelischen Erschütterungen gebrochen stirbt, als sein Leben gerade immer höhere Weihe erhielt, die ihm noch fehlen — das leiht den Schicksalen des Atheners einen bittern, tragischen Schein.

Clytia's Liebe, die dem schönen Verräther Glaukon bis über den Tod hinaus treu blieb, ist durchaus sinnlich, und man könnte ihr vorwerfen, daß sie deshalb die Wendung in Timon's Wesen nicht veranlassen dürfte. Aber gerade das ist so eigenthümlich rührend, daß die Sehnsucht unserer Creatur in ihren leidenschaftlichsten Formen schließlich immer einen fast sittlichen Ausdruck findet, und das Verlangen nach Befriedigung des bloßen Triebes den Augen eines Dritten oft unter der Maske höchster und selbstloser Aufopferung zu erscheinen pflegt. So ist im Aesthetischen eine fast unharmonische Verwechselung möglich: das, was im Grunde wesentlich sinnlich ist, erscheint sittlich und wirkt als solcher Factor wie hier im „Timon", daß die in Wirklichkeit doch ganz verdienstlose, weil bräutliche Anhänglichkeit des Mädchens für ihren todten Geliebten, dem Vater gleich einer sittlichen That däucht, die er sich für sein eigenes Handeln zum Vorbild nehmen will.

Eine gute Parallele zum Timon hat Bulthaupt im Alcibiades gezogen, der im englischen Drama eine unglückliche Seitenrolle spielt. Er ist Sanguiniker wie sein Partner; voll Ueberschwang, noch umweht von der bacchischen Stimmung des platonischen Gastmahls, tritt er auf, aber auch er macht eine ernste Schule durch und scheidet dann von uns männlich und gereift.

Daß so gedankenreiche Dramen auf das in den unangemessensten Ausdrücken vorgetragene Veto einer Kritik hin nicht länger für unsere Hauptstadt taugen und in die Provinz verwiesen werden sollen, thut uns im Interesse Berlins leid, es ist daher nun bald an der Zeit, das Geschütz mit allem Nachdruck auf jene Plagegeister der Residenz zu richten.

Heinrich Kraeger.

Feuilleton.

Unter den neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der englischen Literatur dürfte zunächst J. A. Fuller Maitland's „Masters of German Music" (Neuyork, Scribner) das Interesse der deutschen Lesewelt lebhaft in Anspruch nehmen. Der Verfasser führt uns siebzehn noch lebende Componisten vor, von denen aber er nur vier, Brahms, Bruch, Goldmark und Rheinberger, jedem ein besonderes Kapitel widmet. Bargiel, Kirchner und Reinecke werden als „The Older Generation" in einem Kapitel untergebracht, Herzogenberg, H. Hofmann, Bruckner und Dräseke als „The Little Masters" und Joachim und Klara Schumann als „Great Virtuosi" bezeichnet, während Nicodé, Kistler, Sommer und Richard Strauß unter dem mit einem Fragezeichen versehenen Titel „New Paths" eine ziemlich zweifelhafte Stelle als Bahnbrechern angewiesen wird. Brahms ist jedoch Maitland's Steckenpferd, das er alle Schulen machen läßt, und die sich oft ins Ueberschwengliche verlaufende Lobpreisung seiner Leistungen nimmt ein Drittel des Buches ein. Der Grund dieses Verfahrens ist nicht weit zu suchen: in London ist Brahms gegenwärtig in der Mode und wird ebenso unsinnig und kritiklos verherrlicht wie der von ihm so hochverehrte Schumann dort vor vierzig Jahren verhöhnt wurde. Es handelt sich hier nicht um die Verdienste des deutschen Componisten, die wir bereitwillig und namentlich in Bezug auf seine für Orchester geschriebenen Werke unbedingt anerkennen, sondern um den von der londoner vornehmen Gesellschaft mit ihm getriebenen albernen Cultus, der vielleicht in der nächsten Saison auf ein neues mit demselben blinden Andachtseifer angebetetes

Götzenbild übertragen wird. Auf diese Huldigung scheint auch Brahms nicht viel Werth zu legen; wenigstens stellte er sich nicht ein, als eine englische Universität ihm den Doctorhut aufsetzen wollte und wies die an ihn gerichtete Bitte um einen neuen Choral für irgendeine englische Festlichkeit ziemlich schroff zurück. Abgesehen von diesen Einseitigkeiten hat uns Maitland mit einem recht unterhaltenden und seine Landsleute in vielen Beziehungen belehrenden Buche beschenkt.

Derselben neuyorker Verlagshandlung verdanken wir in „The Sherman Letters" einen sich über mehr als ein halbes Jahrhundert (1837—1891) erstreckenden, höchst wichtigen Briefwechsel zwischen dem berühmten amerikanischen Heerführer und seinem Bruder, dem bekannten Senator und Schatzsecretär, mit dessen Namen das auf die Finanzen der Republik und die Geschäftslage in den Vereinigten Staaten so schädlich wirkende und erst vor kurzem abgeschaffte „Sherman-Silberprägungsgesetz" zu seinem großen Aerger, aber auch zur wohlverdienten Strafe unzertrennlich verbunden bleibt. Die Gebrüder Sherman bildeten starke Gegensätze und wichen voneinander nicht nur im Temperament, sondern auch zum Theil in politischen Anschauungen entschieden ab. Der General war kühn, aufrichtig und etwas ungestüm; er hielt sich nie im Hinterhalte, macht keine Ausflüchte und sprach seine Ansichten stets offenherzig und unzweideutig aus. Der noch lebende Politiker läßt sich in seinen Aeußerungen und Handlungen durch Klugheitsrücksichten bestimmen und schießt, wie es bei solchen Leuten zu gehen pflegt, gar oft über das vorgesteckte Ziel. Dieses Bestreben hat auch zum allgemeinen Unglück seine Verwaltung des Bundesschatzamtes sehr beeinträchtigt, da er die Pflichten eines Finanzministers mit den demagogischen Umtrieben eines Parteiführers zu verbinden suchte, und um die Gunst der Menge zu gewinnen, mit Wissen und Willen Dinge geschehen ließ, die das Land schließlich ins Verderben stürzen mußten. Diese Verschiedenheit der beiden Brüder verleiht ihrer langjährigen Correspondenz den allerhöchsten Werth, da sie zu einem ernsten und eingehenden Gedankenaustausch und einer ausführlichen Erörterung aller politischen Ereignisse führte, wobei jeder seinen Standpunkt zu behaupten strebte. Der Briefwechsel liefert also einen äußerst werthvollen Beitrag zur Geschichte der Vereinigten Staaten von der Präsidentschaft Martin van Buren's bis zum Tode des großen Feldherrn im Jahre 1891, und wirft ein gefälliges und vortheilhaftes Licht auf den Charakter des Verstorbenen. Man lernt ihn hier nicht nur als einen tapfern Krieger und geschickten Strategen, sondern auch als einen durchaus ehrenwerthen und hellsichtigen Mann kennen, der mit seinem Urtheil über öffentliche Angelegenheiten den Nagel meistens auf den Kopf getroffen hat. Das Buch ist mit zwei Porträts versehen.

Unter dem Titel „St. Andrews" (London, Longmans, Green u. Comp.) gibt Andrew Lang eine Geschichte der ältesten Universität Schottlands, die, 1411 gegründet, eine wichtige Rolle im Mittelalter als der Mittelpunkt des kirchlichen Lebens und höhern Unterrichts spielte, aber heute von keiner großen Bedeutung ist. Das Werk ist eine in der That sehr leichte Waare. Aus dem Stoff, der dem Verfasser zur Verfügung zu stehen scheint, hätte er einen unterhaltenden Aufsatz in einer englischen Monatsschrift verfertigen können, aber zu einem Buche reichte dieses Material offenbar nicht aus. Als ein Beitrag zur Culturgeschichte hat es wenig Werth und Lang's Versuche, diesem sachlichen Mangel durch schlecht angebrachte Witze und Tageblatt'sche Schreibart abzuhelfen, sind durchaus verfehlt und geschmacklos und bieten keinen Ersatz für gründliche und gediegene historische Forschung.

In einem bei Macmillan u. Comp. zu London und Neuyork erschienenen „Animals Rights" betitelten Bändchen werden von Henry S. Salt die sittlichen und rechtlichen Verhältnisse des Menschen zu den Thieren von verschiedenen Gesichtspunkten aus in klarer und bündiger Weise und mit warmer Theilnahme an dem „Ach und Weh der Creatur" dargestellt. Im ersten Kapitel wird das Princip der Rechtsfähigkeit und Rechtsstellung der Thiere dem Menschen gegenüber aufgestellt und festgesetzt. Darauf folgt ein Kapitel über das Sonderrecht der durch Zähmung und Züchtung dem Menschen dienstbar gemachten Hausthiere, die hinsichtlich der Pflege und Behandlung auf den, der sie in seiner Obhut hat, allein angewiesen sind. In diesem Zusammenhange bestreitet Salt die Nothwendigkeit der Fleischnahrung und das daraus hervorgehende Recht der Thiertödtung, die er als eine empörende Verletzung des jus animalium bezeichnet. Er wiederholt auch die noch nicht erwiesene Behauptung, daß der Mensch von Natur ein Fruchtesser sei und daß seine anatomische und physiologische Beschaffenheit auf Pflanzenkost hinweise. Der Gorilla ist allerdings ein Vegetarianer und lebt ausschließlich von den Früchten der Erde und der Bäume, aber die Eingeborenen derselben Länder sind Omnivoren; und in nördlichen Weltstrichen wäre der Vegetarianismus völlig unausführbar. Wenn das Fleischessen unsittlich sei, so dürfte man Pelzmäntel und lederne Fußbekleidung aus Furcht vor der Verunreinigung nicht mehr tragen; auch von dieser äußersten Consequenz läßt sich Salt nicht zurückschrecken. Mit seinen Ansichten über die mit der Jagd verbundenen entsetzlichen Metzeleien, namentlich wie dieser Sport in England getrieben wird, sowie über das unter dem Titel „Murderous Millinery" geschilderte massenhafte Hinschlachten der schönsten Vögel, um die Hüte des sogenannten „zarten Geschlechts" mit deren Federn und Bälgen zu verzieren, sind wir vollkommen einverstanden. Den zweiten Theil des Buches bildet eine interessante Abhandlung über „Vivisection in America" von dem rühmlich bekannten Arzt und Vorsteher einer großen Heilanstalt zu Watkins im Staate Neuyork, Dr. Albert Leffingwell. Die Hauptfrage, ob quälende Versuche an lebenden Thieren je zur Entdeckung neuer Heilmittel oder gar zur Besserung der bestehenden Heilmethoden geführt haben, wird vom Verfasser verneint. Eine Bereicherung der Arzneiwissenschaft durch solche Experimente scheint man also bisjetzt nicht erzielt zu haben: was daraus künftighin erfolgen wird, muß man natürlich dahingestellt sein lassen. Dr. Leffingwell ist durchaus kein unbedingter Gegner der Vivisection; er verlangt aber mit Recht, daß sie in Amerika, wie es seit 1876 in England geschieht, streng und ständig überwacht und nach einzelnen Richtungen beschränkt werden sollte. Etwas Kränkendes in einer derartigen Aufsicht wird nur ein sehr eitler oder nicht ganz gewissenhafter Forscher finden. Gegenwärtig ist die Vivisection in den Vereinigten Staaten vollständig frei und jeder Pfuscher darf ungestraft die grausamsten Versuche an Thieren anstellen. Die Ergebnisse der dortigen absolut „freien Forschung" auf diesem Gebiete sind jedoch von keiner besondern Bedeutung gewesen. Bezüglich der Chirurgie hat der berühmte englische Wundarzt, Dr. Lawson Tait, neulich behauptet, daß die Vivisection, auf die er früher großes Gewicht gelegt, ihm als Forschungsmittel niemals einen Dienst geleistet, sondern ihn sehr oft irregeführt habe.

„Transplanted Manners by Elizabeth E. Evans" (London, Swan Sonnenschein u. Comp.) gehört der in Amerika ungemein beliebten Gattung der internationalen Romane an und spielt in der nicht weit von einer deutschen Universitätsstadt an einem schönen Gebirgssee gelegenen „Pension Irgendwo", wo Leute aus aller Herren Ländern zusammenfließen, ohne sich eigentlich zusammenzuschicken, und ihre nationalen und individuellen Eigenheiten in sehr humoristischer Weise gegeneinander abstechen lassen. Die Handlung ist äußerst einfach und besteht aus einer Reihe von schlicht erzählten, mit künstlerischem Geschick ineinandergeflochtenen und in den Rahmen eines undatirten Tagebuches gefaßten Episoden, die in mehr oder weniger enger Beziehung zu der sich allmählig aus diesem bunten Verkehr entwickelnden tragischen Liebesgeschichte stehen. Nach einer in kurzen aber kräftigen Zügen entworfenen Schilderung der früher als Frauenkloster dienenden Pension und der nächsten Umgebung wird der Leser mit mehrern vorübergehenden Gästen aus den verschiedensten Weltgegenden be-

kannt gemacht, die, obgleich nur meistens von der Bildfläche bald verschwindende Nebenpersonen, flüchtig, aber vortrefflich gezeichnet sind, wie z. B. der pietistische Prediger Mr. Beebee, der sich mit zudringlichem und oft ungelegenem Eifer um das Seelenheil seiner Mitmenschen zu bekümmern pflegt, und dem wohlgesitteten und stets höflichen Weltkind, Monsieur Laufait, als ein Verrückter vorkommt. Als Henry James seine Novelle „Daisy Miller" veröffentlichte, schrie die amerikanische Damenwelt Zeter über den Dichter, der es wagte, seine auf Reisen gehende, junge Landsmännin durch ein derartiges „Zerrbild" in übeln Ruf zu bringen. Daisy Miller ist jedoch ein Musterbild jungfräulicher Bescheidenheit und Zurückhaltung im Vergleich mit Miß Jessie Baxter, die sammt ihrer unglaublich einfältigen und leichtsinnigen Mutter offenbar aus dem Leben gegriffen ist. Auch in Carter Montague lernen wir einen überseeischen Don Juan kennen, der seinem Vaterland keine Ehre macht und leider nicht blos in der Einbildung vorhanden ist. Die Darstellung ist fließend und gewandt, die Situationen sind glücklich erfunden und gut motivirt und die Charaktere mit der anschaulichsten Individualität gestaltet. Uebrigens fehlt es dem Roman nicht an treffenden, durch die Begebenheiten hervorgerufenen Bemerkungen, die sich an die Handlung natürlich anschließen, ohne den Gang der Erzählung aufzuhalten oder zu stören.

„Windfall and Waterdrift by Auberon Herbert" (London, Williams u. Norgate; Newyork, Putmann) ist ein zierliches Bändchen lyrischer Poesie, dessen Titel aber uns etwas ominös vorkommt, denn das vom Winde abgeschlagene Obst ist selten das beste und läßt gewöhnlich Wurmstich oder Madenfraß vermuthen und auf Strandgut pflegt man in der Regel keinen großen Werth zu legen. Eine poetische Ader in diesen Gedichten ist nicht zu verkennen, aber sie leiden an Eintönigkeit und erheben sich im ganzen nicht über das Mittelmäßige, und auf dem Gebiet der Lyrik ist nichts verhängnißvoller als die Mittelmäßigkeit. Von ureigener Schöpferkraft kann dabei keine Rede sein, auch ist die Form nicht immer untadelhaft. Trotz alledem enthält diese Sammlung einige Stücke („The Two Bridals", „Broken Bridges", „The Two Far-Offs", „Transformation"), die wir den Ergüssen mancher anderer englischen Dichter vom guten Rufe vorziehen. Herbert lehnt sich offenbar an Tennyson als Vorbild.

— Von Ueberweg's berühmtem und altbewährtem „Grundriß der Geschichte der Philosophie" erscheint im Verlage von E. Mittler u. Sohn in Berlin die achte Auflage. Auch diese neue Auflage ist von dem Professor der leipziger Universität Max Heinze bearbeitet worden. Bisjetzt ist der erste Band, der die Geschichte der Philosophie des Alterthums enthält, erschienen. Selbstverständlich ist es des Herausgebers Bestreben auch diesmal gewesen, das Werk auf der Höhe der Wissenschaft zu halten.

— Den beiden Bändchen der Bilder und Skizzen von Charlotte Niese: „Aus dänischer Zeit", die wir bei ihrem Erscheinen in einem besondern Artikel besprochen und gewürdigt haben, ist die Gunst des Publikums in so reichem Maße zutheil geworden, daß der Verleger (F. W. Grunow in Leipzig) in der Lage ist, eine Gesammtausgabe, die selbstverständlich in geschmackvollem Gewande auftritt, zu veranstalten.

— Von Otto Roquette's Dichtung „Hans Haidekukuk" ist soeben die vierte Auflage (J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. in Stuttgart) erschienen.

— Der bekannte „Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur" von Könnecke erscheint soeben in zweiter vermehrter Auflage (Verlag von Elwert in Marburg). Wir kommen selbstverständlich auf dieses Werk, von dem erst eine Lieferung vorliegt, ausführlich zurück.

— Von Paul Lindau ist ein neuer Roman: „Die Gehülfin", von Ola Hansson ein Roman: „Frau Ester Bruce", von Otto Roquette sind neue Novellen unter dem Titel: „Sonderburg" in der Schlesischen Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt (S. Schottländer) erschienen.

— Henrik Ibsen hat ein neues Drama: „Klein Eyolf", erscheinen lassen.

Bibliographie.

Arnold, H., Sonnenstäubchen. Novellen. Stuttgart, A. Bonz u. Comp. 8. · 3 M.

Blomberg, A. v., Waldstille und Waldleid. Roman. Leipzig, E. Ungleich. 8. 3 M. 50 Pf.

Bolze, A., Die Praxis des Reichsgerichts in Civilsachen. 18. Band. Leipzig, F. A. Brockhaus. Gr. 8. 6 M.

Bonus, A., Zwischen den Zeilen. Dies und Das für besinnliche Leute. Heilbronn, Eugen Salzer. 8. 2 M.

Böttcher, K., Wegen Preß-Vergehen. Gefängniß-Studien. Berlin, Bibliographisches Bureau. 8. 75 Pf.

Bourget, P., Das gelobte Land. Roman. Deutsch von C. Hecker. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 8. 3 M.

Czaykowski, C., Sündige Liebe. Roman. 2 Bände. Wien, C. Konegen. 8. 7 M. 50 Pf.

Ebers, G., Im Schmiedefeuer. Roman aus dem alten Nürnberg. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 10 M.

Engelmann, E., Der Märchenwald für das deutsche Haus. Stuttgart, Paul Neff. 8. Geb. 3 M.

Ernst, A. W., Literarische Charakterbilder. Hamburg, Conrad Kloß. Gr. 8. 5 M.

Falke, H., Fiat lux. Ein Sang aus junger Vergangenheit. Wien, C. Gerold's Sohn. 8. 3 M.

Foedransperg, H. Ritter v., Vierzig Jahre in der österreichischen Armee. II. Band. Dresden, A. Beyer (E. Pierson's Buchh.) Gr. 8.

Ganghofer, L., Die Martinsklause. Roman. 2 Bände. Stuttgart, A. Bonz u. Comp. 8. 10 M.

Gesammelte Werke von Johannes Wedde. Zweiter Band. Hamburg, H. Grüning. 8. 4 M. 50 Pf.

Grimminger, A., Aus'em Lerche-Nescht. Gedichte in schwäbischer Mundart. Stuttgart, A. Bonz u. Comp. 8. 3 M.

Haneis, E., Ein Lobspruch der Stadt Salzburg von Hans Sachs. Wien, C. Konegen. Gr. 8. 1 M.

Harlan, W., O herziges Menschenleben. Gedichte. Leipzig, W. Friedrich. 8. 6 M.

Heigel, K. v., Gluck-Gluck. Roman. Dresden, Verlag des Universums (Alfred Hauschild). 8. 3 M. 50 Pf.

Janssen, J., Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. 8. Band. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlg. Gr. 8. 7 M.

Jensen, W., Die Erbin von Helmstede. Roman. Dresden, Verlag des Universum (Alfred Hauschild). 8. 6 M.

Kohl, H., Die politischen Reden des Fürsten Bismarck. 12. Band. 1886—1890. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Gr. 8. 8 M.

Kralik, R., Weltgerechtigkeit. Versuch einer allgemeinen Ethik. Wien, C. Konegen. 8. 4 M.

Kühnemann, E., Herders Leben. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchh. 8. 6 M. 50 Pf.

Lanzky, P., Auf Dionysospfaden. Gedichte. Leipzig, R. Claußner. 8. 2 M.

Lindner, Th., Geschichte des deutschen Volkes. Zwei Bände. Stuttgart, J. G Cotta'sche Buchh. Nachf. Gr. 8. 10 M.

Literarische Reliefs. Dichterporträts von Ernst Ziel. Vierte Reihe Leipzig, E. Wartig's Verlag. 8. 2 M. 50 Pf.

Maak, M., Eine neue Zeit. Schauspiel aus der Reformationszeit. Leipzig, R. Claußner. 8. 2 M.

Martens, Dr. W., Gregor VII., sein Leben und sein Wirken. 2 Bände. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 16 M.

Mehring, S., „Nichts". Reimklänge. Berlin, Rosenbaum u. Hart. 8. 2 M.

Nissel, F., Dramatische Werke. Zweite Folge. Stuttgart, G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 8. 5 M.

O. O. (Verfasser der „Sibirischen Briefe") Sibirische Erzählungen. Leipzig, Duncker u. Humblot. 8. 5 M.

Ohorn, A., Das neue Dogma. Roman. 2 Bände. Leipzig, Buchhandl. d. Evangel. Bundes von Carl Braun. 8. 6 M.

Pradez, G., Le Faust de Goethe. Traduction métrique. Lausanne, B. Benda. Gr. 8. 6 M.

Schrill, E., Heimwärts. Erzählungen. Leipzig, E. Ungleich. 8. 1 M. 80 Pf.

Schweitzer, G., Streifzüge durch Rußland und über die persische Grenze. Berlin, Karl Siegismund. 8. 3 M.

Strakosch-Graßmann, G., Geschichte der Deutschen in Oesterreich-Ungarn. 1. Band. Wien, C. Konegen. Gr. 8. 12 M.

Turner, A., Die Kraft und Materie im Raume. Grundlage einer neuen Schöpfungstheorie. Vierte, erweiterte und vermehrte Auflage. Leipzig, Theodor Thomas. Gr. 8. 12 M.

Weitbrecht, R., A' Goischt. A Schwobagschicht. (Drittes Bändchen von Richard Weitbrecht's Erzählungen in schwäbischer Mundart.) Ulm, J. Ebner. 8. 60 Pf.

Zimmermann, Dr. A., Kolonialgeschichtliche Studien. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchh. (A. Schwartz). 8. 6 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Register.

*

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.